Per. 14 b
Munnofyun
1°
1859

Mnemosyne.

Beiblatt

zur

Neuen Würzburger Zeitung.

Jahrgang 1869.

Würzburg.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Digitized by Google

Bayerische Staats-Bibliothek München

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 1. Sonntag den 3. Januar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

I.

„Dem Himmel sei Dank, da geht der letzte Russe!“ sagte Eva und blickte triumphirend nach dem Ende der Straße, wo ein wirklicher Geheimer Staatsrath in dem Tunnel verschwand, welcher unter der Eisenbahn durchführte.

„Warum dankst du dem Himmel?“ fragte die lange, blasse Nanine. „Der Himmel wird sich wenig darum bekümmern, ob Ihr noch Russen habt, oder nicht.“ — „Du hast Recht,“ antwortete Eva. „Man muß consequent sein. Wenn man nicht an eine höhere Einmischung in die irdischen Angelegenheiten glaubt, soll man nicht reden, als glaubte man daran; und so sag' ich denn jetzt ohne Redensart aus der Kinderstube: ich bin fürchterlich froh, daß die Russen fort sind.“

„Ich dachte, Eure Russen wären nett gewesen,“ bemerkte Nanine halblaut. Nanine war kränklich, daher leise und langsam in Sprache und Bewegungen.

Eva sah gerade auch nicht aus, als ob sie eine Gesundheit von Eisen hätte. Sie war klein und fast dürftig von Gestalt, und auf den schmalen Wangen wechselte die Farbe unaufhörlich. Aber dabei war sie durch und durch lebendig, ihre Stimme klang hell, ihre Augen blitzten, ihre Art zu reden war emphatisch, ihr Gebahren nachdrücklich, oft sogar theatralisch und wie sie nie Sparsamkeit in ihren Mitteln kannte, so antwortete sie auch jetzt mit dem ganzen Aufwand ihrer quecksilbernen Individualität: „Die Russen waren nicht blos nett, sie waren reizend, besonders der kleine Junge, der immer so gut roch, daß er mir regelmäßig Kopfweh machte, und das junge Mädchen im ersten Stock, Nadja. Nebenbei — warum heißest du Nanine und nicht Nadine?“ fragte sie herausfordernd ihr Ideal, denn dafür galt Nanine. Bevor diese jedoch zu der Antwort gelangen konnte, sie sei nun eben Nanine getauft worden, war Eva bereits wieder im Fortfahren begriffen und erklärte energisch: „Gegen unsere Russen speciell also habe ich nichts, wohl aber gegen die Russen überhaupt und nicht nur gegen sie, auch gegen die Engländer, die kommen könnten, gegen die Deutschen, die kommen, gegen die Italiener, die nicht kommen.“

„Genug, gegen alle Fremden,“ vollendete Nanine, weil Eva der Athem ausging. „Gegen die Italiener wohl hauptsächlich, weil sie nicht kommen, nicht wahr, Eva? Denn wenn Rosenfelde schon von Italienern besucht würde, da käme am Ende auch Garibaldi einmal her und dann, Eva — “

„Ja, dann!“ sprach Eva, drückte die Hände auf die Brust, richtete ihre kleine Person in die Höhe, blickte empor zum Octoberhimmel, kurz, sah so leidenschaftlich begeistert aus, wie möglich, und hauchte: „Garibaldi!“

„Dein Held,“ sagte Nanine lächelnd.

„Der Held Italiens, der Held des Jahrhunderts, der Held der Menschheit!“ rief Eva. „Oh, und deiner auch, Nine, sag' es, deiner auch!“ bat sie und hing sich schmeichelnd an die Freundin. „Meiner auch, sicherlich, ich schätze den Mann von Caprera hoch,“ entgegnete Nanine, welche gern in Schlagworten redete. „Ich wünschte sehr, er käme, schon deinetwegen, aber er kommt nicht, Eva.“

„Nein, Nine, er kommt nicht,“ wiederholte Eva niedergeschlagen, fast weinerlich, „er nicht und nichts Großes überhaupt, auch nichts Interessantes.“

„Nun, Ihr habt doch voriges Jahr Angerstein gehabt“, erwiederte Nanine, einen bekannten Schriftsteller nennend.

„Bah, der hält nicht aus,“ sagte Eva geringschätzig. Die ersten vierzehn Tage ist er reizend, die nächsten vierzehn wiederholt er sich, und man ist verwundert; die dritten vierzehn wiederholt er sich nochmals, und man ist gelangweilt. Nein! ich möchte etwas wirklich Großes haben, wie Garibaldi, oder etwas wirklich Interessantes wie — “ sie nannte einen „berühmten“ Geologen, welchen von den Millionen Deutschen etwa fünfhundert Gelehrte und Halbgelehrte kannten. „Oder,“ fuhr Eva fort, die, wie man sehen wird, mit sich handeln ließ, „eine rechte Schönheit. Weißt du, ein recht schönes Mensch ist noch viel seltener zu finden, als ein großer oder ein interessanter. Es ist gräulich, was die Schönheit wenig zur Vollendung kommt. Erinnert du dich, schon einen recht vollkommen schönen Menschen gesehen zu haben, Nine? Aber auch einen durch und durch schönen?“

„Männlich oder weiblich?“ fragte Nanine.

„Gleichviel, darauf kommt es nicht an; bloß auf die Thatsache überhaupt,“ rief Eva ungeduldig. „Nun, Nine, besinne dich.“

Nine besann sich gelassen, wie sie Alles that, und nannte dann verschiedene Namen, sowohl männliche wie weibliche. Eva jedoch wollte keinen anerkennen. „Der? Die? fragte sie bei jedem neuen mit großartigem Hohn. „Nine, wie wenig weißt du noch, was wirklich schön ist!“ sagte sie dann mit dem vollen Ueberlegenheitsgefühl einer kleinen Gelehrten, die Winckelmann gelesen und nicht ganz verstanden hatte. „Laß' mich du die Theorie der Schönheit einmal ordentlich vordemonstriren.“

Sie packte Nanines Arm — Eva packte immer Alles, was sie ergriff; bloßes Anfassen genügte ihrer Energie nicht, Nanine war schon daran gewöhnt, gelegentlich rothe, auch wohl blaue Flecken als Beweis von Evas Liebe davonzutragen; sie

ließ sich geduldig oder auch nur abgespannt packen und in den Garten schleppen, welcher hinter dem Hause lag. Die bisherige Conferenz war auf dem Schattenplatz vor dem Hause abgehalten worden, wohin die Familie die Russen bei ihrem Abgang begleitet hatte. Die Eltern waren ins Haus zurückgekehrt, Eva war noch draußen geblieben, mit ihr Nanine, die sich gerade zum Besuch bei ihr befand und daher in Hut und Mäntelchen war. Eva hatte auf dem Kopfe nichts, als das leichte braune Netz, in welchem ihr glattes, weiches Haar ging, aber der Tag war nicht im Mindesten kalt, und vor der Mittagssonne gab die Halle Schutz, un deren Holzpfeiler der wilde Wein herging. Dorthin transportirte Eva ihr Ideal und ihr Opfer, drückte es kräftig in einen Lehnstuhl aus Weidenruthen, einen von den anhänglichen Sitzen, welche sich so gern in die Falten der Kleider haken, und in Stellungen vor ihr parabirend, die auf jede Rednerbühne gepaßt hätten, demonstrirte sie der armen Nanine, welche anerkanntermaßen nicht schön, ja weit eher häßlich, als hübsch war, die Schönheit nach Winckelmann vor.

Es geschah das nicht zum erstenmale, Eva hatte Winckelmann bereits mit achtzehn Jahren gelesen. Jetzt zählte sie vierundzwanzig, Nanine wußte folglich schon seit sechs Jahren, daß Eva sie eigentlich abscheulich finden müsse. Aber so ausführlich, so eindringlich, wie heute, hatte Eva noch nicht über die Nothwendigkeit der Schönheit gesprochen, und Nanine würde vorgezogen haben, daß sie es auch heute nicht gethan hätte. Zu einem häßlichen Mädchen von Schönheit reden und vollends beredt darüber werden, das ist eben eine neue Version vom Strick im Hause des Gehängten. Eva sprach jedoch nicht bloß in diesem besonderen Falle von besagtem Strick, sie hatte überhaupt eine Vocation, davon zu reden. Mit Frauen, welche in dem gewissen ungewissen Alter waren, sprach sie von den weißen Haaren, die man bereits sähe, allenfalls auch von ihren eigenen vierundzwanzig Jahren, die sie klingen ließ, als wären es ihrer nicht mehr als achtzehn. Mit jungen Leuten, denen die Examina zu schwer wurden, sprach sie von der unumgänglichen Nothwendigkeit, einen guten Kopf zu haben. Gegen Personen von Stande ließ sie sich über die Anmaßung des Adels und über das erbärmliche bischen Form aus, welches seinen einzigen Vorzug ausmache. Aehnliche angemessene Gegenstände wußte sie bei jeder Gelegenheit aufsindig zu machen, und jetzt, wie gesagt, demonstrirte sie Naninen die Schönheit vor. Nanine antwortete wenig oder lieber nichts, sie begnügte sich, geduldig zu lächeln und alles anzuhören, was Eva gegen die Häßlichen auf dem Herzen hatte. Erst ganz zuletzt erlaubte sie sich die kleine boshafte Bemerkung: „Sieh einmal, Eva, alle Welt kann nicht so reizend sein, wie du.“ Eva indessen war durch Schmeichelei nicht von ihren Stelzen herunterzubringen. Sie nahm es als vollkommen selbstverständlich an, daß sie reizend sei, aber sie fand, es sei das weiter nichts Besonderes. Reizend — was war man, wenn man auch reizend war? Nichts. Die Verpflichtung, schön zu sein, hatte man, und der kam man nicht nach, Eva so wenig, wie die übrige Menschheit, in Deutschland mindestens. „Das macht, in Deutschland haben wir keine Race,“ sagte sie zum Abschluß ihrer Deklamation sehr wegwerfend. „Ja, wenn wir die hätten! Aber wir haben sie nicht, wir gehören zu den Mischvölkern. Die Juden haben welche, deßhalb war auch die Jüdin aus Wien — du erinnerst dich, Nine? — die einzige wahrhaft schöne Frau, die ich bisher gesehen habe.“ Nine entsann sich mit einiger Mühe der Wiener Bankiers-Frau, welche vor drei Jahren bei den Steinthals gewohnt hatte. „War sie nicht sehr anmaßend und immer sehr auffallend gekleidet, Eva?“ fragte sie. „Of course war sie anmaßend,“ entgegnete Eva, die gern Englisch einmischte, aber noch lieber ihr Deutsch verenglischte. „Warum sollte sie nicht? Sie hatte Geld, Nine. Und sich overdressen (überputzen), warum sollte sie das nicht auch? Ihre Schönheit peppte Alles, selbst Scharlach und Diamanten zu Mittag. O was für ein Weib, was für Blut! Aber freilich, sie hatte Race.“ — Und Eva gestaltete der armen Nine endlich, sich aus ihrem unbequemen Lehnstuhl herauszuschälen.

Eva hatte auf beiden Backen einen wahren Rothrübenpurpur, der weder schön noch reizend war. Nanine dagegen war noch bleicher als gewöhnlich, denn sie fühlte sich gekränkt. Als sie über die Brücke auf die Höhe gekommen war, wo das Haus ihrer Familie stand, traf sie ihre jüngste Schwester vor der Thür und konnte sich nicht enthalten, sogleich über Eva's liebliche Art zu reden. „Ja,“ sagte Elsbeth, die mit zwanzig Jahren die naive Weisheit des Hauses vorstellte, „es ist schade um Eva. Sie ist gut und lieb, wirklich, wie sie sie immer nenne, Eva vor dem Sündenfall; hübsch ist sie auch, wenigstens meistens, wenn sie nicht gar zu roth wird, aber rücksichtslos ist sie und Zeug schwatzen thut sie, daß es ein Erbarmen ist.“

Das hatte Fräulein Eva Steinthal von der Mühe, die sie sich gegeben, Fräulein Nanine klar die Schönheit nach Winckelmann vorzudemonstriren.

II.

Wie man bereits errathen hat, war Rosenfelde ein Badeort, früher ein kleiner, um so zu sagen häuslicher, wo nur alte Fräulein und aufopfernde Mütter mit kränklichen Kindern hingingen, ein Mann eine naturhistorische Seltenheit und von Vergnügungen keine Rede war. Jetzt allmälig fo weit in die Mode gekommen, daß es anfangen konnte, groß zu thun und seine Preise zu steigern. Engländer kamen noch nicht, selbst nicht von Dresden oder von Leipzig, auch Franzosen sah man bloß sehr vereinzelt und dann immer nur allein, nie mit Familie, aber Russen kamen von Dresden nicht nur mit Familie, sondern sogar mit Dienerschaft, und zwar lauter Geheime wirkliche Staatsräthe. Leipziger nahmen die Vorsaison von April bis Mitte Juni in Beschlag, dann wichen sie den Berlinern, welchen die eigentliche Saison ausschließlich zu gehören schien, indem nur wenige Dresdner und Thüringer sich zwischen sie hineinwagten. Oesterreicher hatten sich bisher auch immer bloß in einzelnen Exemplaren sehen lassen und daher stets Epoche gemacht. Die Berliner bestanden größtentheils aus Excellenzen und auch Juden. Auch die jüdische Literatur begünstigte Rosenfelde. Am wenigsten vertreten war der active Militärstand.

Jetzt aber, Mitte October, waren nicht nur sämmtliche Badefremde, sondern selbst die Traubenesser der Nachsaison fort. Der Wein war dieses Jahr so zeitig und so gut gewesen, daß er bereits aufgegessen war und Rosenfelde zu seinem Normalstand zurückkehren durfte. Nur eine einzige alte Excellenz weiblichen Geschlechtes wohnte noch bei einem Schmiede und wanderte in einem runden braunen Hut zwischen den Stoppelfeldern herum, aber an diese alte Excellenz war man in Rosenfelde dermaßen gewöhnt, daß es sich ganz gleich blieb, ob sie da war oder nicht. (Forts. f.)

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 2. Mittwoch den 6. Januar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Adam Dühring (Fels).

(Fortsetzung.)

Die Rosenfelder also wurden wieder Rosenfelder, nahmen wieder Besitz von ihrem Ort, ihren Häusern und sich selbst. Vom Frühling bis zum Herbst gehörte ihnen Nichts, da war Alles den Fremden, sie selbst, die Rosenfelder, mit inbegriffen; aber vom Herbst bis zum Frühling, da waren sie Herren daheim oder vielmehr Herrinnen, denn die Rosenfelder bestanden fast ganz aus Rosenfelderinnen. Die Männer waren blos einzeln zwischen das weibliche Element eingestreut und verloren dadurch, es muß gesagt werden, viel von ihrem eigentlichen Charakter. Gewiß ist es wenigstens, daß in ganz Rosenfelde auch nicht eine einzige hervorstechende, männliche Persönlichkeit anzutreffen war. Es gab einige pensionirte Majors, welche ihre Frauen vermiethen ließen und dabei doch die Aristokraten spielen wollten, es gab einige liberale Schwätzer, welche das große Wort führten, und weiter — ja, weiter gab es keine Männer. Der Dr. Steinthal, Eva's Vater, war ein vollkommener Gentleman: aber „ein Mann macht keine Stadt", sagt das lateinische Sprichwort, und so dürfte Rosenfelde ausschließlich ein Frauenort genannt werden.

Wie viel Frauen eigentlich in den Häusern und Häuschen steckten, das konnte man jetzt sehen, wo sie nach der Fremden-Ueberschwemmung wieder zum Vorschein kamen. Eine Mutter mit drei Töchtern, drei alte Schwestern auf einmal, das war gar nichts bei einem Bevölke. Sehr häufig kam auch eine Cousine, eine Schwägerin oder eine Freundin mit. Die Rosenfelderinnen waren überall nach Thüringen, nach Sachsen, nach Berlin hin verwandt und befreundet; und ihre Verwandte und Freundinnen kamen alle im Herbst, wenn Platz wurde. Aber auch ohne diesen Zufluß waren der Frauen zweifelsohne viele, Rosenfelde besaß eine eigenthümliche Anziehung für Witwen. Die Witwen waren von jedem Alter und von jedem Stande, am Häufigsten von Professoren, Superintendenten und Räthen. Einige hatten Söhne, welche jedoch nie da waren, die meisten hatten Töchter irgend welcher Art, Stieftöchter, Enkeltöchter, verwittwete Töchter, sogar verwittwete Schwiegertöchter. Alle vermietheten den Sommer hindurch, alle siedelten jetzt aus den Stübchen, wo sie sich geduldig zusammengedrückt, in die Winterquartiere, d. h. in die Zimmer über, welche die Fremden frei gelassen, und alle machten und empfingen den ganzen Tag Besuche. Es half nichts, Rosenfelde hatte im Herbst viel von einem Ameisenhaufen, wo unaufhörlich hin und hergelaufen wird.

Vorzüglich fleißig besucht wurden zwei Schwestern, welche das sogenannte „Haus am Berge" besaßen. Sie hatten das einer Gewohnheit zu danken, die gleichsam wie ein Recht oder eine Ueberlieferung an dem Hause haftete. Es war das erste gewesen, welches zur Aufnahme von Fremden gebaut worden war, als man die Quelle von Rosenfelde entdeckt hatte. Beinahe dreißig Jahr lang war es im Besitz derselben Familie geblieben, dann hatte die Wittwe des Erbauers es verkauft, um zu ihrem einzigen Sohne zu ziehen, welcher der Mutter nicht länger entbehren und seinerseits das Grundstück nicht übernehmen wollte. Das Kleinleben in Rosenfelde sagte ihm, dem großen Fabrikanten in Magdeburg, nicht zu, und obgleich seine Mutter Rosenfelde vorgezogen hätte, so gab sie es doch aus Liebe zu ihm auf, und Rosenfelde verlor in der wohligen Frau gleichsam seine Patriarchin, welche heimzusuchen, um Rath zu fragen, um Dienste oder um Trost anzugehen die Rosenfelderinnen dermaßen gewöhnt gewesen waren, daß selbst jetzt, wo sie nicht mehr dort wohnte, kein Haus so selten ohne Besucherinnen war, wie das „am Berge".

Die beiden Schwestern, ihre Nachfolgerinnen, waren nach Kräften bestrebt, dieser Art Erbschaft Ehre zu machen. Es waren Weißnerinnen, die ältere, Ottilie Bitter, die Wittwe eines kleinen Steuerbeamten, welcher sie früh ohne Vermögen, ohne Pension, glücklicherweise aber auch ohne Kinder zurückgelassen hatte; die zweite, Mathilde oder Klotilde Klemm, noch unverheirathet und wohl auch ohne Aussicht, sich je zu verheirathen. Obwohl Madame Bitter sie noch immer als „Kleine" behandelte, konnte sie doch kaum weniger zählen, als fünfzig. Dreiundvierzig gestand sie selbst zu. Madame Bitter, die ebenso groß, voll und blond war, wie ihre Schwester klein, bebend und brünett, bekannte sich zu zehn Jahren mehr und war in der That sechzig. Die anwachsenden Jahre hatten es ihr auch unmöglich gemacht, das Geschäft, mit dem sie nicht nur sich und die Schwester ernährt, sondern sogar ein recht hübsches Vermögen erworben, ferner fortzusetzen. Vermietherinnen von Meßlokalen in Leipzig müssen wo möglich erst fünfundzwanzig Jahre zählen, keinesfalls dürfen sie älter sein als vierzig. Madame Bitter nun konnte selbst mit dem besten Willen die Fünfzig nicht länger verläugnen und hatte daher, wenn gleich schweren Herzens, Leipzig mit Rosenfelde und die Sorge für einzelne Herren mit der für Familien vertauscht. Da das „Haus am Berge" fast ausschließlich von Stammgästen besucht wurde, so hatte Madame Bitter gleich eine Kundschaft vorgefunden und nichts zu thun, als sich dieselbe zu erhalten. Anfangs wollte das nicht ganz gelingen, mehrere Familien wählten, nachdem sie eine Saison hindurch sich der Aufmerksamkeit von Madame Bitter

erfreut, eines der andern ältern Häuser zu ihrem jährlichen Sommeraufenthalt, doch geschah das nur nach dem ersten Jahre; im zweiten bereits hatte Madame Bitter die große Wahrheit begriffen, daß Familien in einem Bade nach andern Grundsätzen verpflegt werden müssen, als einzelne Herren, bei der Messe, und seitdem verlor sie keine Stammgäste mehr, sondern bekam nur noch neue dazu.

In Rosenfelde selbst hatte sie gleich nach ihrer Niederlassung ihren Platz, nämlich den durch die alte Dame freigewordenen, eingenommen, obgleich sonst eigentlich fünfundzwanzig Jahre dazu gehörten, um unter den Rosenfeldern einzubürgern. Wenn die Rosenfelder sich dieser ganz ungewöhnlichen Concession einmal bewußt wurden, so hatten sie, um sie gegen sich selbst zu entschuldigen, eine Menge Gründe, welche alle aus der Persönlichkeit der Madame Bitter entsprangen. „Sie ist so gut," sagten sie, „so sanft, so gefällig, so theilnehmend, so selbstverläugnend." — „Sie ist sehr klug," pflegte Doktor Steinthal hinzuzusetzen. — „O ja, klug ist sie auch," wurde ihm dann geantwortet; „aber hauptsächlich ist sie so gut — es hat sie noch Niemand je böse gesehen."

III.

Madame Bitter hatte Besuch von der Frau Doctorin Klar und deren beiden jüngsten Töchtern, die wir schon kennen. Die älteste, Fanny, ein sehr strebsames gutes Kind von sechsundzwanzig Jahren, spielte zu Hause Klavier, was sie, immer bestrebt, sich auszubilden, bereits oft um fünf Uhr Morgens that.

Die Doctorin Klar selbst war eine Frau zwischen achtundvierzig und fünfzig, aber noch sehr wohl erhalten. Eine elegante Schönheit war sie nie gewesen, nur eine robuste, doch von dieser Art stattlichen Reizes war ihr genug übrig geblieben, um sie noch immer zum Gegenstand der Winterbewunderung für die Rosenfelderinnen zu machen. Bedauert wurde nur, daß sie keiner ihrer Töchter von ihrer Schönheit mitgetheilt hätte. Wäre es auf sie angekommen, sie hätte es sicherlich gethan, denn sie war eine sehr gute Mutter. Eine wackere Hausfrau ebenfalls, im Ganzen eine achtbare Person und durchaus nicht eingebildet auf ihre wirklichen Verdienste und Vorzüge; aber, leider, voll von ungerechtfertigten Ansprüchen auf geistige Ueberlegenheit, und daher keineswegs ohne Lächerlichkeiten. Nur an einer war sie unschuldig: an der, daß sie frisch darauf los jedem Fremden als Frau Doctorin vorgestellt wurde, ohne doch die Gattin eines Doctors zu sein. Ihr Mann hatte nämlich weder Grad noch Titel, weder Amt noch Gewerbe. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, etwas zu werden und zu thun, hatte er wohlweislich seiner Frau die Sorge für die Famitie übertragen und war nur noch Privatpolitiker. Nebenbei hatte er einen poetischen Sparren und machte Verse, welche man sogar in Rosenfelde nicht unbedingt bewundern wollte. Im Uebrigen war er ein guter Vater, ein guter Mann und ein guter Mensch, und auf seinen Karten stand einfach: Klar; den Doctor hatten ihm die Rosenfelder angehängt. „Er ist nun doch ein Mann in den Fünfzig, er kann doch nicht mehr ohne jeden Titel bleiben," sagten die Rosenfelder, und so kam es, daß Madame Bitter die Frau „Doctorin" Klar zum Besuch hatte.

Die Doctorin Klar sprach über die Aufregungen der Saison. Es war das ihr beliebtes Herbstthema: hörte man sie von Mitte Oktober bis Mitte November, so hätte man wirklich glauben sollen, die Saison in Rosenfelde sei an Staub, Tumult und Fashion ganz eins mit einer Londoner Season.

Madame Bitter hörte mit ihrem stereotypen, sanften Lächeln zu, Madame Bitter lächelte immer, wenn Besuch da war.

Da kam Tilde Klemm den mittelsten Gang heraufgeschoben. Wenn Madame Bitter, angeboren oder angeeignet, eine große, Einige sagten, würdevolle Ruhe besaß, so hatte dafür Tilde Klemm die ganze Schiebefähigkeit, welche die echten Sächsinnen sich noch mit siebzig Jahren zu erhalten wissen. Auch in der Sprache und äußerlich wenigstens, im Charakter war Tilde Klemm mehr Sächsin als die Schwester. Madame Bitter hatte von den vielen einzelnen Herren, an welche sie während und auch außer der Messe vermiethete, etwas mehr Allgemeindeutsches angenommen, selbst im Accent und in der Ausdrucksweise. Nur wenn sie allein mit ihrer „Kleinen" war, ließ sie sich gehen und sagte „mir" statt „wie," und „Siehst de, das kann ich der nicht sagen."

Jetzt sagte sie, der Schwester liebevoll entgegenlächelnd: „Nun, Kleine, was bringst du denn?"

„Einen Brief," antwortete die Kleine. „Guten Morgen, Frau Doktorin, guten Mo:gen, Nanine und Elsbeth," sagte sie dann mit einer gewissen bissigen Freundlichkeit zu den Besucherinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie den Mecklenburger Bauern der „Freischütz" gefiel

und was ihnen dabei passirte.

(Aus Fritz Reuters „Reis' nah Belligen.")

Wer sich noch besinnen kann, wie er das erste Mal im Theater saß, wie der Vorhang aufging und die ganze Herrlichkeit der Komödie an ihm vorüberzog, Geschichten, wie er sie nur in Büchern gelesen, im Traum gesehen, aber nicht für Menschen möglich gehalten hat, der kann sich ungefähr vorstellen, wie's dem „ollen Swart," dem „Nahwer (Nachbar) Mitt" und ihren Söhnen Fritz und Karl zu Muth war, als sie nach Berlin kamen und von der Höhe des „Orgel-Kur" (Orgel-Chor) herab den „Freischütz" sahen.

Sie hatten bezahlt und die Gesellschaft, hübsch zusammen, stzigt nach dem „Paradies" hinauf. Der alte Mitt bleibt in der Thür stehen, hält sich fest mit beiden Händen und starrt in den Kronleuchter, bis ihm die Augen flimmern. Dann fängt er kläglich an zu bitten: „Ne, will'n man wedder 'rute gan." Der alte Swart redet ihm zu und er geht herein. Wie er über die Brüstung schaut, hinab in den Theaterraum, wie's da wühlt und wallt und dumpf wie ferner Donner grummelt, und wie's gitzert und blitzt, da wird ihm schwindlich und Nachbar Swart muß nochmals hülfreich beispringen. Endlich beruhigt er sich und die Gesellschaft wartet mit Spannung auf das Schauspiel.

Auf einen Stoß geht die ganze Musik auf einmal los. Das war, als wollte der Erdboden bersten und fing der Himmel an zu wackeln, so rasterts und knatterts und sauste und brauste und grummelt und rummelt und quidelt und spielt und schreit dazwischen, als wenn der jüngste Tag angeht. Dann wieder klingts voll Freud und spielt und flötet und singt so süß, als wenn die Sonn aufgeht und scheint auf die grüne Erde. Dann wieder klingts wie Sommernacht, wenn Mond und Stern am Himmel wandern, und Eins so selig sucht den Andern, als wenn die Braut so still und traut am Herzen liegt, als hätt' der Himmel seine Seligkeit an dich vergeben und bät sich nun bei dir zu Gast.

Fritz Swart denkt an den „fin kleen Dürten“ (Dorothea); es war ihm, wie wenn Glocken klangen und Lerchen sangen, wenn Sommerwind durch Büsche zogen und Nachtigall und Wachtel schlugen; doch Alles zusammen zu gleicher Zeit, als sängen sie all ein einzig Lied. In seinem jungen Herzen da wirds, als solle er nun mit einmal sich freun, und bangen, vergehen vor Lust und Qual und selbstlosem Verlangen. Ein Schauer übergießt ihn, der Athem stockt, bald glüht, bald zittert er vor Frost, ganz still und stumm hat er die Hände gefaltet und starrt in tiefer Andacht vor sich hin.

Nun geht der Vorhang auf, „Viktoria!“ Da springen und tanzen die Bauern; in Mitten steht der „Kerl mit den vielen Schildern.“ Das ist der König von der Schützengilde, der den Preis gewann, und daneben wird einer gehänselt, der fehl schoß. „Nu ward hei fallsch; hei ward em doch nicht sticken“ (stechen). „„I Vadder Witt, wo kannst du so wat spreken? Sei dauhn man so; bit is man Ogenblenne (Augenblende) jo.““ Dann kommt „der Anner mit de Näs und mit dem swarten Bort (schwarzen Bart) un mit dem Haut (Hut), grad as so'n Drechter (Drechsler).“ Und wie der Kerl das Maul aufreißt! „Wenn de so recht ut wulle Kehl rut blahrt (herausblärrt), der kann sit jo en Minsch verstreen (erschrecken). Den alten Swart aber jammert das junge Blut: „O6 hei dat Feugensmimsch (Frauenzimmer) well kriggt, wonach hei ümmer lüdhall schriggt“ (auf vollem Hals schreit). Endlich schlägt ihn der schwarze Kerl doch breit; der dumme Teufel läßt sich kriegen und „Allens üm dat beten Freigen“ (um das bischen Freien).

Jetzt fällt der Vorhang und Fritz holt tiefen Athem. Das war Alles nicht wahr, das sah er ein, das kannt niemals passirt sein; und doch war's wieder so wahr, denn es stand vor ihm so klar wie am Himmel die Sonne. Der Vorhang hebt sich wieder und Carl Witt meint: Das ist wirklich das Stück, was wir zu Streitig sahen und „dat is de süwige Wamsell.“ Fritz hört's nur halb, denn ihm war's, als wenn sin Dürten vor em stünn und klagte em ehr Herzeleid.“ So traurig klang's und doch so süß, daß ihm die Thrän' vom Auge floß und doch sein Herz so selig flog. Es war nicht Dürt und doch war's Dürt; ihm ward, als sollt' er für das fremde Mädchen sein Herzblut tropfenweis vergießen. Den alten Swart aber hat das Aennchen charmirt: „Ne, tik dat Ding an, wo dat lewig ward!“ Dem Nachbar Witt könne sie sogar als Schwiegerlochter gefallen. Swart meint aber, das sei Alles nur Schein, sie thue sich nur verstellen.

„Singt die Dirn' und pfeift der Knecht
Da wird all' mein Tag nichts recht.“

Nun kommt „die Sach zum Schwur.“ De Anstalt is denn doch tamm Grugenmaken (zum Grauenmachen) mit Dodenköpp un so'n oll Saken.“ Den langen Kekel sollten sie doch an den Galgen hängen. Der will mit dem Bösen sich hemengen und das unschuldig Gottesblut verführen. Fritz, ruft Carl Witt, dit is dat Stück, wo wie dunn bewwen springen gen müßt.“ Nun kommt Mag, dann geht die Kugelsiegerei los. Witt das im Erdboden dröhnt, wie die Gul' da sitzt und speit und wie das von Himmel blitzt und wie das wettert und kracht. Jetzt kommt die wilde Jagd. Dem alten Witt, dem graut, er will hinaus; jetzt ruft's: „Siebe!“ Auf einmal schreit Carl Witt ganz laut: „Nu holt Jag wiß, nu möt wie springen!“ (Jetzt halt auch fest, jetzt müssen wir springen!) Wunsch' hat ihn der Constabler im Genick und bringt ihn ganz sacht hinaus. Der Vorhang fällt.

Swart schilt über den dämlichen Jungen und tröstet den alten Witt, dem's gruselt und graut. Das Stück fängt wieder an. Fritz hört sein Dürten beten, für ihn und sein ewig Glück. O wie schön, wenn ein Mensch, der uns der liebste ist auf der Welt, die Hände gefaltet zum Himmel hält und zu ihm schickt den frommen Wunsch und für uns bittet! Oft Swart sieht aber wieder „dat Krötending“ (die kleine Kröte), die unher springt, „grad as ne Mus up Kinbelbin“ (grad wie 'ne Maus beim Kindbett). Jetzt werden sie aber ganz verwirrt; denn jetzt singen sie da unten den „Jungfernkranz.“ Wo (Wie) kümmt de nach Berlin kirzer?“ „Ji Nahmen Swart, de kann so fin, dat Ehn bi uns dat alle Ding helt fürt und dat sein 't sit ümmenig dunn helt ihrer“ (daß es's dann ordwendig gelernt hat); doch, meint er, „all tau schön bringen sei 't nich rut.“ Jetzt kommt der König und der ganze Schwarm und Mag und den Probeschuß thun. Nun wird's dem Swartfingst, Mag könnt schiefen, denn er hat „Dümelskugels“ drin. „Der Dewwel kann so dat nit weiten (wissen), wo so'n Kreatur hinsteigen kann“ (wo so 'ne Kreatur hinsteigen kann). Und wie Mag nun anlegt und losdrücken will und Alles ist vor Angst mäuschenstill, da ruft der alte Swart vom „Orgel-Chor“ herab: bei schätt! (schießt) bei schätt! Der Dewwel hahl; Du dumme Dewwel, schell (schieß) doch nich!“ Wunsch! hat ihn der Constabler im Genick und führt ihn höflich vor die Thür. Und Witt geht sachte hinter drein. „Herr! sagt der alte Swart, barsirt, dat it nah'n Rechten feld, ward it ihm 'nie tweten?“ (Herr, dafür, daß ich nach dem Rechten sieh, werd' ich hier herumgeschmissen?“) Na, bit is wedder mal en Stück!“ —

Fritz aber blieb allein noch drin. Er hatte die Welt um sich vergessen, er hört und sieht nichts Andres mehr, als sein eignes Leben, als was das Alles ihm selbst passirt und seiner lieben Dürt. Und wie der Vorhang fiel, da war's ihm, als wär' es von der ganzen Welt verlassen, als wär' der Himmel ihm verschlossen; als wär' Alles nun vorbei. Nur die schöne Melodie vom letzten Lied klang in ihm fort, so traurig und so süß, wie das letzte Wort, das seine Dürt ihm sprach: „Adjü!“

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 5. Januar.

Der Culturhistoriker Julius Eckardt sagt einmal irgendwo, der Hauptcharakterzug der vormärzlichen Gesellschaft sei der Optimismus gewesen, der in unserer Zeit einem skeptischen Pessimismus Platz gemacht habe. Die große Masse macht heutzutage die letztere Mode ebenso mit, wie sie früher an der andern Theil genommen habe.

Unser Theaterpublikum ist von einem gewissen Pessimismus gegenüber der Oper angekränkelt — das ist nicht zu läugnen. Freilich ist dieser Pessimismus nicht von selbst erwachsen, sondern herangezogen worden; im Anfang der Saison war er nicht da; z. B. die erste Vorstellung des Gounod'schen „Faust“ war in mancher Beziehung nicht so gut als die am letzten Sonntage, und doch konnte dortmals der lebhafte Beifall als Ausdruck der Befriedigung des Publikums gelten, während das letzte Mal manche gelungene Stelle ohne Theilnahme vorüberging.

Ich glaube, man hat sich von Seite des Publikums durch mehrere unliebsame Erfahrungen nach und nach in eine Verbitterung hineinreißen lassen, deren Folgen in zweiter Linie wieder nur die Zuhörer zu tragen haben. Natürlich werden die

Sänger, wenn ihnen nicht die geringste Aufmunterung zu Theil wird, verstimmt und widerhaarig — und wer kann's ihnen verdenken, deren Sensibilität noch viel mehr auf die Spitze getrieben ist, als bei andern Menschenkindern. Auber's „Maskenball" wurde bei der Wiederholung sehr gut aufgeführt, und doch rührte sich den ganzen Abend über in dem gedrängt vollen Hause keine Hand. Das ist entschieden unrecht. — Nicht so Günstiges ist allerdings von der „Undine" zu vermelden, welche namentlich von Fein. Neher sehr zugerichtet wurde; ihr Anwerfen gleich im 1. Akt wirkte ansteckend, selbst im alten „Flaschenlied" pfuschte Hrn. Breuer eine kleine Verschlechtigkeit, die er aber durch seinen guten Humor rasch wieder auswetzte. Das wunderbare, tief ergreifende Finale des 3. Aktes, von Hrn. Oettinger herrlich und mit tiefem Gefühl, das durch ein diesem Sänger eigenthümliches schwingendes Beben der weichen Stimme noch erhöht wurde, gesungen, wurde unangenehm gestört durch allerlei Akkorde des Chorpersonals. Herr Hagen als Knappe Veit hatte, wie bei der schon früher besprochenen ersten Vorstellung der Oper, auch diesmal seinen Glanzpunkt im begeisterten und begeisternden Vortrag des eingelegten patriotischen Liedes: „Sieh einig [illegible]

Was ich neun Gemunde Faust halte, darüber habe ich mich schon einmal ausführlich ausgesprochen; es geht ein entnervendsinnlicher Zug durch diese, von falscher Sentimentalität erfüllte Musik; keine Spur von Kraft und Frische, von gesundem Leben! Alles so mollsüchtenhaft weich, überreif, parfümirt und verstäßt, daß es Einem widerstehl. Ueber Hrn. Hagen als Faust wüßte ich nichts besonderes Neues zu sagen; seine Vorzüge überwiegen jedenfalls seine Mängel um so viel, daß er doch des gleichen Beifalls werth gewesen wäre wie das erste Mal. Daß seine Stimme für manche Stelle die Weichheit und direkt zum Herzen sprechende Innigkeit fehlt, ist nichts, absolut er diesen Mangel mit seinem Gesangeren theilt, als Riemann. Und doch — sonderbar! — wurde gerade die Arie im dritten Akt, wo dieser Mangel am deutlichsten hervortrat, — applaudirt. — Hrn. Gänge müller's (Mephisto) Stimme steht auf der Höhe ihrer Macht und Klangfülle und wirkte an manchen Stellen außerordentlich, an anderen hätte der Vortrag etwas weniger verwischt und deutlicher phrasirt sein können; sein Spiel war vortrefflich. Hr. Brettiger (Valentin) hatte gegen seinen Vorgänger in dieser Rolle leichtes Spiel.

Und nun die neue Sängerin: Frl. Kober als Gretchen — ein endgültiges Urtheil über sie nach diesem ersten Debut abzugeben, ist nicht so leicht, und den Spruch auszusprechen in gar zu verbrauchten Negationsmittelchen. Thatsächlich ist: Frl. Kober hat eine sehr starke, volle Stimme, die leicht und ohne Anstrengung in nicht zu geringem Umfang anspricht; was ist schon etwas! Daß sie sich dadurch verleiten läßt, zu schreien an Stellen, deren Charakter einen zarten innigen Ausdruck verlangt — das ist nichts, will sagen ein großer Fehler. Ein paar Bäcke mögen der erklärlichen Befangenheit eines ersten Auftretens vor einem fremden Publikum zu gute gerechnet werden. Das Spiel war für eine Sängerin, deren nicht jede eine Stelle sein kann, nicht so ganz übel. Im Ganzen ist die Hauptsache, das Material zu einer tüchtigen Sängerin bei Frl. Kober vorhanden und dürfte sie die klaffende Lücke unseres Opernpersonals mindestens ebenso gut ausfüllen, als im vorigen Jahre die Vertreterin dieses Faches.

Das Orchester ist jetzt, wo die Dauer der Saison bereits abwärts schreitet, im besten Zuge zu einem annehmbaren Ensemble, wenn man nämlich von einem wohl nicht so leicht zu befriedigenden, übrigens nur in der sogenannten großen Oper grell hervortretenden Mißverhältnisse in der Quantität der Streich- zu den Blasinstrumenten absieht. Nach eine kleine Weile, und wir werden ein gutes Orchester hören, dann aber wieder eine kleine Weile, und wir werden es nicht mehr hören, bis im nächsten September neue Leute mit erneuten Dissonanzen uns den Mangel eines städtischen Orchesters aufs Neue empfinden und bellagen lassen. Und so weiter — jedes Jahr, bis es am Ende einmal geht, wie in dem auf der „Musikversammlung" Jedermann bekannten Fabelgedicht von Lichtwehr.

Miscellen.

[Das geistreiche Gebahren eines Charlatans] in Marseille erzählt der „Semaphore". Es war Jahrmarkt in einer kleinen Stadt an der Grenze des Departements du Var. Eine zahllose Menge umgab einen buntlackirten, reich vergoldeten Wagen, vor dem zwei stattliche graue Karrossenpferde angeschirrt standen und daneben galonnirte Bediente, darüber uniformirte Musikkanten, die von Zeit zu Zeit zu Proben ihrer Kunst gaben. Oben auf dem Sitze stand ein elegant gekleideter Gentleman, der Zähne umsonst ausriß, und dabei eine Unzahl von Flaschen, Universalmitteln gegen alle menschlichen Leiden verkaufte. Anfangs war die Kauflust sehr groß, bald aber begann sie nachzulassen. Da rief es mit einem Male: Platz da, Platz! Und die Menge wich nachgiebig einem Reiter auf schweißtriefendem Pferde; er reitet an den Wunderdoktor heran und übergibt ihm einen riesengroßen Brief mit mächtigem rothen Siegel. — Fontanarosa sieht den Brief an, wendet ihn hin und her und als er ein königliches Wappen erblickt, spielt er den höchst Ueberraschten, öffnet und zieht ein Schreiben mit breitem Goldrand hervor; er verkündet pomphaft dem versammelten Publikum, daß die Königin-Wittwe von Preußen ihn sofort nach Riga berufe, um sie von schweren Leiden zu befreien. — Dann nach einigem Nachsinnen, während er einen innern Kampf zu bewältigen scheint, gibt er dem Reiter ein großmüthiges Trinkgeld, wirft die königliche Botschaft verächtlich bei Seite und ruft der verdutzten Menge zu: „Erst das Volk und dann die Fürsten!" Ein Hurrah folgt diesen Worten und er macht sich daran, wieder vielversiehe Zähne auszuziehen. Nachdem auch diese Serie genügend ausgebeutet ist, nimmt er eine höchst geheimnißvolle Miene an, holt mit großer Vorsicht eine dunkelblaue Flasche hervor, schüttet in seine hohle Hand aus der Flasche etwas von einem zweifelhaft weißen Pulver und sagt: „Hier, meine Herren und Damen, ist das Pulver von Seringapatam, eigens dazu erfunden, um Vergiftete und andere auf gewaltsame Weise umgekommene Personen wieder in's Leben zurückzurufen!". Und während die Musik einen Heidenlärm macht, steht man verschiedene Hände nach den blauen Fläschchen langen, um ein so kostbares, aber nach dem Prospekt der Gistmischerinnen von Marseille demnach nothwendig gewordenes Präservativ zu kaufen. Dabei muß freilich bemerkt werden, daß für das Präservativ nur Männer die Käufer waren, während die Weiber „vor arger List lachten". — Daß Dr. Fontanarosa die Bevölkerung der Stadt und Umgegend genommen hat, was sie werth waren, kann man sich denken.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 3. Sonntag den 10. Januar 1864.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Adam Düringer.

(Fortsetzung.)

Die Doctorin Klar ließ sich von der Höhe ihrer stattlichen Schönheit zu einem „Guten Morgen, liebe Tilda!“ herab. Die beiden jungen Mädchen begrüßten sie „als Fräulein Tildchen“; Tilde, Tilda oder Tildchen, das waren die drei Namen für Fräulein Kleinm. Niemand, weder in Rosenlaube, noch in Leipzig, ja, sogar nicht in Meißen, ihrer Geburtsstadt, hatte je Gewißheit darüber erlangt, ob sie Mathilde oder Clotilde getauft worden war.

Worüber man weniger in Ungewißheit war, das waren ihre Eigenheiten, zu denen auch eine gewisse liebwerte Schwatzsamkeit gehörte. Hatte sie die, so konnte sie eine halbe Stunde lang einem gegenüber sitzen, ohne von selbst auch nur den Mund aufzuthun. Heute schien sie in dieser Laune zu sein, denn nachdem sie einen grünen Gartenstuhl herangezogen und sich halbig hineingelegt hatte, sah sie den Besucherinnen steif ins Gesicht und sagte kein Wort.

Die Madame Bitter mag ihren Brief laß, so konnte das Schweigen doch etwas zu lange dauern. Die Doctorin Klar fragte daher: „Sie sind nun auch wieder frei?“

Tilde nickte und sagte barz: „Ja.“

„Wie auch,“ fuhr die Doctorin fort, „und ich bin recht glücklich. Ich war wirklich ganz erschöpft. Die Saison ist doch gar zu aufregend.“

Tilde nickte und sagte: „Ja.“ Dazu lächelte sie ironisch, nicht gerade mit den Lippen, obwohl auch die sich etwas verzogen, aber mit ihren lebhaften schwarzen Augen.

„Die Fremden müssen es uns wirklich Dank wissen, daß wir uns so für sie aufopfern,“ nahm die Doctorin abermals das Wort.

„Aber, Mamm, was sollten wir denn anfangen, wenn wir die Fremden nicht hätten?“ fragte Elisbeth.

„Anfangen?“ wiederholte die Doctorin. „Nun, es würde sich wohl noch etwas Anderes anfangen lassen. Aber ich gebe zu, daß die Fremden uns ebenso nöthig sind, wie wir ihnen; nur, mein Kind, brauchtest wir ihnen mit weniger Aufopferung, mit weniger Hingebung nützlich zu sein.“

„Wir könnten's und bequemer machen und ihnen weniger bequem?“ meinte Elisbeth.

„Wir könnten sie — vernachlässigen,“ erläuterte Nahin mit der gewissen Verachtsamkeit, die sie sich von der Mutter abgesehen hatte.

„Würden sie sich vernachlässigen lassen?“ fragte Elisbeth, deren Naivetät nicht immer ohne Bosheit war.

„Man müßt's probiren,“ warf Tilde hin.

„Was?“ fragte Madame Bitter, von ihrem Briefe aufsehend, aber nicht von ihren Beiden, denn es hatte in dem erhaltenen ein zweites gelegen.

„Die Fremden zu vernachlässigen,“ erklärte Tilde.

„Warum sollten wir die Fremden vernachlässigen?“

„Weil es zu sehr angreift, wenn man sich für sie aufopfert, wie die Frau Doctorin sagt.“

„O, das hat unsere liebe Frau Doctorin doch gewiß nur im Scherz gesagt,“ sprach Madame Bitter und wandte, die Doctorin Klar den vollen Schein ihres Lächelns zu.

Die Doctorin Klar war ganz beschämt durch dieses unbedingte Zutrauen. Sie versicherte eifrig, daß sie es verdiene. Die gute Frau konnte sich dieses Gewinns neben. Niemand dachte weniger daran, sich zu schonen, als sie. Sie war die aufmerksamste Wirthin, die man finden konnte, hat nur eben zu viel, als zu wenig, und zog mit so viel Mäßigung Nutzen von ihren Fremden, daß sie immer wieder kamen. Indessen gelagt über Auflegung und Aufopferung mußte doch werden: man mußte doch sich selbst und den Rosenfelbern interessant erscheinen.

Madame Bitter sprach, immer mit ihrem vollen Lächeln: „Sie sehen, liebe Frau Doctorin, wenn Sie sich auch selbst verleumden wollten, wir würden Ihnen nicht glauben.“ Dann wandte sie sich an die Schwester und sagte: „Kleine, was wirst du nun sagen? Wie bekommen einen Wintergast.“

Wintergäste zu haben, war schon seit Jahren die stille Idee der Rosenfelderinnen. Sie hatten zu oft von den Pensionen in der Schweiz, hauptsächlich von denen am Genfersee gehört, um nicht zu wissen, daß die Monaden der modernen Gesellschaft oft auch im Winter gern wo anders sind, als zu Hause. Warum konnten da nicht auch einige nach Rosenfelde kommen? Verstand sich, die Rosenfelderinnen wollten nicht ganze Häuser voll, wie im Sommer, aber so eine oder zwei angenehme Personen, welche die langen Abende etwas belebt, seine Anknüpfe gemacht und sich mit den Familien eingerichtet hätten, das wäre ihnen ganz recht gewesen. Leider gehörten bisher solche Wintergäste dieser Art, Wintergäste überhaupt, zu den unverwirklichten Einbildungen. Nur in der Zeit, wo die alte Madame Wahl das Haus am Berge besaß, hatte einmal ein Präsidentin, ein außerordentl. eine Nähin und ein dritte mal ein Doctor mit seiner Frau die Wintermonate über dort gewohnt. Seit die Präsidentin aber Rosenfelde verlassen, war noch nie wieder etwas Aehnliches vorgekommen, und so [illegible]

unternehmen, kündigte Madame Bitter einen Wintergast an. Das Erstaunen war allgemein. „Die Doktorin Klar, ihre Tochter, Tilda, Alle wiederholten es und Einer stammelte: „Gast? Wintergast!“

„Noch dazu ein ganz junger Mann, vervollständigte Madame Bitter lächelnd ihre Ankündigung.

„Was kann ein ganz junger Mann hier in Rosenfelde im Winter thun?“ fragte die nahe Gleiches; „will sie ihn tanzen?“ Elsbeth tanzte leidenschaftlich; das arme Kind — in Rosenfelde!

— Madame Bitter rächte nachsichtig und sprach: „Unsere Elsbeth denkt immer gleich an's Tanzen. Aber, mein liebes Kind, ich fürchte sehr, unser Wintergast ist kein Tänzer. Er kommt bloß hierher, um seine Nerven wieder herzustellen. Es scheint, daß sie gänzlich zerrüttet sind.“

„Der arme junge Mann!“ sagte Elsbeth mitleidig. Ihre Mutter fragte theilnehmend: „Also ein Kranker? Sie arme Madame Bitter, da werden Sie diesen Winter zu pflegen haben, anstatt sich zu erholen.“

„Ja, ich möchte lieber Ihnen diese Mühe aufbürden, liebe Frau Doktorin; Sie sind jünger als ich, und dann Ihre liebe Tochter, die könnten mehr zur Erheiterung des jungen Herrn thun, als ich und meine Kleine. Aber Madame Wahl legt ihn ganz speciell mir an's Herz.“ Um Tilda's Mund zuckte es, als ihre Schwester das mit ihrer feierlichen Sanftmuth sagte; Madame Bitter bemerkte jedoch nichts, sondern fuhr wohlgefällig ungestört fort: „Er hatte sich an sie gewendet, er wußte nicht, daß sie Rosenfelde verlassen hätte, und hatte ihr hieher geschrieben.“

„Wie ist denn der Brief zu ihr gelangt?“ erkundigte Elsbeth sich neugierig.

„Er ist ihr nachgeschickt worden,“ belehrte Madame Bitter die Fragerin. „Es kommen noch oft Briefe an sie hier auf der Post an, man scheint sie sich nirgends anders denken zu können, als im Haus am Berge. Dieser junge Mann — Gregor Lupinski heißt er, der Sohn eines Finanzraths in Berlin — gut, er ist als Knabe von zwölf Jahren einmal mit seinen Eltern hier gewesen und hat seit der ganzen Zeit eine so gute Erinnerung an unsere liebe Madame Wahl bewahrt, daß er ja wohl, um sich zu erholen. Sie schickt mir den Brief mit — er schreibt (Madame Bitter las): „Es ist mir, als müßte ich bei Ihnen, da mir noch immer als eine gute Fee vorschwebst, nicht nur körperlich, sondern auch geistig vollkommen genesen.“ Rührend, nicht wahr?“ fragte Madame Bitter, den Brief wie etwas zart Kostbares zwischen den Fingerspitzen haltend.

„Sehr,“ antwortete die Doktorin Klar, „nur ist der Brief an Madame Wahl und —“

„Und ich bin nicht sie,“ ergänzte Madame Bitter. „Niemand fühlt es besser als ich, daß ich niemals Madame Wahl sein kann, aber —“ sie lächelte noch inniger, bei diesem jungen Manne hat sie mich als Stellvertreterin vorgeschlagen, und er hat es angenommen.“

„Das konnte wohl nicht anders kommen. Und wann erwarten Sie ihn, liebe Madame Bitter?“

„Sobald ich zusammengeräumt und geordnet habe,“ sagte sie ein, und ich werde noch heute schreiben. Er schrieb ungeduldig, und Madame Wahl scheint gegen auch.“

„So bis er in vier, fünf Tagen hier sein kann?“

„Madame Bitter neigte bestätigend das Haupt. Elsbeth sagte lustig: „Da müssen wir uns also daran machen, für den jungen Herrn ein Quartier einzurichten.“

„Sehr wahr,“ bemerkte die Doktorin Klar, „und ich will Sie nicht stören. Sie sind auf, reichen der Wirthin die Hand und sagen ihnen einen guten Morgen, liebe Madame Bitter, wenn es so weit kommt' ich bald wieder. Es thut gar zu wohl, wenn man mit Ihnen einmal ungestört plaudern kann; es ist immer ein wahres Labsal, so'n Stündchen. Nicht wahr, ich darf es mir recht bald wieder verschaffen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie,

oder

Niemand kann seinem Schicksal entgehen.

Humoreske von M. Beneke.*)

Mein Onkel Timotheus war ein kreuzbraver alter Herr. Gutmüthig, bieder, gern zu einem unschuldigen Scherz bereit, redlich und offen, hat er sich die Zuneigung von Alt und Jung nicht allein zu erwerben, sondern auch bis an sein Ende zu erhalten gewußt. Wohl hatte auch er seine Schrullen und Eigenheiten, doch waren diese sämmtlich der Art, daß sich Niemand durch dieselben je unangenehm berührt fühlen konnte. Der gute Onkel war ein wenig Pedant, auch Kauz abergläubisch, liebte dabei das Alltägerbrachte fast zu viel, und wollte von den grandiosen Erfindungen der Neuzeit durchaus nichts wissen. Eisenbahnen — Dampfschiffe — Telegraphen — nein, das konnte es ihm machen, wenn man davon mit ihm reden wollte, und niemals hat er von diesen Erfindungen Gebrauch gemacht. Allenfalls mußte er sich zur Erhebung einer Rente in einem einige Stunden von seinem Wohnorte entfernten Städtchen persönlich einstellen. Der Ort war mit dem Eisenbahn-Train in einer Viertelstunde zu erreichen. Es konnte ihm aber nimmer einfallen, denselben zu benutzen. Er zog es vor, in einem Miethwagen drei Stunden lang sich entsetzlich malträtiren zu lassen, und kam er gleich matt und an allen Gliedern zerschlagen des Abends heim, fühlte er gleich nach drei Tagelang die Strapatzen der Tour in seinen alten Knochen einerlei; die alte Karrete ward bei der nächsten ähnlichen Reise wieder benutzt, nicht aber die Eisenbahn. Vorstellungen blieben ohne jeden Erfolg.

Daß das Leben und Treiben der jetzigen jungen Welt bei seinen Anschauungen, bei seiner Vorliebe für die gute alte Zeit ihm nicht so recht zusagen wollte, wird der Versicherung nicht bedürfen. Ich gehörte damals eben auch nicht zu den Bahnsten, war gerade kein Einsiedler und ging einer lustigen Gesellschaft nimmer aus dem Wege. Oft genug forderte ich dadurch den guten Alten heraus, mir von seiner eigenen Jugendzeit zu erzählen, die mir nach diesen Erzählungen und meinen damaligen Anschauungen freilich außerordentlich ledern und langweilig vorkommen mußte. Er schloß solche Erzählungen, in denen für mich jedoch niemals ein Wort des Tadels zu finden war, und deren einzige Moral zu suchen er mir immer allein überließ, jährig mit jenem alten Liede, das den biederen Jüngling des guten alten Zeit also sprechen läßt:

Sonst trat man mit dreißig Jahren
Erst ins Jünglingsalter ein.

*) Aus der neuen Illustrirten Familien-Zeitung (Cottagen) bei Schönlein, die wegen ihrer Gediegenheit in Wort und Bild und ihrer billigen Preise hier wiederholt unsern Lesern empfohlen sein mag.

Hatte kaum etwas erfahren
Bei zwei Groschen Taschengeld.
Früh bis spät auf den Comptoiren,
Fest geschnürt bis an den Kopf,
De la poudre in den Haaren
Und des Sonntags seinen Zopf.
Corso, Spiel, Concert, Theater,
War uns gänzlich unbekannt,
Das Habit von Vaters Vater
Ward aufs neu' für uns gewandt,
Von dem Taffet von Mutters Mutter
Ward 'ne Weste fabrizirt,
Und in neutralisirtem Futter
Wurden drin wir konfirmirt. —

Lächelnd blickt das Bild des guten Onkels auf mich nieder, während ich diese Zeilen schreibe, jenes Bild, dort über meinem Schreibtische, das ich mir erst mit schnöder List habe erringen müssen — denn freiwillig hätte sich der alte Timotheus nimmer photographiren lassen — die Photographie war ja eine Erfindung der Neuzeit, für den Onkel daher ungenießbar, der sich dazu ein Porträt nicht anders als in Farben vorstellen konnte — Brustbilder, wie sie in seiner Jugendzeit so lieblich gemalt wurden — blauer Frack mit Metallknöpfen, seidene Schoßweste und weiße Halsbinde, die rechte Hand gefühlvoll auf die Stelle gelegt, an der nach Meinung vieler Leute das Herz sitzen soll, die linke graziös eine nicht leicht erreichbare Blume haltend.

Ja, lächle nur, Altchen, bist doch nur mir übertrieft, sei mir nun aber auch nimmer böse, wenn ich erzähle, wie ich es angestellt, eine Photographie von dir zu erhalten. — Es war an einem Spätsommermorgen. Schon zog der Wind über die Haferstoppeln, und die Tage begannen, nicht allein schon bedenklich kurz, sondern auch bereits sehr unfreundlich zu werden. Beständig war der Himmel mit einem grauen Nebelflor bedeckt, den zu zerreißen die Kraft der Sonne schon nicht mehr ausreichte.

Ich befand mich beim Onkel. Er saß im Sorgenstuhl am Fenster und rauchte aus einem herrlichen Meerschaumkopf, mit dessen Besitz ich ihn schon längst beneidet, seinen duftigen Kanaster, während ich es mit im Sopha bequem gemacht hatte und den Dampf einer Cigarre, bei deren Einkauf ich mehr auf Billigkeit, als auf gehörige Ablagerung Rücksicht genommen, in leichten Ringeln in die Luft paffte. Wir sprachen von Diesem und Jenem, der Onkel vorzugsweise wieder von der guten alten Zeit, ich von dem Balle, den ich am vorhergehenden Abend besucht und auf dem ich mich natürlich vortrefflich amüsirt hatte. An meine glänzende Schilderung des Balles knüpfte der Onkel die Mittheilung, daß er bereits 35 Jahre gezählt habe, als es ihm zum ersten Male vergönnt gewesen, in Begleitung seiner Eltern den Gasthof zu besuchen, und sehr geheimnißvoll sagte er hinzu, daß es dort gewesen, wo er, gleichfalls zum ersten Male, sein Herz stürmischer habe klopfen fühlen, und zwar für die reizende Tochter des Bürgermeisters, Leonore Zippmeier, die später einem Butterhändler die Hand gereicht, der das Unglück hatte, dreimal Concurs zu machen, welches Unglück seine Gattin dadurch etwas auszugleichen versucht, daß sie ihren Gemahl im Laufe der Ehe mit zwölf Kindern beschenkt hatte. Auf diese zarten Erinnerungen nahm auch ich keinen Anstand, dem Onkel, selbstredend unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, die Mittheilung zu machen, daß ich auf dem gestrigen Balle mit Josefen Lucken, der reizenden Walkfee, wie ich sie schwärmerisch nannte, nicht weniger als volle sechs Mal getanzt habe, und wir uns sogar gelobt hätten, gegenseitig unsere Photographieen auszutauschen, ich auch bereits mit dem reizenden Photographen, der seit einigen Wochen im Städtchen anzusehen war und vortreffliche Geschäfte machte, wegen der Sitzung heute Morgen Rücksprache genommen.

Es war zu natürlich, daß ich bei dieser Gelegenheit nicht unterließ, einen schon so häufig gehörten Wunsch, auch eine Photographie des Onkels zu besitzen, von Neuem zum Vortrag zu bringen. Doch der Alte, der diese Bitte bereits Hunderte von Malen abgeschlagen hatte, erhob sich fast unwirsch von seinem Sitze und entschieden erklärte es von seinen Lippen: „Laß es dir endlich ein für alle Mal gesagt sein, daß ich mich nimmer photographiren lassen werde. Hör es dir übrigens schon so oft mitgetheilt, daß du am Ende doch überzeugt sein könntest — so denke ich — daß es mit meinem abschlägigen Bescheide mir Ernst ist. Photographiren? Umsum! Für wen soll' ich alter Kerl mich auch photographiren lassen?"

„Für wen, Onkel? Wie kannst du nur so fragen?" sprach ich warm. „Für mich, deinen Neffen, für all' die übrigen Deinen, für sie, die alle so große Stücke auf dich halten. Jetzt wandelst du noch unter uns, aber du wirst und bereinst entrissen werden — möge der Zeitpunkt ein recht fernliegender sein — und das Bild würde uns dann stets eine so liebe Erinnerung an den guten Onkel sein."

„Aha, Herr Neffe!" Man drückt also schon an meinen Tod? Der alte Onkel lebt den Seinen bereits zu lange, und die lieben Verwandten können schon die Zeit, der Erbschleichi nicht abwarten?"

„Onkel, deine Worte sind hart und ungerecht! Das, wahrlich, habe ich nicht verdient!" Und in edlen Aufwallung erglühend, griff ich nach meinem Hute, und machte mich zum Gehen bereit.

Na, na, nur nicht gleich so hitzig! suchte der alte Herr mich zu beschwichtigen. „Das braust gleich über und geräth in Zorn und Aufregung. Hab' meine Worte ja nicht im Ernste gerechet! War ein Scherz, den du dem Onkel schon verzeihen kannst. Weiß ja sehr wohl, daß dir der alte Onkel werth bist, du aber wirst auch wissen, daß derselbe Alte dir zugethan ist und dich gerne sieht."

„Das bedarf erst noch des Beweises," sprach ich, und versuchte meinem Antlitz einen sehr würdigen Ausdruck zu verleihen.

Und womit, Schatz, soll ich die dir beweisen?" lachte der Alte.

„Durch deine Photographie, Onkel!"

„Potzlausend! schon wieder die verfluchte Photographie. Geschichte," brummte der alte Herr. „Nein, nein, mein Junge, daraus wird nichts! Mußt schon einen anderen Beweis meiner Zuneigung fordern!" Diesen kann ich dir nicht geben, selbst auf die Gefahr hin, daß du in meine Zuneigung Zweifel setzen könntest."

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Würzburg, 7. Januar.

Das jugendfrische, lebendige „Weiße Roß" hat unsterblichen „Robert der Teufel", wenn man auch den „Hugenotten" eksorbitante Aufstellung und Wirkung, und den „Feldlager in Schlesien", oder, wie es später umgetauft wurde, dem „Nordstern" ein mannigfaltigeres, seiner berechnetes Colorit

nicht absprechen kann. Daß die Gnadenarie Gemeingut aller vagabundirenden Harfenistinnen geworden ist und beinahe mit dem Jungfernkranz um die Palme der Gassenhauer-Popularität ringt, kann der Musik an sich nur zum höchsten Lobe gereichen, wir für unsern Theil, d. h. für unsere Ohren, möchten freilich unter solchen Umständen oft lieber selbst singen: „Gnade, Gnade! Hab' Erbarmen! O sieh meine Qual!" — Lassen wir uns aber durch solche Meß-Reminiscenzen ohrzerreißenden Angedenkens den Genuß nicht verderben, freuen wir uns vielmehr jedesmal aufs Neue, diese mit der vollen Gluth und Innigkeit leidenschaftlichster Empfindung gesättigte Composition so ganz im Geiste derselben vortragen zu hören, wie Frau Hain-Schaidtinger es noch immer zuwege bringt trotz einer leider nicht mehr zu leugnenden, uns selbst am meisten betrübenden Abnahme der physischen Stimmmittel. Die noch immer sehr bedeutenden Reste derselben weiß übrigens die gewandte Künstlerin mit einer so erstaunlichen Virtuosität der Gesangstechnik zu handhaben, daß man die Mängel vergißt, ja mitunter gar nicht hört.

In dieser Beziehung kann Frl. Kober (Alice) noch viel lernen. Sie kann es, weil ihr vollgenügende Stimmmittel und eine in die Ohren springende natürliche Leichtigkeit in der Behandlung derselben in vollem Maße zu Gebote stehen. Leicht und rein sprechen alle Töne in allen Registern in gleich satter Tonfülle an; noch fehlen aber Licht und Schatten und die feineren, der jedesmaligen Situation entsprechenden Nuancirungen. Im Ganzen war ihre Alice schon ein Fortschritt gegen das Gretchen; nur muß in solch' dramatischen Partien das Spiel noch wärmer werden, welches besonders in der Kreuzscene an Affekt zu wünschen übrig ließ.

Der Robert ist eine im Ganzen glänzende gesangliche Leistung des Hrn. Hagen; hier ist dieser Sänger ganz auf seinem Terrain und zumal im ersten Akt steht er den besten Vertretern dieser Rolle in nichts nach. Unschön jedoch durch seine eiskalte Theilnahmslosigkeit im Spiel wirkte er in der Kirchhofscene, obwohl Frl. v. Jakubowski eine Helene repräsentirte, die wohl mehr als einen Robert hätte erwärmen können — und in der Gnadenarie-Scene. Hr. Ganzemüller (Bertram) kam durch das Wegfallen des Duetts mit Raimbaud im dritten Akt um den besten Theil seines Parts. Daß Hr. Bayer, der übrigens das Bestmöglichste leistete, im Duett nicht singen konnte, ist uns erklärlich. Wo blieb aber Hr. Erl, der „jugendliche Tenor", der natürlich von Jedermann erwartete Repräsentant dieser Partie?

Die Chöre hinter der Scene im letzten Akt waren so schlecht, daß eine hierauf bezügliche Betonungs-Improvisation des Hrn. Hagen („Hört den Gesang") allgemeines Gelächter hervorrief, anstatt daß hier, der ganzen Situation gemäß, die Stimmung der Zuhörer eine feierliche und gehobene hätte sein sollen. Freilich wäre zu bemerken, daß, wenn ein Ensemble auf und hinter der Scene getheilt ist, die Solisten streng an dem regelmäßigen Takt festhalten und alles Retardirens und Accelerirens sich enthalten sollten. Daß im Terzett des dritten Aktes (Hr. Hagen, Hr. Ganzemüller und Frl. Kober) ein förmlicher Wetteifer im Forciren entstand, bis endlich alle Drei aus vollem Halse geradezu schrieen, liegt keinesfalls im Charakter dieses Tonstückes. — Schließlich will ich den Rath wiederholen, die chromatische Trompetenbegleitung beim Ablesen des Testaments von Roberts Mutter im letzten Akt nicht im Orchester, sondern hinter den Coulissen, oder, wie Meyerbeer selbst es bei der ersten Aufführung der Oper in Berlin arrangirt hatte, — aus dem Soufleurkasten, den Schalltrichter gegen die Bühne gewendet, blasen zu lassen: dann erst ist die eigenthümliche, geisterhafte Tonfärbung und Wirkung dieser Stelle die vom Componisten beabsichtigte. δ.

Miscellen.

[Mathematische Spielereien.] Das von dem pariser Rothschild hinterlassene Vermögen macht manchen Leuten viel zu schaffen. Ein Hannoveraner, der es auf vier Milliarden Thaler (4000 Millionen) schätzt, während es wohl nur den zehnten Theil dieser Summe beträgt, hat sich die Mühe genommen, folgende (von der „D. A. Z." veröffentlichte) Berechnung anzustellen: Jene Summe würde wiegen: in Dukaten 90,000 Centner; in Louisd'or 103,540 Ctr.; in Einthalerstücken 1,700,000 Ctr.; 1/3-Thlr.-Stücken 1,923,000 Ctr.; in 1/6 Thlr.-Stücken 2,423,680 Ctr. und in 1/12 Thlr.-Stücken 3,291,000 Centner. In einzelnen Papier-Thalern ausgegeben, würden erforderlich sein: 416,650 Ries oder 4,160,500 Buch oder 103,992,000 Bogen Papier. Nimmt man an, daß ein Ackerwagen etwa 60 Centner ladet, so würden, um die fragliche Summe in Dukaten per Achse transportiren zu können, 1500 Wagen, in Louisd'or 1725 5/6, in 1/1 Thaler 28,333 1/3, in 1/2-Thaler 32,050, in 1/6-Thaler 40,511 1/3, in 1/12-Thaler 54,853 1/3 Wagen erforderlich sein, welche eine Wagenreihe von etwa 1000 Meilen bilden würden. Wenn man Thaler an Thaler legt, so kann man einen Fahrweg in einer Breite von 16 Fuß und in der Länge von 3,084,816 laufende Fuß, mithin eine Fläche von 1608 Calenberger Morgen damit überpflastern, und würde man einfach einen Thaler an den andern legen, so könnte man damit die ganze Erde fast viermal umziehen.

[Geholfen.] Der Student Lange lag schwer am Nervenfieber darnieder. Seine Freunde wachten Tag und Nacht bei ihm und lösten sich alle drei Stunden ab. Um Mitternacht trat der Student Klein die Wache an. Sein Vorgänger war sehr betreten und sagte: „Sieh zu, wie Du ihm die Medicin beibringst. Der Arzt hat gesagt, daß seine Rettung von derselben abhängt. Lange hat mir stets den Löffel ausgeschlagen, wenn ich damit an seinen Mund kam. Es ist wohl keine Rettung mehr!" Und nun war Klein bei dem delirirenden Kranken allein. Jeder Versuch, ihm die Arznei beizubringen, schlug fehl. Kaum war der Löffel am Munde, so schlug ihn der Kranke hinweg. Klein war in Verzweiflung, alles Zureden war vergeblich. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. „Bruder," rief er, den gefüllten Löffel in der Hand, mit lauter Stimme, „Bruder, es steigt Dir was!" — „Ich komme nach," gurgelte der Kranke mit matter Stimme, trank mit kräftigem Zuge die Medicin aus dem Löffel — und war gerettet.

[Was ist ein Schauspieler?] Antwort: Ein Mensch, der blos lebt, um zu gefallen und gefallen muß, um zu leben.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gaberzmann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 4. Mittwoch den 13. Januar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

IV.

Es ist zu seiner Zeit im heiligen deutschen Reiche wohl kaum so viel von dem Winterkönig lustigen Angedenkens geredet worden, wie die nächste Woche in Rosenfelde von dem zu erwartenden Wintergast bei Madame Bitter.

Man betrachtete ihn nicht ausschließlich als den ihrigen. Er kam zu ganz Rosenfelde. Er war ein Collectivgenthum. Man fragte sich scherzend: „Ist unser Wintergast schon eingetroffen?“ oder: „Wann kommt denn endlich unser Wintergast?“ Jede Rosenfelderin — die Rosenfelder halten, um die Wahrheit zu gestehen, die große Neuigkeit mit Gleichgültigkeit aufgenommen — „Die Männer sind immer solche Schildbürgten!“ sagte Elsbeth — jede Rosenfelderin also fühlte sich um so und so viele Grade höher auf der socialen Stufenleiter, wenn sie an „ihren“ Wintergast dachte. Wer wollte nun noch zu behaupten wagen: Rosenfelde sei im Winter ein Nest, ein Loch, kurz, das langweiligste aller kleinen Oertchen unter der Sonne? Ein Berliner, ein reicher junger Berliner aus guter Familie noch dazu, kam ganz besonders nach Rosenfelde, um den Winter hier zuzubringen. Das gab Rosenfelde auf einmal eine ganz andere Stellung. Von einem Orte, wo man nur hin kam, um sich zu waschen, d. h. zu baden, wurde es mit einem Schlage zu einem Orte, wo man auch ohne sich zu baden wohnen und leben konnte. Die ganze Welt mußte das einsehen, wenn sie es nicht einsah, so — war das nicht die Schuld des Wintergastes.

Und dann war es eben ein junger Mann. Man muß in solchen abgelegenen Oertlichkeiten gelebt haben, um zu wissen, was für ein Ereigniß die Ankunft eines jungen Mannes für einen großen Mädchenkreis ist. In Rosenfelde nun gar, wo der Mädchenkreis ein ungewöhnlich, ja, fast betrübend großer war, und wo sich bis jetzt nur ein einziger junger Mann befunden hatte, nämlich der Pastor.

Wenn wir ihn „jung“ nennen, so wollen wir damit nicht gerade von der ersten Jugend sprechen. Der Pastor zählte ganz gut seine vier- bis fünfundzwanzig Jahre. Aber er trug sie auf seinen breiten Schultern mit solcher Leichtigkeit, sein volles Gesicht blickte mit solcher rosigen Frische aus seinem massenhaften weißen Halstuche hervor, daß es den Rosenfelder Mädchen vollkommen zu verzeihen war, wenn sie den Pastor als jungen Mann betrachteten und behandelten, um so mehr, da der glückliche Mensch Vermögen besaß und jeden Augenblick heirathen konnte.

Der junge Pastor wußte seine Sultansstellung gebührend zu schätzen. Er blickte sich unter den jungen Mädchen seiner Gemeinde immer mit einer Miene um, als hätte er ein unsichtbares Schnupftuch in der Hand und überlegte es sich, welcher und ob er es überhaupt einer aus der zitternden Schaar zuwerfen solle. Hätte er nicht so entschieden zu den strengsten und frömmsten Seelsorgern gehört, so viel und so heftig gegen alle irdische Eitelkeit gepredigt, die Dermuth nicht stets als die erste aller christlichen Tugenden hervorgehoben, man hätte beinahe sich erlaubt, zu sagen: daß er ein Geck sei. Hin und wieder erlaubte man es sich sogar. Elsbeth erzählte eines Tages: „Neulich Abends ging ich mit Eva und Martha Arm in Arm über die Brücke — wir halten blos Tücher über den Kopf — da begegnete uns der Pastor, und als er an uns vorbeiging, da sah er uns so von der Seite an, als wollt' er sagen: Na, von euch Dreien könnt' ich auch jede haben, wenn ich wollte. Ich war so wüthend, ich hätt' ihn können in's Wasser werfen,“ schloß Elsbeth ihre Erzählung.

Elsbeth war es auch, die am Meisten über den Wintergast, den zweiten jungen Mann in Rosenfelde triumphirte. „Jetzt wird der Herr Pastor doch nicht länger mit dem Bewußtsein herumstolziren, daß er der Einzige ist,“ sagte sie.

„Das wird den Herrn Pastor sehr einerlei sein,“ erwiederte ziemlich heftig Martha, die Tochter des reichen Holzhändlers Schade, bei der die Mädchen, d. h. die, welche mit ihr die bürgerliche Aristokratie von Rosenfelde ausmachten, Eva und die drei Klara, zum Caffee waren.

Die Mädchen tächelten sich verstohlen zu, während die junge dicke Wirthin, um sowohl ihren Verdruß, wie ihre Vergegenheit zu verbergen, hastig nach Tellern und Tassen auf dem Kaffeetische herumgriff. In Orten wie Rosenfelde bleibt nichts verborgen; von allen großen und kleinen Rosenfelder Fräuleins gab es kein einziges, welches nicht gewußt hätte, wie es in Bezug auf den Herrn Pastor mit Martha's Herzen stünde. Sämmtliche junge und selbst mehrere ältere Rosenfelderinnen hätten ihn geheirathet, Martha liebte ihn. Für sie war er ein Apostel, ein Heiliger, ein Engel in Priestergestalt. Sie glaubte an ihn wie nur je ein Fanatiker an seinen Propheten. Wie oft weinte sie um ihn die halbe Nacht und holte sich dadurch um die Augen tiefe blaue Ringe, welche bei der unvertilgbaren Röthe ihrer vollen Backen geradezu tächerlich unzehörig erschienen. Warum sie weinte? Das unglückliche Kind war die einzige Tochter des reichsten Rosenfelders, und ihr Vater war der gewaltigste Demokrat der Umgegend, folglich der

entschiedenste Feind aller „Schwarzröcke“ oder „Bongen,“ wie er die Geistlichen abwechselnd zu titulieren pflegte. Martha vermochte viel über ihn, sie war sein Gut und sein Stolz, ihre Fehler übersah er, ihre Ungezogenheiten ertrug er, ihren Grillen und Launen gab er nach, aber das wußte Martha: nie, so lange es noch ein Scheit in seinem Holzhof und noch einen Thaler in seiner Geldkiste gäbe, würde er in ihre Heirath mit einem Pastor willigen. Nicht einmal in's Haus durfte ihm der, um den es sich hier handelte. Pastor Borchardt suchte auch durchaus nicht die nähere Bekanntschaft mit dem anmaßenden und keineswegs höflichen Geldbemeistrer, er war sich zu gut dessen bewußt, was er seiner geistlichen Würde schuldig war, aber die arme dicke Martha grämte sich, und ihre Freundinnen kannten ihre Schwäche und telegraphirten einander jetzt mit den Augen lächelnd zu, da; sich vielleicht wieder einmal verrathen habe.

Ihr gegenüber indessen mußten sie sich stellen, als hätten sie nichts bemerkt, denn Martha hatte das heftige Naturell des Vaters geerbt und ließ nicht mit sich scherzen. Darum sagte auch Fanny mit der kleinen überzierlichen Manier, welche sie sich allmählig als Modus ihres Betragens zusammenstudirt hatte: „Ich weiß auch nicht, Elsbeth, was dem Herrn Pastor daran liegen sollte, ob dieser junge Mann in Rosenfelde ist oder nicht. Nebenbei — hat ihn denn schon eine von uns gesehen?“ setzte sie dann hinzu.

Der Wintergast war nämlich eingetroffen wie Alles, wovon vorher so viel die Rede gewesen ist, erwartet und unerwartet zugleich. Am späten Abend, sehr stumm, sehr ermüdet und außergewöhnlich vermummt und eingewickelt. Nicht mehr als die drei Worte: „Zu Madame Bitter,“ hatten die Packträger von ihm vernommen und weiter nichts von seinem Gesicht erblickt, als die Nasenspitze. Viel Gepäck hatte er gehabt, aber keinen Bedienten. Des Weges mußte er sich noch erinnert haben, denn er hatte ihn ohne Weiteres gleich eingeschlagen, aber sehr langsam, wie es geschienen hatte, sogar mühsam zurückgelegt. Dann war er in dem Haus am Berge verschwunden, welches zu dieser „nachtschlafenden“ Zeit still und dunkel dagelegen hatte, wie nur immer das verhängnißvollste Geheimniß, und seitdem — seitdem hatte Niemand mehr etwas von ihm gesehen, trotzdem, daß seit seiner abendlichen Ankunft bereits drei volle Tage vergangen waren.

„Ob er bei Bitters eingeschlossen zu bleiben gedenkt?“ fragte Nanine.

„Oder ob Bitters ihn eingeschlossen zu halten gedenken?“ wendete Eva die Frage.

„Er ist leidend, und es hat diese Tage sehr genebelt,“ meinte Fanny.

„Vielleicht wird er im Nebel schlapp,“ sprach Eva.

„Wie ein gesteifter Unterrock,“ vollendete Elsbeth.

„O Elsbeth!“ lispelte Fanny.

„For shame, Elsbeth! so improper!“ stimmte Eva bei.

„Warum?“ fragte die Naivetät.

„Weil —“ Fanny wagte nicht zu vollenden.

„Weil man nicht von Unterröcken spricht,“ entschied Eva.

„Aber da man sie trägt —“ wandte Elsbeth ein.

„Man trägt sie schweigend,“ bekrelirte Eva.

Alle lachten, sogar Martha. Dann fragte sie: „Wo ißt er denn?“

„Martha denkt immer zuerst an's Essen,“ bemerkte Eva geringschätzig.

„Unideal, Martha,“ sprach Nanine, welche das Dichtertalent des Vaters hatte.

„Thut doch nicht, als ähet ihr nicht, wenn ihr was habt,“ entgegnete Martha. „Und dann — muß der junge Herr doch Hingehen, wo er ißt, und ihr habt so eine Gelegenheit, ihn zu sehen.“

„Als ob uns daran etwas gelegen wäre!“ rief Eva mit heller, verdrießlicher Stimme. Nanine begnügte sich, vornehm die Achseln zu zucken, Elsbeth aber sagte: „Du hast sehr Recht, Martha, es liegt ihnen ebenso viel daran, den jungen Herrn zu sehen, wie allen unsern jungen Damen, und darin hast du auch Recht, daß man ihn sehen könnte, wenn er zum Essen ginge, die Sache ist nur die: er geht nicht zum Essen.“

„Lebt von der Luft,“ lispelte Fanny.

„Vom Anschauen Tirdo's,“ gab Nanine dazu.

„Von der Süßigkeit der Madame Bitter,“ fuhr Eva fort.

„Seid doch nicht dumm,“ schalt Elsbeth. „Er läßt ganz einfach aus dem Mönch holen.“

„Der blutige Mönch,“ welcher seinen romantisch gräulichen Namen einer alten Lokaltradition verdankte, war das vornehmste, oder um es gleich heraus zu sagen, das einzige eigentliche Hôtel in Rosenfelde und zugleich der einzige Ort, wo außer der Saison gekocht wurde, d. h. auch für andere Leute als die Hausbewohner. Aber wie mochte gekocht werden? das fragte die hausfrauliche und gutmüthige Martha im gastronomischen Interesse des jungen Wintergastes. „Abends ist's gut, auch jetzt, Vater sagt's, aber Mittags — aber wie's Mittags sein wird — sie haben ja nur zwei Abonnenten, und der Mönch ist noch obendrein von Bitters so weit — der arme Mensch wird vielleicht recht schlecht zu essen kriegen.“

„Ich frage abermals: Was geht's uns an?“ schrillte es in Eva's schönstem Nasenton.

„Na höre, Eva, wenn unser Wintergast hier Hungers stürbe — es wäre gerade keine Empfehlung für Rosenfelde,“ meinte Elsbeth drollig.

„Er könnte selbst abreisen, wenn er sich dieser Gefahr bewußt würde,“ sagte Fanny zierlich.

„Und ich frage zum drittenmale: Was geht es uns an?“ rief Eva noch lauter. „Und was ich noch frage: Warum sprechen wir überhaupt so viel von diesem unbekannten jungen Manne, der wenigstens mich gar nicht interessirt?“

„Weil wir nichts Besseres zu besprechen haben, Eva,“ antwortete Elsbeth wise. Wirklich, man muß dem Himmel ja dankbar sein, wenn er uns in Rosenfelde einen Gesprächsstoff schickt. Weißt du nicht, die Nicolovius —“

„Ach, euer albernes russisches Fräulein! Nun, was sagte sie?“

„Sie sagte mit Heine:

Ach Gott, was einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n!
Nur wenn sie einen begraben,
Bekommt man was zu seh'n.

Und nun begraben sie nicht einmal oft.“

„For shame, Elsbeth! Aber der Fact ist, daß man hier mit Bequemlichkeit geistig starven kann.“

„Was sprichst du nur wieder für ein Kauderwälsch, Eva!“ murrte Martha. Die gute dicke Seele war zwei Jahre in einem sehr theuern Pensionat gewesen, hatte aber gewissenhaft kein Wort Englisch gelernt und vom Französischen auch genau nur so viel, daß sie mit Wörterbuch und Mühe la petite Fadette hatte lesen können. Eva's Sucht, zu englisiren, war deshalb ihr von allen Freundinnen des kleinen Feuerwerks am Unbequemsten.

In diesem Falle kam Elsbeth ihr zu Hilfe und erklärte ihr: „Wenn man starvt, Martha, so stirbt man auf Englisch Hungers.“ Eva zog die Augenbrauen in die Höhe und sprach mit dem echtesten Berliner Commisaccent: „'s ist jelungen! Seit wann verstehst du denn Englisch, Elsbeth? Ich hab's nicht in deinen Schädel bringen können, so viel weiß ich.“

„O Evy, deine Redensarten kenn' ich — du wiederholst sie oft genug, um sie einem geläufig zu machen.“

Eva sah Elsbeth einen Augenblick lang durchdringend an und fiel dann über sie her, um sie wüthend abzuküssen. Das begegnete allen weiblichen Wesen, welche mit Eva näher befreundet waren, von Zeit zu Zeit, aber: „Mir passirts selten,“ bemerkte Elsbeth, als sie wieder zu Athem und zu Stimme kam. „Was verschaffte mir denn heute so unerwartet die Ehre, Evy?“

„Du warst so himmlisch boshaft, du Rothkopf du,“ versicherte Eva. Elsbeth hatte nämlich das prächtigste rothe Haar, welches man sehen konnte.

„Ob unser junger Wintergast Englisch verstehen mag?“ fragte die zierliche Fanny.

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie,

oder

Niemand kann seinem Schicksal entgehen.

Humoreske von A. Beneke.

(Fortsetzung.)

Aergerlich wandte ich mich ab, und unwillig klang es von meinen Lippen: „Es ist von dir lediglich eine Marotte, dich nicht photographiren lassen zu wollen — natürlich, die Photographie ist ja eine Erfindung, die wir nicht dem vorigen Jahrhundert verdanken.“

„Magst schon Recht haben, mein Junge,“ erwiderte der Alte lächelnd. „Doch auch von dir ist's nur eine Marotte, mich photographirt zu sehen.

„Na,“ brummte ich, „na, ich merke schon, dir ist so wenig mit Güte als mit Gewalt beizukommen. Eine Photographie muß ich indessen von dir besitzen, hab' einmal meinen Kopf darauf gesetzt. Werde es daher schon mit List anzustellen suchen müssen, dir eine Photographie abzuringen.“

„Mit List! Hahahaha, das sollte meinem braven Neffen denn doch etwas schwer fallen. Weiß freilich nicht, wie es die Herren Photographen mit dem Abconterfeien anfangen. Hab' mir die Geschichte noch nie betrachtet — bin auch nimmer begierig, sie kennen zu lernen. Doch so ohne Weiteres und gegen den Willen des Betreffenden wird es doch wohl nicht geschehen können, selbst nicht mit List!“

„Hm — Onkelchen, das käme doch immer auf einen Versuch an,“ entgegnete ich übermüthig.

„Versuche es, mein Junge! Sollst sogar, wenn es dir gelingt, von mir eine Belohnung, und zwar diesen meinen so herrlich angerauchten Wiener Meerschaumpfeifenkopf, nach dem schon so lange dein Verlangen steht, erhalten.“

„Angenommen, Onkel! Der Handel gilt! Der Meerschaumkopf ist mein!“ jubelte ich laut auf.

„Nicht zu früh triumphirt, Schatz! Zum Photographiren gehören Zwei, ich sagte es vorhin schon.“

„Gleichviel, Onkelchen! Ich bringe es fertig! Doch nun leb' wohl, ich muß in's Geschäft.“

„Adieu, mein Junge! Ich sehe den kommenden Dingen entgegen.“

Ich verabschiedete mich, der Alte aber nahm den herrlichen Meerschaumkopf, dessen Inhalt inmittelst ausgebrannt war, betrachtete ihn schmunzelnd und füllte ihn sodann wieder mit duftigem Kanaster. Nachdem er die Pfeife sodann mit Stahl, Stein und Schwamm — Zündhölzer existirten für Onkel Timotheus nicht — in Brand gesetzt, öffnete er das straßenwärts gelegene Fenster seines Stübchens und paffte den Rauch in dichten Zügen hinaus in die frische Herbstluft.

* * *

Einige Wochen waren nach der eben geschilderten Scene verflossen, in welcher Zeit ich den Onkel fast täglich gesehen und gesprochen. Doch hatte ich keine Gelegenheit genommen, das Gespräch auf die Photographie des Alten zu bringen, und dieser sich gleichfalls nicht gemüßigt gesehen, davon zu reden. Die Angelegenheit schien bei Onkel Timotheus bereits in Vergessenheit gerathen zu sein, und mir hatte auch noch immer kein Mittel einfallen wollen, das gewünschte, aber verweigerte Bild mit List zu erhalten. — — —

Es war an einem Sonntagmorgen, als ich den Onkel wiederum aufsuchte. Aufgeregt fand ich ihn in seinem Zimmer auf- und niedergehend und die Rauchwolken in dichten Zügen seiner Pfeife entziehend.

„Mein Gott, Onkel, was ist dir?“ lautete meine Frage und ich warf dabei einen erschreckenen Blick auf den Alten. „Du scheinst aufgeregt?“

„Ob ich es bin! Hab' volle Ursache dazu!“ sprach er fast zornig.

„Was ist denn vorgefallen, bester Onkel? Rede doch!“

„Was vorgefallen ist? Oh, gerade nichts Besonderes, aber doch etwas sehr Unangenehmes — ein Diebstahl, nichts weiter! Man hat mir ein Päckchen Kassenanweisungen im Betrage von fünfhundert Thalern entfremdet!“

„Alle Wetter, Onkel! Das ist störend! Hast du Verdacht auf irgend Jemand?“

„Nicht die Spur!“

„Du hast doch bereits auf dem Polizeibureau Anzeige von dem Diebstahl gemacht?“

„Daß ich ein Narr wäre,“ knurrte der Alte.

„Wie so?“ fragte ich erstaunt.

„Glaubst du denn, die heilige Hermandad würde mir wieder zu dem Meinigen verhelfen? Unsinn! Kenne das! Bin einmal angekommen, damals, als mir am hellen Mittag mein beste Sommerhose gestohlen wurde! Einmal und nicht wieder! Laufereien, Untersuchungen, Protokollaufnahmen, kurz Scherereien der widerlichsten Art, die einem alten Manne gleich mir nimmer zusagen können. Nein, nein, die Polizei möchte ich unter keinen Umständen dazwischen haben!“

„Ohne Weiteres wird sich das Geld bei dir auch nicht wieder einstellen,“ meinte ich mißmuthig.

„Die Polizei bringt es mir auch nicht wieder!“

„Dann hast du dasselbe also schon so gut wie verloren gegeben?“

„Doch nicht so ganz!“

„Wie das? Verdacht hast du auf Niemanden, zur Anzeige willst du den Fall auch nicht bringen, und dennoch hegst du Hoffnung, wieder zu dem Deinigen zu kommen!“ —

Der inmittelst völlig beruhigte Alte nahm sein Sammtkäppchen vom Haupte, kratzte sich hinter die Ohren und sah mich mißtrauischen Blickes an.

„Nun, Onkel?“ fragte ich.

„Hm — ja,“ sprach der Alte langsam; „hm, was ich sagen wollte — ja, einen Weg gibt's noch, den Thäter zu entdecken.“

„Und welchen? Ich bin begierig!“

Der Alte untersuchte seine Nägel einer sorgfältigen Prüfung. Dann sprach er plötzlich: „Hast du schon einmal von einem Wunderspiegel gehört?“

„Wovon?“ fragte ich, und mein Gesichtsausdruck ward ein sehr verwundertes.

„Von einem Wunderspiegel!“

„Nein, Onkel! du meinst wohl eine Laterna magica?“

„Dachte es mir gleich, daß dir ein solches Ding fremd sei — ist ja nicht in diesem Jahrhundert erfunden, ist uns von den braven, aber sehr dummen Altvorderen übermacht,“ sprach der Alte mißlaunig.

„In der That, ein solcher Apparat ist mir fremd. Was ist's damit?“

„Ah bah, was soll ich mit dir aufgeklärtem jungen Manne davon reden!“

„Zum Henker, Onkelchen, spanne mich nicht so arg auf die Folter! Sprich, was ist's mit dem sogenannten Wunderspiegel?“

„Sogenannt! Bitte, bitte, ist nicht nur sogenannt, sondern wirklich das, was der Name besagt: Ein Wunderspiegel!“

„Den möchte ich besitzen!“

„Glaub's gern! Doch höre!“ Und gar ernsten Tones sprach der Alte dezirend: „Ein Wunderspiegel ist ein Glas, welches die seltsame Eigenschaft besitzt, dem Bestohlenen den augenblicklichen Besitzer des gestohlenen Gutes in seinem Glase zu zeigen.“

Ich hatte die größte Mühe, meine Heiterkeit zu verbergen; der abergläubische, an Geister glaubende Alte aber begann: nur Wunderdinge von einem solchen Spiegel zu erzählen, den ein Mann besessen, mit dem er früher in einem und demselben Orte gelebt hatte. Dieser Mann war leider vor einigen Jahren gestorben und so boshaft gewesen, den Wunderspiegel kurz vor seinem Ende eigenhändig zu zertrümmern. „Ja, wenn der Mann noch lebte und der Spiegel noch existirte! Den würde ich sofort aufgesucht haben. Der Mann hätte mich in seinen Kasten, in dem der Spiegel sich befand, sehen lassen, und wir würden den gegenwärtigen Besitzer meiner schönen Banknoten bald erkundet haben, aber so — — der Mann ist dahin und mein Geld wahrscheinlich auch!“ und mit einem wehmüthigen Seufzer schloß der Alte seine Erzählung.

Was war das! In einen Kasten hineinsehen, in dessen Innerem ein Spiegel sich befand! Alle Wetter, was kam mir plötzlich für eine Idee! Die mußte man auszubrüten suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

[Gelehrtenzerstreutheit.] Von dem verstorbenen Professor Schleicher erzählt Dr. E. Alle in einem Netrologe (in der „Weser-Ztg.“) folgende heiterstimmende Anekdote: Eines Tages erschien Schleicher im Colleg nicht wie gewöhnlich in seinem grauen, bis an den Hals zugeknöpften Anzug, sondern in schwarzem, offenem Oberrock; als er aber seine Hefte aus der Tasche ziehen wollte, waren sie nicht darin. Er entschuldigte sich, bittet einen Augenblick zu warten: er werde in zehn Minuten wieder da sein, und eilt weg. Zu Hause angekommen, nimmt er zunächst die Hefte aus der Tasche des grauen Rocks und steckte sie in den schwarzen; dann aber denkt er: du kannst nun auch in Eins die Röcke wechseln, zieht den grauen an, läßt aber natürlich die Hefte in dem schwarzen sitzen. So erscheint er zum zweiten Male ohne dieselben im Colleg, bemerkt hier mit großer Bestürzung seine Zerstreutheit und entläßt dann, nachdem er den tragikomischen Hergang erzählt hat, seine Zuhörer, deren Heiterkeit man sich denken kann, bis zum folgenden Tage.

•

[Untergang der Welt.] Ein deutscher Gelehrter veröffentlicht folgende Kunde: Der Kern der Erde zieht sich immer enger zusammen, und zwar in Folge fortwährenden Erkaltens; dadurch wird kommen der Tag, wo er die Continente nicht mehr zu tragen vermag, die über dem allgemeinen Meeresspiegel vorspringen. Diese vorspringenden Theile: Asien, Afrika, Europa und Amerika werden plötzlich in die Erde versinken, und zwar durch ihre eigene Schwere, und vom Meere überdeckt werden. Die Menschenracen werden nur an wenigen Punkten verschont bleiben, die der Ueberschwemmung entgehen, sie werden sich ändern und physisch in andere Gattungen umgestalten, und zwar durch die neuen Gestaltungen, die an dem organischen Leben durch die Aenderung der Atmosphäre bewirkt worden sind. — Um unsere Zeitgenossen nicht zu erschrecken, beeilen wir uns, hinzuzusetzen, daß nach den Berechnungen dieses Gelehrten diese Ereignisse in 500 Mill. Jahren eintreten.

•

[Wie alt ist das Wort Crinoline?] Das „Athenäum“ führt dasselbe bis auf das Jahr 1750 zurück, wo es in dem Werke: „The Spieit of Contradiction“ (der Widerspruchsgeist) von R. Lloyd (geboren 1733, gestorben 1764) in folgenden Versen gebraucht wird:

„Cumberland had seldom seen
A farmer's wife with such a miea . . .
She could harangue with wondrous grace
On crinolines, and caps, and lace.“

(Cumberland hatte selten eines Farmers Weib mit solchem Anstande gesehen; sie sprach mit wundervoller Grazie über Crinolinen, Hauben und Spitzen.)

•

[Ein Hahn als Kapitalverbrecher.] Nach Franz v. Holtzendorff's „Allgemeiner deutscher Strafrechts-Ztg.“ tödtete vor einiger Zeit ein Kampfhahn zu Leds (England) ein Kind von 1 Jahr und 6 Monaten. Die den Todesfall untersuchende Jury beschloß, der Hahn müsse sterben, und wohnte der Hinrichtung desselben persönlich bei. Es ist dies ein würdiges Gegenstück zu jenem Todesurtheil aus dem Mittelalter, welches, in südlichen Frankreich von einem geistlichen Gericht erlassen, ein Schwein zum Tode verdammte, das ein Kind gefressen hatte. Nach deutschen Rechtsbegriffen ist jenes englische Urtheil eine seltsame Monstrosität, da Thiere wie Menschen von niedriger, geistiger Organisation unzurechnungsfähig sind, Thiere überhaupt weder aktive, noch passive Rechtsfähigkeit haben können. Die englische Auffassung entspricht übrigens vollständig der altjüdischen im 2. Buch Moses XXI, 28 u. ff.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 5. Sonntag den 17. Januar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Dürings feld.

(Fortsetzung.)

V.

Wenn Er, d. h. der Wintergast, englisch verstand, so verstand er dafür gar nicht, sich im Hause am Berge einzurichten. Er ging darinnen herum wie ein Geist am Tage. Hätte man ihn näher beobachtet, so würde man in seinen Zügen etwas wie einen ängstlichen Wunsch wahrgenommen haben, so bald wie möglich wieder fort zu sein. Es war deutlich, daß er sich nicht in seine Wirthinnen schicken konnte, und überhaupt in Nichts. Wurde das Essen aus dem Mönch vor ihn hingesetzt, so spähte er in jede Schüssel mit mißtrauischen Blicken hinein, als argwöhne er Fliegen oder sonst etwas Entsetzliches. Legte er sich nieder, und fühlte mit den Füßen die handbreite Lücke, welche sich zwischen der wackeligen Matratze und der knasternden Bettstelle befand; so schnitt er ganz erbärmliche Gesichter und stöhnte wie ein Gefangener auf seiner Kerkerstreu. Den Morgenkaffee brach er immer erst so lange, bis das Getränk kalt geworden war, dann schüttelte er sich, goß es haftig hinunter und schüttelte sich wieder. „Cichorie!“ seufzte er, „reine, unverfälschte Cichorie. O mein Gott! Wohin bin ich gerathen! O Madame Wahl, mein e liebe Madame Wahl! die gab niemals Cichorie. Und die hätte mir auch gekocht. Ich soll doch nicht den ganzen Winter aus der Schüssel dieses Mönchs essen? Aber was thun? Diese beiden — Schwestern können unmöglich kochen. Ich erinnere mich noch mit Entsetzen der Tage, wo wir bei unserer Leipziger Cousine ächt sächsische Hausmannskost bekamen. Petersilie, Muskatnuß, Pfefferkraut, Lorbeerblätter und Citrone — daraus bestand die ganze Küche. Die jungen Hühner waren mit Lorbeerblättern gebraten, und auf den Kohlrabi war Muskatnuß. Und dann die Klöße und die Nudeln! Es wäre nicht zum Hinunterbringen, wieder zu essen zu müssen. Der Mönch aber ist auch absolut ungenießbar. Welche Alternative: Mönch oder sächsische Hausmannskost! Ich habe schon viel gelitten in meinem Leben, aber so schlecht, wie jetzt, ist mir's doch noch nie gegangen. Hungern zu müssen, weil man effektiv nichts Genießbares hat — das übersteigt doch alle Begriffe.“

Diesen Monolog hielt Gregor Lupinski am vierten Morgen seines Winteraufenthalts in Rosenfelde. Die andern Tage hatte er sich damit begnügt: „Cichorie, o mein Gott, Cichorie!“ zu seufzen, aber im wirklichen Selbstgespräch brach seine Verzweiflung erst am vierten Morgen hervor. Er hatte ausgehalten wie ein Held — jetzt indessen war er überwunden. Nachdem er jedesmal dem Mädchen das Kaffeegeschirr mit dem dringend bescheidenen Flüstern hingeschoben hatte: „Ich lasse Madame Bitter sehr bitten, mir den Kaffee noch etwas stärker zu schicken, recht stark, weil ich ihn ungewöhnlich stark gewohnt bin,“ nachdem er das genau sechsmal, nämlich des Morgens und des Nachmittags wiederholt hatte, bekam er zum siebentenmale dieselbe „reine, unverfälschte Cichorie.“ Das war gerade wegs nicht zum Nußhalten. Gregor hatte bis jetzt auf dem Sopha gesessen, nun aber stand er auf und ging mit großen Schritten in seinen Zimmern auf und ab. Er hatte ihrer drei, die größere Hälfte der Nordfront im ersten Stock. Im zweiten gab es nur noch Giebel- und Dachstuben. Madame Bitter hatte ihm von diesen mehrere angeboten, die nach Süden gingen, Gregor jedoch hatte gedankt. Seine Brust war zu schwach, um das Steigen von zwei Treppen vertragen zu können, hatte er versichert. „Und zu lang ist er, würde mit dem Kopf an die Decken oben stoßen,“ hatte Tilda spöttisch gegen ihre Schwester bemerkt. „So ne Stange und will schwach auf der Brust sein.“ — „Vielleicht eben deswegen,“ entgegnete Madame Bitter, welche auch mit ihrer Kleinen allein stets die Milde in Person war. „Ueber Keuchheit läßt sich nicht absprechen, das muß einer selbst am besten wissen.“ — „Wenn er es sich nicht einbildet,“ schnappte Tilda. „Dieser junge Herr hier thut's sicherlich. Schwach auf der Brust!“ wiederholte sie spöttisch. „Ja, ja, er ist es, aber nur wie in Leipzig.“ Fräulein Klemm hatte nicht umsonst so lange in Leipzig gelebt, um nicht zu wissen, daß „Schwach auf der Brust“ dort — schwach im Kopfe bedeutet.

Darin that sie indessen Gregor Unrecht; er war keineswegs im Leipziger Sinne „schwach auf der Brust,“ im Gegentheil, ein sehr aufgeweckter und beschäftigter Mensch, der nur das Unglück hatte, der einzige Sohn einer reichen und adlurben Mutter zu sein, welcher durch einen wohlmeinenden, aber indifferenten Vater kein Gegengewicht gehalten wurde. Wie der Name besagte, war die Familie ursprünglich polnisch. Die Nationalität war zwar durch allmähliges Germanisiren bedeutend abgeschwächt, indessen nie ganz ausgelöscht worden, um so mehr, da sie durch Gregor's Großmutter, eine Polin von ächtem Vollblut, wieder aufgefrischt und erneuert worden war. Wie es häufig geschieht, reproduzirte die Großmutter sich im Enkel, und Gregor hatte nicht nur in seinen langen Gliedmassen viel von der nachlässigen äußeren Grazie, sondern auch in seinem Charakter nur allzuviel von der beweglichen Indolenz des liebenswürdigsten und unglücklichsten aller slavischen Stämme. Die krankhafte Neigung, an welcher die männliche Jugend der

Gegenwart auf eine betrübende Weise laborirt, die Neigung, Alles zu wollen und Nichts zu thun, war bei Gregor in wirklicher Virtuosität ausgebildet. Er hatte gerne Zwei-Zimmer wollen, dann es sich überlegt, daß es zum Juristen-Examen lich führe. Ein anderes Fachstudium sagte ihm nicht zu, auch brauchte er nicht Beamter zu sein, um zu leben. Wozu aber, wenn er nicht studiren wollte, erst das Gymnasium absolviren? Gregor lag das Gerade so, wie vor achtzehn Jahren und hatte sich beim Lernen verdrießen angegriffen, daß er sich erst ein Jahr ausruhen mußte. Diese Ferienzeit benützte er dazu, sich für den Irvingianismus zu passioniren; bei näherer Berachtung indessen war ihm diese Sekte nicht aristokratisch genug. Dann dachte er an die Handelsschule, aber — wiederum ein Krämer! — nein, dazu war Gregor zu poetisch — er ging nicht auf die Handelsschule. Landwirth wollte er werden — auf dem Lande war Poesie. Man that ihn auf das Gut eines Verwandten — nach drei Monaten kam er wieder, gänzlich nervenkrank von der entsetzlichen Prosa der praktischen Landwirthschaft. Das Knarren der Pflüge, das Brüllen der Kühe, das Knallen der Peitschen, das Schreien der Knechte, ach, und vor allem der Dünger, diese entsetzliche alter Nothwendigkeiten — Gregor schauderte noch in Berlin, so oft er an seine ländlichen Erholungen dachte. Auch war er so reinlich, daß er augenblicklich in die Pfalz zur Traubenkur mußte. Die Kur bekam ihm gut; leider lernte er dabei einen katholischen Geistlichen aus Münster kennen, der gern Bekehrungen machte. Gregor hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich auf's Leidenschaftlichste in den Gedanken des Katholicismus zu werfen und dadurch seiner ultraprotestantischen Mutter eine wahre Seelenangst zu bereiten. Nichts half, weder Zorn, noch Bitten, Gregor bestand auf dem Heile seiner Seele und befand sich unterwegs nach Münster, da machte er bei der Rheinfahrt die Bekanntschaft eines ächten No-popery-Engländers und ließ sich von ihm eines Andern belehren und zugleich überreden, als clerk in ein Londoner Bankgeschäft zu treten, bei welchem sein neuer Bekannter als junior-partner betheiligt war. Die Freude, welche dieser neue Entschluß Gregors in der Familie hervorrief, währte nur kurz, denn wenige Tage darauf vertrat er sich beim Ausſteigen aus einer Droschke den rechten Fuß so gründlich, daß er mehrere Wochen hindurch liegen und dann noch über sechs Monate an Krücken gehen mußte. Er that wenigstens einmal etwas Verünftiges und wandte die Zeit seiner Lahmheit zum Erlernen des Englischen an. Auch ging er, als er genesen war, nach London und trat dort wirklich in das betreffende Geschäft.

Kaum waren jedoch abermals drei Monate verflossen, als er gleich dem bekannten schlechten Pfennig im Sprichwort glücklich wieder da war. Die Londoner Luft erstickte ihn, der englische Sonntag vernichtete ihn, und die Zahlen waren zu viel für einen so phantasievollen Menschen, wie er. Diesesmal schlug seine Zurückkunft selbst die sonst so hoffnungsreiche Mutter nieder, und ihr Bruder, ein bedeutender Banquier, erklärte geradezu: Der Junge sei der langheinigste Narr, der je in Berlin großgewachsen sei. Der Vater war der Ansicht, man möge ihn zu für allemal Nichts sein lassen. Gregor half sich wie immer, wenn er eine Dummheit begangen hatte, er wurde „sterbenskrank." Als Sterbenskranker mußte er natürlich von Neuem geliebt, gepflegt und geschont werden. Es geschah, und der Herbst des Jahres 186* fand ihn einmal mehr in der Wiederherstellung begriffen, dagegen noch immer gänzlich ungewiß über sich selbst sowohl, wie über seine Zukunft. Er stand nun bereits im dreiundzwanzigsten Jahre und fühlte zum Glück, daß er allmählig anfange, so lächerlich zu werden, wie ein höfisches, geschickter und reifer junger Mann nur werden kann. „Wenn ich nur irgendwo einige Monate ganz allein mit mir selbst sein könnte," dachte er, „da müßt' ich zuletzt über meine Bestimmung in's Reine kommen." Plötzlich fiel ihm Rosenfelde und die alte Madame Wahl ein. Ja, ihr Haus war das rechte, bei ihr konnte er einsam und ungestört wohnen und sich dabei doch verpflegen lassen, wie die Mutter es ihm nun einmal angewöhnt hatte. Als er dieser seinen Plan mittheilte, wollte sie Anfangs durchaus nicht einwilligen. Was, ihr Greg — so wurde Gregor von den weiblichen Theil der Familie abgekürzt — ihr Greg sollte sich einen ganzen Winter über in einem Loche begraben, wo sich die Füchse gute Nacht sagten?" Auch die Schwestern — Gregor war nicht das einzige Kind, nur der einzige Sohn — auch seine Schwestern alio erhoben ein gewaltiges Geschrei. Der Vater dagegen verhielt sich indifferent, wie immer, und da Greg fest blieb, aber wie sein Onkel es nannte, starrköpfig, und da überdi.s der Onkel sehr richtig bemerkte, man müsse dem Jungen noch sehr dankbar sein, daß er sich nur auf Einsiedeln in Rosenfelde und nicht in Meran, oder gar in Madeira gesetzt habe, so geschah, was regelmäßig geschah, d. h. Greg setzte seinen Willen durch und kam mit drei ungeheuren Koffern nach Rosenfelde, nur leider, wie wir gehört haben, nicht zu seiner lieben Madame Wahl, sondern zu der ihm bis jetzt noch gänzlich unsympathischen Madame Bitter.

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie,
oder
Niemand kann seinem Schicksal entgehen.
Humoreske von A. Beucke.

(Fortsetzung.)

„Onkel," rief ich, so weit gekommen, rasch, „das ist ein Wunderspiegel? Solch' ein Glas kann ich die nachweisen! Im benachbarten Dorfe Mellingen, wohin ich, wie du weißt, zur gewohnten Kegelpartie wöchentlich ein Mal hinausschlendere, wohnt ein Kerl, der solch ein Ding besitzt. Er nennt dasselbe freilich seinen Apparat, daher wußte ich auch nicht sogleich, was du eigentlich meintest."

„Ist das wahr, mein Junge? Machst du auch keine schlechten Witze?" sprach der Alte freudig bewegt.

„Ih Gott bewahre! Jedes Kind in Mellingen kennt den Mann und seinen Apparat, dessen Gebrauch den Biedersten schon verschiedentlich mit der Polizei in unangenehme Berührung gebracht hat."

„Das ist mir Beweis genug, daß das Glas gut ist."

„Unsinn, Onkel, wer will sich solchem Aberglauben hingeben," sprach ich heimtückisch, wohl wissend, daß ich hierdurch den Alten nur noch mehr reizte, den Mann mit dem vortrefflichen Apparate kennen zu lernen.

„Meine Sache, Kind! Kannst du mir den Kerl schaffen?"

„Nun, ja," sprach ich zögernd, innerlich jedoch vor Freude jubelnd, wenn du es durchaus wünschest, und es dir einige Thaler kosten lässest, aber — —"

„Halt, keine Einwendungen! Du sendest mir den Mann, oder sieht er es lieber, wenn man ihn aufsucht?"

„Oh nein, er wird gern hierher kommen, umsomehr, als die Polizei, die ihm, wie gesagt, seinen Wahrsagerei, Kartenschlägerei und „Spökenkiekerei" wegen schon längst auf den Hacken sitzt, ihn bei der sicher nicht suchen wird!"

„Vortrefflich, mein Junge, ganz vortrefflich! Wann glaubst du, daß der Mann mir seinen Besuch machen wird?"

„Nun, ich denke schon heut Nachmittag!"

„Am hellen Tage? Wird das nicht auffallen und die Polizei auf die Spur bringen?"

„Nicht doch! Der Garten dieses Hauses grenzt an die nach Wellingen führende Landstraße. Durch denselben und nicht auf dem gewöhnlichen Wege durch das Thor werde ich den Mann zu die führen, und seine Seele im Städtchen erfährt sonach Kunde von seinem Hiersein."

„Gut, gut; Schaf! Ich überlasse die, die Angelegenheit zu arrangiren!"

„Das kannst du unbesorgt, liebster Onkel! Doch ich eile, mich mit dem Manne zu berathen. Auf Wiedersehen, heut Nachmittag! Adieu!"

Hastigen Schritts verließ ich die Stube des Alten.

* * *

Es war am Nachmittag desselben Tages, die Kirche noch nicht aus und die Straßen des Städtchens fast menschenleer, als ich mit meinem „Wundermanne", der seinen Apparat auf dem Rücken trug, durch den Garten des Onkels zu dessen Wohnung wandelte. Beim Hause des Onkels angekommen, bedeutete ich den Mann, draußen im Garten zu warten, und stieg sodann die zu der Stube des Alten führende Treppe hinan. Er mußte meine Schritte vernommen haben, denn er kam mir bereits an der Zimmerthür entgegen und seine Blicke hingen mit Spannung an meinem Munde, als er mich fragte: „Bringst du ihn?"

„Ich bringe ihn!"

„Gott sei Dank! Ich fürchtete schon, du habest mich zum Besten gehabt und deine Erzählung von dem Manne und seinem Apparat sei eitel Lug und Trug gewesen!"

„Onkel, sprach ich vorwurfsvoll, „wie konntest du eine so schlechte Meinung von mir haben?"

„Na, na, Herr Windbeutel, nur nicht so empfindlich! Wäre ja nicht das erste Mal, das du mich zum Opfer eines deiner losen Streiche auserschen! Doch zur Sache! Wo ist der Mann?"

„Er erwartet uns unten im Garten."

„Warum führst du ihn denn nicht zu mir herauf."

„Verzeihung, lieber Onkel, der Mann behauptet, daß sein Apparat nur im Freien Wunderkräfte besitze, im Zimmer dagegen schwach, ja häufig ganz unbrauchbar sei!"

„So! Dann muß er anders beschaffen sein, als der Wunderspiegel, den ich kannte. Der behielt auch im Zimmer seine bewunderungswürdigen Eigenschaften. Doch gleichviel, gehen wir hinunter!"

Wir betraten den Garten. Mit einer verbindlichen Verbeugung begrüßten sich die beiden Herren, der Wundermann und mein Onkel. Dieser schien sich von der Persönlichkeit des „Weisen" eine andere Vorstellung gemacht zu haben. Aufmerksamen Blicks musterte er ihn vom Scheitel bis zur Sohle, und als der Mann sich an seinem Apparate etwas zu schaffen machte, raunte mir der Alte leise zu: „Hör' mal, der Kerl sieht für 'nen Dorfbewohner verflucht nobel aus."

„Was willst du, Onkel! Des Mannes Geschäft ist ein rentables. Er kann etwas auf sich halten, gilt übrigens auch nicht gern für einen Dorfbewohner!" flüsterte ich zurück.

„Und dann kommt mir das Gesicht auch so bekannt vor. Fast sollte ich meinen, den Menschen schon häufiger gesehen zu haben und gerade in den letzten Tagen."

„Wohl möglich! Er kommt häufig zur Stadt."

„Darf ich bitten, mein Herr, sich zu setzen?" unterbrach der Mann hier unser leises Gespräch mit einer höchst sanften Stimme, und sich höflich vor meinem Onkel verneigend, warf er sein blondes langgelocktes Haar mit einem Ruck hinter die Ohren zurück, gleich einem Löwen in der Menagerie, wenn er die Mähne schüttelt."

Mit einem mißtrauischen Blicke nahm mein Onkel dem Apparate gegenüber Platz. Er betrachtete denselben, einen auf einem Dreifuß befestigten Kasten von Mahagoniholz, mit auffallend großen Gläsern, und flüsterte mir dann wieder zu: „Dieser Wunderspiegel sieht völlig anders aus, als der, von dem ich dir erzählte!"

„Ich muß Sie bitten, mein Herr?" schnitt der Mann mit der sanften Stimme meine Entgegnung ab, „jetzt einen Augenblick Acht zu geben. Ich schiebe das Glas in den Apparat — so — haben Sie nunmehr die Güte, hier auf das Meßingrohr zu blicken, keine Miene zu verziehen und keine Bewegung zu machen — wenn ich bitten darf, nicht einen so ernsten Gesichtsausdruck — ein wenig freundlicher — schön, schön, nur den Kopf ein wenig mehr zurück — (der Onkel gehorchte allen Weisungen mechanisch, schien aber in der That mehr als erstaunt) — so ist es gut — ganz vortrefflich — Achtung! Eins — zwei — drei — — mein Gott, was machen Sie denn da — die Sitzung war vergeblich — warum schütteln Sie so heftig mit dem Kopfe? Warum hielten Sie sich nicht ruhig?"

„Herr, der Teufel halte den Kopf ruhig, wenn Einem ein dicker Brummer auf der Nase sitzt und eine Wespe um die Ohren schwirrt!" entschuldigte sich der Alte.

„So, so! Bitte, nehmen Sie nochmals Sitzung! Glücklicherweise bin ich auf einen solchen Fall vorbereitet — ich habe gleich mehrere Platten präparirt."

„Der Mensch macht entsetzlich viele Weitläufigkeiten," flüsterte mir der Alte wieder zu. „Der Mann, den ich kannte, machte die Geschichte rascher. Da ward in den Spiegel hineingeguckt und man war fertig und wußte, wie man d'ran war. Aber dieser langweilige Kerl —"

„Darf ich bitten, mein Herr?" sprach der Mann mit der sanften Stimme.

Rasch nahm der Alte seine Stellung wieder ein und sah so aufmerksam in das Glas, als vermuthe er, daß der unbekannte Dieb seiner Kassenscheine jeden Augenblick aus demselben herausspringen werde. „Diesen Ausdruck behalten Sie bei," sprach der Sanfte; — „ganz vortrefflich — herrlich — bitte jetzt aufzuachten — eins — zwei — drei — vier — fünf sechs — so, ich danke Ihnen. Die Sitzung ist vollendet."

„Gott sei Dank," seufzte der Alte. „Nun lassen Sie den Kerl aber auch mal sehen. Möchte wissen, wie die Kanaille aussieht."

„Bitte, sich bis morgen zu gedulden, mein Herr!" entgegnete der Sanfte, und sich an mich wendend, sprach er die Bitte aus, ihm bei dem Transporte seines Wundergla[illegible] behülflich zu sein."

„Es ist mir sehr angenehm gewesen," verabschiedete er sich sodann von meinem Onkel.

„Bitte, das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite,“ wehrte dieser ab.

„Bitte, bitte — ich recommandire mich Ihnen,“ und von dannen ging der Mann mit seinem Apparate und mir, der Onkel aber schaute und kopfschüttelnd nach, und als wir seinen Garten verließen, sah ich, wie er langsam, das Haupt gesenkt, der Thür seines Hauses zuschritt. — — — — — —

(Schluß folgt.)

Miscellen.

[Schicksal von gekrönten Concurrenz-Theaterstücken.] Es wäre eine sehr anziehende Aufgabe, die bedeutenderen poetischen Preisbewerbungen der Reihe nach zu durchgehen und ihre literarischen Erfolge zu konstatiren: hier mögen vorläufig einige Andeutungen zum Zwecke der Unterhaltung genügen. Als 1825 das nach dem Brande neu erbaute Hof- und Nationaltheater eröffnet werden sollte, wurde eine Bewerbung für das beste Eröffnungsstück aus der bayerischen Geschichte ausgeschrieben und wer erhielt den Preis? Das nach gelehrten Mustern von einem gelehrten Universitäts-Professor höchst gelehrte, aber poetisch mehr als bedeutungslose, sofort und völlig verschollene Trauerspiel „Heimeran“ — unter den eingegangenen Stücken war eines völlig unbeachtet geblieben: das war „Ludwig der Bayer“ von Uhland. In Berlin wurde ein Lustspielpreis ausgeschrieben, und einige Jahre später auch in Wien das Gleiche unternommen — dort erhielt den Preis „Kaiser Maximilians Brautfahrt“, eine langweilig tendenzlahme Komödie, an die kein Mensch mehr gedächte, wenn sie nicht das Erstlingswerk von Gustav Freytag wäre: weit hinten im Nachtrab kam — Benedix mit „Doktor Wespe“, der noch heute seine komische Kraft bewährt hat; in Wien fiel der mit dem Preise bedachte „Kategorische Imperativ“ Bauernfeld's kategorisch durch, während Benedix wieder mit einem seiner besten Stücke („das Gefängniß“?) konkurrirt hatte. In München wurden dreimal Preise ausgeschrieben, aber nur das erste Mal folgte eine Preisertheilung — an Paul Heyse's „Sabinerinnen“, welche ihren künstlich gemachten Erfolg in München durch das Wiener Fiasko verdunkelten: auch das im Lustspiel mit dem zweiten Preise gekrönte Stück Schleck's „Drei Kandidaten“ bewies keine Lebensfähigkeit. Wie wird das Ergebniß der jetzigen Wiener Bewerbung ausfallen — nach einem ähnlichen Zeitraume oder wenn nur die hohen Wasser sich ein wenig verlaufen haben werden?

[Eine Jagdeinladung.] Von Bambery, dem bekannten Reisenden; erzählt ein Pesther Blatt folgende Anekdote: Der kühne Tourist, der bekanntlich im Kleide des Derwisch seine Wanderungen bis nach dem mythenhaften Samarkand ausgedehnt, saß eines Tages im Schatten eines Karawanserais in Tabris, der gartenreichen, poetischen Stadt, und zwar mit dem Suchen nach jenen verächtlichen, kleinen Thierchen beschäftigt, die sich die Haut des frommen Derwisch mit besonderer Vorliebe als den Schauplatz ihrer parasitischen Thätigkeit auserwählten. In dieser interessanten Situation wurde Bambery von einer Gruppe vornehmer Engländer gesehen, die gerade auf einem Abstecher nach Indien begriffen waren. „Look — sagte ein britischer Tourist, der junge Lord Grosvenor zu seinen Gefährten — look, that Dervise appears to pursue the chase with passion.“ (Sieh' mal, dieser Derwisch scheint die Jagd mit Leidenschaft zu betreiben.) Der falsche Derwisch ließ diese malitiöse Bemerkung nicht unerwidert und warf mit kecker Geberde und in gutem Englisch dem übermüthigen Mutterschnchen die Antwort an den Hals: „Mylord, if you have a liking for the noble short, you can take part in it.“ (Mein Herr, wenn Sie eine Vorliebe für das edle Waidwerk besitzen, so können Sie mit von der Partie sein.) Großes Erstaunen. Große Neugierde darüber, in einer Stadt der persischen Grenzprovinz Aserbeidschan englische Laute zu vernehmen und noch dazu aus dem Munde eines Mannes, der das Kleid eines Derwisch trug und der trotz Turban und Mahla in seinem Accent an einen Bewohner des Westends erinnerte. Jetzt ging es an eine Inquisition ungestümster Art. Bambery aber setzte den dringendsten Fragen um Stand und Namen das hartnäckigste Stillschweigen entgegen und die britischen Lords entfernten sich endlich, ihre Neugierde mit der Annahme beschwichtigend, daß sie es mit einem muselmännischen Pitzer zu thun hatten, der in Indien die Sprache der Briten erlernt hat. Ein Jahr später war der nach Europa zurückgekehrte Bambery in London der Löwe des Tages und erhielt zahlreiche Einladungen in die Salons der Aristokratie. Eines Abends war er im Hause Sir Robert Peel's zu Gaste und die jungen Ladys sahen nicht ohne Neugierde auf den vielgereisten Fremden, von dem Marchion in der Versammlung der geographischen Gesellschaft so erstaunliche Dinge zu erzählen wußte und der wohl mehr als einmal mit seinem jungen Leben gespielt haben mochte, als er sich in die Höhle des asiatischen Fanatismus hineingewagt. Eine der Damen wandte sich an Bambery mit dem Wunsche, er möge ihnen doch eines der zahlreichen Abenteuer zum Besten geben, die er ohne Zweifel auf seinen gefährlichen Wanderungen im Morgenlande bestanden haben mußte. Bambery, der sich den Ladys gefällig erweisen wollte, hielt Umschau in dem Arsenal seines Gedächtnisses, da er mit etwas ganz Besonderem aufwarten wollte; da gewahrte er plötzlich unter den Herren der Gesellschaft jene Lordschaft, der er einst im fernen Persien eine so freundliche Jagdeinladung hatte zugehen lassen. Lächelnd tritt er auf den jungen Mann — Lord Grosvenor — zu und fragte ihn, ob er sich seiner nicht mehr erinnere. Der Lord verneint, nachdem er forschend in die Züge Bambery's geblickt. „Wie, erinnern sich Ew. Herrlichkeit nicht, daß Sie mir vor einem Jahre eine Einladung refusirten?“ — „Absolut nicht. Wo, ich bitte Sie, fand denn eigentlich unser Zusammentreffen statt?“ — „In Tabris.“ — Ein verblüfftes Lordgesicht, versicherte Bambery, habe er noch nicht gesehen; indeß wich die Verblüffung bald einem Heiterkeitsausbruche von echt englischer Vehemenz und Seine entzückte Lordschaft übernahm die Rolle Bambery's, indem er, naturtreu in äußerst delikater Weise, das pikante Geschichtchen der aristokratischen Gesellschaft zum Besten gab. Das war jedenfalls von Sr. Lordschaft etwas unüberlegt, denn vierzehn Tage lang sprach man in allen Salons und Boudoirs Londons von der — Jagd Lord Grosvenor's.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gädermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 6. Mittwoch den 20. Januar **1869.**

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

VI.

Es war ihm nicht bald eine Frau so instinktiv zuwider gewesen, wie die gegenwärtige Inhaberin des Hauses am Berge. Ihre süße, fingernde Stimme, ihre feierlichen Bewegungen, ihre salbungsvolle Freundlichkeit, vorzüglich aber das unveränderliche, holdselige Lächeln, welches vom Morgen bis zum Abend auf ihren Lippen war, das Alles quälte den reizbaren, verwöhnten Menschen bis zur höchsten Ungeduld. „Und mit ihr drei, vier, selbst fünf Monate in einem Hause, noch dazu in Ihrem Hause — und das in Rosenfelde, wo es keine Menschenseele zu weiterem Verkehr gibt — nein, es ist nicht möglich!“ erklärte Greg sich, während er in seinen kalten Zimmern auf und abstürzte. Denn sie waren kalt, selbst jetzt schon, wo es noch Spätherbst war. Sie lagen nicht umsonst gegen Norden. Greg haßte Nothzimmer, Kälte überhaupt. Eiserne Oefen waren ihm, dem Berliner, ebenfalls ein Gräuel, und wie man mit Torf, d. h. eigentlich mit Gestank heizen oder vielmehr nicht heizen kann, das zu begreifen, muß man im Winter nach Rosenfelde kommen,“ sagte Greg. Er hätte zu diesem Zwecke auch im Sommer kommen können, denn der Torfrauch der Privatbäder bildete in Rosenfelde den Sommer hindurch förmlich eine zweite Atmosphäre. Das wußte indessen Greg nicht, in seiner Einbildung war der weichliche Geruch, welcher sich beim Brennen von Torf entwickelt, eine erstaunliche Winterplage von Rosenfelde, und Greg, der so empfindlich gegen alle schlechten Gerüche war, mußte sich ganz expreß hierher begeben um den Torf zu riechen und die Cichorie zu trinken, welche Fräulein Tilda Kaffee zu taufen für gut fand.

Wenn diese Cichorienspenderin wenigstens etwas Angenehmes gehabt hätte, etwas, wodurch man für die lächelnde Widerlichkeit der Schwester entschädigt worden wäre. Aber sie war in ihrer schwarzen Eigenthümlichkeit ebenso „fatal,“ so wie jene in ihrer blonden. „Mir ists, wenn ich sie sehe, jedesmal zu Muth, als hätte ich auf ein recht hartes, scharfes Pfefferkorn,“ wehklagte der arme Greg, indem er sich an diesem vierten Morgen von allen unfreidlichen Empfindungen Rechenschaft geben zu wollen schien, welche ihn in dem unglücklichen Hause „angefallen hatten, wie Moskitos einen Reisenden im Sumpfe.“ — „Und es ist mir so entsetzlich, auf Pfefferkörner zu beißen,“ setzte der arme Dulder kläglich hinzu.

Was jedoch ärger als Alles war, was Madame Bitter noch blonder, Tilda noch schwärzer, und den Kaffee noch dünner machte als in der Wirklichkeit, was Greg ganz und gar demoralisirte, hermaßen demoralisirte, daß — daß er absolut nicht tiefer demoralisirt werden konnte, das war der Nebel. Am Abend der Ankunft schon hatte er es „schrecklich neblig“ gefunden, indessen Rosenfelde noch entschuldigt — man kannte ja die schlechte Gewohnheit der Flußthäler. Als es aber auch am nächsten Tage, am zweiten ebensalls und am dritten nicht minder „schrecklich neblig“ blieb, da ward unser Greg immer bedenklicher und mißtrauischer gegen das Klima von Rosenfelde. Und als er nun gar am vierten Morgen den Nebel nicht verschwunden, sondern im Gegentheil noch um Vieles dicker fand, so dick, daß man kaum die Häuser sah, welche hundert Schritt weit den Fenstern gegenüber lagen, da wurde dem armen Selbstverbannten der Nebel so viel, wie ihm schon die Cichorie zu viel geworden war. Es gab Leute, und zwar Leute, welche es verstanden, die gegen das Thal von Rosenfelde vor, wenn es durch den weißen Nebel phantastisch verhüllt war. Die Umrisse der Höhen erschienen dann bedeutender, ragten sie, die Ferne erstreckte sich weiter, und die Einzelheiten der Nähe verschönten ihre prosaische Deutlichkeit. Aber Greg war anderer Meinung: Nebel hieß für ihn Nebel, und Nebel mochte nicht. Was hatte ihm denn aus Lenden zu thun, als die Furcht vor den zukünftigen Tagen, von denen er so viel gehört hatte? Und nun sollte er hier zu Rosenfelde mitten in den Nebeln sitzen bleiben? Nein, das konnte ihm Niemand, das durfte selbst er sich nicht zumuthen. Er hatte sich mit Rosenfelde getäuscht am Ende — wer täuscht sich nicht? — Die Thorheit müßte nur darin bestehen, aus bloßer Scham darauf zu beharren, was er in einem Irrthum gewählt. Er wollte sorgfältig über einen neuen Winteraufenthalt nachsinnen und, bis sich ihm kein passender, lieber nach Berlin zurückkehren. Wenn er einige Bestimmtheit anwendete, konnte er dort ebenso gut sich abschließen und sammeln, wie in diesem — „in diesem Nebelloche“. Der Onkel freilich — aber was konnte er schlimmsten Falls ihm anhaben? Sich über ihn lustig machen? Nun, das that er so wie so, es war bekannt, daß Onkel Reginald den schlechten Ton hatte, sich über seine Familie zu mequiren, sie mochte ihm Grund geben oder nicht. Hatte er nicht bis jetzt bei jedem Projekt Greg's mit höhnischem Mienenspiel gelächelt? Gewiß, des Onkels wegen würde man nicht hier in der Rosenfelder Einöde miserabel zu Grunde gehen. Wenn bis Mittag die Sonne nicht schien — sie schien bis Mittag nicht, aber Greg ließ mit sich handeln, gab nicht gleich den ersten Eindrücken nach und gewährte der Sonne großmüthig Zeit bis zum Abend, die Sonne schien aber auch am Abend nicht, der Nebel war zu hartnäckig für sie — er ließ sich nicht bewäl-

tigen. Greg, der, am Fenster lehnend, starren Blicks das Thal betrachtete, von welchem er in der doppelten Dunkelheit des Nebels und des Abends jetzt so gut wie gar nichts mehr sah, Greg richtete sich wirdroeoll in die Höhe. „Ich habe gethan, was einem Menschen möglich war," sprach er, „länger Widerstand leisten zu wollen, wäre ein Verbrechen an mir selbst," und entschlossen, ging er durch den kleinen Vorsaal, welcher seine Zimmer von denen der Hausfrau trennte, und klopfte bestimmt, um so zu sagen entscheidend, an die Thüre der Wohnstube.

Sie war groß und mit Epheugewinden, Familienbildern, Photographien und alltäglich eleganten Möbeln auf die kleine Leipziger Art behaglich eingerichtet. Individualität war nicht da, wohl aber ein guter Ofen, der einzige im ganzen Hause. Vor den vier Fenstern, deren jedes im Sommer eine erquickende grüne Aussicht bot, waren die Vorhänge herabgelassen, auf dem Tisch brannte eine Lampe. Die Schwestern arbeiteten an Weihnachtsgeschenken. Es hatte Alles einen friedlichen, freundlichen Anschein, aber Gregor fühlte sich von einem dumpfen Unbehagen gleichsam an der Kehle gepackt. So rasch wie möglich wollte er daher aussprechen, was ihn hergeführt, und kaum hatte er auf dem Sopha neben der Wittbin Platz genommen, als er auch schon anfing: „Ich komme" — um Ihnen zu sagen, daß ich übermorgen wieder abreise — wollte er hinzusetzen, aber Madame Bitter ließ ihm nicht Zeit dazu.

„Es freut mich so, daß Sie kommen," sprach sie mit ihrem süßesten Lächeln. „Sie müssen sich so allein fühlen, besonders jetzt, wo Sie noch nicht ausgehen können. Ich habe mich die ganzen Tage über deswegen bekümmert und würde Ihnen gern unsere Stube zur Verfügung gestellt haben, nur getraute ich mich nicht. Ich dachte: was soll ein so junger feiner Mann bei dir und deiner Kleinen?"

„Sie sind sehr gütig," unterbrach Gregor sie, indem er die erste Pause benutzte, wo sie Athem schöpfte, „es würde mir gewiß ein großes Vergnügen gewesen sein, nur bin ich in meinem jetzigen Gesundheitszustand ein sehr schlechter Gesellschafter, und deshalb komm' ich auch heute bloß —"

„Gleichviel, weßhalb Sie kommen, und genügt es, daß Sie da sind," fiel Madame Bitter ihm abermals in die Rede. „Nicht wahr, Kleine?" frogte sie die Schwester zärtlich.

„Gewiß," murmelte Tilda. Für sich dachte sie: „Was will er nur? Wegen was Gutem ist er nicht herübergekommen."

In der That nahm Gregor, völlig ungerührt durch Madame Bitters süße Reden, den dritten Anlauf, um endlich anzukündigen, was ihn zu den Schwestern geführt habe, da ging eine Seitenthür dem Sopha gegenüber rasch und doch geräuschlos auf, und herein schlüpfte Eva.

Eva war als die Pathe der Madame Wahl früher so gut wie das Kind vom Hause gewesen, und die Gewohnheit war bei ihr so stark, daß sie auch jetzt noch sich selten zu förmlichen „Visiten" entschließen konnte, sondern meistens bloß „auf ein Huschchen in der Dunkelstunde" herübergetaufen kam. Da ihrer Eltern Haus nur wenige Schritte unten in der nächsten Straße lag, so gab sie sich bei einem solchen „Busch" gewöhnlich nicht viel die Mühe, den Hut aufzusetzen, sondern begnügte sich damit, ein großes weißes Filettuch über den Kopf zu werfen und unter dem Kinn durchzuschlingen. So kam sie auch jetzt hereingelaufen und wollte eben auf Madame Bitter zu, da erblickte sie Greg auf dem Sopha, blieb mitten im Zimmer stehen, machte ihre braunen Augen groß auf, wurde sehr roth, und grüßte den jungen Fremden, welcher sich natürlich erhoben hatte, mit ernster Verbindlichkeit.

Wenn Eva natürlich war, so erschien sie stets am meisten zu ihrem Vortheil. Leider war sie es selten: sie hatte sich im Umgang mit einigen schöngeistigen Jüdinnen eine übertriebene theatralische Weise angeeignet, welche sie, wie wir bereits wahrgenommen haben, selbst im Verkehr mit ihren Jugendfreundinnen, nicht recht los werden konnte. Auch jetzt hätte sie ihr Erstaunen nicht so deutlich zu bezeigen gebraucht, aber wenigstens war das Erstaunen selbst nicht geheim. Sie war, bemeistert von ihrer Neugier, in's Haus am Berge herübergerannt, um endlich einmal an der Quelle selbst Erkundigungen über den geheimnißvollen Gast einzuziehen, und nun sah er plötzlich in eigener langer Person vor ihr auf dem Sopha — da konnte sie wohl ehrlich überrascht sein.

Gregor war ebenfalls überrascht, aber nur angenehm. Die kleine Rosenfederin mit ihrem weißen Tuch über dem lichtbraunen Haar, in dem anliegenden grauen Paletot, welcher die spitzhengleiche Schlankheit ihres Wuchses zeigte, kam den unwillkührlich neugierigen Augen und dem schicklich angenommenen Ernst um den kleinen rothen Mund gerade ihm sehr, hauptsächlich weil sie eine so ganz unerwartete Erscheinung war. Anderswo hätte Gregor sie vielleicht als unbedeutend übersehen, vielleicht selbst als kleinbürlich kritisirt, hier zwischen den beiden Schwestern wurde er durch ihren „Styl" betroffen. Auf Styl aber hielt Greg als ächter Sohn einer eleganten Finanzräthin am allermeisten, mehr selbst als auf Schönheit oder Anmuth, und überdies konnte Eva zu gewissen Stunden, von denen diese eine war, trotz einer bedeutend zu großen Nase, potzig hübsch sein. Desgleichen ebenso hatte sie auch ihre Stunden — und diese war ebenfalls eine solche — in denen sie nicht verlaut war, alten Bekannten nicht das Wort vom Munde wegschnappte, neuen keine unangenehmen Dinge sagte. Genug, eine Thatsache war es, daß Gregor, nachdem er eine halbe Stunde lang an Eva's Gespräch mit seinen Wirthinnen Theil genommen, sich diesen sehr höflich empfahl, ohne sie von seiner Absicht, Rosenfelden rasch zu verlassen, in Kenntniß zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Photographie
oder
Niemand kann seinem Schicksal entgehen.

Humoreske von A. Benecke.

(Schluß.)

Am folgenden Nachmittag eilte ich raschen Schrittes dem Hause des Onkels zu. In einigen Sätzen sprang ich die zu seiner Stube führende Treppe hinan, riß, ohne anzuklopfen, die Thür auf und betrat mit freudestrahlendem Antlitz das Zimmer.

„Ah, da bist du ja, Schaf!" empfing mich der Alte lachend.

„Ja wohl, Onkelchen, da bin ich!" lachte ich zurück.

„Bist ja verteufelt fidel, Schaf!"

„Na, du scheinst dich eben auch nicht mit Grillen zu plagen!"

„Warum sollte ich auch!"

„Na, was hast du denn?"

„Ja, Kind, wenn du das wüßtest!"

„Na, schieß los, Alterchen! Bin begierig! Was ist's?

„Ja, wenn du das wüßtest!"

„Donnerwetter, mich endlich ein Ende! Bin jetzt gespannt genug!“

„Denke dir, meine Kassenanweisungen sind wieder da!“

„A—a—a—a—h!“

„O—o—o—o—!“

„Und wer war der Besitzer?“

„Ich selbst!“

„W—a—a—a—s?“

„Ich habe das Päckchen verirrt gehabt! Zwischen meinen gewaschenen Strümpfen, von denen ich heute ein Paar benutzen wollte, habe ich sie wiedergefunden. Wie sie dahin gekommen sein mögen, mag der Himmel wissen! Mir jedoch einerlei! Ich habe sie wieder und bedanere nur, deinen Wundermann und seinen famosen Apparat in Anspruch genommen zu haben. A propos, Wundermann! Die Geschichte, höre mal, scheint mir Schwindel zu sein! Viel Geschrei und wenig Wolle! Hahahaha, bin jetzt aber doch außerordentlich begierig zu erfahren, wen der Kursche uns als den muthmaßlichen Dieb und bezeichneten Besitzer meiner Kassenanweisungen bezeichnen wird. Wird des Kerl sich blamiren! Hahahaha!“

„Bitte, bitte, lieber Onkel!“ wandte ich ein, „tritt dem Manne nicht zu nahe! Allen Respekt vor demselben. Ich konnte soeben von ihm, und er hat mir den Dieb deiner Kassenanweisungen bereits bezeichnet.“

„O—o—o! O—o—h! Da bin ich aber doch begierig! Na, wer ist denn der Böswicht? Nenne ihn mir!“

„Dieser ist's, Onkel!“ Und die Enveloppe, die ich blitzang unter dem Arme getragen, öffnend, hatte ich aus derselben die wohlgetroffene Photographie des Alten hervor, brachte sie ihm in der besten Beleuchtung vor's Antlitz, und wiederholte triumphirend die Worten „Dieser ist's!“ — Nun, ist's der Rechte? Ich sollte denken!“

Starr, mit weit geöffneten Augen, saß der Alte da, und schlaff sanken ihm die Arme am Leibe nieder; ich aber erhob mich von meinem Sitze, trat dicht vor den Onkel hin und sprach mit der Miene des Siegers: „Onkel, du bist von mir überlistet. Die Geschichte mit dem Wunderglase war, wie du vorhin ganz richtig, wenngleich in anderem Sinne, sagtest, Schwindel! Der Mann, der dir so wenig bäuerisch, auch so bekannt vorkam, war der augenblicklich hier im Städtchen weilende Photograph, das sogenannte Wunderglas sein photographischer Apparat, und du bist mit demselben photographirt. Tröste dich hierüber mit dem Gedanken, daß in unserer Zeit Niemand seinem Schicksal entgehen kann: er muß sich photographiren lassen. Doch du bist überlistet und ich habe gesiegt! — Und nun: vae victis!“

Der Alte warf mir einen Blick zu, in welchem viel lag, erhob sich dann langsam aus seinem Sessel und wankte seinem Pfeifenbehälter zu. Fast wehmüthig nahm er dann seinen herrlichen Wiener Meerschaumkopf aus demselben und überreichte mir denselben mit den Worten: „vae victis!“

„Und du gönnst mir nicht, Onkel?“ fragte ich mit einer Armesündermiene, innerlich aber wegen des errungenen Pfeifenkopfes vor Freude jauchzend, „du hast mich ein Ende für —“

„Für einen infamen Winddreckel, mich aber für — einen alten Esel!“ fiel mit der Alte in's Wort und reichte mir seine Hand, die ich drückte und schüttelte, daß es eine Freude war anzusehen.

Grillparzer über dramatische Kunst.

Zur Feier des am 15. d. begangenen 79. Geburtstages Franz Grillparzer's bringt die Wiener Zeitung einen im Jahre 1853 zuerst veröffentlichten, nichtsdestoweniger für die jetzige Festzeit neuen Aufsatz des größten Dramatikers unseres Vaterlandes, dem wir folgende tiefsinnige Stellen über dramatische Kunst, über das Wesen der Dramatik entnehmen:

„Von allen poetischen Formen die strengste ist die dramatische. Alle anderen gehen formell von einer Wahrheit aus, die dramatische von einer Lüge, und ihre Aufgabe ist, diese Lüge aufrecht zu erhalten, ja sie in letzter Ausbildung zu einer Wahrheit zu machen. Die Lyrik spricht ein Gefühl aus, das Epos erzählt ein Geschehenes (sür die Form gleichviel, ob wahr oder erdichtet), das Drama liegt eine Gegenwart. Man hat sich in neuerer Zeit sehr lustig gemacht über die Täuschung, welche man in früherer einem Schauspiele zum Erfordernisse machte, und gewiß, eine unabweisliche, zwingende Täuschung würde alle Kunst von vornherein aufheben, eine einschneidendere Wirklichkeit an deren Stelle setzen und namentlich die Tragödie zu einem Schauspiel für Schlächter und Kannibalen machen. Es gibt aber noch eine andere willkürlich selbst übernommene Täuschung, eine Supposition, in die der Zuschauer eingeht, auf die stillschweigende Bedingung, sie vorzuwerfen, wenn ihre Wirkungen läßig, wenn sie qualend würden. Die Aufgabe der dramatischen Kunst als Form besteht nun darin, daß diese Supposition einer Gegenwart (so nicht mit Wirklichkeit zu verwechseln) aufrechthalten, ihre Bewahrung dem Zuschauer erleichtert und nicht gestattet werde, daß er sie aus Langweile oder Zerstreuung fallen lasse oder wohl gar im Widerwillen wegwerfe. Wer diese Sätze leugnen wollte, müßte erst verbindern, daß alle gegenwärtig dargestellte Personen nicht auch wie gegenwärtige wirken; er müßte ungeschehen machen, daß die dramatischen Meisterwerke aller Zeiten, gut gespielt oder gelesen, jenen tiefen Eindruck machen, den nur die Gegenwart gewährt; er müßte endlich erklären, warum man überhaupt die in jeder anderen Hinsicht unbequeme dramatische Form wählt, wenn es dabei bloß auf kühle Möglichkeiten und behagliche „Es war einmal“ abgesehen ist. Dies vorausgeschickt, fragt es sich: durch welche Mittel kann nun bewirkt werden, daß eine niemals dagewesene oder längst vergangene Begebenheit als eine, wenn auch nur vorausgesetzte Gegenwart wirke? Die bloßen Gegenreden der Personen mit „tritt auf“ und „geht ab“ reichen dazu nicht hin, wie die Erfahrung zur Genüge lehrt. Was ist es also sonst? Die Wirklichkeit zwingt. Die Häuser in meiner Straße abzuleugnen, fällt mir nicht ein, und wenn ich morgen einen Stein vom Himmel fallen sehe, muß ich mir's gefallen lassen, ich mag es begreifen oder nicht. Wenn mir aber Jemand erzählt, er habe ein Schiff in der Luft fahren gesehen, so werde ich es erst dann glauben, wenn ich es, durch Ursache und Wirkung vermittelt, in den Kreis meiner Ueberzeugungen aufnehmen kann. Causalität zwingt den Geist, wie das Wirkliche die Sinne, und was als Gegenwart gelten will, muß vor Allem als Ursache und Wirkung streng verkäuflich sich erweisen. Daher verweigert auch das Drama dem Zufalle sein Spiel, und die eifrigsten Verfechter der Wirklichkeit, die täglich von Jedermann die tugendhaftesten Handlungen wie aus der Kanone verlangen, sind höchst erzürnt, wenn derlei unmotivirt auf dem Theater vorkommt. Der Charakter sei nicht gehalten, sagen sie. Schaf und bestimmt sind die äußeren Gestalten der Wirklichkeit. Mit nebelhaften Abschattungen wird Niemand

eine Gegenwart anschaulich machen. Ebenso ineinander sind ihre inneren Ausstrahlungen. Glücklicherweise verlangt die Kunst eine Milderung mancher Gefühle des wirklichen Lebens, wer würde sonst aufathmen? Und auch das, was übrig bleibt, wer erreicht's? Endlich fügt sich das Wirkliche in seiner Bestimmtheit allerdings der Anwendung des Begriffes, ist ihm aber nirgends adäquat. Eine Menge Zufälligkeiten begleiten es und machen das Lebendige dreifeltig aus, unterscheiden das wirkliche Ding von dem Gedankending. Alles dies zugegeben, wird man von dem dramatischen Dichter, alle anderen poetischen Qualitäten eingerechnet, in besonders hervorstechendem Grade folgende Eigenschaften fordern: scharfen, sichtenden Verstand, gut Motivirung und Begründung; bildliche Phantasie, sie erfindet und stellt dar; warmes, richtiges Gefühl; endlich Empfindung, im Verstande der Maler genommen, wo es den Sinn für die Abstufungen und das Verfließende in den Zufälligkeiten der Naturtypen bedeutet."

Würzburger Stadttheater.

Schauspielbericht.

Würzburg, 16. Januar.

„Die Frau im Hause". Die Handlung dieses Lustspiels, dessen Verfasserin die einstige Gattin des bekannten Dramenschmiedes E. Raupach ist, bewegt sich in einem ganz engen Kreise des modernen Lebens und kann eben nicht besonderen Anspruch auf Originalität der Erfindung machen; jedoch ist die Ausführung geschickt genug, um den Zweck angenehmer Unterhaltung nicht verfehlen zu lassen. Ein bereits gesuchter, vielbeschäftigter, also nicht mehr ganz junger Arzt (Hr. v. Ditzgraven), Sohn eines Justizraths (Hr. Rosa), sieht noch immer unverheirathet im Hause seiner Eltern; nächstens aber soll er sich mit einer reichen Erbin (Frln. Krey) verehelichen, die er aber noch gar nicht kennt und die nur von ihrem Vater auf dessen Sterbebette dem traufgehenden Arzte testamentarisch — ich weiß keinen andern Ausdruck — zugekuppelt wurde. Der Arzt ist einer von jenen Menschen, die sich trotz ihrer Gesetzsamkeit und ihres vielseitigen Umgangs eine kindliche Naivetät bewahrt haben, die zwar ein Zeichen großer Herzensgüte und eines gelegenen Gemüthes ist, die aber, wenn sie nicht mit den nun einmal — mit Recht oder Unrecht — verlangten „weltläufigen" Formen verbunden ist, vor der „modernen Gesellschaft" unwillkürlich lächerlich wird. Dieser Charakter wurde von dem oben genannten Darsteller vortrefflich aufgefaßt, die feine Mischung von Lächerlichkeit und Liebenswürdigkeit in richtigem Maße getroffen und durchweg die Grenzscheide, wo erstere überwiegen und den Arzt zur Caricatur machen könnte, streng inne gehalten. Nicht so gut faßte Frln. Krey ihre Rolle auf. Die Schwärmerin, die den trefflichen Kern des ihr bestimmten Bräutigams nicht erkennt, weil sie, blind gemacht durch falsche Romantik, die spießbürgerliche äußere Hülle nicht durchschaut, wurde in Frln. Krey's Händen beinahe zur herzlosen, kalten, koketten Weltdame. Und doch hat dieselbe Schauspielerin neulich in einer ähnlichen Rolle in den „relegirten Studenten" den auch hier nöthigen Ton so prächtig getroffen. Sie schien diesmal indisponirt zu sein. Allerdings ist nicht zu verschweigen, daß diese Rolle schon vom Autor verzeichnet ist. Alma — so heißt die reiche Erbin — ist ganz zu fest ohne innern, tieferen Fond dargestellt und die Art und Weise, wie sie sich dem Bruder ihres Bräutigams, einem jungen, seinem abonnen Gefolge nach, sehr intensiven Burschen, der nebenbei Künstler ist (Hr. Hopp), in die Arme wirft, nimmt nicht für sie ein. Der Zukunft dieser beiden, im schlimmsten Sinne überschwänglichen Naturen kann man, wenn sie sich am Schlusse verbinden, nur das unglänzigste Prognostikon stellen. Alma's Gegenbild, die im Hause des Justizraths wohnende Nichte, eine junge Wittwe Bülau, ist sehr im Vortheil; in überraschender Weise hat Frln. v. Jakubowski den ruhigen halb leidend-resignirten, aber tief gemüthvollen Ton dieser Rolle getroffen. Ebenso Frau Schubert als Justizräthin; wie diese noch junge Frau sich dem Fache alter Rollen mit Glück und aufgesprochenem nicht unbedeutendem Talent anbequemt, ist der besten Anerkennung werth. Auch Hr. Rosa als Justizrath lieferte ein hübsches Charakterbild; daß sein unangenehmer Gedächtnißfehler am Schluß die Pointe des ganzen Stückes unbedingt machte, wird er wohl bei der Wiederholung zu vermeiden wissen. — Daß der Arzt schließlich zur Erkenntniß kommt und Margarethe Bülau heirathet, die er und die ihn schon lange liebte, ohne daß es ihm in seiner Unweltläufigkeit bisher klar geworden ist, haben die Leser wohl ebenso gut errathen, als es der Zuschauer vom ersten Augenblick an weiß.

Dem Stücke vorher ging der bekannte „Doktor Robin", ein Paradespferd, auf dem gute und tüchtige Schauspieler oft genug couvertiren und kokettiren.

Es freut mich, berichten zu können, daß Hr. v. Ottegraven sich alles in der Rolle des Curt gewährlich beliebten Künsteleien und Effekthascherein enthalten hat. Daß er trotzdem den wärmsten Beifall hat, wie selten geschieht, gleich zu Anfang warm geworbenen Publikums erhielt, verdankt er eben dem richtigen Maßhalten und der natürlichen Wahrheit seines Spiels.

Miscellen.

[Leicht zu machen.] Als die Oesterreicher noch in Mainz lagen, kam ein solcher zu einem Weinwirth und forderte eine Flasche Esser-Wein. Der Wirth erklärte, keinen auf Lager zu haben. Der Oesterreicher fragte hierauf: „Hob'n Er?" — „O ja," antwortete der Wirth. „Hob'n auch an Er?" — „Gewiß, auch den!" — „Nu ja, so thun's'n Er und 'n Er zusamm, da hob'n'n 11er!"

[Die Perrückenzeit.] In der Zeit, als die größten Perrücken auf den Häuptern der Regenten, Staatsmänner und Gelehrten am schönsten prangten, nahm sich der bekannte Canzler von Ludwig dieser Hauptracht besonders an, die ihm sehr majestätisch vorkam. In seinem „Perrucken-Recht" sagt er von den sogenannten Quarre-Perrücken, deren Schwänze und Zipfel an allen Enden herunterhingen: Dieses ist die prächtigste, größeste und kostbarste Art, welche die Menschen fast den Löwen gleich macht" (oder dem — Affen!).

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 7. Sonntag den 24. Januar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

VII.

Auch am nächsten Morgen verharrte er ihrem Gefühle oder ihrer Eitelkeit diese Kränkung, im Gegentheil, er sprach von den „Expl'orationen", welche er in der Gegend zu unternehmen gedenke, und lobte sowohl diese wie das Haus.

„Man kann sich keine bessere Lage denken," sagte er. „Sie hat den einzigen Fehler, daß der Berg dort sich nicht, statt im Süden, im Norden befindet."

„Da hätten wir ja aus den Nordzimmern keine Aussicht," wandte Madame Bitter ein.

„Wenn man sie dafür aus den Südzimmern hätte —"

„Die sind im Sommer viel weniger begehrt, und unser Haus ist doch eigentlich nur für den Sommer."

„Sie haben Recht, wenigstens seiner Bestimmung nach. Sonst ist's auch für den Winter. Die Aussicht bei mir ist wirklich reizend. Ich konnte sie diese Tage über nicht so würdigen, weil ich sie vor Nebel nicht sah, aber heute, wo die Sonne scheint —"

Die Sonne schien nämlich, glänzend, und doch nicht zu heiß, mit der schönen Mäßigung des Herbstes. War es vielleicht das, was Gregor's Stimmung so verändert hatte? Sicher ist es, daß er ein ganz anderer Mensch war als am vorigen Abend, und daß Madame Bitter ihn unendlich angenehm fand, während er mit ihr im Hofe auf und ab spazierte und sich nach Diesem und Jenem erkundigte.

„Sie haben viele Familien hier?"

„Nicht gerade viele, aber doch genug, um einen sehr hübschen Kreis zu bilden." Madame Bitter zählte mehrere her, darunter die Schabels, die Klars, die Steinthals.

„O, war die junge Dame gestern nicht ein Fräulein Steinthal?"

„Ganz recht, die älteste Tochter des Medizinalrathes. Der Herr Doktor Steinthal ist in diesem Frühjahr zum Medizinalrath ernannt worden," fügte Madame Bitter mit einem Ausdruck hinzu, als ob durch diese Ernennung ihr eine persönliche Ehre widerfahren wäre.

Gregor sah interessirt aus. „Verdienstlicher Arzt?"

„Ein sehr wackerer Mann. Außerordentlich gewissenhaft — auch wird er allgemein geachtet. Als Arzt ist er ebenfalls sehr gewissenhaft. Man sagt, daß ihm nicht alle Kuren glücken, aber —"

„Wem glücken alle Kuren? Ich kann mich ihm doch jedenfalls anvertrauen, wenn ich in den Fall käme, ärztlicher Hilfe zu bedürfen?"

„Hoffentlich wird das nicht nöthig sein."

„Ich hoff' es auch, aber man kann es nicht wissen — meine Gesundheit ist, leider, seit Jahren schon sehr schwankend." Gregor sagte das mit der leidenden Miene eines erfahrenen Kranken, Madame Bitter versicherte ihm holdselig, daß der Herr Medizinalrath gewiß alles nur Mögliche für ihn thun werde, „denn was Sorgsamkeit betrifft, da sucht er Seinesgleichen," schloß Madame Bitter.

„Und — ist er auch so umfänglich?"

„Umfänglich! Nun — nein, das kann ich eigentlich nicht sagen. Er ist immer sehr höflich, gewiß, und wo er gefällig sein kann, da ist er gleich bereit, aber daß er ein guter Gesellschafter wäre, nein, das kann ich nicht sagen. Er ist Hypochonder, daher mag es wohl kommen, aber — die Fremden beschweren sich bisweilen über ihn, und seine Frau selbst sagt's — wenn er es mehr verstände, sich gesellschaftlich angenehm zu machen, so würde er viel mehr Praxis unter den Kurgästen haben, und — sie könnten's brauchen, denn Vermögen ist nicht da — sie haben nur das Haus und was er als Arzt verdient, und dazu vier Töchter —"

„Vier Töchter und alle zu Hause?" fragte Greg mit Entsetzen. In seinen Vorstellungen gab es nichts Schrecklicheres, als ein Haus voll lauter unverheiratheter Töchter.

Bei den Steinthal's war es indessen nicht ganz so arg. Die beiden mittelsten waren verheirathet, zu Hause nur noch Eva und die kleine Adeline.

„Woher kommt es, daß zwei jüngere Töchter vor der ältesten verheirathet sind?" fragte Greg. „Und nebenbei — sie müssen ungewöhnlich jung geheirathet haben, denn das Fräulein gestern — für älter als zwanzig hält' ich sie nicht g.halten, kaum für so alt."

„Ja; Eva sieht sehr jung aus, das macht ihre kleine Figur," entgegnete Madame Bitter. „U.d die Schwestern haben sich sehr früh verheirathet, aber darum ist Eva doch schon — Kleine, wie alt ist unsere Eva?" frug sie die Schwester, die eben aus dem Garten getreten war.

„Fünfundzwanzig nächsten Weihnachtstag," war die Antwort Lidda's.

„Weißt du das bestimmt?"

Jetzt begnügte Lidda sich mit einem bloßen Nicken.

„Also gerade zu Weihnachten," sprach Greg gedankenvoll vor sich hin.

„Ein ächtes Chriſtkindchen," ſtimmte Madame Bitter lächelnd zu.

„Ich hätt' es nicht gedacht — fünfundzwanzig ſchon. Und warum ja noch nicht verheirathet?"

„Nicht wahr, es iſt ſonderbar?" fragte Madame Bitter.

„Es läßt ſich da allerlei ſagen," brummte Tilda zwiſchen den Zähnen.

Greg runzelte ſeine blonden Augenbrauen, ihm kam es vor, als beabſichtigten „die beiden Vogelſcheuchen das arme Geſchöpf zu verläumden", und Greg haßte alle Verläumdung, beſonders wenn es ſich dabei um hübſche Mädchen handelte. Madame Bitter bemerkte den üblen Eindruck, den Tilda hervorgebracht, und ſagte zur Schweſter liebreich ſtrafend: „Du biſt recht häßlich, Kleine; warum ſprichſt du denn, als wäre unſerer Evy etwas vorzuwerfen? Du weißt doch, daß ſich nur Gutes von ihr ſagen läßt."

„Nu, es iſt aber doch wahr, daß ſie nicht gefällt, weil ſie zu klug iſt," fuhr Tilda heraus. Tilda konnte nicht anders als die Wahrheit ſagen, ſie mochte wollen oder nicht, bemerkte immer Madame Bitter, wenn ſie auf dieſe luſtige Art etwas verrieth, was beſſer ungeſprochen geblieben wäre.

Gregor lächelte überlegen. „Zu klug?" wiederholte er.

„Wahrſcheinlich den hieſigen jungen Herren?"

„O, ſehr klugen und gebildeten jungen Männern," erwiderte Tilda beleidigt. „Ich weiß mehrere vom Gymnaſium" — ſie nannte die nächſte Stadt — „die ſich, als ſie noch jünger war, ihr mit Abſichten genähert haben, denn ſie war damals ſehr hübſch —"

„Sie iſt es ſogar noch," bemerkte Gregor mit einiger Betonung.

„Kein Vergleich mehr gegen früher," ſagte Madame Bitter ſanft.

„Nein, bei Weitem kein Vergleich gegen früher," fuhr Tilda, ſich vergeſſend, mit feindlicher Lebhaftigkeit fort, „damals hatte ſie ein ganz rundes Geſicht und war nicht ſo hochroth wie jetzt; die Backen waren nicht ſo eingefallen, und die Naſe trat nicht ſo ſpitz hervor —"

„Iſt ſie ſpitz?" unterbrach Gregor nachdenklich fragend die Sfinxgeſtalt von Eva's jetziger Phyſiognomie.

Tilda lachte unangenehm. „Haben Sie das nicht bemerkt?"

„Nein, mir iſt ſie nur etwas lang und groß vorgekommen," antwortete er mit einem glücklichen Anſchein von Einfalt.

„Viel zu lang, ſollte ich meinen," rief Tilda, „beſonders im Verhältniß zu ihrer Stirn, die viel zu niedrig iſt."

„Ja, die Stirn iſt etwas niedrig," ſprach Gregor immer in demſelben Tone träumeriſchen Ueberlegens, „aber die Naſe iſt mir deshalb doch nicht allzulang vorgekommen. Es kann das aber ſein, weil ich mit der Meinung meiner Großmutter aufgewachſen bin, daß alle ſchöne Frauen große Naſen haben."

„Ihre Frau Großmutter hatte wohl auch eine?" fragte ſüßſäuerlich Madame Bitter, der eine platte Naſe in einem flachen Antlitz ſaß.

„Eine ſehr große."

„Größer als die von der Evy?" fragte Tilda mit unverſtelltem Hohne.

„Bedeutend größer noch," entgegnete Gregor ernſthaft. „Indeſſen ſtörte das weder ſie noch Andere. Bei den Andern galt ſie trotzdem für eine ſehr ſchöne Frau, und ſie ſelbſt war, wie geſagt, mit dem franzöſiſchen Sprichwort der Meinung: Jamais grand nez n'a gâté joli visage."

„O!" ſagte Madame Bitter, welche kein Wort franzöſiſch verſtand.

„Es wäre nur zu wünſchen, daß die jungen Herren derſelben Meinung wären," fügte Tilda hinzu, welche Greg's Citat ebenfalls nicht verſtanden hatte, ſich indeſſen wohl dachte, es müſſe etwas für Eva Schmeichelhaftes ſein.

„Wenn Fräulein Steinthal an der Meinung der jungen Herren gelegen iſt —", meinte Greg.

„O ja, es iſt ihr ſchon daran gelegen," entgegnete Madame Bitter lächelnd.

„Sogar recht viel," fügte Tilda hinzu.

„Nun," ſagte Greg gelaſſen, „das iſt am Ende bei einer jungen Dame ſehr natürlich. Uebrigens will ich die ſchöne Zeit benutzen und zum Erſtenmale ſpazieren gehen." Er lüftete ſeinen noch ſommerlichen Hut und ging mit raſchen Schritten durch das Thor an der einen Seite des Hofes auf die Chauſſee, und auf dieſer den Berg hinan, deſſen waldige Spitze mit ihrem halbentlaubten Buchenkronen ſo maleriſch in den Hof herabbämmerte. Tilda blickte ihrem Winterzaſt nach, bis er hinter den Bäumen verſchwunden war, dann ſagte ſie: „Nun, für einen Kranken kann er recht hübſch laufen."

Sie ſah die Schweſter an, Madame Bitter lächelte ihr in's Geſicht und fragte: „Was meinſt du, Kleine?"

„I nu, es wäre ja recht gut für die Evy," ſprach Tilda und machte ſich an den Roſenbäumen zu thun, welche auf dem großen runden Beete vor der Halle ihre letzten Knoſpen entfalteten.

„Ob wir ſie nicht übermorgen zum Kaffee bitten?"

„Sie allein?"

„Mit der Steinthal."

„Nein, das geht nicht. Das fiele auf. Aber gib doch gleich deinen großen Kaffee, da kann der Herr Lupinski ja alle unſere jungen Damen auf einmal kennen lernen."

„Glaubſt du, daß er kommen wird?" fragte Madame Bitter zweifelhaft.

„Ich glaub's," antwortete Tilda mit ihrem kurzen Kopfnicken.

VIII.

„Einen ſchönen guten Morgen von der Madame Bitter, und ſie läßt fragen, ob die Frau Medizinalräthin und Fräulein Eva nicht übermorgen ſo gut ſein wollen und zum Kaffee kommen?" So ertönte am Nachmittage die Stimme des Bitter'ſchen Hausgeiſtes alias Dienſtmädchens im Wohnzimmer der Steinthals.

Eva ſaß mit ihrer Mutter am Fenſter, neben ſich einen hohen Korb mit zu ſtopfenden Strümpfen. Storſen, hauptſächlich Strümpfe ſtopfen, war für Eva ein= für allemal „gräulich"; ſie ſaß dabei wie ein Opfer, man kann ſich alſo denken, mit welcher Begierde ſie auf das Mädchen horchte, welches mit „etwas Neuem" kam.

Die Medizinalräthin ſchien ängſtlich und ungewiß. Warum? Weil ſie beides war, ſobald es für ſie etwas zu entſcheiden gab, mochte es ſelbſt nur die Wahl der Abendſuppe oder die Annahme eines Koffer's ſein. „Haben wir etwas vor für übermorgen, Eva?" fragte ſie auf Franzöſiſch. Sie war von der franzöſiſchen Kolonie in Berlin und bediente ſich daher mit ihren Töchtern unwillkürlich der Sprache, in welcher ihr Lieber Freund, ihr Papa, mit ihr ſprach und correſpondirte. Im Roſenfelde, wo man gewiſſenhaft nur deutſch ſprach und verſtand, war das Franzöſiſch der Steinthals ein Gegenſtand häufiger und ernſtlicher Beſchwerden. „Warum könnten ſie

nicht Deutsch reden, wie wir?" fragten die drei dicken Schwestern Rettich, Fräuleins zwischen fünfzig und sechzig, welche von einem galanten Zeitgenossen bisweilen noch als junge Damen bezeichnet wurden. Im Steinthal'schen Hause gingen sie ein und aus, liebten die Familie sehr, nahmen sich ihrer an, nannten die Töchter Du und ließen sich von ihnen Tanten nennen, aber das ewige Französisirenwerden der Steinthals wollte ihnen beßhalb doch nicht in die runden dicken Köpfe, welche bei Bällen noch immer mit Blumen prangten. Sie gewöhnten sich nicht an dieses unglückliche Französisch, es war eine unaufhörlich wiederkehrende Beleidigung ihrer Unwissenheit, obwohl sie dieselbe sich gleichfam zur Ehre anrechneten. „Wir" sind Deutsche," sagten sie, „wir" brauchen kein Französisch, es ist genug, wenn „wir" Deutsch reden können, und die Steinthal könnte auch mit Deutsch auskommen." — „Sie ist auch Französisch gewöhnt," entschuldigte Madame Bitter, „unsere Steinthal." — „Sie ist nu 'mal 'was Apartes," gab Dilda dazu. — „Sie will's sein," entgegneten die dicken Hausfreundinnen. — „Es wäre freilich besser, wenn sie's nicht wäre," stimmte Madame Bitter zärtlich betrübt bei.

Sie war's auch nicht. Es gab keine Frau, die natürlicher, unbefangener, natver gewesen wäre als Virginie Steinthal. Aeußerst wohlerzogen, die ächte Tochter eines durchgebildeten Schweizers aus der ernstlichen akademischen Periode des Wissens, dabei von einer fast sprüchwörtlich gewordenen Schlichtenheit, hielt sie mit den Aeußerungen ihrer Wesenheit sehr Haus, und man konnte Jahre lang neben ihr hinleben, ohne sie ein einziges Mal zu sehen, wie sie wirklich war. Aber sobald sie sich gab, that sie es mit einer mädchenhaften Unwillkürlichkeit, welche sehr leicht bis zur Unbesonnenheit ging. Die Art oder Unart, sich zu verschanzen, hatte Eva von ihr, nur daß Eva diese Eigenheit nie zu mäßigen wußte und, wenn sie sich einigermaßen zurückziehen wollte, gleich steif und langweilig wurde, während die Mutter selbst in ihrer Einhüllung anmuthig und anziehend blieb, versteht sich, für Diejenigen, welche überhaupt Menschen und Frauen insbesondere zu beurtheilen verstanden.

Ein anderer mädchenhaft liebenswürdiger Zug der Mediznalräthin war das Vergnügen, mit welchem sie noch immer an den einfachen Vergnügungen von Rosenfelde Theil nahm. Sie zog eine Oper, ein Trauerspiel oder einen interessanten Abend bei den Eltern vor, sie war überhaupt lieber in Berlin als in Rosenfelde, aber wenn sie hier sein mußte, so ließ sie sich gern einladen, und wenn es auch nur zu einem Kaffee mit Strickzeug und Kaffeetorte war. Darum fragte sie auch heute mit dem aufrichtigen Wunsch, annehmen zu dürfen: „Haben wir etwas vor für übermorgen, Eva?"

Eva entgegnete, ebenfalls auf Französisch: „Nichts daß ich wüßte, Maman, die Strümpfe werden ja wohl bis übermorgen gestopft sein."

„Ich hoffe, sie werden schon morgen fertig sein," sprach mit einiger Schärfe die Mutter, welche es nicht leiden konnte, daß Eva ihre Abneigung gegen häusliche Arbeiten immer so unumwunden aussprach. Dann wurde sie wieder die schüchterne Frau und sagte: „Es ist mir nur wegen deines Vaters —"

„Und warum sollte Papa sich widersetzen? Glaubst du, er wird uns übermorgen gerade vorzugsweise vermissen?" fragte Eva. „Uebrigens wenn du Furcht hast, so nimm doch nur mit dem Vorbehalt an, daß dein Mann es erlaubt."

Die Räthin wandte sich zu der Bitter'schen Abgesandtin. „Wenn uns nichts dazwischen kommt, so werden wir das Vergnügen haben," sagte sie auf Deutsch. Sie sprach mit dem feinen Accent der guten Berliner Gesellschaft, und da ihre Stimme ebenso weich war, wie die Eva's hart und hell, so klang ihr Deutsch allerliebst.

„Das muß ein Monsterkaffee sein, da sie heute schon einladen," bemerkte Eva, als das Mädchen wieder aus dem Hause war.

„Es ist der, welchen sie alle Jahre geben," sagte die Räthin, welche schon wieder ruhig mit ihrer Nähleret forfuhr.

„Verzeihung, Maman," widersprach Eva bestimmt, „ihren großen Kaffee geben sie immer erst im Dezember."

„Nun, so wird dieses wohl ein kleiner sein."

„Das glaub' ich keineswegs, Maman. Wie ich sagte, zu einem kleinen laden sie nicht heute schon ein."

„Wenn wir's abwarteten, Eva?" fragte die Mutter etwas satyrisch.

„Oh, nur ist's vollkommen einerlei," entgegnete Eva schnippisch und stopfte mit glühenden Wangen wüthend Strümpfe.

(Fortsetzung folgt.)

Antiquitäten und Kunstgegenstände aus Alaska.

Ein unwirthliches Land, das selbst den Russen nicht behagte, dessen sich der Czar gern für ein annehmbares Aequivalent an die Nordamerikanische Union entledigte, Alaska und Kunstgegenstände — wie soll das zusammenpassen? Und doch ist es Thatsache; Capitän Fall, der vor vielen Jahre den General Rousseau nach Alaska begleitete und sich ein Jahr lang dort aufhielt, hat nach Newyork eine Sammlung von kulturhistorisch höchst interessanten Gegenständen gebracht, die sich theilweise im Besitze von Indianern befanden, in deren Familien sich dieselben von Geschlecht zu Geschlecht forterbten, theilweise aus alten Gräbern ausgegraben wurden. Man findet dort ganze Rüstungen aus harten Holz von halbkünstlicher bis einfältiger Oede, in welche seltsame Bilder, halb menschliche halb thierische Gestalten eingeschnitzt sind. Der Harnisch reicht von Halse bis zur Hüfte und besteht aus zwei Zoll breiten Dauben, die mit Haaren und Wurzeln fest verbunden sind. Ueberraschender noch ist der seltsame Hohlhelm, den die alten Krieger in Alaska trugen und von welchem Capitän Fall einige Exemplare mitgebracht hat. Derselbe ist vorn aus einem Stücke, hat Löcher für Mund, Nase und Augen, aber kein verschiebbares Visir. Die Helme haben Büsche aus dem starken Haare der in jenen Regionen seit Cade des vorigen Jahrhunderts aufgestorbenen Seekuh. — Ferner enthält die Sammlung Masken mit diabolischen, fratzenhaften Zügen und großen Zähnen. Dieselben wurden wahrscheinlich dazu benutzt, im Krieg die Feinde zu erschrecken, und noch jetzt hegen die Alaska-Indianer eine große Furcht vor ihnen. Sehr merkwürdig ist es, daß die allen Alaskianer Eisen zu schmieden verstanden haben und gute, zwei und ein halb bis drei Fuß lange Schwerter gefertigt haben. Ihren erlarteten Nachkommen ist nicht nur diese Kunst abhanden gekommen, sondern sie sind auch in allen anderen Dingen von der Cultur ihrer Ahnen in völlige Barbarei zurückverfallen, und verstehen die von ihnen aufbewahrten, künstlich verzierten Geräthe ihrer Vorfahren weder zu verfertigen, noch zu gebrauchen. Die Schwerter, die theilweise zwei Spitzen haben, nämlich eine an der Klinge und die andere am Griff, sind entweder mit eisernen oder mit künstlich

geschnitzten elfenbeinernen oder hölzernen Griffen versehen, auch hat Capitän Fast einige Dolche von Kupfer. Die Kriegskeulen sind aus Eichenholz und haben unten große Knorren, sie ähneln den Keulen der Südsee-Insulaner. Nicht minder interessant sind die schön geschnitzten Gegenstände aus Elfenbein oder Fischbein, die Götzen vorstellen oder zu Amuletten und persönlichem Schmuck dienten. Es sind zum Theil kleine menschliche Figuren, in sitzender Stellung, wie manche alleyptische Statuen oder in ganzer Länge, mit plumpen Dickköpfen, großen Augen, offenstehenden breiten Mund mit großen Zähnen, unähnlich irgend einer uns bekannten Menschenrace. Eine Figur hat, von der einen Seite betrachtet, einen Hundskopf, von der andern ein Menschengesicht. Eine andere öfter vorkommende Zeichnung stellt ein Mittelding zwischen einem Bären und einem Alligator dar. Einzelne Amulette enthalten Köpfe in erhabener Arbeit oder auch blos mit eingravirten Zeichnungen, wundertich gruppirten Linien, die ohne Zweifel eine hieroglyphische Bedeutung halten. Diese Amulette hangen an großen Halsketten von Wallroßzähnen und Bärenzähnen, von denen Capitän Fast mehrere schöne Exemplare besitzt, an der Brust herab. Zu den nützlichen Geräthen der Sammlung zählen eine Anzahl große beinerne Löffel, an welche die künstlich geschnitzten hölzernen Stiele mit eisernen und kupfernen Stiften befestigt sind. Die Größe der Löffel steht völlig im Einklang mit dem großen Munde der grotesken Götzenbilder, in denen die Künstler wohl ihre eigene Schönheit verspinnlicht haben. Andere nützliche Geräthe sind die Angelhaken von Holz, Bein oder Eisen, Speere zum Fischen mit einer oder mehreren eisernen oder kupfernen Zinken, ferner Steinerne oder hölzerne Pfeifen zum Rauchen von getrocknetem Seegras, Weiden und anderen Pflanzen. Die Frage, woher dies jetzt ausgestorbene Geschlecht der Eisenbeinarbeiter und Eisenschmiede gekommen, ist erst noch zu beantworten. Ihre Sitten und Gewohnheiten und ihre Religion — sie glauben an einen geflügelten Menschen, der erst sich und dann die Welt geschaffen, ohne ihm göttliche Verehrung zu beweisen — haben nichts gemein mit der Lebensweise irgend eines der indianischen Stämme dieses Continents. Auch haben ihre bildlichen Darstellungen, wenn irgend eine, nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit den Skulpturen der mittel- und südamerikanischen Gingebornen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß die ursprünglichen Alaskianer in Canoes vom nördlichen Asien kamen, zwischen dem und Alaska eine durch keinen allzu breiten Seearm getrennte Kette von Inseln besteht. Die alten Alaskianer mochten, gleich den jetzigen Bewohnern ihres Landes, starke, lange Kähne gemacht haben und kühne Seefahrer gewesen sein, und daß es für den kühnen Mann möglich gewesen ist, von Nordasien in einem Kahn in jener Breite über den See zu fahren, hat im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der bekannte polnische Abenteurer Graf Benjowski durch seine gelungene Flucht von Kamtschatka nach Amerika gezeigt.

Miscellen.

[Eine Ordensgeschichte] Eine nicht uninteressante Reminiscenz an den Staatskanzler Fürst Metternich erzählt der Feuilletonist eines ungarischen Blattes: Eines Morgens löst sich der dänische Gesandte bei dem Fürsten zur Vormittagsaudienz anlagen. Der Fürst befiehlt seinem Kammerdiener, ihm den dänischen Elephantenorden für die Audienz bereit zu legen. Der Diener suchte in dem Ordenskästchen und findet den ganzen Inhalt vollständig, nur die kennzeichnende Decoration fehlt. Der Staatskanzler kann sich nicht erinnern, sie irgendwo anders hingelegt zu haben, die Zeit drängt, und er braucht jetzt den Kammerdiener, ihm bei einem bekannten Diplomaten, der im Besitze des Elephantenordens, denselben für eine Stunde auszuborgen. Das geschieht und der Fürst empfängt den Vertreter Sr. dänischen Majestät mit dem entsprechenden Ordensschmucke. Der Anblick desselben übt aber sichtlich auf den Gesandten eine verblüffende Wirkung; er schaut unverwandt nach der Brust des Fürsten, stockt im Gespräche und trägt eine solche Miene des Aus-den-Wolken-gefallen-seins zur Schau, daß Fürst Metternich nicht umhin kann, ihn zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sei. „Nichts," erwiderte verlegen der Diplomat, „als daß in dem Ordensregister zu Kopenhagen ein erstaunliches Mißverständniß unterlaufen sein muß. Ich hatte mir die Audienz bei Eurer Durchlaucht erbeten, um Eurer Durchlaucht im Auftrage meines allergnädigsten Souveräns den Elephantenorden als Weihnachtsangebinde zu überreichen, und zu meiner Ueberraschung sehe ich nun den Orden bereits an der Brust Eurer Durchlaucht." Die Ueberraschung war nun auf Seiten des Fürsten, die Ueberraschung — aber auch das Mißverständniß. In dem Gewimmel von Orden, mit denen er behängt war, hatte er nämlich total vergessen, daß er den Elephantenorden noch gar nicht besaß, und daß der Kammerdiener folglich wohl vergebens suchen mußte.

•

[Eingegangen!] Vor Kurzem kam ein junger Mann in New-York in einen Club, dessen Mitglieder zu der Klasse der sogenannten „Loafers" gehören. Er traf dort einen Bekannten, welcher ihm im Laufe des Gespräches einen Ring mit einem Solitär zeigte, der anscheinend 1200 Dollars werth war. Sein Offert von 800 Dollars wurde angenommen, und der junge Mann freute sich seines Kaufes. Am nächsten Tage ging er zu einem Juwelier, ließ den Ring taxiren und mußte zu seinem nicht geringen Erstaunen hören, daß derselbe nicht über 30 Dollars werth sei. Er ließ sich nun von dem Juwelier einen echten Ring machen, welcher genau wie der falsche aussah, bezahlte 1200 Dollars für denselben mit der Bedingung, daß er ihn gegen einen kleinen Verlust zurücknehmen dürfe und ging Abends wieder in den Club. Hier hatte man sich schon über ihn lustig gemacht, was er aber nicht zu bemerken schien. Im Laufe des Abends brachte er das Gespräch auf den Ring an seinem Finger und besaunte, einen vorzüglichen Kauf gemacht zu haben, denn der Ring sei 1200 Dollars, also doppelt so viel werth, als er dafür gezahlt habe. Man lachte und der Betrogene, anscheinend ärgerlich gemacht, wettete mit verschiedenen Mitgliedern zum Betrage von 3000 Dollars, daß sein Ring echt und 1200 Dollars werth sei. Man ging zu einem Juwelier und der junge Mann gewann natürlich die 3000 Dollars, indem er den echten Ring vorzeigte. Nun kam auch der Betrüger und verlangte den Ring zurück mit dem Bedeuten, daß er dessen wirklichen Werth nicht gekannt habe. Er erhielt ihn auch, indem er 200 Dollars Reugeld bezahlte, und war also schließlich der betrogene Betrüger.

• • •

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 8. Mittwoch den 27. Januar **1869.**

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Dürlingsfeld.

(Fortsetzung.)

„Evchen!“ rief Adeline, welche aus einer Musikstunde bei der zierlichen strebsamen Fanny zurückkam und mit ihren Noten-heften unter dem Arm in das Wohnzimmer stürmte.

„Nnn, was gibt's?“ rief Eva kurz. Josephinchen der älte-sten und der jüngsten Schwester war, wie es auf Englisch heißt, keine Liebe verloren. Eva lebte der süßen Ueberzeugung, daß sie Adeline drei Jahre lang erzogen habe, Adeline liebte sie dafür wie — nun, wie eine Gouvernante, und Eva sagte würdevoll: „Das ist mein Dank.“ Adeline war, wie alle Welt sagte, ein bildhübsches Kind, aber sehr oft auch „ein dummes Mädel,“ wie Elsbeth versicherte, „ein reizender Back-fisch.“ Eva ließ den Backfisch gelten, nur das Prädikat ver-änderte sie; bei ihr hieß Adeline je nach Umständen ein alber-ner oder ein unerträglicher Backfisch.

Bildhübsches Kind oder dummes Mädel, reizender oder unerträglicher Backfisch — Adeline brachte Neuigkeiten. Neuig-keiten über den Kaffee bei Bitter's und Neuigkeiten über den Wintergast bei Bitter's. Der Kaffee sollte so groß sein, wie nur je Madame Bitter einen gegeben hatte, und der Winter-gast sollte dabei sein. „Ihr könnt mir's glauben,“ versicherte Adeline, „Elsbeth hat mir's und Fanny versichert, sie hat Hilda beim Cembalo getroffen und Hilda hat's ihr gesagt, er kommt und alle werden ihn sehen, blos ich nicht,“ schloß der Backfisch, welcher fanatisch Deutsch sprach, aber den Kehllaut des Ch hinter dem J nur in der bezeichneten Form herauszu-bringen vermochte.

„Wozu braucht denn ein Backfisch wie du einen jungen grown-up Mann zu sehen?“ sagte Eva.

„Um ihn zu sehen,“ ertönte Adeline.

„Und um mit ihm zu flirten,“ sagte Eva.

„Was ist flirten, Evchen?“ fragte Adeline mit der un-verschämten Naivetät, welche aus den Backfischen die Schrecken der ältern Schwestern macht.

Eva wurde roth, die Mutter konnte sich des Lächelns nicht erwehren, sagte indessen mit möglichster Autorität: „Das verstehst du noch nicht, Addy; — Eva weiß nicht, was sie sagt.“ Mit ihrer jüngsten Tochter mußte selbst die Mähin Deutsch sprechen, die Kleine wehrte sich gegen das Französisch mit einem unbeugsamen Eigensinn. Englisch ließ sie sich ge-fallen und betrieb es sogar mit Eifer; auch jetzt wollte sie gleich im Dictionär nachsehen, was „flirten“ hieße, „denn sch muß doch verstehen, was Eva zu mir spricht,“ meinte der gar zu gründliche Backfisch.

„Du brauchst deswegen nicht erst zum Dictionär zu greifen, ich kann die meine Meinung ganz gut selbst erklären,“ sagte Eva, die sich gesammelt und der Mutter einen strafenden Ermahnungsblick zugeworfen hatte. „Flirten, da du es durch-aus wissen willst, oder im wirklichen Englisch to flirt, bedeutet, daß ein Mädchen die Aufmerksamkeit eines Mannes conta, d. h. auf sich zu ziehen sucht. Wir haben im Deutschen das Wort nicht.“

„So hast du nie — geflirtet, Evchen?“ erkundigte sich der Backfisch, vertraut genug mit den Vorbildungen der Schwe-ster, um sie gelegentlich selbst zu versuchen.

Eva wurde noch einmal roth, die Mähin mußte sich ge-tadeu auf die Lippen beißen, um nicht herauszulachen. Addy aber wollte keineswegs der Schwester ihr Bekenntniß schenken, sondern sagte ermunternd: „Nun, Evchen?“

Evchen erwiederte endlich sehr ungnädig: „Wenn ich geflirtet habe, so war es in einem Alter, wo dergleichen sich schickt.“

„So?“ meinte Backfisch, „es gibt also ein Alter, in welchem dergleichen sich schickt? Aber in meinem Alter, Evchen —“

Evchen wußte, was kommen würde, und hatte nicht Ge-duld genug, es anzuhören. Sie unterbrach daher Addy ohne Umstände und sagte heftig: „In deinem Alter habe ich meine ältere Schwester nicht so geplagt, wie du mich plagst.“

„Weil du keine hattest, Evchen,“ schloß triumphirend Back-fisch Adeline.

IX.

In Adelinens Alter — es war nun bald elf Jahre her, daß Eva in Adelinens Alter gewesen war. Elf Jahre sind eine lange Zeit, besonders wenn man in ihnen vom Kinde zum Mädchen wird, welches nicht mehr ganz jung ist. Der alte Fischotte macht in seinem „Geheimnißvollen Gast,“ d. h. in seiner besten Novelle die schlaue Bemerkung: „eine Frau von Zwanzig,“ das habe etwas Zartes, aber „ein Mädchen von Zwanzig,“ das klinge bedenklich. „Man fragt sich unwill-kürlich: wie lange soll denn das noch jung bleiben?“ setzt der Alte hinzu, und er hat Recht: von Zwanzig kommt man sehr rasch zu Fünfundzwanzig, und wenn eine Frau von Fünfund-zwanzig noch ganz jung ist, so kann ein Mädchen von diesem Alter höchstens auf das Prädikat „noch jung“ Anspruch machen,

wenn sie nämlich das Glück hat, sich, gleich Eva, ein jugendliches Aussehen bewahrt zu haben.

Eva war besonders seit dem letzten Frühling „leichenblaß“ begeistert jugendlich geworden. Während der drei Jahre, wo sie Adeline in Sprachen und Wissenschaften unterrichtete, hatte sie, um der Kleinen gegenüber ihre Autorität aufrecht zu erhalten, eine Aufgabe, die nicht zu den leichten gehörte, eine Art Gouvernantenperücke annehmen müssen, welche sie stets gemacht hatte. Mit der Confirmation im Frühjahr war Adelinens Erziehung als vorläufig beendigt angesehen und Eva von ihren Schwesterpflichten entbunden worden. Und nun schien sie das Versäumte nachholen zu wollen. Nie war sie so die Wege und Stege hinabgetanzt, anstatt sie gesetzt hinabzugehen, nie hatte sie so viel von Putz geschwatzt und so viel mädchenhafte Eitelkeit verrathen, nie sich so die Kreuz und die Quer enthusiasmirt, nie so viel Kleinmädchen-Dummheiten herausgesprudelt und vor Allem nie so viel „geflirtet“ wie diesen Sommer. Daß „Flirten“ war überhaupt ihre große Fähigkeit, sie konnte es darin mit jeder „Miß“ aufnehmen, sie „flirtete“ bei jeder Gelegenheit und ohne allen Unterschied, mit jungen Leuten und mit alten Herren, mit Junggesellen und mit Ehemännern; mit allen Nationen und allen Religionen, so viel deren nur irgend in ihren Bereich kamen. Machte man gegen sie eine Bemerkung darüber, so antwortete sie keck: „of course hab' ich mit dem oder mit dem geflirtet — warum sollte ich denn nicht?“ Sie beobachtete das als ihr Recht, aber gab sich doch die Miene, es so zu betrachten, aber so soll wie diesen Sommer hatte es noch nicht getrieben. Im Frühjahr hatte sie ihr Letztes mit einem Russen „geflirtet“, welcher schon zum dritten Male nach Rosenfelde und zu Steinthals gekommen war, sich indessen trotz allen „Flirtens“ vorsichtig auf der Defensive gehalten und dieses Jahr definitiv Abschied genommen hatte. Dann kam ein Professor israelitischen Stammes an die Reihe, in Eva's Beschreibung „Mathematiker — reich — klug — vornehm — ältlich — kränklich — jüdisch schöndugig, von angenehmsten Formen und ausgezeichnetem Charakter.“ — „Après?“ sagte Eva herausfordernd, als Nadine sich erlaubt hatte, über diese Beschreibung ein wenig zu lächeln. „O nichts,“ entgegnete Nadine sich entschuldigend. Leider hieß es nur auch bei dem „jüdisch schöndugigen“ Professor: „o nichts,“ und nicht: „après,“ denn er reiste vierzehn Tage später gelassen ab, ohne etwas anderes zu thun, als sich dem „geistreichen und liebenswürdigen Fräulein“ auf das Artigste zu empfehlen. Eva ersetzte ihn augenblicklich durch einen Deutsch-Yankee, welcher „temporär“ zu Houfe war, Eva beim Vordemonstriren von „Calkulationen“ vertraulich auf die Schulter klopfte und sie einst, als sie aus dem Tanzen ins Gleiten gerathen und in der wirklichen Gefahr war, auf dem geradesten, wenn auch in diesem Falle nicht auf dem besten Wege unsern im Fluß anzulangen, mit einer „Eisenfaust“ aufgefahren und so vor einem kalten Bad und einiger Zerschmetterung bewahrt hatte. Weiter indessen that auch er nichts, sondern begnügte sich, zu lachen, wenn Eva vor ihm „als ihrem Retter“ in unerschöpflicher Dankbarkeit herumstatterte. Sechs Wochen nach der Abkehr des Professors kam er, ebenfalls Abschied nehmend, schüttelte mit seiner „Eisenfaust“ Eva's kleines Pfötchen und fuhr gemüthsruhig und geschäftseifrig nach New York zurück, ohne des kitzlichen, welches ihn so weit amused hatte, öfter zu gedenken, als zwei- oder dreimal und dann auch nur gelegentlich. Nun sollte man doch meinen, Eva hätte des mißglückten „Flirtens“ für diesen Sommer wenigstens genug gehabt; aber nein, kaum acht Tage nach dem Verschwinden der „Eisenfaust“ war sie schon wieder in Extase über den Besuch ihres Vetters Edgar, eines ernsten, jungen Mannes, der wirklich war, was Gerg zu sein sich einbildete, das der tartesten Constitution, und dabei erst fast 25 J. alt, wo Leute zwanzig Jahren, die Universität besuchen konnte. Auf dem Wege dahin kam er zu seinem Onkel Steinthal, wo er zuletzt als würdevoller Primaner gewesen war. Eva hatte ihn später noch bei seinen Eltern gesehen, und sie traten Beide zu einigen Monaten gemacht hatte. Fedor war damals eben sehr krank gewesen, und sie hatte ihn gepflegt und lieb gehabt, ohne jedoch an ihn als einen nägelnden Mann zu denken. Jetzt, wo sie ihn wiedersah, dachte sie an ihn als einen solchen: er war so improved. Zum Unglück fand Fedor nicht das Gleiche von ihr. Sie diskutirte noch immer Dinge, von denen sie kaum die Anfangsgründe verstand, sie war noch immer ohne jeden politischen Begriff demokratisch und aus mißverstandener Genialität irreligiös. Fedor würde eher mit zwei Cyclopsäugen gelebt, als eine solche Frau genommen haben, und Eva sah so gut ihn abreisen, wie den Russen, den Professor und die „Eisenfaust“.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland's Ohrenarzt.*)

Es sind noch keine fünfzig Jahre, da gab es keine Universitäten in Deutschland, wo ein ehemüdiger alter Herr die gesammte Medicin docirte, nebenbei als Ordinarius für Botanik fungirte und gewissermaßen spielend seine staunenden Zuhörer ein paar Mal in der Woche durch einen Cursus im Samaritanischen und Kopitschen verblüffte.

Und welche Tiefe der Gedanken, welche Sicherheit der Ausführung! An der Hand einer ganzbaren Theorie wurde alles vom Größten bis zum Kleinsten, vom Durchschlichten bis zum Nebelhaftesten aus einem Punkte erklärt. Kein Paradoxon der Thatsachen brachte einen solchen Polosstoß aus dem unerschütterlichen Gleichgewichte seiner Unfehlbarkeit; da gab es kein nutzloses und zutrauendend Experimentiren im kalten Laboratorium, am widerlichen Cadaver; der behagliche Studirtisch, die physiosophische Meditation saßen ihm über alle Dissonanz der Thatsachen hinweg.

Wie anders ist es in unseren Tagen! Auch die Wissenschaft huldigt jetzt dem Prinzip der Arbeitstheilung. Alle Nationen nennen jetzt Männer die ihrigen, die mit d. m. schärfsten Verstande, mit der allgemeinsten Bildung, mit dem eisernsten Fleiße ausgerüstet, die ganze Thätigkeit eines vollen Menschenlebens dem Studium einer Gattung des Thierreichs, einer Reihe einer organischen Verbindung, einem mineralogischen Krystallsystem widmen, oder die Summe geognostischer Vorarbeiten und langjähriger, mühsamer Forschung dem Studium der Pathologie eines einzigen Organs am menschlichen Körper zuwenden.

Auch die wissenschaftliche Heilkunde hat im vollsten Maße das Prinzip der Arbeitstheilung sich zu eigen gemacht; und wie Deutschland, nachdem es einmal die eigentliche Naturforschung adoptirt und den breitgetretenen Weg der Spekulation verlassen hatte, bald alle anderen Nationen in dieser Richtung überholte, so sehen wir auch jetzt bei uns die hei-

*) Aus dem „Daheim,“ wo obiger Artikel mit dem Portrait Troltsch's und einem interessanten Gemälde: „Trölsch operirend. Nach dem Leben gezeichnet von L. Bechstein“ — illustrirt ist.

wissenschaftlichen Specialitäten, das Institut der Specialärzte zu einer umfassenderen Bedeutung gelangt als irgend anderswo.

Die deutschen Augenärzte sind anerkannt die besten der Welt; Gräfe verbreitet mit seinen Schülern die Hauptstädte aller civilisirten Nationen. Die Wiener Schule hat die Untersuchung des menschlichen Kehlkopfes — die Laryngoskopie — zu der Höhe einer wissenschaftlichen Methode gebracht und dadurch mit einem solchen Eifer-Propaganda gemacht, daß schon jetzt nach kaum sechs Jahren fast keine Stadt Deutschlands gefunden wird, wo nicht wenigstens ein Arzt in dieser Kunst Fertigkeit besitzt. Wir haben endlich auch rechte und richtige Ohrenärzte; die Ohrenheilkunde ist ein Lehrgegenstand vieler Universitäten geworden, und alljährlich sammeln sich zahlreichere Schüler — darunter promovirte Aerzte, die jahrelang schon practicirt haben — um einen der größten Vertreter dieses kleinen Faches, um Professor v. Tröltsch in Würzburg. So liegt auch sein „Lehrbuch der Ohrenheilkunde" auf dem Tische des beschäftigten Praktikers und findet sich schon in der Bibliothek jedes angehenden Medicinars. Seit 1862 hat dieses Werk drei Auflagen erlebt und ist in mehrere Sprachen übersetzt worden: ein Beweis von der Wichtigkeit der Sache und zugleich auch von der Anerkennung, welche die Art und Weise gefunden hat, in welcher der Forscher die mühsam erworbenen Errungenschaften seiner Specialität im schönsten Gewande seinen Collegen darbietet.

Anton Friedrich Freiherr von Tröltsch wurde im Jahre 1829 zu Schwabach bei Nürnberg als jüngster Sohn eines bayerischen Beamten geboren. In Lamberg, wohin sein Vater als Appellationsgerichtsrath versetzt wurde, auf dem Sankt Anna Collegium zu Augsburg, später in Nürnberg erhielt er seine Gymnasialbildung und bezog im Herbst 1847 die Universität Erlangen. Hier sollte er zuerst Jura studiren und hörte wirklich zwei Semester hindurch die entsprechenden Collegien.

Es war damals ein bewegtes Geistesleben auf den deutschen Universitäten. Man schwärmte für Wahrheit, Freiheit, für den „neuaufkommenden Völkerfrühling"; die alten burschenschaftlichen Erinnerungen einer früheren Periode tauchten wieder auf, man hielt eine zweite Waetburgfeier und auch Tröltsch betheiligte sich an diesem Feste. Mag nun auch wohl bei den meisten aus der damaligen Sturm- und Drangperiode der abenteuernde politische Enthusiasmus rasch verflogen sein, immerhin hat so manchen denkenden Kopf in jenen Tagen sich von einer gewissen Philisterhaftigkeit losgesagt, die in der raschesten Vollendung des eigentlichen Brodstudiums ihre größte Befriedigung findet. Man sah wohl bald ein, daß der Student nicht für die Politik tauge, daß er aber dem ihm innewohnenden Drange dadurch genügen könne, daß er die freie Erforschung der Wissenschaft sich zur Lebensaufgabe wähle. Auch Tröltsch scheint durch diesen Zug der Geister hindurchgedrängt worden zu sein aus der begonnenen juristischen Laufbahn.

Wir finden ihn im Jahre 1849 in München als Studenten der Naturwissenschaften und bald danach in Würzburg, wo er sich endgültig für die Medicin entschieden hatte. Mit der einzigen Ausnahme eines achtmonatlichen Aufenthaltes in Wien blieb er der alten Bischofsstadt am Main bis zum August 1853 treu. Es war aber auch in diesen Jahren in der medicinischen Facultät zu Würzburg, dieses alten Sammelpunkte berühmter Lehrer der Heilkunde, ein so anregendes wissenschaftliches Treiben, daß es einen genialen jungen Mann, wie Tröltsch, unwiderstehlich fesseln mußte. Virchow, Kölliker und Heinrich Müller wetteiferten in mühsigen Entdeckungen, die ihren Namen weit über Deutschland hinaustrugen. Viele von Tröltsch's damaligen Studiengenossen sind jetzt Zierden unserer Hochschulen und Hospitäler.

Nach abgelegtem Staatsexamen und zum Doctor promovirt, oder wie die sarkastische Uebersetzung eines berühmten Klinikers lautet: „auf die leidende Menschheit losgelassen," war es wieder jener Drang nach Weiterbildung, der den jungen Arzt abhielt, sogleich in dem stehenden Gewässer der praktischen Thätigkeit sich behaglich zu fühlen. Es sollten nun erst seine Wanderjahre folgen.

Wir begleiten ihn nach München, wo er wiederholt dem Studium jener beiden Fundamentalwissenschaften aller naturforscherischen Thätigkeit, der Chemie und Physik, oblag. Hier reifte auch allmählich bei ihm der Entschluß, seine fernere Thätigkeit ausschließlich der Pathologie des Auges und Ohres zu widmen. Im Interesse der ersteren weilte er sieben Monate in Berlin bei Gräfe und drei Monate in Prag bei Arlt, zu dem er in ein freundschaftliches Verhältniß trat und an den jene schönen Reisebriefe gerichtet waren, die er von England aus im Frühjahr 1856 im „Bayerischen ärztlichen Intelligenzblatt" veröffentlichte.

Hatte so nun auch Tröltsch die Coryphäen der deutschen Augenheilkunde zu seinen Lehrern gehabt, so mußte er doch etwas weiter wandern, um auch dem zweiten Ziele, das er sich gesteckt hatte und zu dem er sich immer mehr hingedrängt fühlte, der Ohrenheilkunde, gerecht zu werden. Deutschland hatte damals keinen Ueberfluß an wissenschaftlich gebildeten Ohrenärzten. Noch nirgends war ein Lehrstuhl für diese Specialität errichtet; in England dagegen war diese Wissenschaft seit Jahren schon zu einer gewissen Blüthe herangediehen.

Tröltsch suchte den Meister der britischen Ohrenärzte, Wilde in Dublin auf und weilte Monate lang bei ihm, sich eine Fülle von Erfahrungen aneignend, von denen zur damaligen Zeit auf dem Continente die wenigsten eine Ahnung haben mochten. Dann war es Toynbee in London, jener unermüdliche Forscher der pathologischen Anatomie des Ohres, dem eine Fülle von Beobachtungsmaterial aus den Spitälern Londons zu Gebote stand, der jährlich hunderte und hunderte der accuratesten Obductionen aufsätzte und dadurch so recht eigentlich die Grundlage für die weitere wissenschaftliche Ausbildung des Faches schuf, dem Tröltsch viele Wochen hindurch auf seinen praktischen Wanderungen durch die große Weltstadt folgte.

Im Winter 1855 legte er sich dann während eines Aufenthaltes in Paris das große gesammelte Material geistig zurecht und begann sogleich selbstthätig die Untersuchungsmethoden seines Specialfaches zu erweitern. Er construirte hier nach vielen geschickten Versuchen seinen Beleuchtungsspiegel, der sich sehr rasch allgemeine Geltung verschaffte, und von diesem Augenblicke an war seine Lebensaufgabe gewiß schon entschieden, wenngleich er 1857 noch, wo er sich zu Würzburg als praktischer Arzt niederließ, Augen- und Ohrenheilkunde vereint zu pflegen gedachte.

Unter der Leitung seiner früheren Lehrer, Virchow und Kölliker, verpflanzte er die Studienweise Toynbee's, durch die in England die Ohrenheilkunde groß geworden war, die pathologische Anatomie des Gehörorgans, auf deutschen Boden. Seit dieser Zeit folgte nun in ununterbrochener Reihe Abhandlung auf Abhandlung, theils anatomischen, theils praktischen Inhalts, in verschiedenen Zeitschriften, in den letzten Jahren in der

„Zeitschrift für Ohrenheilkunde," die hauptsächlich durch seine Bemühungen in's Leben gerufen wurde und bei der er einer der Redacteure ist.

Im Jahre 1860 ward er Privatdocent an der Würzburger medicinischen Facultät, dann bald Professor seines Faches und damit einer der frühesten offiziellen Vertreter der deutschen Ohrenheilkunde. 1862 erschien — wie gesagt — die erste Auflage seines Lehrbuches.

Gegenwärtig ist Politzch unter den deutschen Ohrenärzten der bedeutendste, sowohl was schriftstellerische und Lehrthätigkeit, als was Heilerfolge und Eleganz der Technik anlangt. Er würde aber auch auf jedem anderen Gebiete der Medizin Ausgezeichnetes geleistet haben, und gerade deßhalb, weil dieser Mann von hervorragendem Geiste, von der allgemeinsten wissenschaftlichen Bildung seine volle Kraft dieser engbegrenzten Specialität widmete, ist sein Lebensbild für uns vom allgemeinen Standpunkt aus von besonderer Wichtigkeit, behauptet es gewissermaßen ein grosses culturgeschichtliches Interesse.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Schauspielbericht.

Würzburg, 26. Januar.

„Kanonenfutter", dreiaktiges Original-Lustspiel von J. Rosen, wurde bei der ersten Aufführung heute vor acht Tagen und bei der gestrigen Wiederholung günstig aufgenommen. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Journalist Otto Körner (Hr. v. Othegraven), ein Oppositionsmann, hat sich auf etwas seltsame Weise Eintritt in das Haus der Frau Geheimräthin Blume (Frau Baier) verschafft. Was ihn dahin zog, war Constanze (Frl. v. Jakubowski), die Nichte des Ministers Baron Welden (Hr. Ecke), welche bei ihrer Freundin Emma (Frl. Krey), Tochter Bombergs (Hr. Schubert), des Gutsverwalters der Geheimräthin, wohnt. Er gewinnt auf fabelhaft rasche Weise das Vertrauen der Geheimräthin und erfährt nun, daß diese Constanze — der Magnet, welcher Körner anzog — an ihren etwas blöden Sohn Joseph (Herr Hopps) verheirathen will. Sie fordert ihn auf, ihr behilflich zu sein, und da macht er die Erfahrung, daß Joseph's Fräulein Babette (Frl. Doriat), eine arme von der Geheimräthin aufgenommene Waise, und daß der Minister Welden Emma liebt, Constanze hingegen ist Körner herzlich zugethan, obgleich sie Entrüstung über die Art und Weise, wie er ihr nahte, heuchelt. Körner, von Allen gleich nach dem ersten Bekanntwerden mit unbedingtem Vertrauen beehrt, soll den Leutchen nun helfen, zum Ziele zu kommen; er thut es, indem er eine heillose Verwirrung herbeiführt. Er macht, daß die Geheimräthin selbst ihren Sohn mit Babette in ein Zimmer einsperrt; er veranlaßt den alten Bromberg, der verzweifelt über das Mißstimmen seiner Rechnungen ist, den Minister mit seiner Tochter Emma einzuschließen und kommt dabei auch zum Ziele, indem er für sich die Constanze erobert. Man denke sich nun die Entrüstung der Geheimräthin, als dieser Rattenkönig von Verwirrung sich nach und nach entwirrt und sie erkennt, daß sie die Dupirte ist, daß alle ihre Pläne zerstört und vernichtet wurden, und zwar von dem Manne, dem sie vor Entzücken früher immer um den Hals fallen wollte.

Man sieht, an lustigen Vorgängen und Situationen fehlt es nicht, aber wie recht sagt das den Titel „Kanonenfutter"? Aus dem Munde Körners erfahren wir, daß der Verfasser unter dieser Bezeichnung jene Menschen versteht, welche die Schlacht schlagen, ohne die Früchte des Sieges zu genießen. Das paßt nun wohl auf die Journalisten im Allgemeinen als Kämpfer auf dem Felde des Geistes, aber in dem Rosen'schen Stücke spielt ja das „Kanonenfutter" die süße Frucht, nach der es strebt, und es liegt gerade keine Nothwendigkeit vor, daß es ein Journalist sein muß. Ebenso ist der „Minister" überflüssig, er hat nur die Bestimmung, diverse Witze des Journalisten über sich ergehen zu lassen, von denen allerdings einige sehr witzsam sind, so z. B. die Bemerkung, als der Minister mit Emma eingeschlossen wird: „Das geschieht ihm Recht, daß auch er einmal eingesperrt wird." Aehnliche drastische Witze kommen öfter vor, wie überhaupt die Vorzüge des Stückes in der leichten pikanten und gefälligen Form der Conversation und in den lustigen Situationen bestehen. Anderes freilich ist es mit den weiteren Anforderungen, die an ein gutes Lustspiel gestellt werden müssen. Vor Allem fehlt der Handlung, wie bei den meisten Rosen'schen Sachen, die Wahrscheinlichkeit und von einer psychologischen Motivirung und Durchführung der Charaktere ist nicht die Spur vorhanden. Man könnte die auftretenden Personen, so wie es die Mathematiker mit ihren Faktoren thun, einfach mit A, B, C, D etc. bezeichnen, und man würde sie vollkommen erkennbar finden. Hiedurch verliert das Stück das eigentliche Gepräge eines Lustspiels, und neigt dem Genre der Posse zu, in welcher es genügt, die handelnden Personen durch Aeußerlichkeiten zu charakterisiren. Insoferne waren die auftretenden für eine „Geheimräthin" etwas stark trivialen Uebertreibungen der Frau Baier vielleicht doch am rechten Platze, wenigstens wurde diese Leistung vom Publikum am heitersten aufgenommen. Solche Stimmen aus dem Publikum aber darf man selbst dann nicht unberücksichtigt lassen, wenn sie auf einer falschen Voraussetzung beruhen, denn „das Publikum" — sagt der Spanier Quintana — „ist immer größer als jeglicher Schriftsteller, und wer nicht mit Beschelndenheit vor dasselbe hintritt, ist ein Narr." Ob dieser Weise wohl Recht hat und was er damit meint?! Auf jeden Fall ist es klug, seinen Rath zu befolgen.

Miscellen.

[Ein Bild deutscher Gelehrsamkeit.] Ein Leipziger Universitätsprofessor W. wollte mit seinen Büchern unter'm Arm zur Gartenpforte seines Hauses hinaus in's Freie spazieren gehen. Als er an derselben anlangt, hat er vergessen, daß er den Schlüssel in der Hand hat, und da sie seinem Rütteln nicht nachgibt, schiebt er die Bücher unten durch und er selbst steigt, mit dem Schlüssel im Munde, wohlgemuth, wenn auch etwas verdrießlich, über das Stacket. Ist das nicht ein Bild unserer Studengelehrsamkeit? Sie klettert auch, mit dem Schlüssel im Maul, mühsam über die Zäune, deren Thüren sie sich bequem aufmachen könnte, wenn sie weniger zerstreut und verdammert wäre.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Godermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 9. Sonntag den 31. Januar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

Tilda Klemm hatte mit ihrer boshaften Aufrichtigkeit die Sache ausgesprochen, wie sie war: Eva gefiel nicht. Aber gefiel sie blos deßhalb nicht, „weil sie zu klug war?“ Das möchten wir bezweifeln. Allerdings ist in Deutschland bis jetzt die weibliche Klugheit noch kein ganz gangbarer Artikel, indessen findet immer ein großer Unterschied zwischen wirklicher und gemachter Klugheit statt. Die wirkliche ist, wie alles Wirkliche, einfach und still, entgeht daher häufig gänzlich der Aufmerksamkeit, und thut folglich der Beliebtheit weniger Schaden. Aber die gemachte hat keine Ruhe, will sich sehen und hören lassen und spricht so lange und so laut, bis man Acht auf sie gibt und sie lobt oder tadelt. Die Klugheit Eva's war von dieser beweissüchtigen, vorlauten Art und trug dem armen Kinde fast immer Tadel ein. Freilich hieß es: „o, Eva ist entschieden das klügste Mädchen in ganz Rosenfelde;“ aber das klügste Mädchen in einem kleinen Orte sein, ist ein zweideutiges Ruhm. Es bedeutet sehr oft nur, daß man ein wenig, ein sehr klein wenig unterrichteter ist, als der Rest der Bevölkerung. Auch Eva's Ueberlegenheit über die andern Mädchen von Rosenfelde bestand hauptsächlich darin, daß sie Französisch und Englisch sprach und schrieb. In einer großen Stadt ist das nicht so auffällig, wie es sein sollte, aber doch auch nicht etwas geradezu Unerhörtes, und es würde einem Mädchen schwer fallen, blos auf zwei Sprachen hin den Ruf als geistreich und ausgezeichnet zu bekommen; in Rosenfelde dagegen betrachtete man Eva wie das Wunder des Orts, wo möglich wie das Wunder der Welt. Natürlich stand ihr bei ihrer Durchdringung nicht sehr viel Raum zu Kopfchen und Kopfchen nicht fest genug, um nicht verdreht zu werden. Was Alle glaubten, konnte doch sie allein nicht bezweifeln, und so verwirrte sie sich denn frisch darauf los, als eine außerordentliche kleine Person, geziert, deklamirte, philosophirte, gab sich die Miene, als sei sie für Niemand geistreich genug, äußerte auch sonst die allerunbegründetsten Ansichten, drängte sich immer auf den ersten Platz, verlangte stets die meiste Beachtung, that mit einem Worte, „zu klug“, verscheuchte die Bewerber, die sich ihr allenfalls hätten nahen können, und war deßhalb mit fast fünfundzwanzig Jahren noch immer Fräulein Eva und „das klügste Mädchen in Rosenfelde“.

Man sagte es ihr von Zeit zu Zeit, daß sie ihre eigene Feindin sei. Nicht die Mutter, diese wagte es nicht — Eva, in ihren heroischen Selbstüberschätzung stand der schüchternen Frau so herausfordernd gegenüber, daß die Rathen nicht den Muth hatte, den kleinen Hochmuth zu brugen, um so mehr, da der Vater die Verblendung von Rosenfelde theilte und in Eva eine überlegene Intelligenz schätzte. Aber ihre Tanten und Onkel, welche größtentheils in Berlin lebten, hielten das Nichtchen nicht für mehr, als was es war, und sagten ihm bisweilen derb die Wahrheit. Dann wurde Eva zeitig, demüthig, verständig, sagte weise: „ja, ja, so bin ich“; oder: „ja, ja, so mach' ich's“ und: „es ist mir schon ganz recht, wenn's mir schlecht geht.“ Voll der schönsten Vorsätze kam sie nach Rosenfelde zurück, fand, daß die Gesellschaft dort ganz dieselbe und auch sonst Alles beim Alten war, wurde wieder, wie sie gewesen, machte es wieder, wie sie es immer gemacht hatte, kriegte keinen Mann und blieb nach wie vor „das klügste Mädchen in Rosenfelde.“

Ach, und es langweilte sie doch so furchtbar, das ein Jahr nach dem andern zu sein, und bei dem Gedanken, es vielleicht noch andere fünfundzwanzig, möglicherweise sogar noch fünfzig Jahre zu bleiben, konnte sie in eine wahre innige Verzweiflung gerathen. Trotz ihrer unglücklichen Klugheit war Eva nicht dumm. Sie war verkehrt, albern, verworren, unentwickelt, aber dumm keineswegs. Im Gegentheil, sie hatte einen Grund von wirklichem Verstand, obenso wie sie trotz all' ihrer Unzufriedenheit und Hoffnungslosigkeit einen Grund von wirklichem Gemüth hatte. Dieses Wirkliche in ihr nun war bei ärmlichen und erbärmlichen Erscheinungen in Rosenfelde fast und müde. Von einer kleinen Oertlichkeit, die sich idyllisch und patriarchalisch erhalten hätte, konnten selbst aufgezeichnete, aber vielmehr gerade aufgeklärte Menschen noch jetzt, oder gerade jetzt, sagen: „Hier ist gut wohnen, hier läßt uns Hütten bauen.“ Aber eine kleine Oertlichkeit, die sich modernisirt und zivilisirt hat, ist für jedes tüchtige Geschöpf nicht nur das Fegfeuer, sondern geradezu eine wirkliche Hölle. Die moderne Civilisation muß nun einmal Ellenbogenraum haben; soll sie sich einquetschen, wird sie platt und dadurch absurd. Eva sah sich im Geist, wie sie platt und fadenscheinig sein würde, wenn dieser Prozeß fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre an ihr vorgenommen worden wäre. Sie fühlte wilde Instinkte, sich zu retten, gleichviel wohin, nur fort aus dieser engbrüstigen Welt, in welcher sie die Primadonna tragirte. Doch wie? die Eltern hatten kein Vermögen. Ihr einziges Besitzthum, ihr Haus, hatte sie gebieterisch in Rosenfelde fest. Selbst wenn sie starben und das Haus verkauft wurde, konnte nicht genug herauskommen, um einer Tochter eine unabhängige Stellung zu sichern. Auch dachte Eva nie an diese Möglichkeit, sie hätte nur gewünscht, sich selbst eine Stellung schaffen zu können. Doch wie? hieß es da wieder. Als Gouvernante? — Eva schauderte, und hätte sie diesen Widerwillen überwinden

wollen, so würde sie nur erfahren haben, daß ihre lückenhafte Bildung sie selbst zum Erwerben dieses „Eklavenbrodes" untauglich machte. In der That war ihr ganzer Entwicklungsgang so zerstückelt und ungleich gewesen, wie der unserer meisten jungen Damen. Keine einzige Sprache, sogar Deutsch nicht, verstand sie grammatikalisch, geschweige denn literarisch, keine einzige Literatur hatte sie chronologisch studirt oder umfassend gelesen, keine einzige Wissenschaft verstand sie aus dem Grunde. Gedacht hatte sie niemals, ebensowenig je beobachtet, oder sich gar Rechenschaft über ihre Eindrücke zugemuthet. Trotz dem allen hatte sie, soviel sie etwas Bestimmtes wollen konnte, „einst" die feste Absicht gehabt, Schriftstellerin zu werden. Da sie durch natürliche Begabung in ihren Briefen bisweilen einen glücklichen Einfall erwischte oder mit einem niedlichen Bruchstückchen von Beschreibung zu Stande kam, so war sie durchaus nicht darüber in Zweifel, daß sie componiren könne, und brachte mit zwanzig Jahren glücklich eine Novelle zu Papier. Eine Novelle — Eva blickte mit dem Bewußtsein dieser Schöpfung noch schnippischer als sonst über ihre lange, feine Nase weg. Eigentlich war es keine Novelle, was sie gemacht hatte, sondern eine Sage, romantisch behandelt, wie man sie etwa im Jahre 1826 in einigen Taschenbüchern zu lesen bekam. Zum Lokal hatte Eva die alte Burg gewählt, welche eine Stunde von Rosenfelde auf den kleinen Fluß des Thales herabschaute und von den Badefremden und den Einheimischen abwechselnd besucht und bewundert wurde. Man kann sich ungefähr denken, was Eva auf der Burg geschehen ließ. Die Aschyna, welche einen feinen mädchenhaften Geschmack in der Literatur hatte, erklärte ihrer vertrauten Schwester in einer tiefgeheimen Stunde: Eva's Produkt komme ihr schrecklich grün vor. Großgrün hätte sie gerade sagen können: es war fast unglaublich, wie ein modergeschultes Mädchen von zwanzig eine solche altfränkische Plattheit zu Tage fördern und für eine Composition halten konnte. Einer kleinen Pensionärin von fünfzehn Jahren mag dergleichen vielleicht verzeihen können, aber auch nur, wenn sie im Pensionate einen kleinen Provinzialstadt verbildet worden wäre. Für Eva mit dem Anbruche der Gedenkzeit, der Gesellschaft, die sie gehabt, war die unglückliche Saat ein Zeugniß von Produktionsunfähigkeit, welche sie selbst sich schwarz auf Weiß ausstellte, aber freilich wußte sie das nicht, sondern glaubte vielmehr, den ersten Schritt gethan zu haben, um „auf der Bahn des Ruhms," aus der Enge von Rosenfelde in die große, weite Welt zu dringen. Sie wollte auch gleich den zweiten Schritt thun und sandte ihr „Werk" frisch und keck an einen Schriftsteller, welcher unter allen den Hunderten und Hunderten von deutschen Schriftstellern und Schriftstellerinnen sich für den größten, wenn nicht für den einzigen hielt. Wie er die Sage aufnahm, kann man sich vorstellen, nicht aber wie er sie zurückschickte. Noch jetzt, nach fünf Jahren, brannten Eva's Wangen, wenn sie an das Billet dachte, mit welchem der unhöfliche große Mann die Rücksendung begleitete. Sie zerriß es, so daß kein anderes Auge als das ihre es je sah, aber sie vergaß es nie. Zum Unglück mußte sie eine ganze Anzahl ähnlicher Beleidigungen einregistriren, bevor sie zu der Ueberzeugung gelangte: in Deutschland sei es dem Talent eines jungen Mädchens unmöglich, sich Bahn zu brechen. Die letzte dieser Zurückweisungen war volle vier Seiten lang; die arme kleine Eva hatte eine Briefmarke eingelegt, damit der Redakteur seine Antwort frankiren könne, ohne eine Marke bezahlen zu müssen. Anstatt einzusehen, mit was für einem Schafschen er es zu thun habe, glaubte der Herr seine Würde verletzt und hielt der neuen Aspirantin eine grobe Strafpredigt. Gewiß, Eva hatte Unglück mit der Literatur, auch wollte sie keine „neuen vergeblichen Versuche" machen, aber — wie aus Rosenfelde herauskommen? Zum Zeichnen hatte sie entschieden mehr Talent, als zum Schreiben, doch auch damit war sie bis jetzt noch nicht weiter als bis zum schwächlichsten Dilettantismus gelangt, weil es ihr einerseits an Studium, andererseits an Stetigkeit fehlte. Wie also aus Rosenfelde herauskommen? durch einen Befreier, einen Erlöser, einen „Mann," das erkannte Eva immer deutlicher und deutlicher, „flirtete" immer heftiger und heftiger und sah immer weniger Aussicht auf Erfolg vor sich.

Da schickte der Himmel — nein, Eva glaubte ja an dergleichen übernatürliche Einmischungen nicht — der Zufall also oder das Glück den jungen Wintergast, dem Eva gefiel. Daß sie ihm gefallen hatte, wußte sie „ganz bestimmt"; diesesmal täuschte sie sich nicht. Es handelte sich jetzt nur noch darum, sein Gefallen zu hätscheln, zu pflegen, hübsch groß zu ziehen und endlich nutzbar zu machen. Vor Allem aber kam es darauf an, bei dem heutigen Kaffee, wo Er sein sollte, recht, recht hübsch auszusehen, so hübsch, daß alle die andern Mädchen verdunkelt würden. Den ganzen Vormittag hindurch dachte Eva über das Problem ihrer Toilette nach. Ihre Garderobe war äußerst sparsam bestellt — es war das eines ihrer Leiden, denn Eva liebte leidenschaftlich Schmuck und Luxus. Besonders für diesen Tag wollte keines ihrer Kleider ihr gut genug dünken, und nur „weil es doch eines sein mußte," wählte sie zuletzt ein ganz feines, fast weißes mit hinggehauchten Lila-Arabesken. Als sie es indessen angezogen und dazu in das Haar eine rothe Schleife geflicht und um den Hals eine Korallenschnur gelegt hatte, da fand sie sich auf einmal überraschend allerliebst, und stand lange vor dem Spiegel, um sich „zu admiriren."

„Wenn ich ihm so gut gefalle, wie ich mir selbst gefalle," flüsterte sie gepannt, „dann —" sie vollendete nicht gleich, sondern prüfte sich noch weiter. Endlich sprach sie entschieden: „ich glaube, ich muß ihm gefallen — ich luke" (look) ganz und gar lustig." Damit ergriff sie ihren Mantel und ihre Kapuze und teufelte würdevoll zur Thür ihres Zimmerchens hinaus. Groben hätte ungestraft finden können, daß sie sogar „windig" ausfehge; es begegnete ihr das leider fast alle Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland's Ohrenarzt.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es liegt etwas Ergreifendes in der Selbstverleugnung eines Forschers, den Schwung eines jugendlichen genialen Geistes, der sich so gerne in großen Entwürfen, in weitaussehenden, himmelstürmenden Plänen gefällt, niederzuhalten und auf ein Gebiet hinüberzuleiten, das eng umschrieben zur damaligen Zeit, in Deutschland wenigstens, kaum noch den Namen einer wissenschaftlichen Disciplin verdiente, auf ein Gebiet, das den regsten Tummelplatz der Charlatanerie und des medizinischen Aberglaubens bildete, und hier mit mühselig Schritt für Schritt weiter tastend, ein echter Pionier der Forschung, eine Domäne zu erobern, in der so recht eigentlich jeder Fuß breit Boden dem Vorurtheile, der Ignoranz, dem Katheder-hochmuth, den Schwierigkeiten der Technik abgetrotzt werden mußte.

Aber diese geistige Domäne wurde ihm wirklich zu Theil. Er vermehrte sie als unumschränkter Herrscher, und sein Jahr vergeht, in dem nicht eine neue anatomische Thatsache, eine neue klinische Wahrnehmung, eine neue Methode der Untersuchung, die Dröbisch erschlossen hat, zur Verwerthung dieses geistigen Grundbesitzes beiträgt.

Aber nicht allein der Chirurg und das theoretische Interesse des Forschers hätten Dröbisch all die Täuschungen und all den Kampf seiner ersten Thätigkeit ertragen lassen, wenn nicht der verklärende Zug reiner Menschenliebe von dem ganzen Schaffen dieses Mannes unzertrennlich wäre. Die Ueberzeugung, daß einer ganzen Klasse der bemitleidenswerthesten Kranken, den Tauben, die Ergebnisse seiner Thätigkeit nützlich sein können, läßt ihn in seiner ganzen Wissenschaft, in seiner praktischen Thätigkeit eine hohe Mission der Nächsterliebe erblicken.

Wer das finstere, scheue Wesen, den hoffnungslosen Blick eines Schwerhörigen gesehen hat, wer Zeuge war, wie ein solcher Unglücklicher mit ängstlicher Hast alle Wundermittel der Zeitungsannoncen der Reihe nach erprobt, jeden promovirten aber nicht promovirten Ohrenheilkünstler zu Rathe zieht und dann endlich im Gefühl des so oft getäuschten Vertrauens sich einem vergweiflungsvollen Brüten hingibt: der kann ermessen, inwieweit Dröbisch in seiner praktischen Wirksamkeit jene Mission erfüllt hat.

Dieses Mitgefühl, das in unwiderstehlicher Anmuth sein ganzes Wesen durchgeistigt, gibt auch der persönlichen Erscheinung unseres berühmten Ohrenarztes ein charakteristisches Gepräge. Dröbisch ist in seinem ganzen Wesen vollständig Gentleman in jenem Sinne dieses Worts, den die beste englische Gesellschaft ihm beilegt. Ihren wahren Zauber aber erhält erst seine Persönlichkeit, wenn wir ihn in einem Augenblicke belauschen, in dem er so recht eigentlich an der Arbeit ist, hier hilfespendend, dort tröstend und ermahnend und zwischen alledem rasch ein klinisches Aperçu skizzirend.

Verfügen wir und ist sein Wartezimmer. Es ist selbstverständlich, daß dieses meist überfüllt ist. Alle Nationen, alle Stände und Altersstufen sind hier vertreten und müssen nach dem Grundsatze, daß bei Kranken alle gesellschaftlichen Unterschiede aufhören, Queue machen.

So eben ist Dröbisch mit der äußerengreifenden Untersuchung der Ohren eines seelpreßwerkenden Arbeiterkindes zu Ende. Der Kleine hatte schon auf dem ganzen Wege zum Doctor geschrieen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Als er drei ruhigen, ihm freundlich zulächelnden Mann sieht, der ihm das wirre Haar von der Stirne streicht, wird seine Aufmerksamkeit rege, er blickt auf, sieht diese milden, klaren Augen und ist für den Augenblick beruhigt. Aber jene glitzernden Instrumente, die er auf einem Tische nebenan wahrnimmt, geben wieder zu einem neuen, kräftig instrumentirten Mißtrauensvotum des jungen Proletariers Veranlassung. Endlich nimmt ihn die Mutter auf den Schoß, die zappelnden kleinen Beine werden festgehalten, und mit sicherer, unendlich zarter Hand führt Dröbisch den kleinen silbernen Ohrtrichter in den geschwollten, eiternden Gehörgang ein. Die Sache war jedenfalls weniger schmerzhaft, als der Junge vermuthete, der wimmerndes Ohrwehschneiden oder andere derartige eingreifendere Manipulationen gefürchtet hatte. Es wird nun der obenerwähnte Spiegel zur Hand genommen, und die Strahlen des Tageslichtes durch den eingeführten Trichter in den Gehörgang gelenkt. Es wird ein Loch im Trommelfell constatirt und die Frau mit der Weisung entlassen, häufig wiederzukommen. Wie oft noch wird der widerspenstige Junge unter der gebuldigen Hand seines Wohlthäters jammern, bis er sich an die Manipulationen gewöhnt hat und dann mit ruhiger Ergebung sein Ohr zur Untersuchung bietet!

Dem Kinde der Armen folgt ein Vertreter der hohen russischen Aristokratie, ein steifer, hagerer, alter Herr, mit eisgrauem Haupt- und Barthaar, ein vielbedeutendes buntes Bändchen im Knopfloch, in jeder Faser feines Wesens, in jeder Bewegung seines Körpers Soldat. Auf den Wällen von Sebastopol, in den Bergschluchten des Kaukasus oder wohl auch tief innen in Asien, in den Sandsteppen Bocharas hat sich der General seine militärischen Auszeichnungen hart und streng verdient, und wer weiß, ob das Kreuz des Andreasordens und das gunstvolle Lächeln des Czaren ihn hinreichend entschädigt hat für den Katarrh des inneren Ohres, den er auf dem Felde der Ehre zugleich mit den Erfolgen seines Degens in den Kauf nehmen mußte. Er achtet wenig der alten Hieb- und Kugelwunden, die seinen Körper bedecken, des brustbeklemmenden Asthmas, das ihm nur noch erlaubt, ruhigen Schritt zu reiten; hat er ja jahrelangen Urlaub und genug russische Imperiale, um unter dem blauen Himmel von Südfrankreich, an den lichten Gestaden von Neapel sich sonnen zu können und das Dolce far niente eines alten Kriegers so recht behaglich zu genießen. Aber diese Schwäche des Gehörs, die ihn ausschließt von dem Verkehr mit Menschen, die ihn ausschließt von jenen Soireen und Clubzusammenkünften, nach denen er jahrelang lechzte unter dem Zelte des Kirgisen und in den Bergfesten Georgiens; dieses unaufhörliche, zur Verzweiflung bringende Sausen und Tönen der Ohren, das ihn überall hin begleitet hat, in das Gewühl der Boulevards, an den Roulettetisch Homburgs und in die Musen von Florenz, dieses Sausen und Vibriren, das in jeder Faser seines germarterten Gehirns nachtönt, das hatte dem Manne, der dem Tode so oft und in so mannigfacher Gestalt in's Auge sah, allen Lebensmuth geraubt. Dröbisch ist jetzt noch seine einzige Hoffnung.

Seit drei Tagen — nach bereits mehrwöchentlicher Behandlung — bemerkt er eine Abnahme in dem diabolischen Concert, das ihm seine eigenen Ohren liefern. Seine Hörweite hat sich beträchtlich vermehrt, das Leben hat für ihn eine neue Gestalt gewonnen. Wie strahlen seine Züge, als er seinen Arzt die Hand drückt! Mit lächelndem Gesichte läßt er die Operation der Einführung des Ohrkatheters durch die Nase über sich ergehen, jene subtile Manipulation, in deren Ausführung es Dröbisch bis zur idealen Vollendtheit brachte. Man werden Einspritzungen gemacht oder es wird die Luftdouche auf die Wandungen der Paukenhöhle applicirt, ein Hohlraum, von dem man früher nie dachte, daß je ein Arzt Medicamente mit ihm in Berührung bringen könnte. Am Ende der Sitzung wird wieder eine Zunahme der Hörweite um mehrere Zoll constatirt.

Das Entzücken des Generals kennt keine Grenzen. Bedächtigen Schrittes eilt er durch die Straßen und spricht Kinder, die am Rande des Weges spielen, mit einer Freundlichkeit an, deren der größte Weltverächter früher wohl nie fähig gewesen. Und wie groß ist seine Wonne, wenn er die schlechterne Sprache der Kleinen versteht!

Mächtendessen hat in Dröbisch's Empfangszimmer das mannichfache Treiben seinen weiteren Fortgang genommen. In bunt aufeinander folgender Reihe haben ein Bauer aus dem Odenwald; eine blasse, melancholisch aussehende Engländerin, ein polnischer Jude im langen schwarzen Seidenkaftan, ein junges norddeutsches Grafenkind auf dem Arme einer Schweizerbonne all die verschiedenen Details der ohrenärztlichen Behandlung

durchgemacht, deren oft so complicirte Technik unter den Händen dieses mit künstlerischer Feinfühligkeit begabten Arztes mit spielender Leichtigkeit vor sich geht.

In dem Umgang mit diesen Patienten verschiedenster Nationalitäten wird Trölsch von einem seltenen Sprachtalent unterstützt. Er kann, wenn er will, einem Londoner im naivsten Cockneydialekt antworten; wenn aber einer jener Emporkömmlinge, die von Bremen aus als Kellner überseisch geworden sind und in Californien aber an der Levée von New-Orleans, wer weiß, durch welche noble Art von Geschäften, sich Geld erworben und ihre guten deutschen Namen amerikanisiert haben, es durchaus nicht lassen können, ihn in schlechtem Englisch zu begrüßen, so wird er mit dem liebenswürdigsten Spotte ihm gewiß nur in gutem Deutsch antworten; denn trotzdem Trölsch als gefuchtelter Arzt eine kosmopolitische Stellung einnimmt, ist er ein treuer deutscher Patriot geblieben, der ein warmes Herz für die Ehre seiner Nation sich bewahrt hat.

Wo es gilt, den Ruhm des deutschen Namens durch edle Thaten zu vermehren, da ist Trölsch thätig und opfermuthig wie keiner. So hat er, um nur eins zu erwähnen, kräftiger und beharrlicher als irgend eine Persönlichkeit im deutschen Binnenlande für das Zustandekommen jenes unser Volk ehrenden Vereines gewirkt, dessen Aufgabe es ist, den Schiffbrüchigen an unserer Nordküste Rettung und Hilfe, den unglücklichen von den Wogen an das deutsche Gestade Geschleuderten Obdach und Hilfe zu verschaffen. Mögen ihn dafür die Wellen unserer deutschen See, deren Küste er gern als Badegast aufsucht, verjüngen und neu kräftigen; denn die Wissenschaft und die leidende Menschheit bedarf seiner noch oft und lange.

W. M.

Miscellen.

[Ball-Abenteuer.] Auf einem großen Hausball — so erzählt das „Wiener Fremdenblatt" — fand sich auch ein Student ein, der dem Söhnlein des Hauses mit der Erlernung einer todten Sprache das Leben verbitterte. Der Student, ein armer Teufel, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei diesem Feste entfaltet wurde, und namentlich war es das Buffet, welches ihm die sehnsüchtigsten Blicke entlockte. Was er sonst nur hinter den Schaufenstern unserer ersten Delikatessen-Händler sah, Fasane, seltene Seefische u. s. w., sie lagen und schwammen in pikanten Garnirungen und Saucen, und der Student, dessen Begriffe von Delikatesse sich höchstens zum Kuchentische der „Schmausbrüderl" verstiegen, schwamm in einem Meere des Entzückens. Chablis und Champagner floß in Strömen, und der arme Musensohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten ein Bischen zu viel. Endlich wollte er aufbrechen, der Champagner hatte ihm aber so außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünschte, als einen solchen Silberhelm sein eigen nennen zu können. Die Vernunft ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn schritt er zum Buffet, packte eine Champagnerflasche, steckte sie in die rückwärtige Tasche des Fracks und suchte mit der süßen Beute zu entkommen. Bei der Thüre des Saales begegnet er zum Unglücke der Tochter des Hauses, die ihn mit der Frage anhält, ob er sich denn nicht unterhalte, daß er schon den Ball verlassen wolle. Der Student, in der größten Verlegenheit, stottert einige Entschuldigungen, das gutmüthige Fräulein glaubt, er sei vielleicht beleidigt, weil sich Niemand um ihn gekümmert, und in einer Anwandlung von Großmuth sagt sie: „Nein, mein lieber Herr Studiosus, Sie dürfen mir nicht früher fort, bevor Sie nicht mit mir ein Tänzchen durch den Saal gemacht haben. Das Orchester hat bereits den Galopp begonnen, also vorwärts, junger Mann", schließt das schöne Fräulein die Anrede, „stürzen Sie sich mit mir in den Strudel." Ehe sich der Champagnerkäufer dessen nur kann, befindet er sich mitten im Getwoge der tanzlustigen Paare und stürmt durch den Saal. Urplötzlich erdröhnt ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame sinkt halb ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht sigürlich, sondern in Wirklichkeit „begossen" dasteht. Die Champagnerflasche im Frackschoße des Studenten hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren schon früher durchschnitten gewesen und durch die heftige Bewegung war der Wein in's Brausen gerathen. Mit einem gehörigen Knalle war der Stöpsel heraus- und der nachfolgenden Dame in's Gesicht geflogen, während das mousssirende Getränk in schäumendem Bogen ihrem Tänzer eine unverbreitete und unfreiwillige Taufe verschaffte. Der Student mit dem Hinterlader neuester Construction in der Frackhose, stürzte in der furchtbarsten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem noch lange nach diesem Knalleffekte die größte Heiterkeit herrschte.

[Frauen-Emancipation.] Der „Frankfurter Ztg." schreibt man aus New-York vom 7. Januar: Im Staate Kansas scheinen die Frauen immer mehr die Oberhand zu gewinnen. Ueber die Frage ihrer Zulässigkeit zu Aemtern und bei Wahlen wollen sie keine Controverse mehr dulden und haben nun eine Verbindung errichtet, um ein Gesetz durchzusetzen, durch welches sie jeden Wirth verklagen können, bei dem ihre Männer sich betrinken. Bei einem Meeting sagte Mistreß Mord, ihr Mann sei nach Hause gekommen und habe eine große Menge Whisky in seiner Person eingeschmuggelt: sie habe ihn zwar zur Besinnung gebracht, wolle aber dies nicht wiederholt für die Leute thun, welche aus dem Betrinken Anderer Nutzen ziehen; das Gesetz müsse diese für den Schaden, den sie anrichten, verantwortlich machen; der Unsinn, das Trunkenbolde Gesetze für Trunkenbolde machen, müsse aufhören u. s. w.

[Schwäbische Steckbriefe.] Das Oberamt Tübingen verfolgt im „Württemberger Staatsanzeiger" einen Handelsmann wegen Lügens und Verdachts der Landstreicherei. In Folge dieses Steckbriefes wird die Landstreicherei des Betreffenden wohl auf dem Nebel des Verdachts heraustreten. Unterm 4. Januar leistet dasselbe Blatt folgendes Signalement eines wegen Fälschung verfolgten Schneidergesellen: „Er ist sechzehn Jahre alt, kleine Statur, eine Schneiderfigur und trägt Hut, Stock, Hosen und Weste, welche ihm zu groß sind."

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 10. Mittwoch den 3. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

X.

„Lustig“ also und ungleich „athemlos erwartungsvoll“ saß Eva im Bitter'schen Wohnzimmer. Ihr schmales Gesichtchen glühte dermaßen, daß es mit dem dicken runden Antlitz Martha's wetteifern konnte. Ihre braunen Augen blickten wieder und wieder scheu und hastig und, wie sie sich einbildete, verstohlen nach der Thür, durch welche Greg eintreten mußte, wenn er überhaupt noch kam, denn er zögerte lange, der Kaffee war bereits getrunken, die Crêmes wurden herumgereicht, und Greg kam nicht. Eva wagte nicht, nach ihm zu fragen, aber sie brannte buchstäblich vor Ungeduld, und nicht bald war die Rolle des Kätzchens, welches schmeichlerisch um alle Welt herumpurrt, ihr so schwer gefallen, wie heute. Indessen, hat man einmal eine Rolle übernommen, so muß man sie auch dann spielen, wenn man nicht in der Stimmung dazu ist. Eva durfte um der doch noch immer ungewissen Eroberung willen, die sie an Greg zu machen hoffte, nicht ihre Rosenfelder Popularität auf's Spiel setzen. Folglich kniete sie bald vor Nadine hin, tyrannisirte bald zu Fanny, die sie zum Aerger der Fräulein Rettigs „mein Fan“ anredete, nannte eine nach der andern dieser liebenswürdigen Schwestern schmeichelnd „liebes Tantchen!“ machte sich „charmant“ bei der Doctorin Klar, sagte zu Elisabeth: „o du himmlischer Rothkopf!“ und bewunderte Martha's Kragen, denn bei Martha wurden immer ihre Kleidungsstücke bewundert, weil mit dem besten Willen an ihr nichts zu bewundern war. Der Mutter Martha's in die Nähe zu kommen, hütete Eva sich, denn die gute Madame Schabe war als die größte Schwätzerin im ganzen Orte bekannt, und Eva hatte keine Lust, sich für den ganzen Abend festnehmen zu lassen. Das wäre ein hartes Schicksal gewesen, selbst für den Fall, daß der junge Wintergast nicht erschienen wäre. Und gesetzt nun, er kam und Eva saß fest neben Madame Schabe — das wäre horrible! dachte Eva und „flirtete“ mit einer wahren Schlangengewandtheit um den Stuhl der Holzhändlerin herum. Alda, der nichts entging, sah Eva's „Manöver“ und telegraphirte durch Blicke der Schwester ihre Belustigung darüber zu. Madame Bitter jedoch war viel zu klug, um auf dergleichen Indiscretionen zu antworten, sie lächelte „die Kleine“ unschuldig an und sagte zärtlich zu Eva: „Meine liebe Eva, ich hoffe, der Crême schmeckt Ihnen?“

„Ihre Crême ist excellent, wie Alles, was Sie geben,“ antwortete Eva. Sie konnte „für ihr Leben“ nicht unterlassen, die gute Madame Bitter merken zu lassen, daß ärgere nicht männlich sei. Madame Bitter fühlte die Zurechtweisung und dachte: „Ih, du alberne Liese!“ Laut sagte sie mit liebreichem Tone: „Dann essen Sie noch ein Löffelchen, liebe Eva — mir zu Gefallen.“

Eva aß noch zwei Löffelchen, sowohl Madame Bitter, wie sich selbst zu gefallen. Für gewöhnlich aß und trank sie so gut wie nichts, denn sie hielt es nicht für lady-like, sich hinreichend zu nähren. Aber bei Schüsseleien machte sie Ausnahmen, denn Alles, was süß war, liebte sie wie ein Papagei, und dann — light things waren lady-like.

Lady-like — dieses unglückliche Wort verfolgte die arme Eva wie ein Spuk. Es war unglaublich, wie viel unnützen Zwang sie sich auferlegte, um ihrer Meinung nach lady-like zu sein. Natürlich machte sie bei ihrer Unkenntniß der Welt die allerdrolligsten Mißgriffe, that Dinge, die Niemand that, und unterließ die einfachsten und harmlosesten; aber da sie das nicht einsah, so war sie stolz im Bewußtsein, lady-like zu sein, und wie gesagt, eine wahre Leibeigene dieses von ihr gänzlich mißverstandenen Begriffs. Umsonst sagte die Mutter ihr: „lady-like ist, was eine Lady thut;“ es war eben nur die Mutter, die es sagte, und Eva verstand doch Alles besser, als die Mutter.

Wenn die Mutter jetzt zugegen gewesen wäre, so würde sie mit einer wirklichen Angst Eva's strengende Aufregung verfolgt haben. Aber die arme Räthin hatte, anstatt zum Kaffee kommen zu können, sich mit ihren gewöhnten nervösen Kopfschmerzen zu Bett legen müssen, und Eva konnte, ungehemmt durch irgend einen guten Einfluß, ihre sämmtlichen lieben Freundinnen durch die verzweifelte Unruhe unterhalten, mit welcher sie „lauerte,“ ob nicht „die Thür dort“ sich öffnen würde.

Das Beste war: Greg befand sich verhältnißmäßig in ebenso großer Aufregung, wie Klein-Eva. Schon am Abend war er mit seinem Anzug fertig gewesen, den er ganz so tief „meditirt“ hatte, als wäre er zu einer diplomatischen Soirée eingeladen. Dann war er in seinen Zimmern hin- und hergeschritten und hatte von seinem Eintritt in den „Kreis der Kaffeeschwestern“ gleichsam Probe gehalten. Er wollte, wie müssen es eingestehen, was man so nennt, einen Effect machen. Greg war noch sehr jung, er verschmähte noch keinen Erfolg, selbst nicht einen in Rosenfelde. Da es zum ersten Male war, daß er sich „den Eingeborenen zeigte,“ so war er es sich selbst schuldig, die Eingeborenen zu „ebloniren.“ Greg gebrauchte leicht französische Worte, wenn auch nicht so häufig, wie Eva englische.

„Ebloutren“ also, nicht blenden wollte Greg die Damen beim Kaffee, und über die Mittel, daß zu bewerkstelligen, sann er von Drei bis gegen Fünf nach. Er wußte, welche Damen er treffen sollte: Madame Bitter hatte ihm ihre Namen und ihre vortrefflichen Eigenschaften genannt. In Rosenfelde hatte Jedermann „vortreffliche“ Eigenschaften, und wenn man irgend eine Person in freundschaftlich vertraulichem Gespräch kurz und klein gezaust hatte, so schob man unfehlbar zuletzt das Wörtchen: „aber er — oder sie, je nachdem — hat doch vortreffliche Eigenschaften.“ Greg kannte demnach die Tugenden der Rettigs, Schade's und Klatz, bevor er noch die Inhaberinnen dieser Tugenden gesehen hatte. Daß er auch etwas von ihren Schwächen und Lächerlichkeiten erfahren möge, dafür hatte Tilda gesorgt. Nach diesen entgegengesetzten Mitheilungen hatte er sich von sämmtlichen Frauen und Fräuleins, welche ihn „brüben“ erwarteten, Bilder entworfen, und diesen Bildern nach nahm er sich vor, was er zu einer Jeden sagen und nicht sagen wolle. Er war bei dieser phantasirenden Unterhaltung so mannigfach gestreift; so epigrammatisch witzig, so unwiderstehlich liebenswürdig, daß er im Genuß seiner selbst ganz vergaß, wie Alles, was er bis jetzt nur getraumt, noch zu verwirklichen sei. Als er sich plötzlich der Stunde und der Oertlichkeit erinnerte, sah er mit Beschämung, daß es schon ganz dunkel war und daß er sich noch immer in seinen Zimmern befand. In seinem größten Schrecken fiel ihm ein, der Kaffee könne bereits zu Ende und die Damengesellschaft fort sein. Er horchte an seiner Thür — nein, es war noch Alles da, man hörte es am Schnattern. Lieber Himmel, was diese Frauen schnatterm konnten! Und da hinein sollte er. Greg wurde plötzlich scheu. Während die Damen drüben zu glauben anfingen, ihre Gesellschaft sei ihm „offenbar zu schlecht,“ fürchtete er sich vor ihnen, wie ein Schuljunge. Endlich kam, von Tilda heimlich abgesendet, das Mädchen und frug, ob er Feuer und Licht wünsche? Da faßte er sich ein Herz; dankte; wusch sich seinen Bart und ging entschlossen hinüber.

XI.

Am nächsten Morgen lag er auf dem Sopha in seiner Wohnstube und hatte Migräne.

Das Mädchen, ein kurzes, derbes Bauernkind aus der Umgegend, trappelte mit ihren harten Schuhen um ihn herum und brachte ihm zur Verzweiflung. Seinerseits verfehlte er sie in ein starres, dummes Erstaunen. Sie hatte gar nicht gedacht, daß ein so junger Herr so schrecklich böse sein könne. Nichts war ihm recht. Bald war's zu hell in der Stube, bald zu finster, bald zu heiß, bald zu kalt. Das Fräulein hatte er gar nicht sehen wollen und die Madame auch nicht; als sie gefragt hatte, ob sie kommen dürften, da hatt' er ordentlich gebrüllt. Und alle Augenblicke wollte er was Anderes. Jetzt Essig, dann Citronen, dann kalt Wasser, dann Ether, dann Bouillon, dann wieder gar nichts. Offenbar war Greg nicht liebenswürdig, wenn er Migräne hatte.

Migräne ist auch wirklich nichts Angenehmes, selbst wenn man sie als Buße für allzu angenehm verbrachte Stunden auszuhalten hat; Greg aber, der arme Mensch, hatte sie in Folge von einer schrecklich unangenehmen Stunde. Es war nämlich gestern Alles ganz anders gekommen, als er sich vorgestellt hatte. Sein Eintritt allerdings war so glänzend wie möglich gewesen, der ganze Damenkreis hatte sich erhoben, hatte geknixt, geschickt und sich gesetzt. Aus Eva's grauen Augen hatte dem jungen Mann ein Blitz entgegengezuckt, welcher verrathen hatte, wie sie auf ihn gewartet. Aber damit war es auch aus gewesen. Um die allgemeinen Befangenheit ein Ende zu machen, hatte Greg den nächsten Stuhl genommen, welchen er noch gerade hatte. Dieser Stuhl stand neben Madame Schade. Madame Bitter sagte lispelnd lächelnd: „Es wird Sie interessiren, Herr Lupinski, Madame Schade ist diesen Sommer auch in Langenau gewesen.“ — „Oh?“ fragte Greg häflich und wandte sich halb zu der Mutter Martha's. — „Ja wohl,“ antwortete Martha's Mutter, „wir haben Verwandte dort, ob, ich habe sie, ich bin eigentlich von englischer Familie, mein Großvater kam herüber, er war Mechaniker und gründete eine Fabrik, dabei habe ich meinen Mann kennen gelernt, mein Vater, sanfte Holz von ihm —“ Greg sah die Frau mit entsetzten Augen an, es war dem Aeußern nach eine nette Frau, viel gerischer als die Tochter, auch dem Wesen nach war sie netter, freundlich, entgegenkommend; aber dem unglücklichen Inselt Greg, welches so unversehens in das Netz ihrer Verdrießlichkeit gefallen war, kam sie wie die blutdürstigste Spinne vor, die er je gesehen. Eva schoß einen zornigen Blick auf Madame Bitter: warum hatte sie die Vermittlerin zwischen dem unschuldigen jungen Menschen und der mitleidlosen „Schnatterbox,“ der Schade, gemacht? Jetzt war er verloren, für Eva nicht minder wie für alle Uebrigen. Die „Uebrigen“ wußten das ebenso gut wie Eva, sie lächelten geniissen und resignirt auf ihre Strickzeuge, Häkeleien und Stickereien herab und fingen mit halblauter Stimme das unterbrochene Gespräch wieder an. Dem zwischen Greg und der Madame Schade zuzuhören, lohnte sich nicht der Mühe, sie wußten, daß der junge Winkergast höflichen Raum zu einem Oh? oder: Ah? finden würde, und was Madame Schade sagen konnte, das hatten sie bereits zwanzig oder selbst dreißigmal gehört. Und Greg sagte sogar nicht: Oh? oder: Ah? — er lehnte sich, so gut es ging, an seinen Stuhl, ließ den Kopf auf die Brust sinken und ergab sich in sein Schicksal. Er wußte, der Arme, was Frauen im Reden leisten können, er hatte seine Mutter die Kreuzeltung vorzaghaft reden hören. So hatte er denn auch jetzt, wie Madame Schade geheirathet hatte und nach Posenfelde gekommen war, wie sie Martha geboren und aufgezogen hatte, wie das sehr schwer gewesen war, denn man sollte es nicht denken, so stark sie aussah, so schwächlich war sie — das Geringste griff sie an, nur in der Werthschatz konnte sie thätig sein, soviel sie wollte, das schadete ihr nicht, aber Alles, was das Gemüth betraf, es war unglaublich, was sie da verdaut war, darum hatten sie auch, sie und ihr Mann, als sie nach einem Pensionat für sie gesucht hatten — denn sie hatten sie müssen in ein Pensionat thun, zu Hause mit den Gouvernanten und Hauslehrern war es nicht gegangen, da hatte sie nie gefolgt und sich immer über die Lehrer lustig gemacht — gut, sie hatten sich also entschlossen, sich von ihr zu trennen; nur auf zwei Jahre, länger hätt' es der Vater nicht ausgehalten, es war unglaublich, was er sie liebte — am Ende, es konnte ja nicht anders sein — das einzige Kind! Ja und so hatten sie in ganz Dresden nach einer gesunden Lage gesucht, denn gesunde Luft war das Kind gewohnt — der Holzhof lag ja unmittelbar am Flusse — sie hatten auch endlich eine Anstalt mit einem großen Garten gefunden, und sie war da gewesen und hatte auch Französisch und Englisch gelernt, aber als sie im Sommer nach Paris gegangen waren — das Mädchen war so eigen, so scheu und so fest, kein Wort Französisch war aus ihr herauszukriegen gewesen, Madame Schade hatte herzerfuchen müssen, was ihr noch aus ihrer Jugend erinnerlich gewesen, denn ihr Mann verstand natürlich nur Deutsch. Und gefallen hatte es

Martha in Paris durchaus nicht — das Mädchen war so eigen — war sie in Rosenfelde, langweilte sie sich, und reisten sie mit ihr, so wünschte sie sich nach Rosenfelde zurück. Am Schlimmsten war es in Calais gewesen — als sie um zwei Uhr Nachmittags aufs Schiff gekommen, hatte Martha so zu weinen angefangen, daß man sie gar nicht hatte beruhigen können, und warum? — weil sie das Wasser so dicht vor sich gesehen. Es wäre nicht möglich gewesen, sie zur Abfahrt zu bewegen — sie hatte himmelhoch gebeten: nur in der Nacht, nur in der Nacht! damit sie das Wasser nicht sehe. Gut, sie waren in der Nacht gefahren, hatten schändlichen Sturm gehabt, Madame Schade war abscheulich krank geworden, Martha ganz gesund geblieben, aber trotzdem hatte sie während der ganzen Ueberfahrt nichts gethan, als geweint und gejammert, und in London war Alles, sogar die Ausstellung für sie so gut wie nicht dagewesen, sie hatte immer nur daran gedacht, daß sie wieder übers Wasser zurück müsse. Englisch hatte sie natürlich ebensowenig gesprochen, wie Französisch, und seitdem sagte sie, so oft der Vater von neuen Reiseprojekten anfing — hier mußte Madame Schade abbrechen, dann ein allgemeiner Aufbruch fand statt. Was sie in wenigen Zeilen zusammengedrängt haben, das hatte in ihrem Munde, Dank ihrer Genauigkeit und Umständlichkeit, über anderthalb Stunden ausgefüllt. Die Stunde, wo in Rosenfelde die Koffer's aufhoben, hatte so gut wie geschlagen, und wenn die Damen im Berge über Gregs Beschlagnahme durch Madame Schade diesesmal der Stunde ein wenig zuvorkamen, wer will es ihnen verdenken? Es ist hart, wie das jüngste Fräulein Rettig zu Hause sich ausdrückt, wenn man sich drei Tage lang auf einen Menschen „gespitzt" hat, und er wird einem so von einziger Person vor dem Munde weggenommen. Am Aergsten war es für den armen Greg gewesen; er hatte nicht „erlouren," nicht sagen, ja, nicht ein einziges Wort mit Eva sprechen können, dafür hatte er in halber Betäubung aus Tilda's Händen ein Stück Kuskeriorte und ein Glas Kardinal nach dem andern an und — „dreifacher Esel," der er war — auch zu sich genommen. Da er nun für gewöhnlich außer den regelmäßigen Mahlzeiten nie etwas genoß, so hatte er sich unvermeidlich „bersen" müssen, ein Ausdruck, den Greg einst von einem sehr liebenswürdigen Fräulein aus Halle gehört und seitdem gewissenhaft anwandte, so oft er mit seinem Magen in irgend einen Konflikt gerieth. Ja, es war dieses weichliche Gebäck, dieses süßliche Gebräu und vor Allem die „infernale" Holzhändlerin, durch welche er so elend geworden war. Da ging er nun zu diesem „stupiden" Koffee, lediglich um Eva zu sehen, um mit Eva zu sprechen, hatte nur einen Blick von ihr — Eva würde glimpse gesagt haben — hatte kein Wort mit ihr gewechselt und hatte dagegen heute den Gräuel der Gräuel, diese höllische, vernichtende, niederträchtige" Migräne!

XII.

Aber wenn man Migräne hat, so ist man jakrank, und wenn man krank ist, so kann man ja den Doktor rufen lassen. Dieser Gedanke erleuchtete auf einmal Gregors verdüsterte Gehirnschale, wie ein Sonnenstrahl eine dunkle Höhle. Der Leidende erhob sein schmerzendes Haupt, ohne auf das protestirende Klopfen darinnen zu achten, griff nach dem Klingelzug und riß so kräftig daran, daß er ihm beinahe in der Hand geblieben wäre.

„Na, da geht's schon wieder los," sagte das Mädchen, welches in der Küche nebenan eben den Topf mit Kohlrabi umschüttelte. „Fräulein Tilda, nehmen Sie doch mal den Dopf," fuhr sie fort, wischte sich die Hände, trappte zu Greg hinein und begrüßte ihn mit der liebenswürdigen Frage: „Na, was wollen Sie denn nu wieder?"

Greg, welcher von der Anstrengung des Klingelns schwach geworden war, stöhnte leise: „Den Doktor Steinthal."

„Den Herrn Medicinalrath?" erkundigte sich der liebreiche dienende Geist.

„Ja."

„Was soll er denn?"

„Herkommen."

„Zu Ihnen?"

„Doch nicht zu Ihnen?" erwiederte Greg mit der Fieberkraft der Empörung.

„Ne," sagte das Mädchen grinsend, „zu mir nicht. Und wann soll er denn herkommen?"

„Jetzt gleich, augenblicklich."

„Jetzt wird er aber gerade essen."

„Jetzt?" frazte Greg entsetzt. „Es ist ja noch nicht Zwölf."

„'s ist aber gleich Zwölf, und um Zwölf ißt hier Alles, unsere Herrschaft und der Herr Medicinalrath auch."

„So soll er sein Essen stehen lassen und kommen."

Das Mädchen kam verblüfft in die Küche zurück. „Was das vor'n junger Herr ist!" sagte sie zu Tilda, welche mit einem schlimmen Lächeln am Kochofen stand. „Der Herr Medicinalrath soll sein Essen stehen lassen und herkommen."

Tilda lachte jetzt. „Da mußt du hin, Christel."

„Und soll ich das lassen?"

„Nicht gerade das, aber eilig mußt du's machen."

„Gedeckt ist," brummte Christel. „Werden Sie aber noch den Kohlrabi sehen, daß sie nicht verbrennen?"

„Na, geh' nur."

Christel nahm ihren Lila-Kattunmantel um und wanderte ab, nicht ohne für sich hin zu räsonniren. „Da braucht man nu mal heute nicht Essen zu holen, weil er krank ist, und da muß man gleich den Doktor holen! Man hat immer Mühe mit ihm, er mag krank oder gesund sein. Und schmutzig ist es."

Es ist wahr, Christel trat mit jedem Schritt tief ein. Am Tage vorher war der Boden noch aufgewichst gewesen, dermaßen aufgeweicht, daß Greg sich gefragt hatte, wie es denn die Damen machen würden, um mit einigermaßen reinlichen Kleidern den Berg herauf zum Kaffee zu kommen? Die Rosenfeldrinnen achteten indessen ihre schmutzigen Wege nicht, sie waren daran gewöhnt, selbst wenn es sich um einen Ball handelte. Bisweilen langten sie zwischen zwei Wassern im Tanzsaal des Wänchs an, und waren deshalb nicht minder vergnügt. Wäre Christel zum Tanz gegangen, hätte sie sich ebenfalls nicht verlogt, daß es schmutzig sei, aber so befand sie sich auf einer Sendung der Menschenfreundlichkeit, und das änderte die Sache. Christel machte im wahlsten Sinne das Sprichwort wahrs „wie die Frau, so die Magd."

Wenn danach geurtheilt werden darf, so mußte im Steinthal'schen Hause das Wohlwollen daheim sein dem kaum daß Christel herausgegrungt hatte: „'s ist wegen unserm jungen Herrn — er ist krank und verlangt den Herrn Medicinalrath," so beeilte sich auch das Mädchen, welches ihr die Thür aufgemacht, sie geschwind zum Doktor zu führen, der sich bereits im Eßzimmer befand.

Christel wiederholte ihre Botschaft und setzte grämlich hinzu: „und gleich sollen Sie kommen — Fräulein Tilda hat mir gesagt, ich soll's eilig machen."

„Wartet eine Viertelstunde mit dem Essen auf mich,“ sagte der Medicinalrath und ging hinüber in sein Zimmer, um sich anzukleiden.

„Das ist von der Schabe!“ rief Eva, sobald der Vater die Thür geschlossen hatte. „Da siehst du, Mama, daß ich gestern nicht umsonst böse war.“

„Aber Eva!“ erinnerte die Mutter mit einem warnenden Blick auf Adeline.

„Was ist von der Schabe? daß der junge Mann krank ist?“ fragte der aufmerksame Backfisch.

„Da hast du's!“ sprach die Räthin vorwurfsvoll.

„Warum hört sie ewig zu?“ erwiederte Eva heftig.

„Ich habe doch Ohren, Evchen.“

„Ja, die hast du. Lang — wie —“

„Nicht so lang wie deine Nase.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von Ch. v. Gravenreuth.

Der Hof hatte sich in dem lieblichen Schlosse zu Nymphenburg für die Sommermonate niedergelassen.

Der gute Vater Max, wie die Bayern ihren ersten König wegen seiner Herzensgüte und seines blühenden Familienlebens nannten, war ein großer Freund der Natur und alles Natürlichen. Er durchwanderte jeden Morgen mit raschen Schritten die reizenden Partien des Schloßgartens; denn die Leibärzte, welche dem Anwachsen des königlichen Embonpoints begegnen sollten, wußten ihrem gesunden Patienten, der sich von dem reichlichen Genusse der Tafelfreuden nicht abhalten ließ, keinen andern Rath zu geben, als daß er sich häufige und lebhafte Bewegung in freier Luft mache.

Es war vier Uhr geworden, und man ging zur Tafel. Graf Seefeld, ein alter, sehr bevorzugter Freund des Königs, Truchseß und Ceremonienmeister, war heute zur Tafel geladen worden, und der König freute sich schon auf die piquanten Neuigkeiten, welche der Graf gewöhnlich mitzubringen und bei Tische preiszugeben pflegte. — Nachdem er manche Geschichten erzählt, die zum Theil für den lachlustigen Monarchen componirt sein mochten, kam das Gespräch auf des Grafen letzte Abwesenheit von München und der König fragte, ob er die Zeit auf seinen Gütern zugebracht habe?

Zum Theil, Majestät! erwiderte der Graf, einige Wochen lang aber durchstöberte ich mit meinen beiden Söhnen das bayerische Hochgebirge, und wir ließen es uns gut gehen in Niederaudorf bei dem Prälaten, da wir im dortigen Kloster unser Absteigequartier genommen hatten, und fast jeden Abend wieder dahin zurückkehrten.

Die geistlichen Herren zu Niederaudorf, meinte General Graf Haller, der mit an der Tafel speiste, haben vortrefflichen alten Wein und eine ausgesuchte Küche.

Doch wohl nur für Besuchende, fügte der Erzbischof Baron Gebsattel bei, der ein häufiger Gast zu Nymphenburg war — denn für ihren eigenen Tisch haben sie Mäßigkeit und Einfachheit gelobt, und ich glaube —

Nun, was dies betrifft, fiel der General lachend ein, so muß ich Eminenz widersprechen, denn ich vermuthe, daß die geistlichen Herren wohl so vernünftig sind, die vortrefflichen Gottesgaben, die ihnen dort wachsen und gedeihen und gleichsam in den Mund hinein hängen, nicht ungenossen zu lassen — im Gegentheil halte ich sie für geübte Feinschmecker und tapfere Weinvertilger.

Die Königin, welche jetzt fürchtete, daß die Herren das für den Erzbischof peinliche und am Ende ihrer eigenen Würde unzuträgliche Gespräch noch steigern möchten, um so mehr, als der König selbst ein Wohlgefallen an ausschweifenden Späßen hatte, stieß ihren Gemahl leise mit dem Ellbogen an, worauf dieser, solchen Winken stets gehorsam, die Unterhaltung rasch auf ein anderes Gebiet lenkte. Er fragte den Grafen Seefeld, was er denn für Ausbeute von seiner Reise mitgebracht habe?

Für die Wissenschaft, Majestät, nichts von Interesse, erwiderte der Graf. Unsere Reise galt nur dem Vergnügen; unsere Naturforscher, Entomologen, Mineralogen und wie sie alle heißen, die gelehrten Forscher und Grübler, haben ja das Innere unserer Berge schon genugsam durchwühlt und anderen ehrlichen Christenkindern keine Entdeckungen mehr zu machen übrig gelassen. Aber eine Merkwürdigkeit haben wir dennoch —

Entdeckt? fragte der König mit etwas sarkastischer Miene, denn er mochte seinem Ceremonienmeister keine sonderlichen Entdeckungsgaben zutrauen.

Nein, Majestät! sagte dieser etwas pikirt, ich gebe mich nicht mit Entdeckungen ab, man kommt dabei oft auf gar verdrießliche Dinge. Was ich Eurer Majestät als eine Merkwürdigkeit bezeichne, ist etwas in dortiger Gegend sehr Bekanntes, für uns aber ein Phänomen, nämlich: die gröbste Frau im ganzen Königreich Bayern, vielleicht in ganz Deutschland.

Parbleu! rief Graf Haller, die Person muß grob, kolossal grob sein, um solches Prädikat zu rechtfertigen, denn an groben Leuten ist unser gesegnetes Heimathland wahrlich nicht arm.

Und wer ist denn dieses wenig anziehende Weib? fragte die Königin.

Sie ist die Wirthin zu Fischbach, erwiderte Graf Seefeld, einem hübschen, am Fuße der Hochgebirge gelegenen Kirchdorfe.

O ich kenne den Ort, versetzte der Erzbischof. Er liegt gegenüber Windshausen, der Inn zieht sein Silberband durch das liebliche Thal.

Ganz recht, bestätigte Seefeld, und eben aus dem Inn bezieht die Wirthin von Fischbach die delikaten Hechte und Karpfen, in deren Zubereitung sie eine so große Virtuosität besitzt, daß man von weit und breit herbeikommt, um ein seltenes Fischgericht, gewürzt mit den originellen Grobheiten der Wirthin, zu genießen.

Und haben Sie selbst Proben von dieser sonst unschmackhaften Zuthat erhalten? fragte die Königin.

Allerdings, Majestät, und die Grobheiten waren so ursprünglicher Natur —

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

XII. Sonntag den 7. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

„Aber, Addy!“ sagte jetzt die Mutter. Die Erziehungsmethode der armen Räthin hatte meistens in den Worten: „aber Gwal!“ „aber Addy!“ sw. f. w. u. s. w. bestanden, und für solche verzwickte kleine Menschenkräuter, wie Eva und Adeline, war das nicht hinreichend. Die beiden mittelsten Töchter waren besser gerathen, aber bei der ältesten und der jüngsten hätt' es einer energischen Charakters und eines bewußten Willens bedurft. Die Räthin war zu gestoolt, um ihre Unzulänglichkeit nicht selbst zu fühlen; mehr als einmal hatte sie zu Eva gesagt: „Wenn du nur eine ruhige und strenge Mutter hättest, die wäre für dich gut.“ — „Für Addy auch,“ hatte darauf Eva geantwortet. „Addy ist um kein Haar besser als ich.“ — „Leider!“ seufzte dann die arme, betümmerte Räthin.

Jetzt lachte sie dem Backfisch die Nothwendigkeit der Discretion beizubringen. „Du mußt es nicht sagen, daß Eva sich einbildet, Madame Schabe hätte den jungen Mann krank gesprochen, belehrte sie ihr Nesthäkchen.

„Hat Eva also Unrecht, daß sie es sich einbildet?“ inquirirte Addy.

„Natürlich hab' ich Unrecht — hab' ich nicht immer Unrecht?“ fiel Eva bitter ein.

„Aber Eva!“ sagte die Mutter.

„Also hat Eva Recht?“ fragte die beharrliche Addy.

Die arme Räthin saß wieder einmal glücklich in einem der Winkel fest, in welche Backfische beiderlei Geschlechts durch Fragen ihre unglücklichen Mütter zu treiben pflegen. Was sollte sie thun? Eva preisgeben, oder ihr Recht geben? Sie half sich mit Vielleichts. Es konnte sein, daß der junge Mann nicht gewöhnt war, längere Zeit so lebhaft sprechen zu hören, wie die gute Schabe zu sprechen pflegte. Es war eine prächtige Frau, von den vortrefflichsten Eigenschaften — selbst Virginie hatte der Ansteckung durch diese Rosenfelder Phrase nicht zu entgehen vermocht — aber sie sprach allerdings gern und viel. Man mußte nicht so viel sprechen, es konnte Fremden leicht zu viel werden. — — „Also hatte Eva Recht?“ wiederholte Adeline. — „Sie kann wenigstens Recht gehabt haben,“ schloß die Mutter, und dann saß sie erschöpft still und dachte: ‚Ob ich meiner Mama auch so viel Noth gemacht habe, wie diese Kinder mir machen? Mir ist's immer, als wäre meine Erziehung ganz von selbst vor sich gegangen.‘

Adeline saß auch still und, wie es schien, in heilsamen Ueberlegungen. Plötzlich interessen erhob sie ihre helle Stimme und erklärte: „Mich hungert schrecklich — ob Papa noch nicht kommt, damit wir essen können?“

„Papa kommt“, sagte Eva, die am Fenster klebte. Ihre Stimme zitterte, und das Blut trat ihr zum Herzen zurück. Eine aufmerksame Mutter wäre betroffen worden, aber das Herz Virginiens hatte für das innere Leben Eva's kein Ohr.

Adeline, die hingelaufen war, um zu klingeln, kam jetzt zurück und blieb gaffend vor Eva stehen, welche sich dem Zimmer zugewandt hatte. „Warum bist du denn so roth, Gochen? fragte der mitleidlose Backfisch.

Eva hätte den Backfisch ein klein wenig erdrosseln mögen.

„Dieses Kind ist der Dämon meines Lebens“, dachte sie leidenschaftlich. „Warum muß mir das Blut in die Wangen zurückschießen, und warum muß sie es sehen? O die Sklaverei der Familie, wo man stets bevormint wird!“ Laut sagte sie: „Es ist furchtbar heiß hier“.

„Heiß? Ich dächte nicht“, remonstrirte Backfisch. „Mama, Cry sagt, es sei hier so heiß — ich find' es eher kalt. — wie findest du es?“

„Weder heiß noch kalt“, antwortete die Mutter und fragte dann den eintretenden Gatten: „Nun, was war es mit dem jungen Mann?“

„Kopfweh, Ungeduld und Langeweile“, antwortete der Medicinalrath lächelnd. „Ein Querkopf, hierherzukommen, wo ihm nichts recht ist und nichts recht sein kann! Uebrigens ein netter, intelligenter, gebildeter Menschi, für den man sich interessiren kann. Wir müssen uns seiner etwas annehmen, Virginie — ich habe ihn morgen Abend zum Thee eingeladen — ist es dir recht?“

„Ganz recht!“ antwortete die Räthin.

„Endlich!“ dachte Eva.

XIII.

Einige Wochen später schrieb Greg an seine Schwester Laura, die, wenn er nicht daheim war, die Familiencorrespondenz mit ihm führte: „Ich richte mich mehr und mehr hier ein. Das materielle Leben ist wo möglich noch mikrabler geworden, indem die gute Frau Winthin aus dem Mönche es möglich macht, jetzt, mitten im Winter, altes Fett, alte Butter und alte Coleletts zu liefern. Desgleichen habe ich mich trotz deiner Spöttereien und Ermuthigungen noch immer nicht entschließen können, Fräulein Tildo zu erklären, ich wolle mir von nun an meinen Kaffee selbst kochen. Du kennst Fräulein

Tilda nicht, nicht ihre schrecklichen schwarzen Augen, die einen immer durch und durch zu sehen scheinen, nicht die Art, auf welche ihr Gesicht sich verzieht, wenn sie das Gesangle nicht recht ist. Ihre scharfe schwarze Physiognomie bekommt dann das diabolisch Groteske der Zwergmasken, und mag, wer es kann, einem solchen Anblick gegenüber Muth behalten; ich vermag es nicht. So trinke ich denn nach wie vor Cichorie and esse, wie schon gesagt, lauter Antiquitäten, aber trotzdem fühle ich mich doch hier je länger je wohler. Die vollkommene Ruhe, welche ich zu meinen Studien habe, thut mir ungemein gut. Sie wird nur unterbrochen, wenn ich selbst will, d. h. wenn ich auf eine Abendstunde zu Steinthals hinunterschlendere oder mit der Tochter und einer der drei Fräuleins Klar, oft auch mit allen vier Mädchen zusammen lange Spaziergänge unternehme. Die Gegend ist hier nicht großartig, aber von ausserordentlicher Grazie im Detail, und der Winter thut ihr keinen Eintrag, im Gegentheil, die Contraste zwischen den düstern Braun der Wälder und dem dämmernden Schneeton der Bergflächen und Thalliefen sind unbeschreiblich schön. Dazu muß man noch nehmen, daß Eva Steinthalk die Umgegend auf Meilen weit kennt, wie ihre Tasche, und uns jedesmal zu einem neuen reizenden Punkte führt. Unsere Spaziergänge haben also das für mich erste Haupterforderniß: Abwechselung, denn wie du weißt, ist mir nichts langweiliger, als einen Tag wie den andern auf demselben Wege zu demselben Ziel zu wandern. Der Mensch ist dann eigentlich bloß eine Spaziermaschine, die täglich zu einer gewissen Stunde in Bewegung gesetzt wird, um ihr Pensum abzuarbeiten. Hier dagegen heben wir jeden Tag das Impromptü einer Ausschickerüberraschung. Freilich, steigen müssen wir, und es ist gut, daß ich meinen Fuß wieder habe, denn Eva trippelt mit ihren kleinen Füßen selbst da voran, wo Weg und Steg aufhören. Das macht, sie ist so behend und leicht. Man hat immer die über die Leichtigkeit deines körperlichen Wesens Complimente gemacht, aber ich glaube wahrhaftig, du bist noch einmal so schwer, als Eva. Ob man sie fühlen würde, wenn man sie in die Höhe hielte? Wenn sie nur nicht mit denselben keden Füßchen und mit derselben fabelhaften Gewißlosigkeit sich auf den Trugfaden des Irrglaubens verklettert hätte! Irrglauben ist sogar noch zu viel gesagt, — denn er setzt irgend einen Glauben voraus, er möge sein, wie er wolle. Aber Eva glaubt buchstäblich gar Nichts. Eine allgemeine Existenz nimmt sie an, innerhalb welcher sie als Staubchen miexistirt, und das ist Alles. Diese Existenz wird durch ein allgemeines Moralbedürfniß geregelt, und das ist wiederum Alles; schade um das Kind, sehr schade! Wäre sie nicht von Haus aus eine so energisch gute Natur, sie hätte schon vor weiß wie viel verstinken müssen. So hält sie sich durch eigene Kraft im sittlichen Gleichgewicht, aber wird das, kann es auf immer sein? Du wirst mich nicht mißverstehen, liebe Laura, du, die du sowohl an meinen lustigen Launen, wie an meinen ernsten Gedanken Theil nimmst, wenn ich dir gestehe, daß ich mich bisweilen recht schmerzlich um diese junge irrende Seele bekümmere."

Laura mißverstand den Bruder nicht, sie war wie in Allem, so auch in ihrer Frömmigkeit, das wohlerzogene junge Mädchen aus guter Familie, und sie beklagte das „arme, wilde Kind," die Eva, von ganzem Herzen. Aber wie war es möglich, daß sie, selbst wenn sie nur reformirt war, so gänzlich hatte verwildern können? War denn die ganze Familie Steinthal so? Christliche Eltern — Laura meinte nicht pietistische, denn die erzogen Indifferentisten oder, noch schlimmer, Heuchler — aber christliche Eltern theilten ihren Kindern doch unwillkürlich vom Brod des Glaubens mit. Waren die Steinthals nicht christlich?

Gregor antwortete umgehend: „Ich kann dir auf deine Frage bestimmend antworten; ich habe mich durch den größten Zufall heute zum erstenmal allein mit Eva befunden und folgleich ein tiefes bedeutendes Gespräch mit ihr gehabt. Ihre Eltern sind schuld und nicht schuld an ihrem trostlosen innern Zustande, welchen sie, wie sie mir heute gestand, ganz so empfindet, wie ich ihn für sie empfinde, ohne jedoch die Kraft zu haben, sich aus ihm emporzuraffen. Sie will das freilich nicht eingestehen — mit einer Tochtern, kindlichen Schonung sucht sie jeden Tadel von ihren abzuwenden. „Wenn ich verloren bin, wie Sie zu meinen scheinen," sagte sie, indem sie ihre gefalteten Hände auf die Knie sinken ließ, mit unendlichem Wehmuth in Blick und Stimme, „so bin ich an mir selbst zu Grunde gegangen. Und doch, it's auch wieder nicht meine Schuld. Denken Sie denn, ich hätte nicht gekämpft wider meine Zweifel, nicht glauben wollen? O, ich habe bis zum Wahnsinn gerungen, ich habe geweint, ich bin krank geworden an meiner Sehnsucht nach dem Glauben — aber ich war nicht im Stande, ihn zu fassen. Ich kann nicht glauben. Es ist mein Unglück. Warum bin ich so geschaffen? Aber meine Eltern können nichts dafür. Sie haben durch Beispiel und Lehre Alles an mir gethan, was Eltern an Kindern thun können, eben so viel wie an meinen Schwestern, die sind gut eingeschlagen, die haben verheirathet den ernsthaft frommen, Adeline ist sogar fanatisch religiös. Ich allein bin so geworden, wie ich bin. Vielleicht wäre es anders gewesen, hätte ich jemals so ein recht offenes Zutrauen zu meinen Eltern fassen können. Aber auch das ist mir immer versagt gewesen." Du hörst es, Laura! Sie hat nie ein rechtes Zutrauen zu den Eltern fassen können. Sie haben es nicht verstanden, sie im ächtesten Sinne zu ihrem Kinde zu machen, selbst die Mutter nicht. Mangel an gutem Willen ist das sicherlich nicht gewesen, denn die Steinthals sind Menschen vom ernstlichsten, redlichsten Wollen des Guten. Aber vielleicht Begriffsmangel ihrerseits, vielleicht auch Unbegreiflichkeit von Seiten Eva's? Gewiß ist es, daß selbst ich über die chamäleontische Wesenheit dieses Mädchens noch nicht immer im Reinen bin, doch eben so gewiß ist es, daß nur eine Seele höhern Ranges den Muth zu solcher Demuth haben kann, wie Eva sie in ihren Selbstbekenntnissen gegen mich ausgesprochen hat."

Der gute Greg, der jugendlich grüne Schwärmer, der wackere, redliche Träumer, hatte sich von Klein-Eva recht hübsch fangen lassen. Cristens kokette der kleinen Person ein Bischen Demuth gar nichts. Es gibt eine Menge Personen, denen es der höchste Genuß ist, sich selbst recht zu erniedrigen, wohlverstanden, um dann von zwei schmeichlerischen Händen aufgerichtet und recht schön hoch auf irgend ein Piedestal, gelegentlich sogar auf einen Altar gestellt zu werden. Zu diesen Personen nun gehörte Eva. Außer in den Löchlten Flügen ihres blinden Ehrgeizes oder in ihren Bewunderungsaugenblicken vor dem Spiegel, fühlte sie sich nie inniger wohl, als wenn sie in so recht tiefer Zerknirschung durch und durch empfunden konnte, wie eigentlich ganz und gar nichts an ihr sei. Schwerlich hat jemals ein Mädchen von fast fünfundzwanzig Jahren, einem Alter, in welchem der weibliche Stolz doch schon in seiner vollen Entwicklung ist, so häufig und so gern das kleine Schulkind vorgestellt, wie unser „Evchen." Die ineinandergelegten Pfötchen herabgesunken, die Augen gesenkt, die Backen blutroth, das Mäulchen fest zugekniffen und weinerlich herumziergezogen, so konnte sie Viertelstunden lang dasitzen und sich ausschelten und „schlecht machen" lassen, daß, ihrer unglücklichen

Digitized by Google

Jargonphrase nach, „kein Hund einen Bissen Brod von ihr genommen hätte.“ Das war keine Heuchelei, keine Komödie, aber Wahrheit des Herzens war es auch nicht, es war eine Rolle, in welcher Eva sich so gefiel, daß sie sich mit einer ehrlichen Selbstkasteiung hineinversetzte. Da sie eine ungemeine natürliche Gutherzigkeit und überdies eine Gemüthsweiche besaß, welche das dumme kleine Ding für gewöhnlich wie Contrebande unter ihren Heldinnenlorbeern verbarg, so ward ihr diese Rolle des reuigen Kindes gleichsam eine natürliche und wurde ihr dadurch eine leichte. Ihre wirklichen guten Eigenschaften halfen ihr durch eine gepflegte Tugend die Leute fangen und täuschen.

Ebensowenig Ernst, wie mit ihrer Demuth, war es ihr mit dem religiösen Bedürfniß, welches sie zum Besten Greg's improvisirte. Eva hatte buchstäblich nie daran gedacht, von selbst zu beten, und hatte sicherlich seit ihrer Confirmation keinen Augenblick mehr gebabt, sich mit Gott zu beschäftigen. Sie hatte ja so viel mit Eva zu thun! Indessen huchelte sie auch bei der Erzählung ihrer Kämpfe keineswegs, und noch weniger war sie sich bewußt, zu lügen. Sie erfand sie allerdings, aber sie glaubte an ihre Erfindung. In der Stunde, wo der lange, blonde Greg sie mit seinen großen, hellen Augen so ehrlich bekümmert ansah und sich so scheu und schmachend nach ihrem Seelenzustand erkundigte, in dieser Stunde schwebte plötzlich vor ihrer Einbildungskraft die Phantasmagorie einer Eva, wie Greg sie zu sehen wünschen mußte, unglaublig allerdings, aber um so zu sagen unschuldig, unglaublig und unglücklich durch den Unglauben. Und sie ward diese Eva. Geleitet durch den Instinkt des Gefallenwollens, welcher bei ihr eins mit dem Instinkt des Lebens schien, ward sie die Eva, welche Gregor, selbst wenn sie nicht religiös war, beklagen und lieben konnte. Wäre sie eine Heuchlerin gewesen, sie hätte sich fromm gestellt; sie war aber nur eine kleine Schauspielerin aus Naturell und begnügte sich mit der Rolle des bereuten Lämmchens, welches auf den rechten Weg zu führen oder nach Lieber zu tragen, Gregor unfehlbar in Versuchung geraathen mußte.

Das Erliegen vor dieser Versuchung meldete er der Schwester im nächsten Brief. Da die Epistel, wie begreiflich, äußerst überspannt und hochtrabend lautete, wollen wir sie unsern Lesern und uns selbst ersparen. Nur so viel, daß Greg es für seine ihm ganz besonders von oben her aufgegebene Sendung erklärte, Eva's Seele zu retten und daß er natürlich das nur zu Stande bringen konnte, wenn er Eva's Mann wurde. Um Erlaubniß, sie zu seiner Frau, wenigstens vorläufig zu seiner Braut zu machen, kam er daher durch Laura kindlich vertrauensvoll bei den Eltern ein. Ohne deren Genehmigung wollte er keinen entscheidenden Schritt thun, erstens, weil er wirklich ein gehorsamer Sohn war, zweitens, weil er mit den Mitteln zu seinem Unterhalt gänzlich von den Eltern abhing. Aber Vorschläge zur Güte machte er. Der Vater stelle ihm ein Landgut kaufen, da wolle er abwechselnd den Acker bauen und Eva's Seele pflegen. Seine Nerven wären jetzt besser, versicherte er, überhaupt wäre er jetzt männlicher und reifer, so würde er den einmal erwählten Beruf mit Ernst und Stätigkeit verfolgen, und dann müßte ihm auch mit einem so poetischen Wesen, wie Eva, die Prosa der Landwirthschaft weniger fühlbar werden, als früher, wo er nur mit Knechten, Mägden und Kühen zu thun gehabt hatte. Kurz, Greg wollte Landwirth werden, Eva erretten, d. h. heirathen und bat nur um möglichst schnelle Entscheidung, das wollte sagen, um die schleunigste und unbedingteste Einwilligung; „denn,“ schloß er sein Schreiben, „ob ich noch lange zu schweigen vermag, wenn sie mich mit ihren hellen braunen Augen so träumerisch anblickt, das, Laura, wage ich nicht zu versprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von Ch. v. Gravenreuth.

(Fortsetzung.)

Erzählen Sie, rief man von mehreren Seiten.

Ich muß bedauern, erwiderte Seefeld, in Gegenwart Ihrer Majestät und der Damen überhaupt, nicht mit den Einzelnheiten meiner gemachten Erfahrungen dienen zu können — die Ausdrücke dieser Frau sind lakonisch, aber ungweideutig gewesen, und jedenfalls derber, als ich deren je gehört.

Abscheulich! murmelten die Damen.

Das Weib muß ich kennen lernen! versicherte General Haller.

Uebrigens, fuhr Seefeld fort, soll sie Tage haben, an denen sie weniger wortkarg, sogar gesprächig, aber darum nicht minder grob ist. Ihre Antworten sind oft geistreich, schlagend und voll Salz.

Prächtig! rief der König, diese Frau interessirt mich. Ich will eine Probe ihrer berühmten Grobheit haben. Schon längst hitten mich die Geistlichen von Kloster-Auborf um einen Besuch, der Prälat hat sogar mein Versprechen.

Dann müssen Majestät auch Wort halten, drängte der General.

So ist's, und ich werde daher in den nächsten Tagen eine Excursion nach Kloster-Auborf machen, und in Fischbach Hechte essen —

Und uns Grobheiten holen! ergänzte der General; denn Eure Majestät werden wohl erlauben, daß ich im Gefolge sei?

Natürlich! lachte der König, und ich hoffe, daß die Wirthin an meinem Haudegen ihren Mann findet.

Soll sich in Acht nehmen! drohte der General.

Aber, lieber Max, warf die Königin ein, du wirst doch nicht im Ernste —

Nach Fischbach reisen und mir Grobheiten holen, meinst du, liebe Caroline? Gewiß, ich brenne darnach, dieses merkwürdige Exemplar von einer Wirthin zu sehen!

Aber doch jedenfalls wirst du die Reise incognito machen?

Wo läge denn die Pointe? Nein, liebe Caroline, die Frau muß wissen, wer ich bin, und gerade dann wird es sich zeigen, ob ihre grobe Laune naturwüchsig ist, oder nur ein angenommenes Wesen, vielleicht Spekulation, um Neugierige anzulocken.

Unweitlich, Majestät! rief Seefeld. Vorsichtshalber und ich wette Hab und Gut, daß sie zwischen Eurer Majestät und dem ersten besten Gaste, welcher ein Glas Bier verlangt, nicht den geringsten Unterschied zu machen Belieben tragen wird.

Desto besser, erwiderte König Max; dann ist's eine Originalität, und solche interessirt mich, wo ich sie immer finde. — Es bleibt dabei, meine Herren, ich reise nach Kloster-Auborf und mache einen Halt in Fischbach.

Ein leichtes Achselzucken der Königin zeigte, daß sie das Vorhaben ihres Gatten mißbilligte; sie hoffte jedoch, ihn unter vier Augen andern Sinnes machen zu können. Aber diesmal

gelang es ihr nicht, wie sonst — die beschlossene Reise wurde ausgeführt.

Eine prächtige Julisonne vergoldete die Gipfel der Berge und senkte in das Thal, dem der Inn Leben und Abwechslung gibt, einen glühenden Strahl, der die Kelche der Blumen öffnete und die Gewürze der Bäume und Kräuter vertrocknete und auffaugte. Das Dörfchen Fischbach lag freundlich und still in dem Thale zwischen himmelhohen Bergen, und die Aufmerksamkeit der wenigen Bewohner, welche nicht unter des Tages Mühen und Lasten ausruhten oder beschäftigt waren, versammelte sich vor einigen höchst eleganten Equipagen, welche eben am Wirthshause Halt gemacht hatten.

Eine Stunde vorher war ein Kurier an eben dem Wirthshause angekommen und hatte dem Wirthe die Meldung gebracht, daß Se. Majestät der König alsbald, durch Fischbach kommend, nach Kloster-Andorf reise, daß aber Se. Majestät, angelockt durch den Ruf ganz vortrefflicher Fischebereitung, dessen die Wirthin zu Fischbach weit und breit genieße, entschlossen sei, einen kurzen Halt zu machen, und die Wirthin sich daher vorbereiten möge, um Sr. Majestät eine Probe ihrer Kochkunst vorzulegen.

Der König bei uns? rief der ehrliche, bis in das Mark erschrockene Wirth. Mein Gott, Weib, was sagst du dazu.

Die Wirthin hatte mit hoischem Gleichmuthe die Nachricht empfangen, die ihr der Kurier in die Küche verkündet hatte. Sie stand eben am Butterfasse und regierte den Stößer, um die Metamorphose der Milch in Butter, die schon im Werden begriffen war, zu vollenden. Ohne sich auch nur im Mindesten stören zu lassen, fuhr sie in ihrem Geschäfte fort.

Nun? rief ihr Mann, bist du denn taub? Hörst du denn nicht, Lisel, was für vornehme Gäste wir bekommen, daß du Fische zurichten sollst, und —

Hab' keine Zeit, erwiderte die Frau, tüchtig fortbutternd; eh' nicht meine Butter fertig ist, kann ich nichts Anderes thun.

Aber du mein himmlischer Vater! Weib, du wirst doch eine Ausnahme machen, wenn der König kommt?

Warum denn? Macht mir der König die Butter fertig? — Warum hat er nicht leidlen geschickt, eh' das Gesinde in's Heu ging — jetzt kann er warten!

Barmherziger Gott! rief der Mann händeringend, du bist im Stande, mit dem König eben so grob zu sein, wie mit allen anderen Christenkindern.

Ja, warum denn nicht? Ist denn der König etwas Besseres?

Freilich; eben weil er der König und ein Gesalbter des Herrn und unser Landesvater ist, für den wir in der Kirche beten.

Ist dumm genug; wenn er bei dem lieben Gott obendrein um so viel höher angeschrieben steht, als unser eins, so braucht er unser Beten nicht. Aber sei du ganz ohne Sorge, ich werd' schon mit dem König fertig werden, denn ich weiß auch, was man seinem Landesherrn schuldig ist; aber das Hofgesinde, was da mitkommen wird, die Faullenzer und Schranzen, die unserm Herrgott den Tag abstehlen, die sind mir in den Tod zuwider und die sollen meine gute Meinung über sie erfahren.

Lisel! ich bitte dich um Alles, mäßige dich nur heute!

Spar' die Worte, Seppl und nimm lieber dort die Schlüssel. Gib frische Tischtücher heraus, leg' sie auf die Tische, damit es blank und rein aussieht in der Stube, schick den Hans auf die Wiese und laß das Mikel (im Gebirge gebräuchlich für Marie) ihm holen, daß sie mir hilft, und du geh zum Fischhalter und hole herauf, was Gutes drunten ist, unterdessen wird meine Butter fertig, und der Herr König hat frische, mandelsüße Butter gleich zum Willkomm.

Und zu dem Kurier gewendet, der diese häusliche Scene lächelnd mit ansah, fragte die Wirthin:

Wie viel Milessen kommen denn mit dem König?

Milessen?

Oder Pferschaften, wenn Ihm der Titel besser gefällt. — Ah! die Frau Wirthin meint wohl, wie viel Herren im Gefolge Sr. Majestät sich befinden?

Ja, so beiläufig kommt's auf Eins heraus.

Mit den Lakaien — neun Personen.

Lakaien? das sind wohl die Bretthupfer?

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

[Ein harmloses Vergnügen.] In einer Gesellschaft kam die Rede auf das kolossale Vermögen des jüngst verstorbenen Pariser Rothschild. Man gibt die Gesammtmasse seiner Hinterlassenschaft auf 2000 Mill. Frcs. an! — „Ach," seufzte Einer — „wer davon den Zins hätte!" — „Er was Zins!" — rief ein Anderer — „ich wäre mit dem Zinses-Zinses-Zinses-Zinses-Zinses-Zins zufrieden!" — „Oho" — warf ein Dritter ein — „da würde die doch verzweifelt wenig bleiben." — „Nun und wie viel?" — rief es von allen Seiten. So gab man sich ans Rechnen und fand leicht folgendes:

Capital: 2000 Million Franken

1)	davon der Zins à 5 pCt.	100,000,000	Frc.
2)	von diesen der Zins	5,000,000	Frc.
3)	„ „ „ „	250,000	Frc.
4)	„ „ „ „	12,500	Frc.
5)	„ „ „ „	625	Frc.
6)	„ „ „ „	31½	Frc.

Der Zinses-Zinses-Zinses-Zinses-Zinses-Zins war demnach allerdings blos mehr 31½ Frcs. Aber auch diese wollte Keiner in der Gesellschaft dem andern geben und so blieb es bei der traurigen Betrachtung des Rothschild'schen Kapitals aus der Vogelperspektive, wobei der Schreiber dieses noch die Entdeckung machte, daß die Berechnung des sechsten Zinses aus seinem Vermögen selbst die Kräfte eines Daxe übersteigen würde.

[Lortzing's Humor.] Es ist eine oft erwähnte Thatsache, daß der französische Componist Rameau einmal eine ganze Nummer der „Harlemer Zeitung" mit allen Käse- und Zwiebel-Anzeigen in Musik setzte. Weniger bekannt ist, daß Albert Lortzing, der Componist unserer beiden komischen Opern, sich einmal den Spaß machte, einen Walzer zu schreiben, in welchem die Trompete den eigenthümlichen Ruf der alten Weiber in Leipzig mit dem sie in der Fastenzeit auf der Straße Brezeln feil bieten, den Ruf: „Warme weiche Brezeln, warme weiche!" in täuschendster Weise nachahmte.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 12. Mittwoch den 10. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Jos. v. Hartungsfeld.

(Fortsetzung.)

XIV.

Zwei Tage später sagte Gregor um drei Viertel auf Vier nach Tische: „Onkel — in der That, dich hier zu sehen, hätte ich nicht erwartet.“

„Ich auch nicht, mein Junge,“ antwortete ein großer schlanker Mann von etwa sechsundvierzig Jahren, mit einem kleinen, bedeutenden Kopfe, von dessen lichtbraunen Locken einzelne bereits ganz weiß waren. Es war der Mutterbruder Gregs, der Bankier Reginald Höpfel. Eigentlich mußte man sagen: der frühere Bankier, denn seit einem halben Jahre hatte er seine Geschäfte abgewickelt und sich aus der Finanzwelt zurückgezogen.

Reginald war die einzige ausgezeichnete Persönlichkeit von der Familie, welche aus seinen drei Schwestern und deren respectiven Männern und Kindern bestand. Auch hegte Greg, obgleich er den Onkel mehr fürchtete als liebte, eine tiefe Achtung, ja, gleichsam einen unwillkürlichen Respect vor ihm. Daß der Onkel sich die Mühe gab, in dieser Jahreszeit Berlin zu verlassen, um sich nach dem Neffen zu sehen, machte Greg halb betreten, halb schmeichelte es ihm. Uebrigens konnte er sich wohl denken, weßhalb der Onkel kam. Er brachte die Entscheidung der Eltern über Gregs Bitte mit. Wie wird sie ausfallen? Durch und durch unruhig und Dank der Ueberraschung auch nervös erregt, versuchte Greg umsonst, den Unbefangenen zu spielen, indem er sich nach dem Gepäck des Onkels erkundigte.

„Ich hab' es in den Mönch geschickt,“ antwortete Reginald. „Dich um Gastfreundschaft zu bitten, war ich nach deinen Schilderungen von dem Hausweisen der Madame Bitter nicht gerade aufgelegt.“

„Du wirst dort um ein Geringes comfortabler wohnen, als hier,“ sagte Greg, „um so mehr, da dich das Geräusch der Schleuse nicht stören wird, welches man im Mönch vorzugsweise stark hört. Aber daß du überhaupt hier bist, daß ist ganz und gar wunderbar.“

„Aeußerst einfach, wenn du es dir überlegst,“ entgegnete der Onkel, indem er den sogenannten Lehnstuhl einnahm, welchen Greg ihm an den Ofen geschoben hatte. „Wozu hat man denn keine eigenen Kinder? Um zehnfach mehr Mühe von denen anderer Leute zu haben, hauptsächlich von denen der lieben Angehörigen. Und wenn man nun, wie ich, mit einem Neffen gefegnet ist, der sich in ein Nest setzt, um zu studiren, und statt dessen plötzlich heirathen will, so muß man doch kommen und mit eigenen Augen sehen, was geheirathet werden soll. Deine Mutter konnte unmöglich kommen — deine Schwestern müssen auf die Bälle geführt werden. Dein Vater konnte auch nicht kommen, das begreift du. Auf wen also — fiel die Verpflichtung? Auf mich. Das sah ich auch gestern Abend augenblicklich ein und reiste daher heute in der Morgenfrühe ab. Wozu hat man eine Familie?“

Reginald hatte absichtlich mehr gesprochen, als es sonst seine Art war, damit Greg erst wieder etwas zu sich selbst kommen möchte. In der That war der junge Mann, als der Onkel schwieg, so ziemlich seiner Bewegung Herr geworden und fragte mit einem Anflug von Lächeln: „Also gestern Abend war's?“

„Ja, gestern Abend war's,“ antwortete Reginald, „daß ich mit der Katastrophe bekannt gemacht wurde, nämlich die Familienerschütterung war bereits beim Diner vor sich gegangen oder eigentlich beim Dessert, unmittelbar nach Empfang deines Briefes. Aber wenn du nicht stehen wolltest? Es ermüdet so an die Hinaufsuchen, du bist so sehr lang.“

Greg holte sich schnell einen Stuhl, auf den er sich rittlings setzte, um Hände und Kniee auf die Lehne stützen zu können. Dabei frug er: „War die Familienerschütterung stark?“

„Die stärkste, welche du noch veranlaßt hast,“ erwiderte ernsthaft der Bankier. „Sogar dein Vater wurde bis zu einem dummen Jungen, den adresse fortgereizt, Emma war flatuenhaft bleich, Mimi rang die Hände, und Mamachen erklärte, sie wollte keine Schwägerin aus Rosenfelde.“ Mimi war die zweite Schwester Gregs, Mimchen in der Lapidarschen Familie, was Addy in der Steinthalschen war. Greg konnte sich beide Mädchen, überhaupt die ganze Familiengruppe deutlich vorstellen. Viel Trost lag nicht in der Vorstellung: „der dumme Junge“ des Vaters war geradezu bedenklich. Von der Mutter wußte Greg, ohne daß der Onkel es ihm gesagt hatte, daß sie einem Nervenfall „erlegen“ war. Er frugte nur: „Lag die Mutter zu Bett, Onkel?“

„Gestern Abend schon; ob sie heute noch liegen wird, weiß ich nicht. Vielleicht wartet sie den Empfang meiner Depesche im Bette ab.“

„Welcher Depesche?“

„Ich habe versprechen müssen, unmittelbar nachdem ich dich gesehen, zu telegraphiren, ob ich dich noch in statu quo gefunden.“

„Aber denken sie denn, ich werde hier mit Haut und Haaren aufgefressen!“ rief Greg ärgerlich.

„Etwas dergleichen. Jedenfalls sind sie in einer wahrhaft tragischen Angst um dich.“

„Und du solltest mich augenblicklich einpacken und zurücktransportiren wie einen Verstorbenen?“

„Ungefähr so. Das hab' ich indessen abgelehnt. Erstens vergibt deine gute Mutter, daß Mons Greg sich eben nur dahin bringen läßt, wo, er selbst hin will, und zweitens bewies ich ihr, wie man Nein sagte, müsse man wissen, warum.“

„Und so bist du hergekommen —“

„Um Warums für das Familien-Nein zu entdecken? Ja, mein Junge.“

„Und wirst hier bleiben?“

„Ja, mein Junge.“

„Wie lange?“

„Das hängt von dir ab.“

„Von meiner Widerstandsfähigkeit.“

„Ja, mein Junge.“

„Onkel,“ sagte Greg, sich heroisch aufrichtend, „dann bleibst du lange hier, denn ich — ich bleibe fest.“

Die Wahrheit zu sagen, war Gregs Gelübt für Eva gerade heute nicht weniger als fest und seiner selbst sicher. Es hatte am Abend vorher, zu derselben Zeit, wo die Frauenräthin im gestickten Nachthäubchen den Bruder patheisch beschwor, ihren unglücklichen Knaben zu retten, einen gewaltigen Sturz erlitten, und zwar von seiner andern Hand, als von der kleinen, harten Pfote Eva's, denn Eva's Pfötchen war hart, obgleich es so klein war. Ihre Finger waren wie Zangen: wo sie unüberlegt zugriffen, brachen sie entzwei, oder thaten weh. Und im Moralischen war es nicht anders als im Physischen: wo Eva unüberlegt zugriff, da zerbrach sie, oder that weh. So hatte sie den Abend vorher Gregs keimende Neigung heftig verletzt, und wodurch? — Es klingt unglaublich, aber es ist darum nicht weniger wahr — durch ihre Parteinahme für den alten Botenmann von Rosenfelde.

Klimperzwerg, so hieß der Mann, war für jeden Unbefangenen eine vollkommen uninteressante Persönlichkeit. Ein alter, sehr häßlicher, sehr dummer und sehr ungeschickter Bauer. Für Rosenfelde, oder doch für die Rosenfelderinnen war er trotzdem der Gegenstand eines unbegreiflichen Pietätscultus. Wie er es geworden? Ob mit der Zeit? Ob durch einen gewissen Eigensinn seiner Verehrerinnen? Ob ohne allen Grund? Das Letztere dürfte am Wahrscheinlichsten sein; genug, daß er der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und des allgemeinen Vertrauens war, und trotz seiner geistigen Schwerfälligkeit mit der Schlauheit des Bauern die Manie der Rosenfelderinnen vortrefflich auszubeuten wußte. Mehr als einmal hatte er sich in seiner Botentracht mit dem Ränzel auf dem Rücken photographiren lassen, wie Eva es in ihrer „Rage“ Gregor erklärte: „von vorn, von hinten und von allen Seiten,“ und eine dieser Darstellungen fehlte in keinem photographischen Album von Rosenfelde.

Greg war durch Madame Bitter, durch Fräulein Tilda und durch die Frau Doctorin Klar schon öfter mit Klimperzwerg geplagt worden; er hatte durchaus ein Original und einen Charakter in dem Alten erkennen sollen, und stets ungeduldig versichert: er für sein Theil sehe in Herrn Klimperzwerg nichts, als eine extraordinär garstige Vogelscheuche. Auch ging er nur mit dem äußersten Widerstreben daran, sich bestagter Vogelscheuche endlich zum Herbeischaffen der „Victualien“ zu bedienen, ohne welche er, bei der „Passion“ der Mönchswirthin für „vorsündflutsliche Butter“ und „einbalsamirte Coteletten“ absolut nicht länger bestehen konnte, ohne buchstäblich Hunger zu leiden. Die ersten Male war er selbst in die nahe Stadt gefahren und hatte sich mit Delicatessen versorgt. Aber es langweilte ihn bald, wie eine Köchin nach Schinken, Aal und Pfefferkuchen herumzuspähen, und überdies mochte er, als Klein-Eva sich seiner erst bemächtigte, so wenig wie möglich von Rosenfelde fort. War es gleich mit der Eisenbahn nur eine Viertelstunde bis zur Stadt, so sollte doch jede Fahrt, Dank den unbequem anberaumten Zügen, einen vollen halben Tag, und den machte Greg an seine Verproviantierung nicht wenden. Er hatte also eine Woche vorher, ehe er wegen seiner Heirath an Laura schrieb, „dem Klimperzwerg“ eine Liste von Nahrungsmitteln und zugleich den Betrag dafür angetraut, welcher ihm von seinen eigenen Einkäufen her bekannt war. Klimperzwerg brauchte, da er nicht mit der Eisenbahn fuhr, zu einer Expedition in die Stadt jedesmal einen ganzen Tag und kam gewöhnlich so spät nach Hause, daß er fast immer erst am folgenden Morgen die mitgebrachten Gegenstände ablieferte. Greg, dessen Vorräthe fast gänzlich aufgezehrt waren, hatte ihn schon am Abend mit Ungeduld erwartet und beeilte sich, als Klimperzwerg um 11 Uhr früh endlich erschien, ihm Alles eigenhändig abzunehmen. Klimperzwerg reichte ihm pflegmatisch Stück für Stück zu, Greg that alles in sein kleines Eßschränkchen und sagte rasch: „nun, noch das und noch das.“ Endlich murmelte Klimperzwerg in seinem abscheulichen Dialekt: es sei nichts mehr da. „Nun, und die Wurst?“ fragte Greg. Die Stadt war berühmt wegen ihrer geräucherten Leberwürste, und Greg aß sie gern und hatte sich eine bringen lassen. Die aber kam nicht zum Vorschein, und statt ihrer reichte Klimperzwerg dem jungen Mann ein bloßes Mittelstück hin, von welchem beide Enden stark abgeschnitten waren. Greg fragte sehr verwundert: wo denn das wäre? Klimperzwerg antwortete: „die Wurst“. — „Dieses Stück?“ fragte Greg. „Hab' ich Euch denn nicht für eine ganze das Geld gegeben?“ Klimperzwerg glotzte ihn an und erwiderte: der Kaufmann habe ihm nur das gegeben. — „Nun, so bringt es dem Kaufmann nur wieder,“ schloß Greg, „und sagt ihm, er solle eine ganze Wurst schicken, so viel wie ich bezahlt habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von Ed. v. Gravenreuth.

(Fortsetzung.)

Brettlhupfer? Liebe Frau, Sie scheint für Alles Ihre eigenen Benennungen zu haben.

Hab' ich auch. Brettlhupfer sind die Tagdiebe, die hinten auf die Wägen springen oder hupfen wie die Flöh', wenn der Wagenschlag zugemacht ist, und sich ein Ansehen geben, als wären sie was Rechts.

Dies sind die Jäger und Lakaien.

Meinetwegen kann Er sie tituliren, wie Er will, für mich sind es Tagdiebe, Brettlhupfer, mit Borden und Knöpfen aufgeputzte Affen, die schlechter sind, als des Müllers Esel, denn der muß sich sein Futter mühsam verdienen, während diese Schlingel den rührsamen Leuten im Wege stehen. — So, nun geh' Er in die Stube und laß Er sich was einschenken und gaff Er mich nicht an, wie die Kuh 's neue Thor — ich kann's nicht leiden. Hab' die Nase mitten im Gesicht, wie jeder andere Mensch, und Arm und Beine, wo sie hingehören.

Alle Welt, das Weib ist groß! rief der so geschulmeisterte Mann und lief aus der Küche in die Gaststube, wo er den Wirth in voller Thätigkeit traf, die weißen aber haushoheinnehmenden Tücher und Gedecke auf die eichenen, von langjährigem Gebrauche farblos und holzreig gewordenen Tische zu breiten.

Wenige Minuten später kam Mädel, der Wirthin hübsche Töchterchen, mit dem Rechen auf der Schulter, den spitzen Filzhut mit Goldverbrämung und Daunse keck auf der linken Kopfseite tragend. Die von der Arbeit und der schnellen Heimkehr hochgeröthelten Wangen des Mädchens contrastirten angenehm mit der etwas bräunlichen Haut des Gesichtes, während die Stirne, stets von dem breitkrämpigen Hute beschattet, rein und weiß wie Alabaster geblieben war. Die sinnigen, blauen Augen mit den schön gewölbten braunen Bogen schauten recht treuherzig drein, und die reichen Haare fielen in zwei mächtigen Zöpfen unter dem Hute hervor in den Nacken. Die jugendlich elastische Gestalt zeigte Kraft und Gesundheit, und eine anmuthige Frische war über die ganze Erscheinung gegossen.

Als Mädel erfuhr, welcher Besuch zu erwarten war, da ging sie auf den Vater zu und sprach leise zu ihm: Ach, wie wird's mit der Mutter werden? Bangt Euch nicht, Vater, daß sie —

Grab sein wird wie immer, meinst du? Ja, Gott bezeih' mir's, ich fürcht', sie treibt es heute wie alle Tage und des Königs Majestät wird gar keinen Unterschied erleben.

So muß halt der Vater mit der Mutter ein ernstliches Wort reden und sie — schön bitten, wenn die Vorstellungen nichts helfen sollten.

Reden? mit der Mutter reden über das, was sie thun soll? Mädel! wann hätt' denn das schon einmal g'holfen?

Na! was sieht's denn die Köpf' samm, wie die Schaaf, wenn's donnert? rief die Mutter, unter der Thür erscheinend und denkt wohl, ich hab' dich vom Heu herausrufen lassen, um zu plauschen? — Was gibt's denn?

Mutter! rief Mädel auf sie zustürzend — weiß die Mutter, was ein Majestätsverbrechen ist?

Herrgott im Himmel! was fällt dem Mädel ein?

Ja, der Herr Pfarrer hat's einmal aus der Zeitung gelesen, daß Einer, der den König g'schimpft und beleidigt hat, auf viele Jahr' als Majestätsbeleidiger auf die Festung ist gesperrt worden, und da denk' ich halt —

Daß ich sein höflich sein soll mit dem König und Lakenbuckterisch — damit ich nicht Zeitlebens auf die Festung komm'? So soll's wohl heißen, Jungfer Siebengescheit? Na, wir werden schon wissen, was der Brauch ist.

Mutter! lieb's Mutterle, sagte das Mädchen liebkosend — sei nur heut lieb und gut, wie du ja oft sein kannst, wenn wir allein sind — mach deinem Kind die Freud, nimm ihm die Angst von der Seel'! Schau, so vornehme Leut' sind ja net wie Unsereins, die schaun ja net in's Herz hinein, wie's da drin g'meint ist, die halten sich an's Wort, und bist du grob mit dem König, so sind wir alle unglücklich!

Ein recht herzenswarmer Blick flog aus den dunklen Augen der Wirthin über die Wohlgestalt der Tochter, und sie sprach ausweichend:

Geh' nur in die Kuchel und hilf mir arbeiten, das Uebrige wird sich finden. Angst brauchst du keine zu haben, denn ich fürcht' mich nicht vor König und Kaiser, und alle Festungen der Welt könnten mich nicht anders machen, als wie's eben um's Herz sein wird.

Jetzt kam Hauk mit den schnalzenden Fischen im Netze, und Mädel eilte in den Garten, um in sinnigem Ehrfurchtsgefühle vor der Majestät, die ihr armes Haus beehren wollte, diesem wenigstens die Zierde zu geben, die ihr zu Gebote stand. Erbarmungslos schnitt sie die schönsten Blüthen und Blumen ab, verhüllte sich mit einem Büschel grüner Blätter, streute Laub und Blüthen rings im Zimmer umher und steckte die duftendsten Blumen in Gläser, die sie auf die Tische umher stellte.

So sah die Stube schnell freundlich und sonnig aus, und verrieth die weibliche schmückende Hand. Stumm lächelte die Mutter bei dem Treiben der Tochter, sie schalt nicht einmal; Beweis genug, daß ihr die stille, der Majestät dargebrachte Huldigung behagte, daß sie ihr wenigstens in Bezug auf ihr Kind, welches so sinnig empfand, nicht mißfiel. Aber man gab es, den Fischen den Garaus zu machen, denn schon war die Stunde verstrichen, nach welcher der König ankommen sollte.

Mädel hatte in weiblicher Eitelkeit den Arbeitsanzug rasch mit dem Sonntagsgewande vertauscht und die Mutter that, als merke sie die kleine Veränderung nicht.

Auch der Vater hatte seinen Sonntagsrock angezogen und die guten Stiefel und die Kirchenweste und stand am Fenster, auf den Laut horchend, der von der Gasse herkam. Da schmetterte ein Postborn, und dann ein zweites, sein frohes Willkommen, durch die Berge hin und wieder, ein jubelndes Echo. Sie kommen! schrie der Wirth mit solcher Heftigkeit in die Küche hinaus, daß die Frauen entsetzt fallen ließen, was sie eben in den Händen hatten. Dann rannte er nach der Hausthür und machte schon Bücklinge, ehe er noch eines Wagens ansichtig wurde. Mädel flog zu ihrem Vater und stellte sich hochklopfenden Herzens an seine Seite. Hans, der Kleinknecht, drückte sich in die Ecke und rieb die Augen weit auf, damit ihm ja nichts entgehen möge von den Herrlichkeiten, die noch seiner Idee nun kommen mußten; denn er dachte sich den König wie den Schellenes oder Herzkönig, mit Scepter, Krone und Reichsapfel, und der Thron, meinte er, dürfe auch nicht fehlen, der werde schon im Wagen stehen, mit Gold und Brillanten reich verziert und oben drüber eine ungeheure Krone.

Gegenüber dem Hause hatten sich müssige, neugierige Gaffer aufgestellt, und aus jeder Hütte blickte ein alles, bei der Arbeit nicht mehr brauchbares Mütterchen oder ein Greis, die man daheim gelassen, um die Kinder zu hüten. Die Leute wußten nicht, daß es ihr Landesherr sei, der da vorüberfuhr, denn der Wirth hatte in seiner Todesangst gar nicht daran gedacht, die durch den Kurier erhaltene Nachricht Jemand mitzutheilen; sie sahen nur die eleganten Equipagen, und dies genügte, um sie Augen und Mund aufsperren zu machen.

Die Wagen hielten vor dem ländlichen Wirthshause.

Der König, welcher mit seinem Flügeladjutanten und dem Grafen Haller im ersten Wagen fuhr, neigte sich zu diesem und sprach: Wenn dieß die Wirthin ist, so verräth ihre hübsche, freundliche Miene nichts weniger als die von Seefeld gerühmte Derbheit.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksale der Kronprinzen.

In einem Romane von R. Edmund Hahn, betitelt: „Hohenzollern und Welfen", finden wir im 26. Capitel eine Stelle über das Schicksal derjenigen Kronprinzen, bei deren Geburt gejubelt wurde, als wenn Kinder von ganz ungewöhnlichem Genius, wahre Weltheilande, geboren worden

wären. Wir geben hier einen Auszug (Band II. Seite 259).

Eine junge Hannoveranerin sagt zu einer Gräfin, welcher sie die Geburt des Sohnes Georg V. mittheilt:

„Es ist kaum durchzukommen auf den Straßen, ich höre, man beabsichtigt eine Illumination. Seit länger als hundert Jahren ist kein Thronerbe, dieses Reiches in unserer Stadt Hannover geboren worden, natürlich ist deshalb die Freude über den neu geborenen Prinzen um so größer; man spricht von einem glänzenden Taufseste und es wird viel zu sehen geben. Die Stadt schenkt dem König ein kostbares Tafelgeschirr, vergoldetes silbernes Taufbecken für den Enkel."

„Die Gräfin seufzte: „Hör' auf, liebes Kind; wer dem Weltengeschicht mahrhaft ergeben ist, kann zu viel Pracht und Ehrenbezeugungen für die königliche Familie nicht wünschen. Ich bin hochbetagt, aber da ich mein gutes Gedächtniß noch besitze, kann ich mich lebhaft vergangener Zeiten erinnern. Ich lebte gerade in Paris, als die Königin Marie Antoinette Mutter des Dauphin wurde, über dessen Schicksal man sich bis auf den heutigen Tag noch streitet. Die Freudenfeste aller Art wurden die Geburt dieses später so unglücklichen Knaben gefeiert und die Schmeichelei erniedrigte sich wie noch nie, die Damen trugen Bänder und Stoffe von gelbgrüner Farbe, welche „Couleur du Dauphin" genannt wurde."

„Ach, gnädigste Frau, ist das Ernst oder Scherz?" fragte erröthend Emilie.

„Wahrheit, Kind. Ich habe diese Abgeschmacktheit nicht mitgemacht, aber illuminirt wurde auch unser Palais, es sind jetzt sechzig Jahre. Ich lebe noch, aber das arme Kind, dem damals ganz Frankreich huldigte, was ist aus ihm geworden?"

„Frau Gräfin, über den Kronprinzen von Frankreich herrscht nun einmal ein Unstern, aber unser Prinz der, wie es heißt, die Namen Ernst August erhalten soll, in sein Kind Frankreichs" rief heiter Emilie.

„Nein, Töchterchen, aber nicht nur französische Prinzen leiden unter dem unheilvollen Sterne, der bei ihrer Geburt leuchtet. Oft hat mein Gemahl mir von dem Freudenrausche erzählt, in dem sich vor siebenundsechzig Jahren ganz Schweden befunden hat, als nach zwölfjähriger kinderloser Ehe Sophie Magdalena von Schweden Mutter eines Sohnes wurde. Wie ein Erdbeben soll dieser Prinz damals begrüßt worden sein, auf ihm beruhte das Fortbestehen der Dynastie Wasa. Ich habe später dieses beinahe Kind als unglücklichen, vertriebenen König kennen gelernt und mein Mann hat ihm Gastfreundschaft erwiesen."

„Sie sprechen von Gustav Adolph IV.?"

„Natürlich. Als seine schöne Gemahlin Friederike Dorothea von Baden ihm einen Sohn gebar, lebte ich in Stockholm. Damals saß Gustav Adolph IV. fest auf dem Throne und der Kronprinz wurde mit nicht geringerem Pompe zur Taufe getragen, als einundzwanzig Jahre früher sein Vater. Gustav Adolph's IV. treuloser Oheim, später als Carl XIII. König, ähnlich dem König im Hamlet, stürzte den Neffen vom Throne, wenn auch dessen Starrsinn dem König Carl in die Hände arbeitete. Nicht einmal zu Gunsten des Sohnes durfte der König Gustav Adolph IV. resigniren, auf immer wurde der letzte männliche Sprosse der Wasa aus dem Vaterlande verbannt. Das Volk hieß den Franzosen später willkommen, jenen schlauen Bernadotte, welcher nicht einmal die Sprache des Landes verstand und zu dessen Krönungen er durch Napoleon I. ermählt wurde."

„Wie lebhaft Sie sich doch an Alles erinnern, gnädige Frau," sagte Emilie. „Wie schön wäre es, wenn Sie Ihre Erinnerungen niederschreiben könnten, oder haben Sie dies gethan?"

„Zum Theil, Emilie, ja viel aber hab' ich zum Glück vernichtet, so z. B. die Briefe Napoleons I., wo er als Vater des Königs von Rom sich am Ziele seiner Wünsche sah. Meiner Königin von Rom!" — „Wir sagen hinzu, daß der jüngst verstorbene Kronprinz der Belgier ebenfalls bei seiner Geburt durch Jubel begrüßt wurde, weil das jetzige Königspaar, seine Eltern, bereits sechs Jahre vermählt waren, die dieser Prinz den Fortbestand der Dynastie sicherte. Auch der präsumtive Thronerbe von Sachsen ließ seine Eltern sechs Jahre auf sich warten, und wurde mit großen Festlichkeiten beim Eintritt in die Welt begrüßt; und noch zwei andere Kronprinzen, welche mit großem Pomp empfangen wurden, können wir nennen; von nach alljährigerer Ehe geborenen Kronprinzen von Spanien und das in vierter Ehejahre geborene einzige Kind Napoleons III., den kaiserlichen Prinzen der Franzosen.

Miscellen.

[Schreckliches Elend in London.] Wenn die Armuthsstatistiker Englands auch gegen voriges Jahr eine erfreuliche Verminderung nachweisen, fehlt es im Ostend Londons noch noch immer nicht an Fällen, wo Menschen elendiglich vor Hunger sterben. So war vor einigen Tagen der Leichenbeschauer Zeuge einer haarsträubenden Scene. Eine 34jährige Frau war nebst ihrem neugeborenen Kinde dem Hungertode erlegen und der Gatte, welcher seit der Krise von 1866 ohne Beschäftigung geweien, wurde zwei Tage nach dem Tode der Seinigen wahnsinnig und mußte nach dem Arbeitshause gebracht werden. Das Haus, in welchem die unglückliche Frau starb, bestand aus sechs Räumen, in welchen sechs Familien wohnten und aus welchem der Eigenthümer d. Sch. 9 D. wöchentlich Miethe bezog. Das Letzte, was die Verstorbene zu sich genommen, war ein Stück Salz, von Lebensmitteln wurde im Zimmer nichts vorgefunden, und von Möbeln beinahe eben so wenig. Die Leichen lagen auf einem Bett von Lumpen, eine alte Kiste auf einem zerbrochenen Stuhle diente als Tisch, die Fenster waren zertrümmert und ein vorgestelltes Brett vermochte den Regen nur theilweise zurückzuhalten.

[Eine Dorfgeschichte.] Der „Karlsr. Ztg." schreibt man aus Heidelberg: In dem Dorfe N. hatte ein hübsches Mädchen mit einem stattlichen Schäfer ein zärtliches Verhältniß, aber die Eltern zogen die Bewerbung eines reichen Müllers vor, und die Tochter war gehorsam. Da begegnet der Schäfer einmal dem neuen Bräutpaar und schießt in toller Eifersucht Jenem eine, übrigens nur blind geladene Pistole in das Gesicht. Dafür erhielt er zwar wegen Körperverletzung eine zehnwöchentliche Kreisgefängnißstrafe, hatte sich aber das Herz der Geliebten zurückerobert, denn sie fand nach jener That, daß sie eben nur mit dem Schäfer glücklich werden könne, löste die Verlobung auf und will nun den Schäfer heirathen. Das ist eine „Dorfgeschichte", die den Vorzug hat, eine wirklich wahre zu sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 13. Sonntag den 14. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

Klimperzwerg pflegte dreimal wöchentlich in die Stadt zu gehen, er ging zweimal hinein, aber er brachte Greg keine Wurst mit. Greg ließ ihn durch Tilda befragen, er wußte keine Auskunft und hatte keine Wurst.

„Sonderbar," sagte Greg endlich, und da er wissenlich gern keinem Menschen Unrecht that, selbst wenn er ihn für eine Vogelscheuche hielt, so nahm er eigens einen kleinen Wagen und fuhr zu dem Kaufmann hinein. Dort hörte er denn, was zu hören er schon erwartet hatte, daß Klimperzwerg eine ganze unverehrte Wurst empfangen habe. „Was er weiter damit gemacht hat und wie er sie Ihnen abgeliefert hat, das kann ich freilich nicht wissen," setzte der Kaufmann hinzu. „Wie hat er nichts gesagt und auch keine neue Wurst abverlangt. Uebrigens ist's nicht zum Erstenmale, daß solche Klagen über den Klimperzwerg kommen — 's ist ein alter Fratz."

Entrüstet und triumphirend zugleich fuhr Greg zurück und ging direkt zur Dunkelkunde in's Bitterliche Wohnzimmer. „Sehen Sie, ich habe Recht gehabt — Ihr Klimperzwerg taugt nichts," sagte er und erzählte die Geschichte. Seiner Meinung nach reichte eine solche Unredlichkeit vollkommen hin, um einen Menschen auf immer zu ruiniren. Wie wird ihm, als er die Schwestern noch ebenso fanatisch für den bezaubernden Klimperzwerg fand, wie nur je! Sie weigerten sich geradezu, an die Möglichkeit einer Verunreinigung durch „diesen" Mann zu glauben. „Aber —" sagte Greg. „Es ist mir nicht möglich, ich kann es nicht über's Herz bringen, derjenigen von unserm Klimperzwerg zu denken," wiederholte Madame Bitter mit sanftem Kopfschütteln. „Aber ich habe doch die ganze Wurst bezahlt und nur eine halbe bekommen!" — „Es ist ein Irrthum." — „Ein Irrthum? Was ich mit Händen greife und mit Augen sehe, ein Irrthum?" rief Greg, zornig, wie die Logik es dem abschüssigen Mißverstehen gegenüber immer werde, wenn die Logik einiges Temperament hat. — „Ja, ein Irrthum," bestätigte Tilda, die sanft wurde, um Klimperzwergs Anwalt zu spielen. „Der Klimperzwerg ist in der Küche," meldete Christel an der Thür. „O, da geh' doch, Kleine, und frag' ihn noch einmal," sagte Madame Bitter, „gewiß wird er heute alles aufklären können." Tilda trippelte fort, Greg spazierte im Zimmer hin und her, stellte sich an die Fenster, trommelte an den Scheiben — er lachte vor Aerger über die beiden Weiber, die einem Diebe das Wort redeten. Tilda kam freudig lächelnd wieder, Klimperzwerg hatte alles erklärt, er hatte ein Paar Katzen, die sehr gefräßig waren — die hatten Gregs Wurst angefressen. — „Gleich an beiden Enden?" sang Greg. Tilda bejahte. — „Und abgeschnitten auch?" — „Nein, das hat er gethan, damit es nicht so schlecht aussähe." — „O, ich wußte ja, daß unser Klimperzwerg nichts Unrechtes thun könnte!" sprach Madame Bitter mit ihrem strahlendsten Lächeln.

Greg stand da und sah eine Schwester um die andere an. So eine Verstocktheit war ihm doch noch nicht vorgekommen. Waren sie wirklich so mit Blindheit geschlagen, oder machten sie sich über ihn lustig? das wollte er sie eben fragen, da huschte Eva herein.

„Was gibt's? was ist?" fragte sie, mit ihrem scharfen Auge sogleich wahrnehmend, es stehe nicht alles wie gewöhnlich.

„Ah, jetzt werde ich hören, ob in Rosenfelde durchgängig gestohlen nicht gestohlen ist!" rief Greg und trug Eva seine Sache vor.

„Und das können Sie von Klimperzwerg denken, und nicht blos denken, sondern sogar sagen?" fragte Eva. „Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht. Pfui, Herr Lupinski! pfui! pfui!"

Eva sprach diese häßliche Interjektion stets in einem sehr widerwärtigen schrillen Tone aus. Greg gellten die Ohren, und zugleich wußte er nicht, ob er recht gehört. „Wie, auch Sie nehmen die Partei dieses Subjektes?" fragte er.

„Und wessen Partei sollte ich nehmen, wenn nicht die unsers armen, lieben, prächtigen Klimperzwergs?" erwiderte Eva in einer ihrer Heldinnenstellungen.

„Sehen Sie, da haben Sie's," lachte mit Kobaldlust und Kobaldtücke Fräulein Tilda. Sie war äußerst vergnügt. Erstens wurde Greg geärgert, und zweitens that Eva sich Schaden bei ihm.

Greg wollte noch nicht glauben, daß seine bewunderte Eva, wegen welch er an Tage zuvor an Laura geschrieben, wie man von seiner Gelehrsamkeit schreibt, ebenso „eigensinnig verrückt" sein sollte, „wie Madame Bitter u. Co." — „Sie scherzen gewiß nur, Fräulein Eva," sagte er mit schmeichlerischer Eindringlichkeit.

„Scherzen? Ich?" entgegnete Eva. „Mißtrauen bin ich auf Sie. Pfui!"

Wenn Eva dergleichen Deklamationsübungen à propos de bottes anstellte, so nannte sie das ihre Unabhängigkeit wahren. Besonders verfestigen war sie auf die Verwahrungen ihrer Unabhängigkeit Männern gegenüber, von denen sie sich angebetet glaubte. Auf die Weise stärkte sie ihnen das Bedürfniß ein,

sich ihrerseits unabhängig zu zeigen, und zwar — unabhängig von Eva.

Auch Greg hatte sich seit dieser Meinungsverschiedenheit über Klimperzweig eigenthümlich frei und los von Eva gefühlt, und da mußte gerade der Onkel angedampft kommen, um seiner Neigung den Puls zu fühlen. Ehrenhalber konnte Greg sich doch nicht so unmittelbar nach seinem emphatischen Briefe an Laura, in seiner wahren kläglich herabgedrückten Stimmung verrathen, er stachelte sich daher auf und gab die erwähnte heroische Erklärung.

Reginald Dahlen kannte so gut das menschliche Herz, wie den Geldmarkt. Greg konnte ihn nicht betrügen; er dachte: „Wie? Schon Abkühlung?“ Verhehlt darf nicht werden, daß er den Neffen in diesem Augenblicke noch geringer schätzte, als für gewöhnlich. Nicht einmal drei Tage lang verliebt bleiben zu können — es war allzu jämmerlich. Doch er war ja hergekommen, um das Ergebniß zu erzielen, welches sich inzwischen ganz von selbst vorbereitet hatte. Er durfte also dem Neffen über seinen Wankelmuth keine Moral lesen, aber er wollte ihm denselben auch nicht gar zu sehr erleichtern. Greg sollte für seine Dummheit durch einige Angst vor den Folgen derselben bestraft werden, damit er uns das gleiche Stückchen nicht sobald wieder spiele, dachte der Onkel.

Darum sagte er: „Wenn du fest bleibst, so würde die Angelegenheit ganz anders zu liegen kommen, und in dem Falle,“ setzte er mit wohlverstecktem Spott hinzu, „ginge meine Vollmacht zu Ende, und ich könnte nur noch privatim als Freund für dich handeln. Jedenfalls muß ich einige Tage daran wenden und diese verlockende Eva studiren. Wie kommt ich am Leichtesten dazu, sie zu sehen?“

„Ich kann dich morgen schon im Hause einführen, ich bin bekannt genug dazu,“ entgegnete der arme Greg, dem die Angelegenheit ein drohend ernstliches Ansehen zu gewinnen schien.

„Gut,“ sagte der Bankier.

„Aber wenn — wenn du sie früher noch sehen willst — sie kommt heute Abend zum Thee zu meiner liebenswürdigen Wirthin.“

„Allein?“

„Mit der jüngsten Klar.“

„Man gibt die wohl hier Gelegenheit? Man wünscht die Heirath?“

„Man gibt mir Gelegenheit, Eva zu sprechen, aber schwerlich wünscht man, daß ich sie heirathen soll. Sie befördern scheinbar die Sache, um sich liebes Kind bei Steinthals zu machen, denen natürlich viel an einer Heirath für Eva gelegen sein müßte, besonders mit mir —“

„Ah?“ warf der Bankier ernsthaft dazwischen.

„Das kannst du dir doch denken,“ erwiderte Greg mit Selbstbewußtsein. „Eva ist nicht mehr ganz jung, und — meine Eltern sind reich.“ Aber,“ fuhr er fort, ohne die ironische Aufmerksamkeit des Onkels wahrzunehmen, „wenn den Bitters wirklich etwas daran gelegen wäre, daß ich Eva heirathen sollte, so würden sie mir nicht unaufhörlich Schlimmes von ihr beigebringen suchen, wenigstens was sie für Schlimmes halten.“

„Zum Beispiel?“ fragte Reginald.

„Daß sie im Hause nichts thun will, immer schreibt, liest, zeichnet — daß sie überhaupt so viel liest, vorzüglich — unchristliche Bücher —“

„Oh,“ fragte der Bankier, „Fräulein Eva studirt moderne Bücher? das stand mir treffend.“

„Es gefällt dir nicht?“ fragte Greg unruhig.

„Es ist nicht eben gewöhnlich bei einer jungen Dame. Warum hat sie sich gerade dieses Studium gewählt?“

„Sie sagt — es befördere die Menschenkenntniß.“

„Schwerlich die Weiblichkeit,“ dachte Reginald. Dann fragte er: „Darfst du mich denn diesen Abend gleich drüben einführen, damit ich deine schöne Menschenkennerin wenigstens vorläufig kennen lerne?“

„Sie werden unerhört geschmeichelt sein,“ erwiderte Greg eifrig.

„Sehr verbunden,“ entgegnete Reginald lächelnd; „frage aber doch lieber an; es ist besser, sicher zu gehen.“

„Willst du nicht gleich einen Augenblick mit hinüberkommen?“

„In Reisekleidern?“

„In Rosenfelde!“

„Rosenfelder aber nicht Rosenfelde. Anstand muß sein. Geh' und frage, ob ich mich den Damen zur Theestunde — wann ist die?“

„Um sieben,“ bekannte Greg schüchtern.

„Gut, um sieben also vorstellen darf; und hast du die Erlaubniß, so zeige mir den Weg in mein Hotel, damit ich mich umkleiden kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von C. v. Gravenreuth.

(Fortsetzung.)

Gott bewahre, erwiderte der General, das läßt sich auf den ersten Blick erkennen, daß es die Tochter jenes Mannes ist, der sich den Schwindel haben wird, wenn wir ihn noch lange seine Bücklinge fortmachen lassen.

Lachend stieg der König aus dem Wagen, klopfte dem Wirthe auf die Schulter, kniptе das hübsche Mädchen in die Wange und erschrack beinahe vor dem entsetzlichen Stoßseufzer, welchen der in die Ecke gedrängte Hans aus seinem Innersten hervorpreßte, als die Herren so nah bei ihm vorüberzogen und ihn hinderten, die Ankunft des Königs zu sehen, der, wie er meinte, im zweiten Wagen sitzen müsse, weil im ersten nur ganz gewöhnliche Menschenkinder, ohne Krone und Reichsapfel, zu sehen gewesen waren. Der reich behangene Leibjäger des Königs galt ihm, des Goldes wegen, welches er an sich trug, endlich für den König, der auf der Reise, wie Hans meinte, wahrscheinlich die Krone und sonstigen Utensilien königlicher Würde abgelegt hatte.

Die Herren waren in die Stube getreten.

Mit sieberhaftester Aufregung machte Mideï einen Kniz um den andern, und konnte sich nicht genug wundern, daß der Monarch ihres Landes ein so einfacher, leutseliger Mann war, und so gar kein königliches, sondern ein ganz harmloses, freundliches Gesicht mache, wie jeder andere Mensch.

General Haller und der Adjutant, welch letzterer in ehrfurchtsvoller Nähe für den König sich mit ernster Zurückhaltung benahm, schienen ihr viel eher der König sein zu können, als der lachende, dicke Mann mit den blauen Fracke und blanken Knöpfen und der weißen Halsbinde.

Nun saß Er einmal sein Complimentiren, sprach der König, zum Wirthe gewendet, ich liebe dich nicht. Wo sind die bestellten Fische?

Sie werden sogleich Ihre unterthänigste Aufwartung machen, stammelte der ganz verwirrt gewordene Mann, dem der Gedanke, mit seinem Landesherrn sprechen zu sollen, den Athem und das klare Bewußtsein nahm. Ein volles Gelächter, von General Haller kommend, machte den Unglücklichen vollends ganz perplex.

Bin begierig, die Fische aufwarten zu sehen, sagte der General lachend.

Midei hatte sich schneller von ihrem Schrecken erholt, als der Vater, und es kränkte sie, diesen zum Gelächter werden zu sehen. Mit anmuthigem Knixe trat sie jetzt vor und sprach:

Mein Vater weiß wohl, daß gebratene Fische keine Aufwartung machen können, nicht einmal unsere lebendigen sind so gut abgerichtet, er meinte nur, wir würden dem Herrn König sogleich damit aufwarten.

Sapperlot, Mädel! rief der General, Du hast Courage, wie ich merke; schade, daß Du kein Junge bist, gäbest einen hübschen Soldaten.

Muß gehorsamst danken, erwiederte das Mädchen, ist mir schon so lieber, wie's der liebe Gott einmal eingerichtet hat; aber wär' ich ein Bube, so denk' ich wohl, daß ich auch ein tüchtiger Soldat werden könnte, denn es muß gerade nichts gar schweres sein um den Soldatenstand.

Bravo, mein Kind, sprach der König, Du bist ein wackeres Mädchen, und willst Du in die Stadt, so —

O ich danke, Herr König! ich bleibe schon hier bei Vater und Mutter, bei meinen Kühen und Geißen, bei unseren Bergen, und —

Nun, und? — was stockst Du denn? — denkst wohl an Deinen Herzliebsten?

Nein, Herr König! einen Herzliebsten hab' ich nicht, aber einen Schatz — den Jäger-Toni von Nußdorf, und der wird mein Mann und Keiner sonst auf Erden!

Hocherröthend über ihre eigene Offenheit den fremden Männern gegenüber, wollte Midei das Zimmer verlassen, als der König ihr zurief: Weshalb willst Du uns verlassen, gutes Kind?

Um die Mutter zu fragen, ob ich Milch oder Bier für die Herren bringen soll.

Bringe von beidem, meine Tochter, wir werden dann wählen, was uns am besten dünkt.

Midei eilte hinaus.

Aber wo bleibt Eure Frau? fragte nun der König den Wirth, der in der unbehaglichsten Gemüthsverfassung am Ofen stand.

Sie ist in der Küche beschäftigt, stotterte er verlegen.

So geht und sagt ihr, sprach General Haller, daß es Sitte ist, seinen Monarchen zu begrüßen, ihm die gebührende Ehrfurcht zu erweisen, wenn er in unser Haus tritt.

Glückselig, einen Vorwand erreicht zu haben, um sich entfernen zu können, drückte sich der Mann hinaus zu seiner Frau in die Küche.

Daß dieses Weib sich bei der Ankunft Eurer Maj. nicht sehen ließ, ist schon der erste Beweis ihrer Grobheit, meinte General Haller.

Wer weiß, erwiederte der König, vielleicht zieht sie sich festlich an, oder sie hat noch viel zu thun.

So etwas wird wohl der Grund ihres Ausbleibens sein, bemerkte der Adjutant, denn so weit wird ja das Weib die Respektswidrigkeit nicht treiben, daß sie absichtlich vermiede, sich zu zeigen, wenn —

Nun, der Schilderung Seefeld's zufolge bin ich auf viel gefaßt, sagte der König.

Jetzt kam Midei mit einem zinnernen Präsentirteller zurück, auf welchem sie ein Glas Milch und ein Glas Bier trug und es vor den König hinstellte. Dieser nippte an der Milch und fand sie frisch und gut.

Der General trank von dem Bier und meinte, es lasse sich überwinden.

Aber wo bleibt Deine Mutter? fragte der König — ich sandte Deinen Vater, sie zu holen, aber auch er bleibt verschwunden. Geh Du, mein Kind, und sage Deiner Mutter, daß ich sie zu sehen wünsche.

Ach, gnädigster Herr König, sprach das Mädchen ängstlich, die Mutter hat zu thun. Niemand darf die Fische anrühren, als sie, man macht ihr nichts recht, so versteht's auch Niemand so wie sie; und da läßt sie sich denn auch von Niemand stören.

Selbst nicht, wenn der König befiehlt? fragte der Adjutant.

Ich weiß nicht, Herr Officier, erwiederte das Mädchen halb scheu, halb kühn, ich glaube, es gibt Niemand auf Erden, von dem sich die Mutter was befehlen läßt, aber ich will's der Mutter ausrichten, daß sie hereinkommen soll.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 6. Februar.

Meyerbeer's „Prophet" und „Afrikanerin" und Rossini's „Tell" — drei große, ja größte Opern binnen drei Wochen neu einstudirt und inscenirt — das Kunststück soll uns einmal eine Bühne ersten Rangs mit dreifachem Personal nachmachen!! Leider müssen wir hinzusetzen: Es war auch danach — zum Theil wenigstens. Der „Prophet" war kläglich, nur einzelne glanzvolle Momente des Hrn. Hagen in der Titelrolle, der in Spiel und Gesang, besonders in der Traumerzählung, auf dem Eise vor Münster und in der Domscene an die berühmtesten Vertreter dieser Rolle erinnerte, retteten das Ganze vor schmählichem Untergange. Dagegen war Hr. Hagen dem Vasko in der „Afrikanerin" nicht gewachsen, so wenig als Hr. Leitinger dem Nelusko. Frau Hain-Schnaidtinger (Selika) ließ sich heiser melden, so daß ein Vergleich mit ihrer vorigjährigen Leistung in dieser Rolle ungerecht wäre.*) Vorurtheilslos, wie wir sind, können wir bei dieser Gelegenheit unsere höchste Anerkennung nicht unterdrücken, die wir der Frau Hain-Schnaidtinger als Norma, wie sie dieselbe kürzlich sang und spielte, zollen müssen; es ist nicht zu viel gesagt, daß diese Norma den Vergleich selbst mit den berühmtesten Vertreterinnen dieser Rolle, auch der Mallinger, die sie in voriger Saison hier sang, nicht zu scheuen hat.

Konnten wir „Prophet" und „Afrikanerin" nicht loben, so läßt sich dagegen von Rossini's „Tell", wie er bis jetzt zweimal mit den verhältnißmäßig zu den Anforderungen dieser Oper

*) Bezieht sich auf die erste Vorstellung der „Afrikanerin" am vorletzten Freitag, unmittelbar nach welcher unser obiger Bericht zukam. Wir lassen denselben indeß, als wir hörten, daß die zweite Vorstellung dieser Oper auf Donnerstag zum Benefice der Frau Hain-Schnaidtinger anberaumt war, bis heute zurück, um jeden Schein einer uns ferne liegenden böswilligen Absicht zu vermeiden.

D. Red.

sehr beschränkten Chorkräften unseres Opernpersonals aufgeführt wurde, das Allerbeste sagen. Die großartigen Ensembles wurden durchweg mit Kraft und hinreißendem Feuer gesungen, und das Orchester spielte mit seiner Lebendigkeit und einem Schwung, besonders auch die Ouverture, dieses in seiner Art einzige Musikstück, daß der lebhafteste Beifall des Publikums diesmal nicht ausblieb. Herr Lettinger zeigte sich in der Titelrolle von einer ganz neuen, und zwar von seiner entschieden günstigsten Seite, und herzlich hat es uns gefreut, daß diesem wackeren Sänger endlich die längst verdiente beifällige Anerkennung von Seite des Publikums in durchschlagender Weise zu Theil wurde. Ebenso hat sich Frln. Kober als Mathilde in die ungetheilte Gunst des Publikums verdienter Maßen eingesungen. Allerliebst war Frln. Neher als Gemmy, in Gesang und Spiel wußte sie die reizende Naivetät auf die liebenswürdigste und rührendste Weise auszudrücken. Für Hrn. Hagen paßt die Partie des Arnold nicht, die er auch mit recht erschütternder Unlust sang; wenn es sich bestätigt, was wir von München aus zufällig erfuhren, daß Mitte März Herr Nachbaur hier gastiren werde, dann müßte es ein Genuß sein, diesen einmal als Arnold und mit ihm auch das bisher leider gestrichene berühmte Duett zu hören. Frau Baier (Hedwig) war etwas unsicher, besonders schwankend in der Intonation, doch griff sie mit ihrer mächtigen Stimme in den Ensembles wacker mit ein. Herr Gangemüller in der schönen Partie des Walther Fürst, Herr Brenner in der schwierigen des Gessler, und selbst die Herren Baier und Rocker in den kleineren Rollen des Harras und Melchthal, sowie Hr. Erl als Fischer trugen redlich das Ihrige zum glücklichen Gelingen dieser Teil-Aufführungen bei, für welche sämmtliche Mitwirkende, Chor und Orchester nebst Dirigenten als besonders rühmenswerth mit eingeschlossen, der höchsten Anerkennung werth sind. s.

Miscellen.

[Des, nicht D!] Die „Darmst. Zeitung“ erzählt folgende drollige Geschichte: In der guten alten Zeit, wo es in unserem Darmstadt noch gewisse originelle Persönlichkeiten gab, die oft viel von sich reden machten, wirkte auch in dem Orchester des großherzoglichen Hoftheaters ein Musikus, der zwar sein Blasinstrument tüchtig zu handhaben wußte, aber daneben es auch nicht verschmähte, von Zeit zu Zeit ein Gläschen über den Durst zu trinken. Dies war denn auch geschehen, als er eines Abends sich in die Hauptprobe zum „Freischütz“ begab. Alles ging vortrefflich, bis plötzlich der Kapellmeister ihm zurief: „Des, nicht D!“ Nichtsdestoweniger ertönte, da das musikalische Gehör des Herrn Musikus vielleicht durch den Genuß des Weines doch ein wenig verstimmt war, bei Wiederholung der Scene abermals D statt Des, und der Kapellmeister sah sich zum zweiten Male genöthigt, zu rufen: „Er, Herr . . . . . , Sie blasen ja doch wieder D statt Des!“ Verwundert über diesen nochmaligen Ruf stößt der betreffende Herr Musikus seinen Nachbar an, der mit ihm aus demselben Notenspiel spielte, deutet auf die verhängnißvolle Stelle, wo durch einen Fehler des Copisten allerdings D statt Des stand, und fragt mit etwas schwerer Zunge im ächt Darmstädter Dialect: „Ist des des Des, des des Des sei soll?“ (Ist dieses das Des, das das Des sein soll?)

[Drei Millionen Spielhonorar.] Die „Gazzetta di Trento“ erzählt folgendes Geschichtchen: Ein kinderloser achtzigjähriger Ungar, Namens Stanislaus Pelymany, setzte auf dem Todtenbette seinen Landsmann, den Notar Fr. L., zum Universalerben mit folgender Klausel ein: „Mein ganzes Vermögen soll dem Dr. und Notar L. gehören, sofern er in San Carlo in Neapel oder in der Scala die Tenorpartie des Othello oder in der „Somnambula“ gesungen haben wird. Ich setze diese Bedingungen nicht aus Caprice. Der Dr. L. sang mir eines Abends in Wien die Cavatine aus „Othello“ und die Arie aus „Somnambula“ mit einer so hinreißend schönen Stimme vor, daß ich überzeugt bin, hinter ihm steckt ein Künstler ersten Ranges. Uebrigens kann er sich auch für den Fall, daß ihn das Publikum ausspeist, leicht mit den drei Mill. Gulden trösten, die er von mir erbt.“ — Herr Bonola, der Impresario der Scala, sieht schon voller Spannung dem Dreimillionenkünstler entgegen, mit dem sich gewiß ein gutes Geschäft machen läßt.

[Gefräßigkeit des Krokodils.] In dem Magen eines jüngst bei Agra, Präsidentschaft Allahabad, Vorder-Indien, gefangenen und getödteten Krokodils fand man folgende Gegenstände: Etwa ein Dutzend große Bündel Haare (dem Anscheine nach menschliche), 68 runde, 1 bis 3 Zoll im Umfang habende Steine, einen großen Metallring, 24 Fragmente in verschiedenen Größen von glatartigen Armbändern, die man „Churies“ nennt, 5 bronzene Fingerringe, ein kleines silbernes Halsband mit einem Amulet, eine große Goldperle, eine schwarze, mit weißen Adern durchzogene Steinperle und 30 kleine, rothe Halsbandperlen. Alle diese Gegenstände, mit Ausnahme der Steine, haben ohne Zweifel den äußeren Schmuck einer jungen Indierin geziert, die von dem Ungeheuer verzehrt worden ist.

[Arabische Schulstrafe.] Eine Reisegesellschaft, die 1866 über Kairo die Pyramiden besuchte, kam auch in die der orientalischen Weltstadt in mehrere arabische Volksschulen und fand dort in beinahe allen Lehrsälen einen europäischen Cylinderhut aufgehängt. Ein Lehrer, von den Dolmetschern über die Bedeutung des Hutes befragt, gab die Antwort, daß dieses die größte Strafe für ungehorsame Kinder sei, wenn sie den Hut aufsetzen müssen.

[Zeitungen als Gradmesser von Völkerbildung.] Nach einer statistischen Zusammenstellung in dem Werke „Histoire politique et litteraire de la presse en France“ von E. Hatin kommt in den verschiedenen Ländern je eine Zeitung auf folgende Einwohnerzahl: Beteinigte Staaten von Nordamerika (annähernd) 8000 Einw., Schweiz 8333, England 16,470, Belgien 17,000, Dänemark 20,000, Holland 22,011, Frankreich 22,560 Preußen 25,714, Schweden u. Norwegen 34,666, Italien 54,000, Spanien 75,000, Oesterreich 104,109, Türkei (annähernd) 300,000, Rußland 330,000 Einwohner.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 14. Mittwoch den 17. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

XV.

Man könnte sich schwerlich zwei umgewälzere Personen vorstellen, als Madame Bitter und ihre Kleine in den nächsten Stunden. Greg würde gesagt haben: bouleverstitere — wir ziehen die Verdeutschung des französischen Ausdrucks vor. Umgewälzt oder bouleversirt ist indessen gleichviel, das eine wie das andere Wort bezeichnet treffend das innerliche Drunter und Drüber, in welchem die beiden Schwestern sich befanden. Der Onkel aus Berlin, der steinreiche Bankier, expreß gekommen, um ihren Gast zu besuchen, von der Eisenbahn direkt in ihr Haus gekommen, gleich am ersten Abend bei ihnen zum Thee — was für eine Ueberraschung, was für eine Ehre und — was für ein Aerger!

Denn es war um Eva's willen, daß er kam, daran war gar nicht zu zweifeln. „Es ist um des dummen Mädels willen," sagte Tilda, „ganz offenbar bloß um ihretwillen. Wozu käme er denn sonst her, auf einmal und mitten im Winter? Ist das eine Wirthschaft wegen dieses Dinges!"

Madame Bitter antwortete nicht gleich. Das Sprichwort sagt: „Meißner, Gleißner;" Madame Bitter schien es wahr machen zu wollen, denn sie heuchelte selbst allein mit ihrer Kleinen. Nur wenn ihr Temperament mit ihr durchging, ließ diese bürgerliche Diplomatin sich sehen, wie sie war.

In diesem Augenblicke indessen war sie vollkommen Herrin ihrer selbst, und so sagte sie denn mit ihrem sanftesten Lächeln: „Wenn es wäre, wie du meinst, Kleine, so müßten wir uns ja unserer Eva wegen herzlich freuen. Vorausgesetzt nämlich, daß der Onkel nicht etwa kommt, um den Neffen mitzunehmen. Denn das könnte auch der Fall sein."

„Allerdings, das könnte auch der Fall sein," wiederholte Tilda Klemm gedankenvoll. Sie wußte nicht, sollte sie sich freuen oder ärgern, wenn der Bankier den Neffen holen kam. Eva verlor dann freilich ihre Eroberung, aber sie verloren nicht minder ihren Gast. In der Unsicherheit wurde sie noch böser auf Eva, das war wenigstens etwas Sicheres. „Ewig hat sie was mit den Männern," sagte sie bissig; „keinen einzigen kann sie in Ruhe lassen. Unser Herr Lupinski zum Beispiel — er dachte doch nicht an Steinthal, bis —"

„Bis er Eva gesehen hatte. Aber da dachte er auch gleich an nichts Anderes mehr, Kleine, das müssen wir zugeben," sprach Madame Bitter, welche gern die Gelegenheit wahrnahm, um „ihrer Kleinen" mit liebevoll verborgener Hand einen Stich in's Herz zu geben.

Tilda sah sie mit ihren hohlschwarzen Augen ungefähr an, wie ein Thier, welches seinem Herrn an die Gurgel springen würde, wenn es nicht die Peitsche fürchtete. Das alte Mädchen kannte die Schwester durch und durch und wußte, welches Gesicht sich unter der ewiglächelnden Maske verbarg. Aber Tilda Klemm war arm und abhängig, Madame Bitter hatte sie zu sich kommen lassen, als sie sich bereits eine gewisse Unabhängigkeit erworben hatte und der Schwester ihren Unterhalt geben konnte. Tilda wußte das Brod, welches sie aß, und die Kleider, welche sie trug, mit den Peinigungen bezahlen, die sie auszuhalten hatte, ohne eine Sylbe erwidern zu dürfen. Auch jetzt verschluckte sie ihren Grimm und begnügte sich mit den rasch, selbst etwas athemlos hervorgestoßenen Worten: „Du hast das besser gesehen, als ich. Ich habe den jungen Herrn nicht so beobachtet."

„Ich sehr genau," entgegnete Madame Bitter, „und da sah ich eben, daß er Eva — aber da ist sie ja und unsere Elsbeth auch," unterbrach sie sich, als sie Stimmen die Treppe heraufkommen hörte.

Tilda horchte hinaus und sagte dann: „Die Klar ist auch mit."

„Die Klar? was du sagst!" sprach Madame Bitter und bewegte sich der Thür zu.

„Die weiß es schon wieder."

„O Kleine, das ist recht garstig von dir! Wenn die gute Klar aus guter Absicht — nun guten Abend, meine lieben Kinder, und — wahrhaftig, unsere Frau Doktorin! Was für eine liebenswürdige Ueberraschung!"

„Ja, Sie müssen schon auch an mich einen guten Abend wenden, liebe Madame Bitter," entgegnete die Doktorin Klar, indem sie möglichst die Unbefangenheit spielte. „Ich war bei der Steinthal, als die jungen Mädchen sich zurechtmachten, um zu Ihnen zu gehen, und da bekam ich auf einmal eine solche Sehnsucht, auch ein Viertelstündchen mit Ihnen zu plaudern, daß ich da bin."

„Und herzlich willkommen wie immer," sagte Madame Bitter freundlich. Zugleich wollte sie der Doktorin den Mantel abnehmen.

Die Doktorin wehrte sich. „Ich bleibe, wie ich schon sagte, nur ein Viertelstündchen, da lohnt es sich nicht, erst abzulegen."

„Wir lassen Sie aber nicht fort," hieß es von Seiten der Madame Bitter. „Nun Sie gekommen sind, müssen Sie auch bleiben, um so mehr, da wir einen Gast haben."

„Nun, das kann ich mir denken, daß Herr Lupinski nicht fehlen wird," meinte die Doktorin mit einem bedeutungsvollen Hinlächeln auf Eva, welche sich mit einer an ihr ungewöhnlichen Schweigsamkeit ihres Mantels und ihres Kopfschmuckes entledigt hatte und sich nun das Haar glatt strich.

Madame Bitter lächelte. „Herr Lupinski macht uns allerdings auch das Vergnügen, aber der Gast, von dem ich spreche, ist nicht er, sondern ein ganz neuer, Jemand, den wir selbst noch nicht kennen: sein Onkel."

„Was Sie sagen? Hat er einen Onkel? Was ist denn der?"

„Bankier, und sehr reich," klang Eva's helle Stimme. „Haben Sie Herrn Lupinski noch nicht von ihm sprechen hören? Dieser Onkel ist ja sein Hauptparadepferd."

„Ich entsinne mich nicht. Und der ist hier? Seit wann denn?"

„Seit diesem Nachmittag. Sie wußten nichts davon, Frau Doktorin?" fragte Eva.

„Kein Wort."

„Ja, ich hab' es gleich gehört," sagte Eva mit ihrer unumwundenen Aufrichtigkeit. „Unsere Pauline war gerade an der Eisenbahn, als er ankam und nach seinem Neffen bei Madame Bitter fragte."

„Wahrscheinlich nach Madame Bitter, bei der sein Neffe wohnte," berichtigte Elsbeth die Freundin.

„Möglich, du altkluger Rothkopf," erwiderte Eva und gab ihr einen Kuß. „Aber mag er gefragt haben, wie er wolle, gewiß ist es, daß er angekommen ist."

„Und daß wir ihn gleich sehen werden," sagte Elsbeth. „Das macht mir großes Vergnügen. Ich sehe gern Bankiers."

Mit allgemeinem Lachen wurde sie nach der Ursache dieser Vorliebe gefragt. Sie ließ sich nicht bitten, sondern sagte gravitätisch: „Es ist mir immer, als leuchteten ihnen die Louisd'ors zu den Westentaschen heraus."

„O du rothe Unschuld!" rief Eva. „Als ob ein Bankier je Louisd'ors bei sich hätte und nicht immer bloß Banknotes!"

„So?" entgegnete Elsbeth. „Nun, ich kann das nicht wissen, ich habe nie weder Louisd'ors, noch Banknotes gehabt, nur bei Herrn Schabe gesehen, dabei fällt mir ein, Eva — ob der Onkel Bankier ebenso reich sein mag, wie Herr Schabe?"

„Viel reicher, Elsbeth," entgegnete Eva, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf. „Ordentlich unverschämt reich, so reich, wie ich kein mächte. O Elsbeth, ich wünschte so wüthend reich zu sein!"

„Du bist nicht dumm," entgegnete Elsbeth, „ich möchte es auch." Ihre Mutter, welche nachgegeben und sich aufgeschält hatte, bemerkte, indem sie sich feierlich in einer Ecke des Sophas einrichtete: „Was die Kinder schwatzen!"

„Die Jugend!" sagte liebreich Madame Bitter.

„Und der Bankier!" zischelte sarkastisch Tilla Klemm, als unten die Klingel gezogen wurde.

Der Hausmann hatte rasch aufgemacht, man hörte die beiden Herren die Treppe heraufkommen. Die Frauen schwiegen gespannt, vor Eva's Augen dunkelte es einen Moment. „Da kommt mein Schicksal," dachte sie und vermochte kaum zu athmen.

Als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, sah sie den Bankier schlank und groß vor Madame Bitter stehen und sie mit ruhiger Gewandtheit begrüßen. Die erste unwillkürliche Empfindung Eva's war: „Der kann mich nicht mögen." Dann kam der heftige Vorsatz: „Ich will ihn aber gewinnen." Arme kleine Eva! Madame Bitter stellte ihren Gast eben vor. Eva kam zuletzt daran. Er grüßte artig, aus seinen großen, dunkeln Augen fiel ein, um so zu sagen, erdrückender Blick auf sie. Er nahm das Maß der kleinen Person, welche sich in dem großen Lehnstuhl so breit wie möglich machte und mit großstädtischer Nachlässigkeit zu grüßen glaubte, während sie eben aus kleinstädtischer affektirt und unhöflich grüßte. Arme, kleine Eva.

Greg, welcher sich neben sie setzte und nach ihrem Befinden fragte, wurde sehr kurz abgewiesen. Eva hatte ihm noch nicht sein Vergehen gegen Klimperzweyg verziehen, weiter glaubte sie sich seiner sicher, und endlich interessirte sie für den Augenblick der Onkel weit mehr, als der Neffe.

Nicht, daß er ihr gefallen hätte; behübe, nicht im Mindesten. Er mißfiel ihr vielmehr. Er sah schon ganz alt aus und so fatiguirt. Und dann achtete er Eva's so wenig, als wäre sie gar nicht dagewesen, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Doktorin zu, neben welche Madame Bitter ihn auf's Sopha gesetzt hatte.

Trotz dem Allen indessen konnte Eva die Augen nicht von ihm abwenden. Er war ihr eine fremdartige Erscheinung. Ganz und gar nicht sah er wie ein Bankier, wie ein Geldfürst aus. Nichts Selbstbewußtes, nichts Gebieterisches. Man hätte seinem Gesicht nach eher denken sollen, er sei kränklich und etwas melancholisch. Melancholisch und so ungeheuer reich! Wie reimte sich das zusammen? War es Affektation? Eine seltsame kleine Ding bildete sich wahrhaftig ein, Reginald Höhnel könne sich die Mühe geben, ihnen in Rosenfelde eine Rolle vorzuspielen, bloß weil man ihm die Thüre nicht so einfach konnte, wie dem verrechten, rothen, ewig triumphirenden Holzhändler Schabe.

Der Bankier bemerkte natürlich, daß die kleine Eva ihn mit den Augen verschlang und an ihm herumrieth, aber ebenso natürlich ließ er sie anstellen, was sie wollte, und beschäftigte sich, wie schon gesagt, ausschließlich mit seiner Nachbarin. Die Doktorin klar hatte heute ihren guten, aber ihren schlimmen Abend, wie man will, d. h. sie war in ihrer Sophostimmung. Es war eigen mit der Frau, traf man sie zufällig unterwegs, oder besuchte man sie ohne Vorbereitung, ja, kam sie selbst unvermuthet an und setzte sich auf den ersten besten Stuhl, so konnte sie ganz einfach und nett sein und schwatzen, fragen und antworten, wie eine alltägliche, gute Frau, die gerade Verstand genug hatte. Aber kaum saß sie auf dem Sopha und bereitete sich vor, einen Abend gesellschaftlich zuzubringen, besonders mit Fremden oder mit Leuten, die ihr interessant waren, so war es aus mit aller Natürlichkeit, sie richtete sich in die Höhe, verbeugte sich nach Regeln, sprach gewählt und gedämpft, verschmähte gewöhnliche Gesprächsgegenstände, wurde geistreich und that beabsichtigt. So auch jetzt gegen den Bankier. Reginald sah, als er sich auf einmal provozirt fühlte, zuerst überrascht auf seine Nachbarin herab, denn so lang die Frau Doktorin klar auch war, er war noch länger. Bald jedoch begriff er, mit wem er es zu thun hatte, ließ sich mit großer Dankbarkeit protegiren und hörte so vernünftig und selbst so ehrfurchtsvoll zu, daß Greg, welcher seinen Onkel kannte, wie auf Kohlen saß. Ob die Doktorin sich compromittirte oder nicht, das war ihm sehr einerlei, aber daß der Onkel gleich am ersten Abend die volle Lächerlichkeit der Rosenfelder Gesellschaft kennen lernte, das war ihm nicht einerlei, denn er hörte im Geist schon einen oder den andern ironischen Lobspruch Reginalds und verwünschte im Stillen die

Doktorin, weil ſie gekommen war, und Madame Bitter, weil ſie die gute Frau auf das Sopha geſetzt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wirthin von Fiſchbach.

Humoriſtiſche Erzählung von Ch. v. Stavenrenth.

(Fortſetzung.)

So ging ſie hinaus und es ließen ſich mehrere Minuten lang weder Vater, Tochter noch Mutter blicken. Der König wurde endlich ernſtlich ungeduldig, und meinte, daß ihm der Spaß denn doch zu lange ausbleibe. Gehen Sie in die Küche, lieber Freund, bat er den Adjutanten, und ſagen Sie der Frau, es werde mir die Zeit lange, ich wünſchte ſie und die Fiſche endlich vor Augen zu ſehen.

Der Adjutant, wenig erbaut von der Commiſſion, und doch neugierig genug, begab ſich in die Küche und fand dort die Tochter mit flehender Geberde neben dem Herde ſtehen, und den Vater, als gänzlich mit ſeiner Miſſion verunglückt, in einem Winkel, ängſtlich an den Nägeln kauend. Was iſt die Wirthin? rief der junge Officier befehlshaberiſch zur Thüre hinein.

Hier iſt ſie, was ſoll's mit ihr? entgegnete die Frau, ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen, die im Salzen und Beſtreuen der Fiſche beſtand, während auf dem Feuer das heiße Schmalz brodelte.

Seine Majeſtät der König verlangen nach den beſtellten Fiſchen und nach der Wirthin, die es noch nicht der Mühe werth gefunden, ihrem Monarchen den ſchuldigen Reſpekt zu erweiſen.

Wenn der König Hunger hat, ſo ſoll er unterdeſſen was anderes eſſen, die Fiſche laſſen ſich nicht fertig herzen, erwiederte die Frau, und auf dem Lande geht's nicht wie in der Hofküche, wo hundert Nichtsthuer herumſtehen. Ich hab' mehr zu thun gehabt, als die einfältigen Fiſche herzurichten, und hat ſie der König gleich beim Ankommen fertig haben wollen, ſo hätt' er früher ſchicken müſſen. Geh' hinein, Midel, in die Stube und plaudre' dem König etwas vor; kannſt's ja ſo ſchön, wie die Leute ſagen, wird wohl für die Stadtherrn auch gut genug ſein.

Aber der König verlangt nach Ihr e m Erſcheinen, Frau —

Ich aber hab' kein Verlangen darnach, eher hinein zu gehen, als bis meine Fiſche fertig ſind.

Erzürne Sie den König nicht, Frau! er iſt der König und hat zu befehlen und wir haben zu gehorchen!

Das mag Er thun, Herr Lakei oder was Er iſt — aber ich —

Ich bin Flügeladjutant des Königs.

Ob Er Flügel hat oder nicht, iſt mir egal! Sei Er, wer Er wolle, aber das ſag ich Ihm, daß Er mir nicht in meinem eigenen Hauſe Grobheiten ſagt. Hier laß ich mir von Niemand befehlen!

Alſo auch nicht von dem Könige?

Nein, wenn er was Unvernünftiges von mir verlangt; und wenn er Fiſche beſtellen läßt, und verlangen kann, ich ſolle davon weglaufen, wenn ſie eben auf's Feuer ſollen und das Schmalz ſchon heiß iſt, ſo iſt das was Dummes und das thu' ich nicht, denn dann gehen ſie zu Grund und meine Reputation als beſte Fiſchköchin obendrein und die iſt mir um keinen Preis feil. — So, das ſag' Er ſeinem Herrn, und nun laß Er mich in Ruhe, ſonſt verbrennen meine Hechte.

Der Adjutant ging mit ſeiner Meldung in die Stube zurück.

Der König lachte herzlich und meinte, der Anfang ſei vielverſprechend.

Und iſt das Weib hübſch? fragte der König.

Nicht weniger! ſie mag einſt ganz wie ihre hübſche Tochter ausgeſehen haben.

Hol' mich der Kukuk! rief der General, ich glaube, die Frau portirt ſelbſt mir nichts.

Verſuchen Sie es, lieber Haller, ſagte der König, bringen Sie ihr den beſtimmten Befehl, vor mir zu erſcheinen.

Eure Majeſtät, wagte der Adjutant achſelzuckend zu bemerken, ich fürchte —

Laſſen Sie! ich will es darauf ankommen laſſen. Gehen Sie, General, Sie haben ja ſchon gefährlichere Befehle von mir ausgeführt, verſuchen Sie Ihr Glück.

Nun, Majeſtät, wenn ich einmal gehe, ſo verſteht ſich's von ſelbſt, daß ich das Weib herumbringe.

Aber — fügte der König bei — nur durch die Gewalt der Worte.

Der General ging. Höhniſch lächelnd ſah ihm der Adjutant nach. Er hatte einen Vorgeſchmack deſſen bekommen, was dieſe Frau im Stande war; er konnte ſich vorſtellen, was den General erwartete.

Midel trat in dieſem Moment in's Zimmer und brachte friſche Butter, Schinken, Brod und was das Haus vermochte. Die Zurichtung all' dieſer Dinge hatte der Wirthin ſo viel zu ſchaffen gemacht, daß ſie erſt jetzt an die Bereitung der Fiſche hatte gehen können. Der General aber nahm ſich auf dem Wege nach der Küche vor, die Frau folbaliſch zu übertrumpeln, und ihr nicht Zeit zu laſſen, zu opponiren. Im Auftrage Sr. Majeſtät des Königs habe ich Ihr den dieſes Hauſes zu befehlen, daß ſie ſich allſogleich in die Stube zu verfügen hat! commandirte er mit feſter Stimme.

Ein weitſchallendes Gelächter beantwortete dieſes Machtwort.

Was lacht Sie? rief der General erbost.

Da müßte Einer von Holz ſein, wenn er über ſolche Fragen nicht lachen ſollte. Glaubt Er denn, ich ſei ſo dumm, nicht zu merken, daß dieß Alles nur Scherz iſt? Der König will ſich einen Spaß machen, oder vielleicht nur Er, Herr Officier, und der andere junge Soldat, der ein Ad—Ad—junkt des Königs iſt, wie er ſagt.

Adjutant, Liſel! verbeſſerte der Wirth, der noch am Herde lehnte. Adjutant heißt es.

Meinetwegen, hängt Dir in Gottesnamen an den Adjunkt einen Anten an — mir iſt's recht.

Die Frau irrt ſich, es iſt voller Ernſt, dem König wird die Zeit lang, polterte der General: Sie ſoll hinein kommen, Seine Majeſtät will mit Ihr ſprechen.

Nun! wenn's der König nicht erwarten kann, bis ich Zeit hab', zu ihm zu kommen, ſo ſoll er halt zu mir herauskommen in die Kuchel.

Was? ſchrie der General, der König ſoll zu Ihr in die Küche herauskommen?

Ja, warum denn nicht? fragte die Frau erſtaunt: der Weg von der Stube herauß iſt nicht um einen Schritt weiter, als von der Kuchel in die Stube hinein.

Und Sie denkt, das ſei Alles einerlei, ob Sie zum König hinein oder der König zu Ihr herauß gehe?

Versteht sich! Das denk' ich so. Der König ist der König und ich bin die Wirthin von Fischbach. Ich zahl' meine Steuern und Abgaben auf die Minute, lebe recht und scheue Niemand, achte die Gesetze und den lieben Gott, und scheere mich im Uebrigen Nichts um die ganze Welt. —

Aber die Frau ist ja —

Grob wie Sackleinwand, wollen Sie wohl sagen, Herr Korporal.

General, Frau! rief todtenbleich der Mann, stoßt Du denn die Orden nicht?

Ist mir alles eins, erwiederte die Frau, immer heftiger werdend, kümmere mich den Kukuk drum, ob er ein General oder ein Korporal ist. Mag manchen Korporal geben, der mehr Pulver gerochen hat, als hundert Generale, und mancher brave Soldat hätt' solche Kreuzein und Sternela verdient, und kann nichts erlangen, weil die Großen Alles wegschnappen, die an der Raufe sitzen und's Futter zuerst kriegen.

Tausend Sapperment! rief der General, nun wird mir's zu viel — denkt das Weib, man läßt sich insultiren von ihr? — Vorwärts! marsch! hinein in die Stube! Der König soll Ihr sagen, Frau, ob General Haller Pulver gerochen, ob er seine Orden mit Recht trägt und sie verdient hat. — Dabei wollte der General die Frau beim Arme fassen. Aber Frau Lisel war ein entschlossenes, unerschrockenes Weib. Mit einer raschen Schwenkung entzog sie sich dem General, hob ihren Scepter, den Kochlöffel, hoch empor und rief mit funkelnden Augen und fester Stimme: Rühr' Er mich nicht mehr an, Er alter Krippenreiter, sonst soll Er meinen Säbel schmecken! Vorwärts! marsch! hinaus zur Küche! hier bin ich Herr! und wer nicht meinen Kochlöffel um den Kopf will sausen hören, der macht sich aus dem Staube!

Lisel! Frau! ich bitte Dich bei allen Heiligen! flehte der Mann.

Auch Du? hinaus auch mit Dir? rief die Frau. Ich will allein sein, ich befehle es. In fünf Minuten bin ich bei dem König und werde meine Beschwerden anbringen, wenn er nicht früher zu mir heraus kommt.

Und auf die Männer mit hochgehobenem Kochlöffel zuschreitend, drängte sie beide hinaus und warf die Thüre hinter ihnen zu, daß es dröhnte.

Das Weib hat den Teufel im Leibe! schrie der General und eilte in die Stube, dem König in Wuth und Zorn die Scene schildernd.

Der Adjutant lachte in sich hinein, er gönnte dem Grimmbarte die Lection. Der König aber, so geneigt er auch war, Alles von der humoristischen Seite zu nehmen, wollte es doch ein bischen gar zu stark finden, daß die Frau ihn zu sich in die Küche beschieden ließ. Als aber der General in seiner Schilderung bis zu seiner Entrüstung mittelst Kochlöffels gekommen war, da überwog das komische Element und der Monarch fing herzlich zu lachen an.

Ist gar nichts zu lachen, Majestät, meinte der General, die Frau muß bestraft werden.

O gnädigster Herr König! flehte Mibel, welche den Hergang mit wechselndem Empfindungen angesehen hatte.

Nur still, mein Kind, tröstete der König, es wird Deiner Mutter Leben nicht kosten.

Aber auf die Festung wird sie der Herr General schicken, nicht wahr? O Herr General, thun Sie's nicht, die Mutter meint es so böse nicht!

Ja diesem Momente riß Hans die Thür auf und glotzte neugierig herein. Ihm folgte, einen großen Präsentirteller auf beiden kräftigen Armen tragend, die viel verlangte und erwartete Wirthin, mit den schönsten, goldgelb gebackenen Hechten und Karpfen, die sie auf dem Tische absetzte.

Mibel hatte vorher schon den Tisch nach Möglichkeit bedient. Frau Lisel erschien mit schneeweißer Schürze, frischgewaschenen Händen und Armen, die Aermel emporgestülpt, das Mieder festgezogen und daran die silbernen Ketten und Schaustücke glänzend und spielend. Der spitze Hut saß fest und gerade auf dem dunkeln Haare und die braunen Augen schauten keck und treuherzig drein.

Der Eindruck, den die Frau machte, war ein recht angenehmer. Der König hatte eine alte Megäre erwartet, jetzt stand ihm ein frisches kräftiges Weib gegenüber.

Grüß Gott, Herr König Majestät! sagte Frau Lisel, und reichte dem König die derbe Rechte hin, in welche einzuschlagen er sich unwillkürlich angezogen fühlte. Willkommen in meinem Hause!

Sie bringt mir Ihren Willkomm ziemlich spät, liebe Frau. Besser spät, als gar nicht, Herr König. Wär' ich gleich herein gekommen, so hätt' ich den Herrn König im Herzen weiß nicht wohin gewünscht, weil Niemand draußen gewesen wäre, der meine Arbeit gethan hätte; die ist nun gemacht und nun kann ich mit aufrichtigem frohem Herzen Willkommen sagen und meinen Herrn König selber bedienen. Nun setz' sich die gnädige Majestät aber auch nieder und lasse Sich meine delikaten Fische schmecken — der Herr König kriegt in seinem Leben keine besseren mehr.

Und mit sanfter Gewalt drückte die Frau den König in den Großvaterstuhl, den Mibel herbeigezogen und mit einem bunten Tuche überdeckt hatte.

Der König ließ mit sich gewähren, und schon legte ihm die rührige Frau das beste Stück auf der Schüssel vor, als der General, dem der König, wie auch dem Adjutanten, einen Wink gegeben, sich gleichfalls zu setzen, plötzlich mit barscher Stimme ausrief: Nicht eher berühre ich das Essen, als bis diese Frau mir die Beleidigungen abgebeten, die sie mir angethan hat!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

[Schlau!] In der Pariser Oper bemerkte ein Engländer im Parquet plötzlich, daß man seine der Bühne zugewandte Aufmerksamkeit benützt hatte, ihm die goldene Uhr zu entwenden. Mit lauter Stimme rief er in's Publikum hinein: „Der Herr, der meine Uhr gestohlen, möge sich in Acht nehmen, sie repetirt sehr laut und zwar alle Viertelstunden!“ Kaum hatte der Bestohlene dies gesagt, als ein in der Nähe stehender Herr Miene machte, sich zu entfernen. Unser Engländer faßte ihn sofort und nahm ihm unter allgemeiner Heiterkeit des Publikums die gestohlene Uhr mit den Worten ab, er möge sich davon machen und anderswo den Strick zu verdienen suchen.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 15. Sonntag den 21. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

Die Doktorin Klar hatte von dem Allen, wie es sich versteht, nicht die leiseste Ahnung, sie fühlte sich sehr klug, sehr überlegen und daher sehr selbstzufrieden und sprach mit äußerster Wohlredenheit über alles Mögliche, was sie nicht verstand, und zuletzt auch über Byron, welcher für Rosenfelde immer noch neu und eines der Lieblingsthemata der Doktorin war, denn sie hatte über ihn besonders viel Gemeinplätze gesammelt.

Der Bankier hörte sie bis zu Ende an, dann fragte er artig: „Sie lesen gewiß viel die Gartenlaube, Frau Doktorin?“

Die Doktorin schlug die Augen nieder, Greg biß sich auf die Lippen, um nicht zu lachen. Was sein Onkel nicht wissen konnte, das wußte er, nämlich, daß in Rosenfelde eine Sage umlief, welche die Familie Klar in eine fortwährende geheimnißvolle Verbindung mit der Gartenlaube brachte. Fragte irgend Jemand: was der Doktor Klar denn eigentlich mache, so war die Antwort: „Er schreibt in die Gartenlaube.“ Von Nadinens Gedichten, von denen stets gesprochen wurde, ohne daß man sie je zu Gesicht bekam, hieß es ebenfalls: sie ständen in der Gartenlaube, ja, sogar eine Schwester der Doktorin, die sich gegen die Beschuldigung hemmlicher Schriftstellerei nicht genügend zu vertheidigen vermochte, sollte auch in die Gartenlaube schreiben. Genug, obwohl der Name Klar nie in den Spalten des Keil'schen Blattes zu finden gewesen war, schrieben doch, der festen Ueberzeugung der Rosenfelder nach, sämmtliche Mitglieder der Familie in die Gartenlaube, und die Doktorin schien diese Thatsache verheimlichen oder verrathen zu wollen, indem sie, wie oben erwähnt, die Augen niederschlug, um eine leise, bejahende Antwort zu geben.

Reginald sagte: „Ich habe es mir gedacht.“ — „Und warum, Herr Vetter?“ unterbrach auf einmal über den Tisch herüber Eva den Bankier, welcher bis jetzt noch kein Wort an sie gerichtet hatte.

Greg fuhr zusammen. Diese Dreistigkeit gegen den Onkel — war Eva denn geradezu toll? Wenn der Onkel nun gar nicht, oder doch scharf antwortete — aber nein, er that es nicht, er war wirklich sehr liebenswürdig, denn als wäre Eva's Einmischung das Schicklichste von der Welt gewesen, antwortete er mit heiterer Artigkeit: „Weil ich Einiges, was die Frau Doktorin mir eben zu sagen die Güte hatte, schon früher in der Gartenlaube gelesen habe.“

„Zum Beispiel?“ fragte Eva herausfordernd.

„Zum Beispiel das romantische Abenteuer auf der Insel,“ antwortete er.

Sie maß ihn mit einem Blicke und sprach dann fast drohend: „Sie glauben nicht daran?“

„Nein, ich glaube nicht daran,“ entgegnete er und lachte.

„Und warum nicht?“ fragte sie wieder.

„Haben Sie eine Karte von Italien?“ fragte er statt der Antwort zurück.

„Zu Hause.“

„Wohl, so sehen Sie zu Hause nach, und Sie werden finden, daß die Insel Grossa minore, nebenbei bloß Grossa oder Lunga — wohin Byron von Venedig aus in einer Barke mit der Gräfin Lucolli — nebenher Giuccioli — an einem schönen Tage spazieren fährt, nahe bei Zara liegt.“

„Und was bedeutet das?“

„Das bedeutet die Unmöglichkeit, sie mit der Barke auf einer Spazierfahrt zu erreichen, da man selbst mit dem Dampfer gewiß an zwölf Stunden brauchen würde.“

„Was folgern Sie aber für die Gartenlaube daraus?“

„Hab' ich für die Gartenlaube etwas gefolgert?“ fragte der Bankier.

„Wie schien es so,“ entgegnete Eva vornehm.

„Wohl,“ sagte er, „da die Gartenlaube immer mal à propos von Byron, nicht bloß Grossa an Venedig, sondern auch die Halbinsel Sabbioncello bei Curzola als die „kleine Insel Sabioncello“ an Ragusa heranrückt, so schließe ich daraus, daß die Gartenlaube entweder im adriatischen Meere nicht recht Bescheid weiß, oder mehr zu thun vermag, als selbst die Schrift in Aussicht stellt.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Eva einigermaßen verlegen. Reginald antwortete: „Die Schrift verheißt uns, wenn wir den Glauben hätten, so könnten wir Berge versetzen — wohl, die Gartenlaube hat den Unglauben und versetzt trotzdem Inseln.“

„Wie ist nur etwas klar,“ rief sie impertinent, „daß Sie zur Kreuzzeitungspartei gehören und deswegen die Gartenlaube nicht mögen.“

„Sie irren sich, mein Fräulein,“ erwiederte er artig, „ich gehöre nicht zur Partei der Kreuzzeitung.“

„Aber Sie hassen die liberale Presse und folglich die Gartenlaube?“

„Ich bin nicht mehr so jung wie Sie, und deßhalb nicht so rasch bereit mit meinem Haß, gar nicht gerechnet, daß solch' ihr Haß ein für allemal unlogisch ist,“ entgegnete Reginald gelassen. „Aber allerdings wünschte ich die liberale Presse

bisweilen etwas liberaler und die Gartenlaube etwas geographischer, ethnographischer und historischer."

„Mögen Sie denn Garibaldi?" mischte hier plötzlich Elsbeth sich höflich in's Gespräch.

„Wie kommen Sie denn so unversehens auf den?" fragte der Bankier, den naiven Rothkopf belustigt und freundlich ansehend.

„Oh," antwortete Elsbeth drollig, „er fiel mir bei der Gartenlaube ein. Meine Schwester Nanine liebt die Gartenlaube so, und Eva liebt Garibaldi so, und da beide solche Freundinnen sind, d. h. Nanine und Eva —" sie wurde durch ein zorniges „Elsbeth!" von Eva unterbrochen.

Reginald sagte humoristisch: „Es ist das eine Ideenverbindung, wie eine andere, und auch gegen Garibaldi habe ich nichts."

„Aber Sie bewundern ihn nicht?" rief Eva.

„Ich gehe mit meiner Bewunderung, wie mit meinem Hasse um, d. h. sparsam."

„Ich bewundere ihn," erklärte Eva würdevoll. Der Bankier lächelte. „Warum lachen Sie?" rief sie, über und über roth und wirklich böse. Er machte eine ablehnende Bewegung mit dem Kopfe. „Aber ich will's wissen!" rief sie noch heftiger.

„Es war eben auch eine Ideenverbindung; ich dachte an einen Mecklenburger."

„War er ein Garibaldianer?"

„Nicht so ganz," antwortete Reginald. „Er war in Prag, Rentier und Baron von böhmischer Façon, denn sie wissen, in Böhmen muß jeder Edelmann Baron sein, um nicht mit Schuster und Schneider „Herr Von" zu sein."

„Was waren Sie denn?" unterbrach Eva ihn.

„Einfach Höhnel, wie immer und überall," versetzte er und fuhr dann fort: „der Mecklenburger aber war von Adel, folglich Baron und dabei vom Himmel mit einer solchen Redefülle begabt, daß er buchstäblich vom Morgen bis zum Abend sprach und in ganz Prag nur der „Sprechbaron" hieß. Da er aber zugleich die allerhöflichste Kreatur auf der lieben Erde war, so wollte er es mit Niemand, von welcher Farbe immer, verderben, bewunderte der Kreuz und der Quer, und konnte in zwei Minuten sagen: „Ich bewundere eigentlich den König von Neapel," und: „Jaribaldi, den ich eigentlich bewundere." An diesen guten Baron nun erinnerten Sie mich mit Ihrer Bewunderungserklärung, und da er eine höchst drollige Persönlichkeit war, so mußte ich lächeln."

Eva saß beschämt da. Tilda lugte sie schadenfroh an. Der Bankier wandte sich mit der Frage: „Kennen Sie Prag?" an die Doktorin. Als sie mit Nein antwortete, schilderte er es lebendig und führte überhaupt den Rest des Abends über die Unterhaltung. Man hätte annehmen mögen, daß er bereits genug vom Rosenfelder Geist habe.

Um neun erhob er sich; Thee hatte er, durch Greg gewarnt, nicht getrunken, nur Zuckerwasser. Die Eroberung der beiden Schwestern hatte er aber dennoch gemacht; er war so artig gewesen. Dasselbe sagte die Doktorin, und Elsbeth erklärte ihn geradezu für „bezaubernd." Eva allein sagte nichts; erst als Elsbeth sie geradezu um ihre Meinung anging, sagte sie heftig: „Ich für mein Theil finde ihn unausstehlich anmaßend." — „Das hat seine Gründe," murmelte Tilda für sich.

Reginald, welcher dem Neffen gleich draußen gute Nacht gesagt, ohne erst noch bei ihm einzutreten und mit ihm zu sprechen, sandte noch vor dem Zubettegehen an seine Schwester eine Depesche folgenden Inhalts: „Nichts zu fürchten; das Uebel so unbedeutend, daß es sehr leicht zu heben sein wird." Eva sandte keine Depesche, aber sie lag eine ganze Stunde wach im Bette und dachte an den Bankier. Sonderbarer Weise sah sie ihn fortwährend, wie sie ihn einen Augenblick gesehen, nämlich mit einem vorübergehenden Schatten auf der hellen, hohen Stirn, die Lippen halb geöffnet, gleichsam um Luft zu schöpfen, und die Augen, wie tief ermüdet, von den breiten Lidern bedeckt.

XVI.

Als Eva sich am nächsten Abend zu Bette legte, war es mit der unangenehmen Gewißheit, daß der Bankier vom folgenden Tage an für einige Wochen ihr Hausgenosse sein würde.

Er hatte die kitzlichen Fragen seines Bleibens im Ganzen und seiner Wahl einer Wohnung mit Leichtigkeit und Gewandtheit erledigt und dabei noch überdies so viel von der Wahrheit gesagt, daß es fast so gut war, als hätte er sie ganz gesagt.

„Ich komme einfach, um meinen Neffen ein wenig zu beaufsichtigen," hatte er gegen die Doktorin Klar geäußert. „Es ist der einzige Sohn meiner jüngsten Schwester, für die ich stets eine gewisse zärtliche Schwäche gehabt habe; sie ihrerseits ist eine fast thörichte zärtliche Mutter, bildet sich unaufhörlich ein, ihr großes Kind könne Schaden nehmen — da will ich ihr denn durch meine Gegenwart eine Bürgschaft geben, daß er in seiner hiesigen Einsamkeit weder sich überstudiren, noch melancholisch werden wird." Als die Doktorin etwas von dem Opfer gesagt hatte, welches er dadurch bringe, hatte er lächelnd geantwortet: „Sie trauen mir zu viel Gutes zu, von Opfer ist keine Rede. Ich bin immer sehr gern im Winter auf dem Lande gewesen, und in Berlin habe ich durchaus Nichts, was mich fesselte oder zurückhielte."

Schwieriger war es, die beiden Damen, Madame Bitter sowohl wie die Doktorin Klar, damit auszusöhnen, daß er bei keiner von beiden wohnen wollte. Doch gelang ihm auch das.

Mit Madame Bitter sprach er gleich am Abend davon. „Mein unschuldiges Kind von Neffe," sagte er, „hat es gemacht, wie die Kinder es immer machen, nämlich das Beste für sich erwischt. Ich wüßte kein Haus im ganzen Ort, welches so reizend läge, wie das Ihrige, und da sitzt er glücklich drinnen, und ich kann nicht hinein, denn so lieb wie ich den Jungen habe, unter einem Dache dürfen wir nicht hausen, sonst hätte unsere Verträglichkeit am längsten gedauert. Wenn in etwas Maß gehalten werden muß, so ist's in der Verwandtenliebe. Ich muß mir also wohl oder übel ein anderes Quartier suchen."

Madame Bitter hatte die Fräulein Rettigs vorgeschlagen, weiter das Klar'sche Haus und endlich, obwohl zögernd, die Steinthals.

Bei den Rettigs hatte Reginald ein lächelnd bedenkliches Gesicht gemacht. „Drei Schwestern — das ist ein bischen viel; ja, wenn es bloß zwei wären!" Von den andern beiden Häusern hatte er die Lage erfragt. Madame Bitter war für das Klar'sche. Das des Medicinalrathes war sehr hübsch gelegen und auch sehr gut eingerichtet, gewiß, aber es stand tief, dicht an der großen Wiese, und daher war der Garten etwas dumpfig.

Reginald besuchte am nächsten Morgen zuerst das Klar'sche. Das stand nicht tief, vielmehr ganz frei auf der Höhe. Der Bankier war darüber sehr betrübt. Die Aussicht, die Zimmer, die Einrichtung, Alles gefiel ihm so, aber — seine Brust war

nicht stark, und deshalb durfte er es nicht wagen, die reine, doch zugleich scharfe Luft der Höhe fortwährend einzuathmen.

Demnach blieb nur das Steinthalsche Haus übrig, welches Reginald sich gleich zum Anfang an offen hatte. Sollte er Eva finden, so gelang es doch am Besten und am Natürlichsten im Hause ihrer Eltern.

Der Medicinalrath hatte gern Einwendungen erhoben und Schwierigkeiten gemacht. Wenn er Fremde bei sich aufnehme, so wünschte er auch, daß sie sich wohl bei ihm fühlen möchten, und konnte das im Winter der Fall sein? Die Zimmer hatten keine Doppelfenster, nur in zweien waren Oefen, und dann wo wollte Herr Hofrath essen? Im Mönch? Wenn man Herrn Lupinski Glauben schenke, so gab es keine bessere Anstalt, um Fastmanifest zu verbungern, als die Winterkluse im Mönch.

Reginald wußte auf Alles Antwort.

Die ganze Reihe der Zimmer, welche die Familie ihm abtreten konnte, lag gegen Süden, folglich war die Sonne drinnen, so oft sie nur zum Vorschein kam. Genügten die Oefen nicht, so konnte man ja rasch noch einen anbringen lassen, da man im Orte nur eiserne kannte; die Doppelfenster ließen sich durch einigermaßen dicke Vorhänge sehr gut ersetzen, und was die Küche des Mönches betraf, so war Reginald bei Weitem kein solcher Feinschmecker, wie sein lieber Neffe, und konnte ja auch, fand er das Essen gar zu schlecht, jeden Augenblick seinen Koch kommen lassen. Kurz, der Bankier war dermaßen dringend und übergreifend, daß der Medicinalrath nachgab, bevor er sich dessen noch selbst bewußt war, und um so zu sagen wider Willen und zu seinem größten Erstaunen seinerseits einen Wintergast bekam.

Greg war nicht minder erstaunt. Der Onkel, welcher doch bloß seinetwegen gekommen war, schien mit einemmale seiner selbst willen bleiben zu wollen, kam was die Geschichte mit der Eva betraf, Greg war auf die „kleine Närrin" seit dem ersten Abend mit dem Onkel so ärgerlich, daß er am liebsten zu Reginald gesagt hätte: „Höre, Onkel, meiner Dummheit wegen brauchst du dich hier nicht zu langweilen, du bist verbei und abgethan, und wenn du es willst, begleite ich dich morgen sch.n nach Berlin und lasse Rosenfelde Rosenfelde sein." Wäre der Bankier ihm nur ein klein wenig entgegengekommen, hätte er ihm das Geständniß nur einigermaßen erleichtert, Greg hätte sich gern der Ironie des Onkels und selbst dem Spott der Schwestern preisgegeben, um nur erst wieder „sein eigener Mensch" zu sein.

Aber es war eigen; der Onkel, sonst so scharfsichtig, daß er es oft selbst bis zur Unerträglichkeit war, schien diesesmal wie mit Blindheit geschlagen zu sein und nur den einen Gedanken zu haben sich so bequem wie möglich in Rosenfelde einzurichten, um mit aller Muße etwas zu beobachten, was gar nicht mehr vorhanden war.

Denn hatte er nicht wirklich zwei kleine Oefen setzen, einen Tapezier kommen und Vorhänge und Portièren anbringen lassen, ja, hatte er sich nicht zuletzt seinen Koch verschrieben und seinen Kammerdiener auch? „Warum soll ich, während ich hier bin, nicht meine gewohnte Bedienung haben?" hatte er gesagt, „und warum soll ich durchaus schlechter essen, als zu Hause? Da Steinthals mir eine Küche überlassen können, ohne daß es sie genirt, kann Adolph hier so gut kochen, wie in Berlin."

Das Ueberlassen der Küche war in der That für Steinthals leicht, da sie den Winter über nie benutzt wurde. Das Haus ging mit der Vorderfronte auf die Straße, mit der Rückfronte auf den Garten, welcher bedeutend tiefer lag. Daher hatte das Haus auf der Gartenseite zwei Stockwerk mehr, als an der Straße, nämlich vier. Das erste davon bewohnten Steinthals im Sommer, wenn sie für die Fremden ihre Wohnzimmer räumten, im untersten war die Küche, welche im Winter mit einer Kochstube vertauscht wurde. Adolph konnte sich also dort ganz nach Belieben einrichten, und da er es mit Erfolg thun, konnte Greg schon nach dem ersten Diner bezeugen, zu welchem der Onkel ihn einlud. Von nun an aß er täglich bei Reginald, trank Abends auch den Thee bei ihm und mußte sich eingestehen, daß bis auf den Chicoriekaffee Tilda's seine materielle Existenz in Rosenfelde nicht länger etwas zu wünschen übrig ließe. Aber dennoch wäre er lieber überall anderswo gewesen, als gerade in Rosenfelde, und murrte innerlich ohne Aufhören über den unbegreiflichen Whim des Onkels.

Wir wissen, daß Reginald mit seinem Rosenfelder Aufenthalt ursprünglich eine Lektion für den Neffen beabsichtigte, welchem für künftig die Lust benehmen sollte, in's Blaue hinein heirathen zu wollen. Bei der Verlängerung dieses Aufenthalts aber kam allerdings etwas in's Spiel, was nach Belieben Whim, Caprice oder Laune genannt werden konnte. Reginald, diesen Herbst zum erstenmale seit seiner Jugend frei von Geschäften, befand sich gerade in einer Stimmung, wo Alles, was unverlechens kommt, willkommen ist. Eigentlich hatte er seine Freiheit gleich zu einer mehrjährigen Zielosen Reise benutzen wollen, dann Berlin, wo er nicht nur alle seine Schwestern, sondern auch seine sämmtlichen Verwandten väterlicher Seite zu besuchen und zu befriedigen hatte. Berlin war ihm in Folge dieser endlosen Verpflichtungen schon längst drückend und ennöthig geworden. Demnach hatte er den Winter eintreten lassen, ohne zu reisen. Die Gewohnheit hielt ihn eben gefangen; er langweilte sich weiter, weil er sich seit so und so vielen Jahren genau auf dieselbe Weise gelangweilt hatte. Da kam seine Impromptu-Reise nach Rosenfelde, und als er sich erst einmal außerhalb Berlins sah, stand auch gleich sein Entschluß fest, diesen Winter nicht mehr dorthin zurückzukehren. Daß er aber gerade in Rosenfelde blieb und sich binnen acht Tagen auf Wochen, ja, auf Monate hinaus hier niederließ, davon war, die Ueberheit zu gestehen, Virginie Steinthal die einzige Veranlassung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirthin von Fischbach.

Humoristische Erzählung von Ch. v. Gravenreuth.

(Schluß.)

Dann verhungert Er, Herr General, erwiderte lachend die Frau, denn ich bitte niemals etwas ab, und wenn mir's das Leben kostete. Da hätte doch der gnädige Herr König eher Ursach', auf mich bös zu sein, denn ein König ist doch noch was anders, als ein General, denk' ich, und ich hab' dem König sagen lassen, er soll zu mir in die Kuchel kommen. Aber sieht Er, Herr General, der König ist nit nur mehr als Er, er ist auch tausendmal einsichtiger als Er, denn der König weiß, daß eine Frau, wenn sie frisch von der Leber weg redet, nicht beleidigt, und der Herr König denkt sich: was ist denn Schlimmes daran, wenn die Frau mir sagen läßt, ich solle zu ihm in die Kuchel kommen?

Denkt Sie? lachte der König.

Freilich. Wenn aber Er, Herr General, glaubt, Er dürfe die Frauen behandeln, wie seine Rekruten, da irrt Er sich, und

da wehrt sich Jeder mit der Waffe, die sie eben zur Hand hat. Dank' Er Gott, daß ich nur den Kochlöffel hatte und nicht die Feuerzange, als er mich beim Arme packte und mich hereinschleppen wollte.

Wie? fragte der König, Sie haben Gewalt brauchen wollen?

Ach was da! ich wollte die Frau mitnehmen —

Ja! da sind die rothen Flecke noch, die er mir hinterlassen, sprach Frau Lisel, und zeigte ihren runden Arm; diese Flecken verdienen Ihm keine neuen Sternein und Kreuzeln zu denen, die Er da schon hängen hat. Aber laß Er uns Frieden machen — ich verzeih Ihm die Flecken, Er mir den Kochlöffel, und jetzt setz' Er sich hübsch daher und laß Er sich die Fische schmecken! — Mit diesen Worten drückte die Frau den General nieder auf den Sessel, und fast unwillkürlich strich sie ihm, so ganz nahe gekommen, das Ende seines mächtigen grauen Schnurrbartes und sagte halblaut: Prächtiger Bart, das!

Nun hatte Frau Lisel des alten Soldaten Herz mit Sturm erobert, denn sein Schnurrbart war seine schwache Seite. Kochlöffel und Opposition, Corporal und die Flucht, in die er zum ersten Male in seinem Leben gejagt worden war, verflogen in nichts, und die Wirthin erschien ihm plötzlich als eine angenehme, vernünftige Frau.

Auch der Adjutant saß bereits, durch Midei dazu bewogen, am Tische, und das Mahl schmeckte den drei Herren so außerordentlich, daß man der reich beladenen Schüssel bald auf den Grund sah.

Mit unermüdlicher Aufmerksamkeit sorgten Mutter und Tochter für ihre Gäste, und der Vater stand seitwärts und konnte sich nicht genug wundern über die Art und Weise, wie Frau und Tochter mit den vornehmen Herren umzugehen verstanden, deren Anwesenheit schon genügte, ihn zu Allem unfähig zu machen.

Aber wo sind denn unsere Diener? fragte der König; diesen sollte doch auch eine Erfrischung zu Theil werden. Sorgt für sie, Wirth.

Ist alles besorgt, Majestät Herr König! nahm die Frau das Wort; sie sitzen drüben in der Gesindestube und haben eine zweimal größere Schüssel voll Fische vor sich als diese, und Bier und Brod und Schinken und was eben das Haus vermag. Der Hans sorgt für sie. Denkt denn der Herr König, ich wäre umsonst so lange ausgeblieben? Aber zwanzig Fische, die wollen geschuppt und zubereitet sein, das geht nicht im Handumdrehen.

Ich sehe wohl, ich werde die Frau noch um Verzeihung bitten müssen, daß ich so unvernünftig auf ihrem Erscheinen bestand, sagte der König scherzend und gab das Zeichen zum Aufbruche. Dann reichte er der Wirthin die Hand und sagte: Adieu, Frau, Euere Fische haben mir vorzüglich geschmeckt, und Eure derbe Aufrichtigkeit war eine erfreuliche Zuthat.

Danke schönstens, Herr König, versetzte die Frau. Ich weiß schon, daß man mich die grobe Wirthin von Fischbach nennt und daß die Majestät jetzt eigentlich auch meinten, meine Grobheit sei eine schmackhafte Zuthat gewesen, aber das ist mir entfallen. So wie ich bin, muß ich nun einmal verbraucht werden, und wer meine Manier nicht vertragen kann, der kann ja draußen bleiben. — Wenn's aber dem Herrn König einmal drum zu thun ist, ein ehrliches, aufrichtiges Wort zu hören, und die Wahrheiten, wie's den Unterthanen um's Herz ist, so komm der Herr König zu mir, ich sag's ihm offen und ohne Scheu, und ich denk' mir, wenn sich ein König von Gottes Gnaden nennen läßt, so soll er auch so handeln, daß er seinen Unterthanen wie eine Gnade von Gott erscheint. Na! b'hüt Gott, Herr König, mein schönstes Compliment an die Frau Liebste, soll gar stolz sein und ein bißl hochmüthig, aber dabei wohlthätig und gut und so mag's schon gehn, 's ist ja eine Königin, und da wird's halt so sein müssen. Und die Jungfern Prinzessinnen laß ich und mein Midei schön grüßen, und wenn's gute Fisch essen und gute Milch trinken wollen, so sollen's willkommen sein. Leben's wohl, Herr General, und Sie, Herr Adjunkt! nix für ungut!

Und Allen ungenirt die Hände drückend, geleitete sie die hohen Gäste zur Thüre.

Da stieß Midei die Mutter an und deutete auf eine kleine Rolle Dukaten, welche neben des Königs Teller lag. Frau Lisel flog zum Tische, holte das Geld, drückte es dem Adjutanten, der ihr am nächsten stand, in die Hand und sagte: Die Wirthsleute von Fischbach lassen sich nicht bezahlen, wenn sie die Ehre haben, ihren König zu bewirthen. Das macht uns noch nicht arm!

Aber, liebe Frau, sprach der König, Sie wird doch nicht meinen, daß ich umsonst Ihre Fische essen und Ihr Bier trinken soll?

Und warum denn nicht? entgegnete die Frau — ißt denn der König nicht Jahr aus Jahr ein von unserem Fleiße, von —

Herr des Himmels! rief der König; machen wir, daß wir fortkommen, da bekämen wir noch hübsche Dinge zu hören. Adieu, Frau! Nimmt Sie das Geld nicht, so mag es Ihre Midei zum Hochzeitsgeschenk behalten, das darf Sie nicht abschlagen. Und wenn das liebe Kind für ihren Schatz eine Anstellung zu suchen nach München kommt, so soll sie nicht vergeblich bitten.

Wird sich hüten, in die Stadt zu kommen, Herr König! Werd' mein Kind nicht in Euer Sodom und Gomorrah hinein schicken —

Zugefahren! rief der König lachend. Adieu, hübsches Kind! Adieu, Alle! nickte er dann noch leutselig aus dem Wagen heraus, der bald auf der Straße nach Andorf verschwunden war.

Als der zweite Wagen auch weggefahren war, wurde der Platz vor dem Hause allmälig leer, und bald ging Alles wieder im gewohnten Geleise; nur Hans konnte sich von seiner Ueberraschung, einen König ohne Krone und Scepter gesehen zu haben, noch lange nicht erholen, desgleichen der Wirth von seinem Erstaunen über den Muth seiner Frau und Tochter.

Midei zählte mit leuchtenden Augen die erhaltenen Dukaten, denn sie wurden das Mittel, ihres Toni Lehrzeit abzukürzen und ihm die Aussicht auf eine baldige Anstellung zu eröffnen. — Die Wirthin von Fischbach aber rechtfertigte nach wie vor den Ruf ihrer Fische und ihrer Grobheit.

Miscellen.

[Die sieben Cardinalsünden.] Ein italienischer Componist hat jüngst mehrere Tanzmusik-Piecen unter dem merkwürdigen Titel: „Die sieben Cardinalsünden" publicirt. Die sieben Hauptsünden sind durch folgende Tänze charakterisirt: Der Stolz: schottischer Walzer; die Habsucht: Polka Mazurka; der Luxus: Walzer; der Zorn: Galopp; die Näscherei: Quadrille; die Neidsucht: Polka, und die Faulheit: Mazurka.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 16. Mittwoch den 24. Februar **1869.**

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

Reginald hatte von der Tochter auf die Mutter geschlossen und sich in Virginie eine ältere Eva vorgestellt. Da nun nicht bald ein Mädchen ihm so durch und durch mißfallen hatte, wie Eva am ersten Abend seiner Bekanntschaft mit ihr, so war es mit den ungünstigsten Erwartungen, daß er Steinthals Haus betrat, um sich der Herrin desselben vorstellen zu lassen.

Kaum indessen hatte er die zarte, feine Erscheinung der Medizinalräthin in's Auge gefaßt, kaum die mädchenhaft ängstliche Röthe in ihrem Gesicht bemerkt und die weiche Stimme gehört, welche vor Schüchternheit zitterte, als er sich auch seltsam bewegt und angezogen fühlte. Wäre Virginie nur zehn Jahre jünger gewesen, hätte sie nicht so viele weiße Haare und nicht so viele feine Linien auf der Stirn gehabt, man hätte von einer plötzlichen Leidenschaft sprechen können. Jetzt war davon natürlich nicht die Rede, aber einen lebhaften Eindruck machte sie darum doch auf Reginald, und da er gerade nichts Besseres zu thun hatte, als sich seinen Eindrücken zu überlassen, wohlverstanden, wenn sie angenehmer Art waren, so gab er sich der Betrachtung, die Virginie auf ihn ausübte, unbefangen hin und machte auch kein Geheimniß daraus.

„Sie müssen es sich schon gefallen lassen, in mir einen Verehrer Ihrer Frau Gemahlin zu sehen," sagte er eines Tages lachend zum Medizinalrath, als ihre Bekanntschaft so weit gediehen war, um eine solche Vertraulichkeit zu gestatten. „Eine Frau so recht verrühren zu können, ist ein solcher Genuß, daß man sich ihn nicht versagen mag, um so mehr, da die Gelegenheit dazu sich so selten darbietet. Mir wenigstens ist es nicht oft so gut geworden. Ich bedarf, soll es mir angethan werden, eines ganz besondern Zaubers, welcher auf der alten Zeit ist, wo die Frauen noch nicht so in Allem den Männern in's Handwerk griffen; ich meine, der Jungfräulichkeit; den besitzt nun Ihre Frau Gemahlin in seiner vollsten Macht. Sie ist schüchterner, als Ihre beiden Töchter, und doch kann Addy an Reizwürdigkeit etwas leisten. Wie kann sie nicht noch roth werden! Jeden Augenblick bei jedem Gedanken, und wie lieblich! Ganz wie das jüngste Mädchen, gleichsam aus Scham über ihre innere Scheu. Und dann diese wirkliche, naive Bescheidenheit, welche sie gar nicht auf der Bewunderung Anderer herauskommen läßt, weil alle Andern es besser machen, als sie! Es ist eine wahrhaft anmuthige Natur, und daß man sie gerade hier entdeckt, wo man im Allgemeinen nichts findet, als Affektation vom allerallsöglichsten Gepräge, das ist ein förmlich psychologisches Wunder."

Gegen Greg sprach der Bankier sich nicht minder lebhaft aus. „Es ist recht offenbar, daß du Weltenleiten noch gar nicht zu beobachten und zu würdigen verstehst," sagte er, „sonst würdest du dich nicht mit solcher Gleichgültigkeit in der Gesellschaft einer solchen Frau befunden haben. Nicht ein einzigesmal hast du ihrer persönlich erwähnt, immer nur als Mutter deiner Eva, und doch ist die Räthin die einzige Person hier, von welcher zu reden es sich der Mühe lohnt. Hast du denn keine Augen gehabt, oder lieber kein Gefühl? Ich begreif' es nicht, wie man so verständnißlos sein kann. Die Räthin ist das reizendste Frauenoriginal, welches ich seit Jahren und seit Jahren angetroffen habe. Sie ist so — wie soll ich denn sagen — so altfränkisch allerliebst. In unserer Dampfzeit kommen gar keine solchen Geschöpfe mehr zu Stande, sie haben wohl zu keiner Zeit noch Stille, um sich zu entwickeln. Aber die Räthin hat beides gehabt, und wie ist sie geworden! Wie ein Taubaldeen-Portrait auf Email, wie eine kleine, aufrechte, zierliche Auricl, welche gleichsam mit Silber gepudert ist. So ein klein bischen steif und förmlich, so ganz säuberlich und schicklich, so durch und durch sie — o die köstliche Frau! Es ist mir eine wahre Erfrischung, mich an ihr zu erfreuen. Und was für ein Glück für deine Eva, eine solche Mutter zu haben, wenn sie es nur anzuerkennen wüßte!"

„Meine Eva," murrte Greg innerlich, „ewig meine Eva! der Onkel ist boshaft wie ein Schuljunge — es ist, als wäre ihm diese verwünschte Vorsluft zu Kopfe gestiegen. Eigenes Berauschungsmittel — ich danke dafür. Unausstehlich macht es ihn. Meine Eva — es ist nicht mehr „meine" Eva. Aber er scheint zu glauben, daß ich von nun an ein pastor fido sein werde. Oder er will's glauben. Er ist jetzt ganz und gar Eigensinn und Laune. Wenn er von dieser Räthin spricht — man sollte denken, es wäre das Beste par excellence, und es ist weiter nichts, als eine gute, harmlose Frau von fünfzig Jahren, welche schon ganz weiß ist, oder doch so gut wie ganz weiß, denn wenn eine Frau erst dreißig weiße Haare hat, so kann sie auch gleich den ganzen Kopf voll haben, es kommt das völlig auf eins heraus."

Greg that in seinem Widerwillen gegen weißes Haar bei Frauen und in seinem Aerger über den plagenden Onkel Virginien Unrecht: sie war erst siebenundvierzig Jahr. Aber freilich, für Greg war das so gut, als wäre sie sechzig gewesen, und es war in der That ein wunderliches Anstimmen Reginalds, daß der Neffe die eigenthümliche Liebenswürdigkeit dieser Frau ebenso erkennen sollte, wie er.

Noch wunderlicher erschien es dadurch, daß Niemand außer Reginald in Virginien etwas Besonderes entdeckte. Die Räthin war in Rosenfelde bis zu dieser Stunde im vollsten Sinne des Wortes eine unverstandene Frau gewesen. Selbst ihr Mann, so zärtlich er sie liebte, und so hoch er sie hielt, empfand einiges Erstaunen über den Enthusiasmus, welchen sie in dem Bankier erweckt hatte. Es läßt sich das auch sehr leicht erklären: wo Fremde nur Glanz sehen, wissen die, welche täglich mit uns leben, wo der Schatten fällt. Virginie hatte so gut wie jedes menschliche Wesen die Fehler ihrer Eigenschaften, nur konnte Reginald sie noch nicht kennen, und der Gatte kannte sie. Mochte er indessen auch meinen, der Bankier überschätze in seiner fast jugendlichen Verehrung Virginien ein klein wenig: daß der Frau, welche ihm gehörte, eine so ritterliche Huldigung zu Theil wurde, freute ihn für sie und für sich selbst. Was unsern Nächsten geschieht, das geschieht uns, wenn nämlich das ächte Familiengefühl da ist. Daß von irgend einer Eifersucht nicht die Rede sein konnte, versteht sich. Der Medizinalrath sowohl wie der Bankier fühlten zu gut, was ihren Jahren angemessen war, um sich als „junge Männer“ lächerlich zu machen, und daß Virginie, welche selbst als Mädchen nichts von Koketterie gewußt hatte, jetzt, nahe an fünfzig, damit anfangen würde, konnte natürlich ihrem Gatten am Wenigsten einfallen.

Wem es leider einfiel, das war Eva. Die kleine Person befand sich, seit der Bankier ihr Hausgenosse geworden, in einer wahrhaft verzweifelten, fast möchte man sagen in einer wilden Stimmung. Sie war, so unnatürlich es klingen mag, rasend eifersüchtig auf die Mutter. Zum Erstenmale, seit sie zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt war, sah sie die Mutter sich vorgezogen und sich selbst als unbedeutend vernachlässigt. Bisher war das die Rolle der Mutter gewesen, welche die untergeordnete Stellung nicht ganz gern — denn welche Frau wünscht nicht, gefeiert zu werden? — aber doch ohne Einwendungen als etwas Begreifliches und Unvermeidliches angenommen hatte. Eva hatte in manchen Augenblicken instinktiv die Ueberlegenheit der Mutter empfunden, sich aber nicht minder instinktiv dieser unangenehmen Wahrnehmung immer so geschwind entzogen, daß sie nie zur Einsicht hatte reifen können. Auch jetzt wollte Eva es keineswegs einsehen, daß Reginald in seiner anbetenden Verehrung ihrer und der Mutter am Ende Recht haben könne. Nein, er war nur „abscheulich parteiisch“. Wellleicht wollte er es auch blos sein, denn im Ernst — was konnte er an „ihrer Alten“ finden? Die Mutter „meine Alte“ zu nennen, wohlverstanden, wenn sie zu Andern von ihr sprach, war eine von den schlechten Gewohnheiten, welche Eva in Berlin angenommen hatte, weil sie sich einbildete, das Geringachten von Ehrfurcht, Rücksicht und dergleichen oldfashioned Kram, sei ein Beweis von Genialität. Es war ein Unglück, daß Eva durchaus genial sein wollte. Wäre sie geworden, wozu sie eingerichtet war: ein gutes, einfaches, naives Kind, mit allerlei kleinen hübschen Talenten, aber ohne irgend welchen Anspruch auf überlegene Begabung, Reginald würde sie ganz anders betrachtet und behandelt haben. Jetzt wies er sie allerdings häufig auf ihren eigentlichen Platz, d. h. drei Stufen tiefer als ihre Mutter, zurück, und jedesmal, wenn er sie mit seiner geringschätzigen Artigkeit dahin gebracht hatte, empörte ihre ganze leidenschaftliche Innerlichkeit sich gegen ihn und — es muß gesagt werden — hauptsächlich gegen die Mutter, oder wie Eva sie in solchen Stunden anfaß, die Nebenbuhlerin. Sie hatte noch Besinnung genug, um es nicht laut zu sagen, aber sich selbst gegenüber beschuldigte sie die Mutter ohne Weiteres des „Flirtens.“ Nur dadurch konnte es erklärt werden, daß der Bankier so blind war, die Mutter der Tochter, der Jugend das Alter vorzuziehen, „denn ich werde am Ende immer erst fünfundzwanzig Jahr,“ eiferte Eva, „und das ist verglichen mit Mama's Alter, noch dazu da sie so früh weiß geworden ist, die reine Jugend. Es bleibt also nur die Möglichkeit übrig, daß sie on the sly mit ihm „flirtet.“ Ich thu's diesesmal wahrhaftig nicht.“

XVII.

Darin hatte Eva Recht; wurde dem Bankier gegenüber „geflirtet,“ so geschah es nicht von ihr. Sie vermochte mit ihm nicht zu „flirten.“ Im Anfang hatte sie es versucht, und es war nicht gegangen. Wenn sie ihre kleinen Künste vor dem schlauken Mann mit den zwei oder drei weißen Locken spielen lassen wollte, so durfte er sie nur mit seinen dunkeln Augen einen Moment lang fragend ansehen, und ihre kleinen Flatterflügel sanken wie gelähmt herab, sie wurde kleinlaut, kroch in einen Winkel und schlich so bald wie möglich aus der Stube. Sie wußte, sie würde nicht vermißt werden, und hatte die größte Lust, zu weinen. Oft that sie es auch, und wenn sie dann nach Stunden wiederkam und Niemand fragte: „wo bist du gewesen?“ oder: „warum bliebst du so lange fort?“ da hätte sie am liebsten wieder geweint. Sie fühlte sich mehr und mehr unsäglich verlassen. Selbst der Vater achtete ihrer weniger, als sonst, und Addy nun gar, die wußte kaum noch, daß Eva auf der Welt war. Der Bankier hatte den Backfisch gleichsam an einer goldenen Angel gefangen. Es war unglaublich, was das wilde Mädchen an ihm hing, und wie zahm sie unter seiner streichelnden Hand wurde, denn mit Adelinen that er schön, wie mit einem Kinde. Aber freilich schalt er sie auch aus, wie ein Kind, wenn sie ihre Mucken belam und Das oder Jenes „durchaus nicht“ thun wollte. Und Backfisch Addy „gab klein bei.“ Eine Viertelstunde lang faste sie wohl: „nein, ich will nicht,“ länger nicht. „Herr Höhnel,“ hieß es dann, „Herr Höhnel, sich werde thun, was Sie wollen. Aber ich thue es auch nur, weil Sie es wollen, für Jemand anders thäte ich es nicht, nein, sischerlich nischt.“ — „Selbst für die Mama nicht, Addy?“ fragte dann Reginald. — „Nein, selbst für die Mama nischt,“ behauptete Addy. — „O Addy, das glaub' ich nicht,“ sagte Reginald. „Wenn ich eine solche Mama hätte, ich thäte alles — Unmögliche für sie. Ich dächte, Addy, man überlegte es sich noch einmal, ob man nicht für die Mama auch thäte, was man für mich thut.“ — „Aber Mama verlangt's nischt,“ rief Addy eifrig. — „Darum muß man es eben von selbst thun, Addy.“ — „Ja, das ist eigentlisch wahr. Gut, Herr Höhnel, ein andermal werde isch es mir überlegen.“

Dieselbe Gewalt, welche er über Addy hatte, übte er auch auf die Klar'schen Mädchen aus, denen er sich gleich von Anfang an freundlich bewiesen hatte. Wenn Fanny und Nanine ihm auch weniger gefielen, als die drollige, höflich „plantspliche“ Elsbeth, so sagte er von ihnen doch: „es sind gute Kinder, die wirklich Sinn für etwas Anderes haben, als für das tägliche Brod und den täglichen Putz. Nicht minder Gerechtigkeit ließ er der Mutter widerfahren, wenn er gleich sehr geschickt jeder Gelegenheit entging, noch öfter neben ihr auf dem Sopha zu sitzen. Aber die Klugheit, mit welcher sie Hauswesen und Familie regierte und dabei, immer dem Manne die Ehre von ihren Anordnungen und Anstrengungen ließ, wußte er noch dem vollen Werthe zu schätzen und verzieh ihr dieser

ächt weiblichen Eigenschaft wegen sämmtliche kleine Lächerlichkeiten. Auch mit dem Manne richtete er sich wenigstens oberflächlich ein; der sogenannte Doktor hatte eine, wenngleich unkritische, so doch aufrichtige Liebe zur Literatur, und wegen dieser übersah Reginald die politische Schülerhaftigkeit des Privatdemokraten. Dagegen war der Geldbemokrat, der Holzhändler, dem vornehmen reichen Mann geradezu widerwärtig, und nicht weniger unerträglich fand er die gute Martha mit ihrer ländlichen Fülle und ihrer sentimentalen Neigung zu dem ebenfalls dicken Pastor, welchen predigen zu hören Reginald sich nicht entschließen konnte. „Ich müßte ihn zugleich auch sehen, und das wäre mir, als sähe ich eine Carricatur auf der Kanzel," sagte er. „Der Katholicismus darf wohlbeleibt sein, denn wenn er der Welt predigt, so erkennt er sie auch an — er weiß den Genuß zu heiligen. Aber der Protestantismus, welcher Alles spiritualisirt hat, darf nicht so viel Fleisch ansetzen, der protestantische Gedanke muß die Materie verzehren — nun sehen Sie einmal, wie viel er bei Ihrem Pastor verzehrt hat." — „Sie scheinen entschieden etwas gegen den Embonpoint zu haben," bemerkte die Räthin lächelnd; „denn auch die Fräulein Rettigs —" — „Miséricorde!" rief Reginald mit komischem Entsetzen, „diese drei lebendigen Tonnen, diese drei watschelnden Sphären — und wenn sie dabei noch gutmüthig wären! Indessen es ist eines der vielen alten Vorurtheile, daß dicke Personen gutartig sind — die drei Fräuleins wenigstens beweisen mit ihren messerscharfen Zungen siegreich das Gegentheil." Virginie sagte nicht: „sie haben aber doch vortreffliche Eigenschaften," — gegen diese Rosenfelder Phrase hatte der Bankier gleich am ersten Tage so energisch protestirt, daß er sie nicht mehr zu hören bekam, und so bemerkte Virginie nur mit einem Lächeln, das nicht frei von liebenswürdiger Bosheit war: „mir dünkt, an Schärfe der Zunge fehlte es andern Leuten auch nicht." — „O, bei mir ist das etwas Anderes," entgegnete Reginald, „ich bin mager."

(Fortsetzung folgt.)

Leben und Tod im Osten London's.

(„Daily-News" vom 29. Januar.)

I.

Gestern wurde in der Folleyhouse-Tavern, Cubitt-town, Isle of Dogs, Untersuchung gepflogen über den angeblich aus Hunger erfolgten Tod der 34 Jahre alten Katharina Spence und ihres Knaben. Bei dem vorgenommenen Augenschein fand die Jury die beiden Leichname auf dem Fußboden einer in dürftigster Weise ausgestatteten Hinterstube. Das Bett, auf welchem Mutter und Kind verschieden waren, bestand aus Lumpen und keine Bettwäsche war zu sehen. Ein kleiner, auf einen zerbrochenen Stuhl gestellter Kasten hatte die Dienste eines Tisches verrichtet. Auf diesem Kasten lag ein Traktätchen, betitelt: „Die Güte Gottes". Die einzige Nahrung, die sich in der Stube befand, war ein Stück Salz, von dem die Frau vor ihrem Tode etwas gegessen hatte. Der ganze Raum bot das Bild des größten Elends dar. Die Fenster waren zerbrochen und ein alter eiserner Deckel war gegen eines derselben gestemmt, um das Eindringen des Regens zu verhüten; ein anderes Fenster war durch ein Brett verstellt. Das Haus, welches die Nr. 1, Steward's-Terrace, Cubitt-town, trägt, besteht aus 6 Kammern; in jeder derselben lebt eine ganze Familie. Zwei andere Familien wohnen in den zwei Küchen. Alle Bewohner des Hauses erhalten vom Kirchspiel Unterstützung. Sie sind sämmtlich bei den Eisenschiffbauten beschäftigt gewesen und haben Alles eingebüßt, seit jene Arbeiten in Folge der Handelskrisis von 1866 eingestellt wurden.

Der Unglücksfall erweckte großes Interesse und verschiedene Mitglieder der Ortsbehörde wohnten der angehobenen Untersuchung bei.

Mary Bonny, ein elend aussehendes Weib, 122, High-Street, Shadwell, sagt aus: daß sie die Frau eines arbeitslosen Schiffsarbeiters sei. Die Verstorbene war die Frau eines Landarbeiters. Die Zeugin sah sie drei Wochen vor Weihnachten. Damals klagte sie über ihre Lage und äußerte: sie glaube nicht, daß sie noch lange leben werde. Die Zeugin war selbst so arm, daß sie ihr keine Hilfe schaffen konnte.

Hannah Rollinson, 1, Steward's-Terrace, ist die Frau eines verdienstlosen Arbeiters und bezahlt $1\frac{1}{2}$ Shilling Wochenmiethe für ihre Kammer. Die Verstorbene bezahlte wöchentlich 1 Shilling für die ihrige. Sie war sehr arm. Sie lebte mit ihrem Manne zusammen. Zwei Tage nach ihrem Tode wurde er wahnsinnig. Sie starb am Donnerstag und er verlor den Verstand am Samstag.

H. Drowse erklärt, daß der Mann in das Arbeitshaus (Workhouse) genommen und dort eingesperrt sei. In das Asyl konnte er nicht kommen, weil es mit Wahnsinnigen schon überfüllt ist. Der Zeuge fügt hinzu, daß der Mann schon lange ohne Arbeit sei und vom Kirchspiel unterstützt wurde. Die Frau hatte niemals einen Penny, um irgend was zu kaufen. Während des ganzen Dinstags vor ihrem Tode hatte sie nichts zu essen. Der Zeuge gab ihr am Abend eine Tasse Thee, den sie trank. Vor vier Wochen hatte ihr der Pfarrer Carpenter eine Suppenmarke gegeben. Alle ihre Kleidungsstücke hatte sie versetzt, um Brod zu kaufen. Vor kurzer Zeit hatte ihr der Hauseigenthümer für die rückständige Miethe die letzten Möbel nehmen lassen. Ihre letzte Decke verpfändete sie für 2 Shilling, als nichts zu essen im Hause war. Allen Familien im Hause fehlte es an Nahrung und die Verstorbene hungerte nicht mehr als sie Alle. Die sechs Familien bezahlten dem Eigenthümer wöchentlich $5\frac{3}{4}$ Shilling Miethe. Der Zeuge glaubt nicht, daß Katharina Spence aus Hunger gestorben sei.

Maria Holt, eine verheirathete Frau, die in der Hinter-Küche wohnt, erklärt, daß die Verstorbene oft den ganzen Tag kein Brod gehabt, wie die Zeugin selbst und alle Andern im Hause. Sie hatte nie, was sie wirklich brauchte: Essen; aber der Zeugin ging es ebenso.

H. J. J. Delany, Armenpfleger, sagt, daß der Mann der Verstorbenen am 5. Januar um Hülfe bat. Er wurde am 6. Januar vor die Vorsteherschaft geladen, die ihn zum Steinklopfen schickte und ihm 1 Pfund Fleisch, 2 Unzen Thee und 1 Pfund Zucker anwies.

Coroner: Kam er zum Steineklopfen?

Zeuge: Nein.

Coroner: Wie viel kann ein Mann im besten Falle mit Steineklopfen verdienen?

Zeuge: 7 Pence, höchstens 8.

Coroner: So daß, wenn ein Mann 10 Kinder hat und er des Tags $1\frac{1}{2}$ Shilling verdienen könnte, ihm das nicht erlaubt ist?

Zeuge: Nein; aber er bekömmt dann wöchentlich einen Laib Brod für jedes Kind.

Coroner: Wie lange war er ohne Arbeit?

Zeuge: Hin und her, seit dritthalb Jahren. Früher soll er 14 Shilling per Woche verdient haben. Unterstützung erhielt er nur für 3 Wochen.

Dr. J. Sarjant sagt aus, daß er die beiden Todten auf Anweisung der Kirchspiel-Behörden besichtigte. Die Frau stand am Donnerstag, daß Kind kurz nach seiner Geburt.

Dr. G. B. Phillips, 2, Spital-Square, Polizei-Chirurg, hat nur 3 Unzen Flüssigkeit im Magen finden können. Die Eingeweide waren leer und durch langen Mangel an Nahrung eingeschrumpft, dürn und durchsichtig. Die Frau hatte große Entbehrungen erlitten. Das fortdauernde Hungern hatte sie in einen schwachen, nervösen Zustand versetzt und endlich den Tod herbeigeführt.

Der Coroner meint, es sei aller Anlaß vorhanden, peinlich zu übertegen, ob einem Familienvater nicht gestattet werden sollte, mehr als 8 Pence täglich beim Steinklopfen zu verdienen.

Ein Geschworner bemerkt, daß 8 Pence Lohn für die Arbeit eines vollen Tages lächerlich sei. Man solle einen Mann verdienen lassen, was er könne, namentlich wenn er eine Familie zu ernähren habe. Jeder von den Geschworenen würde mehr als 8 Pence in einer einzigen Wahlzeit verzehren. Als man jüngst einen Mann für 8 Pence täglich zum Steinklopfen geschickt, habe er wohl gewußt, daß er seine Familie nicht davon ernähren könne, und gesagt: „Ich mag nicht hingehen. Es ist unnütz. Das Kirchspiel muß mich ja begraben."

Ein anderer Geschworner verursacht einige Ueberraschung durch die Aeußerung: es sei unnütz, ein Verdikt auf Hungertod abzugeben. Damit würde nur das Elend der Insel zum Gegenstand des Zeitungsgeschwätzes gemacht. Wozu seien todte Leute nutz? Man strecke sie in einen Kasten und begrabe sie, wenn man es nicht vernünftiger findet, sie ohne Kasten zu begraben.

Der Sprecher, ein wohlbekannter Arbeits-Unternehmer auf der Insel, fand für seine Bemerkungen nur geringen Beifall und die Jury gab ein Verdikt auf Tod durch Erschöpfung, Entbehrung und Mangel an Nahrung.

(„Daily-News" vom 29. Januar.)

II.

Gestern Nachmittag hielt H. Humphreys in der Green Man Tavern, High Street, Hoxton, eine Untersuchung über den Tod der verhungerten Anna Fitbrick.

Elisabeth Teasant, 9, Short Street, Hoxton, sagt aus, daß die Verstorbene ihre Schwester war und sich mit der Anfertigung von Zündholzschachteln beschäftigte. Sie hat die Zeugin nie um Hülfe gebeten; nur am letzten Montag Abend kam sie in die Wohnung der Zeugin, während diese abwesend war, und bald darauf wurde sie in das Arbeitshaus gebracht, wo die Zeugin sie besuchte.

Polizei-Sergeant Savery, 143, wurde Montag Nachts zu der Verstorbenen gerufen, die er auf der Treppe von Nr. 9, Short-Street, sitzen fand. Sie war matt und krank. Ihr Schwager Teasant stieß sie auf die Straße hinaus. Sie sagte zum Zeugen: „Ich bin so krank und ich dachte, er würde mir helfen. Wäre ich nicht zu matt, so legte ich mich wieder in den Winkel hinter die Kirche." Da sie augenscheinlich dem Tode nahe war, brachte der Zeuge sie in das Sankt Bartholomäus-Spital; aber der Arzt wollte sie nicht aufnehmen und der Zeuge führte sie nach dem Shoreditch-Arbeitshause.

Martha Dack, bezahlte Wärterin im Arbeitshause, gibt an, daß die Verstorbene zu ihr sagte: „Ich habe seit drei Tagen nichts gegessen und seit fünf Wochen in keinem Bett geschlafen. Ich bin zu meiner Schwester gegangen, aber sie haben mir nichts gegeben. In keinem Arbeitshause wollte man mich aufnehmen." Kleider und Körper der Verstorbenen sahen gleich elend aus.

Dr. D. M. Forbes konstatirt, daß Anna Fitbrick Dinstag Morgen um 9½ Uhr starb. Die Sektion des Körpers ergab die äußerste Erschöpfung; der Magen war leer, die Eingeweide zeigten sich dünn, blaß und zusammengeschrumpft durch langen Mangel an Nahrung. Die Ursache des Todes war eine durch den äußersten Hunger und Kälte erzeugte Lungenkongestion.

Die Jury gab ein Verdikt auf Hungertod.

Miscellen.

[Für den Gletscherführer Cyprer.] Die Leser erinnern sich der Erzählung von dem traurigen Ende des wackern Gletscherführers Cyprer aus dem Oetzthal. Die Schilderung der letzten grauenvollen Bergwanderung, welche Cyprer am 8. November v. J. in Gemeinschaft mit dem Herrn Curaten Senn aus Vent unternahm, und deren Anstrengungen er unterlag, lief damals durch viele Blätter, und hat gewiß Hunderte von Oetzthalwanderern, welche den braven tüchtigen Mann gekannt haben, zur Theilnahme gestimmt. Diesen und jeglichem Alpenfreund willkommen erscheint so eben ein Büchlein: „Aus dem Leben eines Gletscherführers. Blätter der Erinnerung an Cyprian Granbichler, genannt Cyprer, Berg- und Gletscherführer zu Vent im Oetzthal. Zum Besten einer für Cyprer zu errichtenden Gedenktafel herausgegeben von Münchener Mitgliedern des österreichischen Alpenvereins." (Mit dem Bildniß Cyprer's.) Für die 7jährige Mutter des Verunglückten ist vorläufig gesorgt. Zunächst ist der Ertrag der Schrift für die Gedenktafel auf Cyprer's Grab und Herstellung eines „Bildstöckl" an der Stelle, wo er geendet, bestimmt. Die Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung in Würzburg ist bereit, die Beiträge in Empfang zu nehmen und an Herrn Curat Senn zu übermitteln. Die Besteller der Schrift geschieht, da sie im Buchhandel nicht allgemein versendet werden kann, am besten und schnellsten durch Einzahlung von 24 kr. in Briefmarken an die Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung in Würzburg. Wird direkte frankirte Zusendung gewünscht, so wolle dieser Betrag um 2 kr. erhöht werden.

•

— Aus Leipzig, 13 Februar, berichtet die „D. A. Z.": „Welch schreiende Contraste bietet doch oft das menschliche Leben! Für gestern waren in einer hiesigen Restauration komische Vorträge des Sängers H. und seiner Frau angesagt. Die Frau erscheint auch zur festgesetzten Stunde, sieht sich aber beim Ausbleiben ihres Ehemannes genöthigt, allein durch ihre Couplets dem Verlangen des Publikums nach Erheiterung Rechnung zu tragen. Und während sie sich bemüht, die Lachmuskeln ihrer Zuhörer in Bewegung zu setzen, hat sich ihr Ehemann, durch Nahrungssorgen zur Verzweiflung gebracht, in einem Hofraume einer anderen Restauration erhängt. Vier Kinder sind nun der Fürsorge der unglücklichen Mutter allein überlassen."

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 17. Sonntag den 28. Februar 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

Wer es aus Opposition gegen den gehaßten Bankier, daß Eva jetzt gerade besonders häufig zu den Schwestern Nettig lief? Gewiß ist es, daß man ihre schmale Gestalt fast täglich zwischen dem dicken Trio sitzen sah und daß sie immer sehr fleißig arbeitete, sehr aufmerksam zuhörte und von beidem ihre fieberhafte Röthe bekam. Was die Fräulein Nettigs ihr sagten? Zuerst preisgten sie unveränderlich jeden Tag die Mode der Rachen. Sie war damals gerade in ihrem vollen Aufgehen, und da die drei Schwestern sich für Rosenfelde als die höchsten Autoritäten im Gebiete der Moden aufgeworfen hatten, so trugen nicht bloß sie selbst Rächen, wo die sich nur irgend anbringen ließen, sie verlangten auch, daß Andere sie tragen sollten. Das einfache Haarnetz, bei welchem Eva beharrte, war ihnen ein Greuel. „Sieh uns an," sagten sie, indem sie ihre dicken Gesichter in ihren Einrahmungen von Rächen zeigten, „und dann sieh, wie du aussiehst." Zu einer andern Zeit würde Eva die Peinlichkeiten der Rächen durch eine ungezogene Antwort bald zum maulenden Schweigen gebracht haben, jetzt indessen ließ sie sich Alles sagen, denn hatten die drei Schwestern genug über die Rächen gesprochen, so fuhren sie über den Bankier und ließen, um den allläglichen, aber bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen, kein gutes Haar an ihm. Greg bekam auch sein Theil, doch darum war es Eva nicht zu thun, nur darum, schlecht über Reginald sprechen zu hören. Das war ihr wie ein Labsal, ja, wie ein Bedürfniß, und dieses konnte sie lediglich bei den Fräulein Nettigs befriedigen. Ueberall anderswo, selbst bei den Bittes, deren Eitelkeit er geschickt geschont hatte, wurde nur Gutes von ihm gesagt; Schade's, die wenigstens den Fehler der Verleumdung nicht hatten, ernährten seiner gar nicht. Und Eva konnte auch nicht von ihm reden — ihn loben, oder nur gelten lassen mochte sie nicht, und „über ihn herziehen," das hätte, da er im Hause ihrer Eltern wohnte, gänzlich gegen ihr Loyalitätsgefühl gestritten. Sie mußte sich also damit begnügen, ihn von Andern zerreißen zu lassen, und diese Aufgabe erfüllten die drei Nettigs auf das Gewissenhafteste, indem sie ihm den guten Geschmack, mit welchem er ihre Rächen nicht bewunderte, als die größte Beleidigung anrechneten und nachtrugen.

Bisweilen wollte es Eva des Abends in ihrem Zimmerchen vorkommen, als sei sie „recht schlecht," indem sie sich innerlich so in Feindschaft gegen einen Mann verhärte, der sich so freundlich gegen die Ihrigen und so gut gegen die Armen bewiese, denn Reginald hatte gleich im Anfang seines Aufenthaltes dem Medicinalrath eine namhafte Summe zur Verwendung für arme Kranke übergeben. Er nannte das lächelnd „seinem neuen Wohnort seine Schuld bezahlen," und diese Art, mit welcher er eine Wohlthat in einen Scherz verwandelte, hatte dem Steinthal'schen Ehepaar ungemein gefallen und es von vornherein auf das Günstigste für den Bankier eingenommen. Auch Eva, welche das mitleidigste Herz für alle Arme hatte, war sich selbst zum Trotz durch dieses feine Wohlthun bewegt worden, und so oft sie es sich zurückrief, erschien sie sich im Unrecht gegen Reginald. Aber dann kam schnell wieder die gekränkte Eitelkeit und bewies ihr, daß sie im Rechte sei, wenn sie ihn verabscheue. Und dann wurde Eva für sich ganz allein heiß und böse und setzte: „Warum behandelt er mich so? Achtung ist doch am Ende das Wenigste, was der Mensch verlangen kann."

War es das Wenigste, so gab Reginald ihr allerdings gar Nichts, denn von Achtung war in seinem Benehmen gegen Eva auch nicht die leiseste Spur vorhanden. Besaßte er sich überhaupt mit ihr, so begegnete er ihr wie einem Kinde, mit welchem man Nachsicht hat. Nie konnte sie ihn zeigen oder gar unwillig machen, sie mochte es anfangen, wie sie wollte. Als sie sich noch einmal ihrer Anbetung Garibaldi's rühmte und ihn als den größten Mann der Gegenwart pries, fragte Reginald ganz einfach: „Können Sie sich einen großen Mann ohne Geist denken?" Ehrlich kann man mit Dummheit sein, groß nicht — dazu gehört eine vollkommen organisirte Individualität, und welcher Mensch ist vollkommen organisirt ohne Geist?" — Sprach Eva von der Nothwendigkeit der Humanität gegen die Juden, so bewies Reginald ihr, daß die Christen nicht minder Ansprüche darauf hätten, human toleritt zu werden. Paradirte sie herausfordernd mit ihrem Unglauben, so sagte Reginald gutmüthig verweisend: „Fräulein Eva, es ist so schlechter Ton, jetzt Nichts mehr zu glauben. Ça court les rues." Endlich hatte Eva noch eine Manie, die, sich als verderbt hinzustellen. Es war ihr Spaß, ganz ernsthaft zu sagen: „so sois très corrompue." Eines Tages, wo über Vornamen gesprochen wurde, machte Greg die etwas boshafte Bemerkung: der Name unserer Stammmutter werde von ihrer gegenwärtigen Repräsentantin mit vollem Recht getragen. — „Sie meinen, weil ich so gern von der verbotenen Frucht naſche?" fragte unsere Eva, die nie eine Gelegenheit entschlüpfen ließ, um sich zu verläumden. — „Thun Sie das?" fragte Greg. — „Als ob Sie das nicht wüßten!" rief sie. — „Ich sollte das wissen?" fragte er verletzt und verlegen. „Wo-

durch, wenn ich bitten darf?" — „Nun, weil alle Töchter Eva's das Verbotene lieben," erklärte sie. — „Aber, Eva!" warnte die Mutter in wahrer Todesangst. — „Gestatten Sie immerhin Ausnahmen," nahm Reginald scherzend das Wort, um der geängstigten Räthin zu Hilfe zu kommen. „Wenn man zum Beispiel Virginie heißt — oder die Tochter einer Virginie ist," wollte er mit absichtlich übertriebener Artigkeit hinzusetzen, doch Eva ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern rief so vorlaut wie nur je: „aber ich heiße nicht Virginie, und das ist auch sehr gut, car je n'ai absolument rien de virginal." Als sie soweit gekommen war, sah sie den Bankier an, und sein mitleidiges Gesicht brachte sie gänzlich außer Fassung. Sie stockte, wurde blutroth, fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen schossen, lief aus dem Zimmer und die Treppe hinauf in das ihrige, riegelte es hastig zu, warf sich auf den Sopha und schluchzte wie ein Kind.

Unterdessen sagte die Räthin wirklich aufgeregt: „Herr Höhnel, was werden Sie von Eva denken!" — „Daß sie schwatzt, weil sie trotz aller unnützen Studien nichts weiß," antwortete Reginald freundlich. „Aber es wäre Zeit, daß sie endlich überlegen würde. Wer sie kennen lernt, ohne zugleich die Eltern kennen zu lernen, welche eine Garantie für sie sind, der könnte allerdings auf den Gedanken kommen, ein emancipirtes Fräulein vor sich zu haben." — „Und sie ist nichts weniger als das," fiel die Mutter ängstlich ein, „im Gegentheil —" — „Sie ist sogar ein wenig prüde," vollendete Reginald lächelnd. „Sie sehen, ich habe sie richtig beurtheilt," fuhr er fort, als die Räthin auch lächeln mußte, „und eben deßwegen — geben Sie mir die Erlaubniß, ihr einmal etwas Moral lesen zu dürfen?" — „Mit tausend Freuden, sobald Sie wollen." — „Wohl, da wollen wir es gleich morgen thun. Ich will sie bitten, mir an meinem Baum etwas putzen zu helfen — da ergibt sich ein tête-à-tête ganz ungesucht, und daß sich eine Gelegenheit finde, um auch die Moral ganz ungesucht anzubringen, dafür wird Fräulein Eva schon sorgen."

XVIII.

Wir Alle werden es das eine oder das andere Mal erfahren haben: wenn man etwas bestimmt von Jemand erwartet und auch aller bisherigen Erfahrung nach zu erwarten berechtigt ist, so thut er es gerade nicht.

Eva machte es nicht anders. Sie gab Reginald nicht die mindeste Gelegenheit, eine Moralpredigt anzufangen. Sie ließ das Mäulchen etwas hängen und hatte um die Augen eine leise Röthe, ganz als könnte sie seit dem vorigen Tage in verschiedenen Abkühlen geweint haben, aber dabei „behavte" sie sich äußerst wohlanständig, verscherzte nicht ihre „Corruption", sagte dem Bankier keine Grobheiten, fragte immer nur, was sie thun solle, und that Alles, was Reginald ihr aufgab, willig und geschickt, ohne hinzuwerfen und zu zerbrechen; genug, sie war die „capitalste" kleine Helferin, die ein Baumanputzer sich nur wünschen konnte.

Reginald war durch diese Miene, welche Eva an nahm, halb beluftigt, halb humoristisch gerührt. „Ob der verwünschte kleine Baig wohl eine einzige Dummheit machen wird!" dachte er. „Und doch war es so nöthig, ich könnte ernsthaft mit ihr reden!"

Warum war es seit gestern „nöthig" geworden? Weil Reginald um acht Uhr Morgens bereits von Greg überrascht worden war.

„Onkel," sagte Greg, als er eintrat, „ich bitte dich, gib mir heute einmal ausnahmsweise auch zu frühstücken. Ich habe etwas sehr Unangenehmes zu sagen und möchte es wenigstens bei zutem Kaffee thun."

Reginald hieß Greg, den Kammerdiener, eine zweite Tasse bringen und zwei Eier mehr kochen. Er hatte mit Adolph und Fritz zugleich das nöthige Porcellan, Silber und Tischzeug kommen lassen, um Steinthals so wenig wie möglich zu belästigen. Greg war in Berlin an allen den „Luxus", welchen der Frühstückskisch des Onkels darbot, viel zu sehr gewöhnt, um ihn nur zu bemerken, aber in seinem Exil — so nannte Greg bereits seinen Aufenthalt in Rosenfelde — war aller Comfort ihm dermaßen fremd geworden, daß er die Art, auf welche der Onkel frühstückte, sowohl bewunderte, wie beneidete. „Du hast's gut," sagte er, während er sich das erste Ei zurecht machte, „wer's nur auch so hätte!"

„Warum hast du's nicht so?" antwortete der Onkel. „Das ist doch nur deine Schuld."

„Die meiner Böse, willst du sagen. Zu solchem Reise-Sybaritismus muß man vor Allem dein Geld haben."

„Erwirb die so viel, wie du brauchst, ich habe „mein Geld" auch nicht gleich von Anfang an gehabt."

„Nicht, Onkel?"

„Nein, mein Junge. Als ich an die Spitze des Geschäftes trat, war für mich persönlich herzlich wenig da."

„Der Großvater war doch nicht extravagant gewesen?"

„Für sich selbst nicht. Für seine Familie — ja."

„Für die Großmutter hauptsächlich. Ja, das wußte ich schon als Kind, wie viel die brauchte."

„Ja, das," sagte Reginald ernst, „deine Mutter ist dadurch nicht verkürzt worden. Und mir dünkt, du nähmst auch recht hübsch Theil am Familienvermögen."

„Nur sehr bescheiden, Onkel. Papa gibt mir achthundert Thaler. Was soll ich damit machen, sag' selbst. Wenn Mamma nicht noch wäre, ich käme ohne meine Schuld tummerlich in Schulden. Aber selbst mit ihrem Zuschuß reicht's nicht bis zu silbernen Kochmaschinen auf der Reise."

„Unglücklicher Junge!" sprach mitleidig der Onkel. „Und das Unangenehme, was du zu sagen hattest? Besteht das vielleicht in dem Mangel einer silbernen Kaffeemaschine?"

„Nicht eben das," antwortete Greg, und „bescheckte" sich mit seinem zweiten Ei, „sondern in der Erkenntniß, in der Wahrnehmung —"

„Ob erst dein Ei fertig," schlug Reginald vor.

„Hol' der Henker das Ei!" sagte Greg, der von Zeit zu Zeit auch fluchen konnte. Er schob den Eierbecher von sich und kam ärgerlich, aber entschlossen, mit der Wahrheit heraus. „Ich bin ein Esel gewesen, Onkel, mit meinen Heirathsgedanken," bekannte er. „Erstens in meinem Alter oder vielmehr in meiner Jugend schon heirathen, und zweitens dieses „corrumpirte" Fräulein —"

„Sie ist's nicht, Greg."

„Was hilft mir's, daß sie's nicht ist, wenn sie's sagt, daß sie's ist? Wenn sie eine solche Erklärung, wie die gestern, im Salon von Mama abgibt, die Mädchen drum 'rum! Mir haben die Haare zu Berge gestanden, die Haare, sag' ich dir —"

„Ich kann mir's denken," schob Reginald ein, ohne zu lachen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an den Generallieutenant v. Feder.

Am 28. Januar 1804 in Augsburg in Folge einer Herzlähmung Maximilian von Feder, kgl. bayerischer Generallieutenant und mehrjähriger Generalkommandant von Augsburg. Ein Mann, der sonst für die bayerische Dynastie in Griechenland Großes geleistet hat, und dessen wirklich bedeutende Verdienste um so mehr einer Erwähnung und Erinnerung verdienen, als er selbst in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit sich ihrer nie rühmte. Aus Mittheilungen seiner Freunde und einigen Briefen aus der damaligen Zeit, sowie aus anderen Schriftstücken und Zeitungsartikeln, haben wir versucht, ein kurzes Bild seines Wirkens in Griechenland zu geben.

Feder, am 31. März 1802 in Abberg geboren, wo sein Vater als Oberamtmann angestellt war, erhielt seine militärische Erziehung im kgl. Kadettenkorps in München, das er im Jahre 1822 als Artillerie-Unterlieutenant verließ. Als 1833, in Folge der Berufung des Prinzen Otto von Bayern auf den griechischen Thron, bayerische Officiere zum Eintritt in die griechische Armee gezwungen wurden, folgte auch Feder, der unterdessen zum Oberlieutenant vorgerückt war, dem geliebten Fürsten in das Land, welchem er bald wesentliche Dienste zu leisten außerstehen war.

Kurz nach der Ankunft in Nauplia (Febr. 1834) wurde nämlich dem nunmehr kgl. griechischen Hauptmann Feder der ehrenvolle, aber höchst schwierige und gefährliche Auftrag, die Pacificirung der im Aufstande begriffenen Provinz Maina als kgl. Commissär durchzuführen. Schon hatte er dort festen Fuß gefaßt, als durch die bestehenden Ränke und Aufregungen der maßgebenden Parteihäupter jener bedenkliche Aufstand vom Jahre 1834 in der Maina und in Messenien ausbrach, der eine größere militärische Expedition dorthin unter General Schmalz nöthig machte. Dem Hauptmann Feder, der hiebei als Generalstabschef thätig war, muß ein wesentliches Verdienst an dem errungenen Erfolge zugeschrieben werden, was auch in dem darauffolgenden Armeebefehl lobend anerkannt wurde. Bei dieser Expedition hatte man gesehen, daß unter den eigenthümlichen örtlichen Verhältnissen der Maina den kgl. Truppen zwar augenblickliche Waffenerfolge, aber nicht die nachhaltige Unterdrückung des Aufstandes, nicht Pacificirung und politische Eroberungen möglich waren.

Die Maina, jene südlichste, halbinsel des Königreichs, ist größtentheils ein sehr gebirgiges, steiniges und unfruchtbares Land auf dem in's Mittelländische Meer auslaufenden Gebirgsrücken des Taygetus. Die Bewohner dieses Landes, die Mainotten, waren ein kühnes, räuberisches, der Blutrache ergebenes Volk. In blinder Anhänglichkeit an die dort herrschenden Familien, von denen Mavromichalis, Murtzinos und Ilanietakis die angesehensten waren, folgten die Mainotten nur dem Willen ihrer Parteihäupter, die sich selbst wieder unter einander bekriegten, wobei Scenen von unerhörter Grausamkeit und tückischem Verrath häufig vorkamen. Diese bestehenden Fehden welche durch die Blutrache, die sich sogar testamentarisch von Familie zu Familie forterbte, stets neuen Anlaß und Nahrung fanden, zwangen die Bewohner zur Erbauung fester zu Selbstvertheidigung eingerichteter Wohnhäuser und Thürme, bei denen fast alle Hülfsmittel der Vertheidigung in Anwendung kamen. Hinter diesen Thürmen trotzten sie, aufgereizt von den Parteiführern, allen Befehlen der Regierung.

Diesen Widerstand zu brechen, ja was noch weit schwieriger war, die unbotmäßige Provinz in eine geordnete, die wilden Räuberischen Gebirgsbewohner in untergebene disciplinirte Soldaten umzuwandeln, dazu ward Feder nach Abzug der Truppen, im September 1834, allein ausersehen. Im Oktober 1834 ging er, zum Artilleriemajor und zugleich als außerordentlicher Regierungskommissär ernannt, begleitet nur von einem griechischen Unteroffizier, in die Maina ab.

Mit der griechischen Sprache bereits vertraut, wußte er sich rasch in die eigenthümlichen, theils im Nationalcharakter, theils in den Parteiverhältnissen begründeten, Verhältnisse zu finden. Durch Milde und Strenge, wo sie erforderlich waren, durch große Rechtlichkeit, edle Uneigennützigkeit und unermüdlichen Pflichteifer errang er sich bald Vertrauen und Ansehen. Sein bei allen Gelegenheiten bewiesener persönlicher Muth zwang den kühnen kriegerischen Mainotten die volle Hochachtung für den bayerischen Officier ab. Mit dem Säbel in der Faust, allen Andern voran, erstürmte ὁ κάγαρος, ὁ Βαυαρὸς (der langbeinige Bayer), wie ihn spottweise seine Gegner nannten, die Befestigungen und Thürme, und zwang die Rebellen zur Unterwerfung.

Welche Geltung er sich in Griechenland schon nach kurzem Aufenthalt zu verschaffen wußte, beweist ein Artikel vom Mai 1834 in Nr. 77 der in Nauplia erschienenen Zeitung „Soter." Dieses von Griechen redigirte Blatt sagt unter Anderm: „Feder vermag mehr über die Mainotten als jeder andere Grieche oder Deutsche. Die Natur scheint sich gefallen zu haben, in ihm die Vorzüge eines Athenen der Gefahr trotzenden Kriegers und klugen umsichtigen Commandanten und Organisators zu vereinigen."

Diese Anerkennung verschaffte sich Feder aber nicht durch seine persönliche Tapferkeit allein, sondern auch durch die Umsicht und Uneigennützigkeit in Ausübung seines Amts als Regierungscommissär der Maina. Während er selbst im höchsten Grad einfach lebte, verwendete er seine hohe Besoldung ganz zum Nutzen der Regierung. Er unterstützte die Armen und gab mit vollen Händen den dieses Bedürfniß. „Τὰ τάλληρα τοῦ φέδερ χάμνουν δουλιὰ" (die Feder'schen Thaler machen Geschäfte) war in der Maina zum Sprichwort geworden.

Solche glänzende Eigenschaften errangen ihm aber auch bald die Achtung und Liebe der Mainotten, und sie zeigten sich, wenigstens ein Theil unter ihnen, seinen weitern Bestrebungen der Pacificirung und Truppenanwerbung günstig gesinnt. Schon im März 1835 hatte Feder sechs Mainottencompagnien, jede zu 50 bis 60 Mann, gebildet. Mit dieser ihm völlig ergebenen Schaar hielt er die ganze Provinz in Ordnung, und bezwang die Widerspenstigen. Wohl regte sich da und dort die angeborene Lust zu Räubereien, und manche der angesehenen Familien, die ihren Einfluß schwinden sahen, wandten alle Mittel an, um Aufstände und Verschwörungen anzuzetteln.

Als im Juni 1837 im Lager von Kalamata, durch Intrigaun aufgereizt, einige Compagnien den Gehorsam verweigern und ihre Officiere davonjagen, da wirft sich Feder in die volle Uniform und tritt den Meuterern kühn entgegen. Die Empörer stutzen, einige Soldaten schlagen ihre Gewehre auf ihn an — nur ein Schein von Furcht, und Alles war verloren — Feder aber kommandirt ruhig, als wäre nichts vorgefallen. „Beim Fuß das Gewehr," die Meuterer gehorchen und sind fortan subordinirt. Solche seltene Besonnenheit von Muth und Unerschrockenheit besiegten die Herzen der Mainotten, denen selbst Tapferkeit als die höchste Tugend gilt. Feder wurde in der Maina allmächtig, und durch ihn war es König Otto

Im Jahre 1838 brach ein neuer Aufstand in Messenien aus, der, im ganzen Peloponnes verbreitet, sehr bedenklich zu werden schien. Major Feder brachte durch seinen Einfluß die Mainotten dahin, daß sie trotz des tiefgewurzelten Aberglaubens — daß der Mainotte bei der Entfernung aus seiner Heimath, selbst nur in den nächsten Grenzprovinzen, in Folge des Wechsels von Luft und Wasser dem sichern Tod entgegengehe — ihm nach Messenien folgten. An der Spitze seines Bataillons brach er aus der Festung Navarin hervor, schlug die Rebellen zweimal, und hatte den ganzen Aufstand bereits beendet, als General Gordon, der von Nauplia ein Truppenkorps gegen die Aufständischen heranführte, erst halbwegs gekommen war, und nun wieder umkehrte, nachdem er den Ausgang erfahren hatte.

Fortan hielt Feder mit seinen Mainotten den ganzen Peloponnes im Zaum. Im Jahre 1839 machten die über den gänzlichen Verfall ihres Einflusses verzweifelten Parteihäupter, welche sich nun außer Stand sahen, der Regierung ferner zu imponiren, noch einen Versuch zum Aufstand in der Maina. Die Regierung beorderte wieder ein aus Infanterie, Cavallerie, Artillerie und Gendarmen bestehendes Truppenkorps gegen die Rebellen, und ernannte den in der Zwischenzeit zum Oberstlieutenant im griechischen Generalstab beförderten Feder zum Commandanten desselben, indem sie zugleich fünf Kriegsschiffe unter seine Befehle stellte. Feder aber war schon mit einigen Compagnien Mainotten von Modon und Navarin herbeigeeilt, und hatte mit denselben den Aufstand unterdrückt, ehe noch die übrigen unter sein Commando gestellten Truppen eintrafen, worauf deren Rückbeorderung von ihm sogleich erfolgte.

Feder griff aber auch in die innere Verwaltung der Maina heilsam ein. Die Phalanx wurde von ihm vollständig neu organisirt. Die Blutrache, welche sich nicht allein mit der Beraubung des Lebens begnügte, sondern auch das Eigenthum, die Saaten und Pflanzungen seiner Opfer vernichtete, verschwand unter seinem Einfluß. Die Felder, die brach gelegen, wurden wieder bestellt; der Oelbaum, der dort das beste Oel liefert, wurde eifrig kultivirt, und regelmäßiger als aus irgend einer andern Provinz flossen die Steuern und Abgaben an die Regierung.

Der Widerwille der Mainotten gegen alle gesetzliche Ordnung verwandelte sich in die vollste Unterwerfung unter die Obrigkeit und die Gerichte. Ein geordnetes Gemeindewesen wurde von Feder eingerichtet, und in dem früher nur von Parteihäuptern und großen Familien beherrschten Lande galt jetzt nur sein im Namen der Regierung geführtes Wort. Die wirklich große Anhänglichkeit an die Parteiführer war in einer Weise an den König übergetragen, daß die Maina als die geordnetste und dem König ergebenste Provinz bezeichnet werden mußte, und es nur zu bedauern bleibt, daß man in der letzten traurigen Katastrophe der Dynastie (1862) nicht an die Treue und Anhänglichkeit jener Provinz appellirte. Solche wahrhaft großartige Erfolge waren aber auch nur einem Manne möglich, der seine ganze jugendkräftige Thätigkeit mit staunenswerther Hingebung, unter großen persönlichen und finanziellen Opfern, an die Ausführung seines Vorhabens setzte.

Aber eben diese Energie, diese allgemeine Achtung und der unbeschränkte Einfluß, den er namentlich in der Maina hatte, erweckten bei einer gewissen Partei, die wohl erkannte, daß in Feder und seiner treu ergebenen Schaar die mächtigste Gegenwirkung und das unübersteigliche Hinderniß ihrer Ränke sei, Haß und Eifersucht. Man bot alle Mittel auf, den Mann zu entfernen, den man fürchtete. Und so bewilligte im Dezember 1841, wenn auch sehr ungern und nach langem Zögern, König Otto die von Feder selbst schon seit mehreren Monaten erbetene Entlassung aus den griechischen Diensten.

Als er die Befehlshaberstelle über die Phalanx und das Mainotten-Bataillon niederlegte, fehlte es nicht an sprechenden Zeichen der Dankbarkeit und Anerkennung, von Seiten dieser von ihm organisirten Schaaren, wie aller wohlmeinenden Griechen. Die Officiere seines Corps überreichten ihm, „dessen Verstand, Tüchtigkeit und redlicher Wille so Vieles in Lakonien zu Stande gebracht," einen prachtvollen Ehrensäbel. Die Unterofficiere des Bataillons und die Officiere der mainottischen Tetrarchie der Phalanx gaben dem Scheidenden andere Waffenstücke, schöne und kostbare Andenken mit, welche von Ergebenheitsadressen begleitet waren, die besser als alles Andere für das Ansehen und die Leistungen Feder's sprechen.

So verließ Feder, begleitet von den besten Wünschen der Maina und mit voller Werthschätzung von Seiten aller wohlmeinenden Griechen, seinen mehrjährigen erfolgreichen Wirkungskreis, und kehrte nach einem Ausflug nach Konstantinopel und Aegypten in sein Vaterland zurück, wo er wieder bei seinem Regiment in dem ihm durch den Werbevertrag gesicherten Rang als Artilleriehauptmann eintrat.

Im Jahre 1844 wurde Feder zum Hauptmann im Generalstab ernannt, und im darauffolgenden Jahr zum Major im 4. Jägerbataillon befördert, welches Bataillon er nach kurzer Unterbrechung vom 17. Mai 1849 bis 9. Oktober 1849 — während welcher Zeit er Major im Infanterie-Leibregiment war — vom Jahre 1849 bis 1851 als Oberstlieutenant kommandirte. Am 23. Juli 1851 zum Obersten im 14. Infanterieregiment befördert, verwaltete er diese Stelle, bis er „in außerdienstlicher Mission zur Fortführung des diplomatischen Verkehrs" nach Griechenland befehligt wurde.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

[Das einzige Mittel, um lange zu leben.] Das „Siècle" erzählt folgende Anekdote von dem greisen Componisten Auber, der Freitag, den 29. Januar seinen 87. Geburtstag feierte. Der alte Herr war trotz des hohen Greisenthums in Gesellschaft der liebenswürdigste und frischeste Sprecher. Ein junger Elegant, der mit in dem frohen Herrn- und Damenkreise war, den Auber bei diesem Feste um sich versammelt hatte, war taktlos genug, zu dem Maestro zu sagen: „Das ist alles recht gut; allein alt zu werden, bleibt immer eine unangenehme Sache." — „Sie haben da vollkommen Recht," erwiederte mit gutmüthigem Humor ruhig der musikalische Urgreis, „Sie haben ohne Zweifel ganz Recht; aber bis jetzt ist es doch das einzige Mittel, das man gefunden hat, um lange zu leben."

[Bayerischer Grundsatz] In einem deutschen Bierhause Bostons behauptete kürzlich ein Bayer, zum Entsetzen der amerikanischen Zuhörer: „Zu viel Schnaps ist zu viel Schnaps, aber zu viel Bier — ist gerade genug!"

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 18. Mittwoch, den 3. März 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

„Ich kann mir's auch denken," versicherte Greg immer aufgeregter, „und eben deswegen mag ich es nicht sehen. Lieber laß' ich mich zehnmal von den Mädchen auslachen, weil ich mir eingebildet habe, verliebt zu sein, als daß ich mich ein einziges Mal wegen einer solchen Frau beklagen ließe. Je suis très corrompue — je ne rien de virginal — was für Reden! Wenn man es nicht mit eigenen Ohren gehört hätte, man würde es für die absurdeste Verleumdung erklären, daß ein Mädchen dergleichen sagen könnte."

„Ja, die arme Eva ist sehr unvorsichtig, und wirklich eine arge Feindin ihrer selbst."

„O die ärgste, die allerärgste! diese boshaften Bitters schaden ihr nicht halb so viel. Und à propos der Bitters — sie können morgen zum Weihnachtsabend die Winde um mich fragen."

„Du reisest ab?"

„Heute noch, Onkel."

„Um einen Vorwand in einem unwiderstehlichen Wunsche deiner Mutter zu haben, daß sie das Fest nicht ohne dich u. s. w.?"

„Du erräthst nicht blos halbe Worte, sondern Gedanken."

„Die heimgen sind selten schwer zu errathen," sagte der Bankier spöttisch und setzte dann, plötzlich zum Ernst übergehend, scharf hinzu: „Weißt du, wie du dich betrügst?"

Greg ließ den Kopf hängen.

„Ich erspare dir das Aussprechen meiner Meinung," fuhr Reginald fort; „ich glaube, auch du wirst dieselbst zu errathen wissen. Und damit Adieu."

„Du bleibst?" fragte Greg so verdutzt, daß der Onkel, so widerwärtig der „alberne Junge" ihm eben war, sich des Lachens nicht enthalten konnte.

„Warum sollte ich nicht bleiben?" fragte er.

„Weil du hier gar nichts zu thun hast. Du bist doch blos meinetwegen gekommen."

„Ganz recht, aber nicht deinetwegen geblieben. Das war durchaus überflüssig. Hätt' ich gewollt, du wärst mir schon am nächsten Tage wie ein Damm nach Berlin zurückgefolgt. Aber ich wollte dich mein Derangement büßen lassen und blieb, und jetzt bleib' ich, weil es mir hier gefällt, weil ich — Winterluftduft haben will."

„Setze hinzu: weil ich die Medizinalräthin verehren will."

„Auch," entgegnete sorglos Reginald.

„Onkel," rief Greg, ernstlich und dringend Reginalds Hand fassend, „Onkel, bedenke, was du thust. Du bist doch gewissermaßen Gast hier im Hause, sie ist Mutter und selbst Großmutter —"

„Meinetwegen auch Urgroßmutter," entgegnete Reginald, den Neffen ungeduldig abschüttelnd. „Bist du denn rein toll, Patron, daß du mir dergleichen zu sagen wagst? Indessen wenn man sich betrügt, wie du, so hält man gern Andere für Seinesgleichen, und darum sei die verziehen, nur geh' jetzt deiner Wege. Oder brauchst du Geld, um bei Bitters bezahlen zu können?"

„Nun," antwortete Greg schmeichelnd, „so ein zehn Louisd'or wären nicht übel, wenn auch nicht ganz für Rosenfelde, aber in Berlin — ich werde ausgehungert sein nach Leber, weißt du, Onkel?" Der Onkel gab die zehn Louisd'or, der Neffe dankte, ging indessen noch nicht, sondern fragte: „Aber, Onkel, was soll ich nun der Mama von dir sagen?"

„Ich wäre, wohin sie mich geschickt hätte."

„Und was wird man dazu sagen?"

„Frage nur, was sie zu dir sagen wird; um mich kümmere dich nicht. Ich bin bis jetzt mit deiner Mutter immer noch allein ausgekommen, und so wird es wohl auch weiter gehen. Nur noch eine Frage, bevor du dich von dannen hebst: hast du zur Zeit deiner Liebeseinbildung je mit Eva gesprochen?"

„Immer nur durch meine Blicke."

„Wohl, da wird kein großer Schaden geschehen sein, denn deine Augen glänzen nicht durch Beredtsamkeit. Uebrigens scheinst du dich auch um den Eindruck, welchen dein plötzliches Abspringen auf das Mädchen machen könnte, ganz und gar nicht zu bekümmern."

„Wenn man Bitters glauben darf, so ist Eva an das Abspringen von Anbetern vollkommen gewöhnt."

„Ah, du nimmst jetzt deine Meinungen von Bitters? Gute Firma, wird nur Waare von vorzüglicher Qualität liefern. Und du — wirst du mit einem polnischen Abschied davongehen?"

„Offen gesagt, ja. Abschiednehmen ist nie meine Sache gewesen, und von Eva würde es mich, trotz allem Vorgefallenen, doch so gewissermaßen genirren —"

„Nun, das ist wenigstens etwas," bemerkte der Onkel trocken.

„Ich werde scheinbar nur für die Feiertage, höchstens für eine Woche fortgehen," schloß Greg. „Dann schreib' ich an Madame Bitter, daß ich nicht mehr wiederkomme, und du läßest mir durch Fritz meine Sachen einpacken und nachschicken."

„Also sei es," sprach Reginald und gab dem Neffen eine halbe Hand zu einem ungewöhnlich kühlen Abschied. Und dieses Gespräch war es, was ihm gegen Eva auf dem Herzen lag, und wovon er nicht wußte, wie er es herunterbekommen sollte.

Endlich fragte er Eva, ob sie verschweigen sein könne? und als sie das ernsthaft und einfach, wie sie diesen Morgen alles that, bejahte, zeigte er ihr verschiedene hübsche Kleinigkeiten, welche er am ersten Feiertage für die Klar'schen an seinen Baum zu hängen beabsichtigte, denn Reginald wollte erst am Weihnachtsabend bescheeren, am Weihnachtsabend sollte es gaben bei der Familie sein.

Eva fand Alles sehr hübsch, aber ohne, wie sonst wohl, übertrieben zu bewundern. Reginald sah sie an und dachte: Wie Andere Anfälle von Exaltation haben, so hat sie heut: entschieden einen Anfall von Ruhe. Sehen wir nun, ob dieser ungewöhnliche Zustand anhält, wenn sie hört, daß Greg ausreist." Er nahm ein Etui mit einer Garnitur reizender Knöpfe und sagte, indem er Eva auch diese sehen ließ: „Dieses Geschenk wird mir auf den Abend bleiben, ich werde es buchstäblich nicht an den Mann bringen können." — „Es sollte für Ihren Herrn Neffen?" entgegnete Eva erröthend, aber ohne Bewegung in der Stimme. Reginald bejahte mit dem Kopfe. — „Und er reist zum Weihnachtsabend nach Berlin?" fuhr sie fort. „Das ist wohl sehr erklärlich. Haben Sie es anders erwartet?"

In dem Tone der letzten Frage war die alte Eva. Dieser gegenüber fühlte Reginald sich gleich wieder freier, und nicht ohne einige herausfordernde Bosheit fragte er: „Ist es auch ebenso erklärlich, daß er nicht wiederkommt?"

„Ah, er kommt nicht wieder?" fragte Eva nach.

„Nein."

„Wohl, glückliche Reise," sagte Eva nach kurzer Pause leichthin.

„Ist es Ihnen ganz gleich, daß er fortbleibt?" fragte Reginald ein wenig mißvergnügt.

Sie sah ihn groß an und schien sich die Antwort zu überlegen. Endlich sagte sie langsam: „Meiner Eitelkeit ist es nicht ganz gleich, mir selbst — ja."

„Das ist eine feine und richtige Unterscheidung und ehrlich ausgesprochen," sagte der Bankier billigend. „Ich habe mir es auch so gedacht. Mein guter Neffe ist nicht gerade dazu angethan, um eine wirkliche Bewegung zu erzeugen, besonders —" er hielt inne.

„Besonders bei einem Mädchen, welches älter ist," vollendete Eva statt seiner. „Da haben Sie sehr Recht. Herr Lupinski ist — wie alt?"

„Dreiundzwanzig."

„Und ich werde morgen fünfundzwanzig. Bei einem solchen Mißverhältniß kann von einer wirklichen Neigung nicht die Rede sein."

„Sie grollen mir doch," sprach Reginald ruhig. „Sie verlieren ihn nicht so leichten Muthes, wie Sie sich stellen wollten —"

„Hab' ich ihn denn schon gehabt?" fragte sie dazwischen.

„Wenn Sie ehrlich bleiben wollten, wie Sie es vorhin waren?" schlug er vor. „Es steht Ihnen weit besser, als die kleinen Heucheleien und Verstellungen, mit denen Sie sich für gewöhnlich maskiren und immer zu Ihrem Nachtheil."

Sie sagte demüthig fast und sagt leise: „Ich will ehrlich sein."

„Gut," sprach er und setzte sich, während Eva vor ihm stehen blieb, „was wollten Sie also eigentlich mit Greg?"

„Zuerst mit ihm spielen —"

„Und dann?"

„Ihn heirathen, wo möglich."

„Als Puppe?"

„Nun, als Greg doch nicht?" fragte Eva mit einem frischen, unwillkürlichen Lachen, welches sehr verschieden von ihrem gewöhnlichen, absichtlichen Gelächter war.

Reginald lachte auch, schüttelte aber dabei zugleich den Kopf. Evy rief, lebhaft mit den Händen wehrend: „Nichts sagen, bitte, nichts sagen, ich weiß schon, was alles daran nicht recht ist, aber —"

„Sie wünschen, zu heirathen?" fragte der Bankier ohne alle Ironie.

Eva bejahte unumwunden. Er sagte: „Ich kann Ihnen das nicht verdenken." — „Welcher vernünftige Mensch könnte mir es verdenken?" fragte sie, wirklich naiv. „So bin ich meinen Eltern gar Last, und mir selbst noch mehr; verheirathet dagegen —"

„Würden Sie es bloß Ihrem Manne sein?" fragte Reginald gutmüthig scherzend. — „Und wenn's wäre?" entgegnete sie schnippisch. „Die Männer haben gute Schultern."

„Möglich, im Allgemeinen; Greg indessen hat sie nicht stark genug, um irgend etwas zu tragen, selbst nicht solch ein lustiges Persönchen, wie Sie. Da müßte weit eher Mouß Greg selbst getragen werden, wenigstens gestützt und geleitet. Ernstlich, Greg muß, sollte er je noch heirathen, eine Frau von Charakter haben, eine, die fest, tüchtig, überlegt ist —"

„Mit Einem Wort, Alles, was ich nicht bin," sagte Eva. „Ja, ja, ich seh' es ein, daß Sie Recht hatten, ihm abzureden und ihn fortzuschicken."

„Ich habe ihm weder abgeredet, noch ihn fortgeschickt."

„Nicht?" Eva sah ungekünstelt erstaunt aus.

„Nein. Es ist gut für ihn wie für Sie, daß er die Gedanken an Sie aufgegeben hat, aber ich, bin es nicht gewesen, der ihn dazu veranlaßte."

„Wie konnte er denn so schnell —" Eva verwirrte sich und blieb stecken.

„Das müssen Sie wissen, wodurch Sie ihn so erfolgreich abgekühlt haben, während er ganz Gluth war. Gewiß ist es, daß ich ihn schon abgekühlt fand, als ich antam. Den Muth, es auszusprechen, haben Sie ihm vorgestern gegeben."

„Ah, er war shocked!"

„Unsäglich, und — wenn Sie es mir verzeihen wollen — ich verdachte es ihm nicht. Ein junger Mann muß sehr fest in seiner Liebe sein, wenn solche Aeußerungen des Mädchens ihn nicht zurückschrecken sollen."

„Würden Sie auch davon zurückgeschreckt worden sein? Ich meine, als Sie noch jung waren?"

„Ich würde selbst jetzt noch zurückgeschreckt werden. Warum fragten Sie denn auch dergleichen, Fräulein Eva?"

„Ich weiß nicht, was mich possess'd hat," murmelte Eva nachdenklich.

XIX.

„Ich weiß nicht, was mich possess'd hat," oder auf Deutsch: ich weiß nicht, was über mich gekommen ist", hätte Eva im Laufe der nächsten Wochen noch öfter sagen können. Sie war entschieden anders geworden, oder wenn ihr Wesen das gleiche geblieben war, so äußerte es sich doch völlig anders, als sonst. Wurde sie heftig, was wohl mal geschah, denn wo kann sich nicht auf einmal bessern, so wurde sie es mehr, wie ein Kranker es wird, sich selbst zum Aergerniß, und gleich nachher zur Reue. Das ewige Rebelliren gegen die Eltern, hauptsächlich gegen die

Mutter, hörte auf. Sie konnte gegen diese letztere sogar bisweilen kurze Anwandlungen scheuer Zärtlichkeit haben. Wäre Virginie ihr einigermaßen entgegengekommen, Eva würde vielleicht sogar mit Enthusiasmus liebende Tochter geworden sein, aber die Frau in Virginien war durch das junge Mädchen in Eva zu lange und zu oft verletzt worden, als daß die Mutter gleich mit aller Liebe hätte da sein können. Zwischen diesen beiden konnte, was seit Jahren verschoben gewesen war, auch erst durch Jahre wieder ins Gleichgewicht gebracht werden. Eva mußte die Mutter erst versöhnen, Virginie sich erst versöhnen lassen. Für den Augenblick war Virginie noch verwundert, wenn Eva angeschmeichelt kam, und Eva fühlte sich durch die Verwunderung der Mutter verschüchtert und gleichsam in der Seele verwaist. Es ging ihr plötzlich die Wahrnehmung auf, was es heißen müsse, in der Mutter eine Freundin zu haben. Die Klar'schen Mädchen, welche von ihrer Mutter auf eine völlig hausbackene und folglich gesunde Weise gescholten, gebraucht und geliebt wurden, erschienen ihr mit einemmal des höchsten Neides würdig. Ebenso in ihrem Verhältniß unter sich als Schwestern. Wenn Elsbeth feierlich sagte: „O, Fanny macht Alles gut, was sie anfaßt!“ wenn sie Naninens Verse und Zeichnungen als lauter Kunst- und Meisterwerke bewunderte; wenn Fanny ihrerseits sich alle Mühe gab, etwas von ihrer Strebsamkeit und Bildungsliebe in der unbeschreiblich trägen Elsbeth zu erwecken; wenn Nanine ihre Talente am liebsten dazu anwandte, den Schwestern kleine Ueberraschungen und Freuden zu bereiten, so war das alles für Eva nicht neu, aber es kam ihr ganz neu vor.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Erinnerung an den Generallieutenant v. Feder.

(Schluß.)

Nach Verlauf von zwölf Jahren erschien nun Feder abermals in Griechenland, und zwar als außerordentlicher Gesandter Sr. Majestät des Königs von Bayern. Wieder waren es, wie zu jeder Zeit, diplomatische und Partei-Intriguen, welche dem vom besten Streben für das Wohl seines Landes beseelten König Otto Verlegenheiten bereiteten, wenn gleich unter veränderter Gestalt.

Die griechische Regierung ließ sich nämlich zur Theilnahme an dem Kriege gegen die Türkei (1854) verleiten. Griechische Freischaaren, von der Regierung ausgerüstet, fielen in Epirus und Thessalien ein, und plünderten dort Freund und Feind. Die erzürnten Westmächte schritten nun, nach langen und erfolglosen Drohungen, zur Besetzung des Piräus, und octroyirten dem König ein ihm feindlich gesinntes Ministerium Kalergis, mit der kaum verhehlten Absicht, den Rücktritt des griechischen Königspaars herbeizuführen, oder wenigstens den hierauf zielenden Bewegungen des Inlandes Vorschub zu leisten. In letzterer Beziehung schien besonders die englische Gesandtschaft thätig zu sein, deren Chef Sir Thomas Wyse, gleich seinem Vorgänger Lord Lyons, zu den erbittertsten Feinden des Hofs gehörte.

Nicht ohne Einfluß auf die obwaltende Spannung dürfte die zurückhaltende Weise geblieben sein, in welcher man der diplomatischen Vertretung Englands zu begegnen dort für angemessen hielt, ohne die Folgen in Berechnung zu ziehen, mit denen diese reservirte Haltung, welche fast an ein Ignoriren streifte, sich zu rächen begann.

Die Verhältnisse, unter denen Feder berufen wurde, in Griechenland abermals handelnd aufzutreten, waren keineswegs günstig zu nennen: der Hafen der Hauptstadt durch Engländer und Franzosen militärisch besetzt, in Athen ein Ministerium (Kalergis), welches seine Weisungen aus Paris erhielt, die Gesandtschaften (fast aller Mächte) der Dynastie feindlich gesinnt, in den Provinzen des Landes Anarchie, genährt durch tägliche Reibungen zwischen der Hofpartei und den von den Fremden eingesetzten Ministern; an der Nordgränze Raub und Mord an der Tagesordnung; Räuberbanden im unbestrittenen Besitz der gebirgigen Gegenden, welche ihre Streifzüge selbst bis in die nächste Nähe Athens ausdehnten, und die Wiederkehr der undisciplinirten Freibeuterschaaren aus den angränzenden türkischen Provinzen in naher Aussicht.

Feder bedurfte nur geringe Zeit, um sich zu orientiren; er erkannte rasch die Urheber und die geheimen Pläne der Intriguanten, und mit Umsicht und Energie suchte er ihnen entgegen zu arbeiten. Durch seine Gegenwart gestärkt und ermuthigt, wagte es die dynastische Partei, das Haupt kühner zu erheben, und sich den Bestrebungen einer vom Auslande gestützten Mehrheit zu widersetzen. Feders Haus war bald der Versammlungsort aller Patrioten, und von hier aus gingen die Losungsworte bis in die entlegensten Provinzen des Reichs. Vor allem schien es nöthig, das Ministerium Kalergis durch Männer zu ersetzen, welche, dem König treu ergeben, durch ihren Einfluß im Land eine Stütze in dem unvermeidlichen Kampfe mit den Anhängern der Westmächte bildeten. Den unermüdlichen Bestrebungen des nun zum Generalmajor beförderten Ministerresidenten v. Feder gelang es endlich, die Bedenklichkeiten Bulgaris' zu besiegen, und diesen zur Uebernahme des Ministerpräsidiums bei dem eventuellen Rücktritte Kalergis' zu bewegen. Hiedurch war endlich König Otto in die Lage versetzt, den maßlosen Forderungen Kalergis' passiven Widerstand zu leisten. Den Westmächten blieb, wollten sie Kalergis' Sturz verhindern, nur die Alternative eines Gewaltschrittes gegen König Otto, und dieß lag durchaus nicht in der Absicht des der bayerischen Dynastie in Griechenland im Allgemeinen stets wohlwollenden französischen Cabinets.

Kalergis fiel somit, Bulgaris übernahm die Leitung der Geschäfte, und mit dessen Eintritt ins Cabinet schwand jede Befürchtung anti-dynastischer Ereignisse. Von diesem Zeitpunkt an bis zum Abgange der englisch-französischen Truppen (1856) war Feder in unermüdlicher Thätigkeit, um für die Interessen des Königs und der bayerischen Dynastie zu wirken. Er wußte die einflußreichsten Männer des Landes dem Hofe zu gewinnen; auf seinen Antrieb wurden begabte und treu erprobte Persönlichkeiten zu Präfecten in den wichtigern Provinzen des Landes ernannt, und endlich gelang es dem festen und offenen Soldaten auch, mit den Vertretern der Westmächte ein freundlicheres Verhältniß herzustellen. Der alte mürrische Sir Thomas Wyse wurde sein Freund, und bewahrte ihm sein freundliches Andenken bis an sein Ende.

Bis hieher war Feders Mission in Griechenland eine erfolgreiche, und seine Dienstleistungen erfreuten sich aller Orten des größten Beifalls, was seine Ernennung zum Generalmajor (31. Jan. 1856) und die Decorirung mit dem Großcommthurkreuz des griechischen Erlöser- und dem Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone bewies. Mit dem Abgang der englisch-französischen Truppen (1856) änderte sich jedoch die Lage der Dinge. Feder war eine Macht im Staate, und dieß mußte der gegen die bayerische Dynastie intriguirenden Partei höchst unangenehm sein; denn er verfolgte mit aller

Consequenz und mit seiner ganzen Autorität nur die Interessen seines Königs und des bayerischen Hauses. Alle Mittel wurden von der Gegenpartei angewendet, ihn zum Rücktritt zu bewegen. Benützte man doch die kaum erfolgte Abreise des Königs Otto nach Bayern, um sofort alle jene Präfecten zu entlassen, welche als persönliche Freunde Feders und als specielle Anhänger der bayerischen Dynastie bekannt waren.

Es kann nicht die Absicht sein, hier den Verlauf dieser Angelegenheit näher zu erörtern, es genüge zu sagen, daß Feder fast Unmögliches leistete, um die Rechte des bayerischen Königshauses zu wahren, und daß an seinem umsichtigen Wirken, an seiner männlichen Festigkeit alle Versuche der Gegner, die Sache mit Aufsicht auf Erfolg durchzuführen, kläglich scheiterten.

Intriguen jeder Art umspielten von dieser Zeit an den bayerischen Gesandten, und es war hauptsächlich darauf abgesehen, denselben in Mißhelligkeiten mit seinen diplomatischen Collegen zu bringen; aber die gerade Offenheit und der Muthmuth des Generals zerrissen auch diese Schlingen, und der Gesandte einer in Griechenland einflußreichen Großmacht und der Vertreter eines andern Staates sahen sich genöthigt, die Verzeihung des fürwenden Soldaten auf anderm als diplomatischem Wege zu gewinnen.

Im Jahre 1859 von König Maximilian II. aufgefordert, persönlich Bericht zu erstatten über die Verhältnisse und Zustände Griechenlands, kehrte Feder im September 1859 nach Bayern zurück, das er dann seinem Wunsch entsprechend nicht mehr verließ. Das stete Wohlwollen seines Königs war für ihn der beste Lohn für seine aufopfernde Treue und Hingebung an das bayerische Königshaus.

Ob man in Griechenland Ursache hatte, sich des abermaligen Abgangs Feders zu freuen, mag die weitere Geschichte dieses Landes lehren. Feders Anwesenheit in Athen hätte die Septemberereignisse des Jahres 1843 höchst wahrscheinlich verhindert. Durch ihn würde auch die Katastrophe des 11./23. Oktobers 1862, wenn nicht gerade ganz verhindert oder unmöglich gemacht worden sein, so doch wenigstens — wenn auch blutiger — in anderer Weise geendet haben. Es genüge zu sagen, daß der Mann, der allein es wagte, im Jahre 1862 für die Rechte des bayerischen Königshauses einzustehen, ein Freund und Gesinnungsgenosse Feders war, und daß eben nur ein bekannter Freund Feder's es damals wagen durfte, sich den empörten Elementen entgegenzustellen.

General Feder wurde bald nach seiner Rückkunft in Bayern zum Commandanten der Haupt- und Residenzstadt München ernannt, nach kurzer Zeit übernahm er das Commando der vierten Infanteriebrigade (24. April 1859) und am 4. April 1861 das der ersten Infanteriebrigade. Am 24. Jan. 1862 wurde er zum Generallieutenant und Generalcommandanten von Augsburg ernannt. Während des Feldzuges 1866 befehligte er mit großer Umsicht und Bravour die zweite Infanteriedivision. Den Tag von Roßbrunn (26. Juli), wo er mit seiner Division den heftig drängenden Feind aufhielt, den Rückzug der Truppen über Würzburg deckte und überhaupt möglich machte, kann nach Aussage preußischer Geschichtswerke die bayerische Armee wie die preußische als einen Ehrentag betrachten.

Die Verleihung des Großcommthurkreuzes des bayerischen Militärverdienstordens war die Anerkennung seines Verdienstes, wie auch die noch kurz vor seinem Tode durch königliche Entschließung vom 8. Jan. 1869 erfolgte Ernennung zum Commandanten der zweiten Armeedivision den besten Beweis liefert von dem Vertrauen, das man in Feder setzte, und dessen er sich stets in vollem Grade würdig gezeigt hat.

Nach vierwöchentlichem Krankenlager endete eine Lähmung des Herzens sein Leben, das nur selten Krankheitsanfällen unterworfen gewesen war. Die Armee verlor an ihm einen tapfern Führer und einen liebenswürdigen, ritterlichen, im hohen Grad unparteiischen und gerechten Commandanten, der stets von dem einen Streben beseelt war, das Interesse des Dienstes und der Armee zu fördern. Seine Bekannten aber beklagen tief den Verlust eines edlen Charakters, eines aufopferungsfähigen Freundes, der, leutselig und liebenswürdig gegen Jedermann, die allgemeine Achtung und Liebe beim Soldaten- wie Bürgerstand in vollem Maße genoß. (Allg. Ztg.)

Miscellen.

[Einschienige Bahnen.] Man schreibt aus Paris: „Ein großes Problem ist gelöst. Der Techniker Larmajant hat Locomotive und Waggons construirt, die einer einzigen Eisenschiene bedürfen, um so sicher und rasch wie auf zweien fortzukommen. Bei der Generalprobe dieser Fahrt betheiligte sich im Auftrage des Kaisers sein Adjutant, General Favé, der zugleich Director der polytechnischen Schule ist. Man fuhr von Rainecy ab, und langte nach zwanzig Minuten in Montfermeil an. Alles ging ausgezeichnet. Die Geschwindigkeit ist die gleiche, wie bei den bisher üblichen Bahnen. Das System Larmajant besteht in der Anwendung einer Maschine mit drei Rädern, von denen eines in der Achsenrichtung des Gestelles in der Schiene läuft, während die beiden anderen auf dem Boden leichthin laufen, über denselben sozusagen nur hingleitend. Die ganze Last wird von dem einzigen Rade in der einzigen Schiene getragen. Die durchmessene Strecke weist große Krümmungen und Steigungen auf. Einige amerikanische Ingenieure waren eigens nach Paris gekommen, um dieser Production beizuwohnen — praktische Leute, diese Amerikaner. Charlatanerie ist diese Erfindung nicht, kein Seiltanzstück zur Velocipedistik. Die Frage ist nur, ob die Leistungsfähigkeit der neuen Apparate allen Bedingungen des Terrains und Transports entspricht. Wäre dies der Fall, dann stände eine gänzliche, radikale Umgestaltung des Eisenbahnwesens bevor, und besonders die jungen Actien, die der noch nicht fertig gebauten Eisenbahnen, würden grandios steigen. Denn gehört die zweite Schiene wirklich zum alten Eisen, so hätten die Einrailbahnen einen riesigen Vorsprung vor dem altmodischen Gestelle der jetzt befahrenen Eisenwege."

[Räthselspiel.] Folgendes in Berlin circulirende Räthsel soll durch Damen-Conversation aus den ersten Rangloge in die böse Welt hinausgeflogen sein, und selbst der ernsten Gattin des Cultusministers, Frau Adelheid Mühler, ein Lächeln abgelockt haben. Es lautet ursprünglich so:

Die beiden Ersten werden in Berlin
Zwar nicht verborgt, doch oft verliehn's;
Das Dritte ist Minister der Finanzen,
Das Ganze pfeift und läßt den Cultus tanzen.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung.

№ 19. Sonntag, den 21 März 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortſetzung.)

„Warum kann ich nicht ſo mit meinen Schweſtern ſtehen?“ fragte ſie ſich, „befindet mit Addy, welche noch ſo ſehr der Leitung einer ältern Schweſter bedürfte? Sollte es denn zu ſpät ſein?“ Eva hatte bald Grund, daß zu fürchten, denn Addy nahm die erſten Annäherungen als ächter Backfiſch, d. h. ſo unliebenswürdig wie möglich, auf. Eva ernſte reichlich, was ſie geſät hatte. Andererſeits brachte die Veränderung, welche in ihr vorging, ihr fürs erſte wenig Frucht. — Sie wurde z. B. um vieles nachſichtsvoller gegen ihre Gefährtinnen, unterdrückte das Gebürfniß, unumwunden freimüthig, mit andern Worten ſchonungslos unhöflich zu ſein, ließ ſo gut ihre wirkliche, wie ihre geträumte Ueberlegenheit nicht länger bei jeder Veranlaſſung fühlen und glaubte, ſie würde dafür unmittelbar durch ein doppeltes Maß von Liebe belohnt werden. Ganz im Gegentheil aber begannen die andern Mädchen von dem Augenblicke an, wo Eva die Waffen niederlegte, die ihrigen zu gebrauchen. Eine Menge kleiner Demüthigungen, welche ſie früher ſtillſchweigend hingenommen, wurden jetzt hervorgeholt und dienten zu Vorwänden. Die Roſenfelder Fräuleins verſtanden es recht wohl, ſich nachträglich zu rächen, Eva erfuhr es auf ihre Koſten. Gregs plötzliche Abreiſe gab zu allen den kleinen Sticheleien die beſte Gelegenheit. Eva wurde befragt, bedauert, getröſtet. „Laſſ' ihn gehen, was kümmert er dich?“ ſprach Nanine. — „Es wäre unter deiner Mädchenwürde, auch nur noch einen Gedanken an ihn zu verlieren,“ liſpelte Fanny. Sogar Elsbeth kam mit dem angenehmen Troſt: „Eva, du bekommſt ſchon noch einen Andern.“ Martha ſchlug Eva vor, ſie wollen gemeinſchaftlich weinen.

Eva weinte allerdings, aber nur für ſich. So viel Kraft hatte ſie noch, um ihre Freundinnen, welche ihr ganz unverſehens als Feindinnen erſcheinen wollten, keine ihrer Thränen ſehen zu laſſen. Aber zum Zorn gegen ſie hatte ſie keine Kraft mehr. Sonſt wäre ſie wüthend und trotzig gegen ſie geworden und hätte das Wehethun, welches ſie ihr etwa verurſacht, entſchloſſen verbiſſen, ſogar ſich ſelbſt gegenüber. Jetzt war ſie hülflos ihnen preisgegeben. Sie litt eben durch ſie, durch Alle, durch Alles. Es war, als hätte ſie ganz neue Sinne und ganz fremde feeliſche Fähigkeiten bekommen, und zwar ſämmtlich zu dem einzigen Zweck, um beſſer zu leiden. Was ſie ſonſt kaum wahrgenommen, geſchweige denn gefühlt hatte, davon wurde ſie jetzt berührt, ergriffen, geſchüttelt. Eine raſche Veränderung in der Atmoſphäre, die klagenden Laute der Winterluft, welche bekanntlich reich daran iſt, die kalte Schönheit der Jahreszeit, das Unalltägwohnte der Landſchaft, der Tageserſcheinungen, der Geſtirne in der Nacht: Alles faßte ſie wie mit Geiſterhänden an und brachte ihr ganzes Weſen in bebende beängſtigende Schwingungen. Sie erkannte ſich gar nicht mehr wieder, und doch war es ihr, als lerne ſie ſich erſt jetzt kennen. Daſſelbe neue überraſchende Verſtändniß hatte ſie für die Dichter und für die Muſik. Reginald ſang bisweilen, ohne Bravour, ohne große Stimmmittel, aber mit wohlthuendem Ton und gründlicher muſikaliſcher Bildung — Eva, die ſonſt alle Muſik immer nur mit den Ohren gehört, hatte jetzt tief in ſich ein Echo für das einfachſte dieſer Lieder, welche ihr wie Stimmen der Dämmerung klangen. Ebenſo ging es ihr mit Gedichten oder Stellen aus ihren vertrauten Schriftſtellern. Sie ſagten ihr kein einziges neues Wort, aber in jedem alten Wort fand ſie einen neuen Sinn. Oft konnte ſie Minuten lang ganz ſtarr daſitzen und zu begreifen ſuchen, wie ſie das nicht ſchon längſt verſtanden, was ihr jetzt auf einmal ſo einfach, ſo klar, ſo von ſelbſt verſtändlich erſchien. Ueberhaupt bekam ihr Weſen etwas Träumeriſches, in ſich verſunkenes. Sie hörte oft nicht, wenn ſie angeredet wurde, und ſchreckte dann zuſammen, wenn ſie es bemerkte. Der Vater frug ſie endlich, ob ſie krank ſei? — „Nein,“ antwortete ſie mit ihrer engliſchen Phraſeologie, „ich war niemals beſſer.“ — „Man ſollte es nicht meinen,“ ſagte er, ſie fixirend, „du ſiehſt wie verſchlafen aus, haſt große Ringe um die Augen, und pieſſt, wenn du ſprichſt. Es fällt mir jetzt ein, ich habe dich ſeit wer weiß wie lange nicht mehr lachen hören.“ — „Muß man denn lachen, um geſund zu ſein?“ entgegnete Eva. „Mein Papa, es iſt mir gar Nichts — ſollte ich krank ſein, werde ich mir einen Beſuch vom Herrn Medicinalrath Steinthal ausbitten, aber jetzt wär es wirklich Luxus — verwende du deine Zeit für deine Kranken.

Der Medicinalrath war nicht ganz beruhigt, er ging und nahm ſeine Frau ins Verhör. Virginie wußte nicht das Mindeſte, hatte ſogar nicht bemerkt, daß Eva verändert war, War ſie's? Sie, Virginie, mußte da einmal aufpaſſen. Der Vater machte der Mutter Vorwürfe. Das nicht zu ſehen, was ſo augenſcheinlich war! da wußte wohl Virginie auch nicht, ob das Mädchen ſich etwa um den dummen Menſchen, den Herrn Greg, grämte, der da urplötzlich davongeſchoſſen war, wie eine wildgewordene Schwalbe? Virginie machte unſchuldige Augen groß auf — was konnte die Abreiſe des Herrn Lupinski für Eva zu bedeuten haben? So vernünftig war Eva doch, um ſich nicht für einen ſo unbedeutenden jungen Menſchen zu

interessiren. Der Rath runzelte die Stirn und zuckte die Achseln. „Die Vernunft der Mädchen sind die Evas ins Besondere!“ — „Es kann nicht sein,“ beharrte Virginie friedlich, „du machst ihr unnöthige Sorge, wie um Eva immer.“ Die leise Eifersucht Virginiens auf die Tochter als die Vertraute des Gatten kam in diesen Worten zum Vorschein. Der Vater war mißvergnügt. Ihm war Eva das liebste Kind, und er fragte sich im Laufe des Tages noch öfter, ob sie sich auch wirklich nicht den albernen jungen Menschen in den Kopf gesetzt habe?

XX.

Dieselbe Frage wurde an demselben Tage zwischen den Fräulein Rettigs und der freundlichen Madame Bitter bei „einem Täßchen Chokolade“ verhandelt. Madame Bitter gab die Chokolade, und die Fräulein Rettigs tranken sie. Die drei Schwestern saßen jeder Thee, noch Kaffee, beide Getränke wirken zu anregend auf sie, aber ein Täßchen Chokolade, das nährt.

Madame Bitter machte sich folglich das Vergnügen, sie zu nähren. Hilda Klemm fungirte als Hebe oder als Chokoladenmädchen. Draußen lag heller, voller Schnee und weit hin auf dem Bergwald, der die Russische gegen Süden begrenzte, und die Nachmittagssonne schien warm und klar zu zwei Fenstern herein. Es war „gar zu heimlich,“ wie das jüngste Fräulein Rettig bemerkte, und die fünf Damen rückten mit einem Gefühl behaglicher Sicherheit dicht um den runden Tisch vor dem Sophe zusammen. „Sie konnten „ganz offen sein,“ es störte und hörte sie Niemand.

Wenn Jemand sie belauscht hätte? Wenn Eva gehört hätte, was sie von ihr sagten? Die drei Schwestern nämlich, denn Madame Bitter sagte nur Gutes, und Hilda sagte für den Augenblick noch gar Nichts. Nun, wenn Eva an diesem besondern Nachmittag den bekannten schuldigen Horcher an der Wand“ gespielt hätte, so würde sie erfahren haben, daß ihre drei lieben Titulartanten Rettig in den letzten vier Wochen gar nicht mit ihr zufrieden gewesen waren.

„Man kann sich nie auf sie verlassen,“ sagte die Aelteste. „Bald kommt sie alle Tage, bald wieder alle vierzehn Tage kaum einmal. Wann war sie zuletzt da, Elise?“ frug sie die Jüngste.

„Heute sind es gerade acht Tage,“ antwortete Elise.

„Neun,“ verbesserte Amalie, die Mittelste.

„Acht,“ wandte Elise zögernd ein. Elise war die Sanfte unter den Dreien.

„Neun,“ widersprach Amalie herrisch. Amalie war die Herrschsüchtige.

„Acht oder neun, das ist einzal,“ entschied Sophie, die Aelteste und Vernünftige. „Jedenfalls ist es zu lange, daß sie fortblieb, nachdem sie uns vor Weihnachten Tag für Tag überlaufen hat.“

„Sie ist so,“ gab Madame Bitter liebreich dazu. „Manchmal ganz Eifer, dann wieder ganz Vergeßlichkeit. Man muß sie nehmen, wie sie ist.“

„Verzeihung, sie muß sich benehmen, wie sie sich benehmen sollte,“ entgegnete heftig Amalie.

„Ich hab' sie doch lieb, wie sie ist,“ sprach zärtlich Madame Bitter.

„O, was das Liebhaben anbetrifft,“ versetzte Amalie hitzig, „da lassen wir uns den Rang nicht ablaufen. Wenn man so'n Ding auf den Armen getragen hat, da hat man's lieb, nur will man dafür auch wieder was haben.“

„O, Sie haben gewiß Evas ganze Dankbarkeit.“

„Na, da zeigt sie sie wenigstens nicht, die Dankbarkeit.“ „Mein sie auch sie sicherlich nicht,“ stimmten die Schwestern bei, und Sophie setzte hinzu: „Steinthals sind überhaupt jetzt schrecklich unangenehm geworden, mit ihrem Bankier.“

„Und noch nicht einmal ist er zu uns gekommen,“ klagte Elise.

„Dafür kann doch Eva nichts,“ entgegnete freundlich Madame Bitter.

Sie steht keinesweges in Gnaden bei dem reichen Herrn, das kann ich Ihnen versichern, und ich bin gewiß, daß arme Kind ist es nur zu sehr inne geworden.“

„Sie meinen wegen dem Herrn Lupinski?“ frug Elise.

Madame Bitter bejahte diplomatisch, daß er sich bis über die Ohren in sie verliebt hatte, das sahen Sie doch? Sodermann mußte es sehen. Selbst meine Kleine, die es im Anfange durchaus nicht Wort haben wollte, konnte es endlich nicht länger abläugnen. Nun, und da kommt der Onkel, und als er sich Eva erst so recht angesehen hat, wo bleibt da mein Neffe? Fort ist er, wie weggeblasen, ohne daß er vorher ein Wort geäußert hätte, und — fort bleibt er.“

„Nun, er kann ja wiederkommen,“ meinte Sophie.

Madame Bitter lächelte diplomatisch.

„Nicht? Kommt er nicht wieder?“ rief der Schwesterchor.

Madame Bitter schüttelte den Kopf.

„Sie wissens also? Sie haben Nachricht? O liebe Madame Bitter, wir bitten, wir bitten.“

„Ich habe gestern einen Brief von ihm bekommen.“

„Sie hatten ja schon einen bekommen.“

„Nein, „Sie irren sich, liebe Amalie, der Herr Bankier hatte uns nur Grüße von ihm gebracht.“

„Und gestern hat er selber geschrieben?“

„Selbst, ja, liebe Sophie.“

„Daß er —“

„Nicht wiederkommt? Ja, liebe Elise.“

„Das hat die Eva schon gewußt!“ rief Amalie.

Und deswegen ist sie nicht gekommen,“ stimmte Elise bei.

„Und hat uns Nichts gesagt,“ vollendete Sophie. „Und, die wir's so gut mit ihr meinen! Und da sprechen Sie von Dankbarkeit, liebe Madame Bitter, Sie sehen, wie sie dankbar ist.“

„Wir müssen, was sie angeht, von Fremden erfahren,“ sprach gekränkt Elise.

„Von Fremden!“ wiederholte Madame Bitter vorwurfsvoll. „Sind wir, meine Kleine und ich, eben noch immer fremd in Rosenfelde?“

„So meinte ich's nicht,“ entschuldigte sich Elise. „Ich meine nur, daß doch nicht Eva es uns gesagt hat, wie es mit ihr und dem jungen Lupinski steht.“ — „Das heißt, wie es nicht steht,“ murmelte halblaut Hilda, deren Zeit zum Mitreden jetzt gekommen schien. — „Ganz gleich, ob es stand oder nicht stand, sie mußte es uns sagen,“ rief hitzig Amalie. — „Ja, das war ihre Schuldigkeit,“ bekräftigte Sophie.

„Ich glaube, sie ist bei Niemand mit ihrer Enttäuschung gewesen, das arme Kind,“ nahm Madame Bitter das Wort. „Selbst Nanine Klar kann durch sie Nichts gehört haben, denn sie frug mich gestern, ob ich nicht wüßte, warum unsers Eva so verändert wäre.“

„Ja, verändert ist sie,“ stimmte Sophie bei.

„Immer hat sie rothe Augen,“ gab Elise dazu.

„Immer hängt sie den Mund,“ fuhr Sophie fort.

„Sie sieht aus, als hätte sie ein junger und reicher Mann ihr genommen,“ spöttelte Tilda. „Und doch ist das noch nicht das Schlimmste.“

„Ich bitte Sie, liebe Tilda, was kann ihr denn noch Schlimmeres passiren,“ rief Amalie ärgerlich.

„Ja, ich finde auch, es gibt nichts Schlimmeres für ein junges Mädchen, als sitzen zu bleiben,“ stimmte Elise in einer Anwandlung ungewohnter Aufrichtigkeit ein.

Tilda schwieg und goß die Tassen wieder voll.

„Kleine, was willst du denn sagen?“ fragte die Schwester. „Ja, was wollen Sie sagen, Tilda?“ riefen die Schwestern einstimmig.

Tilda hatte sich ihre Tasse genommen und „tunkte.“ Offenbar schwankte sie zwischen dem Vergnügen, die drei Schwestern durch Weiterschweigen zu ärgern und zwischen dem Bedürfniß, so boshaft wie möglich auf Eva's Kosten zu sein. Dieses letztere siegte. Sie setzte die Tasse auf den Tisch, zog ihr Taschentuch aus der Tasche, wischte sich den Mund und sprach:

„Sie glauben alle, daß Eva sich um den Herrn Baumeister grämt?“ fragte sie. „Ihr Vater glaubt's auch, das sah ich, als er gestern von meiner Schwester hörte, daß der junge Herr nicht wiederkäme. Nun gut, ich behaupte, daß Sie sind Alle sich täuschen. Es ist nicht der Verlust, der ihr den Kopf steckt, es ist der Onkel.“

XXI.

Sonderbar, daß die Bosheit der Feindschaft ebenso richtig in den Herzen zu lesen vermag, wie die Besorgniß der Liebe. In ganz Rosenfelde wurde Eva nur von Tilda Klemm wirklich gehaßt, und außer Eva selbst war Tilda Klemm die jetzt die einzige Person gewesen, welche Eva's Geheimniß kannte.

Eva würde sich vernichtet gefühlt haben, hätte sie geahnt, durch wen sie ertrathen worden sei. Der einzige Trost, an welchem sie in ihrer Schwäche sich bis jetzt aufrecht gehalten hatte, bestand in dem Glauben, daß sie ganz allein wisse, was in ihr vorgegangen.

Wie sie selbst zu der Erkenntniß davon gelangt war, das hätte sie nicht ganz genau anzugeben vermocht. Sie war eines Tages vor dem Gedanken erschrocken: ihr Widerwille gegen Reginald könne wohl das ganz entgegengesetzte Gefühl sein. Sie hatte sich gesträubt, Nein, Nein gesagt, sich thöricht gescholten, an Fieberreinbildungen glauben wollen, und endlich doch an die Wahrheit glauben müssen, denn Wahrheit war ihre verschwiegene, heiße, hoffnungslose Liebe zu Reginald, die erste Wahrheit in ihrem Leben.

Ein Leben, in welches eine Wahrheit kommt, wird durch diesen Gewalt augenblicklich in eine höhere Sphäre getragen. Ob zum Heil oder zum Unheil, darauf kommt es nicht an, nur auf die Erhöhung überhaupt. Eva war über ihr bisheriges kleinliches, klägliches, frivoles Dasein auf einmal so hinausgerückt, daß sie darauf wie auf etwas Unbegreifliches und Unmögliches hinabblickte.

„Wie habe ich nur so sein können?“ frug sie sich. „Wie habe ich mich so erniedrigen können, mit jedem Ersten Besten zu flirten? Noch zuletzt mit diesem Gregl! Und Er hat das gesehen! Was muß Er mich verachten!“

Sie ging, während sie so mit sich sprach, in ihrem Zimmer, ihrer Zelle, wie sie es gern zu nennen pflegte, planlos herum. Sie mußte sich wohl bewegen. Es war für Rosenfelde schon spät, bereits über zehn Uhr. Eva war gewohnt, um diese Zeit zu Bette zu gehen, wenn sie nicht eine Abendweile „stribbelte,“ heute aber schlief sie nicht und konnte sich auch nicht entschließen, sich niederzulegen. Sie hatte um Abends vorher erfahren, daß sie nicht schlief, bevor sie sich von Müdigkeit wie zerbrochen fühlte — die brennende Wahrheit, die in ihr war, trieb sie wach und rastlos umher.

Wer draußen sein könnte! dachte sie. Auf der Burg! Den Mistern nahe und den Fluß unten! Da wäre man im Gehöre und könnte sich zur Zerstreuung fürchten. Hier bin ich sicher — außer von ihm,“ setzte sie zusammenschaudernd hinzu.

Sie war schon halb entkleidet und müdete, es störte sie. Darum nahm sie ihren leichten grauen Sommermantel aus dem Schrank und wickelte sich hinein. Aber es war kein Frost, der Diem that, keine Schulbübigkeit und wärmte das Zimmer durch und durch, es waren die Nervenschauer der tiefen innern Bewegung, welche durch den feinen Körper zitterten.

In der vollkommenen Stille des Hauses hörte sie deutlich, wie Jemand die weite Treppe herumkam. Ihr schlug das Herz heftig, und doch war es nur Fritz, welcher jetzt polegmatisch die zweite Treppe hinaufstieg, um seinem Herrn noch eine Flasche frischen Wassers zu bringen. Wenn ein gutschwerfällige Mensch genannt hätte, wie Eva ihn benannte, so hatte Reginald noch einmal schen können, daß sie noch einige Worte von ihm. „Und es weiß doch gewiß nicht zu würdigen!“ dachte Eva. „Sie hatte Recht; Fritz öffnete ohne jede Ahnung von seinem besondern Glück, gelassen die Thür, welche der Eva's gegenüber in die Zimmer des Bankiers führte. Eva konnte sich recht deutlich vorstellen, wie bälgern Fritz daselben wurde, obgleich Reginalds Augen auf ihm ruhten, Eva, beide Reginalds Augen an. „Die Augen sind's, die mir's angethan haben,“ hatte sie schon mehrmals zu sich selbst gesagt. Eva suchte zu erforschen, wie sie in der Naturgeschichte der Gefühle war, noch immer nach einem Grunde für ihre Liebe, während doch die einzige Ursache der Liebe das Lieben ist. Aber freilich, liebt man erst einen Menschen, so ist irgend etwas an ihm einem das Allerliebste, und, das waren eben bei Reginald seine großen, dunklen, ernsten Augen.

„O, wenn ich die Augen je malen könnte!“ hauchte Eva und verschränkte krampfhaft die Finger ineinander.

Eva hatte es bereits verschuldet, was sie so glühend wünschte, auf ihre Bitte hatte Reginald ihr am Tage zuvor mehrere Stunden gesessen. Daß sie ihm diese Geduldprobe zugemuthet, war weiter nicht aufgefallen; Eva hatte bisweilen eine wahre Manie, alles zu porträtiren, was in ihren Bereich kam. Reginald, welcher in ihrem Album Klimperwerke, siebenswürdige Physiognomie erkannt hatte, zählte sich keineswegs geschmeichelt, als sie den Wunsch ausbrach: „auch ihn zu haben,“ und sagte sich ihrem Verlangen aus reiner Gutmüthigkeit, indem er ihr vorherfasste, sie würde, da er äußerst schwer zu treffen sei, weit eher eine Caricatur, als eine Aehnlichkeit von ihm zu Stande bringen. So war es auch: Reginald sah in ihrer Zeichnung so gar nicht wie er selbst aus, daß Reginald sich über „diesen Bankier“ immer lustig machte, Eva entrüstet-erklärte: es sei eine Schande, Herrn Hohnel so zu verstellen, und Eva stark versucht war, ihr mißglücktes Werk mitten durchzureißen. Daß sie es nicht that, läßt sich denken. Wenn die Skizze auch nicht Reginald war, so war sie doch ein Schatten von ihm — immer besser als Nichts,“ sagte Eva, als sie das Blatt verstohlen in ihr Zimmer hinaufschmuggelte. So oft sie während des Tages hinaufgekommen war, hatte sie es hastig angesehen, und jetzt, wie am vorigen Abend schon, wie ein Bildchen auf ihrem Schreibtisch aufgestellt. „Um meine Abend-

endacht davor zu halten," meinte sie. „Ist er nicht mein Heiliger?" Als sie von der Thür zurücktrat, wo sie auf Fritz gehorcht, blieb sie wieder vor dem Bilde stehen, und dann kniete sie plötzlich davor nieder.

„O erhöre mich!" bat sie und erhob die Hände. „Erbarme dich, erhebe mich zu dir, nimm mich an deine Brust, du bist so gut gegen Alle, sei es auch gegen mich! Ich bin ein armes Kind, ein vernachlässigtes Geschöpf, ach, mache aus mir ein Wesen, das hold sei, das du lieben könnest — Reginald — du könntest mein Vater sein, laß mich dein Kind sein — liebe mich!"

Ihre Stimme war in diesen Phantasien der Liebe voll seltsam durchdringender Süßigkeit. Wie das ganze Mädchen, so war auch die Stimme verkörpert, der weiche Ton aus dem harten Metall herausgelöst, gleich einer zerschmelzenden Frucht aus stachlichter Schale. Und Eva selbst glich einem feinen dornigen Strauch, an welchem sich plötzlich die leuchtende Blüthe einer mächtigen Liebe aufgeschlossen hatte.

Dennoch konnte sie noch immer nicht ganz vergessen, daß sie auch Dornen trug. Der Zorn folgte noch oft auf die Weichheit. Auch jetzt wieder, denn sie schnellte hastig in die Höhe, ging leidenschaftlicher noch als vorhin auf und ab und rief mit dem Ausdruck einer innerlichen wilden Empörung: „Er liebt mich nicht — warum muß ich ihn lieben!"

Dann weinte sie. „Nein, er liebt mich nicht, wird mich nie lieben. Meine Mutter — wäre die jung, die wär's, die er liebte. Wenn sie ihm freundlich zulächelt, erwärmt es ihn mehr, als wenn ich ihn mit allen Strahlen meiner Liebe magnetisire. Mehr! als ob er meine Nähe überhaupt fühlte! O, warum bin ich nicht weiblich und retenue und convenabel, wie meine Mutter! Ach, wer so dießt (gesegnet) wäre, wie sie! Und sie nimmt's so coolly hin, daß er sie verehrt, als müßt' es sein, oder als verstünd' es sich von selbst. „Was für ein angenehmer Mann Herr Höhnel ist!" sagt sie mit innigem Vergnügen, wenn er einmal so recht herrlich gesprochen und ausgesehen hat. Er ist ihr „ein angenehmer Mann," und mir ist er — o mein Herr, mein Alles, mein Gott — ich lieb' ihn selbst, obgleich er fromm ist!"

Nach diesen seltsamen Worten stellte sich Eva an eines der Fenster, welche auf die Straße gingen, und legte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Die Straße hieß die Ahornstraße nach den beiden Reihen dieser Bäume, mit denen sie bepflanzt war. Sie standen jetzt in Reif gehüllt, unter einem dunkelblauen Himmel, in welchem die Sterne flimmernd zwischen großen weißen Wolken schienen. Die Nacht mit ihrer kalten, lichten Stille hatte etwas räthselhaft und beängstigend Festliches. „Sie ist wie ein Mysterium," dachte Eva. „Doch welche Nacht ist keines? Und welcher Tag, welches Leben, welches Herz? Das größte ist die Liebe. Ist die Lösung — Gott?"

Wohl hat der alte Spruch recht: wo Liebe ist, da ist Gott. Eva hatte kaum den Donnersturm der Liebe über sich hinrauschen gefühlt, da kam auch Gott, aber er kam „in lindem sanftem Säuseln." Es ging wie eine Kühlung über ihr armes, heißes Herz. Es war ihr, als würde sie nicht länger verlassen sein, wenn sie nur Gott hätte. „Fromm sein ist Gott haben!" sagte Reginald gestern," sprach sie leise, „ich möchte fromm sein." Sie faltete die Hände und zum erstenmale versuchte sie zu beten. „Dein Reich komme," murmelte sie, „dein Reich komme." Mehr brachte sie nicht über die Lippen, aber diese Worte wiederholte sie fort und fort.

Sie waren auch eine Erinnerung an Reginald. Am Abend vorher hatte er der Rätzin einige Lieder seines Lieblingsdichters, des fast vergessenen Novalis, vorgelesen, unter anderen das schöne:

Wenn Alle unsern werden,
So bleib' ich Die doch treu.

Als er damit endete und das Buch schloß, kam Addy sachte zu ihm und sagte ernsthaft: „Nicht wahr, Herr Höhnel, Sie sind recht fromm?" — „Warum?" fragte er lächelnd. — „Ich weiß es nicht," antwortete die Kleine, „aber wenn Sie solche Lieder lesen, kommt es mir so vor."

Reginald legte seinen Arm um das Mädchen, und sprach: „ich möchte fromm sein, Addy, denn fromm sein ist Gott haben, aber — wer hat Gott? Ich meine, wie man ihn haben soll; immer vor Augen und im Herzen? Niemand, meine Addy, so lange wir arme Menschenkinder sind. Sieh, darum beten wir: dein Reich komme, denn mit dem Reiche kommt das Reiches Herr, und ist er in uns, sind wir fromm und glücklich. Sag' d'rum recht oft, dein Reich komme!" — „Zu uns," erinnerte Addy ihn. — „Ja, zu uns, Addy," sagte Reginald, „zu uns und zu Allen."

Eva hatte von einem Lehnstuhl aus zugehorcht, in welchen sie sich gleichsam vertrocken hatte. Reginald hatte sie daher nicht bemerkt und eben deßwegen so frei mit Addy gesprochen. Im Gegenwart Eva's vermied er jedes religiöse Gespräch, weil er ihr nicht gern Veranlassung zu der Aeußerung ihrer Zweifel gab. Eva hatte ihn also zum erstenmal ernstlich über Gott reden gehört und darum wiederholte sie jetzt so unruhig und dringend: „dein Reich komme! dein Reich komme!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— In Berlin erzählt man sich folgenden Witz: Markwardt's Bild: „Die sieben Todsünden" ist eben jetzt in Berlin ausgestellt und gleichzeitig ging ein neues Stück vom Prinzen Georg in Scene. „Wie gefällt Ihnen das Stück unseres Prinzen?" frug man einen witzigen Maler, der eben Markwardt's Bild bewunderte. „Es ist die achte Todsünde", lautete die Antwort.

— Wie man klassische Studien praktisch betreibt, zeigt das Sydney College in Cambridge. Xenophon erzählt in seiner Anabasis, daß der wilde Esel schmackhafter sei als das Pferd, und daß sein Fleisch mit Rothwild Aehnlichkeit habe, und zarter sei. Wilde Esel gibts in England zwar nicht, zahme aber wie anderswo sehr viele. Einer dieser sanften Dulder sollte nun die Wahrheitsliebe des großen Griechen beweisen oder widerlegen, dadurch, daß er sich bei schlachten und kochen lassen und auf den Tafeln der verschiedenen Collegien als Hauptgericht paradirte. Die Gelehrten von Cambridge werden den Weisheitsspruch dieses neumodischen Orakels der Mit- und Nachwelt hoffentlich nicht vorenthalten.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 20. Mittwoch, den 24 März 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung.)

XXII.

Wer am meisten erstaunt gewesen wäre, hätte er gewußt, mit welcher Liebe von ihm geschwärmt wurde, und zwar gehn Schritte von dem Zimmer, wo er in Ruhe und im Schlafrock saß, um vor dem Zubettegehen noch seine englischen Journale zu lesen, das war Reginald selber.

Sehr einfach: kein Mann war weniger Geck, als er. Nie dachte er daran, wie man gewöhnlich sagt, Eindruck zu machen. Sein Herz bedurfte es nicht, und Eitelkeit hatt' er keine, dazu war er zu einfach und im Grunde seines Wesens zu traurig. Er hatte eine große Liebe, seine erste und einzige, in der Kraft seiner Jugend aufgegeben; seitdem reizten Gefühlsspielereien ihn nicht länger. Leidenschaftlich war er auch nicht, mitten in der Welt lebte er wie ein Anachoret. Den Heirathsschlingen, welche dem reichen und geistvollen Manne natürlich zahllos gelegt werden mußten, war er immer mit so vieler Gewandtheit entgangen, daß die Bewerberinnen, welchen er entfloh, stets im Zweifel darüber blieben, ob er es absichtlich gethan oder nicht, und daher nicht seine Feindinnen wurden. Bei Eva hatte er nicht im Traum daran gedacht, daß er für sie etwas Anderes sein könnte, als Gregs Onkel. Hätte sie mit ihm auf ihre gewöhnliche Art „geflirtet," so würde er es wahrgenommen haben, aber da sie das nicht that, hätte er, um den popularen Ausdruck zu gebrauchen, eher des Himmels Einsturz vermuthet, als ihre Liebe.

Seinerseits dachte er nicht auf tausend Meilen an Eva, wie an ein Mädchen, welches man lieben könne, sondern nur wie an ein gutes, verlebtes Kind, dem man seiner ursprünglichen Gutheit wegen seine angenommene Verkehrtheit nachsehen müsse. Daß Eva ursprünglich gut war, konnte ihm, als er sie erst näher beobachtete, nicht verborgen bleiben. Er bemerkte, daß sie sich sehr laut beschwerte, wenn der Vater später Tunne war, indessen dabei alles Mögliche anwandte, um seine Stimmung zu verbessern. Ebenso war es mit der Mutter, die sie geringschätzig behandelte, wenn sie gesund war, und mit mehr mädchlicher Aufmerksamkeit pflegte, sobald sie am Kopfweh lag. Ueber Addy zu zanken schien sie als ihr ausschließliches Recht zu betrachten, so ganz war sie Feuer und Flamme, wenn es galt, den Familienpatchisch gegen Andere zu vertheidigen. Von ihren verheiratheten Schwestern und deren Sprößlingen sprach sie stets mit einer gewissen launigen Zärtlichkeit, die sich sehr komisch anhörte und im Grunde sehr rührend war, indem man wohl heraushörte, sie liebe mehr, als sie gelobt werde. Im Hause endlich war sie trotz ihrer unaufhörlichen Verfehlungen: wie unausstehlich alles Häusliche sie sei, wie unlady-like sie es finde, wie sie sich immer „aus der Affaire" zu ziehen wisse, wenn es gelte, die Magd zu spielen, der ordnende und schaffende Geist. Man merkte es sehr gut, wenn sie einmal nicht wohl und Abends nicht mehr in der Küche gewesen war. Es fehlte dann am nächsten Morgen absolut Alles, was zum Frühstück gehörte: der Kaffee so gut wie der Zucker, ja, sogar das Silber; die liebenswürdige Virginie hatte auf Reginalds Vorsehen gehorcht oder selbst gelesen, und glücklich Alles unter Schloß und Riegel gelassen, so daß alle Welt mit dem Frühstück warten mußte, bis die Köchin ziemlich spät aufstand. Dann schämte sie sich mit allerliebster Naivetät, und klagte sich mit der Unschuld eines Kindes „ihrer ewigen Vergeßlichkeit" an, aber Addy und der Medicinalrath, sowie Fritz und Adolph hatten darum nicht minder warten und sum gern müssen und es gab mehr als eine schiefe Miene, während bei Eva's Hausregiment dergleichen nie vorkam, sondern jedes Ding zur gehörigen Zeit an der gehörigen Stelle war. Diese Pünktlichkeit war es, was Reginald, dem fast peinlich gewissenhaften Geschäftsmann, zuerst an Eva gefiel. Später freute ihn ihre höfliche und gute Art, mit der Bedienung umzugehen. Nie hörte man ein lautes, gellzweige denn ein schelterndes Wort. Eva erhielt alle Befehle, als wären es Bitten, die Mädchen wetteiferten im guten Willen, und Reginald fühlte sich um so angenehmer berührt, je mehr er bei seiner Mutter und seinen Schwestern an herrisches, unfreundliches Gebieten gewöhnt gewesen war. Durch alle diese guten Eigenschaften, welche man bei kleinen Eva nur ganz unvermerkt obzunehmen konnte, denn das alberne Kind schämte sich ihrer, wurde in Reginald allmählich ein warmes väterliches Wohlwollen für das wilde, wunderliche Mädchen erweckt und genährt, und als er es nur erst wirklich gut mit ihr meinte, da suchte er sie auch, wo er nur konnte, Vergnügen zu bereiten.

So hatte er, auf Eva's Reuerung hin, wie gern sie Schlittschuh laufe, ihr ein Paar der allergerichtesten von Berlin kommen lassen. Fritz brachte sie gerade am Tage nach dem Abend von der Post, wo Eva ihn so glänzend um einen leisen Blick Reginalds beneidet hatte, und der Bankier erschien bald darauf mit seiner Gabe im Wohnzimmer, wo Eva abermals, aber diesesmal mit musterhafter Geduld, aus dem bekannten großen Korbe Strümpfe stopfte.

Wäre sie noch gewesen wie früher, so würde der Geber „so reizenden Kathrine" mit einem Sturm von Entzückungs-

und Dankbarkeitsbezeugungen belohnt worden sein; jetzt nahm sie das übertriebene Geschenk mit stiller Ergebenheit an und fragte nur: „Soll ich ganz allein fahren?“

„Nein,“ antwortete Reginald, „ich erbiete mich zu Ihrem Cavalier. Ich war früher nicht ungeschickt, und will mein Heil wieder einmal versuchen. Schlittschuhlaufen ist so gut Poesie der Bewegung wie Tanzen.“

Die classisch gesittete Virginie erwähnte der Ode Klopstocks, aber Reginald wehrte diese Erinnerung lächelnd ab. „Das wollen wir Evy nicht zumuthen,“ sprach er. Reginald sagte jetzt Evy, wie er Addy sagte, nur daß er diese Du nannte.

Addy hatte sich gegen alles persönliche Schlittschuhlaufen erklärt: „Ich fürchte mich,“ hatte sie gesagt und daher auch keine Schlittschuhe bekommen. Aber morgenden wollte sie mit zusehen. Wann gingen sie denn? Addy war ungeduldig. Eva im Stillen auch, obgleich sie es nicht zeigte. Reginald, der in ihren Augen las, unternahm es, sie vom Strümpfestopfen loszubitten, und bald waren alle drei an dem herrlichen Sonnentage unterwegs nach einer Wiese unten im Thale, wo eine ganz vorzügliche Bahn sein sollte.

Man fand auch wirklich das schönste glattes Eis, die Wiese war, Dank dem unruhigen kleinen Flusse, im Spätherbst überlaufen gewesen und noch nicht wieder trocken geworden, als der Frost eintrat. Reginald und Eva halten also freien Raum und benutzten ihn. Eva konnte gar nicht genug bekommen, mehr als einmal ermahnte Reginald sie zum Aufhören, aber sie war unermüdlich. Sie schlitte sich gar zu glücklich; noch nie hatte Reginald sich so ausschließlich mit ihr beschäftigt, kamen sie nach Hause, mußte sie ihn gleich wieder der Mutter abtreten. „Ach, nur noch ein wenig, ein ganz klein wenig länger!“ bat sie wieder und wieder.

„Nein,“ sagte Reginald endlich bestimmt, „Sie werden zu heiß, und das kann bei der scharfen Frostluft gefährlich für die Brust sein.“

Sie gehorchte, nöherte sich dem Rande der Wiese, wo Addy stand, wollte hinaufspringen, glitt aus und würde rücklings übergeschlagen sein, hätte Reginald sie nicht aufgefangen. Mit einer raschen Bewegung schwang er sie auf den festen Boden hinauf, aber dabei verlor er seinerseits das Gleichgewicht, stürzte und fiel hart auf den linken Arm.

Eva schrie gellend auf, Reginald war rasch wieder auf den Füßen und wollte sie beruhigen, aber die Erschütterung war so heftig gewesen, daß ihm vom Schmerz ganz schwarz vor den Augen wurde, und daß er sich hastig auf den Rand setzen mußte, um nicht zu fallen.

Als er wieder deutlich sehen konnte, stand Eva mit gerungenen Händen in einer solchen Verzweiflung vor ihm, daß er trotz seines unbehaglichen Zustandes sich des Lächelns nicht erwehren konnte. Addy war praktischer beschäftigt, sie lag auf dem Eise und hämmerte mit beiden Fäusten darauf los, um es entzweizuschlagen und Wasser für den Ohnmächtigen zu bekommen.

Zum Glück erhielte Reginald sich ohne Wasser, sonst hätte er lange dort sitzen können. Der Heimweg wurde bald angetreten, er schien Allen länger als der Hinweg, Reginald litt am gerschellten Arm, Eva weinte, und Addy machte ihr die bittersten Vorwürfe über ihre Ungeschicklichkeit. „Wenn Herr Höhnel nun den Arm gebrochen hätte,“ schalt sie, „oder den Fuß —“

„Oder den Hals,“ unterbrach sie Reginald. „Sei doch still, kleine Addy, du siehst so, ich bin noch ganz und wohlbehalten.“

„Wohlbehalten?“ wiederholte Addy höchst entrüstet. „Nennen Sie das wohlbehalten, wenn Sie den Arm nicht rühren können? Und wenn er nun entzweit wäre, und er könnte entzweit sein, daß weiß ich, denn Sie fielen fürchterlich hin, wer wäre da Schuld gewesen, als Eva, und was würden Papa und Mama gesagt haben?“

Mama sagte einige scharfe Worte zu Eva, und Papa sagte, während er den beschädigten Arm einrieb und verband: „Nun, sind Sie doch noch mein Patient geworden.“

„Sehr wider Willen, lieber Medicinalrath,“ entgegnete der Bankier lächelnd.

XXIII.

Auch sehr wider Willen mußte Reginald die nächsten Tage „interessant“ sein, den Arm in der Binde tragen und das Zimmer hüten. Was es Erklärung oder Schmerz zum Falle, er fieberte, war matt und wußte nichts Besseres mit sich anzufangen, als auf dem Sopha zu liegen, oder im Lehnstuhl am Fenster zu sitzen.

Das that er am Liebsten, denn die Aussicht war für einen Fieberkranken eigenthümlich beruhigend, und zwar durch ihre künstlerische Abgeschlossenheit. Nur durch eine Hecke von dem einfachen Garten getrennt, welcher zunächst unter den Fenstern lag, breitete sich eine große ebene Wiese aus. Zur Linken wurde sie von einem Halbkreis einzelner heller Bauthichen eingefaßt, deren letzte die Eisenbahnstation war. Hinter diesen zenkseits des Flusses krümmten sich die Waldhöhen, welche gegen Osten das Thal abschlossen. Zur Rechten wurde die Wiese, gleichfalls im Halbkreis, von einer laubigen Hügelzehne eingerahmt, an welche terrassenförmig ein Theil von Rosenfelde angebaut war. Da, wo dieser Abhang aufhörte, machte das Thal eine Krümmung und verschwand dahinter, so daß die Wiese in einem völlig geschlossenen Kranz von Höhen, Häusern und Gärten zu liegen schien.

Natürlich konnte diese Ansicht erst mit dem Frühling in ihrer vollen Schönheit gewürdigt werden, und der Bankier hatte entschieden erklärt, bevor er sie nicht ganz im Grünen genossen, gehe er nicht fort von Rosenfelde. Aber auch jetzt, wo die Winterbläue um die Wälder dämmerte, hatte das Bild einen großen stillen Reiz, und Reginald ließ mit der Trägheit des Kranken oft Stunden lang die Augen darauf ruhen.

Uebrigens war es, wie er mehrmals aussprach, ein wahres Vergnügen, bei den Steinthals krank zu sein, für ihn wenigstens; denn er wurde gehätschelt und gepflegt, als wäre er das kleinste Kind vom Hause. Die Medicinalräthin kam so und so oft nach ihm sehen, und eines der Mädchen war fast immer oben, um bei seinem leichtesten Wunsche zur Hand zu sein. Frih hatte so gut wie gar nichts zu thun und pflegte sich, wie Evy sagte, mit seinem Herrn um die Wette, und Freiherr Herr fand es recht angenehm, auch einmal der Gegenstand von Sorge und Aufmerksamkeiten zu sein. In seiner Familie war immer er es, von dem Sorge und Aufmerksamkeit verlangt wurde. „Ich lasse mich verwöhnen,“ sagte er wohl, wenn Virginie und die Töchter sich um ihn bemerten, aber er ließ sich mit Behagen verwöhnen, „denn das thut gut,“ meinte er.

Am fünften oder sechsten Tage jedoch schien ihm nichts gut thun zu können. Vielleicht war das Wetter schuld. Die Luft war hart und düster, der Wind heulte und pfiff an den

Fenstern, und dazwischen schoß die Sonne einzelne grelle, heiße Strahlen, welche man viel lieber nicht gesehen hätte.

Auch wußte Reginald sie nicht sehen, und Eva hatte umsonst aufhörlich damit zu thun, die Vorhänge aus- und zuzuziehen, je nachdem die Sonne schien oder nicht. Eva hatte diesen Nachmittag den Kranken allein zu besorgen, Abby nahm bei der gerlichen Fanny ihre wöchentliche Klavierstunde, der Medicinalrath war zu Patienten gefahren, und Virginie hatte einen lange aufgeschobenen Besuch abzustatten. Ihre Abwesenheit mochte an Reginalds launischer Leidtrieblichkeit auch ihr Theil haben.

Eva that ihr Möglichstes und wurde keinen Augenblick ungeduldig. Reginald zahlte ernstlich, wie liebreich das Mädchen gegen ihn sei, und wie wenig er es heute eigentlich verdiene, und als sie wieder einmal von einem Fenster zurück und an seinem Sopha vorüberkam, richtete er sich in die Höh', reichte die ihre rechte Hand hin und sagte herzlich: „Danke, liebe Eva.“

Wie ward ihm aber, als er seine Hand von zwei heißen Händen krampfhaft gefaßt, an einen brennenden Mund gepreßt und mit heißen Thränen überströmt fühlte! „Eva!“ sagte er zitternd vor Erschrecken, „Fräulein Eva!“

Noch immer seine Hand umklammernd, sank Eva in die Kniee: „Einmal nur,“ schluchzte sie, „ein einzigesmal!“ Reginald hatte nicht die Kraft, die die Hand zu entziehen, den Kopf tief gebeugt, mußte Eva eine Minute lang mit ihren zuckenden Lippen darauf. Dann ließ sie ab und stand langsam auf.

„Mein Gott!“ seufzte Reginald und legte die freigewordene Hand über die Augen.

Eva neigte sich zu ihm. „Segen Sie meinen Eltern nichts,“ hauchte sie und glitt aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.*)

I.

Die Herberge.

Es war am Abend des 26. Märzes im eintausend fünfhundert und fünfundzwanzigsten Jahre, als die beiden Würzburger Bürger, Bernhard Wissner, der Kannengießer, und Philipp Dietmer, der Maler, ihre gemeinschaftliches Wohnhaus am Fischmarkt**) verließen, und vor der gewöhnlichen Stunde den Weg nach der Herberge zum Rebstock einschlugen. Die laute Gährung der Zeit bei dem gefährlichen Zusammenstoßen ganz entgegengesetzter Elemente, auf der einen Seite des Volkes schreiendes Elend, erzeugt durch Krieg, Mißwachs und despotische Behandlung, auf der andern Seite bis zum Schwindel kühne Freiheitsideen, neu belebt durch Martin Luthers rasch um sich greifende Reformation — solch' entgegengesetzter Elemente Nährung hatte die meisten Gemüther für oder wider entzündet, und einen erhöhten Drang nach Conversation und Verarbeitung der Ansichten hervorgebracht. In solchen Fällen erkohren von jeher als bequemster Versammlungs- und nach Umständen Kampf-Platz das Wirthshaus; was Wunder, wenn schon in ziemlicher Ferne den dem grauen Gemäuer des Rebstocks der Zusammenklang vieler Männerstimmen wie dumpfer Wellenschlag den Wanderern entgegendrang, und sie still und unbemerkt in die volle Trinkstube eintreten ließ. Gedrängt saßen die Gäste längs zweien wohlgestreckten Tafeln, die Krüge und Kannen in bunten Reihen beschwenzt. Würfel oder andere gleichen Dinge waren an dieser Stelle heute nicht zu sehen; das lustige Spielwerk mußte für diesmal der ernsteren Unterhaltung weichen. Doch war dieselbe keineswegs allgemein oder gemeinschaftlich. Was sich eben sonst im Leben näher kannte, hatte auch hier sich aufgesucht, und bald lauter, bald leiserer Gruppen gebildet. Eine solche am untern Ende der nächsten Tafel hatten die beiden Freunde ausersehen, und dieser sich, nach wechselseitiger Begrüßung, beigesellt. Hier saßen bekannte Leute, meistens Bürger aus den innern Vierteln der Stadt*), Krämer, Goldarbeiter, Wachs'sieher und andere, wegen mannigfacher Geschäftsberührung mit dem Domkapitel und den übrigen Geistlichen und Kirchen, und der heraus entspringenden Wohlhabenheit wegen nicht so erhost über Drang und Drängen, ruhiger und gemäßigter als die übrigen Gäste aus den ärmeren Klassen des Volkes, den Bewohnern der Vorstädte. Dessenungeachtet war des Gespräches Stoff auf beiden Seiten so ziemlich derselbe. Am Gestade des Bodensee's und auf den Höhen des Schwarzwaldes', von da ost-ärts hinab gegen das innere Schwaben und nordöstlich an den Main hin, hatten die Landleute sich bewaffnet zusammengeschaart, und feierlich zur Vertheidigung der christlichen Freiheit sich verbündet. Die durch des Heilands Blut ihnen erworbene, aber den geistlichen und weltlichen Tyrannen schmählich unterdrückte zu erlösen aus ihren Ketten und Banden — dies benannten sie als ihren Zweck und als Mittel hiezu Gleichheit und Brüderschaft nach den Worten des Evangeliums. Als Streiter für ihre heilige Lehre verließen sie Weib und Kind, Hof und Markung, und zogen in den Kampf gegen die Feinde des göttlichen Wortes und ihres Bundes. Der Strom wogte langsam, aber gewaltreich an die Grenzen von Franken, und schon trat der Landmann an der Tauber in den Bund und schwur: „Ich verweigere bis zur glorreichen Endschaft unserer heiligen Sache geistlichen und weltlichen Fürsten jede Abgabe, und will einen Gott haben und einen Herrn.“

Mancherlei Sagen dieses wunderbaren Vorgangs drangen allmählich bis zur alten Frankenstadt, und erhoben sich da zum ausschließenden Tagesgespräch des lebhaften und neuerungslustigen Volkes. Erinnerungen an die erlochene Größe der Vorzeit und Furcht vor der Zukunft verstreckt zehendem Gewitter dämmerten gleichzeitig in den Seelen, und leiteten in stetem Wechsel- und bunter Abstufung den Ideengang und die Berathung.

Ob wohl das Bauernvolk sein hölzernes Geschütz bis auf den Klebsberg**) schleppt?“ gähnte ein rascher Goldschmied, und wandte sich wie fragend an den Kannengießer Wissner. „Unmöglichkeit wär' es eben keine,“ erwiderte dieser; „die Bauern sind kampf- und beutelustig, und verschert, auf dem Weg nach Würzburg wenig Hindernis zu finden.“ „Ob ihnen aber,“ begann jener wieder, „ob ihnen nicht besser däucht, die wohlsemannte Stadt und Veste außer Spiel zu lassen, und sich links zu halten nach der Dauber und dem Walde hin, wo es weniger Gefahr und desto mehr Beistand giebt?“ „Meint ihr,“

*) Wir glauben durch den Abdruck einiger dieser interessanten Skizzen den rühmlich bekannten Verfasser**) aus einem längst vergriffenen Hefte unseren einheimischen Lesern einen Gefallen zu thun.

**) Heut zu Tag die Domstraße.

*) Das alte Würzburg hatte 4 innere Viertel: Cressen, Dietrich, Pfaffheim, Gänheim, und 4 äußere oder Vorstädte: Sand, Haug, Pleichach und jenseits des Mains.

**) Der Nikolausberg.

sprach Wissner, „unsere Bauern im Badenahgau*) treten dem Nalsenburger Landsturm kämpflich entgegen, und sind sonst der Sache so fremd und abhold? Lust nur die einen kommen, und seht dann, wie d'e andern mitlaufen!" — „Ihr müßt genaue Kunde von dem Plan des Lumpenpacks haben, oder Dreschflegel und Mistgabel für Hellebarden halten, als Degen und Feuerrohr!" So kreischte jetzt eine heftere Stimme und ein Paar rückischer Augen unter brandrothem Haupthaar fixirten den beteuffenen Kannengießer. Doch ermannte er sich allmählich und sagte: „Es ist nicht so gemeint, Herr Kanz! Ihr wißt, im Wirthshause gebraucht man seine Waage der Meinungen. Ueberhaupt wolle Gott verhüten, daß die meine je im entferntesten erfüllt werde!" „Ei!" entgegnete der bischöfliche Diener, halb beglückt durch Wissner's demüthigen Ton, „ein Blinder muß nicht von der Farbe schwätzen, und ein oldenburger Unterthan sich nicht um Aufruhr und dergleichen Regierungs-Artikel bekümmern. Man bringt sich dadurch nur in Verdacht, und vom Verdacht in Verdruß!" Nach diesem hochsahrenden Bescheid vertieft der Diener des Bischofs seinen Sitz in der Nähe der Neuangekommenen, und wandte sich, ohne jedoch selbe aus dem Gesichte zu verlieren, zu dem Wirthe und anderen bekannten Personen. Der Goldschmied blickte ihm ehrfurchtsvoll nach, die andern Besitzen entledigten sich ihres Unwillens durch ein spöttisches Lächeln. Nur der Maler nahm den Umstand ernster, und verhieß seinen Freunde die ungetrige Demuth. Dieser entschuldigte sich durch Hinweisung auf Kunzens bosharte Gemüthsart und dessen Einfluß am Hofe. Die meisten Tischgenossen pflichteten dieser Ansicht bei, und citirten das Sprichwort vom klugen Nachgeben. Dietmer aber, dadurch nicht beschwichtigt, fuhr nur desto eifriger fort: „Der Mann muß seine Rede beherzt behaupten, und Niemand fürchten, am wenigsten den Unfurchtbaren. Anmaßung ist noch keine Wahrheit, Recktheit keine Stärke!" Er hatte dies ziemlich laut gesprochen, und dadurch dem Bischofsdiener trotz des Zwischenraumes und bienenähnlichen Gesumses den Sinn seiner Worte verrathen. Ein boshafter Blick auf Dietmer, wodurch er diesen gleichsam an die Gelegenheit und Macht zu einem unfreundlichen Gegendienste erinnerte, schien dies zu bestätigen. „Ha, Lafft!" rief auffahrend der Maler, im Augenblick aber zurückgezogen von Wissner, der beglückend zu ihm sprach: „Schwage! was hast Du für ein Recht, mit jenem zu hadern? Es ist doch nur meine Sache!" „Ja, freilich Deine Sache," erwiderte bitter der Zornige; „denn mein Recht, mit jenem zu hadern, habe ich ja vor 14 Tagen Dir förmlich abgetreten." „Wie so? seit wann?" fragte Wissner hastig und mit einer flüchtigen Röthe im Antlitz. „Seit meine Schwester Deine Frau ist!" entgegnete jetzt wieder in gelassenem Tone der Gefragte.

Die weitere Erörterung eines für Wissner empfindlich werdenden Gegenstandes, das eifrige Gespräch des Goldschmieds und seiner Nachbarn, so wie die laute Unterhaltung der übrigen Versammlung unterbrachen auf einmal sonderbare Töne, welche durch die halboffene Thüre des Seitenzimmers das Gehör der äußeren Gäste überraschten. Es klang wie ein Scherz oder Spottlied, gesungen von einer einzelnen Stimme, und zwar so gekämpft, daß hier außen nur die Melodie, keineswegs aber der Text zu unterscheiden war. Das Ende jeder Strophe bezeichnete der Chor durch ein so seltsames Gemisch von Singen, Pfeifen und Trommeln, daß nur eine gewisse Gemessenheit und Kürze, in Takt und Dauer die Größe des Tumultes hoben, daß er nicht erträglich machte. So wie der Chorus verklungen, begann die Einzelstimme eine neue Strophe.

„Das ist der Link und das wilde Heer!" riefen einige Gäste, und wandten sich von ihren Sitzen nach dem Seitenzimmer; aber die Neugierigen sahen die Thüre vor ihrer Stirne zugeworfen und sich vermittelst, unter dem Gelächter der Dagebliebenen zu den vorigen Plätzen zurückzukehren. „Der Link ist ein Spottvogel, er haltet in seinem Kopfe seine Festige!" so tönte einer der Letzteren. „Nun so," erwiderte einer der Beschämten, „man kennt Hans Bermeier und seine Art!" „Ja, dieß der berühmte Bermeier?" fragte der Goldschmied den Kannengießer. Statt dessen nahm der eben einsherkende Jahaber des Rebklacks das Wort, und begann mit einem Gemisch von dienstfertigem und zudringlichem Wesen: „Aufzuwarten, mein Herr! Herr Hans Bermeier, genannt Link, aus dem Viertel Houg, ein egzellenter Mann! Er verzehrt viel Geld und ist bereit und ist ein Lautenschläger, der weit und breit seines Gleichen sucht. Und außerdem ist er der lustigste Mensch von der Welt!" „So! so!" sprach ohne Gedankenanstrengung der Goldschmied. „Ja, mein Herr!" bekräftigte der Wirth, „Ihr sollter den Bermeier kennen lernen, wie ich ihn kenne. Denn zu mir geht er schon 6 Jahre lang täglich, und oft des Tages 3mal, wenn es nur Zuneicht. Darüber haben zwar die Leute allerlei Gerede, und meinen, dieses alles geschähe meiner Frau zu lieb. Das ist mir aber zum Lachen, meine Herren! Denn meine Ehre —" „Herr Jörgheter!" unterbrach ihn Dietmer, und reichte sein leeres Krüglein hin, „wollt Ihr auffrischen!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— Nach einem Berichte des französischen Luftschiffers Flamarion an die Akademie haben genaue Versuche über den Schall Folgendes ergeben: In der Luft hört man den Pfiff einer Locomotive bis zu einer Höhe von 1000 Meter, das Rauschen eines Eisenbahnzuges bis zu 2500 Meter, einen Flintenschuß oder Hundegebell bis zu 1800 Meter, den Hahnenschrei oder den Glockenschall bis zu 1600 Meter, Orchester und Trommelschlag bis zu 1400 Meter, die menschliche Stimme bis zu 1000 Meter Höhe. Worte, die auf einer Höhe von 500 Meter gesprochen werden, sind auf der Erde noch deutlich vernehmbar, dagegen werden auf der Erde gesprochene Worte nur bis zu 100 Meter Höhe in der Luft vernommen.

— Den in London anwesenden siamesischen Zwillingen droht dort in nächster Zeit eine gefährliche Concurrenz zu erstehen. Eine Miesin ist aus Neuschottland in der englischen Hauptstadt eingetroffen, um auch ihrer ungewöhnlichen Leibesbeschaffenheit eine Geldquelle zu machen. Personen, die sie gesehen, wissen die ihr trotz der ungeheueren Dimensionen angeborene Grazie und Schönheit der Formen nicht genug zu loben. Miß Swan — dies ist ihr Name — zählt erst zwanzig Jahre und mißt 8 Fuß 2 Zoll; und mehrere medicinische Autoritäten, welche diese Naturseltenheit in Augenschein nahmen, stellen ihr noch weiteres Wachsthum in Aussicht.

*) Der Ochsenfurter Gau.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 21. Sonntag, den 28. März 1869.

Ein kleines Bad im Winter.

Novelle von Ida v. Düringsfeld.

(Fortsetzung und Schluß.)

Reginald blieb stjen, wie er saß. Für seinen innern Bustand gibt es nur das nichtdeutsche Wort: Desolation. Diese Liebe — er hatte sie nicht gewollt, nicht erweckt, er konnte sich wegen Ida's Vertrauen keinen Vorwurf machen, und doch drückte sie auf ihn, wie eine Verantwortlichkeit und wie ein Vergehen.

„Das thörichte Mädchen!“ murmelte er endlich. „Das arme Kind!“ setzte er gleich darauf weicher hinzu.

Sie zu je lieben, erschien ihm als unmöglich. Und sie zum Mitleid zu heirathen — „O Marie, Marie, Marie!“ sagte er mit unbeschreiblicher Innigkeit und Trauer. „Dir anvertrauen werden um threwillen! Wenn sie noch wäre wie Virginie. Virginie hat etwas, etwas ganz Wenigstens von die. Aber dieses gute, wilde, wüste Kind!“

Ja, Ida, das gute, wilde, wüste Kind, war freilich anders als die stille, zarte, reine Marie. Vor ihr so verschieden, wie die Verführerin im hebräischen Paradiese von der Jungfrau im christlichen Himmel.

Die Geschichte von Reginald's Liebe zu ihr war ganz eine innerliche Tragödie gewesen. Es war darinnen nicht gesprochen und gehandelt, sondern nur gelitet, gerungen und gestorben worden. Seiner Mutter hatte er Glück und Oeliebte geopfert. Seine Mutter war die Tochter eines Gastwirthes aus einer kleinen Stadt, welche, ist gleichgültig. Genug, daß der Bankier Höhnel, Reginalds Vater, durch einen Unfall mit dem Wagen in dem Städtchen und in dem Gasthaus einige Wochen festgehalten wurde. Durch ihre vulgäre Schönheit — wir Deutsche haben hier wieder die Sache und nicht das Wort — wußte die Gastwirthstochter den reichen Fremden zu bestricken, und durch vulgäre Sentimentalität wußte sie ihn dahin zu bringen, daß er sie heirathete. Als reiche und — schöne Frau eignete sie sich rasch einen gewissen Anstrich von Bildung an, innerlich aber blieb sie immer, was sie war: voll roher Leidenschaftlichkeit und gänzlich gemeiner Gesinnung. Reginalds Großeltern wurden durch diese Schwiegertochter sehr unglücklich — es konnte Niemand durch sie glücklich werden, nicht Gatte, nicht Kinder. Für diese wurde sie geradezu verderblich — Reginald hatte noch nicht aufgehört, durch ihren nachtheiligen Einfluß auf seine Schwestern zu leiden. Was ihn betraf, so wurde er demselben glücklicherweise dadurch entzogen, daß die Großeltern ihn zu sich nahmen. Seine Mutter sah darin eine Verletzung ihrer Rechte, die sie dem Sohne nachtrug: sie liebte den Knaben nie, und Reginald seinerseits begnügte sich die gegenüber stets mit dem unumgänglich nothwendigen Pflichtgefühl. So viel die Großeltern es vermochten, sicherten sie ihm durch ihr Testament eine glänzende Unabhängigkeit zu, welche der Vater nach ihrem Tode dem einzigen Sohne auch keineswegs zu beschränken suchte. Daß Reginald, der gar keine Neigung zu finanziellen Geschäften hatte, nach Beendigung seiner Studien in Staatsdienste treten, sich möglicherweise der Diplomatie widmen wollte, war dem Vater ebenfalls recht. Es eröffnete sich also eine reiche Zukunft vor dem begabten jungen Manne, um so mehr, als er schon damals in Marien, der einzigen Tochter eines würdigen, vornehmen Staatsbeamten, einen tieferen Inhalt für sein Leben gefunden hatte. Da sie rief der Vater ihn zu sich. Dem Erfahrungsstaat gemäß, daß gerade die Frauen, welche seinen Boschen in's Haus gebracht haben, die maßlosesten Ansprüche an das Vermögen des Mannes zu machen, hatte die Mutter Reginalds nicht nur offiziell wohlständig verschwendet, sondern auch noch im Geheimen Schulden gemacht, daß trotz des beträchtlichen Vermögens des alten Bankiers die finanzielle Lage des Hauses eine höchst kritische war, um so mehr, da gerade in dieser Zeit zwei Töchter aus heirathet und ausgestattet sein wollten. Zum Glück offenbarte ein Gläubiger, welchen die Frau nicht mehr befriedigen konnte, dem Manne den Abgrund, welchem die Familie nahe war. Er rief den Sohn zu Hilfe, Niemand anders. Reginald rettfertigte das Vertrauen des Vaters; ohne eine Klage, ohne einen Augenblick des Zögerns gab er sein Vermögen hin, seine Carriere auf und wurde der Compagnon seines Vaters. Bald genug der Chef des Hauses und das Haupt der Familie, denn der Vater hatte den Gram über seine Frau nicht lange zu ertragen vermocht. Für Reginald war die Mutter der schlimmste Theil der Erbschaft. Indessen er war jung, energisch, geistig überlegen, und er hoffte auf Marie. Die Verwöhnung seiner Lustahn hatte in seinem Verhältniß zu ihrem elterlichen Hause keine Störung zuzuge gebracht, der junge liebenswürdige Bankier wurde mit gleicher Herzlichkeit empfangen, wie der Student der Staatswissenschaften. Gesprochen hatte Reginald noch nicht, das wollte er erst, wenn er der Geliebten zugleich mit seinem Herzen Hand und Haus zu bieten vermöchte. Daß zu können, dahin strebte Reginald mit aller Kraft, und seine Anstrengungen schienen gesegnet werden zu sollen: sämmtliche Schwestern waren etablirt und ausgezahlt, und Reginald bereitete sich darauf vor, auch die Mutter auszuzahlen, als sie plötzlich krank wurde und, wie sie wähnte, gefährlich. Wie immer alles Schwere und Unangenehme, überließen auch jetzt die Schwestern die Pflege der wahrhaft unen-

träglichen Kranken ausschließlich dem Bruder. Er habe keine andere Pflichten, sagten sie, so könne er Krankheit ungestört dieß erfüllen. Reginald that es — was that er nicht, was schwer und recht war? Seine Mutter hing an ihm in ihrer Verlassenheit und Hülflosigkeit mit einer sogenannten Liebe, welche ihn, da sie die blinde Triebfeder der Freiheit war, nur unwidern konnte. Dennoch hielt er aus, und war eben so sehr guter Sohn, wie barmherziger Bruder. Bald sollte er auch noch mehr werden: unfreiwilliger Beichtvater. In einer ihrer Stunden voll Todesfurcht fühlte sich seine Mutter sehr gedrungen, ihm Bekenntnisse abzulegen. Sie fürchtete, wie sie sagte, nicht selig werden zu können, wenn sie sich nicht ihrer Verachtungen entschuldigte. Entsetzt, vernichtet durch das Gefühl der furchtbarsten Scham, die es geben kann, vernahm Reginald, daß sein Vater in dieser Frau nicht nur seine angetraute Geschwätzin, seine Freundin für sich, keine wirkliche Mutter seiner Kinder, sondern sogar seine treue Gattin gehabt hatte. Was sie dem Sohn erzählte, brachte ihn bis zu der Frage: „Bin ich wenigstens der Sohn meines Vaters?“ — „Du bist legitim,“ antwortete sie, „aber von deinen Schwestern sind zwei —“ — „Sage mir nicht, welche,“ unterbrach er sie, „und sprich nie mehr von dem, was du mir heute gesagt hast. Genug, daß es geschehen ist — verborgene Schande soll man nicht aufdecken.“ — „Ich muß davon reden,“ entgegnete die unselige Frau, welche in ihrer Reue ebenso widerlich war, wie in ihrer Sünde, „es würde mich ersticken, jetzt, wo ich alt werde, wenn ich mir das Herz nicht erleichtern könnte. Aber ich will's nun gegen dich thun, das will ich dir versprechen, wenn du mir dagegen versprichst, daß du bei mir bleibst, so lange ich lebe.“ — „Ja,“ antwortete Reginald dumpf.

So wurde Reginald der Hüter und der Sklave seiner Mutter, denn die Frau genas. Die, deren Sterben ein Segen wäre, genesen soll immer! der Tod hat keine Kritik. Die Mutter genas, und Reginald gab seine Liebe auf, aber doch den Besitz dieser Liebe. In ein Haus mit seiner Mutter konnte er Marie nicht führen, das Opfer, welches er brachte, durfte er nicht auch von ihr verlangen. Sie würde es in der Schwärmerei der Liebe gebracht haben, daran zweifelte er nicht, aber Reginald war schon zu sehr praktischer Mann, um nicht zu wissen, daß manchen Realitäten gegenüber selbst die höchste Begeisterung nicht aushält. Und die Liebe zwischen Marie und ihm in unreiner Luft siechen und sterben zu sehen, das brachte er nicht über's Herz. Lieber wollte er den einen gewissen, ewigen Schmerz, als die tausend kleinen, täglichen, lästigen Entsühnungen, welche bei der unaufhörlichen Berührung mit einer Natur, wie die seiner Mutter, unvermeidlich waren. Er sprach einmal mit Marien und sagte ihr weder die Wahrheit, noch eine Lüge, sondern blos ganz einfach: daß es sein höchstes Glück gewesen wäre, um sie zu werben, und daß er gezwungen sei, diesem Glück zu entsagen. Marie nahm diese Erklärung mit der ruhigen Haltung des vornehmen, stolzen Mädchens auf: Reginald konnte sie für beleidigt halten. Er selbst fühlte sich hoffnungslos unglücklich; damals war es, daß einzelne seiner schönen Locken weiß wurden, und er war noch nicht fünfundzwanzig Jahr alt. Nach zehn Jahren starb Marie, sie war noch jung und hatte nicht geheirathet. Die Mutter Reginalds lebte länger: ihre sogenannte Reue hatte, um sie zu verzehren, zwanzig Jahre gebraucht. Kaum war sie todt, als Reginald sich von seinem Geschäftsleben los machte. Er brauchte nun nicht länger zu werben, noch Bestechung. Glücklich war er nicht gewesen, konnte es auch nicht mehr werden, aber frei und seinen intellectuellen und artistischen Neigungen gemäß wollte er in dem letzten Drittel seiner Jahre wenigstens leben — da mußte Eva's Liebe auf ihn fallen.

XXIV.

Er konnte sich ihr entziehen, denn nicht mit einem Worte hatte er sich Eva gegenüber zu irgend einem andern Gefühle verpflichtet, als zu dem gütigen Wohlwollen eines Freundes. Und — wir wollen Reginald nicht zu einem größeren Helden machen, als er war — er dachte ernstlich daran, die unvollkommene Aufgabe abzuweisen. „Warum soll ewig ich mich aufopfern?“ fragte er sich, nachdem die Minuten des ersten Eindrucks überwunden waren. „Bis jetzt hab' ich's gethan, aber warum noch länger? Bei der Mutter war's furchtbare Pflicht, bei meiner übrigen Familie war's Herkommen, hier wäre es romantische Großmuth. Ich weiß es, Eva kann mich nicht glücklich machen, ich könnte mit ihr sogar nicht zufrieden leben, sie ist allzu sehr meinen Instinkten und Grundsätzen entgegen. Und angenommen, ich wollte auch die letzte Lebensepoche hingeben, die mir noch bleibt, würde ich mit aller Aufopferung wenigstens sie glücklich machen können? Schwerlich. Ich bin einundzwanzig Jahre älter als sie, und — sie gefällt mir nicht. Unter solchen Umständen würde ich einen traurigen Ehemann abgeben. Sie wird die Schwärmerei für mich bei ihrem leichten, lebendigen Naturell bald wieder vergessen, und ist das geschehen, kann ich ihre Zukunft sichern.“

Durch diese und andere Gründe suchte Reginald sich die nächsten Stunden hindurch zu einem vernünftigen und recht mäßigen Egoismus zu ermuthigen, aber als Eva blaß und still später am Abend noch einmal hereintam, als sie demüthig und leise mit ihm sprach und ohne Verlegenheit, aber mit tiefer, kindlicher Beschämung die Augen zu ihm erhob, da brachen alle Besinnlichkeit, hinter denen er sich gegen sie verschanzt hatte, vor der Gewalt ihrer stummen Liebe zusammen. Reginald fühlte es unwiderleglich und ein für allemal, daß er noch nie so geliebt worden sei, wie von Eva. Ohne daß sie eine Betheuerung gethan, hatte sie ihn überzeugt, daß sie ihn nie vergessen, nie einen andern nach ihm lieben werde. Die Wahrheit ihres Gefühls hatte einen unwiderstehlichen Sieg davongetragen.

Reginald hatte einen Grundsatz, von dem er nie abwich: was du thun willst, das thue bald. War es zum Guten, war es zum Schlimmen: was er beschlossen hatte, führte er unmittelbar aus.

Er durchwachte die Nacht, indem er Abschied von seiner Vergangenheit nahm. Seine Liebe zu Marie — er entsagte ihr jetzt erst wirklich. Seine Zukunft — er gab sie Eva Preis. „Was liegt an mir?“ dachte er. „Ich habe nicht gelebt, ich werde nicht leben, aber wenigstens will ich meinerseits nicht unglücklich machen. Hier ist eine Seele zu genesen, ein Geschöpf zu beglücken: Gott gab die neue Pflicht, er wird auch die Kraft geben, sie zu erfüllen.“

Trotz aller Ergebung war Reginald am nächsten Morgen bedeutend kränker. Nächte, wie die, welche hinter ihm lag, lassen sich nicht ungestraft durchkämpfen, besonders von einem bereits Leidenden. Der Medicinalrath fand bei seinem Morgenbesuch das Fieber so stark, daß er dem Patienten dringend anlag, den Tag im Bette zuzubringen.

Reginald wollte davon nichts hören. „Ich kann ebenso gut auf dem Sopha liegen, wie im Bette,“ sagte er, „und Stillliegen macht mich immer kränker. Lassen Sie mich also

aufstehen und schicken Sie mir in einer Stunde Fräulein Eva." — „Haben Sie ihr etwas aufzutragen?" fragte der Medizinalrath. — „Sie um etwas zu bitten," entgegnete der Bankier.

Pünktlich stellte Eva sich ein und kam leise vor das Sopha, wo Reginald lag. „Sie haben —" fing sie an, da sah sie, wie bleich und angegriffen er war, und drückte sich ängstlich und zärtlich über ihn.

„Habe ich Sie krank gemacht mit meiner Heftigkeit gestern?" fragte sie. „Ich bitte, verzeihen Sie mir, und ich bitte, betrüben Sie sich nicht um mich. Daß ich Sie — gekannt, ist doch das größte Glück in meinem Leben gewesen — wird noch etwas Gutes aus mir, so habe ich es Ihnen ganz allein zu danken."

„Eva, wollen Sie meine Frau sein?" fragte, als sie schwieg, Reginald ohne alle Umschweife.

Sie sah ihn innig, aber nicht überrascht an. „Ich erwartete das beinahe," sagte sie, „denn Sie sind so gut. Wenn es ginge, wär' es sehr schön, aber —" sie schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?" fragte Reginald.

„Bloßes Mitleiden —" meinte sie, „ich verdiene von Ihnen nicht mehr, aber — es ist so jämmerlich."

Reginald richtete sich mühsam auf und zog das Mädchen leise näher, so daß sie sich mit an ihm lehnte.

„Ich kann nicht viel sprechen, Eva," sagte er, „und entscheiden muß es sich heute unter uns. Hören Sie also: wenn Sie sich weigern, so nehme ich Ihre Weigerung an und hatte Sie aus. Sie würden das von mir annehmen?" Sie nickte; er fuhr fort: „Wollen Sie aber mich, Eva, und in mir einen Freund und einen Geleiter für's Leben, bis — jenseits, so geb' ich mich Ihnen mit der Bestiedigung, daß ich noch zu etwas nützen kann. Lieb hab' ich Sie, denn Sie sind ein gutes Kind. Liebe freilich kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich hab' sie nicht, Eva, hab' sie verlernt. Gelingt es Ihnen, sie mir wieder zu lehren, so will ich Sie segnen, denn Liebe ist schön. Was thun Sie, Eva?" frug er, als er sah, daß sie ihre Stirn in ihre gefalteten Hände senkte. — „Ich danke Gott," antwortete sie.

Dann erhob sie ihr rosig leuchtendes Gesicht, kniete am Sopha nieder und zwang Reginald zärtlich, sich wieder zu legen. „Sie gehören mir jetzt," sprach sie. „Ich darf Sie pflegen." — „Sie müssen's leider, Eva," antwortete er erschöpft; „Es ist ein Vorschmack von der Ehe, in welcher der Mann einundzwanzig Jahre älter ist. Sie fürchten sich nicht?" — „Nein," antwortete sie melodisch. — „Und doch wollten Sie nie einen ältern Mann?" — „Nein; auch nie einen Bankier." — „Eva, ein Bankier hat Geld, und Sie wissen —" — „Das lieb' ich?" fiel Eva ein. „Natürlich, welcher vernünftige Mensch wird das Geld nicht lieben? Was kann man für Geld nicht Alles thun!" — „Wissen Sie, was wir thun wollen, Eva?" frug er lächelnd. „Im Frühjahr nach Venedig gehen." — „Oh!" rief sie und küßte ihm die Hände.

Die Verlobung blieb noch so lange Geheimniß zwischen beiden, bis Reginald sich erholt hatte. Als er nach acht Tagen zum erstenmale wieder hinunter kam, sagte er Virginie im ersten günstigen Augenblick: was sie zu ihm als Schwiegersohn sagen würde? Sie sah ihn so verblüfft an, sah überhaupt so „aus den Wolken gefallen" aus, daß er herzlich lachte. Dann wieder ernst werdend, sprach er: „Ich scherze nicht — geben Sie mir Eva."

Die sonst so klare, heitere Frau war, bis zu Thränen erschüttert. „Wenn Eva Sie nicht glücklich machte?" fragte sie zagend.

„So glücklich, wie ich's werden kann, werd' ich's, wenn sie es wird," antwortete er. „Und Sie, liebe Freundin," setzte er hinzu und nahm ihre Hand, „bleiben Sie mir, was Sie mir bis jetzt waren. Zur Mutter sind Sie ein bißchen allzumal zu jung."

Der Medizinalrath war überrascht, erfreut, gerührt. Addy war „ärgerlich", und erklärte gerade heraus, daß sie Herrn Höhnel der Eva nicht gönne. „Aber, Addy," redete er sie zu, „bei dir könnte ich ja nicht blos Vater, sondern sogar Großvater sein." — „Das ist ganz einerlei," trotzte Madfisch, „und ich hätte sie weit lieber selbst gehabt, als Sie der Eva geloste." Boshaft mouste drei Tage lang.

Wer doch noch „ärgerlicher" war, und „ärgerlich" auf ewige Zeiten, das war Tilda Klemm. So eine Heirath und so einen Mann, nein, das ging über alle Begriffe, und Tilda ließ sich zum ersten- und zum einzigstenmale dazu hinreißen, ihren Haß gegen Eva zu äußern. Madame Bitter, die glücklicherweise allein Ohrenzeugin von Tilda's Ausbruch gewesen war, rieth ihrer Kleinen dringend an, sich vor einem ähnlichen in Acht zu nehmen. „Man könnte ja sonst denken, du beneidetest unserer Eva ihr Glück," sprach sie nachdrücklich. Tilda sah das so gut ein, daß sie am nächsten Tage schon mit der Schwester ihren Besuch machte „um Glück zu wünschen."

Ob die drei Klatschen Mädchen es aufrichtiger thaten? Es wäre das fast Uebermenschliches verlangt gewesen. Die drei Rettige kamen gar nicht. Reginald ließ Eva zu ihnen gehen, er selbst kam den drei liebenswürdigen Schwestern nicht näher als sonst.

Martha weinte; denn sie dachte, wie bei jeder Heirath, an den Pastor, welchen sie nicht heirathen durfte. Der Pastor hatte nicht die Genugthuung, wie er sich vorgesetzt, „dem stolzen Bankier an heiliger Stätte die Wahrheit zu sagen", die Trauung fand im April zu Berlin statt, und zwar in aller Stille. Selbst die Familie Reginalds war nicht anwesend; sie nahm es übel, daß er „in seinem Alter" noch heirathe, obenein Eva. Greg war am Lautesten gegen die neue Tante. „Hätte ich gewollt, sie hätte mit allen Händen nach mir gegriffen," versicherte er allen Schwestern, allen Cousinen, allen Tanten, „aber ich habe nicht gewollt, und da lödert sie statt meiner den Onkel!"

Der Onkel scheint ganz zufrieden, daß er sich lödern ließ. Freunde, welche Eva in Rom gesehen haben, wo Reginald sich vorläufig einrichtete, sprechen viel davon, wie viel hübscher, anmuthiger und liebenswürdiger Eva als junge Frau geworden ist. Wer weiß: vielleicht lehrt sie dem verehrten, ja, sogar angebeteten Manne noch einmal die Liebe.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lammel.

I.

Die Herberge.

(Fortsetzung.)

Der Wirth verbarg seinen Unmuth über diese bedeutsame Unterbrechung hinter einem demüthigen Bücking, stellte Dietmers Krüglein abseits, und wanderte mit seinem großen Schenkring in den Keller. Der neugierige Goldschmied, über diese

Störung des Gespräches gleichfalls, aber aus andern Gründen unzufrieden, meinte, man hätte den Vogel halten sollen, als ihm die Zunge gelöst war. „Was hätter Ihr da gehört?“ sagte Wissner; „Klauseleien genug und in der Hauptsache nichts. Von den 4000 Goldgulden, die er und sein Weib dem Vermeter eben so listig als schändlich abgeschwatzt, davon wäre er sicherlich stumm gewesen, wie ein Fisch im Wasser.“

Es wie? it wann?“ wunderte der Goldschmied, begierig auf Auseinandersetzung dieses Thema's. Ein Wachsgieser nahm das Wort und sagte: „Die Wirthin ist aber war eine schöne Frau und bekannt ist, daß der Link die schönen Weiber gern stiehlt. Da habt Ihr nun die Fuchsfalle. Umsonst, heißt es, ist der Tod — Link, bezahle! Wenn der Beutel pur Neige geht, und der gute Hans sparsamer wird, weniger verzecht und weniger herschenkt, dann gibt's saure Gesichter. Will das Mittel nicht gleich fruchten, so nimmt man die Eifersucht zu Hülfe. Da schmeichelt das Weib allen Gästen — nur nicht dem Link. Der sieht das Ding, sieht die Listige mit dem nächsten besten jungen Burschen koken, ruft sie und erkundigt sich nach diesem und jenem. Die Wirthin gibt ihm kalt, aber höflich Bescheid, und wendet sich wieder zu ihrem vorigen Gesellschafter. Link ruft sie noch einmal, fragt wieder, und wenn er nichts mehr zu fragen weiß, trinkt er seinen noch vollen Krug aus, und zwingt dadurch die Untreue, ihre bisherige Unterhaltung wenigstens auf mehrere Augenblicke zu verlassen. Sie bringt den gefüllten Krug zurück, verbeugt sich mit aller Artigkeit vor dem Eifersüchtigen, und spricht wie zuvor mit dem jungen Burschen. Link trinkt noch einmal aus, und die Wirthin macht es noch einmal so. So geht die Comödie fort, bis dem Link der Wein zu Kopf steigt. Nun bläst die Eifersucht den Zorn an und es gibt verdrießliche Händel. Am andern Morgen, wenn der Link nüchtern geworden und die Begebenheiten der vorigen Nacht so an den Fingern herzählen kann, dann ärgert und schämt er sich, und beschließt, weil er doch einmal vom Weibe und dem Hause nicht lassen kann, das Uebel in Zukunft zu vermeiden. Wo es nur eine Arznei gibt, ist die Wahl nicht schwer. Link kredet von einem Sohne Israel's Geld auf, zahlt im Rebstock eine vielleicht acht- oder zehntägige Zeche, stellt der Frau Wirthin unverfehens ein Ringlein, ein neues Band oder sonst etwas zu, und sieh da! die freundliche Magdalena, wie ungewandelt, spricht den ganzen Abend hindurch mit keinem andern Gaste, als mit Herrn Johannes Vermeter.“

„Das muß ein dummer Mensch sein!“ meinte der Goldschmied und lachte innerlich, aber seine eigene sparsame Klugheit. „Von Dummheit ist er weit entfernt,“ versetzte der Wachsgieser, „aber er hat seine schwachen Seiten.“ „So ist der Wirth dumm, weil er die Sache nicht merkt!“ sagte der Goldschmied. Der Wachsgieser entgegnete: „Ihr habt doch gehört, daß alles ein abgekarteter Handel und der Link daher schon vom Wirthe um ein großes Stück Geldes geprellt worden ist. Was jetzt noch an ihm auszupressen ist, sieht in den Familiensäckel, oder Herr Jörgpeter bestreitet damit sein auswärtiges Vergnügen. Geld regiert die Welt, ruft er, und Mann und Frau nehmen's mit einander nicht zu genau!“ — „Aber wie war es denn mit den 4000 Goldgulden?“ forschte der Goldschmied. Es erfolgte aber von seiner Seite eine Antwort, da man den Wirth kommen und zwei gefüllte Krüge herstellen sah. Auf Dietmers Frage: „Für wen den andern?“ antwortete der Wirth mit wichtiger Miene: „Für den Herrn Leibdiener Seiner bischöflichen Gnaden.“ Wirklich nahm dieser bisher vergessene Kirchenmaler seinen früheren Platz ein, und setzte dadurch den Maler in die Lage, das gereizte Gespräch durch den Antrieb der Kaltblütigkeit zu beschwichten. Kurz suchte ein Gespräch anzuknüpfen, und behandelte als Stoff hiezu den vorher beschriebenen Auftritt im Seitenzimmer. Von einer heftigen Rüge der damals üblichen Trinkgesellschaften und Zech-Vereine im Allgemeinen weiter es sich in's Gebiet der Persönlichkeit und schimpfte unausgesetzt über Link und dessen Genossen. Die beiden Schänker, der Wachsgieser und die meisten Anderen setzten dieser Herzenserleterung ein beharrliches Stillschweigen entgegen. Die Minderzahl, worunter der Goldschmied, bemühten sich, durch ein stilles Kinicken oder lautes Bejahen ihre Zustimmsamkeit und ihr Einverständniß mit den Reden des Leibdieners zu beweisen. Nicht so einverstanden damit schien ein Jüngling, der bisher hinter dem Sitze des Wortführers unbemerkt zuhörend, auf einmal sortging, und sich durch die Seitenthüre verlor, die seit Beendigung des vom wilden Heere angestimmten Liedes wieder wie anfangs halb offen stand. Noch eine halbe Stunde mochte da außen Kungen's Gespräch über Aehnliches auf ähnliche Weise fortdauern, als es durch Ankunft eines neuen Gastes eine andere Gestalt nahm.

Ein alter Mann mit gekrümmtem Rücken und langem, schneeweißem Bart, angethan mit einem weiten Mantel und tiefherabhängenden Krempenhut, saß plötzlich zur Seite des bischöflichen Dieners. Er musterte einige Minuten lang schweigend seine Umgebung, dann begann er gleichsam für sich hinzubrummen mit gedämpfter Stimme: „Ist's doch heut zu Tag in der Herberge voller, denn in der Kirche, und wird dem Heidengott Bachus mehr gepfeifet, denn dem gekreuzigten Heiland!“ Er setzte aus und hub sodann mit steigendem Tone an: „Wenn die Schwalben tief fliegen, bedeutet's Regenwetter; sammeln sich die Menschen vor Nachts auf der Weinbank — dann ist Sturm und Unheil nicht mehr ferne.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— Der Papst hat den Befehl gegeben, das herrliche **Theater des Marcellus in Rom** restauriren zu lassen. Dieses Theater wurde in colossalen Dimensionen unter Cäsar begonnen und unter Augustus vollendet, der es seinem Neffen Marcellus zu Ehren benannte. Die Arkaden sind übereinander in der dorischen, jonischen und korinthischen Säulenordnung gehalten. Bis jetzt wurde das dorische Erdgeschoß von verschiedenen Boutiquen eingenommen, welche zunächst hinweggeschaffen sind, um wieder einer würdigeren Ausstattung Platz zu machen.

(Bezahlte Schuld.) Ein wohiger Dichter Frankreichs Saint-Foix, (gest. 1776) war einem Juden 4000 Livres schuldig, die er nicht bezahlen konnte. Sein Gläubiger trat ihn einst zufällig bei einem Barbier, der ihm saeben den Bart eingeseift hatte. Der Hebräer mahnte ihn auf der Stelle. Er aber fragte ihn, ob er nicht wenigstens so lange warten wolle, bis der Herr da ihm den Bart abgenommen. „O ja!“ antwortete der Jude, „recht gerne!“ „Nun, Sie sind Zeuge,“ sprach der Dichter zu dem Barbier, stand auf, wusch sich die Seife ab und ging mit ungeschorenem Barte davon.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gabermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 22. Mittwoch, den 31. März 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lemmel.

I.

Die Herberge.

(Fortsetzung.)

Kunz, der anfangs über die unerbetene Nachbarschaft des neuen Gastes beleidigt, demselben den Rücken wies, kehrte sich jetzt um und minderte die Falten seiner Stirne. „Aber," fuhr jener fort, „von wannen kömmt der böse Unstern? Von dem Schwindelgeiste unserer Zeit, von ihrem unseligen Hange nach Neuheit in Religion und Verfassung. Das gute Alte verwerfen sie, weil es dem schlimmen Neuen zuwider ist, und weil sie, geblendet von Luzifer'schem Dünkel, dafür halten, das Ei sei klüger denn die Henne!" Beifällig nickte hier der Diener des Bischofs, der Alte sprach weiter: „Aber Hochmuth kömmt vor dem Fall. Es wird eine Zeit kommen, wo das Lämplein des Glaubens stärker leuchtet, als das Irrlicht der Aufklärung, und wo es sich zeigen muß, wer die rechte Mutter ist. Dann werden die Freigeister und Rottirer erblinden wie die Männer von Sodom und in den Abgrund stürzen, der ihnen dem Vernunftlicht den blöden Augen entgangen ist." „Wohl gesprochen, alter Knabe!" rief mit huldvoller Miene der Leibdiener und klopfte dem Greise auf die Schulter. „Ihr seid wohl von hier?" „Leider!" seufzte der Alte, „ich bin von hier, geboren im Viertel Haug, in jenem Viertel, das sich in die Stadt mündet, wie die Feuerquelle in den Schwefelpfuhl. — Daß der Mann von Haug den Männern von Würzburg von jeher bei Gottesläßerung und Aufruhr vorgehing wie der Riese Goliath dem Heere des Philistäer — ist weltbekannt — weltbekannt ist auch des Haugers Hang zu allen heidnischen Lastern, als da sind: laufen, buhlen, spielen, fluchen und schlagen. Doch dieses alles sollte, wie der Herr spricht, zu nichts sein und zerrannen vor meinen Augen, wenn eines nicht wäre — eine Sünde, die das Maß der Gnade darniederdrückt, wie der Zentnerstein die Schale einer Goldwage. Diese Sünde heißt Hochverrath an der Majestät Gottes durch die sinnlose und verruchte Feindschaft gegen seine Diener." — „Weiter, lieber Mann!" drängte der Bischofsdiener. — „Da unten sitzt ein Prädikant von der neuen Lehre!" sagten einige am obern Ende der Tafel, und rückten weiter abwärts. „Nein! der ist ein Streiter für den alten Glauben und wahrlich kein geringer!" sprachen andere, und stellten sich hinter die Stühle unserer Gruppe. So umlagert, begann der Alte von Neuem: „Wie die Haugen vor einem und zwei Jahrhunderten gegen unsern frommen Clerus gewüthet, wie sie die Capitularen und Vicarier, patres und fratres in ihren Häusern und Zellen blutig geschlagen, sodann halb nackt auf die Gasse gejagt, allda mit Geigen und Pfeifen aufzuspielen gezwungen, während sie selbst, diese gemeinen Laien, dazu tanzten und den Wein aus geweihten Kellern in ihren profanen Kragen und Magen strömen ließen — o das ist die feurige Hand auf der Geschichtstafel von Würzburg, die kein Thränenstrom eines großen Sünders mehr verlöschen kann!" — Hier erhob sich in der Umgebung ein leichtes Murren.

„Warum? Warum ist dies geschehen?" murrten einige halblaut. „Weil die Pfaffen die Weiber verführt, die Töchter geschändet, Testamente verfälscht —" riefen andere noch bohrender. Kunz mahte sich an, Stille zu gebieten und den Alten zur Fortsetzung seiner Predigt zu ermuntern. Dieser fiel auch sogleich ein: „Ja! ja! wie die Alten gelungen; so, zuweilschen die Jungen! Da lebte vor hundert und etlichen Jahren unter dem großen Bischof Gerhardus*) ruhmreichen Andenkens (hier entstand unter den meisten Anwesenden ein Hohngelächter, das jedoch den alten wenig zu kümmern schien), unter dem großen Herrenfreund und Bürgerfeind Gerhardus ein Mann, der hieß Bermeier; der soll auf der Beinhaut gesagt haben, das Wort Vogelfrei könne man in deutscher Sprache wegstreichen und dafür setzen: „Ein Pfaff!" Nun sehet ob der Kerl dieses Recht, den man Lug heißt, um ein Haar besser ist, als sein sauberes Absehen. Steigt ihm nicht das Blut in's Gesicht, wenn er einen Priester von ferne sieht? Beichtet und communicirt nicht, säuft und spielt in den Wirthshäusern, schimpft über Bischof und Capitel, freut sich über eingelungenes Wagerlück der rebellischen Bauern mehr, als über Jubiläum und Ablaß, kurz führt ein Heidenleben, daß es allen frommen Schafen mehr vor ihm graust, denn vor jenem, vor dem man sich betreuzigt! — Ist das Wahrheit oder Lüge?" schloß in erhitztem Tone der Redner und wandte sich, Antwort fordernd, an den Maler Dietzert. Nach einer Pause antwortete der Maler: „Meine Ansicht könnte Euch so gleichgültig sein, als mir die Eurige. Ich bin nicht gewohnt, vor der Welt sie auszukramen, aber auch nicht, sie aus Furcht vor irgend Einem zu verbergen. Verrathen sie drum in aller Kürze! Denselben Menschen, den eine glückliche Zeit zu einem großen Helden gemacht hätte, entwidrigt oft eine unglückliche zu einem Räuberhauptmann. Und umgekehrt, mancher gilt durch die Gnade der Umstände für einen braven Mann, weil ihm die Gelegenheit abging, schlecht zu sein. Deßwegen sollte jeder

*) Der Bischof, durch welchen die freien Gerichtsämter der alten Würzburger in langem blutigen Kampfe den Todesstoß erlitten.

Menſch ſeinen Mitmenſchen menſchlich beurtheilen, und das Geſchichtlein bedenken, wo es heißt: „Wer von Euch iſt von Sünden rein, der werf' auf mich den erſten Stein!" — „Bravo, wackerer Philipp!" ſchallte es von mehreren Seiten her, und Krüge von links und rechts ſtießen mit dem des Maiers zuſammen, intereſſer der Alte unter ſich ſchauend in tiefes Nachdenken verſunken ſchien. In Kunzens Bruſt erhob ſich aber ein ſchwere Unmuth, und ergoß ſich plötzlich in die beißende Rede: „Das Urtheil der Aufklärung kennt kein Gutes und kein Böſes. Der Herr da drüben (er deutete auf Dietmer), dem jenes Licht leuchtet, iſt alſo in dieſem Falle ein ganz beſonderer Richter. Was mich betrifft, der ich mich an das Pümpleln des Glaubens halte, ſtimme ich den Worten dieſes braven Greiſes vollkommen bei, und ſage, daß der Link ein Bub iſt; für deſſen Strick der Hanf ſchon längſt gewachſen. Darüber ſchneiden freilich Manche Geſichter, und denken an ein anderes Hiſtörlein, an Mitgefangen und Mitgehangen. Wir aber, alter Jüngling, verſtehen uns. Euere treue Geſinnung gegen Religion und Regierung verdienen gnädige Anerkennung und Belohnung. Spendirt mir Eueren Namen und Stand! Sagt! wie heißt Ihr?" — Da zog der vermeintliche Alte ſeinen falſchen Bart und Hut ab, ſetzte ſich aufrecht, ſtrich das Haar aus dem Antlitz und ſprach langſam und deutlich: „Ich heiße Link!"

Tiefe Stille herrſchte unter den ſtaunenden Gäſten; Aller Augen blickten auf den zu einem jugendlichſchönen rüſtigen Manne gewordenen Greis und von dieſem auf den leichenblaſſen Diener des Biſchofs. Link unterbrach endlich dieſes Schweigen, und ſagte mit einem bedeutenden Tone zu ſeinem Nachbarn: „Und wie heißt Ihr, Herr, wenn man fragen darf?" — „Ich — ich heiße — ich bin, Ihr kennt mich ja —" ſtotterte Kunz; ein gellendes Gelächter erſcholl hinter ſeinem Rücken. Der Spott gab dem Höflinge ſeine Mannheit wieder; halb noch verlegen, halb zu ſeiner früheren Barſchheit zurückkehrend, fuhr er Linken an: „Hört! Für wen haltet Ihr mich?" — „Für einen Eſel!" antwortete gelaſſen der Gefragte. Kunz ſprang auf, und ſuchte ſeinen Beleidiger an der Gurgel zu faſſen. In dieſem Augenblicke jedoch fühlte er ſich zurückgezogen, und auf ſeinem Stuhle mit Händen und Füßen feſtgemacht. Eine papierne Biſchofsmütze mit zwei hochaufſtrebenden Ohren ſaß ihm tief herein über die Stirne, ein ungeheures Kalbsfell verhüllte ſeine Schultern. Der Stuhl des Ueberraſchten und zu ſeinen Widerſtand Unfähigen wurde von 4 Burſchen, worunter der Jüngling, welcher Linken, wie vorerwähnt, von den üblen Nachreden des Leibdieners benachrichtet hatte, emporgehoben und unter Anſtimmung einer rührenden Litanei und unter ſcheinfrommer Begleitung des geſammten wilden Heeres, deſſen Coryphäen ihre Clubb-Inſignien, ferners Kamme, Leuchter und Stühle hielten, wie ein hölzernes Heiligenbild dahingetragen. Die Proceſſion, welcher ſich der größte Theil der Gäſte: theils aus Freude über die beſtrafte Anmaßung, theils aus Neugierde über das Ende des Schauſpiels! anſchloß, bewegte ſich langſam und feierlich durch die beiden Zimmer in den Gang und von da zurück in die große Wirthsſtube. Dort ſtimmte ein Genoſſe des wilden Heeres als functionirender Prieſter mit einer abgeſchabten Mönchskutte bekleidet, das „veni creator spiritus" an, und gab am Schluſſe ſeiner Ceremonien dem lebendigen Gnadenbilde mit einer Kannenbüſte den Segen. Die 4 Träger ſetzten hierauf den durchnäßten Heiligen an ſeinen vorigen Platz, und entledigten ihn hier ſeines Schmuckes und ſeiner Bande.

Jetzt entſtand ein minutenlanges Schweigen, aber es glich nur jener Stille, die beim Gewitter einem verſtärkten Donnerſchlage, bei dem Waffenkampf einer gedopplelten Salve vorangeht. Der Beſtrafte, jeder äußern Handlung unfähig, blickte ſtier umher, indeſſen in ſeinem Innern ſich Scham und Wuth durchkreuzten. Das Elend erweckte Mitleid. Zuerſt erhoben ſich auch einem Mantel 4 biſchöflicher Reiter, und erklärten die dem Dietner ihres gemeinſamen Herrn widerfahrene Beleidigung für ihre eigene Sache. An die Solidarität ſchloß ſich der Gottſchimied ſammt mehreren Andern, ungewiß aus welchen Gründen, ob aus Spekulation, Kameradſchaft oder Mitgefühl über eines Mitmenſchen arge Behandlung. Manchen von dieſen mochte auch der eben ausgeſtrichte feierliche Umzug als ſtrafwürdiger Religionsſpott vorkommen. Selbſt der Wirth nahm Kunzens Partei, ſei es nun, um dieſer täglich baaren Kundſchaft ſeine Achtung zu bezeigen, ſei es, um Bermeiten ſeine Nichtachtung über deſſen jüngſte achttägige Vergeßlichkeit im Zechzahlen fühlen zu laſſen. Dabei blieb die feindliche Seite nicht unthätig. Stolz auf die eben glänzend ausgeführte Rache und des Beiſtandes der Mehrheit verſichert, tauſchte ſie Wort um Wort und Stoß um Stoß, als wollte ſie den Ausbruch des Geſechtes lieber beſchleunigen als verzögern. Wiſſner, Dietmer und einige der Beſſeren, anfangs entſchloſſen, den Streit zu vermitteln, waren bei der Vereitlung ihrer guten Abſicht um die zu ergreifende Partei nicht verlegen. Sie ſtellten ſich zu den Freunden Link's; nicht ſowohl aus beſonderer Freundſchaft für deſſen Perſon oder aus Haß gegen den Biſchofsdiener, ſondern mehr aus gerechtem Unwillen über die Frechheit der Reiter, die bereits mit entblößten Degen unter den wortſeeltenden Bürgern handthierten. Schon blinkten hier und dort Meſſer, Leuchter, Trinkgefäße und andere ſpitzige und ſtumpfe Waffen, als der bis jetzt unabwendbar ſcheinende Kampf durch ein Spiel des Zufalls beſeitigt ward.

„Halt!" ſchrie es vor der Thüre, und hereintraten zwei ſeltſam kontraſtirende Geſtalten, eine lange hagere ſammt einer kurzen unterſetzten, in denen trotz des ungewöhnlichen Anzuges und des veränderten Mienenausdrucks die verwundert ſtillſtehenden Kämpfer ihre beiden Mitbürger, den Bader Leininger und Hans Schiller, den Kupferſchmied, erkannten. Dieſe Beiden und vorzüglich Schiller galt ſonſt für einen unbeſcholtenen und charakterfeſten Mann, und nun erſchien er und der Bader in zerlumpter Tracht, die Lenden umgürtet mit einem Strick, auf dem Haupt einen Bauernhut, verziert mit bunten Band, und was bei der Sache am auffallendſten war, das Myſtiſch-Feierliche in Haltung und Mienen keineswegs übermäßig Weingenuß oder ein luſtiges Poſſenſpiel, wohl aber ein ungewöhnliches Ereigniß prophezeihte. Bei dieſem Anblick ließen die erbitterten Streiter ihre Waffen ſinken; und rehten ſich, als wäre das Vorhergegangene ungeſchehen, enger um dieſes merkwürdige Paar. Der Bader verbreite die Augen und rief: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menſchen, die eines guten Willens ſind! Petrus, ſtecke dein Schwert ein! Denn ſieh da! es bedarf nicht mehr eines einzelnen Menſchenarmes, wo Legionen kommen werden und mit uns zu Felde zieh'n!" Dieſe Anrede begleitete er mit paltetiſcher Bewegung ſeiner rechten Hand, während er mit der linken ſeinen Gefährten gleichſam als einen Zeugen für die Aechtheit ſeiner Auſagen feſthielt. Schiller murmelte einige Worte der Beſahung. — „Der Bader iſt weinvoll, oder iſt er einem närriſchen Prädikanten unter die Scheere gerathen," flüſterte Wiſſner zu ſeinem Schwager. „Der iſt ein Narr auf ſeine eigene Fauſt," entgegnete dieſer, „aber ſieh nur den Kupfer-

schmied an, der war sonst nichts weniger als ein Phantast!" — Der Bader streckte abermals seinen langen Hals hervor, und kreischte mit weinerlich frommer Stimme: „Die Zeit ist gekommen, wo der erniedrigt wird, der sich erhöht hat, und erhöht wird, wer sich erniedrigt hat, denn es steht geschrieben: Ihr alle seid Brüder! — Es werden Zeichen geschehen — doch was sage ich? sie sind schon geschehen, und die Himmel sind im Aufruhr und die Erde und die Meere, und alles, was darinnen ist!" — „Was ist denn eigentlich geschehen?" sprachen halblaut einige Ungeduldige. „Was geschehen ist," — rief der dies hörende Bader — „o die Ihr Augen habt und nicht sehet, Ohren habt und nicht höret! Wie hoch steht jetzt der Schuh, der noch vor Kurzem in den tiefen Mist getreten war, und wie tief liegt jetzt das Herrenwappen, das hoch am Oberschüpfer Schulzenhaus geprangt hat! — Doch Ihr versteht nicht, was ich sage; denn keiner in diesem Zimmer hat den Schuh gesehen, außer mir und dem Manne, der neben mir steht!" — „Zur Sache, lieber Doktor! zur Sache!" drängte ungeduldig Vermeter. „Ja, zur Sache," entgegnete nachäffend der auf sein Geheimniß Eifersüchtige, „nur geschwind zur Sache! Was spricht der Mensch, wenn sein Haupt voll und sein Herz überflossen ist?! Der große Tag war da; er ist dahin und kehrt nie wieder. Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben deine Herrlichkeit angeschaut." — „Ei so fahre zum —" rief Vermeter und faßte den Kupferschmied unsanft beim Arme: „Hans Schiller, sagt uns doch mit kurzen klaren Worten, was habt Ihr gesehen?" Der Kupferschmied, durch die handgreifliche Sprache aus seiner Traumwelt herausgerissen, sammelte seine Gedanken zu der ihm angeborenen Nüchternheit und sprach in ziemlich ruhigem Tone: „Ihr Männer! hört! Der heilige Geist ist von Schwaben aus auch über Schüpf ergangen und hat Gottes Reich dort auferbaut. Alt und Jung, Groß und Klein steht in Wehr und Waffen; die ganze Landschaft hat sich dem christlichen Brüderbunde zugewandt. Und nun will der helle Haufen auf Würzburg los und will, daß wir Bürger uns mit ihnen zusammenthun zur Ehre Gottes und zum Frommen unseres gemeinsamen Rechts. Da habt Ihr es nun!" Während des nun erfolgenden lauten Ausbruches des allgemeinen Erstaunens suchte sich der müde Kupferschmied einen ruhigen Platz aus, und nachdem ihm der Wirth Speise und Trank vorgesetzt, fing er an, unbekümmert um jede Frage und Aufforderung der Gäste, sich ausschließend mit der Restauration seines Körpers zu beschäftigen. Er nöthigte dadurch den neugierigen Haufen, zur Ausforschung der Einzelheiten des erzählten Vorfalles den früheren Berichterstatter, welcher wegen seines weitschichtigen Rednertalentes hintangesetzt worden war, mit guten Worten zur Fortsetzung seiner Erzählung anzugehen. Der Bader, über die Begierde, das Wort zu führen, und hierbei zugleich seiner beleidigten Eitelkeit Genugthuung zu verschaffen, Hunger und Durst vergessend, musterte stolz seine tiefaufhorchende Umgebung und begann mit seiner vorigen Sprache und Haltung: „So! So! Seid Ihr also wieder vor die rechte Schmiede gegangen?! Ja, es wird erfüllt, was geschrieben steht: der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden! Denn begreifet wohl, Ihr Leute, die Rede des Kupferschmieds gleicht der Stimme in der Wüste, meine Rede aber ist ausführlich, wie die Predigt vom Berge. — Ihr Leute, silentium!"

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 29. März.

Das Gastspiel der Frln. Stehle, welches man nach den letzten Ankündigungen für geschlossen halten konnte, hat sich mit einer ihrer vorzüglichsten Rollen, der Margaretha in der Oper „Faust" von Gounod, fortgesetzt und denselben glücklichen Erfolg errungen, wie ihre früheren Leistungen in dieser schwierigen Partie. Wenn ihr gleich bei ihrem eminenten Talente die glückliche Gabe verliehen ist, jeder Aufgabe gerecht zu werden und sie es versteht, selbst weniger dankbare Rollen lebensfähig zu machen und ihnen die richtige künstlerische Gestaltung zu verleihen, so bietet die Margaretha ihrer Individualität ein so weites Feld, daß man derselben in dieser Rolle gerne den Preis vor allen anderen zugestehen wird. Es ist nicht die vollendete Technik ihres Gesanges, nicht die überraschende Ausbildung ihrer herrlichen Stimme, welche uns unwillkürlich hinreißt und die verborgensten Seiten in unserem Herzen anschlägt; ihr prächtiger seelenvoller Vortrag ist es, der uns bezaubert, der weiche sympathische Klang ihrer Töne, welcher uns der Wirklichkeit entrückt und uns mit Margarethen der Liebe Hoffen und Leiden in den wechselnden großartigen Situationen der Oper theilen läßt. Frln. Stehle bietet uns keine gemachten künstlichen Blumen, wenn sie Gounod's zarte, sinnige Compositionen vorträgt, es sind frische Rosen mit lebendigem Grün, duftende Blüthen, wie sie dem fühlenden Herzen entsprossen sind, Blüthen, deren Keim der Componist wohl in die Partitur hineinlegen kann, deren Entfaltung aber dem Verständnisse und Gefühle der Sängerin überlassen werden müssen. Frln. Stehle versteht diese Blüthen zu hegen, denn sie singt nicht blos mit dem Munde, sondern auch mit dem Herzen, sie fühlt, was sie vorträgt und deshalb findet ihr Gesang auch wieder den Weg zum Herzen und erringt selbst bei verhärteten und abgestumpften Gemüthern Triumphe. Die wenigen Takte im zweiten Akte bei der ersten Begegnung mit Faust, wie sinnig waren sie und wie haben sie uns ergriffen; in den abweisenden Worten lag im Vortrage der Ausdruck der unbewußten Sympathie für Faust und gewissermaßen die Trauer wegen der durch die Sitte gebotenen Zurückweisung seiner Begleitung. Derselbe innere Widerstreit fand auch ergreifenden Ausdruck in dem einfach schönen Liede im 3. Akte: „War einst ein König von Thule", während die Freude bei Auffindung des Schmuckkästchens ohne alle Künstelei und mit natürlicher Naivität markirt wurde. Nicht minder anziehend in der Unterredung mit Faust im Garten machte Frln. Stehle mächtigen Eindruck bei der Liebeserklärung, wo sie den Durchbruch der Liebe in dem der Leidenschaft bis jetzt fremden unschuldsvollen Herzen des schüchternen Mädchens, den Glauben an diese Liebe und das dadurch gewonnene Selbstbewußtsein, welches dem Geliebten gegenüber nunmehr jegliche Scheue bei Seite setzt, wunderooll zu nuanciren verstand, und erreichte in der Steigerung am Finale des letzten Aktes bei dem Ausdrucke des machtlosen Widerstandes gegen den Geliebten und der endlichen willenlosen Hingabe an denselben den Culminations-Punkt. Die nun folgenden Scenen waren von ergreifender Wirkung und bewährten den Ruf des geschätzten Gastes in gleicher Art auf dem Gebiete des tragischen Gesanges als auf jenem der heiteren Weisen. Obwohl von einem hoffentlich nur leichten Unwohlsein befallen, führte sie doch ihren höchst schwierigen Part in dem letzten Akte mit einer solchen Bravour durch, daß Niemand von ihrer Unpäß-

lichkeit etwas merkte und die Aufführung ohne Störung verlief. Wir sind deßhalb der geschätzten Künstlerin für diese Diskretion zu ganz besonderem Dank verpflichtet und hoffen, daß sie baldigst hergestellt, ihr noch in Aussicht gestelltes Gastspiel unbehindert werde beendigen können.

Was die Aufführung obiger Oper im Uebrigen anlangt, so war sie im Ganzen befriedigend; namentlich wurden die Rollen des **Faust**, **Mephisto** und **Valentin** durch die Herren **Hagen**, **Gangemüller** und **Oettinger** in entsprechender Weise gegeben; jene des **Sybel** und der **Martha Schwertlein** dagegen ließen Manches zu wünschen übrig, indem Frl. **Meyer** nicht immer correkt sang und Frau **Bayer** etwas stark karrikirte. x.

Miscellen.

In einer **Sekunde legen zurück**: Eine Schnecke $^1/_{5000}$ Fuß. Eine Fliege 5 Fuß. Ein Fußgänger $5^3/_{10}$ Fuß. Ein Kameel 6 Fuß. Mäßige Winde 10 Fuß. Schnelle Ströme 12 Fuß. Droschkenpferd 12 Fuß. Wallfisch $12^9/_{10}$ Fuß. Schnellsegelnde Schiffe 14 Fuß. Rennthiere am Schlitten 25 Fuß. Dampfwagen 29 Fuß. Schlittschuhläufer 36 Fuß. Englisches Reitpferd 41 Fuß. Stürme 50 Fuß. Luftballon 50 Fuß. Kräftig geworfene Steine 50 Fuß. Windhund 70 Fuß. Adler 95 Fuß. Der Orkan 126^1 Fuß. Eine Taube 411 Fuß. Der Schall bei 0° R. 1012 Fuß. Büchsenflugel 1599 Fuß. 25pfündige Kanonenkugel 2299 Fuß. Ein Punkt der Oberfläche am Aequator 2351 Fuß. Der Mittelpunkt der Erde um die Sonne 4 Meilen. Das Sonnenlicht 41,000 Fuß.

— Ein jetzt in London auf dem Theater Mode gewordener **Knall- und Sensationseffect** stammt aus Paris, wanderte von da nach Amerika und von da erst als freie Uebersetzung nach London. Er besteht in einer Eisenbahnscene. In England trat sie zuerst in dem neuesten Stücke Dion Boucicault's, Verfassers der beinahe dreihundertmal gegebenen „Streets of London" auf. Es heißt: „After Dark", frei nach dem Amerikanischen: „Under the Gaslight". In beiden Stücken sehen wir den Helden auf den Eisenbahnschienen gefesselt, und während der Zug mit furchtbarem Getöse näher und näher heranbraust und wir für sein Leben zittern, wird er noch in derselben Sekunde, wo der Zug wirklich über die Bühne kommt, gerettet und weggerissen. Der englische Effekt ist freilich viel großartiger, da er in die berühmte unterirdische Eisenbahn Londons, also in einen künstlich beleuchteten Tunnel, verlegt ist. Solche Eisenbahnscenen sind in den verschiedensten Modifikationen erneuert und noch grausiger gemacht worden. Das Großartigste leistet jetzt das Standard-Theater in dem Stücke: „Danger" (Gefahr). Hier regnet es auf den Eisenbahnsteig mit Donner und Blitz so täuschend sichtbar und wahr, daß vor unseren Augen die ganze Bühne und alle Schauspieler von Regen überschwemmt und bis auf die Haut durchnäßt werden, so daß empfängliche Zuschauer thatsächlich Schnupfen und Zahnschmerzen davon bekommen.

— **(Ein depossedirter Prinz als Kellner.)** Von der namenlosen Unverschämtheit, mit welcher amerikanische Blätter mitunter ihren Lesern die handgreiflichsten Märchen aufzischen, gibt die „S. Louis Times" neuerdings das nachfolgende Pröbchen: „Unter den Kellnern in New-Orleans ist ein Individuum, welches beim ersten Anblick in Jedem den Gedanken erwecken muß, daß dieser Mann nicht in seiner Sphäre ist. Und dennoch ist derselbe der aufmerksamste und flinkste von allen Kellnern. Sein ganzes Austreten beweist, daß er ein Mann von feiner Erziehung ist, der viel vom Leben gesehen hat und seiner Zeit selbst auf's fürstlichste bedient wurde. Auch scheint er von hoher Intelligenz zu sein. Auf Fragen in deutscher oder französischer Sprache antwortet er im eleganteslen dialektfreien Accent, so daß man ihn unwillkürlich anstaunt. Doch er kümmert sich um all das nichts, sondern thut gedultig, was seines Amtes ist. — Seine Geschichte ist ein schlagendes Beispiel von den traurigen Wirkungen der Revolution. Er ist ein königlicher Prinz und war bis vor kurzem der Herrscher eines jener Fürstenthümer, die durch Preußens Machtwort in Deutschland abgeschafft und von diesem großen Reiche verschlungen wurden. Dieser Mann, welcher auf solche Weise von seiner hohen und erhabenen Stellung verstoßen wurde und ein außerordentlich milder Charakter von außgezeichneter Erziehung ist, legte ruhig sein Scepter nieder und kam hierher, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er konnte leider keine Professur oder eine andere seinen Talenten und geistigen Fähigkeiten angemessene Stellung bekommen, aber er nahm ruhig, was ihm das Schicksal bot, und so ist er denn jetzt Kellner im City Hotel."

(Fremdwörter-Mißgeburten.) Ein Sammler von solchen theilt aus seiner Mappe Folgendes mit: Einen „Flacon" auf der Eisenbahn (sollte heißen Waggon) habe ich aus dem Munde einer achtbaren Hausbesitzerin; von derselben stammt auch die Ansicht, beim Clavier sei die Hauptsache — der **Ordonnanzboden** (i. e. Resonanzboden). Von einer allerliebsten Unbekannten auf der Pferdeeisenbahn wurde mir ein „protestantischer Dialog" (Theolog) geliefert, ein **Fritatencapitän** (Fregattenkapitän) neuesten Datums ist der Betrag eines Gastwirths, der zugleich Bürgermeister eines Vororts von Wien ist. Unbekannt woher besitze ich die „Medusse der Tonkunst" (d. h. Muse), von weiblichen Lippen erhasche ich einen **otagere** bei der französischen Gesandtschaft — was attaché heißen sollte und ein wohlbestallter Gemischtwaarenhändler versicherte mich, seiner Zeit seien die Menschen von den Blattern **zimentirt** (sollte heißen decimirt) worden. Ein Sammler nimmt, wo er etwas haben kann, so reihte ich denn auch die **Glycerintinte** (statt Alizarintinte) eines freundlichen Amtsdieners unter meine Curiosa und schätze als Spender selbst meinen Schuhmacher, der mir für wasserdichte Stiefelsohlen eine Einlage von „Gutenberg (Guttapercha!) gab.

— In einem Londoner Blatte billet ein Alterthumsfreund den Prinzen von Wales, sich vom Vicekönig von Egypten den Obelisken: „Die Nadel der Cleopatra" als Präsent ausbitten, die so in der Wüste nur den Kameelen im Wege liege und in London viel hübscher aufstehen würde.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 23. Sonntag, den 4. April **1869.**

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

I.

Die Herberge.

(Fortsetzung.)

„Es war am gestrigen Nachmittag um die dritte Stunde, oder ich will die Wahl haben, der genauen Wahrheit willen, circa 5 Minuten später — denn die Uhren in Würzburg, die gehen unterschiedentlich, wie die Gesinnungen der Erdmenschen, seit der Herr über Leben und Tod heimgesucht hat den frommen Meister Feliczem, den klüglichen aller Uhrenkünstler, die je mals florirt haben in dieser Stadt Herbipolis. Armer Felix! Armer Hiob! Noch gedenke ich Deiner und Deines großen Elend's, als der Engel des Herrn Dich schlug mit Heiserkeit, Ausschlag und unerklärlichem Durste, und Dir beigelegt hatte, gleichwie dem alten Hebräer ein Ehemeib, das Deiner gespottet hat in den Tagen der Prüfung. Von Dir, abgeschiedener Freund, werde ich ein andersmal erzählen — Gott sei Deiner armen Seele gnädig! Deiner Tochter übrigens, sagen die Menschen, soll es wohl ergehen, denn sie ist fortgezogen aus der Heimath ihrer Väter als das Weib eines fremden Kriegsmannes, der da fern von hier hauset in dem Lande Nürnberg. — Meine Lieben! damit wir also wieder auf die Uhr kommen — es war zwischen der dritten Stunde und dem ersten Viertel der vierten Stunde, da sprach der Herr zu mir im Geist: Leininger! mache Dich auf und ziehe Deinen Wamms an, Deinen Reisewamms, den Du anzuziehen pflegst, wenn Du da gehest auf Reisen! Und ich that dem also. Es ist derselbe Wamms, den ich trage, welchen der Meister Stephan feig — — — „Wirthshaus! Jörgpeter!" rief unterbrechend Linf, „trag doch ein Stückfaß Wamms herauf und schaffe einen Wagen voll Brod her, damit wir ausdauern können bis Schipf. Die großen Nasen des Doktors dem Exempel nach Heidingsfeld oder Dürrbach gehen immer den kürzesten Weg über Asien, Afrika und die neue Welt herum." — „Wollt Ihr erzählen?" kehrte auch vollem Halse der ergrimmte Wirth, „wollt Ihr erzählen, Ihr eingebildeter Mensch, der Ihr alles besser wißt, und im Grunde nichts wißt! Kommt doch her, stellt Euch in die Mitte und erzählt einmal die Schöpfer Geschichte! Nicht wahr, Ihr könnt nicht; Ihr habt kein Oel auf Euerer Lampe? Nun lebt, was für eine thörichte, unkluge Jungfrau Ihr seid!" Link, der, während die ganze Umgebung laut auflachte, dieselbe Anwandlung mit Roth mäßigte, sprach begütigend zum Bader: „Nun! Nun! preiswerther Herr Doktor und kluge Jungfrau! Ihr sollt zu fortezählen, aber nur nicht Dinge, die wir schon längst wissen, zum Beispiel, daß Eurere Kleider vom Schneider und Eurere Schuhe vom Schuhmacher herstammen. Drum seid so gut und macht, daß Ihr auf Euerer Reise nach Schipf wenigstens einmal das St. Burkhardus-Thor in den Rücken bekommt; denn sehr! die Straßen und Gassen in Würzburg, die Ihr durchmessen habt, und die Lebensbeschreibungen der Steinklopfer, die jene gepflastert haben, interessiren uns in diesem Augenblicke wenig." — „Ja! ja! macht es so, Herr Doktor!" riefen mehrere, „fangt gleich von Schipf an!" verlangten die Meisten. Der gedrängte Bader brachte zum zweitenmale den beleidigten Stolz seiner Erzählungssucht zum Opfer, und begann merklich heraygestimmt in Gemurmel und Sprache: „Die Kinder der heutigen Welt lieben nicht die Gründlichkeit und das ausführliche Wesen; wie die ungebändigten Füllen wissen sie nichts von guten Umwegen und springen immer gradaus mit ihren Gedanken. Meinetwegen! Ich kann auch kurz sein. Kein Wort sage ich von unserem Gange über die Mainbrücke bis an das Burkhardus Thor, wo wir so viele Bekannte gesehen haben und mit selbigen gesprochen, kein Wort sage ich von unserem Marsche über den Kiliansberg und der langen, langen Reise bis zu dem Schlein, das da heißet Königshofen und gelegen ist an dem Flusse Tubaris — nein, ich sage nichts von allem, was wir unterwegs gesagt und gedacht haben, und was wir noch sagten und dachten zu Königshofen beim Abendtrunke, beim Nachtlager und beim Morgenimbiß am Morgen — kein Wort von allen den vielerlei Dingen, die dem Menschen begegnen, der da wandelt auf Erden. — Ich will kurz sein, will annehmen, als sei dieses alles gar nicht geschehen, als sei der Tag vorüber, in dem wir gerist sind, und die Nacht, in der wir geschlafen haben, ich will denken, es sei am Morgen des andern, das heißt, des heutigen Tages, so circa 10 Uhr Vormittags, eine Viertelstunde von Oberschüpf, an jenem alten Baume, der da ist ein Weidenbaum und nicht ganz 9 Fuer, sintemal des Oberschafter-Schiefers Sohn Hansjörg mit 9 vor dreißig Jahren sich an selbem auf- und todtgehängt hat, bekannter Maßen mit lebendigem Leibe. Armer Hansjörg! Armer Tropf! Eine Viertelstunde vor seinem Tode lebte er noch; dann aber starb er. So sung und dabei wohl vermögend, dann auf seinem Erbtheil kamen beinahe 700 Pf. Heller, drei bis vier Stück eigenthümlicher Schafe, sammt dem alten Hunde, benannet Packam, einem Zweig aus des Schinders Zucht zu Mergentheim; verwuthlich ist das arme Thier jetzt auch verreckt — ich habe jetzt nichts weiter von ihm vernommen. Die Sache mit dem Hansjörg aber verhielt sich so. Seine rechtschaffenen Eltern — des Vaters Vater war gleichfalls Gemeinde-

schöfer zu Schäpf und wiederum dessen Vater und so hinauf bis in das sechste Glied, und die Mutter, eine Hintenlocherin von Bischofshaim, deren Großvater — — „Alle Wetter!“ schrie Link, „nun kömmt zu guter Letzt das Evangelium des Matthäus, Abraham zeugte den Isaac, Isaac den Jakob, Jakob den Judas und seine Brüder. Hans Schiller, Ihr habt ausgeruht, kommt vor und erzählet!“ Link ging auf den Kupferschmied zu, während der Bader in dem sicheren Wahne, sein Reisegefährte könne und wolle nie in die Fußstapfen des Erzählers eintreten, dem Bemühen Link's mit mitleidig lächelndem Stolze zusah. Als aber auf einmal der Kupferschmied wirklich hervortrat und die Absicht, zu erzählen, deutlich zu erkennen gab, da verlor der Gelächelte seine Fassung und er rief schmerzvoll ausbrechend: „O Judas! Judas! mit einem Kusse verräthst du den Menschensohn!“ Hastig durchdrängte er nun seine Umgebung und warf sich auf eine Bank im entferntesten Winkel der Stube, fest entschlossen, in dieser undankbaren und unverständigen Welt für heute nichts mehr zu sagen und nichts mehr zu hören.

Schiller begann: „Zu Baden und ich machten zu Königshofen ein Geschäft ab und ritten dann seitwärts gen Oberschäpf. Als wir einritten in das Dorf, war Alles still und leer, als wir zur Schenke kamen, war Lärmen vollauf. Noch saßen wir zu Pferd und hielten auf dem Platz, als die Bauern herausgogen, Paar für Paar, bewehrt mit Sensen und Gabeln, Picken und Hellebarden, voran ein Trommler, sodann der Fähnbrich, der auf hoher Stange den hölzernen Schuh trug. Er streckte sein Banner empor und rief: das Erniedrigte soll erhöhet werden! Darauf standen die Bauern und schaarten sich. Der Führer commandirt: Kehrt euch, die Trommel geht, und der Hause marschirt durch's Dorf, dahin, wo der Pfad nach Unterschäpf führt. Die Neugierde lockt uns; im Schritt reitend und mäßigen Abstand folgen wir der Waffenfahrt bis zum Angesicht des andern Dorfes. Und wunderbar! entgegen wallen mit dem Bildniß des Gekreuzigten alle Wehrmäßigen von Unterschäpf, und thun sich zusammen mit ihren obern Nachbarn. Vor dem neuen Wirthshaus stellt sich der Zug auf. Wir beide, abseits noch harrend, bis der Letzte vom Weg in die Hausflur gedrungen ist, binden die Rosse fest und treten in die Stube. Dort war ein Lärmen und Drängen, ein Reißen nach Krügen und Kannen, Tischen und Bänken; und uns zwei Fremden ward's wohl schwer, einen Winkel zu behaupten und Gesäß. Auf einmal schweigt es rings, und 's Leben ist wie umgekehrt. Ein Männlein kömmt in schwarzer Tracht, kein wandernder Predikant der neuen Lehre, nein! ein Bekannter war's, den ihr Alle schon oft gesehen, oft gehört habt. Er hatte heute zum Hochamt im Dorfe geprediget, und den Text traktirt: „Die Könige herrschen über die Völker, und die Großen üb:n gegen sie Gewalt aus. So aber soll es bei euch nicht sein. Sondern, wer unter euch herrschen will, sei euer Diener, und der Vornehmste soll euer Knecht sein!“ Jetzt trat er in die Mitte der Bauern und wiederholte kurz das Weltläufige vom Morgen. Und als er nun so sprach von des Menschen heiligen Rechten, und dessen schmählicher Unterdrückung, und wie es sein könnte auf dieser schönen Gotteswelt, und wie es ist, so elend, so hundemäßig, und blos darum, weil ein Paar Tausend böser Fleischerhunde vom gestohlenen Knochen nicht lassen wollen: da hätte kein Herz unter dem Brustfleck tragen müssen, wer stumm gesessen wäre und kalt oder überdrüssig wie bei einer Fastensuppe unserer Dompfaffen. Aller Augen glänzten, Viele winkten ohne schluchzen überlaut. Nun sprach der Herr weiter: Ihr weinet und schämet euch euerer Thränen nicht. Die Perlen, die über euere grauen Bärte und ungekaumten Wangen rollen, sind Thautropfen, aus denen das Aug Gottes wiederstrahlt. Als Demuth weint, und Hochmuth lacht, da ward auch der Schweizer Bund gemacht. Morgen drau: so folget dem Zweihundert Jahre alten Exempel euerer freien Nachbaren, das jetzt wieder auflebt in euren Brüdern vom Algau und Schwarzwald. Folgt ihnen! Tretet in den heiligen Bund für die Evangelische Freiheit — schwört!“ Da hob männiglich die Rechte auf und schwur, wie der Geistliche vorsagte, und wurden Alle Christliche Brüder, und auch ich und Leininger. Und wir lebten zusammen mit, tranken aus einem Krug und Sack!, tauschten Hut und Gewand zum Zeichen der Ehelichkeit und Bruderschaft in Christo, sangen manches fromme mitunter auch ein altes Kriegslied, bis die Stunde kam, wo wir die Pferde holten, und aufsaßen zur Heimkehr. Als wir nun Vater sagten den vielen Brüdern, die bis zum Dorf hinaus fast bis zum Flurstein uns zu Geleit zogen, sieht da Rand das schwarze Männlein wieder, winkte freundlich mit Augen und Händen und redete: Rittet mit Gott und seinem besten Segen über euch und euere herrliche Vaterstadt! Dalo werden auch wir ihre Thore schauen und die Zinnen der alten Veste, werden ihren Kindern die Hände reichen und sie Brüder nennen; und daß sieg- und ehrenreiche Stadtshulein soll dann verabraufen wie die Wolkensäule dem Volke Gottes!“ Der Herr schirme euch bis zum nahen Wiedersehen! Wir kommen — wir kommen! Und wild schlug nun der Haufen mit den Eisen an, und rief eines Munds: Wir kommen! Wir kommen! Wir aber drückten den Rossen die Sporen, und waren weit geritten, bevor der Schäpfer Kriegsgesang in unsern Ohren verklungen war.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende eines Gletscherführers.

Mehrere Münchener Mitglieder des österreichischen Alpenvereins haben kürzlich bei J. Lindauer in München eine kleine Broschüre, betitelt „Aus dem Leben eines Gletscherführers“, erscheinen lassen, in der Absicht, den Ertrag dieses Werkchens der Stiftung einer Gedenktafel zuzuwenden, welche zum Andenken des am 8. November vorigen Jahres in aufopfernbster Ausübung seines Berufes erlegenen Führers Cyprian Granichler, auch kurzweg „Cyper“ genannt, auf dessen Ruhestätte errichtet werden soll. Die Herausgeber des Werkchens wünschen demselben behufs ausgiebiger Erreichung des vorgesteckten Zieles möglichste Verbreitung zu geben und wir dienen daher zwei Zwecken, indem wir hier den, an und für sich sehr interessanten Bericht des Herrn Kurator Franz Senn über die in Rede stehende Katastrophe der Hauptsache nach wiedergeben. Als erläuternde Einleitung lassen wir demselben nochmals die kurze Meldung des Falles vorangehen.

Am 7. November brach der Kurat von Vent, im Oetzthal, Herr Franz Senn, mit dem bewährten Bergführer Cyprian Granbichler um 8 Uhr Morgens von Unser-Frau im Thale Schnals auf, um sich über den Hochjoch-Ferner in seine Seelsorgsstation zu begeben. Dieses mehr als kühne Unternehmen kostete dem braven Führer „Cyper“ das Leben; er erlag eine halbe Stunde vor Roten, dem bekannten Zufluchtsorte Friedrich's mit der leeren Tasche, den furchtbaren Anstrengungen. Herr Kurat Senn kam, nachdem er fast zwei Tage und eine schreckliche Nacht mit Lawinen und Schneegestöber gekämpft hatte, am 8. November Abends in Vent an.

Herr Senn erzählt nun über den Vorgang Folgendes:

„Ich war mit Cyper vom 26. Oktober bis 5. Novem-

ber in Meran, meinerseits, um die gebrochene Gesundheit zu ſtärken, und beiderseits, um uns von den Strapatzen des Sommers zu erholen. Eine höchſt liebenswürdige Geſellſchaft machte uns den dortigen Aufenthalt äußerſt angenehm.

Nachdem ich vergebens am 5. November den Vorſchlag gemacht hatte, über Paſſeier und das Timbleſjoch nach Hauſe zu gehen, war es am Freitag, den 6. November, höchſte Zeit, von Meran aufzubrechen, um noch am ſelben Tage nach Unſer L. Frau in's Schnalſer Thal zu gelangen; am Sonntage nämlich ſollte ich offiziell zu Hauſe ſein, ſomit war der Samstag, der 7. November, zum Uebergange über das Hochjoch beſtimmt.

Das vorausgegangene ſchöne Wetter ließ uns gar keine Beſorgniß ahnen; zudem verſicherte uns ein ſoeben über das Hochjoch gekommener Venter, Gregor Klotz, daß ſehr gut zu gehen und jenſeits des Ferners alles ſchneefrei ſei. Wir kamen deßhalb auch gar nicht in Verlegenheit, als wir am Samstage Vormittag nach zweiſtündigem Marſche in Kurzras, den letzten Höfen des Schnalſer Thales, einen zwei Zoll tiefen Schnee bei vorherrſchendem Weſtwinde trafen, indem wir uns dachten, daß dieſer, wie es die Erfahrung oft lehrt, nicht über die Gebirgsſcheide hinausreiche. So wanderten wir um 11½ Uhr von Kurzras aufbrechend getroſt dem Hochjoche zu. Um 1½ Uhr erreichten wir die Paßhöhe am ſüdweſtlichen Ende des Hochjoch-Ferners, ohne auf beſondere Schwierigkeiten zu ſtoßen; bloß nahm der Schnee gegen die Höhe hin allmälig an Tiefe zu, ſo daß er zuletzt ungefähr ½ Fuß betragen mochte. Dieſes, ſowie auch der Umſtand, daß es leicht ſchneite und der Wind kleine Schneewehen zuſammentrieb, vermochte uns aber keine Furcht einzuflößen; wir tröſteten uns vielmehr mit dem Gedanken, daß wir noch bei Tage weit über den Ferner hinauskommen und dann auf dem neuen, gut gebahnten Wege bequem gehen könnten. Dazu noch unſere genaue Ortskenntniß, vermöge der wir es im Sommer faſt gewagt hätten, die ganze Strecke mit verbundenen Augen zurückzulegen. Leider war uns beſchieden, eine bittere Täuſchung zu erfahren.

Nach ¼ſtündigem Aufenthalte bei dem ſogenannten Bödele, einem gewöhnlichen Ruheplatze der Touriſten, wo wir Beide dem mitgenommenen Speck, Fleiſch, Brod und Wein nur ſehr mäßig zuſprachen, betraten wir um 1¾ Uhr den Ferner, um ihn in ſeiner Länge von zwei Stunden zu überſchreiten. Schon beim erſten Tritte auf denſelben brachen wir bis über das Knie in den Schnee ein; wir ſagten: es wird wohl beſſer kommen. In derſelben Weiſe und mit derſelben Hoffnung gingen wir ungefähr 1½ Stunden vorwärts und waren noch nicht beim ſogenannten Latſchbüchel, hatten alſo nicht ein Drittheil des Ferners hinter uns. Da ſagte Cyprian: „ich meine, wir ſollten umkehren!“ Der Illuſion, daß der alte, auf dem Ferner früher gefallene Schnee uns halte, gaben wir uns ſchon nicht mehr hin, — hatten wir ja erfahren, daß er von dem neuen ganz erweicht worden war; — dennoch gab ich zur Antwort: „Es iſt Samſtag, folglich meine Pflicht, in Vent einzutreffen und da der Weſtwind herrſcht, wäre jede Spur unſeres Weges bis Kurzras wahrſcheinlich verweht; zudem haben wir von Unſer Frau aus die Hälfte des Weges zurückgelegt und werden bald weniger Schnee finden.“ Ohne Widerrede ſchritt Cyprian wieder voran, blos hie und da klagend, daß er in ſeiner leichten Sommerkleidung viel zu kalt habe. Auf meine Bemerkung: „hätten wir doch noch einen Menſchen aus dem Schnalſer Thale mitgenommen,“ gab er zur Antwort: „es wäre doch Niemand gegangen.“ Den genannten Latſchbüchel erreichten wir erſt in der Dämmerungszeit, beide ſchon etwas müde, bei heftigerem Sturmwind und dichterem Schneien. „O wären wir umgekehrt,“ ſagte ich, „aber jetzt iſt's zu ſpät, alſo nur vorwärts.“ Ja „vorwärts“ war leicht zu ſagen, aber ſchwer zu gehen; der Sturmwind immer heulender, dichter Schneefall ohne Unterbrechung, bis auf den Boden herabſitzende Nebel und die hereinbrechende Nacht — „o weh! wie wird es uns ergehen, o wären wir doch jenſeits des Ferners!“ Das ſollte aber nicht ſo bald kommen. Immer über das Knie einbrechend, überfiel uns die dunkle Nacht eine kurze Strecke außerhalb des Latſchbüchels ungefähr in der Mitte des Ferners, und da wollten wir, die Richtung des Sommerweges einſchlagend, nach rechts abbiegen.

(Fortſetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Schauſpielbericht.

Würzburg, 3. April.

Die Aufführung von Schiller's „Turandot“ hat den Erwartungen des Publikums nicht entſprochen. Wo der Name unſeres größten Bühnendichters den Theaterzettel ſchmückt, iſt die Hoffnung auf einen genußreichen Abend keine geringe. Iſt auch „Turandot“ nur ein unbedeutendes Werk Schiller's und mit den übrigen Stadien ſeines dichteriſchen Entwicklungsganges blos in loſem Zuſammenhang ſtehend, ſo glauben wir doch bei deſſen Lecture, ein „tragikomiſches Märchen“ vor uns zu haben, das ſeiner ſchönen Diction und der glücklichen Zeichnung einiger Charaktere wegen Ausſicht auf theatraliſchen Erfolg hat. Um ſo unangenehmer berührt die Verzerrung in's Poſſenhafte, wie ſie bei der Aufführung ſo lebendig zu Tage trat. Es iſt allerdings richtig, daß die Grenzen des Komiſchen eng gezogen ſind und gerade an ſie die des Lächerlichen ſtoßen; aber eben darin, daß er ſich geſchickt in dieſem enggezogenen Raume zu bewegen weiß, beſteht die Kunſt des Komikers. Die Divanſcenen ſollten uns nur jenes ſtille Lächeln auf die Lippen locken, das der feine Humor einer kunſtgerechten Darſtellung komiſcher Affecte hervorzurufen vermag und nicht das laute Gelächter, nach dem der Hanswurſt einer Seiltänzer- oder Kunſtreiterbande ringt. Durch derlei Hanswurſterei werden weniger „die Chineſen“ verſpottet, als der Werth einer theatraliſchen Production in Frage geſtellt.

Daß Herr von Othegraven gerade die Rolle Kalaf's zu ſeinem Regiebenefice wählte, war uns von Anfang an auffällig; iſt doch dieſe Rolle nicht ſehr geeignet, das Talent eines Schauſpielers beſonders zu bekunden, weil ſie den breiten Mittelweg des Gewöhnlichen wandelt und weder das Ringen einer bedeutenden Idee, noch die Gluth tiefer Leidenſchaft zum Ausdruck bringt. Bei aller Anerkennung der Begabung und bei aller Voreingenommenheit ſeiner früheren Erfolge wegen wollte uns darum auch das Spiel des Herrn v. Othegraven nicht gefallen, vielleicht gerade, weil eine ſo gewöhnliche Rolle leicht zur Gezwungenheit veranlaſſen kann. So fehlte denn der Darſtellung des Herrn Benefizianten der glühende Gedankenausdruck, das edle Pathos, mit dem er ſonſt oft den Zuſchauer feſſelte und hinriß.

Auch glauben wir, weil wir uns des regen Eifers freuen mit dem der Herr Oberregiſſeur an der Bildung des guten Geſchmackes arbeitet, die Bemerkung hier nicht unterdrücken zu dürfen, daß gerade dieſem Zwecke durch eine Aufführung wie

die der „Turandot“ wenig gedient ist. Wenn es sich auch in diesem Benefice in erster Linie um die Rolle des Benefizianten handelt, so dürfte doch das Zusammenspiel der anderen nicht unschwer ins Gewicht fallen; denn das mittelmäßige Spiel der Nebenpersonen ist besonders da geeignet, hoffnungs eines glücklichen Talentes zu beeinträchtigen, wo dieses sich weniger glücklich bewegt.

Der wirkliche bildende Werth einer Theaterprodvction kann nicht nach den Ausbrüchen des lauten Jachs bemessen werden, sondern nach dem Gewinne, den Verstand und Gemüthsstimmung des Zuschauers aus der ganzen Darstellung ziehen.

Miscellen.

(Ein Document über den Tod Voltaire's.) Im „Journal des Débats“ veröffentlicht Herr H. Taine ein interessantes Schriftstück über den Tod und das Begräbniß Voltaire's, welches ihm durch den amerikanischen Consul in Moskau, Herrn Schuyler, mitgetheilt worden ist. Herr Schuyler hat es in den Archiven zu Moskau gefunden; es ist eine Beilage zu einer Depesche des russischen Gesandten Fürsten Bariatinsky an die Kaiserin Katharina II.; der Gesandte sagt in der Depesche, er habe diesen Bericht von einem seiner Freunde ausstellen lassen, der über alle Einzelheiten vollkommen unterrichtet sei. Dieser Bericht ist bisher noch niemals abgedruckt worden; er ist an den Fürsten Bariatinsky gerichtet, ohne Unterschrift und aus Paris vom 1^. Juni 1778 datirt. Er beginnt mit der Schilderung der Krankheit, welche die Ursache des Todes Voltaire's wurde; er litt an einem immer wiederkehrenden Uebel der Blase, welches ihm zu Zeiten große Schmerzen verursachte und gegen welche er Milderungsmittel anwendete, die, obgleich sie augenblickliche Hilfe brachten, doch schädlich waren. Nach der letzten Sitzung der Akademie, welcher Voltaire beiwohnte und in welcher er mit großer Aufregung über eine von ihm vorgeschlagene Abänderung des Planes der Dictionnaires der Akademie gereget hatte, kam er ganz erschöpft nach Hause. In der Nacht befiel ihn das Blasenleiden in heftigster Weise und er nahm deßhalb wiederholt große Dosen von Opium ein, welches er in solchem Falle zu gebrauchen pflegte. Am nächsten Morgen hatten jedoch die Schmerzen noch heftiger zurück, und als der Hausarzt Dr. Trouchin kam, verlangte er mit großer Heftigkeit Hilfe von ihm, ohne jedoch zu sagen, daß er bereits viel Opium genommen habe. Der Arzt verordnete eine starke Dosis Laudanum, und Voltaire nahm diese sofort. In Folge davon verfiel er sogleich in vollständige Kraftlosigkeit, sein Magen verlagte jede Speise und es ging ersichtlich mit ihm zu Ende. Die Nachricht von seinem gefährlichen Zustande verbreitete sich sofort in ganz Paris und erregte die größte Theilnahme, zugleich aber auch die Besorgniß seiner näheren Freunde um das Begräbniß des berühmten Mannes; denn der Pfarrer der Gemeinde von St. Sulpice, in welcher Voltaire wohnte, hatte, besonders aufgehetzt von einigen bigotten Damen, worunter die Herzogin von Nivernois und ihre Tochter, erklärt, er würde ihm kein christliches Begräbniß gestatten. Die beiden Neffen Voltaire's, der Parlamentsrath d'Hornoy und der Abbé Mignot, thaten verschiedene Schritte, um sich den Schutz des Parlamentes gegen den Pfarrer zu verschaffen, aber ohne sicheren Erfolg. Man beschloß endlich, den Leichnam nach der Abtei Scellières (bei Regent-sur-Seine) zu bringen, welche dem Abbé Mignot gehörte, und ihn dort vorläufig zu bestatten. Inzwischen lebte Voltaire noch, aber sein Zustand ward immer hoffnungloser, man erwartete jeden Augenblick seinen Tod. Nun begab sich der Abbé Mignot zu dem Pfarrer von St. Sulpice, um ihm Vorstellungen zu machen. Der Pfarrer gab zu, daß er nicht gesetzlich verfahre, weil Voltaire zwei Monate zuvor gebeichtet und ein schriftliches Glaubensbekenntniß aufgestellt habe, welches in seinen Händen sei; aber er habe höheren Befehl. Am 30. Mai endlich hob sich der Abbé Mignot nochmals zu dem Pfarrer, der sich nun bereit erklärte, mit dem Abbé Gautier, bei welchem Voltaire gebeichtet hätte, zu dem Sterbenden zu gehen. Als man dem Sterbenden die Ankunft des Pfarrers wiederholt gemeldet hatte, sagte er endlich: „Sagt ihm, daß ich ihn achte“, dann umfaßte er den Pfarrer, der an das Bett getreten war, mit einem Arme, wie um ihn ein Zeichen seiner freundlichen Gesinnung zu geben. Der Pfarrer sprach nun dem Kranken zu und frage ihn endlich mit lauter Stimme: „Mein Herr, erkennen Sie die Göttlichkeit Jesu Christi an?“ Auf diese Frage sammelte Voltaire alle seine Kräfte, versuchte sich zu erheben, machte mit dem Arme, den er zuvor um den Pfarrer gelegt hatte, eine heftige Bewegung, als wolle er ihn fortstoßen, und rief mit starker Stimme und scharfem Ausdrucke: „Lassen Sie mich in Frieden sterben!“ Darauf wendete sich der Pfarrer zu den Umstehenden und sagte: „Meine Herren, Sie sehen wohl, er ist nicht bei Besinnung.“ Er verlangte dann Schreibzeug und stellte eine Erklärung aus, daß man den Körper Voltaire's ohne Ceremonie hinschaffen könne, wohin man wolle, und daß er ihn aufgebe. Damit war die Excommunication ausgesprochen. Voltaire starb einige Stunden darauf. Nachdem der Leichnam geöffnet und nothdürftig einbalsamirt worden, ward er in der Nacht des folgenden Tages, mit einem Schlafrocke und einer Schlafmütze bekleidet, in einen Wagen gesetzt und festgebunden, so daß er den Anschein eines Kranken hatte, den man transportirte, und so nach Scellières gebracht. Dort grub man sofort ein acht Fuß tiefes Grab, in welches man den Leichnam legte und ihn zwei Fuß hoch mit ungelöschtem Kalk bedeckte. Dieses geschah aus Vorsicht, damit der Bischof der Diöcese ihn nicht etwa wieder ausgraben lasse und als Excommunicirten auf dem geweihten Boden verbannen könne. Der Prior von Scellières hielt Tags darauf unter Assistenz der Pfarrer und Geistlichen der Umgegend ein feierliches Todtenamt, wofür er vom Bischofe von Troyes, zu dessen Diöcese die Abtei Scellières gehörte, einen schriftlichen Verweis erhielt. Dieses ist der wesentliche Inhalt des Berichtes, der sich im Uebrigen über die Nachlassenschaft Voltaire's, seinen voraussichtlichen Nachfolger in der Akademie, sowie über das oben erwähnte schriftliche Glaubensbekenntniß verbreitet, welches aber nicht in authentischer Form mitgetheilt wird.

*

— In New-York hat sich eine **Gesellschaft von Frauen** gebildet, welche die freie Liebe, mit gewissen Beschränkungen, als ihr erstes Prinzip aufgestellt haben. Jede von ihnen, gleichviel ob verheirathet oder ledig, hat damach das Recht, sich jedem beliebigen Manne, zu dem sie eine herzliche Neigung fühlt, anzuschließen. Diese Theorie von der wahlverwandtschaftlichen Frauenliebe hat schon einige Opfer gefordert.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 24. Mittwoch, den 7. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

I.

Die Herberge.

(Fortsetzung.)

Hier endete der Kupferschmied. Mannigfach ermüdet suchte er auf einer rohen Bank eine ruhige Stätte und entschlief. Im Zimmer war Stille; Lint unterbrach sie. „Spricht Niemand?“ fragte er. Niemand antwortete, und der Fragesteller sprang auf den Tisch und rief: „Nun denn, ihr Herren und Herrenknechte, wie wird euch zu Muth, wenn die Hanfseegel auf dem Lande hochschiessen, und Stricke blühen an eurer Burgfenstern?“ Sein spöttischer Blick suchte die Gegner, aber umsonst. Die Bischöflichen waren gleich am Schlusse von Schiller's Erzählung mit der mächtigen Wehre zu ihren Obern fortgeeilt, und auch die bürgerlichen Herrenfreunde, wie der Goldschmied und sein Anhang, verschwanden, um etwaigen Sticheleien und Reibungen auszuweichen. „Nun denn,“ rief Lint, „die Luft ist gereinigt! Jetzt ihr freien und treuen Würzburger, setzt euch zusammen! Wir feiern den sechsundzwanzigsten März, den Frühlingsanfang, das Märzfeld unserer Ahnen, das Gedächtniß der alten Franken! Wirtzschaft! Wein und den grossen Becher her!“ Es war schon tief in der Nacht; aber die Herzen, erleuchtet von Freude und Wein, ergaben sich willig in diesen Aufruf. Gleicher Sinn schuf gleiche Stimmung. Jeder fühlte in dem Anblick des kühnen Unternehmens die eigene Thatkraft erhoben, ahnete, daß jetzt die Zeit zum Handeln, zur Wiederherstellung der im Todesjahre 1400 umgestürzten Verfassung, zur Rache am gestürchten Despotismus gekommen sei. Als Mittel, nicht als Zweck, von politischem, nicht von religiösem Standpunkt betrachteten die Würzburger den Bauernaufstand; darum diese stürmische Theilnahme und später die allgemeine Erhebung. Aller Theilnahme jedoch, eines Jeden freudestrahlendes Antlitz überbot das des Lint. Dieser hatte Alles um sich her, sein Lebedoserpöltnis zur schönen Wirthin wie die von ihrem Manne erlittene Beleidigung vergessen. Er stieß jene, die ihm liebkosend entgegentrat, unsanft zur Seite, und umarmte diesen, der ihm nach Abzug der Bischöflichen schon aus dem Wege ging. Ein einziger Gedanke nur lebte und webte in ihm. Den gefüllten Becher in der Hand sprang er wieder auf die Tafel und brachte mit schwimmenden Augen ein Hoch den Bauern. In einem Zuge trank er die Masse Weines aus, und schleuderte das Leere Gefäß in eine Ecke. „Die freien Bauern von Franken!“ wiederholte der Chor. „Mitbürger!“ rief Dietmer und zog seinen Hut ab, „es lebe der Freie jeden Standes und Landes! Es lebe die Freiheit!“ Stürmischer erbrauste nun der Jurus, und die Begeisterung rüttelte an ihren Schranken. „Lint, sing!“ riefen die vom wilden Heere. „Die hölzerne Tasche!“ — „Ja, die hölzerne Tasche!“ schrieen andere, und Hände und Füße regten sich, dem Chorführer die Laute herbeizutragen. Es war das Singen des benannten Liedes schon im vorigen Jahrhundert zweifelshohne wegen religiöser oder politischer Anzüglichkeit scharf verpönt worden, und mochte durch diese Strenge wohl der Urheit zu Lint's Zeiten verloren sein, während die Melodie durch Tradition sich forterhielt. Der Verlust des Textes kümmerte aber unsern Mann, der an der Idee des Liedes Gefallen trug, wenig; er dichtete einige neue Strophen im Sinne der alten, und gab die Nachahmung für's Original aus. Diese war das vorerwähnte Spottlied, welches, vorher schon vom wilden Heere in der verschlossenen Rebenkammer gesungen, also lautete:

Es war einmal ein grosser Jud,
Der sprach in seinem Uebermuth:
„Ich hab viel gross und kleines Geld,
Drum kauf' ich mir die ganze Welt,
Und steck' sie in die Tasche.“

Ein Wunderseckel war sein Stolz;
Der war gemacht von Galgenholz,
Am Hasse eng, im Bauch so weit,
Daß man die ganze Christenheit
Konnt stecken in die Tasche.

Der Seckel war auch gar zu voll,
Er wurde nie und nimmer voll;
Die Welt spaltete durch das Loch,
Doch rauschgoldete Niemand noch
Aus dieser Teufelsloche.

Das Ding das ist zu Allem gut;
Ist umgekehrt ein Pfefferhut,
Den hinten stets ein Bubenhorn,
Und eine Färtenkron von vorn,
Und immer eine Tasche.

Hier schloß Dietmer. „Brav! Brav!“ jubelte die Menge und drängte sich um den Sänger. „Weiter!“ begehrten andere, „es ist noch nicht zu Ende, es fehlt die Maus noch, die das Loch in die Tasche gefressen hat — das Pfäfflein von Wittenberg!“ „Nun! sagt einmal!“ sagte Lint, „das Lied ist aus und nicht aus, wie man's nehmen will; 's ist gut, wenn man nichts besseres haben kann, in Landen und Zeiten, wo die prosaische Wahrheit einem Maulkorb trägt; 's ist nicht gut an Tagen wie heut, wo die Wahrheit wie ein Herold durch's Land schreit. Es gibt noch andere Lieder und andere

Sänger. Zum Exempel, da ist einer unter uns, ein weitgereister Mann und Meister in Ton und Bild, der singt ganz andere Lieder als Hans Bermeter. Meister Philipp! stellt Euch nicht, als sei der Bewußte Euch unbekannt; denn seht, nicht der Linf allein — geh, zwölf Zeugen haben das Lied gehört, das Ihr am letzten Neujahr um Mitternacht vom Erker Eueres Hauses aus gesungen habt." „Wie so?" fragte Dietmer. „Nun seht," antwortete Linf, „wir unserer ein halbes oder ganzes Dutzend ziehen in belagter Nacht vom Rebstock aus über den Fischmarkt. Da klingt aus dem ersten Geschoß Sang und Spiel. Die andern stehen und lauschen. Ich aber denke: wieder einmal ein verlibter Thor, der den Mond mit seinen Seufzern plagt! und gehe weiter. Hans, wart' einmal, ruft Grünwald, das Lied ist schön! Ich kehre um und höre, und höre zum schönen Spiel einen noch schönern Text; denn die gefeierte Buhlin war keine andere, als die heilige Jungfrau Libertas, der feierndе Buhle kein anderer, als der ruhmreiche Meister Philipp, der Tags zuvor sein deutsches Herz unvermengt mit dem welschen Sauerteig seiner deutschen Vaterstadt zum Neujahrsgeschenk gebracht hatte!" Dietmer, singt mir das Lied noch einmal, und ich will's in meinem Kopf als ein Traumlied zu Bett tragen!"

„Meine Herren!" unterbrach hier der Wirth, „es ist Feierabend. Vom Graun Eckart hat's zwei Uhr geschlagen. Herr Leininger und Schiller liegen dahinten und schlafen; die werden ohnedies nicht fortzubringen sein; und ein hochpöblicher Magistrat —" „Schweig, Schafsgesicht," schrie Linf, „und lege dich auf die Ofenbank zu deinem Saalbader Leininger, damit es einen doppelten Esel und einen Bock gebe! Dietmer, singt mir den Gesellen und singt, denn seht! der Kerl hat gar nichts im Haus zu sagen!" Der Inhaber kannte die Gefährlichkeit seines Gegners vorzüglich nach Mitternacht, und er zog sich schweigend hinter seinen gewöhnlichen Verschanzungsort, den Ofen. Dietmer aber sprach: „Ich will singen, wenn Ihr nach dem Liede austrinken und gehen wollt. Denn Ihr möchtet gewiß so wenig gern als ich an einer Bestrafung des Herrn Bürgeter Schuldt sein!" „Wir gehen dann!" versprachen Alle, und der Maler ergriff die Laute und sang:

Wo es ist, in immerwelcher Zone,
Ob in alter, ob in neuer Welt,
Hier, wo aus dem Felsen schäumt die Rhone,
Oder dort, wo her die Amazone
Ihrem Pontus in die Arme fällt:
Deiner denke ich zu allen Orten,
Und dein Bild aus deutschen Friedenshain
Zieht mit mir durch Schlachtendonnerschein,
Unverdrängbar von des Todes Pforten.

Wie es ist, es gelte was für Sitte,
Ehrne Tafel oder Lammesmahl,
Wo der Knecht sich krümmt vor'm Herrentritte,
Oder wo in freier Bürger Mitte
Hoch am Bundesbanner prangt der Hut:
Dich nur lieb' ich — lieb' dich unermessen,
Ungetheilt in einz'ger ew'ger Lust,
Wie ein Kind, das in die Mutterbrust
Schauernd Leib und Seel sucht einzupressen.

Wann es ist, es läute welche Stunde,
Die den Mittag, die der Mitternacht,
Wann erdrückt von jenem finstern Bunde
Völker röcheln an der Todeswunde —
Oder wann der Rache Donner kracht:
Die nur sterb' ich — auf dem Folterbette,
Auf der Wahlstatt, auf dem Blutgerüst,
Immer siegreich, wie der heil'ge Christ
Steigt zum Himmel von der Schädelstätte.

Das Lied verklang, nicht aber seine Wirkung. Die stille Rührung, die sich der Herzen bemächtigte, senkte sich tiefer, als sonst es bei flacheren Weinlaunen vorkommen mag. Linf trank seinen Becher aus mit den Worten: „Wir haben versprochen zu gehen — und wir gehen. Aber erst lassen wir noch den Sänger leben und das, was er besungen hat!" Ein gebämpftes, einstimmiges Hoch erscholl der Freiheit und Dietmer'n. Dann leerten Alle bis auf Leininger und Schiller, die der Objut des Wirthes empfohlen wurden, ihre Kannen und räumten den Rebstock. An der Hauptpforte fuhren sich die aus den gleichen Pierteln. Die Gesährten Bermeter's, wie immer bewaffnet mit Stöcken und Knitteln, umringten ihren Führer und zogen schritthaltend im wilden Marschgesang nach des Hauger Vorstadt. Die in der Nähe der Greden*) wohnten, riefen ihren Nachbar Dietmer. Dieser aber entzog sich ihren Blicken und wandelte gegen die Brücke. Tiefe Stille herrschte dort, nur wenig unterbrochen vom Rauschen des Mainstromes und dem Schlagtaut aus niedern Gelchossen. Der Mond schillerte durch Wolken, ein schwaches Licht brannte noch im Eckthurm des Liebfrauenbergs. Der Maler lehnte sich an die Brustwehr, und bald rechts blickend zur drohenden Zwingburg, bald links hin auf die hochstrebende Häuserreihe, sprach er in Anschauung verloren zu sich selber: „Eins von euch muß fallen — Burg oder Stadt — eher wird kein Friede in dieser Umgebung! Bedauernswerther Bischof — bedauernswerthe Vaterstadt! Tausend andere Unterthanen würden zufrieden leben unter dem wilkeren Drucke des Krummstabs; tausend Republiken würden sich keine besseren Bürger wünschen als diese halbfreien Epitzopalen. Armer Conrad — armes Würzburg! Warum gerade einem solchen Fürsten diese freiheitsfüchtigen, unbeugsahmbaren Menschen — warum gerade solchen Bürgern ein so wenig zusagendes, pfäffisches Regiment?!" Der Maler verließ die Brücke, und schritt langsam und gedankenvoll zu seiner Behausung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende eines Gletscherführers.

(Fortsetzung.)

Kaum 10 Minuten gegangen, sagte ich: „Cyper! mir scheint, wir seien auf dem Wege in's Schnalser Thal; denn der Wind kommt uns jetzt entgegen." Er überzeugte sich auch davon und unsere Unkenntniß bestätigte, daß wir im Halbkreise in der Richtung gegen das Finailjoch waren. Von da beschlossen wir, uns immer links an den sogenannten Obern Berg zu halten und so der Steinernen Stiege zuzusteuern. Zwar ist dieser Weg etwas weiter, als der gewöhnliche, aber er sicherte uns wenigstens vor einer großen Verirrung, indem wir rechts den Fernee und links den genannten Berg hatten. So ging es vorwärts bei immer gleicher Witterung und gleich tiefem Schnee, theils auf dem Ferner, theils, um den Randspalten auszuweichen (in eine derselben war Cyper einmal bis unter die Achseln gefallen), dem Berge entlang kletternd bis zur Steinernen Stiege, welche wir ungefähr um 10 Uhr Nachts erreichten.

Wir hatten uns schon lange auf diese Stelle gefreut, hoffend, ein ruhigeres Wetter und weniger Schnee zu finden; doch welche Enttäuschung! Anstatt des bisher nachgekommenen

*) Gradus — an den Staffeln vor der Domkirche.

Westwinden blies uns ein heftiger Nordwind entgegen, große Schneeflocken vermehrten die Tiefe des Schnees und kein Licht zeigte, wo wir den Fuß sicher hinsetzen könnten. Zugleich wußten wir, daß die vor Anlegung des neuen Weges am festigen Ufer viel begangene Steinerne Stiege jetzt vom Ferner bedeckt sei, hatten damit rechts den in Spaltungen steil abfallenden Ferner und links die Felswände des gegen das Erzbödele abfinkenden Oberm Bergeb vor uns. Oben quer über den Ferner zum Kreuzberge und neuen Wege hinüberzugehen, konnten wir wegen der gänzlichen Finsternis und der Fernerspalten, da wir kein Seil, und anzubinden, bei uns hatten, unmöglich wagen, daher waren wir gezwungen, die gefährliche und schwierige Passage zum Erzbödele hinunter zu machen. Da gab's ein Klettern mit Händen und Füßen — wir hatten nämlich auch keine Bergstöcke bei uns — ein Versuchen bald auf, bald abwärts und theilweises Rutschen über Felsplatten, so daß ich mich jetzt noch wundere, wie wir unter solchen Umständen in die Nähe des Erzbödele herunterkommen konnten. Kaum waren wir da einige Schritte auf besserem Boden gegangen, so kamen wir in eine neue, fast noch größere Verlegenheit. Die nahe gelegene Hintereis- oder Rofenberg-Schäferhütte zu finden, hielt Cyprer für eine Unmöglichkeit, ich zweifelte, daß es möglich sein würde, am linken Ufer über den Hintereis-Ferner, dem Rofenberge entlang und dann über den Vernagt-Ferner den neuen Saumweg zu erreichen. Wir entschlossen uns deßhalb, von unserer Stelle, etwas oberhalb des Erzbödele, den Hochjoch-Ferner an seinem steilsten Abfalle in das Rofenthal quer zu überschreiten, wissend, daß er da ohne Spalten ist, und jenseits am Kreuzberge den neuen Weg zu suchen. Tiefer Schnee bedeckte das steile glatte Eis und machte es möglich, gegen ein unfreiwilliges, Verderben bringendes Abrutschen gut Stand zu halten. Blos gegen das Ende hin, als wir den Kreuzberg nahe vor uns hatten, bemerkten wir eine, gegen die rechte Seitenwand sehr steil abfallende, beinahe schneefreie Stelle des Ferners wegen der furchtbaren Dunkelheit zu spät, Cyprian trat darauf, lag zu Boden und war im Augenblicke so weit abgefahren, daß ich ihn nicht mehr sehen konnte. „Wie geht es?" rief ich. — „Da gar zu gut!" war seine Antwort. — „Bist du nicht verletzt?" — „Nein." — „Dann kann ich wohl auch hinunterrutschen?" — „O um Gottes willen nein; denn es ist hier eine große Bergkluft, mich hat es blos darüber hinausgeworfen, — gehen Sie höher hinauf." Daß that ich nun, bei jedem Tritt sorgfältig das Terrain sondirend, ein paar Mal auch kniend und mit den Händen am Boden mich haltend, und kam nach einigen Umwegen glücklich zu Cyprer auf die rechte Seiten-Moräne, auf die es ihn geworfen hatte. Mein erster Ausruf war: „Gott sei Lob und Dank! jetzt haben wir wenigstens den Ferner hinter uns." Das windstille Plätzchen in der Tiefe gestatteten wir mit Hülfe eines Zündhölzchens auf die Uhr zu sehen: es war 12½ Uhr in der Nacht.

Somit hatten wir zur Ueberschreitung des Fernerß, die im Sommer in zwei Stunden leicht bewerkstelligt werden kann, beinahe 11 Stunden benöthigt, von denen ungefähr zwei auf das Herumklettern in den Felsen bei der Steinernen Stiege fielen. Lange schon hatten wir beide wenig Hoffnung gehegt, lebend das Ende des Fernerß zu erreichen; ich sagte daher, da dies geschehen, wieder mehr Muth und sprach: „Jetzt werden wir doch noch hinauskommen." „O mein Gott!" war seine mit zitternder Stimme gegebene Antwort. „Ja fehlt dir etwas?" „Ich bin durch das Herabfallen gerade so viel stark erschrocken." Wirklich bemerkte ich, als ich ihm ganz nahe trat, ein furchtbares Zittern an seinem Körper. Dieses verlieh ihn auch auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hinscheiden nicht mehr. Selbst einige Züge aus der Weinflasche, die er hier machte, halfen nichts. Vergebens hatte ich nämlich schon vorher öfters ihn zugetrebt, und that es nachher, er möge einen Schluck Weines nehmen; „es ist mir vorher viel zu kalt", erwirkt ich jedesmal zur Antwort. Dieser Umstand trug jedenfalls auch zu seinem Verderben, hingegen aber wesentlich zu meiner Rettung bei; denn von den drei mitgenommenen Flaschen guten Weines blieb so der größte Theil für mich allein. Ich hatte schon von der Station auf dem Hochjoche an die Vorsicht gebraucht, eine Flasche immer in meiner Rocktasche zu tragen, um beim Nachlassen der Kräfte wieder einen Schluck zu nehmen. Dem übrigen Mundvorrathe mochten wir auf dem ganzen Wege nicht mehr zusprechen, bloß daß ich zum Wein jedesmal ein kleines Stückchen Brodes aus der anderen Rocktasche hervorholte. Deswegen dauerte hier die Rast auch nur ein paar Augenblicke. „Wir dürfen nicht stehen bleiben, sondern müssen allzeit gehen", sagten wir, wohl wissend, daß nach eingetretener Mattigkeit ein längeres Stillestehen aber Niedersitzen und bald in den Zustand des Schlafes und damit des Nimmererwachens versetzen würde.

So waren wir nun seit der Rast auf dem Hochjoche in beständiger Bewegung. — Leider erfuhr unsere frühere Hoffnung, hier keinen oder nur wenig Schnee zu finden, eine schmerzliche Enttäuschung. Bei jedem Schritte über das Knie im Schnee einbrechend, waren fortwährend die Schleifen des Himmels geöffnet, die uns mit dichten Schneeflocken überschütteten, und dazu gab das Heulen des Sturmwindes gräßliche Akkorde; endlich die beständige tiefste Finsternis — wie sollte es da möglich sein, den Weg zu treffen? Wir schritten immer vorwärts, wähnend, in der Nähe des Weges zu sein, immer abwärts, wie wir glaubten, und kamen endlich nach langer, mühseliger Wanderung zu einem tiefen Bachthale, das wir an den beiderseitigen fast senkrechten Felsen als den innersten Kreuzbach erkannten. Wir waren viel zu hoch, das war jetzt klar, und mußten also innerhalb hinunter, um den Weg zu suchen; denn nirgends außerhalb desselben kann man die bis zum Venagiferner hinaus auf einander folgenden fünf Kreuzbäche wegen der Tiefe ihrer Runsen und der Höhe der sie einrahmenden steilen Felsen überschreiten. Nach vielen Versuchen, Ab- und wieder Rückwärts-Gehen kamen wir nach unsäglichen Leiden und beinahe gänzlichen Erschöpfung unserer Kräfte auf den Weg und überschritten dieses erste Bachthal glücklich. Dieselbe Weise wiederholte sich bei jeder der genannten Runsen; immer verloren wir den Weg, gingen zu hoch und mußten ihn wieder mühsam aufsuchen. Alle Hoffnung, Venn zu erreichen, hatten wir beide vollständig aufgegeben. „Aber doch", sagten wir oft, „müssen wir unser Möglichstes thun, um unser Leben zu erhalten, also immer langsam gehen."

Den letzten Tropfen Weines — es war zwischen 3 und 4 Uhr Morgens — hatte ich bereits getrunken, und von dem gefrornen Speck, Fleisch und Brod konnten wir wegen Schwäche nichts mehr essen. So beständig den Tod erwartend, steuerten wir langsam und oft seufzend dem Venagiferner an der Zwerchwand zu. Auch hier hatten wir dasselbe Schicksal, wie vorher bei den Bachrunsen. Die jetzt beginnende Dämmerung ließ uns die Zwerchwand erkennen, wir waren also wiederum viel zu hoch, nämlich ganz oben, soweit der Ferner gegen dieselbe und zur Kreuzspitze hinaufreicht. Von hier an uns an die Zwerchwand haltend, gingen wir ganz passabel über den Ferner und darnach in der Richtung des Weges zum sogenannten Eisbache. Da begann zuerst das Tageslicht zu grauen und damit

mein Muth auch um so mehr sich zu heben, als wir die wegen Steinbrüchen und Lawinen, außerdem aber wegen senkrechter Abstürze, wo der Weg in Fels gesprengt worden war, gefährliche Stelle ohne besonderes Hinderniß passirt hatten. „Jetzt kommen wir," sagte ich, „doch leicht nach Vent."

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 4. April.

In der gestern zum Benefice des Hrn. Lettinger zur Aufführung gekommenen Oper „Undine" von Lortzing setzte Frkn. Stehle, nachdem sie sich von ihrem Unwohlsein wieder vollkommen erholt hat, ihr Gastspiel vor einem in allen Räumen gefüllten Hause fort; sie flocht aus den schönen lyrischen und elegischen Motiven der ansprechenden Composition einen duftenden Blüthenkranz und wußte in der Titelrolle die feenhafte Erscheinung Undinen's nicht minder zart und poetisch darzustellen, als sie in dem gleichnamigen Märchen Fouqué's, dem bekanntlich der Stoff zu der obigen Oper entnommen wurde, gezeichnet ist.

Wenn wir bei der Besprechung von „Faust" ihren weichen gefühlvollen Gesang hervorgehoben haben, müssen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser heute auf einen nicht weniger wichtigen Faktor des Erfolges unseres geschätzten Gastes, nämlich auf ihre eminente Darstellungsgabe lenken. Frln. Stehle darf nicht nur im Gesange, sondern auch im Spiele als eine Künstlerin ersten Ranges bezeichnet werden; alle ihre Bewegungen sind abgerundet und stehen im richtigen Verhältnisse zur Handlung; ihr Auftreten ist elegant und sicher, ihre Haltung edel und stilgerecht; jeder durch den Gesang zum Ausdruck kommende Gedanke wird von ihr mit feiner Pointe in Mimik und Plastik versinnlicht und zum Verständniß gebracht und überall die richtige Linie eingehalten; ihr Spiel hält sich immer auf dem Boden der Wirklichkeit und bewahrt selbst im Drange der Leidenschaft Maß und Ziel. Die Auffassung ihrer Rollen ist eine echt künstlerische und die Durchführung von der Weihe eines tiefsinnigen Seelenlebens durchdrungen. Ihre Leistungen bestehen daher die Probe, selbst wenn man den strengen Maßstab der Kritik anlegt, welcher gewöhnlich nur im Schauspiel angewendet wird.

Wunderbar schön war unter Anderem ihr Spiel beim Abschiede von ihren Pflege-Eltern, sowie während der großen Arie an den Geliebten im 2. Akte, wo sie ihm Aufschluß über das Verhängniß der seelenlosen Wassergeister gibt, und insbesondere bei der ergreifenden Entsagungsscene im 3. Akte, wo sie nach langem Kampfe mit sich selbst und überzeugt von der Untreue Hugo's denselben aufgibt und sich auf die rührende Aufforderung Kühleborn's hin endlich zur Rückkehr zu den Ihrigen entschließt.

Denken wir uns zu einem solchen Spiele eine ebenso vollendete, tief zum Herzen dringende Stimme, dann werden wir den begeisterten Beifall gerechtfertigt finden, welcher sich nach jeder größeren Scene erhob und allenthalben eine erhöhte Stimmung hervorrief. Diese Stimmung hatte sich auch den übrigen Mitwirkenden mitgetheilt und so kam es, daß die Oper in ziemlich abgerundeter Weise über die Bühne ging. Herr Lettinger war als Kühleborn recht brav und erntete verdiente Anerkennung; Hr. v. Hagen trug das eingelegte Lied „Seid einig" mit Wärme und Enthusiasmus und Frln. Stehle eine Composition des Herrn Kapellmeisters Frank mit gewohnter Virtuosität vor. Frau Hain-Schnaidtinger hatte Alles aufgeboten, um in der Rolle der Bertholda der berühmten Collegin würdig zur Seite zu stehen und löste ihre Aufgabe auch zur allgemeinen Zufriedenheit. Herr Breuer war als Kellermeister ganz an seinem Platze, nur Hr. Erl spielte als Hugo v. Ringstetten einen etwas steifen und kraftlosen Liebhaber. Mit den Leistungen des Orchesters können wir uns auch nicht ganz einverstanden erklären; es behandelte selbst die heroischen Momente mit spießbürgerlicher Gleichgiltigkeit und spielte mechanisch fort, ohne sich um die im Hause herrschende Begeisterung und die öftere Aufforderung des Dirigentenstabes viel zu kümmern.

x.

Miscellen.

— General Baron von Jomini ist auf seiner Villa zu Passy am 24. März gestorben. Henri Baron von Jomini wurde zu Petterlingen im Waadtlande am 6. März 1777 geboren und diente bereits in einem der Schweizer-Regimenter in französischem Solde, die am 10. August 1792 aufgelöst wurden. Im Jahre 1803 erschien seine „Abhandlung über die großen militärischen Operationen", der 1806 eine „Denkschrift über die Wahrscheinlichkeit eines Krieges gegen Preußen" folgte. Während der Feldzüge von 1806 und 1807 war Jomini Chef des Generalstabes im Corps des Marschalls Ney, mit dem er 1808 auch nach Spanien ging; aber bald ward er in Folge von Streitigkeiten mit diesem in Disponibilität versetzt, 1811 aber wurde er Brigade-General und Historiograph von Frankreich, 1812 war er Gouverneur erst von Wilna und dann von Smolensk; bei dem Rückzuge aus Rußland entfaltete er große Energie. Die Schlacht bei Bautzen wurde nach französischer Ansicht durch Jomini entschieden. Wie früher mit Ney, bekam Jomini nun Händel mit Napoleon, in Folge dessen er zu den Verbündeten überging, von den Franzosen zum Tode verurtheilt, vom Kaiser Alexander aber zum Generallieutenant und Adjutanten ernannt wurde, jedoch keinen aktiven Dienst bis zu Napoleons Sturze nehmen zu wollen erklärte. Im Jahre 1815 begleitete er den russischen Czaren nach Paris und blieb dort bis 1822, wo er wieder nach Rußland ging, um die Erziehung des Großfürsten Nikolaus zu vollenden, dessen Adjutant er wurde, als dieser den Thron bestieg. Seit 1855 lebte Jomini Anfangs in Brüssel, dann in Passy. Seine Hauptwerke sind: „Die kritisch-militärische Geschichte der Revolutionskriege", „Das politische und militärische Leben Napoleon's" und „Die analytische Darstellung der hauptsächlichsten Combinationen des Krieges". Letzteres Werk hat eine Reihe von Auflagen erlebt.

— Alexander Dumas Vater erzählt von seinem Besuche bei dem Vorgänger Pius' IX. auf dem Stuhl Petri: Der Papst habe ihn gefragt, ob er Katholik sei. — „Ich war es nie weniger, heiliger Vater, als seit ich in Rom bin." — „Da geht es Ihnen gerade wie mir," soll Se. Heiligkeit erwidert haben.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 25. Sonntag, den 11. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

(Fortsetzung.)

II.

Das Cabinet.

Hier, wo ein dumpfer Stubenrauch,
Der Schmeichelei und Boshеit Hauch
Die Säle und Gemächer füllt,
Und jeden reinen Blick umhüllt:
Wie selten braust durch diesen Ort
Vom Herzen frisch ein freies Wort?!

„Was bringt Ihr Neues?“ fragte der Bischof Conrad seinen Cabinetssekretär Lorenz Fries, der zur gewöhnlichen Morgenstunde in das Geschäftszimmer seines Herrn trat. „Wenig Gutes!“ antwortete dieser. „Laßt hören!“ sagte der Bischof. Fries begann: „Was der Reigelsberger Amtmann am vorigen Freitag gemeldet, hat sich mehrfach bestätigt. Es kommen Schreiben von andern Amtleuten ein, besagend, daß die meisten Gemeinden im Badenachgau wanken, und mehr zu Aufruhr als Frieden geneigt sind. Gestern war großer Tumult im obern und untern Schuhf. Pater Ambrosi hatte sich hingethan, und den Bauern die Köpfe heiß gemacht —“ „Weiß es schon,“ rief der Bischof; „dieser Gottlose trägt Honig auf der Zunge und Galle im Herzen. Ich meine, die Augustiner insgesammt hat der böse Feind berückt. Im Kloster hier ist's auch nicht richtig. Und der nun gar, seitdem dieser Mensch in Waldmannshofen sitzt, treibt es's ärger als der Keyer von Wittenberg. Die Pflichtvergessenen! Sie allein, diese verlaufenen Mönche und Pfaffen, sind an dem Aufruhr schuld und an Allem, was daraus noch folgen wird!“ „Sie gleichen der Lunte an der Donnerbüchse!“ versetzte der Geheimschreiber. „Meint Ihr!“ fuhr der Bischof fort — „wo war denn sonst das Pulver, die Spur von Ungehorsam und Empörung, bevor diese schwarze, schwefeluntermengte Lehre dem armen, einfältigen Manne eingezwegt ward?“ „Euer Gnaden,“ erwiderte Fries, „erinnert sich der langen, schweren Fehden, die Euere hochseligen Vorfahren mit der Bürgerschaft von Würzburg bestanden haben, die ununterbrochen von der Bannung des vierten Heinrichs an bis —“ „Nun ja!“ unterbrach der Bischof, „diese Schwindelköpfe und Freiheitsphantasten waren zu keiner Zeit anders als heutzutage. Den Menschen steckt noch die verspielte Reichsstadt im Kopf. Aber der friedliche, ehrliche Landbewohner, wo hat der sich vordem aufgelehnt? wo?“ „Euer Gnaden,“ fuhr Fries fort, „erinnert sich auch des Nicklashäuser Handels, der nicht von den Bürgern, sondern von den Bauern ausging, und das Stift in Verlegenheit brachte zu einer Zeit, wo der weiseste und gerechteste Mann den Stab des heiligen Kilian trug.“ Der Bischof stutzte und schwieg. Nach einer Pause trug Fries vor: „Ferners meldet der Bundesrath Geiß durch ein Schreiben vom 23. dieses Monats von Ulm aus, der unruhige Herzog Ulrich sei zwar entwaffnet, und seine Schweizer zögen auf Mahnung des hohen Schwäbischen Bundes ihrer Heimath zu; allein zahllose Haufen der Bauern schwärmten noch umher, hausten übel und gewaltsam im Lande, und drohelen der Stadt Ulm, deren Bürger selber nicht mehr verläßig seien. Der Freiherr von Waldburg*) mit seinen Achttausenden werde einen heißen Stand haben.“ „Seid Ihr zu Ende?“ fragte der Bischof. „So viel,“ antwortete Fries, „ist's, was ich amtlich weiß. Durch eines oder des andern Bekannten Notiz, durch Hörensagen und Gerücht ist noch mancherlei Kunde mir zugekommen; namentlich von der peinlichen Lage des Stadtmagistrats von Rotenburg, dem von drei Seiten zu Leib gerückt wird, von den Bauern der Landmark, von den eigenen Bürgern, die bereits die Thorschlüssel zu sich genommen und einen Obmann in der Person des Ritters Wenzingen bestellt haben, endlich selbst vom Herrn Markgrafen zu Ansbach, der den Rathsherrn gern seine Hülfe, und hiemit ein sogenanntes Donum Danaum aufdringen möchte. Weiter höre ich von einer großen Gährung in Thüringer Landen, wo der fanatische Münzer das neue, obrigkeitslose Brüderreich aller Gerechten predigt, und den Doktor Luther selbst, der nunmehr — begreiflicher Weise den Sächsischen Prinzen zu lieb — weiblich gegen die Rebellen der Bauern zu Feld zieht, erst ein sanft lebendes, leise auftretendes Stück Fleisch benannte, dann aber mit gröberen Worten einen zweizüngigen, schmeichlerischen Satan und Baalsphyssen schilt. Endlich geht mancherlei Sage, wie allenthalben im obern Deutschland der Sinn des gemeinen Mannes der Empörung hold und auf baldige Nachfolge des bösen Beispiels bedacht sei.“

Der Bischof ging gedankenvoll durch das Zimmer; Fries ordnete die Papiere, und legte sie auf den Schreibtisch seines Herrn. „Habt Ihr dem Pfalzgrafen geschrieben?“ fragte der gegen Fries sich lehrende Bischof. „Ihm und dem Statthalter im Erstisst, wie Euer Gnaden befohlen hat.“ „So!“ sagte der Bischof, hastig auf und nieder schreitend, während der Geheimschreiber ruhig auf der Stelle stand. „Ob es fromm wird“ (fuhr jener gleichsam mit sich selbst redend fort), „ob sie kommen werden — der Heidelberger und Wilhelm von

*) Der Bundeshauptmann Truchseß.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Straßburg — meint Ihr, Frieß? Nun! Ihr braucht Euch nicht zu bedenken; rebet!" „Wenn Euer Gnaden es gern sieht," antwortete der Sekretär, „will ich mich offen meiner Gedanken geständig sein.

„Ein altes Sprichwort sagt:

So wohlfeil als ein guter Rath,
So theuer ist die Freundesthat.

„Den einen Artikel, den guten Rath nämlich, werden alle Fürsten Deutschlands Euch zum unentgeltlichen Kauf bieten; ob sie so freigebig mit der That sind, möchte ich bezweifeln. So weit die allgemeine Regel von der Regentenfreundschaft, von welcher zwar einzelne Männer, wie z. B. Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Mainzische Statthalter Wilhelm von Straßburg als eine rühmliche Ausnahme erscheinen dürften, wieder aufgenommen jedoch in einem einzigen, und zwar in diesem gegenwärtigen Falle, wo eben eine thätige Nachbar-Hülfe gegen dieser Männer Neigung und bessere Ueberzeugung streitet. — Erlauben mir E. B. Gnaden die Bemerkführung meines Doktorhattens. Churfürst Ludwig ist ein so milder und volksfreundlicher Herr, daß ich mir in allen seinen Landen keine fünf Ihm unholden Unterthanen zu finden getraue. Er verspielt sein Volk, wie dieses seinen Fürsten. Was sollte er nun, wo sich's im eigenen Hause bequem und zufrieden lebt, vor fremden Thüre kehren?! Ein Aehnliches gilt vom Statthalter, dem vorsichtigen, erfahrenen Wilhelm, der bei Zeiten mit seinen Untergebenen sich beräthet, ihre Beschwerden und Klagen gütig aufnimmt, überall billige Verträge und Aenderung trifft, und so am sichersten sein Land von der Verbindung mit dem Aufruhr, von Plünderung, Raub und Mordbrand abhält." Hier hemmte Frieß den Fluß seiner Rede, als er warte er eine Bemerkung des Bischofs, als aber dieser schwieg, sprach er weiter: „Ich höre ich auch, daß der Rath zu Nürnberg in gleichem Sinne verfahren, den Unterthanen den großen und kleinen Zehnt erlassen, kurz das Pulver netzen will, bevor das feurige Wetter über sein Gebiet zieht. Und — aufrichtig gesagt — es will mir auch dieses Thun als sehr wohl ersonnen, heilsam und nicht anders bedünken, denn das Verfahren eines klugen Hausdoktors, der bei einem ihm nahe gehenden Erkrankungsfall nicht gleich den fremden Medicus beschickt, der um's theuere Geld curirt, sondern vor Allem über den wahren Grund der Krankheit mit sich oder den Seinigen zu Rath geht und, wenn dann noch keine Gefahr auf Verzug ist, erst die wohlfeilern und mitunter schneller heilenden Hausmittel in Anwendung bringt —" „Bis der Krebs unheilbar ist!" unterbrach der Bischof — „seid Ihr heute früh in der Stadt gewesen?" „Vor einer Stunde," erwiederte Frieß. „Nun! Und Ihr habt nichts gehört — nichts gehört — nichts vom gestrigen Abend und dem schändlichen Handel im Rebstock?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende eines Gletscherführers.

(Schluß.)

Es war ungefähr 6 Uhr Morgens, und benöthigt man im Sommer von da bis Rosen blos eine gute halbe Stunde zu gehen. „Bis 10 Uhr," fügte ich bei, „können wir in Vent anlangen." Welcher Irrwahn! Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, so kam gerade ob uns eine Staublawine. Ich, ohnedies etwas hinter Cyprian, retirirte schnell und war geborgen; er aber hatte sich mit dem Gesicht zur Erde niedergeworfen und stand dadurch besser, nachdem der Wind sich gelegt, wieder auf. Sofort kamen Lawinen vor und hinter uns und zwischen uns ohne Unterbrechung, endlich auch noch Funk und uns selbst herunter. Bald die erste davon riß mich durch die Gewalt ihres Windes einige Schritte hinunter, ich faßte mich jedoch, warf mich zu Boden, fest in den Schnee mich eindrückend und die Hände in denselben einklammernd, und war gerettet. So machten wir es jedesmal, seinen Augenblick vor Lawinen sicher; wobei der rücksichtige die Aufgabe hatte, darauf Acht zu geben und schnell zu warnen. Leider war dazu, um das Maß des Elends voll zu machen, in der ganzen sogenannten Falle — so heißt dieser Theil des Bergabhanges — vom Winde und Lawinen eine solche Anhäufung des Schnee's, daß wir fast bei jedem Schritte bis unter die Achsel einbrachen. Und dennoch war Cyper mit nur wenigen kurzen Unterbrechungen immer mein Vorgänger; meine Kräfte hätten nicht gereicht, dieses öfter und anhaltender zu thun.

Endlich kamen wir ungefähr um 12 Uhr Mittags zu einer Stelle, wo etwas unterhalb des Weges eine alte kleine Schäferhütte steht.

Da unsere Kräfte gänzlich gebrochen waren, gingen wir derselben zu, um dort an sicherer Stelle ein wenig auszuruhen. Dort befand sich Holz, um Feuer zu machen, was ich that, aber leider kein Geschirr, um mit Schnee und unserem Mundvorrathe eine, wenn auch ungesalzene Suppe zu kochen. Während ich mich nun damit begnügte, auf die sehr primitive Lagerstätte, die eher für ein Murmeithier, als für einen Menschen geeignet wäre, mich hinzustrecken, trippelte Cyper beständig um das Feuer, sich zu erwärmen suchend, jedoch vergebens; immer heftiger wurde sein Frösteln und Zittern. Nach drei Viertelstunden Aufenthaltes fragte ich ihn, ob wir gehen wollten. „Ja, es wird geschehen sein," sagte er, „hier nützt es uns doch nichts." Wir brachen auf, hatten aber mit dem Schnee wieder furchtbar zu kämpfen, wobei Cyper öfters sagte: „Nach Vent kommt wenigstens ich nicht mehr."

Ungefähr um 2 Uhr, als wir kaum eine Viertelstunde weit gegangen und auch von Rosen nicht mehr weiter entfernt waren, blieb Cyper stehen, lehnte sich an den Schnee und sprach: „Jetzt kann ich nicht mehr." Ich sah wohl, daß er durch seine Hingabe zu unserer und besonders meiner Rettung auf das Aeußerste erschöpft war. Noch ungefähr 150 Schritte hatten wir bis zum sog. Rothen Bache, über den ein schmaler Steg führt, — ein furchtbar schlimmes Stück Weges, das sah ich vor Augen; dann, vermuthete ich mit Grund, könnte es besser kommen und werden auch die Häuser von Rosen zum Erstenmale sichtbar. Noch etwas bei Muthe, aber ohne Kraft, mußte ich nun voran, hoffend, daß Cyper wenigstens in meinen Fußstapfen mir zu folgen im Stande sei. Er bemühte sich indessen vergeblich; bei jedem Schritte, den er zu machen versuchte, drehte es ihn auf die Seite. Was sollte ich nun thun? Ihn nachzuschleppen vermochten meine Kräfte unmöglich, somit, sollten wir nicht beide des Todes sein, blieb das Einzige übrig: so schnell als möglich nach Rosen zu gehen und von dort dem Cyper Hülfe zu schicken.

Schon bei den ersten Schritten, immer bis unter die Arme im Schnee einbrechend, sahen es mir unmöglich, das Ziel zu erreichen und ich war nahe daran, verzagt zu werden. „Frisch auf!" rief ich mir selbst zu, und „o mein Gott! hilf mir und gib mir die Kraft, sein Leben zu retten!" In der That! Diese gewiß vom Herzen gekommene Bitte und der Gedanke, daß nun der glückliche Ausgang unserer schrecklichen

Fahrt mir allein übergeben sei, bewirkten eine solche Aufregung der Kräfte, daß sie fast an Wuth grenzte. Mit den Füßen, Knieen, Händen, Armen im Schnee arbeitend und wühlend und an den tiefsten Stellen mich zuerst mit dem Körper darein werfend, um Bahn zu brechen, hatte ich in nicht langer Zeit die schlimme Strecke hinter mir, und stand bei der Brücke des Rothen Baches; noch einige Schritte, und ich sah die Häuser von Rosen. Ein hellauter Jauchzer sollte mich deren Bewohnern bemerklich machen. Während ich vergeblich auf Antwort oder nach Menschen spähte, rief Cyprian, der mich sah, herüber: „Soll ich denn hier allein zu Grunde gehen?“ „Ich gehe so schnell nach Rosen, und schicke die Leute zu Hülfe,“ war meine Antwort, wonach er sich auch beruhigte. Ich glaubte jetzt auch sicher, daß wir Beide gerettet werden, denn mein Weg führte jetzt in den Wald, wo keineswegs so viel Schnee wie bisher sich hatte anhäufen können.

Dennoch dachte ich mir: „Ja, man weiß nie, wie es geht; ob nicht Cyper inzwischen einschläft, um nicht mehr zu erwachen,“ ertheilte ihm aus Vorsicht die Absolution und ging, weil ich ihn von da an nicht mehr sehen konnte, mit schwerem Herzen davon. Ich sollte ihn, ach leider! am Leben nicht wieder sehen. „Vorwärts,“ sagte ich zu mir, „das ist das einzige Mittel, mich und ihn zu retten.“ Wie ich gehofft, so kam es; ich konnte von jetzt an, mit Ausnahme einer Stelle von fünf Schritten, ohne Hindernis gehen. Eben war ich mitten im Walde, als ich jenseits der Brücke in der Nähe der Brücke einen Menschen erblickte. Ich schrie, doch vergeblich, ging also wieder vorwärts an eine lichte Stelle und wiederholte meinen Ruf. Jetzt hörte und erkannte er mich und stand in wenigen Minuten vor mir. Er war — der gute Mann, der Rosner-Bauer Ferdinand Kloß — in freudigem Erschrecken, mich bei solchem Wetter und zu dieser Zeit hier zu treffen und wähnte, mir helfen zu müssen. „Nein,“ sagte ich, „der Cyper ist innerhalb des Rothen Baches und kommt allein nicht mehr weiter, geh' schnell, hilf ihm und laß ihm wenigstens keine Ruhe, damit er nicht einschläft, ich werde von Rosen schon noch weitere Hilfe senden.“ So schieden wir und Cyprian war auf diese Weise kaum eine halbe Stunde allein geblieben.

Wie froh war ich jetzt! „Ich komme leicht nach Rosen und Cyprian wird auch gerettet,“ dachte ich mir. Als ich nach Rosen kam, wäre ich sogleich weiter zu gehen nicht im Stande gewesen. Es war 3 Uhr Nachmittags. Den einzigen von den Mannsbildern, Nikodem Kloß, der anwesend war, schickte ich sogleich zu Cyprian hinein. Nachdem ich dort warme Milch genommen und eine Anweisung zur Behandlung Cyprian's gegeben hatte, setzte ich, etwas gestärkt, den Weg nach Vent fort, wo ich um 4 Uhr anlangte — nach einem Marsche, mit Abrechnung des Aufenthaltes, von ungefähr 30 Stunden. Ich ließ mir vor Allem meine erfrorenen Hände und Füße von einem hiesigen Bauersmann, der dazu ein Gehеimmittel besitzt, in Kur bringen und erwartete dann, während ich mich erholte, von Rosen eine Nachricht über Cyprian's Befinden. Nach eingetretener Nacht kam sie, aber welche: „Der Cyper sei beim Rothen Bache in Gegenwart des Ferdinand Kloß verschieden.“ Von Letzterem vernahm ich am nächsten Tage Folgendes: Wie er hineingekommen sei, habe ihn Cyper von Weitem gekannt und dann gefragt: „Ferdinand, hast du keinen Schnaps?“ Nach Verabreichung desselben habe Cyper gesagt: „Jetzt habe ich wohl etwa zu viel getrunken.“ Es war indeß nur eine kleine Portion. Ferdinand habe ihn dann ermahnt, zu gehen, aber vergebens, sofort eine Strecke geschlepp, welch' Letzteres Cyper mit schon an's Delirium grenzenden Bemerkungen nicht dulden wollte. Dann habe er, ihn allein weiter zu befördern nicht im Stande, ihn hingelegt, worauf Cyprian nach zwei ausgestoßenen Schreien plötzlich verschieden sei. Nikodem fand ihn bereits im Tode.

So weit der Bericht des Augenzeugen. Als Ursachen des Todes des wackeren Cyper sind nach seiner Ansicht zu betrachten: Verkältung, das durch den Fall am Hochjochferner in Folge Erschreckens dagegekommene Fieber und die Eingabe seiner letzten Kräfte; einen Nervenschlag zum Schlusse mag vielleicht der Schnaps befördert haben.

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 7. April.

Fräulein Stehle hat als Carlo Broschi in der Oper „Des Teufels Antheil“ von uns Abschied genommen und einen Eindruck hinterlassen, der uns noch lange an ihre liebliche Erscheinung und den Zauber ihrer Stimme zurückerinnern wird. Das reizende Schlummerlied, ein Meisterstück in seiner Art und die schönste Perle der Oper, bot unserem Gaste die schönste Gelegenheit, ihren weichen schmelzenden Vortrag im günstigsten Lichte zu zeigen; sie hat dieses Lied mit der ganzen Hingebung ihrer Seele gesungen und durch den richtigen Ausdruck innigen Gefühles den Weg zu dem verschlossensten Gemüthe gefunden; kein Wunder daher, daß die schwarze Melancholie, von welcher der spanische König Ferdinand befallen war, verscheucht wurde, als das Schlummerlied von solcher Stimme zu seinen Ohren drang. Das Gegenstück zu diesem Liede, die kokette Romanze im 2. Akte, wurde gleichfalls in vollendeter Weise von Frln. Stehle vorgetragen; die correkt und elegant gesungenen Variationen dieser Nummer gaben eine kleine Probe von ihrer Leistungsfähigkeit im Coloraturenfache.

Besonderen Gewinn machten die mehrstimmigen Gesangs-Nummern durch die Mitwirkung der Frln. Stehle; sie erhielten dadurch eine gewisse Fülle und Rundung und man fühlte alsbald heraus, daß ein belebender Hauch alle Stimmen durchdrungen und ihnen eine gewisse Weihe verliehen hatte, in Folge dessen die Accorde reiner und voller sich gestalteten und wie zu einem Guße sich verbanden; wir weisen in dieser Beziehung auf mehrere Ensembles in der „Undine“ zurück, sowie auf das hübsche Quartett im 2. Akte obiger Oper.

Bezüglich des Spieles müssen wir hervorheben, daß sich Frln. Stehle insbesondere bei dem Hofleben durch eine elegante Haltung und wohl gefällige Bewegungen hervorgethan und sich wiederholt als eine ganz routinirte Darstellerin gezeigt hat.

Am Schlusse wurde Frln. Stehle durch einen Regen von Bouquetts ausgezeichnet und ihr der einstimmige Beifall des gesammten Publikums durch wiederholtes Hervorrufen ausgedrückt. Möge die gefeierte Künstlerin überzeugt sein, daß man in Würzburg ihre Verdienste zu schätzen weiß und sie immer in freundlicher Erinnerung behalten wird.

Die übrigen Rollen aus „Des Teufels Antheil“ sind mit Ausnahme des Rafael d'Estimaja unitergeordneter Natur und läßt sich über deren Durchführung nur das Eine sagen, daß man denselben anmerkte, daß sie nicht gründlich einstudirt, sondern hastig zusammengetroffen waren, um wenigstens nothdürftig die Aufführung der Oper zu ermöglichen; die Partie des Rafael ist bedeutender und hat mehrere hübsche Nummern; leider war dieselbe aus uns unbekannten Gründen nicht mit

dem einschlägigen Fachfänger, sondern mit einem Schauspieler besetzt, welcher die Rolle, wie sich die Direktion auf dem Theaterzettel in einer in wirklich klassischem Satzgefüge gehaltenen Notiz ausdrückte, für den Darsteller studirt hatte und natürlich der Aufgabe in gesanglicher Hinsicht nicht gewachsen war. Dadurch wurde der Total-Effekt vielfach gestört und diese Störung nur deshalb weniger empfunden, weil die Aufmerksamkeit auf Fräulein Strehle alle Nebenrücksichten absorbirte. Die Direktion mag sich deshalb auch in dieser Beziehung für die Nachsicht des Publikums bei derselben bedanken, da diese ungenügende Besetzung die Ungefriedenheit einer großen Anzahl von Theaterfreunden hervorgerufen hatte.

Die Chöre waren nicht zum Anhören, das Orchester dagegen hielt sich brav und executirte die gefällige leichte Musik Auber's mit Lust und Liebe. x.

Miscelle.

(Aus dem Gerichtssaale.) Am 3. April stand in Wien vor den Schranken des Landesgerichtes Moriz Freund, 25 Jahre alt, Commis, gebürtig aus Altofen, angeklagt wegen Betruges. Er simulirte Narrheit. Der Angeklagte geberdete sich höchst ungestüm und wurde von zwei Polizeisoldaten in den Gerichtssaal geführt. Dort angekommen, simulirte er zur Ergötzung des Auditoriums ein wenig, neckte die Wache, sagte dem Posten, er gebe ihm 10 kr. und eine Orange, und derlei unsinniges Zeug mehr, wenn er (Freund) durchgehen könne. Auch nachdem der Gerichtshof eingetreten war, setzte Freund dieses Spiel fort. Der Präsident ermahnte ihn eindringlich, die Simulation aufzugeben und Freund schrie: „Ich bin kein Narr, wer das sagt, ist selbst ein Narr." Präs.: Verhalten Sie sich anständig und geben Sie Antwort auf meine Fragen. — Angekl.: Bitte, bitte. — Präs.: Wie heißen Sie? — Angekl.: Baron Borats, Gutsbesitzer aus Ungarn, Herr Präsident, ich habe ja schon vielmals das Vergnügen gehabt, mit Ihnen zu sprechen. — Präs.: Sie haben auch einen anderen Namen, Moriz Freund? — Angekl.: O nein, davon ist mir nichts bekannt. — Präs.: Der Name Moriz Freund muß Ihnen bekannt sein, denn Sie haben in der Untersuchung die Protokolle alle so gezeichnet? — Angekl.: Ich kenne den Freund von meinen Eltern aus. — Präs.: Wer sind Ihre Eltern. — Angekl.: Vater und Mutter. — Präs.: Haben Ihre Eltern ein Geschäft oder ein Vermögen? — Angekl.: Sie sind Gutsbesitzer. — Präs.: In der Untersuchung gaben Sie an, wie es auch wirklich wahr ist, Ihr Vater sei Färber in Altofen. — Angekl.: So, so, ja die Mutter hat färben lassen. — Präs.: Sie sind 25 Jahre alt? — Angekl.: Ja, ja, das paßt. — Präs.: Welche Religion haben Sie? — Angekl.: Katholisch. — Präs.: Bisher aber waren Sie noch immer Jude? — Angekl. (hell und laut auflachend): Nicht schlecht der Spaß. — Präs.: Wir treiben gar keine Späße, und ich erinnere Sie noch einmal, sich anständig zu benehmen; geben Sie das Narrenspiel auf. — Angekl.: Herr Präsident, bin ich ein Narr? — Präs.: Nein, aber Sie spielen einen Narren, und dieses Ihr Benehmen wird geradezu verletzend für den Gerichtshof. — Angekl.: Wer mich für einen Narren hält, ist selbst ein Narr. — Präs.: Ich erinnere Sie auch, daß Sie während der Vernehmung der Zeugen sich mit Anstand zu benehmen haben. — Angekl.: Herr Präsident, ich habe gottlob eine standesgemäße Erziehung genossen. Dem Angeklagten wird gestattet, sich niederzusetzen, und der Staatsanwalt wird eingeladen, die Anklage zu entwickeln. Freund kümmert sich nicht um die Anklage, zwickt die Polizeisoldaten, steckt ihnen Cigarren zu, ißt eine Orange und spritzt mit dem Rufe: „Man hat mir meine Pomeranzen gestohlen!" in die Höhe. Der Präsident ermahnt den Angeklagten eindringlich. Der Angeklagte fällt für einen Moment auf der Rolle, gibt an, daß er Moriz Freund heiße, daß seine Eltern in Alt-Ofen eine Färberei besitzen und daß er von Hause abgereist sei, weil man ihn zu einer Heirath zwingen wollte. Bald erinnert sich jedoch der Angeklagte, daß er den Narren spielen müsse und beginnt die alten Thorheiten von neuem. Auf den Antrag der Staatsbehörde sprach hierauf der Gerichtshof sich für die Durchführung der Verhandlung in Abwesenheit des Angeklagten aus und verurtheilte ihn schließlich zu 18 Monaten Kerker.

Literarisches.

Zwei Vorträge von Professor Exner über das Thema: „Das Holz als Rohstoff", welche Schrift bei Voigt in Weimar erschienen ist, bieten eine Menge technischer Gesichtspunkte, die von großem Interesse auch für Laien sind.

Die Atheisten. Breslau, im Verlag von Gebhardi. Dieses neueste Gedicht zeigt uns wiederum die Richtung vertreten, welche der als Verfasser einer Reihe hervorragender metaphysischer Dichtungen bereits rühmlichst bekannte Hermann Neumann in diesen jedesmal an den Tag gelegt hat. Der Dichter ist nicht einseitig, verfällt nicht direkt in ein Extrem, sondern wandelt gesichtet und freilich oft kühn auf dem schmalen Pfade, der auf der einen Seite von den schwindelnden Höhen des Idealismus, auf der anderen Seite durch die grausige Tiefe des Realismus begrenzt wird. Doch will das Büchlein Keinem eine Lehre aufdrängen, sondern nur einen Funken werfen in die Herzen denkender Menschen, daß er darin vielleicht eine Flamme anfache zum Wohle kommender Geschlechter. Und in diesem Sinne kann man diese schönen Canzonen mit gutem Gewissen „allen Sohnggläubigen mit und ohne Brevier" empfehlen. — Was die äußere Form der Dichtung anbelangt, so ist sie ein würdiger Rahmen für so hohe Fragen. Die Sprache ist edel, je gewaltig und großartig erhoben. Mag auch Langatlymigkeit in der Satzbildung im Allgemeinen dem Dichter nicht anstehen, für solche Themate und Versformen macht sie manchmal den Eindruck des Ewigen, Unvergänglichen.

Blumensträuße. Gedichte von Theodor Curti. Würzburg bei Stuber. — In diesen meist lyrischen Gedichten weht eine heitere Einfachheit und Naturtreue, gepaart mit einer kindlich-sanften Empfindung, die jedes poetisch fühlende Herz anmuthet und sehr an die Heimath des Dichters, die Schweiz, erinnert. Die Mängel des Büchleins, wie z. B. die Verstöße gegen die Reinheit der Sprache und die der Reime und des Skandirens, mag man wohl auf Rechnung der allerdings noch großen Jugend des Dichters rechnen.

Verantwortlicher Herausgeber: Richard Gadermann.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 26. Mittwoch, den 14. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

(Fortsetzung.)

II.

Das Cabinet.

Der Bischof entwarf hier ein Gemälde von der verwichenen Nacht mit grellen, von der Rachgier und Lüge seines Leibdieners Kunz unternommenen Farben, und schloß mit dem heftigen Ausruf: „Nun spreche noch Einer, der nicht ein Narr oder Verräther heißen will, von Nachsicht und Milde!“ Nach einiger Pause redete der Schreiber: „Das ist freilich arg und nicht zu entschuldigen, wenn Alles so sich verhält, wie man Euer Gnaden hinterbracht hat. Selbst aber in diesem bezweifelten Falle möchte ich die sträflichen Urheber nicht sowohl bei der gesammten Bürgerschaft von Würzburg suchen, sondern nur bei dem geringsten Theile derselben, bei einigen Wenigen —“ „Meine! Nein!“ rief der Bischof, „Alle haben Theil daran — Alle! Es ist unerhört, wie man mit meinem Ansehen spielt, und auf meine Langmuth sündigt. Den bösen Buben im Haag hat man bisher durch die Finger gesehen, und jetzt stecken sie zum Dank in meinen Viertel an, und ziehen sich einen Nachwuchs, der schlimmer noch als das erste Unkraut, weil hier Vermögen, Ansehen und besserer Unterricht der Bosheit unter die Arme greifen. Höre ich doch von einem jungen Menschen aus der Dompfarre — Dietmer nannte man ihn mir, seines Handwerks ein Bildschnitzer oder Maler — ein Mensch, der zehn Bermeier in seinen Brust verschlingt! Ein unheimlicher Geselle, der trotz der ungeklaumten Wangen schon den halben Erdtheil durchstreift, in jedem Lande sich zur Faktion der Neurer gehalten, ja sogar mit dem noch in Brittanien schleichenden Ueberreste der keherischen Templer-Rotte einen genauen Umgang gepflogen hat! Was soll's mit diesem Menschen hier? Was sucht er? Ich kann keine Unterthanen von solchem Schlage brauchen!“ Der Geheimschreiber, bei seinem graden Ideengang und schlichten Wesen die Klugheitsregel und gereizte Stimmung des Fürsten übersehend, entgegnete: „Ich kenne den Maler nicht persönlich, wohl aber seine unbescholtene, wohlhabende Familie. Wie ich aber schon oft vernommen, soll derselbe ein Jüngling von hellem Kopfe, gesundem Herzen und festem Willen sein.“ „Soll!“ schrie der Bischof — „ist's aber nicht. Schreiber! wo nehmt Ihr die Keckheit her, Allem zu widersprechen, was Euer Fürst sagt? Es ist, wie es scheint, Euch zur zweiten Natur geworden, unverschämt zu vertheidigen, was nur immer schlecht, nichtig und krafbar ist!“ Bei diesem mit einer drohenden Handbewegung begleiteten Zornausfall des Gebieters erbloßte der Schreiber, und konnte geraume Zeit kein Wort zu seiner Entschuldigung oder Rechtfertigung hervorbringen. Langsam nur ermannte er sich und mit der Besonnenheit eines Unbergebenen, die übrigens das Gefühl der gekränkten Männerwürde nicht unterdrückte, sprach er zu dem Bischof: „Mein Fürst hat vorhin Wahrheit gefordert, und ich habe sie gegeben. Mißtrel sie: so trägt nicht eine Aufdringlichkeit von meiner Seite, sondern nur der Gehorsam gegen Euere Befehle die Schuld daran.“

Der Bischof watf seinen Diener noch einen Blick zu, und maß sodann in dröhnenden Trillen die Länge des Gemaches. Es währte aber nicht lang, als auch schon der Sturm der Leidenschaft sich legte, und an dessen Stelle wieder die alte Neigung zu dem Vertrauten Platz griff. Nur der fast allen seinen Standesgenossen eigene Geburtsstolz ließ Conrad noch eine Weile die Wiederaufnahme der Unterredung verzögern, und die Meinung, daß der belebtigte Diener zuerst sich wieder zum beleidigenden Vorgesetzten wenden werde. Als dieser aber an den Schreibtisch gelehnt beharrlich schwieg, lekte sich endlich der Bischof gegen ihn und sagte: „Warum verstummt Ihr?“ Da antwortete Fried: „Am Tage, wo ich zum ersten Male das Sigill dieses Cabinets führte, nahmen mir E. F. Gnaden das feierliche Versprechen ab, bei jeder Angelegenheit, die Euere hohe Person oder Deren Land beträfe, offen auszusprechen, was und wie mir das Herz redet. Daß ich bisher unverbrüchlich jenes Wort hielt, sagt mir mein ruhiges Gewissen; Ihr aber, gnädiger Herr, mögt es nunmehr für überflüssig halten, weswegen ich mich von selbem zu entbinden bitte.“

„Ihr sollt auch fürder Euch aussprechen,“ rief der Bischof, „nach wie vor; aber nur nicht mit einem solchen Zusatz von Rechthaberei und Ungeschliffenheit. Was bezweckt Ihr damit!“ „Rechthaberei,“ antwortete Fried, „war meine Sache nie, und jene Euer Gnaden heute auffallende Ungeziertheit des Ausdrucks oder Ungeschliffenheit ist kein absichtlicher, sondern ein angeborner Fehler, der in der Landsart der Franken liegt. Der Nicht-Schliff, sagt das Sprichwort, setzt den Demant nicht herab, und die harte Schale überzieht man bei einem guten Korn, am allererstem aber bei einem guten Freund, mit welchem Namen mein Herr seinen Diener so manchesmal beehrt, und selben dadurch jedesmal zu einem stillen innern Gelübde veranlaßt hat, auch das zu sein, was er geheißen ward — ein Freund in voller und vollkommener Bedeutung des Wortes. Hochwürdigster Bischof! Speichellecker und Glatzungen, Wortschleifer und Wohlredner sind der Fürsten Freunde nicht!“ Fried sprach diesen letzten

Satz in erhöhter Betonung. Er hatte nämlich bei der vorerwähnten lauten Aufwallung Conrad's an der äußern Thüre des Gemaches ein leises Geräusch gehört und sogleich den nahen Horcher errathen. Er konnte jetzt die Lehre vom Lauscher an der Wand geltend machen, und darum fuhr er, als der nichts hiervon merkende Bischof seinem Diener aufmerksam zuhörte, mit gleicher Wärme fort: „Wie möchte man auch solche Menschen Freunde nennen, die dem Freund, der hell sehen will, ein trübes Glas vor Augen halten! Sind solche Betrüger nicht gerade dessen entschiedenste Feinde? Sie verdunkeln ihm jede bessere Aussicht und Ansicht vom Leben, und rauben die einzige Leuchte in und nach dem Tode, das Bewußtsein und den Nachruhm. Denn nichts ist wahrer, als was der größte Regent dieses Hochstifts, Herr Rudolf der Schreckerger, glorwürdigen Andenkens, noch in den letzten seiner Tage gesagt hat: Der Fürsten falsches Lob verhallt mit ihrer Lebensglocke; aber ihr gerechter Tadel gellt wie ein Sterbegeläute durch alle Jahrhunderte!“ Der Name Rudolf's verhallte auf Conrad's Gemüth nie ohne Eindruck. Er trat zu dem Geheimschreiber, legte die Hand auf dessen Schulter und sprach mit bewegter Stimme: „Lorenz! Ihr seid ein braver Mann! Ich bin vorhin gegen Euch heftig gewesen, — es ist vorbei. Lorenz! Ihr kennt mich; Ihr wißt, daß ich's aufrichtig meine mit meinen Franken, daß ich stets ihr Bestes gewollt habe. Könnt Ihr mir einen Vorwurf machen? Ihr wißt, wie ich den Scepter dieses Landes übernommen habe. Das Herz meines Vorgängers war weich; es vermochte nicht, anhaltenden Bitten zu widerstehen — irgend jemand eine abschlägige Antwort zu geben. Er reiste oft, baute kostbar und seine Krankheit hat viel gekostet *). So konnten unter seinem Regiment die aus früheren Zeiten stammenden Lasten nicht gehoben werden. Und ich nun, der Neugewählte des Kapitels, mußte ich nicht selbst wieder eine neue Schuld zur allen häufen, mußte ich nicht jedem dieser eigennützigen und übermüthigen Wahlherren ein halbhundert Gulden geben, damit sie die Intrigue mit meinem Mitbewerber, dem Jacob Fuchs fallen ließen?! Und wie sieht es jetzt nach dem Verlauf von sechs Jahren aus? Der größte Theil der Schuld ist abgetragen, verpfändete Güter sind eingelöst, die Stadt Meckmühl dem Stift gewonnen. Und wodurch? Etwa durch einen sonderlichen Glücksfall oder mit leichter Mühe? Ich konnte beim Antritt meiner Regierung das unterwühlte Gebäude wohl noch auf die Dauer eines, meines Lebensalters stützen und aufrecht halten; ich konnte bequem und prächtig hausen, wie die früheren Bewohner dieser Veste, und meinem nächsten oder übernächsten Nachfolger die Sorge überlassen, dem dann unvermeidlichen Einsturz dieser Mauern auf gut Glück auszuweichen. That ich dies? Meine erste Handlung als Regent war, das Gesetz meines Privatlebens in das öffentliche zu übertragen — ich sparte. Der Hofstaat wurde vereinfacht; die Zahl der Reiter zu vermindern, knüpfte ich allenthalben mit den Nachbarn friedliche Verhältnisse an, den kostspieligen Ausschweifungen des Clerus habe ich vor vier Jahren durch dessen Reform ein Ziel gesetzt. Auf meine Tafel kommt schon lang kein Wildpret mehr; ich begnüge mich mit dem täglichen Rindfleisch. Sottenes, Geflügel und Obst, das man mir zum Kauf bringt, weise ich zu den Küchen meiner Domherren und von den Eiern, die sonst die Singvögel in den Gekern dieser Fenster gefressen, lasse ich den Meinigen Kuchen backen. Thut dies Einer der Oden oder auch nur ein vermöglicher Gemeiner? Ich habe auch dieses Volk und namentlich das Würzburger Stadtvolk in seinem Thun und Treiben nie gehindert. Es mochte reden und schwärmen, was und wie es wollte, laut und öffentlich die Vergangenheit loben und die Gegenwart tadeln, ja selbst die neue lutherische Lehre als das einzige Heilmittel für die Zukunft anpreisen; dem Bürger, der zahlt, mehr der Landesregierung gibt, als von ihr empfängt, mag ich Vieles durch die Finger sehen; nicht also den Kirchen-, Hof- und Kriegsdienern, die von meiner Gnade leben, und darum auch schuldn, dessen Lieb zu singen, wessen Brod sie essen. Wenn ich diesen den Daumen auf's Auge setzte, was fügte das die andern Unterthanen an?“

(Fortsetzung folgt.)

*) Er starb am mal de Naples.

Johanna Sebus.

Lange schon war es mein Lieblingswunsch, einmal die Niederung des Rheines zu besuchen, da mich mehrere Jahre hindurch meine Ausflüge in entgegengesetzter Richtung, stromaufwärts in die Berge des herrlichen Flußes führten. — Der schöne Frühling dieses Jahres sollte mein Verlangen zur Reife bringen und ehe ich noch die Vorfreude über das zu Erwartende und die Lust des glänzenden Lenzmorgens in meiner Brust ausjubeln lassen konnte, befand ich mich schon, von den beschwingten Füßen des Dampfroßes getragen, in Cleve, dort, wo die Grenze des preußischen Landes sich nachbarlich an Holland lehnt. — Cleve! wie viele große Erinnerungen schweben um diese Stadt! — Historie und Sage ragen leuchtend in die Tage der Gegenwart; Männergröße und Frauenmimme nehmen Gestalt an und treten lebendig vor das Auge der Seele. Das durch Jahrhunderte blühende Geschlecht der Grafen von Cleve, in deren Folge Herzoge und Fürsten erschienen, sah ich vorüberschreiten in langem Zuge. Lohengrin, der Ritter des heiligen Grals, kam von Schwänen gezogen und auf dem Altan des Schwanenthurms, der sich noch stark und groß in die Wolken hebt, stand, seiner harrend, die jugendliche Fürstin, die er befreien sollte aus Bedrängniß und Noth.

Nachdem ich das alte Schloß — jetzt die Gefangenenanstalt — das Standbild des Kurfürsten Johann Sigismund und andere Baudenkmale gesehen, trieb mich die Mittagsstunde aus „dem Brand der Gassen“ in den die Stadt von einer Seite umschließenden herrlichen Park, der seit den frühesten Zeiten den Namen „Thiergarten“ führt. — Die Pracht der hundertjährigen Baumgruppen machte mich staunen, ihr Schatten gab erfrischende Kühle. — Der geordneten herrlichen Anlage dieses Parkes und seiner vortrefflichen Pflege, wozu eine eigene königliche Verwaltung eingesetzt ist, verdankt das fremdliche Städtchen mit jedem neuen Frühling eine reiche Einnahmequelle, dem zahlreiche Fremde, namentlich holländische Familien, halten dort während der Sommerzeit ihre Villegiatur. — Am Gesundbrunnen, der im schönsten Theile der Anlagen liegt, sah ich ein buntes Gemisch der fremden Gäste und „Mynheer“ führte mit dem bekannten steifen Anstand „Mafrum“ durch die schön, glatten Irrwege, hier und da gestolpt von der Märterin mit einer trägen Kinderschaar. — In einer gewissen Hast besuchte ich die sehenswerthen Punkte des Thiergartens: den Schloßberg, das Grab des großen Prinzen Moritz von Nassau, die alten Wasserwerke ꝛc., denn ich hatte noch ein Ziel vor mir, das ich als den Preis des Tages betrachtete, und dieses war das Denkmal der Johanna Sebus.

Ein Förſter zeigte mir den Richtweg durch den Wald nach Brienen, einem Dörfchen in der Nähe des obenbeſagten Thiergartens. Leicht fand ich mich zurecht und bald erreichte ich die Stätte, die ich ſuchte. — Unweit des Dorfes, am ſogenannten Spoy-Kanal, der Cleve mit dem Rheinesſtrom verbindet, hart am Deiche Cleverhamm, der ſich als Schutz vor dem ausgetretenen Gewäſſer um die Feldmarke zieht, wurde dem Andenken jenes Heldenmädchens ein Monument errichtet, zu dem man wandern wird, ſo lang der Rhein die Fluthen zu dem Meere treibt! — Seine Erſtehung verdankt das Denkmal der damaligen franzöſiſchen Regierung, welche ein Terrain ankauften und zwei Jahre nach der ruhmvollen That der Jungfrau den Stein errichten ließ.

Auf einen künſtlichen Hügel geſtellt blickt er über die abgeflachte Landſchaft. Aus hartem Hauſtein gefertigt, erhebt er ſich in einer Form und hinten gleichen Breite, einſchließlich dem Sokel zu einer Höhe von 8 bis 9 Fuß und endigt in einer aus der ganzen Breite aufſteigenden Rundung. Nur die Vorderſeite des Denkmals iſt ausgefeilt, ihr oberer Theil, eine Marmorplatte, ſtellt in halberhabener Arbeit ein ſturmbewegtes Waſſer dar, auf welchem eine Roſe treibt. Dieſes Randſtück iſt von einem Sternenkranze, ebenfalls von weißem Marmor umgeben, und unter ihm befindet ſich in franzöſiſcher Sprache eine Inſchrift, die in deutſcher Ueberſetzung lautet:

„Johanna Sebus, ein junges Mädchen von 17 Jahren, rettete ihre ſchwache Mutter aus den Fluthen des 1809 über ſeine Ufer getretenen Rheinſtromes, ſtürzte ſich dann von Neuem in den Fluß, um eine Mutter mit ihren Kindern zu retten, kam aber dabei um. Dieſes Monument ward zu ihrem Andenken errichtet 1811."

Um das Denkmal herum iſt ein halbkreisförmiger Ruheſitz von Hauſteinen angebracht, der Hügel mit Bäumen und blühenden Gewächſen bepflanzt und der ganze Raum, etwa 80 Quadratruthen groß, iſt von einer Hecke mit verſchließbarem Eingangsthor umgeben. Die Ausſicht, von der freien Seite des Hügels über Wieſen, Fruchtfelder und Gärten der Niederung; auf die freundliche Stadt Cleve und den dunklen Park verleiht dieſer vor der Erinnerung umſchwebten Stelle einen unendlichen Reiz.

Lange ſaß ich auf der Steinbank und ſchaute bewegt auf das Monument. Eine liebe Hand hatte es mit einem Kranze von Feldblumen geſchmückt, die friſch ſchon verwelkt waren. Wie prangend war die herrliche Frühlingswelt, wie entſetzlich muß der Blick in dieſe Fläche geweſen ſein, als am 13. Januar 1809 durch die furchtbar anbrängenden Eismaſſen der Damm, der die große Niederung ſchützt, zerbrochen war. — Goethe's unſterbliche Verſe klangen mir im Ohr und unwillkürlich wußte ich ſie vor mich hin ſprechen:

„Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſt."

Aber durch das Grauen des empörten Elementes ſchreitet beherzt ein holdes Mädchenbild, auf den kräftigen Armen die theure Laſt der geliebten Mutter, die ſie dem Verderben entreißen will. Die Engel des Herrn leiten ihre Schritte — die Mutter iſt gerettet und zum zweiten Male durcheilt ſie muthig die immer drohender grollenden Fluthen, aus denen ſchon die Geiſter des Verderbens ihr ſchreckliches Haupt erheben. — Doch die Hausgenoſſen, ein Weib mit drei Kindern und Johanna's liebe Ziege, „ſie ſollen und müſſen gerettet ſein". — Schon iſt ſie den Unglücklichen nahe, deren Angſtruf ihr das Herz zerreißen, aber ach —

„Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreiſe umſauſt's" —

und Hütte und Menſchen, das Heldenmädchen und ihr Zicklein — alles iſt in dem heulenden Schwalle für immer verſunken. Dem jammernden Munde der Mutter iſt es vorbehalten, zu verkünden, was ihr Kind, ein deutſches Mädchen, that, damit ihr Gedächtniß gefeiert werde durch alle Zeiten.

„Und dem ſei, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tode nicht nachgefragt!"

Aber man ſingt und ſagt dem Heldenmädchen nach, denn die Pflege, die der Denkſtein und ſeine Umgebung durch die Organe der preußiſchen Regierung erhält, zeigt genügſam, welchen Werth man an höchſter Stelle auf die Erhaltung eines ſo ſchönen vaterländiſchen Erinnerungszeichens legt.

Ein Mann im Silberhaar, der Wärter der nahegelegenen Schleuße am Eingange genannten Kanals, öffnete mir die Pforte zu dem Garten des Denkmals; er ſagte mir, wie faſt täglich Fremde beiden Geſchlechts anlangten, um der Erinnerung an „Johanna" einige Minuten liebevollen Nachdenkens zu weihen, und wie nicht ſelten zarte Frauenhände Blumen vor den Stein ausſtreuten oder ihn mit Kränzen ſchmückten. Der Alte ſelbſt zeigte eine ſehr große Pietät für das Fleckchen Erde, des er als Wächter in ſeinen Schutz genommen. Seine Sprache war mild und weich, wie er von der That des Mädchens ſprach und es klang, als ob er ein Blutsverwandter des Weſens wäre, dem er hier das Wort führte. Doch war dem nicht ſo; er war nichts, als ein altes Kind dieſer Niederung, aber ein treues, ehrliches Gemüth, und er verſtand auch wohl, was in meinen Augen glänzte, als ich, noch lange rückwärts ſchauend, von der Stätte des Friedens ſchied.

(Südd. Preſſe.)

Miscellen.

Man ſchreibt aus San Francisco über die **Leichenbeſtattung der Chineſen:** Sobald die Leiche auf den Friedhof gebracht iſt, ſtreut ein Individuum mit ernſt feierlicher Miene über ſie Papierſtreifen aus, die mit Sprüchen aus Confucius beſchrieben ſind. Auf der Schwelle der Behauſung des Abgeſchiedenen, hinterlegt man rothe Papierſtreifen mit den nämlichen Sprüchen. Iſt der Todte beerdigt, wird auf ſein Grab ein gebratenes Huhn, eine Quantität Reis und eine Bouteille chineſiſchen Weins geſtellt. Nach beendigter Ceremonie ziehen die Chineſen ab, ängſtlich vermeidend, einen Blick zurückzuwerfen. Das Alles iſt nach ihrer Annahme unerläßlich, denn ſonſt hätte der Todte nicht die nöthige Kraft, die weite Reiſe anzutreten. Sobald ſich das Leichengefolge entfernt, ſtürzen auch ſchon einige amerikaniſche Strolche, welche den ganzen Rummel kennen, aus dem Verſtecke und berauben den Todten um ſeine Wegzehrung. Einige Monate ſpäter gräbt man den Leichnam aus, wäſcht und parfumirt ihn, und verpackt ihn ſo zierlich als möglich, verſieht ihn mit einer Etiquette und übergibt ihn einem Handelshauſe, das die Verantwortlichkeit übernimmt und ihn proviſoriſch in ſeine Magazine einlagert. Iſt eine genügende Anzahl ſolcher Pakete beiſammen, ſo übernimmt ſie ein Schiff und bringt ſie nach Shanghai, Canton, Hong-

long oder nach anderen chinesischen Häfen. In den letzten Tagen ging ein solches Schiff mit beiläufig 400 Leichen ab.

— Eine **lustige Verwechslung** fand kürzlich bei dem Landesgerichte in Wien statt. Julie L. sollte die ihr zuerkannte einmonatliche Kerkerstrafe antreten. Mit der Einladung zu diesem Besuche erschien jedoch deren Schwester und ließ sich einsperren. In der Zelle machte die Inhaftirte ihrem Herzen Luft und meinte zu den Genossinnen: „Mich müßt's nöt für eure gleichen halten, i bin, gottlob, a ehrliche Person und sitz' blos für mein' Schwester.“ Die Zellengenossinnen meldeten dies dem Kerkermeister, dieser rapportirte dem Präsidenten v. Boschan, und als dieser sich in den Kerker verfügte, bemerkte die Inhaftirte: „I bitt', Euer Gnaden, i hab' über d'Feiertag Zeit, mit Schwester nöt, was liegt d'ran, lassen's mi da.“ Selbstverständlich wurde sie sofort auf freien Fuß gesetzt.

— Die Geheimpolizei ist gegenwärtig recht rege hinter einem **Beamten einer Gasrompagnie** her, welcher sich davon gemacht hat, nachdem er über L. 50,000 unterschlagen. Die Eingelnheiten dieser Geschichte sind wirklich interessant, und es ist zum Erstaunen, wie ein derartiges Betrugssystem so lange unentdeckt bleiben konnte. Wenn eine große Stadt sich auch manchmal als Deckmantel der Unredlichkeit benutzen läßt, hätte eine Untersuchung, wie sie vorliegende, doch bei irgend welcher Controlle der Geschäftsbücher nicht vorkommen dürfen. Benjamin Higgs — dies ist der Name des ehrenwerthen Mannes — hatte sich bei einem Gehalt von L. 189 ein fürstliches Landgut gekauft, welches etwa 30 Räume enthielt und mit dem größten Luxus möblirt war, dann ein großer Küchengarten und eine Musterfarm, ausgedehnte Stallungen mit zwei Paar Equipagen, neun Pferden und mehreren Ponny's. Die Haushaltung muß bedeutend über L. 2000 das Jahr gekostet haben, da er 8 weibliche Dienstboten, 5 Gärtner, 1 Reitknecht und 2 Kutscher hielt. Herr Higgs hielt es mit seinem hohen Stande für passend, die schönen Künste zu fördern und zu schützen, und so gab er allwöchentlich musikalische Abendunterhaltungen, zu denen die ersten Künstler eingeladen und später vermittelst Extrazuges wieder nach London befördert wurden. Kurz, er besaß alle Eigenschaften eines Mäcen. So gab er in Teddington auf eigene Kosten drei Concerte, deren ganzer Ertrag zum Neubau von Schulen bestimmt war, schenkte einem armen Bankrotteur eine Uhr. 180, auf daß er sich mit seinen Gläubigern vergleiche und einem Arbeiter, welcher in seinem Hause eine Verletzung davon getragen hatte, L. 300. Die freie Kirche von England erhielt von ihm ein Legat von L. 300 und ein Versprechen für L. 3000 zu einer neuen Kirche, doch blieb es nur bei einem bloßen Versprechen. Zu bemerken ist noch, daß sein Landgut ihm zu klein war, und daß er sich einen großen Palast baute, dessen Kosten im Ganzen auf L. 50,000 veranschlagt waren. Seiner Frau und seinen Freunden schwindelte er vor, eine Erbschaft von L. 90,000 gemacht zu haben. Das Peinlichste bei der ganzen Geschichte ist, daß Higgs (der sich nach Amerika davon gemacht hat) eine Frau und acht Kinder zurücklässt, die bis jetzt von der Quelle seines Reichthums keine Ahnung hatten, und sich aus dem höchsten Luxus und Comfort in die bitterste Armuth versetzt sehen.

Die stenographische Lorelei. *)

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so ärgerlich bin,
Ein Zauber der neueren Zeiten
Der will mir nicht in den Sinn.
Sonst donnert ich Reden hernieder,
Focht tapfer mit den Armen dabei,
Die Hörer die riefen: Gott's wunder,
Hört Cicero Nummero Zwei

Am Tisch jetzt der Stenograph sitzet,
So o't ich auch zeigen mich mag,
Er hat sich die Silbe gespitzet
Und wörtlich schreibt er mich nach.
Sonst ändert ich selber das Reine
Und ließ es dann drucken correkt,
Und alle Welt sollte dem Geiste
Des klassischen Redners Respekt.

Doch seh nach dem Stenogramme
Ich meine Rede gedruckt — o
Zum Henker, daß Gott mich verdamme,
Ich sagte das? War ich verrückt?
Es schauet schändt über die Achsel.
Nun mancher Bengel mich an —
Und das hat mit seinem Gekrazel
Der Stenograph getban!

*) Aus dem stenographischen „Nürnberger Trichter“.

Literarisches.

Die beiden neuesten Hefte (3 und 4) des traulichen illustrirten Familienblattes: **Zu Hause**, Geschichten und Bilder zur Unterhaltung und Belehrung (Stuttgart, Ed. Hallberger), rechtfertigen ihren Titel durch eine Fülle von unterhaltendem und belehrendem Stoff und durch 24 große und prächtige Illustrationen. Der gefeierte Humorist A. v. **Winterfeld** gibt uns in seinem „Abenteuer in den drei Mohren zu Poltwitz“ eine von Witz und Laune übersprudelnde Erzählung aus einer kleinen hinterpommer'schen Stadt, **Gustav Nieritz** den Schluß seiner fesselnden, in's deutsche Familienleben tief eingreifenden Novelle: „Die Erbschaft“, während **Theod. Griesinger** uns durch seine große höchst spannende Erzählung: „Fünf merkwürdige Samstage aus meiner Jugendzeit!“ — ein farbenreiches Bild des New-Yorker Lebens auftollt. **Friedrich Gerstäcker** schreibt eine interessante Reise-Erinnerung aus Amerika: „Das wüthende Rhinoceros“, **Carl Ruß** naturgeschichtliche und **A. Wellmer** historische Skizzen, während **W. v. Richtenberg** durch seine Pariser Kriminalgeschichte: „Wer ist der Mörder?“ zarten Nerven etwas viel zutraut. Der Zeitgeschichte wird durch Skizzen und Bilder aus der spanischen Revolution und aus dem Erdbeben von Peru Rechnung getragen, während **Gustav Doré's** beliebte Illustrationen zu Münchhausens Abenteuern den verknöchertsten Hypochonder bekehren müssen. Mit schlichen mit der Notiz, daß jedes Heft nur 11 kr. kostet und daß der Abonnent am Jahresschluß noch einen prachtvollen Stahlstich gratis erhält. (In Würzburg zu beziehen durch die **Stahel'sche** Buch- und Kunsthandlung.)

Das bei **Wilh. Opetz** in Leipzig erschienene Buch: „**Georg der Auswanderer**“ führt den Leser in das Leben der Ansiedler in Brasilien ein. Dem Inhalt des Buches entspricht die elegante äußere Form und trotzdem ist der Preis (1 Thlr) ein sehr geringer.

Verantwortlicher Herausgeber: **Richard Gabermann.**

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 27. Sonntag, den 18. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

II.

Das Cabinet.

(Fortsetzung.)

„Gnädigster Herr!“ sprach Frieß, „wenn Alle Euer Herz kennten wie ich, ja, dann sollte es freilich friedlicher im Lande aussehen, und ich müßte nicht heute so vor Euch stehen. Aber dem großen Haufen galt von jeher die äußere Handlung mehr als der innere Beweggrund. Die Verfolgung der Doctoren Apel und Fitscher*) hat böses Blut gemacht. Ihr kühnes Auftreten gegen den gemeinen Mann; er sah sie für die Vertheidiger seiner Gerechtsame, für die Märtyrer der guten Sache an. Und — Euer Gnaden halten wieder einmal dem offenherzigen Frieß zu gut — wahrlich, das Verfahren von Manchem Eurer Bedienstigten war nicht geeignet, die öffentliche Meinung im Zaume zu halten. Auf dem Lande dieses scharfe Einschreiten auf bloßen Verdacht der Anhänglichkeit an die neue Lehre hin, und in der Stadtgemeinde diese kleinlichen Plackereien und Possen haben erst die Leute aufmerksam und nach dem Verbotenen strebend gemacht, und wenn wir einmal auf dem letztern Wege begriffen sind, nehmen wir bekanntlich Alles, was uns hier dargereicht wird, gern für baare Münze an — will sagen — es würde mancher neue Prädikant wenig oder kein Gehör finden, wenn nicht das alte Lied Eueres Leibdieners Klang den Leuten widerlich in die Ohren gellte. Und was das Schlimmste bei dieser Sache, daß man gewöhnlich in der Handlung des Dieners nur den Willen des Herrn sieht, und daß der Haß gegen ein Glied der Verwaltung sogleich die gesammte Behörde angreift, und dies nicht nur in dem einen, vielleicht hoffenswerthen Punkte, sondern gleich im Ganzen, in Personen und Charakteren, im Familienleben wie in Allem!“ „Leider!“ seufzte der Bischof.

„Nun glaubt Ihr auch, mein gnädiger Herr,“ fuhr Frieß fort, „wie eine einzige verhaßte Maßregel den langen Ruhm eines Fürsten, seine bisherige Beliebtheit bei dem Volke beeinträchtigen kann. Verborgene Gegner (denn welcher Meuchler in der Welt hätte keine?) graben bald mit unsichtbaren Spaten den anfänglichen Riß zu einer breiten Kluft aus, von deren einer Wand das Volk den sonst nahen Freund auf der andern immer ferner, immer dunkler, am Ende gar in einem falschen Lichte und Gebilde sieht, unter seinen Tugenden dann gar nur Laster, zum Exempel in dessen weiser Sparsamkeit nur eigennützige Härte zu erkennen glaubt. — Der Menge wird dies von der zugänglichsten Seite hingestellt. Da heißt es: Der Domherr verzehrt weniger, und der Bürger verdient weniger — das ist der ganze Gewinn der neuen Ordnung!“

„Das fehlte noch,“ fuhr der Bischof auf, „ein solcher Dank für die hingeopferten Jahre! O elendes Pöbel!“

„Beruhigt Euch, Durchlauchtigster!“ sprach Frieß begütigend — „beruhigt Euch! Auf diesem Planeten wandeln nun einmal keine Engel mehr, und deswegen gilt auch hier das Sprüchlein: Uadant ist der Welt Lohn!“

„Eben darum,“ fuhr Conrad gemäßigter fort, „eben darum soll man einer Masse kein Gehör schenken, die ewig klagt und nie einen Grund zur Klage hat!“

„Bester Herr!“ entgegnete Frieß in der vollen Gemüthlichkeit seines Wesens — „die Zölle drücken denn doch hart!“

„Die Zölle!“ wiederholte der Bischof, und schritt an das Bogenfenster seines Gemaches.

„Ja, Herr!“ sagte Frieß, „die Zölle drücken hart; und diese Klage ist des Anhörens werth, weil sie begründet ist — ist des Anhörens werth, wo in einem Volke die Erinnerung einer besseren Vorzeit lebt.“ Der Bischof stand eine Weile am Fenster und mußte mit seinen Blicken die Häuser am Mainstrom; dann kehrte er sich gegen seinen Schreiber mit den Worten:

„Kann ich das Geschehene ungeschehen machen — die Schlacht von Bergtheim aus der Chronik tadiren, und die Hollverträge aus dem Mainzer Archive stehlen?!“

„Ihr könnt,“ erwiederte Frieß, „das Geschehene nicht ungeschehen, aber — vergessen machen.“

„Und wodurch?“ fragte hastig der Bischof.

„Unterhandelt mit Eurem Volke!“ antwortete der Geheimschreiber.

Der Bischof kehrte sich nun nach seiner früheren Stellung zu. „O Herr!“ rief der ihm nacheilende, dessen Hand ersassende Diener, „o Herr! unterhandelt mit Eurem Volke! Versammelt die Stände des Landes, berufet Grafen und Ritterschaft, sendet Botschaft an Bürger und Landvolk — es wird Euch dieses Thun nie gereuen!“ Der Bischof blieb stehen und betrachtete seinen innerlich und äußerlich erregten Geheimschreiber. Dieser sprach weiter: „Es ist eine ernste, gewitterschwere Zeit. Vom Morgen und Abend ziehen die Wolken auf, es wetterleuchtet, Orkane toben, die alten Dome stürzen an den Ufern ein, und die Schifflein im offenen Gewässer schwanken hin und her. Wehe! wenn dann noch Steuermann und Bootsleute in Hader und Zwist sind. Zusammen werden sie im Sturm untergehen. Darum tretet, Fürst! als

*) 1522.

Mittler unter die Schwierigen, setzt billigen Vergleich und dauernden Vertrag fest, und dann, wenn Fürst und Volk wieder Eins ist, dann erwarten wir, was von Oben und Unten kommen mag, die Donnerwolken des Schwäbischen Bundes und die Wogengischt des Bäuerischen Aufruhrs — beide durchsteuert Ihr!"

Der Bischof sagte in gütigem Tone: „Friesl! habt Ihr auch überlegt, was Ihr gesprochen? Ich soll eine Berathung veranstalten, in welcher von einer Seite lauter Trotz, von der andern stille Bosheit ein längst gesuchtes Feld finden? Denn die Bubenmen mit den beschnittenen Flügeln sind im Grunde ihres Herzens den Fürsten abholder als die Rundhüte; und halten sie je einmal zu ihrem rechtmäßigen Oberhaupte, so geschieht es weniger aus schuldiger Achtung und Gehorsam, als aus Eigennutz und Furcht, von den hochfahrender Bürgerlichen auch noch überflügelt zu werden. Was werden Menschen mit solchen Gesinnungen mir Gutes rathen?"

„Herr Bischof!" versetzte Frieß, „in den Zeiten der gemeinsamen Gefahr verstummt die Selbstsucht. Es kann in diesem Augenblicke Keiner auf eine andere Stimme als auf die der Landeswohlfahrt hören. Edle Herzen, sagt der königliche Weise, bescheiden sich, und hören es gern, wenn man sie nürnthig handelt. Sollte der fränkische Adel sein Stammwort Edel vergessen haben?!"

„Ja", fiel der Bischof mit einer Anwandlung des Mißtrauens ein, „und während man zu Rom handelt, geht Sagunt verloren! Wenn mittlerweile nun ein Ort nach dem andern abfällt, was bleibt mir?"

Frieß erwiederte: „Das Volk handelt nicht, so lange es Andere für es sprechen sieht. Und sollte diese Wahrheit zu Schanden werden — was Euch bleibt? Euch bleibt das starke Bewußtsein Eures gerechten Verfahrens, welches das ungerecht Verlorene wieder gewinnen wird."

Conrad's Gemüth kämpfte einen äußerlich schwarzen Kampf; aber die edlere Menschennatur siegte diesesmal über die Verurtheile der Kaste und des Ranges. Mit entschlossener Haltung sagte er zu seinem Vertrauten: „Ich will Euern Rath befolgen. Geht! setzt Euere Gedanken schriftlich auf, und legt sie mir am Abend oder morgigen Tage zur weitern Einsicht vor."

Auf das Knie sich niederlassend und des Fürsten Hand küssend, sprach der Sekretär mit bewegter Stimme: „Bester Herr! Ich danke Euch im Namen dieses Landes." Darauf verabschiedete er sich von seinem Gebieter. Schon hatte er die innere Thüre des Gemaches geöffnet, als der Bischof mit folgenden Worten ihn zurückrief: „Frieß! Kann ich auch in der Zwischenzeit der ungestörten Ruhe dieser Hauptstadt gewiß sein?"

„Bischöfliche Gnaden!" antwortete der Gefragte — „bedeutungslose Neckereien abgerechnet, wird nie der innere Groll dieser Städter ohne äußere Veranlassung sich Luft machen; und diese letztere fehlt. Die Heerhaufen der Bauern stehen noch ziemlich fern, und wir vermehren unterdessen Alles, was das Mißtrauen nähren, die Eitelkeit beleidigen und die Leidenschaft erhitzen kann. Dann wird Alles gut gehen; die Franken sind leicht erregbare und nicht schwer versöhnbare Menschen."

„Und jener Maler oder Bildhauer — ist er wirklich kein so schlechter, gefährlicher Mensch? kein Gotteslängner?" fragte der Bischof weiter.

„Er ist freidenkend," erwiederte Frieß, „wie die meisten hellen Köpfe und er, der weitgewanderte Künstler, mag wohl ein anderes Altarblatt in seinem Herzen tragen, als wie ein solches in der Klosterkirche der Barfüßer zu sehen ist. Daß er aber kein Gotteslängner, bezeugt schon der Umstand, daß er fleißig in den heiligen Schriften liest, und hieraus schon manches schöne Bild in Reimen oder Farben entworfen hat, wovon ich günstiger Weise durch die Bekanntschaft mit seinen Verwandten getade einen Beleg bei mir trage, und Euer Gnaden näher überzeugen kann."

Frieß überreichte seinem Herrn ein beschriebenes Papier, welches dieser mit scheinbarer Gleichgültigkeit bei Seite legte, und sodann den Sekretär nach Wiederholung des früheren Auftrags herzlicher als vordem beurlaubte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vermächtniß eines Genies.

Es ist eine Zeit rastlosen Strebens und Schaffens! Immer mächtiger wogt es auf der Bahn des Fortschrittes, immer gewaltiger rauschen die Flügelschläge des Zeitgeistes, Alles in athemloser Hast mit sich fortreißend. — In richtiger Erkenntniß der heiligen Flüchtigkeit unseres Daseins bemühen wir uns, die uns so knapp zugemessene Spanne Zeit nach Möglichkeit auszumünzen. Das Zeitalter der Electricität und des Dampfes verträgt kein säumiges Verweilen, kein starres Festhalten am Alten, wohnten, kein lässiges Vorschreiten. — Fliegende Eile, möglichste Zeit- und demzufolge auch Geldesersparniß ist die zwingende Parole des Tages geworden, daher die Fluth neuer Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit, daher das eifrige Bemühen, die bisher angewandten, ebenso mühe- als beschwerevollen menschlichen Arbeiten durch genial ersundene und sinnreich construirte Maschinen zu ersetzen. Und in der That hat diese in unserem Jahrhundert einen nie geahnten Aufschwung genommen. Nicht nur wo sie im grandiosesten Maßstabe zur Anwendung gebracht wird, um wunderbare Riesenkräfte zu entwickeln; nicht nur im Gebiete staunenswerther Massenproduktion hat sie das Unglaublichste erreicht, auch selbst auf dem bescheidenen Felde häuslicher und Gewerbsthätigkeit hat sie großartige Resultate zu verzeichnen. Die anstrengendste und unbankbarste Arbeit ist durch sie zum soft ans regenden Spielwerk, zur reichlich lohnenden Erwerbsquelle geworden. Nirgends aber bethätigt sich das eben Gesagte in glänzenderer Weise, als bei der allbekannten und vielfeitig bereits fast unentbehrlich gewordenen Nähmaschine.

Kaum zwei Decennien sind seit Erfindung dieser Maschine verflossen und schon hat sie die Rundreise um die Erde gemacht, schon fehlt sie nur in den wenigsten der Nadel irgend wie bedürftigen Werkstätten, in keiner größeren Familie. Und zu welch hoher Bedeutung, zu welcher Wichtigkeit hat sich dieselbe in dieser kurzen Zeit emporgeschwungen! Wo früher der Schneider, Schuster, Lederarbeiter, die bleiche Näherin, die fleißige Hausfrau oft tagelang angestrengt und mühevoll an einer Näharbeit saßen, das wird jetzt durch eine leichte Bewegung des Fußes so fast spielend in wenig Stunden zuwege gebracht mit einer Gleichförmigkeit, Feinheit, Accurateße und Dauerhaftigkeit, welcher die menschliche Hand unfähig, und die jede Handarbeit daher weit hinter sich zurücklässt. Und dann welch großartiger Industriezweig ist durch Anfertigung der Nähmaschine selbst in's Leben gerufen worden, wie viele Hände sind in Thätigkeit gesetzt, welch immenser Handelsartikel geschaffen worden! Und wem dankt der Handwerker, die Handarbeiterin, die Industrie, der Handel diese segensreiche Erfindung, diese bedeutenden Vortheile? Einem Manne, der in

verschiedenster Lebensstellung aufgewachsen, schon frühzeitig die strenge Lehrmeisterin jeden Genies, die Noth in ihrer traurigsten Gestalt kennen lernte, der ein halbes Lebensalter hindurch durch die Schule des Leidens und der Entbehrungen ging, der aber trotz bitterer Armuth und hemmender äußerer Lebensverhältnisse, sich den Muth eines Mannes, den freien Geist und die ausdauernde Beharrlichkeit eines seltenen Charakters bewahrte. Und wahrlich beides war Elias Howe jun., der geniale Erfinder der Nähmaschine, in seltenem Maße und bedhalb lohnt es auch, einen Blick auf die Lebensgeschichte dieses außergewöhnlichen Mannes zu werfen und gleichzeitig auch das Verwächtniß seines schöpferischen Geistes, die Tausenden und aber Tausenden von Familien zu Nutz und Frommen gereichende Nähmaschine selbst etwas genauer in's Auge zu fassen.

Elias Howe jun., der Erfinder der Nähmaschine, ward am 10. Juli 1819 zu Spencer, Mass. (Amerika), geboren und hatte schon frühzeitig den Ernst des Lebens zu erfahren. — Sohn eines mit zahlreicher Familie gesegneten, unbemittelten Mühlenbesitzers, mußte er schon von seinem 6. Lebensjahre an seinem Vater hilfreich zur Hand gehen. Bis zu seinem 21. Jahre Arbeiter in verschiedenen mechanischen Fabriken, verehelichte er sich um diese Zeit, und sah sich in wenig Jahren von einem nicht unbedeutenden Kinderkreis umgeben. Bei einem Wochenlohn von 9 Dollars war es nicht anders möglich, als daß die schwerste bitterste Noth dem jungen Vater oft schwere sorgenvolle Stunden bereitete. — Im Jahre 1843 dachte er zur Verbesserung seiner Lage ernstlich daran, den schon früher in ihm aufgeblitzten Gedanken der möglichen Erfindung einer Nähmaschine durch angestrengte Versuche zu verwirklichen, aber alle Experimente, die Bewegung der menschlichen Hand während des Nähens nachzuahmen, scheiterten, weil auf falscher Fährte befindlich. Endlich im Jahre 1844 hatte er die erste und richtige Idee der spätern Nähmaschine und das erste rohe Modell aus Holz und Draht angefertigt. — Aber zur Anfertigung eines wirklichen Modelles aus Eisen und Stahl und zur Ausführung seiner gemachten Erfindung fehlte es ihm an den nöthigen Geldmitteln. Nach vielen vergeblichen Versuchen, diese anzuschaffen, trat endlich ein Jugendfreund, Georg Fischer, mit ihm in Gemeinschaft zur Ausbeutung seiner Erfindung, und stellte ihm das benöthigte Capital zur Verfügung und so sah sich Elias Howe endlich in den Stand gesetzt, im Winter 1844—45 seine Maschine auch wirklich zu vollenden. Nun aber wuchsen erst die Schwierigkeiten; die ersten und bittersten Feinde der neuen Maschine waren die Schneider, die theils aus Furcht vor dem Ruin ihres Gewerbes, theils aus Vorurtheil mit allen Kräften gegen diese neue Erfindung ankämpften. Aber Howe verlor den Muth nicht. Zunächst nahm er mit seinem Compagnon auf seine Erfindung ein Patent und stellte dann sein Modell in Washington öffentlich aus, aber auch dies war vergeblich, keine einzige Maschine ward bestellt und Fischer trat nach diesen gescheiterten Versuche von der ferneren Betheiligung an der Verwerthung der Erfindung zurück, so sehr hatte er alles Vertrauen zu derselben verloren.

Nach Cambridge zurückgekehrt, sah Howe, daß in Amerika kein Heil für ihn blühe und sandte deßhalb seinen Bruder Amosa nach England, um dort besseren Erfolg zu suchen. Dieser fiel dort aber einem Corsettenfabrikanten, einem gewissen William Thomas, in die Hände, der, die ganze Tragweite der neuen Erfindung wohl erfassend, ihm das mitgebrachte Modell für 250 L. abkaufte, mit der Erlaubniß, in seiner Fabrik so viel Maschinen anzufertigen, als ihm beliebe. Gleichzeitig verkaufte er, William Thomas, in England auf die Erfindung Patent zu nehmen, und dem Erfinder von jeder angefertigten Maschine eine Abgabe von 3 L. zu zahlen.

In Folge dieses ersten günstigen Resultates siedelte Howe am 5. Februar 1847 mit seiner Familie nach England über. Hier arbeitete er acht Monate lang an der Verbesserung seiner Maschine, ward aber, nachdem Thomas seiner nicht mehr bedurfte, von diesem verstoßen und ihm nicht einmal gestattet, in seiner Fabrik als gewöhnlicher Arbeiter sich seinen Unterhalt zu verdienen.

So sah sich Howe inmitten der Riesenstadt London hülflos und verlassen, auf's Neue mit seiner Familie dem bittersten Elend preisgegeben, während Thomas durch seine Erfindung im Laufe der Jahre zum Millionär ward. Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, seine Familie wieder in ihre Heimath zurückzusenden und im April 1849 in den dürftigsten Umständen selbst nachzukommen, rechtzeitig gerade noch, um seinen treuen Lebensgefährtin die Augen zuzudrücken. — Hier war die Nähmaschine inzwischen nach vierjähriger Frist zu voller Geltung gekommen, und hatte auch mehrfache Veränderungen und Verbesserungen erfahren, der eigentliche Erfinder aber war vergessen. Da raffte sich Howe auf, das konnte, das wollte er, so arm er war, nicht dulden. — Mit Hülfe einiger guter Freunde strengte er gegen die Fabrikanten der Nähmaschinen einen Prozeß wegen Verletzung seines Patentes an. Nach vielen Widerwärtigkeiten ward der langwierige und kostspielige Prozeß zu Gunsten Howe's entschieden, und derselbe als alleiniger Erfinder der Nähmaschine anerkannt. Von diesem Augenblicke an hatte sich das Schicksal Howe's geändert. Sämmtliche Nähmaschinen-Fabrikanten mußten von jeder Maschine, die sie absetzten, 5 Dollars an Howe als Abgabe entrichten. Dieses Gesetz wächste bis zum Jahre 1860, ward dann auf weitere 7 Jahre verlängert, nach welcher Frist Howe freiwillig auf eine weitere Verlängerung seines Patentes zum allgemeinen Besten verzichtete, da er nach seinen eigenen Worten nunmehr schon hinreichend Vermögen besitze, mehr als er brauche.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

— Man schreibt aus Paris über den **Heeresgeist verschiedener Zeiten**: Unter den ersten französischen Königen schlugen sich die Führer, um zu plündern, zu beten und auf's Neue zu rasten. Im siebzehnten Jahrhundert ließen sich die Offiziere für ihren König und für die Anwartschaft auf einen Gnadengehalt tödten. Im achtzehnten Jahrhundert, um ihren Vorfahren nachzuahmen, zu beweisen, daß man solche habe, und sich eine Stellung zu schaffen, die ihnen das Ancienneitätsrecht verlagte. Unter der Republik für eine Idee. Unter dem Kaiserreiche aus Gewohnheit. Jetzt, um eine Pension und dann eine Decoration zu ergattern. Die Soldaten rauften sich unter dem alten Regime, um das Recht zu erlangen, die „bürgerliche Canaille" durchzuprügeln und gelegentlich zu plündern. Unter der Revolution für das Vaterland in Gefahr. Unter dem Kaiserreiche aus Chauvinismus. Jetzt aus Gehorsam vor dem Gesetze der Loosung zur Militärpflichtigkeit.

[Ein Lustspielstoff.] Der Baudevillist A... in Paris, der in direkter Linie von Harpagon abstammt, bekommt folgenden Brief: „Mein alter Freund! Ich habe eine magnifique Idee. Zweihundert Vorstellungen wenigstens. Wir wollen es dem Sardou mit seinem „Vaterland" schon einträumen. Komm' freundlichst um 11 Uhr zum Frühstück zu mir. Austern und Sect werden vorhanden sein. Dein B..." Zur selben Stunde erhält B..., der in Bezug auf Sparsamkeit dem Harpax noch 10 Points vorgibt, gleichfalls ein Billet: „Verehrtester! Ich habe einen Lustspielstoff, wie ihn weder Mond noch Sonne je beschienen hat. Sechs Monate nicht vom Zettel herunter. Dreißigtausend Franken Tantième. Dumas Sohn muß die Gelsucht bekommen. Du kannst bei mir um 11 Uhr einen kleinen Pick einnehmen, der wahrlich nicht von schlechten Eltern sein soll. Für Spickgans, Dein Leibgericht, ist bereits gesorgt, und die gehörige Feuchtigkeit wird nicht fehlen. Freundschaftlichst Dein A..." Um 11 Uhr, die Gobelfrühstücklichkeit, klopft A... an B...'s und B... an A...'s Thür. Complette Abwesenheit Beider. Jeder der beiden Amphitryons und zugleich Gäste beschließt, in der langsamen Vergiftung von Dwsal eine Bouillon einzunehmen. Faßt zu gleicher Zeit treffen sie ein: Gruppe I — „Weißt Du aber, daß ist ein Bischen stark!" — Na, und ich finde es noch schlimmer, als Dein letztes Stück! Du kennst meine Meinung über dasselbe, und deßhalb hat mich Deine Einladung eigentlich in Erstaunen versetzt. — „Ich hätte Dich eingeladen?" — Hier habe ich noch Deinen Brief! — „Nein, Du hast mich eingeladen, hier Dein Billet." Nach Untersuchung der beiden Autographen fand es sich, daß es eine geschickte Fälschung war. A... und B... hatten über der Versuchung, ein Gratisfrühstück einzunehmen, ganz vergessen, daß der 1. April war.

•

— Ueber die **Zündstreichhölzchen** macht O. Ule in der „Natur" folgende Mittheilung: Man hat berechnet, daß in Frankreich 6, in England 8, in Belgien 9 Streichzündhölzchen per Kopf und Tag verbraucht werden, und in dem rauchenden Deutschland dürfte die Zahl leicht noch größer sein. Nehmen wir indeß nur die kleinste Zahl als Durchschnitt an, so erhalten wir doch für ganz Europa einen täglichen Verbrauch von 2000 Millionen Stück, und diese repräsentiren mindestens 400,000 Pfund Holz. Der jährliche Gebrauch würde also etwa 145 Millionen Pfund Holz betragen. Von den leichten Holzarten (Espe und Pappel), die gewöhnlich dazu verwendet werden, wiegt der Kubikfuß nicht mehr als etwa 15 Pfund. Demnach würden in Europa allein jährlich 90,000 Klafter Holz in Zündhölzern verbraucht.

•

— Im schwedischen Staatsdienste ist neuerdings wieder die Frage wegen Berechtigung der Frauen zur Annahme gewisser Staatsdienste, welche bisher nur dem männlichen Geschlechte übertragen wurden, unter Behandlung gewesen, bei welcher Gelegenheit auf Grund eines im vorigen Reichstage ausgesprochenen Wunsches der Beschluß gefaßt sein soll, daß in Zukunft der Schulunterricht im Zeichnen und in der Musik durch Frauen geschehen soll. Es ist dieser Beschluß während des Aufenthaltes des Königs in Norwegen gefaßt worden und liegt jetzt zur Unterschrift desselben vor.

•

— Der Branntweinconsum im russischen Reiche ist seit 1863 um 101 Procent gestiegen. Jährlich sterben 7½ Menschen an den Folgen übermäßigen Branntweingenusses, was im Jahre 2748 ausmacht. Nach den statistischen Erhebungen des Oberpolizeimeisters von Moskau wurden im Jahre 1842 wegen Trunkenheit 7224 Personen, sowohl Männer als Frauen, bestraft; 1863 wuchs diese Zahl auf 23,794.

•

— Man erzählt sich, sagt der „Mähr. Corresp.", eine ganz originelle Geschichte von einem Pfarrer. Wie allbekannt, reisten auch heuer mehrere Familien aus einer Gemeinde des Bezirkes Wsetin nach Amerika, um dort jenes vermeintliche Glück zu finden, welches sie in der eignen Heimat vergeblich suchten. Jene Auswanderer sollen nun von ihrem Pfarrer aufgefordert worden sein, wenigstens die Begräbnißstätten für sich und ihre Familien zu bezahlen. Wie man sieht, wäre es dem Herrn Pfarrer nur um die Stolagebühren zu thun, die ihm selbstverständlich durch die Auswanderung der betreffenden Familien entgehen, da sie seiner Ansicht nach nicht mehr in die Gemeinde zurückkehren dürften.

•

— Einen **undelicaten Aprilscherz** erlaubte sich der früher in Olmütz engagirte Opernsänger Herr Reichmann oder einer seiner Freunde in dessen Namen. Mehrere Gläubiger des Herrn Reichmann erhielten nämlich Briefe, in welchen sie aufgefordert wurden, sie mögen sich wegen eines Ausgleiches mit dem abwesenden Sänger zur angeführten Stunde zum Theaterkassier Herrn Mänel verfügen. Natürlich versammelten sich dort die betreffenden Gläubiger zur festgesetzten Stunde, mußten aber in der Theaterkanzlei zu ihrem größten Leidwesen die Entdeckung machen, daß sie außer dem Schaden auch noch den Spott tragen müssen. Herr Mänel konnte den Gespotten nur einen Brief präsentiren, worin er aufgefordert wird, die sich etwa meldenden Gläubiger zu anstiren, daß sie in den April geschickt wurden. Hat vielleicht Herr Reichmann auf diesem Wege für sich Reclame machen wollen?

•

[Von einem Löwen zerrissen.] Das Echo de la Lys berichtet aus Bailleul (an der belgisch-französischen Grenze) folgenden schrecklichen Vorfall: Im Circus Brennett war der Löwenbändiger unwohl und konnte seiner Function nicht obliegen. Darüber große Verlegenheit in der Kunstreitertruppe. Die Löwenbändiger-Scene im Käfig gehört zu den interessantesten Punkten des Programms. In dieser Verlegenheit faßte der Circus-Director Brennett einen tollkühnen Entschluß. Trotz aller Vorstellungen seiner Freunde packte er die Peitsche des Löwenbändigers, öffnete den Käfig und trat in denselben ein. Anfangs spielte er seine Rolle so ziemlich gut, als aber der Moment kam, wo er der Löwin ein rohes Stück Fleisch hinhielt, erwachte in dem Thiere der wilde Instinct und Herr Brennett, wenig vertraut mit der Uebung des Bändigers, bekam, statt fest Stand zu halten, Furcht und machte einen Schritt gegen die Thür. Das war sein Unglück. Es folgte eine entsetzliche Scene, die nicht zu beschreiben ist .... Dann zog man aus dem Käfig einige zwanzig zuckende blutende Klumpen .... es waren die Ueberreste des unglücklichen Directors.

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 28. Mittwoch, den 21. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

(Fortsetzung.)

III.

Die Vorstadt.

Der Wege Ziel
Begeh'n das Ziel
Auf Steppeln, bald auf Halmen;
Doch nur wer grad,
Der Ehrenpfad
Der führt zu — grünen Palmen.

An dem grasigen Abhang vor der Stiftskirche zu Haug, auf zusammengerafften Sitzen der buntesten Art, auf Schemeln, Blöcken und Kuffen saßen die Freunde Bermeter's und sonnten sich unter dem heitern Frühlingshimmel, während ein großer Weinkrug unter lustigem Jolen und Pfeifen in die Runde, und bei der von den Germanen ererbten Gewohnheit der Franken bald auch auf die Neige ging. Der Meister schlich mittlerweile längs den Mauern der Kirche und den Häusern ihrer Diener, Pläne brütend, auf und nieder, und schaute bald links bald rechts, wie ein Feldherr, der, wenn sein Heer entschlummert, allein noch von hoher Warte auf das Lager des Feindes blickt. Das immer lekere Gespräch seiner Gefährten zog ihn endlich von seinem bißherigen Schauplatz ab, und ließ ihn die Seinen um die Ursache des allmähligen Stillwerdens befragen. Man zeigte auf den leeren Seckel und Weintrug. Link sann ein wenig, dann sagte er zu dem Haufen mit gedämpfter Stimme:

„Wenn ihr Geduld habt und Vertrauen, werde ich noch in dieser Stunde an einen Felsen schlagen, und eine Quelle rufen, welche die des alten Hebräers übertreffen soll. Jetzt aber verderbt durch Kopfhängen nicht das Spiel! Seid heiter und unbefangen wie vordem!"

Gewohnt, Bermeter's Wort wie einen Orakelspruch anzuhören, setzten nun die Zechbrüder ihr vorigs Thun fort: einige plauderten, andere jubelten, wieder andere würfelten geldlos auf künftige Bezahlung. Nur einer vom Haufen, Grünwald benannt, ein Jüngling, den Link liebte, erlaubte sich, seinem wieder in das vorgemeldete Revier kehrenden Freunde nachzufolgen, und selben um Mittheilung seines Vorhabens zu ersuchen.

„Siehst du dort oben im Erker den blutigen Vollmond?" fragte Link.

„Wohlt das ist ein Hauger Chorherr," erwiederte der Gefragte.

„Eben dieser," fuhr Link fort, „leidet an Vollblütigkeit und muß darum heute noch zur Ader lassen."

„Wie — du wolltest —" rief Grünwald erschrocken.

„Narr!" sagte Link — „der und sein Weinsaß sind Eins; wenn man daher an der einen Janus-Hälfte den Hahnen schraubt, so wird es der andern auch leichter."

„Ich verstehe," sprach der Gefährte. Beide beugten sich dann um eine Ecke gegen den Eingang des Kirchhofs hin. „Sag' mir aber, Hans —" begann Grünwald wieder — „wie kömmt es, daß du heute den auf's Korn genommen hast?"

„Heute?!" rief Link mit gedämpftem Ton — „heute vor einem Jahr und länger noch würde ich ihm die Glatze roth gemalt haben, wenn ich gekonnt hätte. Das ist der Pfaff, der die zwei Ehrenmänner Apel und Fischer bis auf's Blut verfolgt hat."

„Apel und Fischer?" wiederholte Grünwald — „wann geschah denn dies?"

„Es geht jetzt in's zweite Jahr," versetzte Bermeter.

„Und was war denn mit ihnen?" fragte der Jüngling weiter.

„Ihr wißt aber auch gar nichts!" sagte unwillig Link — „wenn ihr nur des Tags über spazierenlaufen könnt, und des Nachts im Rebstock sitzen — um das Uebrige, was in dieser Stadt vorgeht, seid ihr unbekümmert!"

„Ich war damals noch zu jung!" entschuldigte naiv der vom Verweise des Führers eingeschüchterte Jüngling.

„Du bist jetzt noch nicht all —" versetzte lächelnd der Besänftigte — „aber das hältest du denn doch wissen können."

„So erzähle es mir jetzt, lieber Hans!" schmeichelte Grünwald.

„Wir müssen aufpassen, wann der Pfaff zur Vesper geht!" sagte Bermeter.

„Es hat ja noch nicht geläutet!" entgegnete der neugierige Jüngling.

„Nun gut!" — sprach der Andere — „ich will dir den Handel kurz erzählen."

„Vor zwei Jahren saßen im Neumünster zwei Chorherren, beide Doctores der Weltweisheit und Advokaten vor allen Gerichten, Hans Apel von Nürnberg und Friedrich Fischer von Heidingsfeld. Ihrer ungewöhnlichen Talente wegen hatte sie Bischof Conrad in seinen geistlichen Rath gesetzt; ihres biedern, volksfreundlichen Wesens halber ehrte und liebte sie die Bürgerschaft von Würzburg. Die Doctores waren Nachbarn und dabei ein Herz, ein Sinn. Sie kannten sich von Kindesbeinen an, waren Jugendfreunde in der Domschule, und Bundesglieder in der ostfränkischen Landsmannschaft zu

Wittenberg — Brüder durch gleiches Schicksal. Beide wurden zum geistlichen Stande — gezwungen, Fischer durch Geldnoth, Apel durch harte Eltern. Beide aber hatten vorher die schöne Welt erkannt, und durch unvergeßbare Bande sich ihr nahe gestellt; das heißt, sie blieben Menschen unter'm Pfaffenrock. Als nun der Doktor von Wittenberg angefangen zu schreiben, und zu predigen gegen den Cölibat und andern römischen Unsinn, da brach in den Herzen die unverhaltene Wunde auf, das Heilmittel lag dicht vor Augen, und Apel befreite seine Braut aus dunkler Klosterhaft, wohin sie ein Jahr zuvor durch Verzweiflung über des Geliebten Schicksal getrieben war. Früher schon hatte Fischer seine Buhlin, das Fräulein von Mainz, aus ihrer Vaterstadt zu sich geführt. Der Domherr Fuchs, der jüngere, traute beide Paare. Zu stolz, die Ueberzeugung zu verläugnen, zu redlich, ihrere Wesen der Verläumdung Preis zu geben, verkündeten beide Männer frei und öffentlich ihre abgeschlossene eheliche Verbindung. Da schrien nun die Zionswächter ihr meilenlanges Zeter, am lautesten aber schrie der kugelrunde Pfaff, der seit langen Jahren in Bigamie mit einer unfruchtbaren Köchin und einem schwangern Weinfaß lebt, und sonach für eine eheliche Kinderzucht nicht zu sorgen hat. Alsbald wie die Knäblein hinter die Schürze, stecken sich die Helden hinter die Bischofskappe, und des, welcher sie trägt, ist schwach genug und gebeut dem Apel dürr und barsch, augenblicklich sein nunmehriges Eheweib in den weiten Kutter zurückzuschaffen. Da meint Apel, das habe Zeit, und solche Weise verdiene keine Antwort. Man zieht man in der Burg gelindere Saiten auf, citirt den Doctor und singt ihm erst den Psalm von der Abtödtung des bösen Fleisches vor, und als der verschollene Text keine Rührung hervorbringen will, ertönt das gewöhnliche Finale von der Unfehlbarkeit des Papsts, von dessen strengem Gebote auch dem schuldigen Gehorsam der Bischöfe. Apel entgegnet, er habe nach Grundsätzen und nicht nach sinnlichen Lüsten gehandelt, und wolle dies in schriftlicher Abhandlung ausführlich beweisen. Dessen weigert sich anfangs der Bischof, zuletzt ertaubt er es. Also verfaßt der Doctor eine schöne Denkschrift, worin er seine Ehe als vor Gott und ohne Zeugen vollzogen anglist (den Fuchs konnte der Ehrenmann nicht verrathen) und dieselbige mit vielen Stellen aus dem Apostel Paulus, aus dem alten und neuen Testamente bekräftiget. Der Bischof schien darob aufgeben gestellt; aber der Tiger lag auf dem Sprunge. Nach vierzehn Tagen, als beide Doctores nach dem Mittagstisch in der Kanzlei sitzen, und friedlich mit andern Räthen stimmen, werden sie wie von ungefähr hinausgerufen, und sieh da! von dem Dickbauch, der zugleich Fiskal ist, und von seinen Schergen in Empfang genommen. Die Bürgerschaft fürchtend, hat man durch die Hinterthüre und nur durch abgelegene Gäßlein die beiden Männer auf die Veste geführt, und dort tief in den mittleren Thurm geworfen. Dem jungen Fuchs, der gleichfalls im Rathe saß, schwant bei dem lauten Außenbleiben seiner Freunde nichts Gutes. Unvermerkt verläßt er das Zimmer, durchschaut gerade noch zur rechten Zeit den ganzen Handel, und ritt spornstreichs zur schönen Mainzerin, die also gewarnt durch einen heimlichen Gang zu ihrer Leidensschwester, dem Weibe Apel's flieht, und mit dieser in bäuerischer Tracht über den Rennweg zur Nürnberger Straße, zu der Aplin neuen Freundschaft wandert. Gott weiß, welch' ein Schicksal diesen Geschöpfen bestimmt war, wahrscheintich kein anderes, als welches das Weib des bayerischen Herzogs, die Badenstochter von Augsburg betroffen hat! — Dem Fuchs aber, der nach Rettung der Frauen aus dem Hofe Fischer's trat, konnte kein Schwein dümmer über den Weg laufen als eben jener Pfaff, der umgeben von seinen Höfchern und Bodhelt blingelnd die wehrlosen Tauben suchte, aber zum Glück nur ein leeres Nest fand. Da geht dem Strohkopf vielleicht zum Erstenmal in seinem Leben ein Licht auf, keuchend schleppt er sich auf den Marienberg, und da nun brennt es in allen Ecken. Der Fuchs mußte fliehen; und auch sein Ohm, der ältere Fuchs verließ Würzburg, nachdem er, angeblich seiner Freundschaft mit den Doktoren und seinem Neffen halber, eigentlich aber aus altem Groll ob der Candidatschaft bei der Bischofswahl vor das Capitel geladen worden war. Er hat aber einen schönen Abschied genommen, und seinem glücklichern Nebenbuhler ein Valet gesagt, das dieser nicht an den Spiegel stecken mag. Meine angeführten Sprüche — so schrieb er dem Bischof — und andere mehr, von denen die heilige Schrift überall voll ist, haben mich gewaltreich verursacht, Apel's und Fischer's Ehe als von Gott ertaubt und durch seine Apostel gerathen und befohlen, gegen die jetzige Sorkterion der Pfaffen zu schirmen und zu loben, des Verhoffens, daß ich nichts damit gesündigt oder verwirket habe. Ich erinnere und mahne darum E. Fr. Gnaden in Unteelschnigkeit, in christlicher, getreuer und brüderticher Meinung, Ihr wollet in dieser Sache resilich nachdenken. Mein treuer Rath wäre, Ihr wollet Euere zwei Räthe ohne Entgelt wieder ledig lassen, und hinfüro in solchen chesitlichen Handlungen nicht der parteiilchen in der heiligen Schrift unerfahrenen, sondern gelehrter und gottesfürchtiger Menschen Rath und Unterweisung folgen."

„So verlor diese Stadt vier teretliche Männer, und dieser elende Denunciant trägt keine kleine Schuld daran."

„Aber die Chorherren wurden wieder frei?" fragte Grünwald.

„O Gott" — erwiederte Link — „unter welchem Kampfe, welchem Leiden, welchem Bedinge! Monate lang bei karger Kost und schnödester Behandlung im Thurme schmachtend hörten sie die Bitten ihrer Freunde und Verwandten an tauben Ohren verhallen, sahen die ersten Ritter und Bürger, ja selbst des Kaisers Regiment zu Nürnberg umsonst für ihre Erledigung sich verwenden, und bissen verzweifelnd in ihre Ketten. Erst als vom verhöhnten Reich der hartnäckige Bischof mit Execution bedroht war, ließ man nach schwerer Urfehde und schimpflicher Privation die — zwig aus dem Vaterlande verbannten, gramgebeugten Männer frei. Und jetzt noch konnten die Unglücklichen vom Glücke reden; denn, galt dieses Pfiffers Meinung, so wanderten sie zum Holzstoß. Für diesen Feuereifer mag er nun heute gekühlet werden!"

Das Ende dieser Erzählung hemmte der Zusammenklang aller Glocken in der Stiftskirche, welcher deren Diener zu einer außergewöhnlichen Versammlung rief. Link sprach: „Die Pfaffen halten heute nach der Vesper ihr großes Capitel, da müssen auch die Pfaffenweiber vulgo Basen in den hinterstem, abgelegensten Theil der Häuser wandern; denn in der wilden Ehe regt sich die Eifersucht gewaltiger als in der gesetzlichen. Sieh! wie dort schon ein geistlicher Hausrath das Gudlock finsteet! Bald werden nun auch die schwarzen Raben in ihr Steinnest fliegen. Darum geh und sage den Andern, sie sollen geräuschlos hinabsteigen zum Quellenbach, zum Garten des Stephan Dittmar, der das meiste Gelaß und Geschirr, und wegen seiner Schenke den wenigsten Verdacht hat. Dort nehmen wir heute unsern Abendtrunk. Sechs oder Acht aber holen bei meiner Schwester die Tragbahren, und du begleitest sie durch die Schleichecken hieher zurück! Eile dich!"

Der Jüngling ging zum Haufen, der mit bereitwilligster Genauigkeit den Befehlen des Führers nachkam. Dieser aber

kurz sich hinter einem hohen Grabstein des Kirchhofs, und sah, wie allmälig die Fensterläden der geistlichen Vorderhäuser sich schlossen, Capitulare und Vicarier einzeln oder paarweise in das Stift zogen, und nach dem Verstummen der Glocken die Kirchthüre von Innen vermacht ward. Statt der vorigen Scherzlieder der Laien ertönte nun in dieser Umgebung frommer Choral und Orgelklang; und während der von seinem Uebel träumende Capitelsherr in seinem Chorstuhl schlief, wachten Rache und Gefahr im Herzen Vermeers, der wie ein finsterer Schatten aus seinem Versteck zu dem Eingang des geistlichen Paradieses, zu dem niedern, an Pfisters Hauethüre stoßenden Kellerthor trat, und ohne sonderliche Mühe das Hängschloß sprrtte, das die schweren eisernen Riegel und Bänder hielt. Fast im selben Augenblick erschienen auch, geführt von Grünwald, die Träger, welche Link in den geöffneten Keller mithinabnahm, unterdessen der Jüngling, zum Hüter bestellt, den scheinbaren Verspert der Thüre wieder vorsetzte, und vom einen Ende des Platzes bis zum andern schritt. Niemand aber zeigte sich. Bald hörte er aus dem Innern des Kellers das verabredete Zeichen; schnell schob er Band und Riegel weg und vier Bahren, jede belastet mit zwei kleinern oder einem mittlern Fasse, kamen zum Vorschein. Link als der Letzte des Zuges brachte den Verspert in die vorige, täuschende Ordnung.

„Da unten rauscht es ja?“ fragte der Jüngling Grünwald seinen beschäftigten Gefährten.

„Das sind,“ versetzte dieser, „einige Fuder des 1520er Jahrgangs, wemit der Geizhals seinen armen Taglöhnern die Gebärme auslaugt, und dabei nur die Fässer verdirbt. Jetzt strömt die Leier in einen Bach aus, in dem sich der Räudige baden und zur Noth auch erfäufen kann!“

„Aber dieser da ist gut?“ fragte Grünwald.

„Das will ich meinen“ — antwortete Link — „Stein vom Jahre 1479, Durmierwein! Cressen und Harfe von 1448, Weine, die noch der selige Meister Franz gebaut hat. — Aber sputet euch jetzt und habt acht, daß ihr unbemerkt Dittmars Haus erreicht. Denn am Ende fällt es so einer verwünschten Prinzessin ein, von ihrem Zwinger aus nach dem bestellten Galan sich umzuschauen, und bei dieser Gelegenheit über unsere Hochzeit von Cana Lärm zu schlagen. Du aber, Grünwald, tauschest mit mir, bis ich wieder zu euch komme, Hut und Mantel, damit man mich desto weniger erkennen mag.“

„Was hast du wieder vor, Hans?“ fragte der Benannte.

„Gib mir Hut und Mantel“ — drängte Link — „und geh du mit den Trägern. Ich unterdessen will nur machen, daß man uns keine heimlichen Diebe schellen kann.“

Der Jüngling gehorchte dem doppelten Befehle, und als nun die neun Gesellen hinter den Häusern verschwunden und Link durch Grünwalds Kleider und wie am gestrigen Tage durch einen falschen Bart unkenntlich gemacht war, zog er anhaltend stark die Glocke des Pfisterischen Hofthors.

Alsbald erschien auch an dem sich öffnenden Fenster ein wohlgenährtes, weibliches Wesen und fragte in ziemlich unwirschem Tone den Unterstehenden um die Ursache seines stürmischen Andrangs. Mit verstellter Stimme begann dieser:

„Schätzbare oder geschätzte Frau Pfisterin —“

„Ich bin keine Frau!“ — rief noch unwilliger die oben — „ich bin eine ehrsame, unbescholtene Jungfrau. Wer aber seid Ihr? Was wollt Ihr von mir, Ihr loser Schalksknecht?!“

„Also,“ fuhr Link wieder an, „ehrsame, unbescholtene Jungfer Frau oder Frau Jungfrau! Ist es nicht erlaubt, aus Eueres Herrn oder sozusagen aus Euerem Keller da einen Abendtrunk zu holen?“

„Ja! unterfteht Euch“ — schrie zornglühend das Weib — „unterfteht Euch und geht noch einen Schritt vorwärts! Auf der Stelle rufe ich der Nachbarschaft, dem ganzen Viertel, dem —“

„Nun! Nun! seid nur gut, meine Geschätztefte!“ unterbrach mit scheinbar oder höhnisch besänftigtem Tone Vermeter, „ereifert Euch nicht umsonst; denn es ist — schon geschehen!“

Bevor das aus dem Zimmer stürzende Weib Hausflur und Straße erreichte, und bei dem Anblick des erbrochenen Kellers und der ausströmenden Fässer mit dem Schrei des Entsetzens und der Verwünschung die Nachbarn oder Nachbarinnen an die Fenster und in's Freie rief, war Link schon lang vom Platze verschwunden, und auf Seitenwegen durch Gebüsch und Weingärten bei den Seinigen im Hause Dittmar's angelangt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Vermächtniß eines Genies.

(Schluß.)

So trat Howe aus der drückendsten Armuth, aus dem tiefsten Unglück, wie mit einem Zauberschlag, zu bleibendem Reichthum, zur höchsten und allseitigsten Anerkennung empor und die Sonne des Glücks beschien fortan ungetrübt den Lebenspfad des Hartgeprüften.

Doch dieser plötzliche Wechsel in den Verhältnissen Elias Howe's hatten keinen Einfluß auf das Wesen dieses seltenen Mannes geübt. Leutselig und wohlthätig lebte er nach wie vor der Arbeit, der Anfertigung und immer weiteren Vervollkommnung seiner Erfindung. Schon im Jahre 1854 ließ er unter persönlicher Leitung jene Nähmaschinen fabriziren, die sich allenthalben des größten Renommée's erfreuten. Im Jahre 1862 gründete er die große und prachtvolle Fabrik in Bridgeport, Connecticut, die unter seiner eigenen persönlichen Leitung stand und täglich anfänglich 120 Stück angefertigen vermochte, gegenwärtig aber 260 Stück täglich liefert.

Wie weit die Opferfähigkeit Elias Howe's ging, beweist auch der Umstand, daß er zur Zeit des amerikanischen Krieges nicht nur ein ganzes Regiment auf eigene Mittein vollständig ausrüstete und der Regierung zu verschiedenen Malen bedeutende Soldvorlagen machte, sondern auch, daß er die ihm angebotene Stelle eines Ehrenoffiziers ablehnte, als Gemeiner in sein Regiment eintrat. — Da er aber schwach und kränklich, konnte er die Strapazen der Fußmärsche nicht ertragen. Um sich doch aber auch persönlich seinem Vaterlande nützlich zu machen, übernahm er die Stelle eines Feldpostmeisters, als welcher er alle Dienstleistungen eines solchen und sogar lebensgefährliche Routen machte.

1864 nahmen seine Maschinen bereits den ersten Rang in der Nähmaschinenfabrikation ein, doch arbeitete er noch drei Jahre, seine Erfindung zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; daß ihm dies auch gelungen, fand seine Bestätigung auf der Pariser Weltausstellung 1867, auf welcher ihm die drei höchsten Auerkennungen: das Kreuz der Ehrenlegion, die goldene und silberne Medaille zuerkannt wurden, und außerdem noch circa 30 verschiedene Anerkennungen an diejenigen Fabrikanten ertheilt wurden, welche auf seinen Maschinen gearbeitete Fabrikate ausgestellt hatten.

Und als wäre damit seine Lebensaufgabe erfüllt gewesen, starb Elias Howe jun. bald darauf am 3. Oktober 1867 auf seiner Privatbesitzung zu Spencer, Mass., an derselben Stelle, wo er 1845 von Allen ungekannt seine erste Maschine construirte. Elias Howe war nicht mehr, doch nach dem Ausspruch des Dichters: „Der Mensch stirbt, aber sein Werk bleibt", hinterließ er in seiner zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Nähmaschine der dankbaren Welt das unschätzbare „Vermächtniß eines Genies".

Welch ungeahnten großartigen Aufschwung die Fabrikation der Nähmaschine seither genommen, beweist allein schon der Umstand, daß durch Elias Howe und sein Patent in Amerika allein nicht weniger als eine Million Nähmaschinen fabrizirt wurden! In dem gegenwärtigen Direktorium der Howe Machine Comp. befindet sich ausschließlich die eigene Familie (Söhne und Schwiegersöhne) des Erfinders.

Ueber den praktischen Werth der Nähmaschinen selbst noch etwas sagen zu wollen, erscheint fast überflüssig, da Jedermann weiß, daß dieselben für jegliche Confection in Anwendung gebracht werden können, eine bedeutende Förderin des raschen Wechsels, des Reichthums und der phantasiereichen Mannigfaltigkeit der heutigen Mode, die ohne diese treue Mühehelferin wohl kaum einen so großen Aufschwung genommen.

Wie sehr dies auch von den verschiedenen Modeakademien und Modejournalen gefühlt und anerkannt wurde, bewesen die Berichte der hervorragendsten derselben wie Progrès, Paris elégant, L'illustrateur des Dames, Petit Messager des Modes, Conseiller universelle etc., welche sämmtlich die Howe'schen Maschinen adoptirt. Nach deren Berichten bestehen die Hauptvorzüge derselben in der vorzüglichen, von den Fabrikanten auf sechs Jahre garantirten guten Konstruktion und Ausführung, in der staunenswerth leichten Handhabung und mannigfaltigsten Verwendbarkeit derselben für die verschiedensten feinsten und größten Arbeiten, wie dies auf keinem zweiten System so vollkommen möglich. Es bedarf beim Arbeiten vom feinen Mull und groben Leder keinerlei Veränderung des Mechanismus, die Maschine liefert diverse neue, bisher noch unbekannte Nähte mit besonderer Accurateße und Genauigkeit. Diese Berichte stehen im Einklange mit den höchsten Anerkennungen der Pariser Ausstellung und mit den neuesten vom Jahre 1868 in Havre und Newyork. — Diese so großen und mannigfachen Vorzüge berechtigen die neue Howe-Maschine nach dem Modell von 1867, den ersten Rang als vollkommendste Familien-Nähmaschine einzunehmen, und garantiren dem Besitzer ein Werthstück von eben so großem Nutzen als Annehmlichkeit und Vergnügen.

Fragen wir uns nun, wie es zugeht, daß dieser Triumph der modernen Mechanik erst jetzt ausgedehnteren Eingang bei uns findet, so sehen wir die Antwort auf diese Frage in der bisherigen ungenügenden Vertretung der Gesellschaft in Deutschland; wie bei vielen Artikeln die richtige Wahl der Persönlichkeit in der Einführung der ersteren den Ausschlag gibt, so glauben wir, daß die „Howe Machine Comp." in ihren jetzigen Vertretern, den Herren H. Schott u. Comp., die geeignetsten Kräfte gefunden, diesen Maschinen auch bei uns den ihnen gebührenden hervorragenden Platz anzuweisen und deren allgemeine Verbreitung anzubahnen, welcher und welche ihnen in Frankreich, England und Amerika bereits in so hervorragender Weise zu Theil geworden. Daß die Herren H. Schott u. Comp. allem Anscheine nach auch wirklich berufen sind, diese Mission zu erfüllen, und daß sie in ihren Personen die Garantie für die wirkliche Vorzüglichkeit der durch sie vertretenen Maschine bieten, beweisen ihre praktischen Kenntnisse und Erfahrungen auf diesem Gebiete, da sie bereits seit 10 Jahren mit der Einführung verschiedener amerikanischen Compagnien nach Europa thätig waren, wie auch der Umstand, daß dieselben aus eigener Ueberzeugung den nunmehr besten und allgemein verwendbarsten Maschinen ihre Thätigkeit zugewandt und sogar selbst in die Gesellschaft eingetreten, wodurch diese sich veranlaßt fand, sich in Hamburg gegenüber der Bank und in Berlin im rothen Schlosse, vis-à-vis dem alten königl. Schlosse zu etabliren und wahrhaft prachtvolle und imponirende Niederlagen zu errichten. Diese unter persönlicher Direktion der Herren H. Schott u. C. stehenden Etablissements haben in der kurzen Zeit ihres nur sechsmonatlichen Bestehens ihren Wirkungskreis über Deutschland, Oesterreich, die Schweiz und den ganzen Norden ausgedehnt und bereits über 2000 Maschinen abgesetzt, was das beste Zeugniß von der seltenen Güte derselben und den Erfolgen einer dem Fabrikate angemessenen Vertretung abgibt.

Im Interesse der Handwerker und zur Erleichterung der Arbeitslast unserer Hausfrauen, wie auch zum Edelsten und zur Hebung der Industrie im Allgemeinen wünschen wir, daß das Streben der obgenannten Herren auch ferner von gleich günstigem Erfolge begleitet sein und das unschätzbare Vermächtniß Howe's, seine unübertreffliche Familien-Nähmaschine, bald in jedes Haus, in jede Werkstätte Eingang finden möge!

Miscellen.

Ueber jene Ermordung eines französischen Missionärs in China, deren wir jüngst erwähnten und welche die Clericalen durch eine bewaffnete Intervention von Seite Frankreichs gerächt wissen wollten, meldet eine Correspondenz der „Mission Catholiques" von Lyon aus Hongkong vom 22. Februar d. J.: „Am 2. Jänner hat eine Bande von Mördern die Wohnung des Missionärs von Yeu-pang-tchen angegriffen. Nachdem sie die Thür gesprengt, drangen sie in das Innere der Wohnung. Herr Bigaud und zwei Seminaristen knieten auf den Stufen des Altars. Sie durchbohrten ihn mit zwei Dezemstößen und schnitten ihm dann den Kopf, die Arme und die Beine ab. Wie man sagt, sind noch hundert andere Personen zugleich mit dem Missionär massacrirt worden. Die Missions-Residenz wurde dann geplündert und in Brand gesteckt." Es ist dieses Yeu-pang-tchu derselbe Ort, wo im Jahre 1865 ein anderer französischer Missionär, der Pater Mabileau, ermordet wurde.

•

— Eine picante Anecdote wird aus Wien erzählt. Man führte im Burgtheater das dritte preisgekrönte Stück auf, welches, wie es Preisstücken mitunter passiren kann, sanft durchfiel. Das Publikum zischte. Darunter befand sich ein Dichter, welcher ebenfalls ein Stück eingereicht hatte, bei der Preisbewerbung aber durchgefallen war. Natürlich zischte der Durchgefallene eifriger als alle Andern. Da wird plötzlich dicht hinter ihm eine Stimme laut: „Wie schlecht müssen da erst die zurückgewiesenen Stücke gewesen sein?" Die Mienen des Schriftstellers verzogen sich zu einem Lächeln, das aber diesmal keineswegs den Ausdruck der Behaglichkeit hatte.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 29. Sonntag, den 25. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

III.

Die Vorstadt.

(Fortsetzung.)

Ein jauchzendes Willkomm! verkündete Bermeter's Ankunft und den Beginn des Gelages, an dem derselbe jedoch anfänglich nur geringen Theil nahm. Während die Gesellen sich um ihre Kannen reihten, und mit geläufiger Zunge des Meisters List und Kühnheit priesen, schaute dieser gedankenvoll über den Gartenzaun in der Richtung nach dem Judenkirchhof hin, von wo er endlich den Gegenstand seiner Erwartung kommen sah.

„Ist's besorgt?" rief ihm Link von fern entgegen.

„Alles in schönster Ordnung," erwiederte der näher Kommende — „die zwölf Abschriften sitzen an zwölf Straßenecken fest, im Sand und am Stephansthor, beim Katzenwicker und unter den Greden, bei den Schotten und im Pleichach, und, was das beste bei der Sache, keine Seele sah oder erkannte mich, außer an der Stockstiege, wo mich, wie ich eben vom Eckstein herabtrete, so ein vorwitziger Reiter anhält. Ich sagte ihm aber, ich sei ein Diener der geistlichen Kanzlei, und dies da sei ein Ablaßbrief, worauf der Steigriemen, der nichts lesen kann, mich fahren ließ. Nach der Mittagszeit ward es bald auf der Straße lebendig, die Vorübergehenden hielten an den papierüberzogenen Orten still, und lasen neugierig den Aufruf des Rottenburger Landsturms an die Bürgerschaft von Würzburg. Da hörte ich, der ich so unbefangen inmitten stand, seltsame Worte fallen, da hörte ich, wie viele sonder Scheu den bäuerischen Aufstand hoch hoben und vermeinten, wie selbiger auch für unsere Stadt nicht ohne Trost und Hoffen sei. Man müsse nur, sagten andere, heute Abend in das Haug gehen, in das Viertel, welches von jeher, wo es gegolten, den übrigen es zuvorgethan; dort werde man schon hören, was für den Augenblick zu thun und zu lassen sei. Ich sah still und dumm darein; da erkannten mich einige von der Dompfarre als einen Hauger und fragten mich, wo man bei uns den besten Wein verzapfe? Bei Stephan Dittmar sagte ich, und nun erscholl's von Mund zu Munde: Heut Abend in's Haug zum Dittmar! Mich wundert's, daß noch Niemand da ist."

„Werden schon kommen!" rief frohlockend Link — „du aber hast dein heutiges Tagwerk wohl vollbracht, und magst nun bei einem stärkenden Trunke rasten." Er führte den Ueberraschten zu den mit dem edelsten Wein gefüllten Bechern. Dann sprach er zu dem bisher mit dem Haufen zechenden Wirthe: „Dittmar! du mußt von nun an wieder den Wirth machen, vor Allem jedoch für hinreichende Unterkunft sorgen; denn die aus den andern Vierteln kommen. Sieh aber zu und präge es den Deinigen ein, daß es keinen Anstand oder Austausch mit dem Wein gibt! Ihr Uebrigen, bis auf zehn, zwölf, die da außen bei den Kannen auf die Fremden harren, gehet mit in die hintere Stube! Die Masken und Kleider, die Pfeifen, Geigen, Lauten und Trommeln sind schon herbeigeschafft; wir führen unser neuliches Spiel auf!"

Das Licht des Frühlingstages neigte sich, und einzelne Bewohner der Stadt und Vorstädte kamen in Dittmar's Schenke an. Die anwesenden Freunde Bermeter's empfingen und bedienten sie. Bald aber zogen größere Schaaren her, und als der letzte Sonnenstrahl hinter dem Berge von Oberzell erloschen, stand kein Sitz mehr im Garten leer, und der Wirth und die Seinen hatten große Noth, dem ersten Andrange der Gäste zu genügen. Der Faden zu einem allgemeinen Gespräche ward bald gefunden. Die Erinnerung der im Rebstock durchschwärmten Nacht lebte noch, und wie die dort Anwesenden in der Schilderung der vorgefallenen Auftritte einen Nachgenuß fanden, so suchten die Andern, die gestern abwesend waren, einen Ersatz im aufmerksamen Anhören der Erzählung. Auch lieh der angebliche Brief der Bauern an die Würzburger einen reichlichen Stoff her. Da ertönte plötzlich im Innern des Hauses eine rauschende Musik, die allmählig in einen Prozessionsmarsch überging. Die Thüre öffnete sich und an der Spitze des Zuges erschien ein Pannerherr, der an seinem Lanzenschaft eine aus buntfarbigen Flecken zusammengesetzte Fahne trug. Ihm folgte ein halbes Dutzend Spielleute mit oben benannten Instrumenten. Dann kamen viele fratzenhafte Gestalten, die einen, Engel vorstellend mit Gänsflügeln und goldpapiernen Kronen, die andern — Teufel, schwarz bemalt, mit langen Farrenschwänzen, beide Chöre Windlichter tragend. In ihrer Mitte schritten Hand in Hand zwei contrastirende Figuren, wovon die rechts auf den ersten Anblick einem in Länge und Breite colossalen jüdischen Hohenpriester, die andere links einem jungen schmächtigen Dorfprediger gleichsah. Diese Beiden stellten das Alte und das Neue Testament dar, denen ein Spruchsprecher oder Herold — Hans Bermeter voranging. In der Mitte des Gartens hielt der Zug an. Der Bannerträger stieß sein Signum in die Erde, die Musik verstummte, Engel und Teufel stellten sich in zwei gegenüberstehende Reihen, und der Herold ersuchte die laut auflachende Versammlung um Stille, weil die beiden Personen, das Alte und das Neue Testament, ein schönes Zweigespräch miteinander zu halten hätten.

Beide Teſtamente traten nun hervor, und huben ihr Spiel an. Sie muſterten ſich eine Zeit lang mit ſchweigendem Munde und redenden Blicken. Das Alte ſchaute hochfahrend heraus, das Neue demüthig hinauf. Jenes, zuerſt redend, befragte dieſes um Stammbaum, Geburtsort und Handwerk. Dieſes antwortete, es ſtamme vom Ritter Adam her, ſein Vaterland ſei die Welt, und ſeine Zunftgenoſſen heiße man — Menſchen. Schließlich richtete es einen ſchönen Gruß vom Doctor Luther aus. Das Alte rümpfte die Naſe, und ließ ſich mit dem Neuling in ein förmliches Examen über deſſen Glaubensbekenntniß ein, welches dieſer unter der ergötzlichſten Kurzweil der Zuſchauer ſehr vortheilhaft beſtand, und den Alten mit vielen Sprüchen aus den Evangelien und Apoſteln, mitunter auch mit unbibliſchen Schnurren bediente. Nun wurde das Alte Teſtament empfindlicher und das Neue lebergier. Der Hohepriester ſchalt den Prädikanten mit harten Worten, und dieſer zupfte jenen am Barte. Da entſann ſich jenes ſeiner ein ſpitziger, aber ungleicher Fauſtkampf, indem das gepanzerte Alte das barhäuptige Neue hart auf den Schädel traf, und ſelbes bei jedem friſchen Anlauf auf Mannslänge zurückwarf. Der alte Kämpe triumphirte, und der junge, in der Verzweiflung ſeines Herzens, unterlief jenen. Aber auch im Ringen groſſte ihm das Glück. Schon war der Prädikant in's Knie geſunken und beugte ſich zähneknirſchend unter dem Drucke des Gegners: da fiel das ſchwerfällige Alter durch ſein eigenes Gewicht um, und die Jugend, kühn und pfeilſchnell ſich ermannend, ſangte ſiegreich dem verröchelnden Feinde über das Haupt hin.

Ein rauſchendes, lang anhaltendes Beifallrufen erhob ſich. Alles pries die Kunſt der Spieler und den Sinn ihrer Handlung.

„Die Hauger" — äußerte man — „ſind ganze Leute; es kömmt ihnen kein anderes Viertel der Stadt gleich."

„Das macht" — bemerkten Andere — „weil ſie hoch*) liegen; und auf der Höhe wohnt das Leben, in der Tiefe die Trägheit."

„Stille! Stille!" rief es von dem Schauplatz, und ſtatt des Zwiſchengeſpräches trat die vorige Ruhe ein. Da ſtellte der Herold ſich in die Mitte, und nachdem er einige Worte in Form einer Leichenpredigt an der Todesſtätte des alten Teſtamentes geſprochen, übergab er deſſen figürlichen Leichnam dem Chor der Teufel zur Beerdigung. Dieſe liefen in wildem Geheul mit ihrem Opfer fort. Dem ſiegreichen neuen Teſtament ſetzte der Herold einen Kranz von Epheu auf und führte es, begleitet von den Chören der Engel und Spielleute durch den Garten in die Behauſung. Ein abermaliges, allgemeines Händeklatſchen der Zuſchauer ſchallte dem Zug bis zu ſeinem Verſchwinden nach. Dann traten ſämmtliche in den Stuben umgekleidete Spieler wieder heraus in das Freie, und miſchten ſich unter die während der Aktion zahllos vermehrten Gruppen der Gäſte. Der Hauptmann ſelbſt beſuchte einen Tiſch nach dem andern, erntete überall mit vielem Behagen das Lob über ſein gelungenes Unternehmen ein, und wenn irgend ein Gaſt ſich tiefer in den Sinn der Comödie einließ, und etwa von einer andern Fehde zwiſchen Alt und Neu, und von der Theilnahme der Würzburger an ſolchem Strauße ſprach: dann warf Link flüchtige Worte von der Bergtheimer Schlacht hin, wo auch ein Hauger das Banner der Reichsſtadt getragen habe, und mit Hundert und Fünfzig ſeiner Viertelsgenoſſen gleich einer heiligen Schaar in den Tod für's Vaterland geſunken ſei. Bei dieſem Thun ſah der ſchlaue Mann die kälteſten Herzen aufgeſchloſſen, ſah ſie wahlos Feuer fangen, ſah zur beabſichteten Entflammung der Gemüther nichts mehr fehlen, als einen die Gefühle wie die Stimmen bindenden vaterländiſchen Rundgeſang. Schon hatte der Demagog ein Thema angegeben und um Stille gerufen, als ihm die Gegenwart zweier hohen Stiftsbeamten außerhalb des Gartengeheges gemeldet ward. Es war, wie der Hinterbringer meinte, der Amtmann von Laube, Philipp von Riedern, am Arme des Herrn Sebaſtian von Rotenhahn. Sogleich drängten ſich die einflußreichſten Hauger Stegreifer um ihr Oberhaupt. Diejenigen, auf denen der wohlfeile Wein am meiſten ſprach, hielanden auf der augenblicklichen Durchführung des früheren Vorhabens; die Nüchternſten wollten ein ganz unſchuldiges Geſellſchaftslied geſungen haben.

„Keines von Beiden!" unterbrach ſie Link. „Singen wir das Lied, ſo trauen ſie uns nicht länger; ſingen wir das Lied, ſo glauben ſie uns nicht: ich will die Mitte treffen, und ſie glauben und trauen machen; ich will ihnen den Wolf — aber ohne Knallen und Gebiß zeigen! — Grünwald! ſchleiche dich unvermerkt nahe, und ſieh mir, was die Freiherren für Geſichter ſchneiden! Ihr Andern habt es ſtill ſein und ſallt wacker im Chor ein!"

Es ward ſtill; Bermeier nahm die Laute eines Spielmanns und ſang:

Füllet den Becher,
Schwinget den Hut!
Kühlet, ihr Zecher,
Kochendes Blut!
Fort mit des Tages
Lärmendem Streit —
Führet herauf die
Fröhliche Zeit!

Unſere Ahnen
Stürmten den Belt,
Und ihren Fahnen
Zog ſich die Welt;
Dennoch durchzechten
Sie jede Nacht,
Bis ſie der Morgen
Rief in die Schlacht.

Unſere Fahnen
Sind Windes Spiel,
Und von den Ahnen
Blieb uns nicht Viel;
Doch wie auch hinſchwand
Der Eichen Kraft:
Eins iſt geblieben —
Der Reben Saft!

Trinkt wie Aaren,
Bis ihr erſterbt!
Laßt uns bewahren,
Was wir geerbt!
Hegt keine Grillen
Ueber dem Schatz!
Wer's nicht begreifet,
Meide den Satz:

„Schnee angebrennen
Iſt Weiſen Stein;
Was wir nicht können,
Laſſen wir ſein.
Darfſt du nicht ſehen,
Finſternißs Kind:
So nimm den Becher,
Trinke dich blind!"

Luſtig im Leben,
Selig im Tod!
Wo wir hinſchweben,
Hat's keine Noth.

*) Gewöhnliche Ableitung des Wortes Hang.

Schlafen wir ewig:
Schlafen ist labt;
Gibt's ein Erwachen —
Freut's uns gewiß!

Der lauteste Ausbruch des Jubels folgte dem Ende dieser Strophen. Die Gruppen der Bekannten trennten und verloren sich in eine große Allgemeinheit, die sein Verhältniß mehr anerkennend sich im steten Wechsel des Genusses bewegte; und der Urheber dieser Scenen — nach Grünwald's Bericht, daß die beiden Freiherren mit zufriedenen Mienen sich entfernt hätten — hocherfreut über das heutige Gelingen aller seiner Pläne, sorgte nach möglichster Weise, daß keine Erkaltung dieses wilden Feuers eintrat.

Spät noch am Abend kam der Maler Dietmer Link, nach halb ernsten halb scherzenden Vorwürfen über dessen langes Ausbleiben (er hatte ihn eigens geladen), suchte den Maler in die rauschendste Mitte des Gelages hineinzudrängen. Dieser aber nahm Jenen bei Seite, und ersuchte ihn um Mittheilung des Original-Aufrufs des Rotenburger Landsturmes an die Würzburger. Link, bei umdunkeltem Sinne den Faden seines Gewebes verlierend, zog aus der Brusttasche ein Schreiben und gab es dem Maler. Dietmer las selbes bei einer von Link ihm vorgehaltenen Kerze, betrachtete sodann aufmerksam Unterschrift und Siegel, und stellte es dem Eigenthümer zurück mit den Worten:

„Vermeler, laßt das in Zukunft! Die gute Sache muß siegen auf gradem Pfad; Schleichwege irreführen nur."

Link erröthete; doch bald seine Fassung wiedergewinnend, fragte er in etwas beleidigtem Tone: „Was meint Ihr damit, Herr Dietmer?"

„Das Schreiben ist unächt" — antwortete der Maler — „und Ihr seid der Verfasser!"

Bevor Vermeler zu einer Entschuldigung oder Ausflucht Worte fand, war Dietmer schon in dem dichtesten Haufen verschwunden. Die Fallen von des Durchschauten Stirne und einen Anflug von Uebellaune verscheuchte bald der edle Pfaffenwein und die jede ernstere Betrachtung niederschlagende Umgebung. Spät nach Mitternacht tönte noch Spiel und Sang, Lärm und Jauchzen; und am andern Morgen erzählte ganz Würzburg — mehr als sonn rätselhaften Einbruch im Keller des Fiscals — von dem freien, kühnen und lustigen Leben und Treiben der Hauger Vorstadt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Suez-Canal.

„Der Suez-Canal wird für immer eines der Wunder der modernen Wissenschaft bleiben!" — Mit diesen Worten bricht die Times in einen Siegesgesang über ein Unternehmen aus, das bisher von den meisten Engländern als ein thörichtes, unmögliches verspottet wurde.

Daß man in Frankreich von dem dreifachen Gedanken geleitet war, in Egypten Fuß zu fassen, um das Mittelmeer vollends zum „französischen See" zu machen, den Weg nach Indien zu beherrschen, also gewissermaßen vermittelst der Durchstechung der Landenge das ungeheure britische Reich in Asien aufzustechen und endlich auch den französischen Häfen des Mittelmeeres Vortheile zuzuwenden, die gegenwärtig von den englischen genossen werden — wer wollte daran zweifeln? Kein Wunder, daß England mit ungünstigem Auge auf den Canalbau blickte. Seine Stellung gebeut ihm, Frankreich solche Hebel nicht in die Hand fallen zu lassen. Aber die kurzsichtigste Politik wartete gewiß, sich einfach aufs Dänseln zu verlegen. Nachdem ein Werk, dessen mangelnde Ausführung gerade ein Vortheil für unsere gerühmte Civilisation gewesen war, doch einmal nicht länger verschoben werden konnte, wußte England nicht hemmend, mußte es vielmehr leitend und ausführend in der Sache vorangehen. Nur so konnte es seine Stellung wahren, nur so den Ruhm mit dem eignen Vortheil verbinden.

Ein „Wunder der modernen Wissenschaft" haben wir hier vor uns, sagt die Times. Und doch, schon die älteste Cultur, die wir in Egypten kennen, hatte eine Wasserverbindung zwischen dem mittelländischen und dem Rothen Meere hergestellt. Der „Vater der Geschichte", Herodot, spricht bereits davon, und bis ins achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung herein blieb dieser Wasserweg mit kurzer Unterbrechung fahrbar. War auch der Durchstich damals nicht von Meer zu Meer erfolgt, die Canalverbindung bestand immerhin, und zwar vorerstlich zu dem Zwecke, Egyptens Verkehr mit Arabien zu erleichtern. Man benützte in alten Zeiten einen Arm des Nils, soweit er fahrbar war, und legte den Canal vom heutigen Suez — in einem Bogen über die Bitteren Seen — bis in die Nähe von Bubastis.

Ins graue Alterthum, in die Zeit der Pharaonen verliert sich der Anfang jener Ausgrabungsarbeiten. Champollion schreibt die Schaffung des ersten Canals dem Könige Ramses II. zu, der im vierzehnten Jahrhunderte vor der „Geburt Jesu" lebte. Von ihm auch sind viele Bewässerungs-Canäle angelegt worden, die er durch Kriegsgefangene ausführen ließ. Geschichtlich sicher ist, daß Neko, der Sohn Psammitich's (im siebenten Jahrhunderte vor Christo), einen Canal zu erbauen begann, der den Nil mit dem Rothen Meere verbinden sollte. Er gab die Sache wieder auf, „weil ein Orakel erklärt hatte, er arbeite für einen Barbaren". Dies sollte wohl heißen, es sei ein feindlicher Einfall von Fremden vermittelst dieses Wasserweges zu befürchten. Einen ähnlichen Grund, wie er heutige englische Staatsmänner beeinflußt hat, gab also schon eine alte Weisheit an. Die Arbeiten wurden übrigens später unter dem Perserkönige Darius ausgeführt, und Herodot sah den Canal.

Herodot sagt: „Libyen (Afrika) erweist sich als von Wasser umgeben, angewommen, wo es an Asien grenzt. Neko, König von Egypten, war der erste, der dies unseres Wissens bewies; nachdem er aufgehört hatte, den Canal zu graben, der vom Nil bis zum Arabischen Golf führt, schickte er phönicische Männer in Schiffen ab, mit dem Befehl, durch die Säulen des Herkules in das nördlichere (mittelländische) Meer zurückzusegeln und so nach Egypten zurückzukehren. Die Phönicier fuhren demgemäß aus dem Rothen Meere ab und beschifften das südliche Meer; als der Herbst kam, gingen sie ans Land und besäeten dasselbe, an welchem Theile von Libyen sie gerade vorbeisegelten, und warteten die Ernte ab; nachdem sie aber das Korn geerntet, schifften sie wieder in See. Als so zwei Jahre verstrichen waren, kamen sie im dritten, durch die Säulen des Herkules einfahrend, wieder in Egypten an."

Und doch mußte, zweitausend Jahre später, Bascо de Gama wieder diesen Seeweg suchen!

Doch zum Canal zurück. Plinius berichtet, die Weite desselben sei etwa 100 Fuß; Strabo sagt: 150 Fuß. Beide hatten wohl Recht; an verschiedenen Stellen war die Breite eben verschieden. Die Spuren, die man von dem alten Canal entdeckt hat, zeigen in der That eine abwechselnde Breite von 100 bis 200 Fuß auf. Nach der verlorenen Schlacht bei Actium suchte Cleopatra den Rest ihrer Flotte in den Canal herein, nach dem Rothen Meere hin, zu retten; der niedrige Wasserstand des Nils verhinderte es jedoch.

Zu der Arabererzeit, im siebenten Jahrhunderte, muß der Canal theilweise zerstört gewesen sein; denn damals schlug Amru, Omar's Feldherr, vor, einen von Suez nach dem Golf von Pelusium führenden Wasserweg zu schaffen. Aus Furcht, die Christen könnten dadurch einen leichten Zugang nach Arabien erlangen, widersetzte sich Omar dem Entwurfe. Dem europäischen Handel war Egypten damals verschlossen. Indessen bald darauf ließ Omar sich bewegen, den Canal der Pharaonen wieder herzustellen, um Arabien besser mit Lebensmitteln zu versorgen. Derselbe blieb nun noch bis über die Mitte des achten Jahrhunderts fahrbar, wo ein Khalif, um Mekka und Medina einer Hungersnoth auszusetzen, denselben ausfüllen ließ.

Bis zur Zeit Napoleon Bonaparte's — über tausend Jahre lang — wurde des Canals nun nicht mehr gedacht. Der größere Theil des in den Fünfziger-Jahren begonnenen Unternehmens ist jetzt fertig; die Gewässer des Mittelmeeres sind bereits in die „Bitteren Seen" hereingeströmt: eine Entfernung von 83 englischen Meilen ist damit der Verbindung gewonnen. Nun fehlen bis nach Suez nur noch 14 englische Meilen. Die Eröffnung auch dieses Theiles wird im Herbste dieses Jahres erwartet. Dann wird die „moderne Wissenschaft" ein Wunder vollendet haben, bei dessen Rühmung wohl erwähnt werden mag, daß es in anderer Form schon Jahrhunderte, vielleicht mehr als ein Jahrtausend vor der Zeit vollzogen war, in die man das Auftreten des Nazareners setzen will. (Fr. Pr.)

Miscelle.

[Ist denn Liebe ein Verbrechen?] Der Assisenhof in Orleans hatte am 10 April d. J. die düstere Physiognomie nicht, die sonst jeden Zuschauer so ernst stimmt. In die Geschworenen sehen mit einer Art von Wohlwollen auf den jungen Mann, der auf der Anklagebank sitzt und, als fühle er sich für einen Märtyrer der Liebe an, sorglos, fast heiter der Verhandlung folgt. Und doch ruht auf Carrignon die ernste Anklage der verbrecherischen Entführung eines fünfzehnjährigen Mädchens, der reizenden Charline Lequoy, aus dem elterlichen Hause. Am 7. Februar, so sagt der öffentliche Ankläger, ging Carrignon aus Mignerettes, seinem Wohnort, nach dem nahen Ladon und ersuchte den dortigen Wirth Beal, ihm ein Zimmer mit Einem Bette auf drei oder vier Tage vom Faschingsdienstag an zu überlassen, er wolle Charline Lequoy, ein hübsches Mädchen, entführen und hieher bringen, nachdem deren Vater sie ihm durchaus nicht zur Frau geben wolle. Es ist die einzige Tochter von Lequoy, sagte Carrignon; hat der Vater ein salt accompli vor sich, so fügt er sich in Alles, mein Glück ist gemacht, ich habe das Mädchen und des Vaters Geld, brauche nicht von meiner Hände Arbeit zu leben und Ihr Schade wird es auch nicht sein. Der Wirth stimmte scheinbar zu, benachrichtigte aber sofort den Vater Charlinens von dem Vorhaben des dreiundzwanzigjährigen Heißsporns. Lequoy fütete nun seinen Hausschatz mit Argusaugen. Half nichts. Während des Abendessens am Faschingsdienstag verschwand Charline. Der Vater eilt sofort zu dem Wirthe von Ladon und trifft dort das Liebespärchen bei einem feinen Souper scherzend und kosend. Kaum betritt der Vater mit dem Sturme auf der Stirne das Zimmer, als ihm Charline mit den Worten an den Hals fliegt: Nicht böse sein, Papa, Du mußt wissen, nicht Carrignon hat mich, sondern ich habe ihn „entführt". Und Carrignon fügte bei: Gut, daß Sie kommen, hier kann ich doch werben um Ihre Tochter; geben Sie sie mir, so bin ich glücklich, geben Sie sie mir aber nicht, so ändert das an unserem Glücke doch nichts, ich bekomme sie „gleichwohl". Der Vater exzitterte vor Wuth über die freche Entschiedenheit des tollen Liebespaares, nahm die Tochter mit sich und hütete sie fortan nur dreimal vorsichtiger. Aber die Liebe eines fünfzehnjährigen Mädchens von dem entschlossenen Charakter Charlinens machte alle Hauspolizei-Vorkehrungen zunichte; noch dreimal entführte Carrignon die Geliebte dem elterlichen Hause. Endlich sah sich der tiefgekränkte Vater bemüssigt, die Anzeige der Entführung seiner Tochter dem Gerichte zu erstatten und Carrignon wurde verhaftet. Er gestand vor den Geschworenen alle Umstände der Anklage mit dem vollsten Freimuthe, aber auch ohne die mindeste Regung von Reue und Bedauern. Präsident: Junger Mann, Ihr Vorleben wird als ein ausgezeichnetes geschildert, alle Welt lobt Ihre Rechtlichkeit und Moralität, Ihren Fleiß und Ihre Achtbarkeit; wie konnten Sie sich zu einer solchen verbrecherischen Handlungsweise hinreißen lassen und ein so junges Mädchen, fast noch ein Kind, zur tiefsten Kränkung des Vaters zu solcher Pflichtvergessenheit berücken, endlich aber so oft dem Elternhause entführen? Der Angeklagte schweigt, ein süßer Blick auf die Geliebte und ein Lächeln für deren Vater sind die stumme und doch so beredte Antwort. Vater Lequoy: Ja wahrlich, verrückt hat er mein braves Kind mit seiner Liebe gemacht und wenn ich hundert Gendarmen für sie aufgestellt hätte, immer hätte er sie alle zu täuschen gewußt. Das eben brachte mich zur Verzweiflung, daß gegen die tolle Liebe alle Gendarmen und die Polizei der ganzen Welt ohnmächtig sind. (Heiterkeit.) Wie gerne hätte ich es verm ieden, die Hilfe der Justiz anzurufen. Carrignon ist ja sonst ein so braver Mensch. Aber er ist arm, meine Tochter ein reiches Kind, wie konnte ich daran denken, die jungen Leute heiratheu zu lassen. . . . . Staatsanwalt Le Boucher: Ist es wahr, Herr Zuge, daß Sie schon daran waren, die Klage gegen den jungen Mann zurückzuziehen? Zeuge Lequoy: Ganz richtig, Herr Staatsanwalt, ich hatte das vor. Staatsanwalt: Und warum haben Sie es nicht ausgeführt? Zeuge Lequoy: Weil ich mir dachte, es sei für die Ehre des jungen Mannes und meines Kindes besser, daß ich hier vor den Geschwornen erkläre, wie sehr ich ihn achte und wie ich jetzt so gerne meine Einwilligung gebe, daß er mein Schwiegersohn werde. (Diese überraschende Wendung ruft unbeschreibliche Sensation hervor.) Die vernommenen zahlreichen Zeugen bestätigen den vortrefflichen Ruf des Angeklagten, und welche unsäglichen Schwierigkeiten er überwand, um den renitenten Schwiegerpapa trotz seiner scharfsinnigen Vorsichtsmaßregeln und des Netzes von Aufsichtsorganen so oft zu überlisten. Der Staatsanwalt hielt die Anklage wegen des Verbrechens der Entführung aufrecht; der Vertheidiger hatte jedoch bei der Sympathie des ganzen Auditoriums und selbst der Geschwornen ein leichtes Spiel, das alte Thema zu variiren, daß Liebe kein Verbrechen ist. Und die Geschworenen stimmten ihm nach einer Berathung von nur wenigen Minuten bei, sie sprachen einstimmig das Nichtschuldig. Arm in Arm mit seiner Braut verließ der Freigesprochene den Assisensaal unter den Beglückwünschungen der Zuhörerschaft; Arm in Arm mit ihr forderte er, nicht das Jahrhundert, aber den durch die Liebe überlisteten reichen Schwiegerpapa heraus. Die Hochzeit wird aber beim Wirthe in Ladon gehalten werden. (Fr. Pr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 30. Mittwoch, den 28. April 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Klosterzelle.

Wie jener Wandervogel wächt' ich enden,
Der ernst und still des Herzens Pforten sprengt,
Und mit dem heißen Blut die Kinder tränkt,
Die dann sich lebenskräftig vom Todten wenden,
Hin zu des Himmels heil'gen Sternenbränden.

In seiner Zelle saß der Mönch. Sonderbar war dieses Gemach, wie die Seele seines Bewohners. Sie sprach aus den vier Wänden. An der Morgenseite stand das Lager, wohl einfach, aber blendend weiß, ein Christusbild zu Haupten, seitaufwärts ein großes Schlachtschwert. In entgegengesetzter Richtung erhob sich der Schreibtisch, vollgeschichtet von Büchern, Rollen und Karten, die Aussicht auf ein unkenntbar verschleiertes Bildniß, von dessen Rahmen frische und welke Blumenkränze, Bänder und Amulette herabfielen. Den Hintergrund, dessen lange Vertiefung nach Art alter Capellen mit schauerlichen Allegorien auf Tod und Verwesung bemalt war, füllte eine Orgel und drei Reihen Bänke, zur Aufnahme vieler Menschen hinreichend — an und an den Fenstern aber blühten in lieblicher Farbenpracht Südpflanzen, Aloen und Schlingewächse, in deren Zweigen und Zwischenräumen allerlei befiederte und geschuppte Thiergestalten lebenslustig sich bewegten. So spiegelte sich eine gährende Innenwelt im Contraste der äußern Umgebung. Der Mann mußte gekannt sein, und kluge Oberen sahen seinem Werth und Einfluß die auffallende Verletzung der strengen Regel nach; oder ein gutmüthiges Phlegma, mehr besorgt um der Klosterfassen Leibes- als Seelenzustand, vermochte nicht, den aufkeimenden Reformator, den geschlechtlichen Feind innerhalb seiner Mauern zu erkennen, zu ahnen. Sicher war kein Hildebrand sein Vorsteher.

Es ward dunkel im Zimmer; die Klosterglocke läutete 6 Uhr. Der Mönch warf sein Buch zu, und zündete Licht an. Den Schreibpult und was darauf lag, bedeckte er mit einem grünen Tuche, die Sitze bei der Orgel rückte er in Ordnung; dann schrill er mit verschränkten Armen das Zimmer entlang, vergleichbar einem Strategen, welcher der Rückkehr seiner ausgesandten Begleitung harrt. Da klopfte es an der Thüre, und hereintrat der Maler Dietmer. Die Begrüßung war die sich unbekannter, fremder Personen. Die beiden Männer sahen sich heute zum Erstenmal, obgleich jeder von des andern Meinungen und Verhältnissen schon längere Zeit mehr oder minder unterrichtet war. Der Maler nannte seinen Namen; er galt bei dem Würzburger Clerus für gleichbedeutend mit dem Ausdruck Pfaffenfeind. Darum gab er zur Vermeidung etwaiger Verlegenheit sogleich den Grund seines Besuches an, und überreichte dem Priester einen Brief aus Italien, der einem von dort aus an Dietmer gerichteten Schreiben beigeschlossen war. Der Mönch trat hastig zur Lampe, riß das Siegel los, durchflog mit funkelnden Augen das entrollte Papier, und legte es, wunderbar schnell sein aufgeregtes Gemüth zu kalter Gelassenheit herabstimmend, langsam wie der stolze Feind die Kriegserklärung eines Kraftunglaichen auf die Seite. Dann ging er zu dem bisher seine Umgebung musternden Maler, und sprach mit gewohnter Freundlichkeit:

„Lieber Freund! Ich bin Euch verbunden für diesen Gang, und doppelt, weil er mit Ueberwindung Euerer Ansicht verknüpft war. Mich freut es, Euer Schuldner zu sein." Der Maler war um eine Antwort verlegen. Lächelnd sprach der Mönch: „Der Adler meidet die Schlangenhöhle, und der Mensch den Ort, der ihm widert. Man sagt, Ihr haßtet Unsersgleichen?"

„Nur den Stand, nicht die Person," entgegnete der Maler.

„Nun ja" — fuhr der Schwarzrock fort — „und weil denn der Beruf des Standes so oft in den Charakter der Personen übergeht, weil das Zwitterthum so vieler Klöster, nämlich nach Außen Armuth, nach Innen Ueppigkeit, in der Mönchsbrust sich ausprägt zu jener Doppelsinnigkeit oder Heuchelei, die scheinbar um die Verachtung der Welt buhlt, und der That nach von Hochmuth und leidenschaftlicher Gier strotzt; und weil stete Einsamkeit Einfeitigkeit gebiert, und Stummheit Stumpfsinn, und weil das Losreißen von der Menschheit großem Leben unmenschlich und des Lebens unwürdig macht: darum haßt Ihr außer dem Stand auch die Personen — nicht wahr?" Erstaunt, fast erschrocken hörte hier Dietmer den gelreuen Wiederhall seiner Gedanken; in den nämlichen Worten halle er vor Jahr und Tag einem vertrauten Freunde sich mitgetheilt.

Doch nahm er sich zusammen, und sah nach dem rölfselhaften Manne mit möglichst unbefangener Miene hin.

„Nun denn" — fuhr dieser fort — „uns entzweit die Ansicht so wenig als der Beruf. Wir Beide sind Maler, Ihr in Farben, ich in Worten, wir Beide bewundern dasselbe Urbild und seinen Abglanz vielleicht in einer und derselben Copie."

Der Maler ward stutzig, sein Auge streifte unwillkürlich zur Wand, zu dem verschleierten Bilde, von da aber schnell zurück zu seinem Gegenmann. Der Mönch, als bemerkte oder ver-

stünde er diesen Affekt seines Gastes nicht, ergriff dessen Hand und fragte in seiner so einnehmenden Sprache:

„Warum so still, mein Freund? Denkt die Erinnerung alte Bilder auf, jetzt's Euer Herz noch dem Heimweh zu den Alpen?"

Mit welcher Stimme antwortete Dietmer: „O Herr, mein Herz war nie in Italien!"

„Und doch sagt man", — sprach Jener weiter — „das Land der Kunst ist des Künstlers Vaterland."

„Es solle heißen," entgegnete der Maler, „was ist die Kunst ohne Vaterland?! Doch, geistlicher Herr, Ihr verliert mit mir Euere Stunden; mein Aufstrag ist zu Ende, gehabt Euch wohl!"

„Und Ihr wollet mich verlassen? Habe ich Euch etwa in meinem Reden beleidigt?" sprach äußerst gesittsam der Priester. Dietmer verneinte schweigend. „Nun denn" — drang der Mönch zutraulich in den Jüngling — „bleibet bei mir! Ihr seid traurig. Kommt mit voran zu meinen Blumen, zu meinen Lerchen und welschen Grasmücken, und erzählt mir von deren Heimathland Ausonien, in dessen blühenden Wundern emig sich mein Geist wie dieser Singvogel in seinen Zweigen schaukelt. Komm! Ihr nicht eingewöhnten im Vaterhaus der Weltbezwinger, konnte kein neuerer Gestirn Euer Gefallen fesseln?"

Der Maler, von dieser milthätigen Sprache hingezogen und niederkämpfend sein innerest Schmerzgefühl, sprach in männlicher, doch die Wehmuth nicht ganz dergender Haltung:

„Wohl hat es mir im welschen Land gefallen; und gedenke ich der drei frohlenden Meister meiner Kunst und ihrer hohen, unvergänglichen Gebilde: dann zieht es die Blicke abendwärts, und mein Geist weilt unter den Kuppeln des St. Peter oder in der Werkstätte meines herrlichen Meisters Mariotto. Aber jetzt neben dem Genius steigt der Dämon auf, und die beiden Gestalten, wie zwei Reiter feindlich sich tummelnd, verschwinden in der Seele, und nichts mehr bleibt dem innern Anblick als der einer unbehaglichen Oede. So geschah mir, als ich zum Erstenmal die ewige Stadt sah. — Es war vor vier Jahren an einem schwülen Sommertag. Gelagert unter dem Baum eines Hügels der Nordseite blickte ich hinab in das unendliche Steinmeer. Rings umher wie ein Amphitheater erhuben sich die Hügel und mitten aus ihnen der Fürst, der gekrönte Capitolinier. Auf und unter ihnen lagen diese Paläste und Tempel, die Forsklamm und Obelisken, die Gärten und Säulenhallen bespült vom grünen Tiberfluß, der durch zahllose Bogen und Joche zu seiner Mündung fließt. Wohl eine Stunde saß ich so da, immer nur verloren in dem einen, unbeschreiblichen Anblick; da sank mein Haupt ermüdet von dem Schauen, von der Hitze und Reise des Tages, und ich entschlief da außen — innerlich wachend. Denn das große Panorama, das ich so eben in mich gesaugt, als ein freieres, umfassenderes Traumbild ging es in der Seele auf. Ich sah das alte Rom. Wie ein riesiger Leuchtthurm stieg es aus dunklem Meere auf, und zeigte dem ungebundenen, über Zeit und Raum sich erhebenden Blick die Lichtträger eines halben Jahrtausends zusammengestellt in einer Versammlung. Ich sah den Linkarm bei den Dezern stehen, und Circinnatus bei den Gracchen; und der große Pompädius Silo führte den größern Sertorius, und der Vater der römischen Freiheit hing an dem Halse ihres Testamentsvollstreckers, Junius Brutus an dem Halse seines Enkels Markus. Und in der Entfernung sah ich die Frauen, die im Leben der Sache ihres Volkes nahe standen. Ich erkannte die Mutter der Tribunen und die Verwandtinnen des Coriolan, die todesmuthige Tochter des Virginius und die kühne Bestalin, und sie — die keusche Frau, deren selbstvorgossenes Blut den freien Quirliss Frau Portia, des letzten Römers heiligen, wunderwollen Gedanken. Eine Curie, ein Saal des Thomas setzte die Erdenschwere und über ihren Häuptern donnerte der Vater der Götter und Menschen: „Groß hat euer Bürgerreich begonnen, groß hat es gewandet — ihr habt dem Dasein euere Schuld bezahlt!" Da hob sich die Sonnenwolke mit ihrem Sessen höher und höher, und eine Musik erklang, hoch, heiliger, ernstbarer, als das es eben nur ein Traumlied sein konnte. Ich erwachte, schlug die Augen auf, und nicht vor mir am Fuße des Hügels — statt des getrümmten Triumphzuges sah ich Mönche und Fiedler, Bettler und Dirnen auf der Straße nach St. Loretto ziehen." Der Maler pausirte ein wenig, dann sprach er weiter: „Oftmals stand ich sinnend an den Trümmern einer großen Vergangenheit und betrachtete die Geschöpfe, die gedankenlos darüber krochen; und dann — der todte Stein kam mir lebendiger vor als diese steinernen Beliebten."

„Das ist der Lauf der Welt, mein junger Freund" — sprach der Mönch — „das Todte muß zusammenstürzen, doch aus dem Schutt keimt grünes Leben auf."

„Steingras!" warf bitter der Maler hin.

„Grüne Kräuter sieht Euer sinnlicher Blick; Euer Seelenauge die Farbe der Hoffnung," berichtigte der Priester.

„Ich!" fuhr Dietmer fort — „was kommt das weite Reich der Hoffnung ohne einen Pfad der Annäherung! Rom war, und sein Werden heißt Unmöglichkeit!"

„Unmöglichkeit!" sagte kopfschüttelnd der Mönch — „wie kann mein Freund unmöglich nennen, was mit der ewigen Vernunft und Gerechtigkeit verbindar ist? Aus der Welt fällt nichts hinaus; mancher Samen senkt sich tief, und die Gräber, die ihn drücken, sind Jahrhunderte. Aber auch diesem Winter lebt sein Lenz noch; denn die Weltregierung ist gerecht. Studieret ihre Bibel — die Weltgeschichte! Es muß zu jedem Alpha sein Omega kommen, wenn auch so viele Aeonen wie Buchstaben dazwischen liegen. Keine Schöpfung der Ewigkeit ist vergänglich; nicht einmal dieser sinnfällige Körper, diese Hand voll Asche. Schaut Euch nicht in der Ferne, schaut Euch in der Nähe um! Wie die Knochen der gefallenen Ahnen die Felder zwischen Opferbaum und Bergheim düngen, so befruchtet unsichtbar ihr Geist, ihr Andenken die Herzen ihrer Enkel, und läßt Halmen blühen, der hoch schießt wie die Aehren jener Markung. Und wenn dann auch diese neue Frucht noch einmal vom neidischen Schicksal gemäht wird, wenn ihre Krone fällt wie das Silberhaupt unseres Jacob vom Löwen: der Samen geht noch und doch einmal auf, muß aufgehen, sei es nach einem Jahrtausend — und ein Volk, das jetzt vielleicht noch nicht geboren ist, ärndet die reife Saat, wenn auch der Name „Franken" schon längst wie eine alte Heldensage verklungen ist!"

„Herr!" rief der Maler lebhaft — „wie können solche Worte in diesen Mauern verhallen? wie kann Euer Herz unter dieser Kutte schlagen?"

Seine frühere Aufwallung zur gewohnten Sanftheit des Ausdrucks zurückführend, antwortete der Mönch: „Der Arzt wohnt klüger im Krankenhaus als im Reich der Gesunden. Dieses Spital aber hat vor andern den Vorzug, daß es entweder nur Gesunde oder gänzlich Unheilbare einschließt. Darum ist auch da nicht mein beständiger Wohrsitz; nur vierundzwanzig Stunden der Woche vom Dienstag zum Mittwoch verbringe ich hier in aller Anhänglichkeit, häuslichem Geschäfte und Neigung zur Geschichtslehre, für welche ich mir ein eigenes Feld gegraben und bepflanzet habe. Es ist daher ein glücklicher Zu-

fall, daß Ihr gerade diesen Tag zur Ehre Eures Besuches ersehen habt; sonst hättet Ihr mich nur entfernter finden können, in der Gemeinde zu Waldmannshofen."

„So seid Ihr am Ende" — fiel ihm der erstaunte Maler ein — „ein und dieselbe Person mit dem Pfarrherrn Friedrich, der ehegestern in Schüpf gepredigt hat?"

Der Mönch sprach: „Im Würzburger Clerus nennt man mich den Pater Ambrosius; im Badenachgau und an der Tauber den Prediger Friedrich. Es fällt Euch gewiß", fuhr der Mönch scherzend fort, „der alte Homer und sein Vers von einem doppelnamigen Flußgott ein, von dem er sagt:

„Xanthus heißt er im Himmel, Skamander bei sterblichen Menschen."

„Aehnlich geht es mir. Hier in der heiligen Welt trage ich den Namen eines heiligen Kirchenvaters, dort in der profanen den Namen eines ketzerischen Kaisers. Welches aber von Beiden schöner klingt, mag Euerer lauten oder schweigenden Wahl überlassen sein."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte eines menschlichen Kopfes.*)

Im Jahre 1783 wurde in Bengalen, unweit Kalkutta, ein Kind geboren, welches sonst wohlgebildet war, dem aber auf seinem Kopfe ein zweiter Kopf angewachsen war, Scheitel gegen Scheitel. Dieser anzewachsene Kopf hatte dieselbe Größe und bis auf die Ohren und den Unterkiefer auch die vollständige Ausbildung, wie der eigentliche Kopf des Kindes. Sein Hals endete sich in eine abgerundete Geschwulst. Ernährt wurde der aufsitzende Kopf durch die Blutgefäße, welche vom eigentlichen Kindskopfe zu ihm hinübergingen. Zum unersetzlichen Verlust für die Wissenschaft wurde das Kind, etwa zwei Jahre alt, von einer Brillenschlange gebissen. Nur aus den zwei ersten Jahren des Lebens kennt man also die Geschichte eines rumpflosen Menschenkopfes. Und wie war nun dessen Benehmen?

Mit dem Kinde, dem er gleichsam als Schmarotzer aufsaß, zeigte er im Allgemeinen allerdings eine große Sympathie. Wenn das Kind schrie, verzog er seine Gesichtszüge auf ähnliche Weise und vergoß Thränen. Wenn es die Mutterbrust säugte, drückte er durch die Bewegungen des Mundes sein Wohlbehagen aus und der Speichel floß reichlich. Wenn das Kind lächelte, nahm er daran Antheil. Die Beobachtungen eignen sich nun keineswegs, um daraus den Beweis eines selbständigen Bewußtseins zu holen. Daß der Schmarotzerkopf durch jede gewaltsame Einwirkung sein Gesicht zum Weinen verzog, während das Kind selbst es kaum zu beachten schien, und daß ferner die Augen beider Köpfe in ihren Bewegungen nicht harmonirten, das könnte Alles nur für ein selbständiges Rückenmarkleben zeugen.

Allein ganz entscheidend ist die durch wiederholte Beobachtung sicher festgestellte Thatsache: während das Kind schlief, hatte der rumpflose Kopf oft seine Augen offen: während das Kind wachte, schloß dagegen der rumpflose Kopf seine Augen häufig zum andauernden Schlaf. Ein selbständiger Wechsel des Schlafens und Wachens aber bezeichnet eben das selbständige Bewußtsein. Zum Unglück für die Wissenschaft starb das Kind, bevor weitere und umfassendere Beobachtungen an ihm gemacht werden konnten; zum Glück für den rumpflosen Kopf starb es früher, ehe dieser noch ein klares Bewußtsein seiner Lage hatte gewinnen können. Wer sich in das Leben eines solchen Kopfes ohne Körper hineinzudenken vermag, der wird zugeben müssen, daß sein Schicksal das peinlichste und gräßlichste ist, welches man sich nur erdenken kann. Wohl hat man recht, wenn man behauptet, Raphael würde der größte Maler geworden sein, der er war, auch wenn er ohne Hand geboren wäre; aber hätte er dann seine Kunstwerke schaffen können? Ein Mensch, welcher nur aus Kopf besteht, ohne Glieder, welcher sieht, hört und riecht, aber keine einzige Bewegung auszuführen vermag, — dem zum Sprechen ebensowohl die nöthigen Sprachorgane, als die Luft fehlt, und der sich daher genöthigt sieht, lediglich durch Ausdruck seiner Gesichtszüge seine Empfindungen und seinen Willen kund zu geben, mit einem Worte, ein Mensch, welcher seinen Willen hat und dem alle und jede Möglichkeit abgeschnitten ist, seinen Willen jemals zur Ausführung zu bringen, der auf die Gnade und Barmherzigkeit aller andern Menschen angewiesen ist, am meisten desjenigen, dem er gleich einer Schmarotzerpflanze aufsitzt, ein solches Individuum ist gewiß das unglücklichste der Welt. Für Diejenigen, welche den philosophischen Standpunkt in übertriebener Weise festzuhalten suchen, und welche deshalb bei jeder Gelegenheit den Geist allein als werthvoll und wichtig anerkennen, gibt schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Existenz und ihre Qualen die schlagendste und überzeugendste Widerlegung. Sie lehrt uns den wahren Werth der realen Welt schätzen. Sie zeigt uns, wie nothwendig für unser irdisches Wohlsein das Zusammenwirken des Geistes und des Körpers ist.

*) Abgedruckt aus „Der Leib des Menschen", Vorträge für Gebildete, von Prof. med. C. Reclam.

Miscellen.

Ueber den **Werth eines Vogelnestes** bringt der thüringer Thierschutzverein folgende, überall beherzigenswerthe Ansprache: „Lieber Landmann! Dein Junge nimmt aus Langerweile ein Vogelnest, Grasmücken-, Spatzen-, Rothschwanznest oder ein Anderes, gleichviel von welchem der obengenannten Vögelchen, sei es mit Eiern oder mit Jungen, aus. Es sollen davon fünf im Nest sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitt etwa 50 Raupen und anderes Geschmeiß zur Aetzung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 200 Stück. Die Aetzung dauert durchschnittlich vier und fünf Wochen, wir wollen sagen 30 Tage, macht für das Nest 7500 Stück. Jedes Stück Raupe frißt täglich sein eigenes Gewicht an Blättern und Blüthen. Gesetzt, sie braucht, bis sie ausgefressen, 30 Tage und frißt täglich nur eine Blüthe, die eine Frucht gegeben hätte, so frißt sie in 30 Tagen 30 Obstfrüchte in der Blüthe und die 7500 Raupen zusammen 225,000 Stück solcher Blüthen. Hätte dein Junge das Vogelnest in Ruhe gelassen, so hättest du und deine Nachbarn um 225,000 Aepfel, Birnen und Pflaumen mehr geärnlet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie es aus Liebhaberei manchmal thut, 10, 20, 30 Blüthen des Tages frißt, oder wenn wegen des abgefressenen Laubes die Blüthen keine Nahrung mehr haben und welk abfallen, so beziffert sich dein und deiner Nachbarn Verlust noch viel höher. Du kannst dann leicht berechnen, was ein Vogelnest für einen Werth hat."

— In der Gegend von Gliniany in Ostgalizien soll ein Landmann seine Kuh und seine Frau auf den Markt getrieben haben. Für die Kuh bekam er 20, für sein Weib 40 fl. Die verkaufte Frau nahm an dem Handel gar keinen Anstand, sondern folgte willig ihrem Käufer, bis es bald darauf ihrem früheren Mann sehr wunderbar vorkam, sein Weib verkauft zu haben, so daß er sie wieder zurückhaben wollte. Aber der Käufer beharrte auf seinem Rechte, bis es endlich zwischen den zwei Männern zu einem Streit kam, der Beide in das Gefängniß ihres Bezirksgerichtes brachte.

Auf offener See.

(Aus der „Mainzer Zeitung“.)

Ein frischer Luftzug füllt die weißen Segel,
Vor'm Winde her, ein Adler fliegt das Schiff;
Gebaut nach südlicher Linienform und Regel,
Sein fester Panzer schützt's vor Fels und Riff.
Das Steuer ruht in sturmerprobten Händen,
Doch mächtig noch ist rings der Wogenrand;
Die See geht hoch und peitscht die Elementen,
Indeß vom Decke schallt Matrosensang.

Im weiten Ring wildtrotzige Piraten,
Schiffbrüchig Volk — wie Sturmesvögel drob'n
Dem flotten Segler der geeinten Staaten,
Es schwirren rings die Enterhaken schon.
Doch vorwärts geht's, als ob's die Windsbraut packe,
In sich'rem Fluge — alle Mann an Deck,
Mit wehrhaft mehr'der deutscher Nordbundsflagge
Den Kampf bestehend, ohne Riß und Leck.

Wohl folgen sie mit wildgeschwanzten Flächen
Entsendend Tod aus dampfendem Geschütz;
Gestachelt durch der zorn'gen Führer Rügen
Zuckt wetterleuchtend, züngelnd Blitz auf Blitz.
Ohnmächt'ge Wuth! — vom Morgenlicht umflossen
Zieht's frei die Bahn — nicht Mast noch Steuer brach,
Neptun beschirm's und Alle, die entschlossen,
Nicht dulden mehr Erniedrigung und Schmach.

Nur hier und dort aufzischen noch Raketen
Signale sendend der zerstreuten Schaar;
Heiß schwdren sie es, ewig zu befehden
Und schüren grimm aus Westen die Gefahr:
Doch steuert's kühn zum nahen Port und Ziele
Ein Riesenschwerdtfisch durch's bewegte Meer,
Und wie es theilt die Wogen mit dem Kiele,
Zertheilt's, zerstreut's der Klippenfische Heer.

Hochherz'ge Männer senden warme Grüße
Aus fernher Zon' dem Capitän an Bord,
Wo nur die Welle netzt des Deutschen Füße —
Erzählt sie lesse von dem mächt'gen Hort!
Zwar trennen noch aus Süden die Meilen
Des Schiffes Richtung, den erhellten Pfad —
Doch sei auch ihnen treu'ser Gruß entboten
Die Freiheit will's, daß man ihr kämpfend naht.

Wie einst Columbus fasset und vertrauen.
Der feste Glauben an ein Auferstehn
Des deutschen Volks in allen seinen Gauen
Soll uns erfrischend durch die Seele weh'n!
Zur höchsten Eintracht schüret rings die Flammen
Und ob wir auch nach Uhland's ernstem Wort
Nicht loben können Vieles, nicht verdammen —
Der Geist der Freiheit schreitet fort und fort.

Die See geht hoch! die Wellen sprüh'n und schäumen,
Doch theilen sich die Wolken — es wird licht! —
Die Sonne grüßt aus blauen Himmelsräumen,
Das deutsche Reich, ihr Männer, ist in Sicht.
Die Hüte schwenkt — und sah't der Wünsche besten
Hinüberwehen nach dem heim'schen Strande,
Ein Herz, ein Geist — trägt, Lüfte, es nach Westen —
Gott schirm' und schirm' das schöne Vaterland.

Die Anker sinken: zum geschmückten Hafen
Zieht recht bewimmelt das erprobte Schiff; —
In's Festgeläute tönt der Sang der Bremen,
Das Führers Blick folgt der gelobte Griff.
Die Salve kracht! — ein Hurrah tönt vom Borde.
Ein donnernd Hoch mischt sich vom Strand darein
Und mit den Rähnen durch die Segelforte
Zieht das Bewußtsein deutscher Größe ein.

Literarisches.

Die vorliegenden neuesten Nummern 8 — 15 des 6ten Jahrgangs der allgemeinen illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer“, herausgegeben von F. W. Hackländer (Stuttgart, Ed. Hallberger), machen wiederum ihrer Tendenz: den gebildeten Leser in Wort und Bild über Land und Meer zu führen, dabei aber überall ein echt nationales deutsches Staats-, Cultur- und Familienleben fest im Auge zu behalten, alle Ehre. Der Unterhaltungsstoff nimmt selbstverständlich eine hervorragende Stelle ein, da sich „Ueber Land und Meer“ ja in den 11 Jahren seines rüstigen Wetterstrebens immer mehr zum liebsten Hausfreunde der deutschen Familie gemacht hat, während es durch seine künstlerisch vollendeten Illustrationen alles hervorragenden Zeitereignisse zu einer unentbehrlichen Zeitschrift für öffentliche Lokale und Lesezirkel geworden ist. Die Novelle ist durch die besten deutschen Namen vertreten: Wilhelm Raabe (Corvinus) mit der fein humoristischen „Geschichte eines schwülen Tags oder Thekla's Erbschaft“, C. M. Vacano mit der psychologisch vertieften, interessanten Novelle: Momentane Wahrheiten, — Karl von Holtei mit dem fesselnden Roman: „Die alte Jungfer“, in dem wir außer Henriette Sontag, Ludwig Berger noch manchen glänzenden Namen begrüßen, — Gustav vom See mit der gemüthlich humoristischen Novelle: „Scheherasade“ und Karl Gutzkow durch die ebenso originelle als geistsprudelnde novellistische Studie: „Die ewige Jüdin“. Die mit großer Sorgfalt behandelte Zeitgeschichte bringt uns Biographieen und Porträts von dem hannover'schen Industriellen Egestorff, Schleiermacher, Dingelstedt, Ludw. Richter, Dr. Jelinka, Eduard Hildebrandt, Rothschild, Berryer, — gediegene Artikel und Illustrationen über: Eisenbahnen in Brasilien, eiserne Schwimmdocks, Rossini's Leben und Leichenbegängniß in Paris, den antiken Silberfund bei Hildesheim u. v. A. Die beliebten Wochenchroniken von Kossak aus Berlin und Silberstein aus Wien, Bilderräthsel, Rösselsprünge, humoristische Bilder und eine Fülle von den mannigfachsten unterhaltenden und belehrenden Artikeln aus den Federn von Karl Gutzkow, A. Meißl, Freiin von Eglofftein, Droufel, O. Otto, A. Wellmer, W. v. Richlenberg u. A. sorgen für freundliche Abwechselung, während die zahlreichen künstlerisch vollendeten und zeitgemäßen Illustrationen den alten Ruf von „Ueber Land und Meer“: als das im Verhältniß zu seinem geringen Abonnementspreise von 1 fl. 45 kr. per Quartal bestillustrirte Journal auf's Neue glänzend bewahrheiten. (In Würzburg zu beziehen durch die Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung.)

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 31. Sonntag, den 2. Mai 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

IV.

Die Klosterzelle.

(Fortsetzung.)

Der Maler sagte nichts; der Mönch fragte: „Dünkt Euch das Doppelbild so ernst und schweigsam? und glaubt Ihr nicht, daß Beide neben einander bestehen können, der sich verwandelnde Klostermann und der wandernde Prediger? Am Ende reichen Beide sich die Hand."

„Wenn" — erwiederte Dietmer — „wenn sich Feuer und Wasser eint. Der Scheiterhaufe des Johann Huß liegt wie ein Riß zwischen Reformation und Papstthum!"

„Daß die Jugend," begann der Mönch mit sanft verweisender Stimme — „immer nur das schroffe Nächste in's Auge faßt, und an eine mählig sich ebnende Zukunft nicht glauben will! Der Krater wird ausbrennen, und an seinem friedlichen Rande werden die Siedler von Links und Rechts nachbarlich ihre Frucht bauen. Ich lebe für die Zukunft, aber in der Gegenwart. Die Vollendung eines Hochdoms der gesammten Menschheit will ich nicht erleben; aber die Zeit möchte ich sehen, in der die Menschen mit wichtigern, Ziel annähernden Fragen sich befassen, als mit der, ob dieser oder jener Mitmensch das unsichtbare höchste Wesen in seinem Seelentempel als einen Greis abconterfeie oder als einen Jüngling, als König oder Baumeister — die Zeit, wo der Geist wieder, der Leib wenig, wo die Tugend mehr als der Glaube gilt. Dies ist mein Ziel und hiernach steuere ich. Jetzt, in diesem Augenblick kämpfe ich für die neue Lehre, nicht, weil ich sie für die beste, sondern weil ich sie für das, wenn auch schwankende Fahrzeug zu einer besseren halte; denn fehlt auch dem Martin Luther hat nur der Instinkt gesprochen, nicht das klare Bewußtsein. Wie ein Kind streckt er nach der Palme nur die Hand aus; sie zu brechen, fehlt ihm die Reife der Erkenntniß. Darum verdammt der Halbsehende die evangelischen Brüder und begreift nicht, daß nach deren Vernichtung die Gewalt über ihn kömmt. — Nicht daß ich ihn entwerthen, den billigen Preis ihm rauben will! Sein besseres Ich ist mir theuer und ich schaue im Geist die Früchte seiner Unternehmung. Aber ein großer Reformator wird der Bruder Martin denn doch nicht; und Wikliff und der Brescianer waren lichtere Häupter."

„So haltet Ihr es mit Münzer und Bodenstein?" fragte Dietmer.

Der Mönch erwiederte: „Ich halte es mit der Sache, nicht mit Menschen."

„Und wenn nun," fuhr der Maler fort — „wenn eine gute Sache von schlechten Menschen verunehrt und dadurch selbst unehrlich wird?"

„O, mein Sohn" — sprach wehmüthig der Mönch — „was widerstreitest du dem heiligen Geist und seinen Werken? Ist die Glorie des Erlösers staubig geworden, weil er selber in dem Staube lag? Das ist der Trugschluß unserer Zeiten: Die himmlische Freiheit hielt sich in den Palästen auf, und die großen Hanse warfen sie hinaus auf die Heerstraße. Da hoben Wegelagerer und Gauner, Bettler und Diebe das göttliche Kind auf, und trugen es im wilden Triumph über die Gasse. Nun schloß der Aberwitz: Die Freiheit selbst muß eine Rasende sein, weil sie von Rasenden getragen wird!"

„Herr!" sagte der Maler, gerührt des Priesters Hand erfassend — „ich dachte anders, als ich sprach; ich huldige Euerm Glauben."

Der Mönch neigte sich zu ihm mit zutraulichen Worten: „Es ist gut, mein Sohn, daß Ihr in's Vaterhaus gekommen seid. Es will Abend werden, und die Treuen müssen auf ihrem Posten sein. Es ist deren keine Ueberzahl — Viele sind berufen, Wenige auserwählt. Blickt hinaus — ein unabsehbares Gewitter, ein Krieg der Meinungen und Gewissen steht am blutigen Horizont. Rom, schreibt man mir, will keinen Fußbreit weichen, es hat sich gerüstet, und sein Geschütz auf der obersten Zinne seines Bollwerks aufgepflanzt. Es gilt Dasein oder Vernichtung. Siegt dieses Mal die Finsternis, dann wird das Licht auf Jahrhunderte eingesperrt. Darum rufe ich jetzt den Landsturm aller Kräfte auf, darum unterstütze ich auf der einen Seite den Hofreformator Luther, und mag auf der andern die von ihm verstimmten Bauern nicht fallen lassen."

Der Maler wollte einwenden; der Mönch unterbrach ihn: „Ich weiß, was Ihr sagen wollt: die Bauern sind nicht, was sie sein sollen. Bei Wenigen nur wohnt das Gefühl ihres mit Füßen getretenen Rechts, bei Wenigen nur der Glaube an eine lautere Gemeinschaft der Kirchen. Die Mehrzahl beherrscht Aberglaube, wilder Rachgier und Gewinnsucht. Wir aber wollen die Ruthe nicht wegwerfen, sondern handhaben."

Der Maler fragte: „Werden diese Tollen von der Bühne treten, die sie erobert haben? werden sie die berauschende Gewalt so leicht aus Handen lassen?"

Der Mönch erwiederte: „Sie werden, weil sie müssen. Sie können nicht ausseitigen, diese Auswüchse der Zeit; sie müssen neuen Schößlingen Platz machen. Das alte Sündenvolk stirbt in der Wüste; aber ein Josua wird es überleben, und die bessern Nachkommen in das Land der Ahnen führen."

„Und wenn er nun schon da war, dieser Josua oder Arminius“ — rief bewegt der Maler — „und er war da — o, daß er dahingegangen, der abendliche Morgenstern des Jahrhunderts, der Franz Sickingen, Deutschlands vereinigter Kaiser — und wenn die verwittrte Zeit, gramgebeugt über dem Grabe ihres Lieblings, sobald keinen Riesensprößling mehr gebähren kann und die übrigen, schwächern Kinder gleichgültig ihrem Schicksal preisgibt — wie dann?“

„Dann“ — antwortete nach einigem Besinnen der Mönch — „dann bleibt den Jungen nichts übrig, als was uns, den Alten bleibt: Wenn wir nicht siegen, zu — sterben!“ — — —

„Ja!“ sprach der Maler, „das wird ihr Loos sein wie das unsrige. Der Waizen wird getreten werden mit dem Unkraut, wenn das Heer der Gewaltigen über das Gefilde braust. Freund! ich scheue den Tod nicht; ich sehe ihn anstürmen und sehe ihm. Aber verkünden möcht' ich's nur, daß ich sein Kommen sah, damit einst bei seinem grausigen Gerichte kein Nebenmann, der lebensfroher als ich, mir vorwerfen kann: Du Botausehender hättest mich, den Unbesorgten, warnen sollen.“

„Mein Sohn,“ sprach der Mönch, „was wollt Ihr mit dunklen Ahnungen dem Werk der Zukunft in's Rad sollen?“

„Ich sehe nicht,“ entgegnete Dietmer, „ich sehe hell. Ich kenne unser Volk und weiß, wie weit sich auf seinen Kern zu verlassen ist. Nicht von den Bauern spreche ich jetzt, sondern von den Städtern, von den Würgburgern selbst und von ihrem hochgestellten, prunkenden Bundesbaum! Wohl steht er äußerlich wie eine Wodanseiche; aber laßt den Nordwind schneiden, scharf und anhaltend schneiden: und Ihr werdet bald zu Euerm Schreck gewahren, daß der Baum eine Stange ohne Wurzel war.“

„Kann sein,“ murmelte der Mönch, „kann sein! Aber (rief er mit erheiterterm Tone aus) noch leben wir — Ihr, ich, und hundert Franken, über deren Leichnam erst der Weg zum Baume führt. Die Zeit ist zeig, noch aber hegt sie tapfere Männer. — Kennt Ihr den Keller von Miltenberg, den Friedrich Weigand?“

„Dem Namen, nicht der Person nach,“ antwortete der Maler.

„Nun seht!“ sprach der Mönch, „das ist ein einzelner Geist, der mit dem ganzen Schwäbischen Bund in die Schranken tritt. Wenn Ihr den Sickingen Deutschlands künftigen Kaiser nanntet, so muß Euch der Weigand für des deutschen Reichs gebornen Kanzler gelten, gleichwie der Rittersmann Florian Geier für dessen ersten Feldhauptmann. Ja, im Rothenburger Lager selbst, im schwarzen und hellen Haufen lebt manches namenlose Haupt, auf das der Trutz der Großen mit Verachtung herabsieht; doch unter dem zerrissenen Wamms schlägt ein ganzes Herz! So lang diese wie nicht überwunden, so lang hoffen wir auf den Sieg!“

Es klopfte an der Thüre, und auf des Priesters Geheiß traten mehrere Schüler ein und begrüßten die beiden Männer. Dann legten sie Barett und Mantel ab, und befolgten schweigend die Winke an der Orgel. Dietmer wollte weiter gehen; der Mönch aber hielt ihn zurück mit den Worten:

„Seht! das sind die Wanderer in das Ahnenland, während unsere Gebeine in Egypten und den Wüsten modern. Die wolkenfreie Sonne wird ihr Führer sein! Deßhalb müssen früh sie sich an's Licht gewöhnen. Denn was Ihr vorhin vom wurzellosen Baum gesagt, ist wahr; ohne Tugend kein Sieg, ohne Bildung keine Freiheit!“

(Schluß folgt.)

Geretlet.*)

Novelle von Ewald August König.

Erstes Kapitel.

Das Bittgesuch.

Die Stadt hatte ihr Festkleid angelegt, Fahnen, Kränze und Guirlanden schmückten fast jedes Haus, hie und da traf man schon Vorbereitungen für die Illumination, die der Freude der loyalen Unterthanen über die glückliche Geburt eines Thronfolgers in erhöhtem Maße Ausdruck geben sollte.

Auf dem Paradeplatz der Residenz harrten die Truppen der Ankunft Sr. Durchlaucht des regierenden Herrn, der zur Feier des Tages große Parade befohlen hatte. Glühend brannte die Mittagssonne auf die messingbeschlagenen Helme, von den Bayonnetten und Säbelklingen, den Helmspitzen und den Knöpfen auf den Uniformen prallte das intensive Licht ihrer sengenden Strahlen zurück auf die dichten Gruppen der Zuschauer, die ungeduldiger als die Truppen ihren Landesherrn erwarteten.

Mitten unter diesen Gruppen, aber von ihnen abgesondert, stand eine junge, schwarzgekleidete Frau, welche einen ebenfalls schwarzgekleideten Knaben an der Hand hielt. Es war eine jener kleinen, zarten Gestalten, die stets auch im Alter noch etwas Kindliches in ihrer äußeren Erscheinung bewahren und dadurch niemals einen imponirenden, wohl aber einen angenehmen, wohlthuenden Eindruck machen. Ihr feines, blasses Gesicht trug die Spuren früherer Schönheit, es war die Schönheit einer Holbein'schen Madonna mit ihrer Innigkeit, ihrem sanften Liebreiz. Das tiefe Seelenleiden, welches sich in ihren großen blauen Augen spiegelte, ließ erkennen, daß der Gram schon lange an ihrem Herzen zehrte, während der Knabe hinzegen, der etwa sieben Jahre zählte, in der Fülle der Gesundheit gleich einer kaum erschlossenen Rose blühte.

Vor den Beiden stand ein kleiner bejahrter Herr, der eifrig in die junge Frau hineinsprach und dabei von Zeit zu Zeit eine Prise nahm. Er war dürftig gekleidet, sein fuchsiger Hut mit dem abgegriffenen Rand und der fadenscheinige, weder den Forderungen der Mode noch der Jahreszeit entsprechende Anzug verriethen, daß er entweder keinen Werth auf seine äußere Erscheinung legte oder mit einem dürftigen Einkommen geizen mußte.

„Courage, Madame, das ist die Hauptsache,“ sagte er, während er den Zeigefinger der rechten an den Daumen der linken Hand legte, „und eine allgemeine Amnestie wird nicht erlassen, wie ich zuversichtlich weiß, und wenn einige Gefangene in Folge des freudigen Ereignisses begnadigt werden, so sind unter diesen politische Verbrecher gewiß nicht eingeschlossen.“

„Ein Beweis mehr, wie gering meine Hoffnungen sind,“ seufzte die Frau.

„Nun, nun, der Fürst hat ein gutes Herz,“ tröstete der Mann, „und dann versprche ich mir auch viel von dem Coup, den ich ersonnen habe. Also ich wiederhole Ihnen, wenn Se. Durchlaucht der Fraute entlang geschritten sind, Madame Bachmann, so durchbrechen Sie mit dem Kleinen die Reihen der Zuschauer und werfen sich vor ihm nieder.“

„O, mein Gott, wenn's nur vorüber wäre!“

„Courage, ich werde mit meinen Eübegen schon vorarbeiten.“

„Glauben Sie denn sicher, daß er die Bittschrift annehmen wird?“

*) Aus dem Feuilleton zum „Pfälzischen Kurier“.

„Nun, dafür muß der Kleine sorgen,“ fuhr der Mann fort, während er auf die Mütze des Knaben tippte, „ich habe ihn instruirt, er wird's schon gut machen — nicht wahr, Franz?“

„Gewiß, Herr Heseler,“ sagte der Knabe, treuherzig zu ihm aufblickend.

Der kleine Herr nickte. „Es gilt ja, deinen Vater aus dem großen, dunkelen Hause zu befreien, nun, nun, rufe nur recht kräftig: „Gnade für meinen armen Vater!“ und leide nicht, daß ein Anderer dir das Papier aus der Hand nimmt. Selbst auch Kuchen und Kirschen haben, so viel du magst.“

„Kuchen und Kirschen,“ wiederholte der Knabe leise, in dessen Lexikon diese beiden Worte vielleicht schon längst gestrichen waren.

„Und die Bittschrift wird dann auch das ihrige thun,“ nahm Herr Heseler nach einer Pause wieder das Wort; „ich habe sie so warm abgefaßt, daß sie ihm das Herz rühren muß.“

Er griff tief in seine Dose hinein und nickte dabei der zitternden Frau ermuthigend zu.

„Das Vergehen meines armen Mannes ist zu schwer,“ sagte sie leise; „der Fürst wird es ihm nicht verzeihen.“

Der kleine Herr zuckte die Achseln. „Herr Waldemar Bachmann, Ihr Gatte, ist einer von den Wenigen, auf die das ganze Land mit Stolz blicken darf,“ erwiderte er, „seine herrlichen Lieder leben in jedem Herzen, sie haben einst auch den Fürsten begeistert. Nun ja, es war eine unverzeihliche Verirrung, daß er eine politische Rolle spielen wollte und die Fahne des Aufruhrs erhob, aber wie Viele und gerade die talentvollsten Geister haben diesen Weg zum Abgrund eingeschlagen und sind denn auch richtig in den Abgrund hinuntergestürzt. Das weiß der Fürst so gut, wie wir es wissen, und nun Herr Bachmann schon seit zwei Jahren seiner Freiheit beraubt ist, kann Seine Durchlaucht wohl Gnade für Recht ergehen lassen und ihn seiner Familie zurückgeben.“

Ein tausendstimmiger Ruf in der Ferne kündete die Ankunft des Fürsten an. In diesem Augenblick trat ein kleiner, korpulenter Herr auf die Gruppe zu und reichte der Frau die Hand. „Schütze Sie Gott auf diesem schweren Gang,“ sagte er mit warmer Theilnahme; „aber hoffen Sie nicht zu sehr, die Enttäuschung wäre zu bitter, wenn —“

„Herr Professor, die Hoffnung darf man nie verlieren,“ fiel Heseler ihm unwillig in's Wort, „sie ist die einzige Stütze in Sorgen und Kummer.“

Der Fürst war bereits auf dem Platze angelangt; er schritt, von einem glänzenden Gefolge begleitet, empfangen von dem Jubel der Menge und den Klängen einer rauschenden Musik, auf die Truppen zu.

Der kleine Mann stand dicht hinter der Mauer, welche die Zuschauer zwischen ihm und den Truppen bildeten; sein Blick war unverwandt auf den wallenden Helmbusch des Fürsten gerichtet, der langsam die Front entlang schritt. „Jetzt!“ flüsterte er und seine spitzen Ellbogen bohrten sich zwischen die Rippen der Zuschauer, die bestürzt zur Seite wichen.

Der Commandant der Truppen sprengte in diesem Augenblick herbei, um die Befehle für den Parademarsch zu geben; erschrocken fuhr Frau Bachmann zurück, der Knabe fiel, das Pferd setzte über ihn hinweg.

Die arme Frau fühlte sich einer Ohnmacht nahe, es wurde plötzlich dunkel vor ihren Augen, ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihren Lippen. Da berührte die Stimme des Kindes ihr Ohr, und es war ihr, als ob ein heller Sonnenstrahl in die Nacht vor ihr falle, sie eilte auf den Knaben zu und sah, daß er schon auf seinen Knieen vor dem Fürsten lag, dessen Gefolge das Kind umringte.

„Fühlst du Schmerz?“ fragte der Fürst besorgt.

Der Knabe streckte ihm das Händchen mit der Bittschrift entgegen. „Gnade für meinen armen, unglücklichen Vater!“ stammelte er.

„Durchlaucht, haben Sie Erbarmen!“ sagte die Mutter mit bebender Stimme; „geben Sie diesem Kind den Vater, mir den Gatten wieder.“

Der Fürst runzelte die Stirne, aber gleich darauf erheiterte wieder ein freundliches Lächeln seine Züge. „Mußte deshalb das Kind sich dieser Gefahr aussetzen?“ fragte er. „Die Bittschrift konnte im Schlosse abgegeben werden.“

„Durchlaucht, im Schlosse gibt es viele Wege, die ich nicht kenne und die man alle wandern muß, um zu unserem gnädigsten Herrn zu gelangen,“ erwiderte Frau Bachmann mit dem Muthe der Verzweiflung, „da wählte ich diesen, und Gott hat mir gezeigt, daß, wer auf ihn vertraut, in jeder Gefahr geschützt wird.“

Der Fürst hatte das Papier genommen. „Wie heißt der Gefangene?“ fragte er.

„Waldemar Bachmann.“

Abermals glitt ein finsterer Schatten über das Gesicht des Regenten, das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden.

„Gnade!“ rief der Knabe, das Gefolge des Fürsten wandte schon achselzuckend sich ab.

„Madame, die Gnade darf nie den Arm der Gerechtigkeit lähmen,“ sagte der Regent streng. „Waldemar Bachmann hat sich des Hochverraths schuldig gemacht; ich will sehen, wie weit die Gerechtigkeit eine Milderung seiner Strafe zuläßt.“

Er schritt rasch von dannen, lautlos umstand die Menge die arme, unglückliche Frau, die ihren Knaben weinend an's Herz drückte.

„Das war vergebens, gute Frau,“ sagte Einer; „Sie haben einen schlechten Rathgeber, ich würde es Ihnen vorausgesagt haben.“

„Er hätte ihn begnadigen können,“ warf ein Anderer ein, zumal heute, wo er selbst Vater —“

„Redet Euch nicht in's Unglück,“ warnte ein Dritter, „mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.“

„Waldemar Bachmann ist ein anerkannter Dichter, wir dürfen stolz auf ihn sein,“ ereiferte sich der Zweite; „sollen wir unsere Dichter einsperren lassen, weil sie einmal die Wahrheit gesagt haben?“

„Na, so befreit ihn,“ spottete der Dritte; „vielleicht singt er Euch für die Heldenthat ein Soblied.“

Schweigend legte Frau Bachmann ihre Hand auf den Arm Heselers, aus dessen treuherzigem Gesicht der Ausdruck freudiger Zuversicht entschwunden war.

„Nun, haben wir auch nicht Alles, so haben wir doch etwas erreicht,“ sagte der kleine Mann nach einer Weile. „Der Fürst wird die Akten noch einmal durchsehen lassen und jetzt die Schuld Ihres Gatten in einem anderen Lichte betrachten, als damals.“

Die Frau schwieg.

„Durchlaucht ist ein böser Mann,“ versetzte der Knabe; „er sah Mama so böse an.“

„Da hören Sie es," erwiderte Frau Bachmann; „wenn Sie den Blick gestehen hätten, der mich traf, so würden Sie wissen, daß es keine Hoffnung für uns gibt."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Im Thale von Arreau, in den Hochpyrenäen, schreibt das „Mémorial des Pyrénées", starb dieser Tage eine alte Frau mit Namen Catharine Pujade. Allem Anscheine nach war dieselbe in ihrer Jugend Mitglied einer Zigeunerbande. Sie lebte gänzlich allein ohne Verwandte und Freunde und befriedigte ihre geringen Bedürfnisse durch Jagd und Fischfang nach Art der Mohicaner. Sie hatte sich in den Bergen eine Hütte von drei Quadratmeter gebaut und ebenso waren ihr Bett, Tisch, Koffer und Stuhl von ihr selbst verfertigt worden. Ihre Kleidung war seltsam und malerisch. Sie trug Hosen von Sarsche, eine Blouse von weißer Wolle, schwer mit Nägeln beschlagene Schuhe und ein rothes Capulet, unter dessen Falten Gestalt und Gesicht verschwanden. Catharine war ebenso gewandt auf der Jagd wie beim Fischfange. Die Sicherheit ihres Schusses war im Thale sprichwörtlich geworden und ihre Netze waren stets mit Fischen gefüllt. Zwei bis drei Mal die Woche stieg sie zu der kleinen Stadt Arreau hinab, um dort ihre Vorräthe zu verkaufen, die sie in Gast- und Privathäusern ablegte. Lebte sie auch sonst einfach, so trank sie doch ihren Wein bei jedem Mahle, was bei jenen Bergbewohnern sehr selten vorkam. In den letzten Zeiten konnte Catharine nicht mehr jagen in Folge einer Verwundung an der rechten Hand. Dieses hat sie jedoch durch Schlingen jeder Art wieder ein, mit welchen sie das Wildpret einfing und worin sie eine große Geschicklichkeit erlangt hatte; denn sie hatte so zu sagen den Spürsinn der Wilden. Desgleichen hatte sie sich auch nach jenem Unfalle mit doppeltem Eifer und großem Erfolge auf das Fischen verlegt. Catharine Pujade starb im Alter von 69 Jahren, ohne jemals krank gewesen zu sein. Nach den Aussagen der dortigen Bergbewohner hatte sie das Thal von Arreau seit 50 Jahren nicht verlassen.

*

— (Was den Büffeln Freude macht.) Ein Blatt aus dem Westen Amerika's erzählt: Die Büffel fanden ein neues Privatvergnügen auf der baumlosen Prairie. Sie bemühten die Telegraphenstangen, um sich die Haut daran zu reiben, was der Telegraphencompagnie gar vielen Schaden verursachte, denn die Drähte warden Meilen weit zerstört. Einem von der Gesellschaft kam plötzlich ein Gedanke zur Abhilfe. Man sandte nach St. Louis und Chicago und ließ sich alle Spießerangel senden, die man auftreiben konnte. Diese wurden nun von allen Seiten in die Stangen getrieben, so daß die scharfen Spitzen weit herausstanden, damit den Büffeln ihr Privatvergnügen verleidet würde. Aber niemals hat eine Compagnie sich mehr getäuscht gesehen, als die Prairie-Telegraphen-Gesellschaft. Die Spießerangel waren den Büffeln gerade recht, und es titzelte sie ganz besonders, sich ihre dicke Haut davon aufritzen zu lassen. Von allen Seiten kamen sie herangelaufen und sie bekämpften sich förmlich mit ihren Hörnern, denn jeder wollte der erste an der Stange sein. In kurzer Zeit lagen sämmtliche Stangen und Drähte niedergebrochen, und die Telegraphengesellschaft hat seitdem keine neue Nachfrage nach Spießerangeln angestellt.

Ein Abschiedswort an Würzburg.

So muß ich Dich denn meiden,
O Stadt, so lieb und traut!
Vom Grab der Mutter scheiden,
Leb' wohl! so ruf' ich laut.

Ich ruf es unter Thränen,
Weil ich hier glücklich war;
Und mein herzinnig Sehnen
Gilt Würzburg immerdar.

Denn hold sind Deine Frauen,
Und stolz der Männer Wort;
So, daß man nicht möcht' bauen
Den Herd an anderm Ort.

Das Schicksal aber treibet
Mich wieder fort von hier;
Nur die Erinnerung bleibet,
O Würzburg, stets von Dir!

Im Tod erst kehr' ich wieder
Zur theuren Mutter Gruft:
Ihr tönen meine Lieder,
Bis Gott mich zu sich ruft.

Würzburg, 29. April 1869.

v. Scharff-Scharffenstein.

Literarisches.

Von dem Familienblatt: Die illustrirte Welt (Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart) liegen uns die beiden letzten Hefte (3 und 4) vor und rechtfertigen wiederum in jeder Beziehung die überaus große Verbreitung dieses populärsten illustrirten Unterhaltungsblattes. Ja, fast will es uns scheinen, als zeichneten sich die altbewährten Holzschnitte aus der Hallberger'schen zylographischen Anstalt in den Heften des 17. Jahrganges durch ein noch sichtbareres Streben nach künstlerischer Vollendung aus. Natürlich nimmt auch in dem 3. und 4. Hefte eine gediegene und fesselnde Unterhaltungslectüre die erste Stelle ein. Da finden wir Ernst Willkomm mit seiner frisch quellenden Novelle: Die Braut von Oldenwöhrden, in der recht bildmarsches kerniges Volksleben athmet und erfrischende Meeresluft weht, — Theodor Griesinger's ungemein spannende Geschichte aus dem amerikanischen Gesellschafts- und Sklavenleben: Die weiße Sklavin, — die psychologisch vertiefte und ebenso anmuthige als ergreifende Novelle: Ein erblichener Sonnenstrahl, in der Arnold Wellmer uns in die am Abhange des Harzes gelegene, durch die jüngsten hannover'schen Ereignisse bekannte Klosterschule Ilfeld einführt, — die höchst spannende Kriminalgeschichte Temme's: In der Ballus. W. Winckler gibt eine hübsche Skizze aus seinem Tagebuch: Vierblättrige Kleeblätter, Karl Ruß etwas belehrend Naturgeschichtliches: Ein seltener Baumeister und ein Liebling des Volks, Ferdinand Pflug historische Bilder, Dr. Hugo Schramm ein Erinnerungsblatt aus dem Leben Friedrich Hebbel's u. s. w. Auch für Belehrung ist in Wort und Bild reich gesorgt. Nicht weniger als 30 große prächtig ausgeführte Bilder: Porträts des belgischen Krouprinzen, Birch-Pfeiffer, Illustrationen zu deutschen Dichtern, Humor, aus der spanischen Revolution, Genre- und historische Bilder, Erdbeben in Peru, Bilderräthsel u. s. w. schmücken die Hefte — und dennoch kostet jedes nur 17½ kr. und das Jahres-Abonnement kann eine praktische Gratis-Stahlstich-Prämie: Die Erwartung, nach dem Gedicht von Schiller. (Zu beziehen durch die Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung in Würzburg.)

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 32. Mittwoch, den 5. Mai 1869.

Aus Frankens Vorzeit.

Von Dr. Lommel.

IV.

Die Klosterzelle.

(Schluß.)

Der Maler setzte sich zu den Schülern; und als der übrige Theil derselben gekommen, und der für die Zuhörer bestimmte Raum gefüllt war, schloß der Mönch die Thüre ab, schritt mehrmals wortlos das Zimmer entlang, lehnte sich sodann an die Mauer und begann:

„Meine lieben jungen Freunde! Im Anfang unseres Beisammenseins sprach ich das Wort aus: Die Weltgeschichte ist der Spiegel der Menschenseele. Wenn wir nun, vom Beginn der Forschung an, der gedachten Seele zahllose Lichtfunken, Triebe und Vermögen ausgeprägt sahen in der Geschichte eben so vieler Familien, Stämme und Völker: so mußten wir auch die beiden Feuersäulen unserer Psyche, die Intelligenz und die Willenskraft naturgemäß in der Geschichte der beiden größten Nationen des Alterthums abgespiegelt finden. Und wir fanden es. Darum galt uns Griechenthum für gleichbedeutend mit Genie, Römerthum für gleichbedeutend mit Charakter. Gleichwie aber jene zwei, aus einem Quell entsprungenen Seelenströme nach vollbrachtem Lauf die alte Einheit suchen, und sich zu gleicher Zeit in das Mittelvermögen „Gefühl“ münden, welches ein minder klares Denken und ein minder festes Wollen, aber dennoch eine wesentliche Vermischung Beider ist: so mußten auch der hellenische Geist, wenn gleich weniger hoch, und die Quirlische That, wenn gleich weniger tief, ihren Zusammenklang in einem Mittel- und Mittels-Volke finden, und mit diesem neuen Kämpfer auf dem Weltstheater, dessen Volksthum Gemüthlichkeit heißt, hebt eine neue Zeit an.

„Mitten im Herzen des Erdtheils Europa, dem Süd und Nord nach geschirmt von Alpen und Meeren, morgen- und abendwärts begränzt von seinen Strömen und dem Schrecken seines Namens liegt ein Land; seine Anschwemmung gährender Gewässer, sein pflanzgeflammtes Inselreich; wohl aber ein Urland, ein wald-, moor- und wetterbedeckter Granit, der tausendjährige Eichen und diesen ähnliche Menschen trug. Das Land stand von Beginn her, hieß Gottes oder Teufs Land, seine Ursassen die Deutschen, die Söhne der Hertha, das ist gotterzeugt und erdentsprossen. Mehr- oder Germanen nannte sie sonst auch Freund und Feind, letzterer nicht ohne Anspielung auf das Römerwort germanus, will sagen, ein äußerlich und innerlich, durch Gestalt und Sitte, durch hohen Wuchs, blaue Augen, blonde Haare gleichweise durch Seelenstärke, Treue und Biederkeit sich ähnlich sehendes, leibliches Brudervolk. Und das war es auch!

„Nicht an der Ammenbrust, großgesäugt am Mutterherzen erwuchs der deutsche Knabe; halbnackt, unter freiem Himmel, bei rauher Kost und steter Uebung erwuchs er im Kreise seiner Altersgenossen, gleichviel ob von Edlen stammend, von Freien oder Knechten. Der Unterschied des Ranges und Vermögens blieb dem Knaben unbekannt; einen Vorzug erwarben nur spätere Thaten. Mutter und Schwester wandten frühzeitig sein Auge der lehrreichen Natur und dem herzerhebenden Himmel zu, Vater und Bruder unterwiesen ihn den Tag hindurch im Vorspiel zu Waidwerk, Krieg und männlicher Tugend; und wenn es Abend ward, und der greise Ahnherr unter der Hütte saß, dann hörte er von der Altvordern begeisternden Thaten. So geschuft, frei vom Druck der römischen Bürgerwelt und ohne die Geißelhiebe der spartanischen Jugend, ward der Knabe äußerlich und innerlich stark — ein Adlerkind, welches brustschwellend unter elterlichem Fittig seinem Erstlings-Fluge entgegenharrt.

„Der Knabe ward Jüngling, und die Kameradschaft der Gespielen ein freier, kühner Jugendbund. Im feierlichen Kreise der Männer standen die gleichaltrigen Söhne des Gaues, und empfingen hier ihren Freibrief in einfachem, eisernen Waffenschmuck (Gold kannte oder achtete der Deutsche nicht). Der Vorsteher der Gemeinde gab den Gewerbeten Schild und Speer, Schwert und Streitaxt, und ermahnte sie im Namen Aller zur Ehre und Mannheit, zur unerschütterlichen Treue gegen das heilige Vaterland. Darauf verabschiedeten sich die Jünglinge von der Heimathwelt, und zogen hinaus auf die Wanderfahrt. Den Bären aufsuchend und den gewaltigen Ur, durchstreiften sie die Forsten und Gebirge der Nachbarschaft, oft auch weit hin wandernd und die deutschen Stämme und Brüder heimsuchend an den lichten Ufern des Rheins, oder fern von da in der Hertha-See's schauerlicher Umgebung. Gruß und Handschlag empfing da und dort die Gäste, treulich sahe Wirth und Wandrer sich zum Hochtisch, forschend und berichtend von den Stimmen des Tages, von dem Treiben und Brauch der Singelgauen, gleichwie von des großen Vaterlandes gemeinsamer Wohlfahrt und Gefahr. Wenn dann nach Tagen oder Wochen die Stunde der Trennung schlug, und der Trinkhörner Quelle versiegt war, führte der Hausvater seinen Pflegling in die nächste Gemarkung, nicht anders wie einen alten Freund zu längst gekannten Freunden. So wanderten die Jünglinge in Nähe und Ferne, bis sie der Drang ihrer Mannheit oder ein noch dringenderes Aufgebot in die bedrohte Heimath

zu blutigem Kampfe rief. Ernst und feierlich, begeistert vom vaterländischen Kriegsgesang und dem Anblick ihrer Gegen gegen die Germanen in die Schlacht, sie schritten wuchtig, nur vorwärtsgehen mit erneuter Kraft, niemals fliehend, von rühmlichen Schlachtentod vorziehend der ewig lebenden Schmach eines Feigen, dem Schlammtode des Verräthers. Ein einfacher Rasenhügel deckte die gefallenen Helden, stolze Ehrenklagen schwiegen bald, niemals der Treuen Schmerz und Gedächtniß; und der Todte lebte herrlich in der Erinnerung seines Volkes und in den Liedern seiner Barden.

„Aber auch des Ueberlebenden harrte ein schönes Loos. Sie — die dem Schwerverwundeten mitten unter Feindesgeschoß das Blut gesaugt und ihn mit der Kraft verzweifelter Liebe gegen den Speer des Gegners gedeckt hat, sie, die todgeprüfte, unbefleckte Jungfrau reiferen Alters, reichte dem genesenen Jugendfreunde die Rechte, neu gelobend unbedingte Ausdauer und Theilnahme am Schicksal des Vermählten. So lebte die eine Frau dem einen Mann und seinen Erzeugten, in abgeschiedener Häuslichkeit und mütterlichem Walten, mit keinem Gedanken hinaus und hinüber, im Gatten mehr die Ehe als das Geschlecht liebend, und treu besorgt um die ohne Vorrecht und Erstgeburt gleicherzogenen Kinder. Scheidung kannte man nicht; namenloser Schimpf bestrafte den Ehebruch. Nach dem Tode des Einzigen ehrte das Weib die erste Liebe, und verharrte bis an ihr Lebensende — eine keusche Wittwe. Was anderswo kein Gesetz vermag, das wirkte dort die Sitte; und der Frauen Lob war groß bei den Deutschen.

„Easter warf man nur den Männern vor: sie heißen Trunk und Spielsucht. Aber auch in den Verirrungen sprach sich des Volkes leibliche und gemüthliche Kraft aus. Zu berathen über Einzelner Unternehmung oder über die Verhältnisse des engern Bezirkes versammelten sich die stimmfähigen Männer beim gemeinsamen Gelage. Dort berathschlagten sie, wohl auch stritten, schlugen und fochten die Berauschten die Nacht hindurch; Schlüsse faßten sie nur am nüchternen, verlöhnenden Morgen. Sie beriethen, wie der alte Römer sagt, wann sie nicht heucheln, und beschlossen, wann sie nicht irren konnten. In ihren Freistunden und außer den volksthümlichen Turn- und Waffenspielen würfelten sie; und sieh! der starke Mann, der Hab und Gut verspielt und den eigenen Leib auf den letzten Würfel gesetzt hat, ging ohne Widerrede in die Knechtschaft des Schwächern. Das hießen sie Worthalten. Der deutsche Knecht ward aber auch nicht gehalten wie ein Römersclave. Er baute das freilich mit den Früchten des Herbstes wenig vertraute Land; dafür war seine Abgabe an den Herrn nur gering, und was er erübrigte, sein Eigenthum. Zins steigern und Wucher treiben, war unbekannt. Auch fiel das Loos des Knechtes nicht auf ewig. Der Herr entließ ihn leicht; denn der wahre Freie kann nur Freie um sich sehen und keine Unterdrückten.

„Einfach wie das deutsche Volk war sein Gesetz und seine Verfassung. Es ward regiert von unbeschriebenen Menschenrechten, von altem Brauch und Herkommen; wo dies nicht mehr galt, von Gottesgerichten und Zweikampf, und von den Beschlüssen der allgemeinen Volksversammlung. In schönen Maitagen unter sonnigem Blau oder unter hellem Sternenhimmel zusammentretend, entschied diese letzte Gewalt über das, was vorher die Abgeordneten der einzelnen Gauen vor der Landesgemeinde berathen, entschied über Frieden und Krieg, Gesetz und Bündniß, berief den Heerbann, und ernannte den tapfersten, erfahrensten und treuesten seiner Streiter zum Herrführer. Auch die übrigen Vorsteher für Krieg und Frieden wählte sie, und urtheilte als oberstes Landesgericht. Ihre Anordnungen mußten in ihren hohen Würden ergraut sein; sie liefen drum die Gauen. Wenige Stämme hatten Könige mit beschränkterer Gewalt, oder Adelsgang. Keine Steuern, nur Ehrengaben des Volkes nährten sie. Der waterländischen Jugend freiwillige Gefolgschaft war im Frieden ihr Schmuck, im Krieg ihre Schutzwehr, und wies sie dem Gefolge Schande war, die Schlacht zu überleben, in der sein Fürst fiel, so konnte dieser nicht mehr als Fürst vor der Vorderster gelten, wenn er von Einem der Untergebenen in Einsicht und Muth übertroffen war. In den Tagen allgemeiner Vaterlandsgefahr fochten Alle — Könige und Freie — unter dem volkserwählten Herzog, oder Bundesobmann.

„Und hoch über Fürsten und Volk, hoch auch über Walhalla, dem Sitze vergötterter Helden und Frauen, des herrlichen Odin und des gewaltreichen Thor, das wunderholden Freia und der weisen Jungfrau Iduna, hoch über diesem seelenvollen Sagenkreis der Priester und Barden schwebte unverfinnlicht, gewaltlos das allumfassende höchste Wesen, von einem kindlichen Volke Alfadur benannt — der Allvater. Unter seiner Hut reifte nur sich selbst gekannt das Volk der Eichen, bis sein Metzgergruß wie Dämmerlicht durch die verschlungenen Zweige brang, und das reife, hoch aber unglücklich fliegende Aarlerpaar aus heimischem Horst auf die Weltbühne der Geschichte rief. So beginnt das Heldenbuch der Deutschen."

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Erstes Kapitel.

Das Bittgesuch.

(Fortsetzung.)

Die Unterhaltung stockte, schweigend durchwanderten die Drei einige Straßen, dann traten sie in ein kleines Häuschen, welches durch seine Sauberkeit einen wohlthuenden Eindruck machte. Ein Messingplättchen auf der Thür mit der Inschrift: „Heseler, Rechtspraktikant", bezeichnete dieses Haus als die Wohnung des kleinen Herrn.

Frau Bachmann stieg mit ihrem Knaben eine schmale Treppe hinauf und trat in ein sehr einfach aber geschmackvoll eingerichtetes Zimmer. Sie war ruhig und gefaßt, sie hatte freilich die leise Hoffnung gehegt, daß der schwere, demüthigende Gang von Erfolg begleitet sein werde, aber sie hatte kein Vertrauen auf diese Hoffnung gesetzt; das mildcrte die Bitterkeit der Enttäuschung. Sie kleidete ihren Knaben aus und gab ihm sein Mittagbrod, welches sie schon vorher zubereitet hatte, Milchsuppe und etwas gekochtes Obst. Sie selbst konnte nicht essen, gedankenvoll blickte sie dem Kinde zu, welches, den Ernst des Augenblickes kaum fühlend, wacker einhieb.

Der Rechtspraktikant mochte fühlen, daß es seine Pflicht war, in diesen schweren Stunden der Armen mit seinem Trost, seinem Rath und seinen Hoffnungen beizustehen, er trat, von seiner Frau begleitet, ein und bat sie, für heute sein Gast zu sein.

Frau Bachmann schüttelte ablehnend das Haupt. „Sie werden begreifen, weshalb ich Ihre freundliche Einladung nicht annehmen kann," sagte sie.

Der kleine Herr nahm eine Prise und blickte fragend seine Frau an. „Sei so gut und hole das Essen herauf," versetzte

er, „wenn Madame nicht kann, so soll wenigstens der Kleine seinen Kuchen und seine Kirschen haben; ich habe sie ihm versprochen, und er hat sie redlich verdient."

„Das arme Kind!" flüsterte die Mutter, während sie mit der Hand über seine blonden Locken strich.

Der Rechtspraktikant wanderte langsam auf und ab, von Zeit zu Zeit streifte sein Blick verstohlen Mutter und Kind und dann glitt ein Schatten des Unmuthes über sein hageres, biederes Gesicht.

„Unverantwortlich war es," sagte er grollend, „weshalb mußte er sich hineinmischen! Er hatte ein gutes Einkommen, häusliches Glück und vor sich eine ehrenvolle Laufbahn. Weshalb konnte er sich mit seinem Dichterruhm nicht begnügen? Er war beliebt, geachtet, gesucht — aber die mußte ihn der Teufel reiten, daß er sich an die Spitze des Aufstehs stellte!"

„O, verunglimpfen Sie ihn nicht," bat die Frau; „die Dichter sind aus anderem Holz geschnitzt, wie wir Alltagsmenschen; sie begreifen sich für Ideen, während wir mit unserem hausbackenen Verstand nur die Thatsachen anerkennen. Wenn es nicht eine große, erhabene Idee war, das Volk aus seinem Schlummer aufzurütteln, ihm die Morgenröthe der Freiheit zu zeigen und es dieser Morgenröthe entgegenzuführen, — nun dann hat er geirrt und Jeder irrt, so lange er strebt; hat Goethe gesagt."

Der Rechtspraktikant war vor der blassen Frau stehen geblieben, je länger sie sprach, desto höher zog er die buschigen Augenbrauen empor.

„Eine erhabene Idee?" erwiderte er. „Mag sein, aber so lange das Volk in seiner Gesammtheit nicht reif ist für die Freiheit, soll man's nicht versuchen, gewaltsam seine Ketten zu zersprengen. Es ist eine Sisyphus-Arbeit, Madame, und der hinunterrollende Stein kann den Thor, der sich vergeblich mit ihm abquält, zermalmen. Es ist ein schönes Talent, die Dichtkunst, und der, dem Gott dieses Talent in die Seele gehaucht hat, fühlt sich nur zu leicht versucht, sich dem Schöpfer gleich zu dünken, er bedenkt nicht, daß die Erde ihn festhält, daß seine Düdalusflügel an der Sonne schmelzen, und das ist der Fluch dieses Talentes!"

„Und wollen Sie diesen Fluch ihm zum Vorwurf machen?"

„Nein, es wäre ungerecht."

„Nun wohl, dann —"

„Nun wohl, Madame, dann hat er auch der Staat nicht das Recht, ihn zu verdammen. Das ist die logische Schlußfolgerung aus der Lehre von den verschiedenen Hoffarten, aus denen wir geschaffen sind. Ist Waldemar Bachmann nicht damals geringfügig gewarnt worden? Habe ich ihm nicht den Abgrund gezeigt, in den er sich zu stürzen gedachte? Mußte er nicht Rücksicht nehmen auf Weib und Kind? Wer sich zum Retter des Vaterlandes und zum Beglücker des Volkes berufen glaubt, der soll auf den eigenen Herd und Familienglück von vorne herein verzichten, und wenn er einen Herd und eine Familie hat, so muß er dem zweifelhaften Ruhm eines Volksbeglückers als Mann und Vater zu entsagen wissen."

Frau Bachmann zuckte die Achseln. „Wenn alle Menschen nach diesem Grundsatz gehandelt hätten, so würde die Geschichte wenige große, edle und erhabene Thaten zu verzeichnen haben," erwiderte sie; „ich kann Ihrer Ansicht nicht beipflichten."

Der Rechtspraktikant hatte seine Wanderung wieder aufgenommen, seine Frau aß mit dem Knaben allein, das Zartgefühl hinderte ihn, sich hinzusetzen. „Item, was ist dabei herausgekommen?" fragte er nach einer Pause. „Waldemar Buchmann muß sieben Jahre seines Lebensfrühlings im Gefängniß vertrauern, und wenn sich nach dieser Zeit ihm die Thore wieder öffnen, so ist er gebrochen an Leib und Seele."

„Dann kehrt er zurück zu mir —"

„Und fällt Ihnen zur Last."

„Nimmermehr! In meinen Armen soll er vergessen und wieder zu einem neuen Leben erwachen."

„Sehr gut, aber —"

„Ich verstehe Sie. Habe ich bisher die Subsistenzmittel für mein Kind und mich verdient, weshalb soll ich nicht auch ihn ernähren können? Er wird zufrieden sein mit dem, was ich ihm geben kann, und Gott, der bis hierher geholfen hat, wird und später auch nicht verlassen."

Der blasse Mann, diesem glaubigen Vertrauen und dieser opferfreudigen Liebe strich der Rechtspraktikant die Segel. „Gott segne Sie," sagte er leise, „Sie sind ein edles Weib. Aber werden Sie es ausführen können? Ist nicht schon jetzt Ihre Gesundheit angegriffen durch die Anstrengungen des Unterrichts, den Sie vom Morgen bis zum Abend fast unausgesetzt geben?"

„Nein," entgegnete die kleine Frau, und ein freudiger Stolz leuchtete aus ihren Augen; „nur die Sehnsucht nach meinem Gatten, der Gram um ihn und der heiße Wunsch, ihn befreien zu können, das ist es allein, was an meiner Gesundheit rüttelt."

„Und es liegen noch fünf Jahre —"

„Ach — nun ich meine letzte Hoffnung zu Grabe getragen habe, will ich stark und ruhig sein, meines Kindes und seinetwegen, die Stunde wird ja auch noch kommen, in der ich mit ihm wieder vereint bin. Ja, das will ich — ich kann ja nun nichts mehr thun, als seine Lage zu erleichtern suchen, und diese Pflicht soll erfüllt werden, wie ich sie bisher erfüllt habe."

Der Knabe blickte lächelnd in das leuchtende Auge seiner Mutter; er schmiegte sich an sie und sie ließ das Haupt auf seine Locken niedersinken, um die rasch nachstürzenden Thränen zu verbergen. Der Rechtspraktikant schüttelte den Kopf und nahm eine Prise; seine Frau erhob sich und trug das Geschirr hinaus.

„Sehen Sie, so habe ich mir den Weg vorgezeichnet und der liebe Gott wird mir Muth und Kraft geben, ihn zu wandern," brach Frau Bachmann nach einer langen Pause das Schweigen, „und wenn es in seinem Rath beschlossen ist, daß ich das Ziel nicht erreichen soll, dann wird er dieser Waise ein Vater sein."

„Madame, Sie wissen —"

„Ja, ich weiß, daß Sie das Kind nicht hinaustreiben würden, ich kenne ja Ihr gutes, edles Herz und danke Ihnen vielmals für die treue, uneigennützige Freundschaft; die Sie und bewiesen haben. Auch Waldemar wird Ihnen dafür danken und unser Dank bewahrt sich auf dieses Kind, welches Ihnen niemmer vergessen kann, daß Sie der einzige Freund seiner Mutter waren."

„Sagen Sie das nicht, der Professor Clemenreich war Ihnen ein besserer Freund."

„Nein, nein, ich erkenne mit herzlichem Dank die Freundschaft dieses edlen Mannes an, aber Sie thaten mehr als er. Er empfahl mich in seinen Kreisen und durch seine Empfehlungen fand ich Schülerinnen. Nun, ich glaube, ich habe seiner Empfehlung Ehre gemacht; so könnte ich sagen, ich sei quitt mit ihm. Sie aber theilten mit mir Ihr letztes Brod —"

„Und Sie gaben es wie später zurück, so sind auch wir mit einander quitt."

„Niemals, meine Schuld ist zu groß, als daß ich sie jemals abtragen könnte. Und nun wollen wir uns muthig in das Unabänderliche fügen und auf seine schönere Zeit hoffen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ueber das Begräbniß des Baktscha der Donischen Kalmücken, Dschembo Ganschinow, berichtet ein Augenzeuge im „Don. B." Folgendes: „Vom Tode bis zur Bestattung oder, richtiger, Verbrennung vergingen sechsmal 24 Stunden, während welcher Zeit der Leichnam des verstorbenen Baktscha (Aeltesten der Priester, eigentlich Lehrer) von verschiedenen Geweben umwickelt, an bejahigen Orte gebracht wurde, an denen der Verstorbene am häufigsten gewesen war. Nach der Ankunft des Lamaä (Oberpriesters) der Klein-Derbetschen-Horde, der eine höhere Rangstufe in der Hierarchie bekleidet, als der Verstorbene, begann die Ceremonie der Verbrennung der Leiche. Es wurde ein Ofen aus Ziegeln erbaut und auf den Seiten mit vier Blasebälgen versehen. Dieser Ofen war derartig construirt, daß der Kopf des Todten, von einem eisernen Gestelle gestützt, sich über dem Ofen erhielt, ohne dem Rumpfe nachzufolgen. Die Füße der Leiche ruhten auf einem innerhalb des Ofens aus trockenen Holzscheiten aufgeschichteten Scheiterhaufen, der mit Oel übergossen war. Außer dem Lama hatten sich alle Gallonge (Priester) des donischen Nomadenreviers, 700 an der Zahl, eingefunden. Der Körper des Verstorbenen wurde dann unter großen Ehrenbezeigungen herausgebracht und in den Ofen gesetzt. Nach den üblichen Gebeten der ganzen Geistlichkeit zündete der Lama den Scheiterhaufen an, und man verbrannte die Leiche sehr schnell.. Hierauf verhüllte man den Ofen von allen Seiten mit Decken, damit nicht das kleinste Theilchen der Asche verloren gehe, aus welcher später eine Statue gemacht und auf ewige Zeit in einem besonderen Raume des Churuls (Klosters) des Baktscha aufgestellt wird. Der Lama und alle Gallonge erhielten Theile von der Habe des Verstorbenen, und zwar ersterer die Pferde und die Equipage, letztere jeder einen Ducaten. Die dem Baktscha gehörigen Sachen wurden dann versteigert und von den Kalmücken mit fabelhaften Preisen bezahlt. So wurde ein kleines Messer, das 50 Kop. werth war, für 18 R., ein Paar einfache Strümpfe für 20 Rubel erstanden. Der neue Baktscha wird aus den Gallongen von allen kalmückischen Stotnien erwählt und vom Hetman bestätigt." Die Redaction bemerkt dazu: „Die Beerdigungs-Ceremonien werden bei den Kalmücken meist von den Priestern nach ihren heiligen Büchern angeordnet. In den meisten Fällen läßt man den Todten, dessen Lage mit der größten Peinlichkeit und mit Berücksichtigung des Geburtsmonats und der Himmelsgegend bestimmt wird, und dem man die vorgeschriebene Zahl von Zaubersignren, Gebetsformeln ꝛc. mitgibt, ganz einfach auf der Stelle, wo er gestorben ist, liegen, bricht die Hütte ab und zieht weiter; die Leiche wird dann von wilden Thieren und Vögeln aufgefressen. Zuweilen trägt man die Todten auch in die Steppe, und die Vornehmeren werden dann mit einer Filzdecke bedeckt. Oft soll jedoch der Verstorbene nach Verordnung der Priester in's Wasser versenkt, unter Steinen, Erde oder Holz begraben, oder verbrannt werden. Bei dem Mangel an Wasser und Holz in der Steppe gestattet indessen der Gebrauch, sich damit zu begnügen, daß man auf die Leiche etwas Wasser gießt, ein paar Steinchen oder etwas Reisig legt, oder einige Stückchen Holz auf ihr verbrennt. Nur bei Fürsten und Geistlichen wird der Befehl der Priester meist buchstäblich vollzogen, und dann findet die wirkliche Beerdigung oder Verbrennung statt.

— **Aus Szathmar** schreibt man der „M. Ujs.": Vor etwa acht Jahren verschwand aus den Szathmarer Bergen ein damals **vierjähriger Knabe.** Trotz der eifrigsten Nachforschungen konnte man seine Spur nicht finden. Am 19. vor. M. war aber Markt in Szathmar, es kam ein blinder deutscher Bettler in den Ort und in dem Führer des Ersteren erkannte die Schwester des Verschollenen ihren Bruder. Der Bettler wurde sofort festgenommen und einem strengen Verhöre unterzogen, allein er gab an, daß der Knabe freiwillig zu ihm gekommen und bei ihm geblieben sei. Der Knabe selbst war schon so sehr an das vagabundirende Leben gewöhnt, daß er sich nur schwer entschließen konnte, den Blinden zu verlassen und in sein Elternhaus zurückzukehren. Wiewohl gegen den Bettler schwere Verdachtsgründe vorlagen, wurde derselbe doch ohne weitere Untersuchung freigelassen.

Literarisches.

Von den verschiedenen Universalgeschichten ist wohl keine den Anforderungen, welche man an ein solches Werk zu stellen pflegt, so nahe gekommen, als **„Becker's Weltgeschichte".** Die günstige Aufnahme, welche dieselbe seit einem halben Jahrhundert überall gefunden hat, beweist die Vortrefflichkeit derselben. Während dieselbe bis zum Zeitalter der französischen Revolution völlig umgearbeitet wurde, ist die neueste Zeit bis zum Jahre 1867 von Prof. A. Schmidt in Jena ganz neu abgefaßt. Vor uns liegt die erste Lieferung des Werkes, welches vollständig in 80 Lieferungen erscheint.

Cannabich's Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen, neu bearbeitet von M. Oertel; dieses Buch übertrifft die meisten der vorhandenen Lehrbücher an Vollständigkeit und Gründlichkeit. Neben der politischen Geographie ist auch die astronomische, mathematische und physische zwar kurz, aber ausreichend und sehr verständlich behandelt.

Die günstige Aufnahme, welche H. Viehoff's Commentar zu den Gedichten Goethe's gefunden, hat eine zweite Auflage dieses verdienstvollen Werkes nothwendig gemacht. Die literarische Bedeutung des Buches ist von allen Verehrern des Dichters und von den tüchtigsten Schulmännern anerkannt.

Die Verlagsbuchhandlung von Brockhaus in Leipzig hat ihren Verlagsbericht für 1869 erscheinen lassen, dessen reicher Inhalt für alle Fächer der Wissenschaft die größte Beachtung verdient.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 33. Sonntag, den 9. Mai 1869.

Real und ideal.*)

Original-Novelle von Bernard Muschi.

Erstes Kapitel.

Das Schloß Piquette auf der Insel Corsika hatte eine reizende Lage. Nahe am Meer gelegen auf hohen Felsen, war die Aussicht über das weite unendliche Wasser und landeinwärts über die Wälder und Gärten in der Umgebung des Schlosses eine wirklich romantische.

Allein die Bewohner dieses Herrensitzes schienen sich seit Jahren wenig um ihre reizende landschaftliche Lage zu kümmern.

Der junge Graf de Pupille mit seinem Erzieher Alvara wohnten seit vierzehn Jahren in der Burg und zwar, wie man sich so heimlich zuflüsterte, unter den eigenthümlichsten Verhältnissen.

Am Morgen dieses Tages war der junge Graf eben vom Schlummer erwacht und sein erster Gedanke war, wie er wohl diesen langweiligen Tag herumbringen möchte. Er griff nach der Glocke, um seinem Kammerdiener zu schellen, der auch sogleich eintrat.

„Zu Befehlen, euer Gnaden!“

„Höre, Philipp, du läßt den Mars satteln, ich will einen Morgenritt machen, das Wetter ist doch schön?“

„Zu dienen, euer Gnaden, es ist das prächtigste Wetter.“

„Nun, was gibt's noch; ich kann mich selbst ankleiden.“

„Halten zu Gnaden, der Herr Professor Alvara . . . .“

„Sag' ihm meine Empfehlung, er soll mich in Ruhe lassen, sonst laß' ich dem gelehrten Herrn meine Reitpeitsche fühlen; verstanden, Philipp, die Tage sind vorüber, da man den Grafen Pupille in den Hundestall sperrte. Man kann geh'n!“

„Aber, euer Gnaden,“ wagte Philipp noch zu erwiedern, „es soll ein wichtiger Gegenstand sein . . .“

Mit einem Satze war Alexander de Pupille aus dem Bette gesprungen und rief dem erschrockenen Kammerdiener zu:

„In einer halben Stunde bin ich im Schloßhof unten und will zu Pferde steigen. Gnade die Gott, verdammtes Subjekt, wenn der Mars nicht bereit steht.“

Philipp eilte zur Thüre hinaus, während Alexander rasch seine Toilette machte. Sodann schritt der junge Mann aus dem Kabinet in sein Wohnzimmer, das, wie das ganze Schloß, mit luxuriöser Pracht ausgestattet war.

Er nahm aus einem Kästchen einen goldenen Armreif, steckte ihn zu sich und verließ das Zimmer. Schon in den nächsten Augenblicken verließ er, seinem Mars die Sporen gebend, galoppirend den Schloßhof.

Philipp eilte nun in's Schloß zurück, um dem Herrn Alvara Bericht zu erstatten.

Alexander ritt durch den Park nach dem nahegelegenen, vom Waldgrund aber völlig verdeckten Dorfe, das einst zur Herrschaft Piquette gehörig, noch immer in einiger Abhängigkeit von den jeweiligen Schloßbesitzern stand. Alexander ritt mit stolzer, vornehmer Miene durch das Dorf, ohne die Landleute zu grüßen, ohne aber auch nur einen einzigen Gruß zu empfangen.

Am äußersten Ende des Dorfes lag ein großes, stattliches Haus, die sog. Meierei, die zum Schlosse Piquette gehörte und von einem Verwalter bewirthschaftet wurde. Der jetzige Verwalter, ein ehrlicher, aber armer Mann, hatte eine liebliche Tochter, die unter dem Namen der schönen Ernestine bekannt war. Sie war ein gutes, tugendhaftes, einfaches Mädchen, das, selbst ohne Lug und Trug, nicht glauben konnte, daß es Menschen gäbe, welche anders reden, als sie denken.

Ihr Vater war stolz auf sie, war sie doch sein einziger Reichthum, sein Alles, nachdem seit einigen Jahren auch seine Frau nicht mehr lebte. Der einzige Verdienst, den der Verwalter hatte, war das Gehalt dieses Postens; er war also mehr als jeder Andere von dem Grafen Pupille abhängig. Zugleich aber war er ein so ehrenvoller Charakter, daß, wenn er nur Hätte ahnen können, in welchem Verhältnisse Alexander zu Ernestine stand, er lieber den Bettelstab ergriffen, als eine solche Bekanntschaft geduldet hätte. Er sah deshalb auch in den häufigen Besuchen des jungen Gutsherrn nichts anderes, als Eifer und Vorsorge für seine Besitzungen; daß er dabei in Gegenwart des Vaters der schönen Ernestine manch' galantes Wort sagte und ihr hie und da eine Kleinigkeit schenkte, fiel dem beschränkten, ehrlichen Manne gar nicht weiter auf; er hielt das eben für gnädige Herablassung.

Allerdings, Alexander verstand es, den nichts vermuthenden Vater zu täuschen; hatte er doch bei seinem würdigen Erzieher Alvara eine gute Schule in dieser und manch' anderen Kunst durchgemacht.

Der alte Napidre, ein für seine fünfzig Jahre noch sehr rüstiger Mann, stand eben vor der Hauptthüre der Meierei, als Alexander angesprengt kam und anhielt. Leicht sprang dieser vom Pferde, das ein herbeigeeilter Knecht in Empfang nahm. In demselben Augenblicke erschien auch Napidre's Tochter, Ernestine, unter der Thüre und nickte, hinter ihrem Vater stehend, dem jungen Grafen lächelnd zu.

*) Der Nachdruck wird vorbehalten.

„Guten Morgen, Napidre," rief Alexander dem Alten scheinbar leutselig zu, „Ihr habt ja heute einen Festtag, sowiel ich mich erinnere, ist Ernestinens Namenstag; ist's nicht so, Alter?"

„Wohl, euer Gnaden, allein das ist bei uns gewöhnlichen Leuten eben nicht immer ein Freudentag."

„Ihr werdet's doch nicht übel nehmen, wenn ich Ernestine durch eine kleine Gabe an ihren Namenstag erinnere?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, legte er dem Armen um Ernestinen's niedlichen Arm, die leicht erröthend etwas von Dank stammelte.

Die Drei schritten sodann in das Haus hinein, um, wie gewohnt, das Frühstück einzunehmen. Bald darauf verließ Napidre das Zimmer und Alexander war mit dem lieblichen Mädchen allein.

„Nun, Ernestine," begann der verführerische Jüngling, „darf ich hoffen, daß du heute meinem so lange gehegten Wunsche Erfüllung gewährst? Sieh', heute an deinem Namenstage solltest du auch einmal gütig sein. Du weißt, wie sehr ich dich liebe, ja anbete und dennoch . . . ."

„Aber, euer Gnaden . . . . ."

„Deinen Alexander sollst du mich nennen, mein Mädchen, wozu diese Titel, die mir der Zufall gegeben; du bist mir mehr werth als Alles, was ich habe. Aber sprich jetzt, die Augenblicke sind kostbar, kommst du heute Abend auf das Schloß? —"

„Ach, Alexander, ich bin ein recht unglückliches Mädchen . . ."

„Ernestine," unterbrach der junge Graf das traurige Mädchen, „Ernestine, so müßte ich also zweifeln an dem, was du mir so oft, so schön wiederholt hast? So müßte ich zweifeln an deiner Liebe?"

„Nein, Alexander, du sollest das mir nicht sagen; du weißt es wohl, was ich für dich fühle. Allein es ruft mir eine Stimme im Herzen zu, das dürfe die Liebe nicht verlangen, ohne zur Sünde zu werden."

„Ist das dein letztes Wort gewesen?"

„Du verstehst mich falsch . . . ."

„Nun, sprich, ich sehe eben den Vater kommen, willst du meinen Wunsch erfüllen? Sagst du nein, dann muß ich mit Schmerz die Ueberzeugung hegen, daß du mich nicht mehr liebst!"

„Gut, ich komme!" sagte Ernestine mit einem Seufzer.

Und gleich darauf trat der Verwalter ein, um den Grafen bei der Besichtigung des Gutes zu begleiten. Alexander stand auch sogleich auf und ging mit Napidre hinaus, während Ernestine zurückblieb mit mit schwerem Herzen an den nahenden Abend dachte. Dieses unschuldsvolle Mädchen, in ländlicher Einfachheit erzogen, konnte allerdings nicht ahnen, was der Graf unter dem Scheine aufrichtiger Liebe eigentlich von ihr wollte. War dieser Alexander doch ihr Bekannter von Jugend auf; denn auch er hatte seit den vierzehn Jahren die Insel nicht verlassen.

Graf Alexander, der etwa neunzehn Jahre zählte, war ein durch und durch verzogener Jüngling; dies aber nur zum geringen Theil auf eigner Anlage und Schuld, als vielmehr in Folge der methodischen Erziehung, die auf väterliche Anordnung vom Professor Alvara war gegeben worden.

Alexander hatte als fünfjähriger Knabe seinen Vater zum letzten Male gesehen und er konnte sich desselben nur dunkel erinnern. In diesem Alter kam er mit Alvara und dem Diener Philipp auf das Schloß und es begann nun eine Erziehungsweise, die auch den best angelegten Charakter hätte verderben müssen. Vor Allem wurde dem kleinen Alexander ein unwiderstehlicher Gehorsam angewöhnt; der geringste Fehler, das kleinste Vergehen wurde sogleich mit den härtesten Strafen belegt, worunter das Einsperren in den Hundestall, das Prügelschlucken nicht die größten waren. Dadurch natürlich ward das Gemüth des Knaben schon in seiner Knospung vergiftet und von gerechtem Hasse gegen seinen Bedrücker erfüllt. Alles Hohe und Heilige zu verspotten, lehrte man ihn täglich und stündlich. Schon sehr früh pflanzte ihm sein würdiger Hofmeister die Grundsätze ein, denen er in Bezug auf das weibliche Geschlecht folgen sollte, Grundsätze, die in dem Knaben die Vorstellung weckte, jenes sei nur zur Befriedigung des Mannes vorhanden. Die edle Weiblichkeit dem Jüngling werdenden Grafen in einem solchen Lichte darzustellen, konnte keine anderen als verderbliche und hassenswerthe Folgen haben. Religion und Moral, diese Grundstützen jeden echten Charakters, waren dem heranwachsenden Jünglinge bald gar nicht mehr existirend. So zum Verächter alles Erhabenen, zum Leugner alles Höheren erzogen, ward er von seinem mit dem Lehrling ganz zufriedenen Meister auch in der Kunst unterrichtet, zu heucheln, d. h. all' das hochzuhalten nach außen, was man im Innern tief verachtet, niemals seine Meinung offen und klar auszusprechen, Jeden wo möglich zu täuschen und hinter's Licht zu führen. Auf diese Weise wäre es ein Wunder gewesen, wenn der junge Graf auch ein nur leidlich moralisch fester Mensch geworden wäre.

Und wie schade war es, daß in diesem schönen Körper eine so unschöne Seele wohnte. Alexander war körperlich reich entwickelt; sein schwarzes Auge konnte für feurig gelten, obwohl es den geraden offenen Blick eines rechtlichen Mannes nicht lange aushalten mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Im Boudoir.

In einem Seitenflügel des fürstlichen Residenzschlosses und zwar in dem Flügel, in welchem die Gemächer der Hofdamen und Hoffräulein lagen, saß eine junge, schöne Dame am Erkerfenster und blickte träumerisch sinnend hinunter in den Garten, in welchem der reiche Blüthenflor des Blumenparterres malerisch abwechselte mit dem mannigfach nuancirten Grün der schattigen Bosquet's.

Freifräulein Aurelie v. Rehfeld war Hofdame in der Fürstin. Früh verwaist hatte sie an der Mutter des Fürsten eine liebevolle Gönnerin gefunden und schon als Kind sich die Gunst Aller erworben, mit denen sie in nähere Berührung kam. Sie war dann Hofdame der jetzigen Fürstin geworden und des Fürst betrachtete sie als seine Schwester.

Aurelie war eine imponirende, blendende Schönheit und man wollte am Hof behaupten, daß sie dies sehr wohl wisse. Der Fürst zeichnete sie vor allen Damen aus; er plauderte gern mit ihr, vorzüglich dann, wenn er verstimmt war; denn sie verstand es vortrefflich, die Falten von seiner Stirn und den Mißmuth aus seiner Seele zu scheuchen. Man wollte wissen, daß unter den vielen Schmetterlingen, die an den Strahlen ihrer Schönheit die Flügel versengt hatten, auch Graf Eduard

v. Freſedorf ſich befinde, aber man wollte daneben auch behaupten, daß er der einzige ſei, der ſich des Erfolges ſeiner Kühnheit rühmen dürfe. Man redete darüber viel am Hofe, die Anſicht, daß Aurelie v. Rehfeld binnen Kurzem die Braut des Grafen v. Freſedorf ſein werde und daß der Fürſt dieſe Verbindung begünſtige, wurde ebenſowenig beſtritten, als die vielleicht nur dem Neid entſprungene Anſicht, daß das Freifräulein eine Coquette ſei.

Aurelie v. Rehfeld erwartete die Rückkehr des Fürſten von der Parade; nach derſelben ſollte ein Galadiner ſtattfinden, zu welchem der Hof und die Spitzen der Behörden befohlen waren. Das ſchöne Köpfchen mit den feingeſchnittenen Zügen auf die Hand geſtützt, blickte ſie träumeriſch hinaus, und ein aufmerkſamer Beobachter würde entdeckt haben, daß ſie ſich gelangweilt fühlte. Dann erhob ſie ſich, um langſam auf- und abzuwandern.

So verſtrich eine Viertelſtunde, als die Thür geöffnet wurde und der Graf v. Freſedorf in der ſchimmernden Uniform eines Kammerherrn eintrat. Es war eine ſtattliche Figur, man konnte kaum ein ſchöneres Paar finden, wie dieſe Beiden. Beide in der vollen Blüthe ihrer Jugend, beide groß, ſchlank, imponirend, ſchienen ſie ganz zu einander geſchaffen, und es konnte Niemanden wundern, daß die Schönheit dieſes Paares den Neid und die Mißgunſt weckte.

„Endlich!“ ſagte Aurelie lächelnd, während ſie ihre Fingerſpitzen leicht in ſeine Hand legte, „ich habe mich tödtlich gelangweilt, lieber Graf.“

Der Graf verneigte ſich, ein Blick der Bewunderung traf aus ſeinen dunkelen Augen das ſchöne Mädchen, deſſen Schönheit durch die gewählte Toilette und das blitzende Diadem in den glänzend ſchwarzen Locken noch mehr hervorgehoben wurde. „Die Parade wollte kein Ende nehmen,“ erwiederte er, ſich entſchuldigend, „Durchlaucht wurde zudem durch ein Bittgeſuch aufgehalten.“

„Ein Bittgeſuch?“ fragte Aurelie. „Ah, dazu war der Augenblick vortrefflich gewählt.“

„Dennoch wurde es abgeſchlagen. Es betraf den bekannten Dichter Waldemar Bachmann.“

Ein leichter Schatten glitt über die hohe weiße Stirne des Freifräuleins.

„Seine Gattin warf ſich mit ihrem Kinde dem Fürſten zu Füßen,“ fuhr der Graf im kühlen Converſationstone fort, „und der Knabe gerieth bei dieſer Gelegenheit unter die Hufe eines Pferdes.“

„Er iſt verletzt?“

„Nein, gnädiges Fräulein.“

„Nun, es wäre ein Grund mehr geweſen, den Gefangenen zu begnadigen,“ ſagte Aurelie, gedankenvoll den Grafen anſchauend.

„Sie vergeſſen, daß Waldemar Bachmann die Fahne der Rebellion erhoben hat.“

„Hat er nicht ſchon gebüßt? Man ſollte mit den Dichtern nicht ſo ſtrenge in's Gericht gehen!“

Der Graf zuckte die Achſeln, als ob er ſein Bedauern darüber ausdrücken wolle, daß er dieſer Anſchauung nicht beipflichten könne.

„Durchlaucht haben das Geſuch rundweg abgeſchlagen?“ fragte Aurelie, während ſie den Fächer vom Nipptiſchchen nahm und ihre Hand auf den Arm des Grafen legte.

„Ja. Durchlaucht haben allerdings verſprochen, den Fall noch einmal unterſuchen zu laſſen, indeß läßt ſich daraus keine günſtige Schlußfolgerung für den Gefangenen ziehen.“

Aurelie ſchüttelte mißbilligend das Köpfchen; ſie ſchritt an der Seite des Grafen über die weichen Teppiche der breiten Corridore in den Banketſaal und trat hier zu den Hofdamen. Gleich darauf erſchien der Fürſt, begleitet von ſeiner Mutter und den Miniſtern. Er ſchritt an den Reihen der Gäſte vorbei, nahm einzelne Glückwünſche mit huldvollem Lächeln an und wechſelte mit den höheren Beamten einige freundliche Worte.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der Aurelie für die Gedichte Waldemar Bachmann's ſchwärmte; ſie las ſie noch heute gerne, ſie war ſogar entzückt von ſeinen patriotiſchen Liedern, obgleich dieſelben die Schwächen und Fehler des Fürſten und des ganzen Hofes geißelten und das Volk zum Kampfe auf Leben und Tod mit der tyranniſchen Regierung aufreizten. In ihren Augen war der junge Dichter ein Märtyrer, ſie hatte ihn ſchon damals tief bedauert. Was war natürlicher, als daß jetzt der Wunſch in ihrer Seele auftauchte, ihm die Freiheit zu erwirken? Und je länger ſie dieſem Wunſche nachhing, deſto feſter wurde ihr Vorſatz, ihren ganzen Einfluß auf den Fürſten aufzubieten, um ihn verwirklicht zu ſehen. Dieſer Vorſatz machte ihrem Herzen Ehre, wenn er nur dem Wunſche entſprang, den Dichter ſeiner Familie zurückzugeben, aber ſo uneigennützig, ſo ganz frei von Egoismus war er nicht. Es ſchmeichelte ihrer Eitelkeit, dem Lande einen Beweis ihres Einfluſſes auf den Fürſten geben zu können und den ſtolzen Dichter zu zwingen, ihr, ſeiner Befreierin, zu huldigen.

Die offiziellen Toaſte waren ausgebracht, der Fürſt erhob ſich, verneigte ſich huldvoll und führte ſeine Mutter hinaus. Die Tafel war aufgehoben, die Gäſte gingen in die anſtoßenden Säle oder in den Garten, um ungeſtört miteinander zu plaudern. Der Graf ſuchte Aurelie, ſie war verſchwunden. Mit dem Entſchluß, ihr Vorhaben unverzüglich auszuführen, war ſie dem Fürſten in die Gemächer ſeiner Mutter gefolgt.

„Was führt unſere liebliche Aurelie hierher?“ fragte die Fürſtin-Mutter lächelnd. „Hat Graf Freſedorf —“

„Durchlaucht, eine Bitte,“ unterbrach Aurelie ſie ſchüchtern. „Es iſt eine große Bitte, aber ich vertraue dabei auf das edle Herz Sr. Durchlaucht, welches ja ſtets bereit iſt, zu vergeben und zu vergeſſen.“

„Was hätte ich meiner ſchönen Aurelie zu vergeben?“ fragte der Fürſt, beide Hände des Mädchens ergreifend und ihr treuherzig in's Auge ſchauend.

„Mir, nur dieſe Bitte, Durchlaucht, Anderen hingegen —“

„Ah, ich verſtehe, man wünſcht eine Amneſtie,“ unterbrach der Fürſt ſie mit umwölkter Stirne. „Nun, bei Gott, man hätte keinen beſſeren Anwalt wählen können, aber ich fürchte dennoch, daß man ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht ſehen wird.“

Voll und innig blickte Aurelie den Regenten an, dann ſtreifte ihr bittender Blick verſtohlen die Fürſtin. „Ja, eine Amneſtie,“ erwiderte ſie, „das Land wünſcht und erwartet ſie.“

„Es ſoll ſich gedulden, ich kann nicht Alle begnadigen.“

„Das wünſcht und erwartet Niemand, Durchlaucht, aber Einer vertrauert ſeinen Lebensfrühling im Gefängniß, Einer, den das Land mit Stolz und Freude ſeinen Sohn nennt, für dieſen Einen bitte ich.“

Von den Lippen des Fürſten ſchwand das Lächeln, ein düſterer Ernſt prägte ſich in ſeinen Zügen.

„Und dieſer Eine iſt Waldemar Bachmann, nicht wahr?“ ſagte er in einem Tone, welcher auf Gnade nicht hoffen ließ. „Man hat mir ein Bittgeſuch für ihn überreicht, ich werde dem Gerichtspräſidenten befehlen, die Akten noch einmal durchzuſehen; das iſt Alles, was ich thun kann.“

„Durchlaucht, das schönste Vorrecht des Fürsten ist die Gnade; lassen Sie sie walten," bat Aurelie, ihm einen jener begeisternden Blicke zuwerfend, deren Kraft sie schon oft erprobt hatte. „Waldemar Bachmann hat Zeit genug gehabt, darüber nachzudenken und einzusehen, daß die Ider, für welche er kühn seine Brust den Kugeln preisgab, eine Thorheit, ein Wahnwitz war."

„Er hat die Fahne des Aufruhrs Allen vorangetragen, den Pöbel aufgehetzt, mich und meinen Hof verspottet und geschmäht; an ihm und gerade an ihm mußte ein Exempel statuirt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Concertbericht.

Gestern Abend concertirte im akademischen Musiksaale Herr Carl Hamm, und entsprach derselbe nicht nur allen Erwartungen, sondern übertraf dieselben in glänzender Weise. Der Concertgeber bekundete sowohl auf der Violine, als auf dem Clavier bei einem richtigen Verständniß und abgerundeten, brillanten Vortrage eine vollendete Technik. Besonders auf der Violine spielte derselbe mit einem so seelenvollen Vortrage und entwickelte ein rauschendes Forte, ein so sanft hinsterbendes Piano, daß das Publikum, von dem herrlichen Spiele hingerissen, dem talentvollen jungen Manne den ungetheiltesten Beifall zollen mußte. Das Adagio von L. Spohr und das Abendlied von R. Schumann sowie das Menuett aus der Suite von Rubinstein verdienen besonders ehrender Erwähnung. Der Concert-Abend culminirte in dem Schlußsatze der Fantasiecapriee von Vieuxtemps, der unstreitig und mit Recht den schönsten Erfolg sich errungen und wir hegen die Ueberzeugung, daß sowohl Kunstkenner wie Laie den Concertsaal in hohem Grade befriedigt verlassen konnte. F.

Miscellen.

(Ein Mittel gegen Diebe.) Durch eine sehr einfache und wirksame Vorkehrung wurden, wie die „Voss. Ztg." mittheilt, Diebe, welche in voriger Woche zum dritten Male seit etwa ein und einem halben Monat in ein Berliner Comptoir eindringen wollten, an ihrem Vorhaben gehindert und auf dem Hause verscheucht. Der Besitzer des Geschäftes ließ nämlich seit einiger Zeit allabendlich eine Anzahl Knallerbsen auf den Fußboden des Comptoirs, dicht an der Thür desselben ausbreiten. In dem Augenblicke nun, wo die Diebe das dunkle Comptoir betraten, explodirte unter ihren Füßen eine große Anzahl der kleinen Patronen, und die Diebe, jedenfalls in der Meinung, ein Schuß sei auf sie abgefeuert worden, entflohen so hastig und erschreckt, daß einer von ihnen, wie man aus dem Gepolter schließen mußte, die Treppe hinunterstürzte. Haushaft ist man jedoch der Verbrecher nicht geworden, da sie rasch verschwunden waren.

(Ein Original.) Nizza hat einen seiner ältesten und getreuesten Wintergäste, einen reichen Engländer, Namens Thomas Coventry, verloren. Er hatte sich unter Anderem in den Kopf gesetzt, auf seine Kosten die Uhren in der Stadt zu reguliren, die allerdings sehr indisciplinirt sind. Seit vielen Jahren konnte man auf den Dächern des Hotels Chauvain Maststangen sehen, an denen große schwere Ballons auf- und niederbewegt wurden, und nebst diesen eine Menge von Teleskopen und anderen astronomischen Instrumenten. Von dort gingen Signale ab, die mit dem alten Schlosse correspondirten, auf dessen Plattform Coventry eine Kanone und einen Artilleristen mit brennender Lunte placirt hatte. Zur Mittagsstunde ließ er die Ballons spielen und die Kanone lösen, wie dies im Palais Royal in Paris geschieht. Die Leute in Nizza fogten dann: Coventry misst jetzt. Im Winter ging Alles vortrefflich, und auch die Uhren gingen in Nizza recht; doch wenn Coventry im Frühling die Stadt verließ, um nach England zurückzukehren, riß wieder die alte Verwirrung ein, und die Uhren emancipirten sich wie die Schuljungen, wenn sie auf Ferien gehen. Coventry ist im Hotel Chauvain gestorben, wo er durch zwanzig Winter gewohnt hatte.

Literarisches.

Die Erde wird einen zweiten Mond bekommen, der ihr näher ist, als der erste. Ein kosmogenisches Gedankenbild von G. Bachhaus. Dies kleine Schriftchen hat große Sensation auf und hervorgebracht, denn wie waren auf nichts weniger gefaßt, als auf die Erscheinung eines zweiten Mondes, und es konnte uns Niemand verdenken, wenn wir das Heft im ersten Augenblick für ein Phantasieprodukt hielten. Das ist aber keineswegs der Fall. Verfasser bewegt sich wirklich auf dem Boden der Wissenschaft, und wir sind ihm mit Interesse gefolgt. Ungeachtet die Schreibart populär gehalten ist, so wird dennoch die Wissenschaft sich bei der hier niedergelegten Materials zu einer neuen Ansicht unzweifelhaft bemächtigen, und dadurch das Feld der astronomischen Kenntnisse bereichern. Wir unterlassen nicht, das Publikum darauf aufmerksam zu machen.

Bei der allgemeinen Bedeutung, welche die Verhandlungen des Reichstags über den Entwurf einer Gewerbeordnung haben, dürfte es vielen unsrer Leser von Interesse sein, zu erfahren, daß alles auf dieses überaus wichtige und in das gewerbliche Leben tief eingreifende Gesetz bezügliche Material amtlichen Quellen entnommen im Verlage von Fr. Korkkampf in Berlin erschienen ist, oder erscheinen wird. Die genannte Firma veröffentlichte bis jetzt „das Nothgewerbe-Gesetz v. 8. Juli 1868", und den jetzt zur Berathung vorliegenden „Entwurf einer Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund vom 4. März 1869". Unter der Presse befindet sich ein Separat-Abdruck der „Verhandlungen des Reichstags über den Entwurf der Gewerbe-Ordnung; aus den amtlichen stenographischen Berichten". Diese Ausgabe wird in einem bequemen Octavformat zu dem billigen Preise von 3/4 Sgr. pro Bogen erscheinen. Von dem Gesetz werden von derselben Verlagshandlung s. Z. zwei Ausgaben herausgegeben. Die eine derselben, welche in der bekannten „Volks-Ausgabe Norddeutscher Bundesgesetze" erscheint, wird den Text des Gesetzes, eine kurze Einleitung und Register enthalten und zu sehr billigem Preise geliefert werden. Die andere umfangreichere Ausgabe wird das „Gewerbegesetz, aus den Materialien ausführlich commentirt von Dr. jur. Koller", bringen. Beiden Ausgaben werden die Einführungsgesetze beigegeben werden. Wir zweifeln nicht, daß diese, authentischen Quellen entnommenen Werke sich rasch in den weitesten Kreisen Eingang verschaffen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 34. Mittwoch, den 12. Mai 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Musch.

Erstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war der Professor Alvara noch mit Philipp im eifrigen Gespräche begriffen. Letzterer, dem Hofmeister vielleicht mehr ergeben als dem Grafen, war gleich nach dem Wegritt desselben zu Alvara gegangen, um ihm dies zu melden.

„Es ist mir wirklich lieb," begann Alvara, „daß dieser Brief eingetroffen; jetzt kommt Alexander endlich einmal von dieser dummen Ernestine fort. Es will mir das gar nicht gefallen; es dauert zu lange, und wir brauchen ihn doch noch zu anderen Zwecken. Er wird sich doch nicht ernstlich verliebt haben? Ich meine, er sollte dazu nicht fähig sein!"

„Ja, wie gesagt, ich wette, er ist jetzt wieder zu ihr hinausgeritten."

„Und das mit der Reitpeitsche hat er auch gesagt? —"

„Er soll mich in Ruhe lassen, hat er gesagt, sonst laß ich den gelehrten Herrn meine Reitpeitsche fühlen. Das hat er bei Gott gesagt."

„Gelehrter Herr! Hah, hah! Liebes Alexanderchen, wir sind auch ein Mann der That. He, Philipp, träumst du wieder von der Romagna, wo wir gar Manchen abgemacht?" lachte Alvara, indem er mit Gesten seine Worte unterstützte und seine grauen Augen noch gräulicher, als gewöhnlich verdrehte.

„Erinnere mich," murmelte der Diener, „und ich habe so manchmal Gewissensbisse — —"

„Albernes Gerede, was heißt Gewissen, geh, alter Bursche und schäme dich zu Tode, daß deinem Chef gesagt zu haben. Wo ist dein Banditenherz hingekommen, du feige Memme!"

„Ja, das waren andere Zeiten, da waren wir noch jung und — —"

„Aber hör' einmal, Alexander ist ganz anders geworden, du hattest Recht vorhin, er ist in ein neues Stadium des Denkens und Handelns getreten."

„Ja und da meine ich eben, daß mein Rath doch der beste wäre, jetzt ihn als Herrn und nicht mehr als Zögling zu betrachten und demnach zu behandeln."

„Hm, will mir das überlegen, Philipp, — du geh' und schicke mir Alexander herüber, sobald er nach Hause kommt; doch nein, ich will selbst zu ihm gehen."

Philipp ging und Alvara wartete ungeduldig auf des Grafen Rückkunft, der ja indessen so eifrig die Lehren seines Erziehers in's Praktische übersetzte. Alexander war mit der Injektion der Priesterei bereits fertig und dies um so eher, als es ihm ohnedies nicht darum zu thun war. Er schwang sich auf sein Roß und winkte dem Vater und dessen Tochter noch ein Lebewohl zu und fort sprengte der im Reiten und Leben verwegene Jüngling.

Sobald er im Schloßhofe dem Stallknechte die Zügel zugeworfen, sprang er die breiten altertümlichen Treppen hinan und war eben in seinem Zimmer angelangt, als es auch schon klopfte. Auf sein barsches Herein sah er zu seinem größten Erstaunen den Professor Alvara demüthig eintreten.

„Guten Morgen, Euer Gnaden!"

„Was will Er, Heuchler," erwiederte der Graf unwirsch auf den freundlichen Gruß.

In den Augen des ehemaligen Banditenchefs blitzte es auf, aber nur einen Augenblick, so daß er ruhig antwortete:

„Euer Gnaden scheinen übler Laune zu sein."

„Bin's immer, wenn ich Ihn sehe."

„Eine wichtige Nachricht kam an mich."

„Ich will Ihm heute eines sagen und das lautet so," begann der Graf stolz, „unser Verhältniß hat nun aufgehört, so zu sein, wie mein Vater es in einer wahrscheinlich unseligen Laune zwischen Ihm und mir festgesetzt hat; die Tyrannei ist zu Ende und Graf Alexander de Pupille wird fortan ohne Hofmeister leben können!"

„Aber halten zu Gnaden, wer spricht denn von Hofmeister, von Tyrannei; ich will ja nur Euer Rathgeber, Euer Freund sein, wie ich der Freund Eures Vaters war und noch bin, wie Euch dieses Schreiben überzeugen wird."

Damit zog er einen Brief aus der Tasche und zeigte Alexander die Aufschrift.

„Dieses Schreiben von meinem Vater, den ich längst für todt hielt?" rief der junge Graf in einiger Erregtheit.

„Zu dienen, Euer Gnaden," lächelte der Bandit mit heimlichem Wohlgefallen an der Aufregung seines Zöglings.

„Wo ist mein Vater? Gebe Er den Brief her!"

„Soll ich Euer Gnaden vorlesen?"

„Will selbst lesen."

Alexander riß den dargebotenen Brief an sich und las halblaut für sich:

„Mein bester Freund! Es naht mir die Stunde, die ich so oft in früheren Jahren herbeigewünscht, jene Stunde, in der alles Empfinden aufhört und hoffentlich auch die Erinnerung an all' Das, was mein Herz Bitteres erfahren und erduldet hat. O, ich fühle es, mein Alvara, daß eine Seele, der man einmal alles Glück entrissen, in diesem Leben nie

wieder gesunden kann. Freilich hier in meiner engen Zelle, die ich recht lieb habe, ist es mir oft, als müsse ich mit wildem Hohne die Menschen verlachen, die glaubten, mich bezwingen zu können, wenn sie mir der Leiden höchstes zufügten. Hier im Gefängniß meinen die Leute, ich sei wahnsinnig, o, wenn sie nur wüßten, wie wenig und wie gerne ich es wäre! — Ich danke dir für deine Briefe, Alvara, und für deine allmaligen Anerbietungen zu meiner Befreiung; allein ich hege seit Jahren keinen andern Wunsch mehr, als daß mein Sohn, dessen Leitung ich dir anvertraut, einst mein Rächer an jenem Frevler v. Chax werde, der einem Vater, Freunde und Gatten so großes, unsühnbares Leid zufügt. Wenn du diese Zeilen erhältst, säume nicht, mit dem Grafen Alexander hieher zu kommen; denn ich selbst möchte vor meinem Tode meinem Sohne erzählen, was ich gelitten, und den Schwur der Rache von ihm empfangen.

Neapel, den 3. Mai 18.. Euer wohlgewogener
Raoul Graf de Pupille.

P. S. Laß Philipp zurück wegen des kleinen Louis.
Euer Raoul."

Der junge Graf gab dem Professer den Brief zurück, der gespannt wartete, was ihm Alexander sagen würde.

„Wißt Ihr etwas," begann dieser in etwas mildrerem Tone, „von dem harten Schicksal, das meinen Vater betroffen?"

„Euer Gnaden werden wohl Alles vom Herrn Grafen selbst besser erfahren; ich weiß es nur unvollkommen. Uebrigens, wann befehlen Euer Gnaden die Abreise?"

„Wir reisen morgen Mittag!"

„Heute Nachmittag geht ein Schiff nach Italien, wäre es nicht angezeigt, diese Gelegenheit zu benützen; wir müßten sonst nach der nächsten Hafenstadt, um dort die Ueberfahrt zu bewerkstelligen."

„Ich sage morgen; Er kann gehen!"

Alvara empfahl sich mit einem höhnischen Seitenblick auf Alexander, als wolle er sagen, ich weiß wohl, warum er heute noch nicht reisen will. Er verließ das Gemach des Grafen und trat im Corridore Philipp, den er beauftragte, nach Ludwig zu sehen.

„Ich komme eben von ihm," antwortete der Diener, „der Monsieur Louis befindet sich ganz wohl; er dauert mich, der kleine Kerl, er sieht so blaß und leidend aus."

„Und doch soll er sich wohl befinden?" sagte Alvara.

„Je nun, nach Umständen wohl," meinte Philipp, „er sitzt auf seinem Bettchen im Thurme und schweigt."

„Also, Philipp, morgen Mittag werde ich mit dem Grafen nach Italien abreisen; du bleibst einstweilen hier, um den kleinen Louis zu pflegen und auf ihn Acht zu haben."

„Ach, dürfte ich doch mitgehen und müßte ich den unglücklichen Knaben nicht sehen; es kommt mich da immer eine unendliche Angst an, so ein Mitgefühl, ich weiß nicht, was es ist."

„Caprice, Alter, laß dich zu keiner Schwachheit verleiten; du kennst deinen Chef."

„Ich kenne ihn," murmelte Philipp, während Alvara die Treppe hinabging, „Fluch mir, daß ich ihn je kennen gelernt; diese geheime Gefangenhaltung des armen Jungen will mir gar nicht gefallen. Seit zwei Jahren ist der kleine Louis hier. — Dem Geheimniß komme ich auch noch auf die Spur!"

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Zweites Kapitel.

Im Boudoir.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin-Mutter nickte beistimmend, sie konnte es dem Dichter nicht vergessen, daß er auch sie geschmäht hatte. Aurelie aber schüttelte das Köpfchen; sie verlor den Muth nicht; er wuchs, je schwieriger die Aufgabe wurde.

„Er ist ein Dichter," sagte sie entschuldigend; „ein Poet begeistert sich für Ideen, er lebt für die Zukunft und schöpft aus der Vergangenheit; für die Gegenwart hat er kein Verständniß, weil er nicht nüchtern genug ist, ihre Forderungen zu erkennen und ihnen Rechnung zu tragen, und wenn das Gesetz dem Unzurechnungsfähigen mildernde Gründe zuerkennt, weshalb nicht auch ihm, der doch auch im Rausche —"

„Wenn ein Trunkenbold oder ein Irrsinniger das Volk aufreizen und führen will, so wird man ihn verspotten und verhöhnen," fiel der Fürst ihr streng in's Wort. „Du siehst, Aurelie, dein Gleichniß hinkt. Wollte ich diesen Mann, den Führer begnadigen, so müßte ich auch denen, die er verführt hat, die Strafe erlassen, das darf ich nicht, es liegt eine zu kurze Spanne Zeit zwischen der Bestätigung des Urtheils und der Begnadigung."

„Das freudige Ereigniß des heutigen Tages rechtfertigt die Milde, Durchlaucht."

„Auch die Milde hat ihre Schranken, Aurelie; wer sie überspringt, der gibt sich verloren."

„Niemals, so lange Kraft und Energie mit der Milde gepaart bleiben."

„Sagte ich es nicht, daß Aurelie ein guter Anwalt sein werde?" frug der Fürst lächelnd. „Sie hat ihre Rolle vortrefflich einstudirt, aber —"

„Nein, Durchlaucht, ich werde nicht Fiasco machen, ich weiß, daß Ihr edles Herz mir Recht gibt, daß das Mitgefühl die Klugheit besiegen wird. Geben Sie den Bethörten die Freiheit, und Tausende von Unterthanenherzen werden Sie dafür segnen, ja, die Opposition wird mit klingendem Spiel zu Ihnen übergehen."

„Aurelie, du schwärmst jetzt auch für eine Idee, die dir groß und erhaben scheint und in Wirklichkeit unausführbar ist," sagte der Fürst kalt.

„Durchlaucht, ich werde Ihnen beweisen, daß es keine thörichte Idee ist."

„Du?"

„Ja. Waldemar Bachmann soll fortan Ihr loyalster Unterthan sein."

Der Fürst blickte überrascht das schöne Mädchen an, aus dessen Augen das Feuer der Begeisterung blitzte; dann zuckte er geringschätzend die Achseln. „Wer den Dichter nach seinen Schöpfungen beurtheilt, der bildet sich meist ein schiefes Urtheil über ihn," entgegnete er. „Diese Herren sind im Alltagsleben oft nüchterne, prosaische Menschen, oft auch excentrische Naturen."

„Mag sein, Durchlaucht, ich will das nicht bestreiten, aber wäre es nicht ein Triumph für Sie, wenn dieser begeisterte Freiheitsschwärmer, dieser enragirte Republikaner der Lobredner der Regierung würde, die er wenige Jahre vorher mit Stumpf und Stiel auszurotten gedachte?"

„Dann wäre er eine erbärmliche Natur, Aurelie!"

„Nicht doch; muß der Mann, wenn er einſieht, daß er auf einem Weg wandert, der ihn in's Verderben führt, diesen Weg fortſetzen? Mögen frühere Geſinnungsgenoſſen verächtlich die Achſeln über ihn zucken und in ohnmächtiger Wuth ihre Steine ihm nachſchleudern, die größere Mehrzahl wird ihm ihren Beifall ſollen. Waldemar Bachmann behauptet noch heute ſeinen Einfluß auf das Volk, in deſſen Augen er der Märtyrer für eine gerechte Sache iſt. Zeigt er, daß er dieſe Sache verloren gibt, ſo ſchwindet ſein Nimbus, und die größere Hälfte ſeiner Getreuen wird ihm in das neue Lager folgen."

Der Fürſt war nachdenklich geworden; die Fürſtin-Mutter ſchien neutral bleiben zu wollen, ſie ſpielte nachläſſig mit ihrem Armbande.

„Und wenn er keine Hoffnungen nicht erfüllte?" fragte er nach einer Weile.

„Durchlaucht, dann gibt's unzählige Mittel, ihn unſchädlich zu machen. Es bedarf ja nur der Verbreitung des Gerüchtes, daß er im geheimen Solde der Regierung ſtehe, um ihm das Schwert der Oppoſition zu entreißen. Ich vertraue auf die Eitelkeit des Dichters; es gibt unter den Männern des Geiſtes wenige, die ſich nicht gern im Glanze des Hofes ſonnen und den Lorbeer aus fürſtlicher Hand verſchmähen."

„Und zu dieſen Wenigen rechnest du Waldemar Bachmann nicht?"

„Nein."

„Du kennſt ihn nicht, Aurelie —"

„Durchlaucht, ich kenne ihn aus ſeinen Werken; hätte er früher ſchon die Hofluft eingeathmet und hier die Anerkennung gefunden, die er fordern zu dürfen glaubte, ſo würde er dem bethörten Volke ſein Anathema entgegengeſchleudert haben."

Der Fürſt blickte fragend ſeine Mutter an. „Es liegt viel Wahres in den Worten meines klugen Kindes," ſagte ſie, „aber —"

„Es iſt ein gefährliches Wagniß," ergänzte der Fürſt gedankenvoll.

„Durchaus nicht, wenn Durchlaucht mir die Bekehrung des Hitzkopfes überlaſſen wollen," ſagte Aurelie lächelnd.

„Ah — darauf haſt du es abgeſehen?"

„Vielleicht. Es wäre mir intereſſant, zu erfahren, wie weit meine Macht reicht."

„Hüte dich, Kind," warnte die Fürſtin, „es iſt ein gefährliches Spiel, das Spiel mit dem Feuer. . . ."

„Welches Graf Freſedorf ſchwerlich billigen wird," fügte der Fürſt hinzu.

„Graf Freſedorf hat auch nicht das Recht, es mir zu verbieten," entgegnete Aurelie.

„Aber es könnte ihn bewegen, ſich zurückzuziehen."

„Nun, dann wäre er meiner Liebe nicht würdig; wer auf meine Liebe Anſpruch machen will, der muß mir vertrauen können."

Die Fürſtin-Mutter ſchüttelte bedenklich den Kopf; der Fürſt hingegen ſchien für das Vorhaben des ſchönen Mädchens Intereſſe zu gewinnen. Er zog die Glocke.

„Ich laſſe die Herren Miniſter des Innern und der Juſtiz bitten," befahl er dem eintretenden Kammerdiener, dann ſich zu Aurelie wendend, fuhr er in ernſtem Tone fort: „Es iſt ein gefährlicher und vielleicht verhängnißſchwerer Schritt, aber ich will ihn wagen."

„Durchlaucht, ich danke Ihnen," erwiderte Aurelie, ſich tief verneigend, „ich werde mein Verſprechen einlöſen."

Die beiden Miniſter wurden angemeldet, der Fürſt ließ ſie eintreten.

„Wie viele politiſche Verbrecher ſind noch in unſeren Gefängniſſen?" fragte er.

„Zwölf," erwiderte der Juſtizminiſter.

„Die übrigen ſind ſchon alle entlaſſen? Wenn ich nicht irre, wurde damals die vierfache Zahl verurtheilt?"

„Ganz recht, aber nur zwölf verurtheilte das Gericht zu einer längeren als zweijährigen Gefängnißſtrafe."

„Und unter dieſen iſt Waldemar Bachmann der am meiſten gravirte?"

Er war einer der Rädelsführer, den übrigen gelang es damals, redtzeitig zu entwiſchen."

„Wohlan, ſo verkünden Sie dieſen, daß ich gerucht habe, ſie zu begnadigen, ſie ſollen noch heute aus dem Gefängniſſe entlaſſen werden."

Die beiden Miniſter blickten betroffen einander an.

„Ich halte es für meine Pflicht, Eurer Durchlaucht darauf aufmerkſam zu machen —"

„Daß dies ein ſehr gewagter Schritt ſei, nicht wahr?" fiel der Fürſt dem Miniſter des Innern in's Wort, „dennoch haben wir uns entſchloſſen, aus Anlaß des uns betroffenen freudigen Ereigniſſes ihn zu thun. Bitte, laſſen Sie ſofort die Ordre ausfertigen und mir zur Unterſchrift vorlegen."

„Aber die bürgerlichen Ehrenrechte —"

„Die Gnade des Fürſten iſt ſtets bedingungslos, die Gefangenen ſollen nach der Freilaſſung mit denſelben Rechten in die bürgerliche Geſellſchaft zurücktreten; mit denen ſie ihr entriſſen wurden."

„Durchlaucht werden verzeihen, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß dieſe ſeltene und wahrlich unverdiente Gnade demoraliſirend wirken könnte," warf der Miniſter der Juſtiz in leiſe warnendem Tone ein. „Die Behörde wird dann hinfort kein Recht haben, dieſe gefährlichen Aufwiegler zu überwachen, ſie wird —"

„Da hörſt du es, Aurelie!" ſagte der Fürſt lächelnd, „die Herren theilen deine Anſicht nicht."

„So werde ich ſtolz darauf ſein, ſie von der Richtigkeit derſelben überzeugen zu können."

„Dürften wir das gnädige Fräulein bitten, uns dieſe Anſicht mitzutheilen?"

„Gewiß, ſie iſt kein Geheimniß, ſie lautet, daß der begnadigte Verbrecher weniger zu fürchten ſei, als der, welcher die Strafe bis zur letzten Stunde verbüßt hat."

Die beiden Excellenzen ſchüttelten bedenklich die Köpfe, ſie konnten dieſer Anſicht nicht beipflichten.

„Und ich will erforſchen, ob dieſe Anſicht in der That richtig iſt," ſagte der Fürſt. „In der Theorie lautet ſie, ich gebe es zu, recht ſchön; aber ob ſie ſich in der Praxis bewährt, wird die Folge lehren."

Eine gnädige Handbewegung entließ die Herren, Aurelie dankte dem Fürſten nochmals und kehrte dann mit einem triumphirenden Lächeln auf den ſchönen Lippen zu dem Grafen zurück.

Die Excellenzen hatten das Unglaubliche ſchon berichtet, die Nachricht pflanzte ſich von Mund zu Mund fort, und Jeder, der nur einiges Talent zu ſolchen Zeichnungen beſaß, ſchmückte ſie mit Randillustrationen, die durchweg Aerger oder einen gehäſſigen Sarkasmus durchblicken ließen.

Der Graf v. Freſedorf trat in ungewöhnlicher Erregung dem aus dem Boudoir der Fürſtin-Mutter zurückkehrenden Freifräulein entgegen.

„Iſt es wirklich wahr, gnädiges Fräulein?" fragte er.

„Bitte, ich weiß nicht, woran Sie bei dieser Frage denken," erwiderte Aurelie lächelnd.

„Nun, man sagt, der Fürst habe alle politischen Verbrecher amnestirt."

„So ist es, Herr Graf. Betrachten Sie diese Amnestie vielleicht auch als ein Unglück für das Land?"

„Ganz gewiß."

„So werden Sie binnen Kurzem einsehen, daß Ihre Besorgnisse unbegründet waren."

„Man sagt ferner, diese Amnestie sei Ihr Werk."

„Und wenn sie es wäre?" fragte Aurelie, das Köpfchen stolz zurückwerfend.

„Gnädiges Fräulein, Sie sprechen das große Wort sehr gelassen aus. Erinnern Sie sich nicht mehr der Schmähungen, welche der Dichter Bachmann —"

„Herr Graf, Friedrich dem Großen wurde eines Tages gemeldet, daß an seinem Schlosse über Nacht ein Pasquill angeheftet worden sei, in welchem er als König wie als Mensch geschmäht werde. Wissen Sie, was er that?"

Der Graf biß ungeduldig auf die Lippe, diese kalte, stolze Ruhe erbitterte ihn, weil er fühlte, daß er gegen sie keine Waffe besaß.

„Er gab Befehl, das Pasquill so niedrig anzuheften, daß Jeder ohne Mühe es lesen könne," fuhr Aurelie fort; „und ich glaube, dies machte den Inhalt der Schmähschrift wirkungsloser, als wenn er sie hätte vernichten und den Verfasser henken lassen."

Dann rauschte sie von dannen, verdutzt blickte der Graf ihr nach, bis sie unter dem Schwarme der Hofdamen seinem Blick entschwunden war.

In seiner Nähe stand ein hoher, schon bejahrter Herr, welcher, ohne es zu wollen, die Unterredung gehört hatte. Es war der Gerichtspräsident v. Barnau, ein freimüthiger Mann, der den Grundsatz Talleyrand's, daß die Sprache erfunden sei, um die Gedanken zu verbergen, verachtete. „Sie hatte Recht, Herr Graf," sagte er, als der letztere ihn durch einen fragenden Blick aufforderte, seine Meinung über die ziemlich schnippische Antwort zu äußern, „Fräulein v. Rehfeld scheint sich indeß mehr für diesen Dichter zu interessiren, als ich billigen kann."

„Ah — wenn sie aus diesem Grunde sich für ihn verwandt hätte?" erwiderte der Graf, dem das Blut in die Wangen schoß.

Der Präsident lächelte ironisch. „Sie könnten's ihr nicht verwehren, Herr Graf, das schöne Fräulein liebt es, den eigenen Weg zu gehen, und ich rathe Ihnen, ihr nicht entgegen zu treten."

„Sie glauben wirklich, daß sie sich für den Dichter interessirt?"

„Herr Graf, ich glaube nichts, so lange ich mich nicht auf Beweise stützen kann," rief der Präsident aus. „Aber ich meine, die Frauen hegen immer ein gewisses Interesse für die Poeten, und der Gedanke liege nahe, daß dieses Interesse sie bewogen habe, ihren Einfluß auf den Fürsten für die Begnadigung der politischen Verbrecher aufzubieten."

„Dann wäre sie eine Coquette —"

„Urtheilen Sie nicht so voreilig, warten Sie's ab. Waldemar Bachmann wird vielleicht in nächster Zeit hier die Rolle eines poeta laureatus spielen, wer weiß das."

„Unmöglich!"

„Bah — Bachmann ist eine excentrische Natur und dabei sehr ehrgeizig, und solche Leute fühlen die Fesseln nicht, wenn sie vergoldet sind, weil sie sie als Ehren- und Auszeichnungen betrachten. Nous verrons!"

Der Graf sandte dem Präsidenten einen finsteren Blick nach; er fühlte sich verletzt, gekränkt, es war ihm nicht möglich, jetzt Aurelien aufzusuchen und mit ihr unbefangen zu plaudern und zu scherzen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Siamesische Zwillinge.) Bei dem jetzigen Wiederauftauchen der siamesischen Brüder dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß ähnliche Naturerscheinungen schon öfter, als man glaubt, vorgekommen sind. Dr. Berry beschreibt in einem Bericht an die Edinburger Universität zwei Mädchen, die er lange beobachtet hat und welche sieben Jahre alt wurden, am Rücken zusammengewachsen waren und sich stets vor diesen Gesundheit erfreuten. Wenn die Eine aß, wurde die Andere satt, doch hatten sie ganz verschiedene Temperamente; oft schlief die Eine, wenn die Andere ganz munter war. Ferner wurden 1701 in Ungarn die beiden Zwillinge Helene und Judith geboren, die auch mit den Rücken zusammengewachsen waren, sie lebten bis 1723. Einige Krankheiten hatten sie einzeln, andere, z. B. Masern und Windpocken, zusammen. Judith war schwächlich, ihr Kopf hing stets auf die Brust herab. Helene war rüstig und stark. Die Gesundheit der Ersteren nahm mehr und mehr ab, bis eines Tages auch die Zweite plötzlich schwach wurde und mit der Schwester zugleich das Leben endete. Im Süden Amerika's leben, nach Sir James Simpson, noch heute zwei 1856 geborne Mädchen, die zusammengewachsen sind. Wenn sie, bei ihren verschiedenen Charakteren, sich zanken, so stoßen und schlagen sie nach hinten; ihr Laufen sieht höchst komisch aus; geht die Eine vorwärts, so muß die Andere rückwärts laufen, und scheint ihnen Beiden ganz gleich leicht zu sein; bei ihnen wird die Eine jedoch nicht satt, wenn die Andere ißt. Vor vierzig Jahren wurden außerdem solche Zwillinge, Namens Rita und Christiana, in Paris gezeigt. Das größte Interesse erregte jedoch das in Genua 1617 geborene, zusammengewachsene Zwillingspaar Lazarus und Colloredo. Nicht daß sich andere auffällige Erscheinungen an ihm zeigten, daß die Wissenschaft mehr Interesse an ihnen nahm, sondern diese Folianten wurden geschrieben, weil die hoch erleuchtete Geistlichkeit nicht einig werden konnte, ob — die Kleinen einzeln oder zusammen zu taufen seien! Selbst nachdem diese Zwillinge lange begraben und vergessen, dauerte der Streit noch fort zum Segen und zum Wohle der ganzen Christenheit.

•

— In Tyrol treibt ein ungeblich päpstlicher Zapfabschweiber sein Unwesen. Es ist ein schlauer Italiener, der den frommen Tyrolerinnen ihre langen, schönen Zöpfe, das Stück zu 12 fl., abkauft, und um die Inhaberinnen dem Handel geneigter zu machen, versichert er ihnen mit ernster Miene, der heilige Vater in Rom brauche die Zöpfe, um die vielen Muttergottesbilder und die Statuen der anderen heiligen Frauen mit dem nöthigen Haarschmuck zu versehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 35. Sonntag, den 16. Mai 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschl.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Am andern Morgen, als Ernestine sich sehr früh vom Lager erhob, sah man es ihr wohl an, daß sie diese Nacht wenig dem Gotte des Schlummers gehuldigt. Sie ordnete rasch ihren Anzug, den sie noch nicht abgelegt und bald nach beendigter Toilette konnte sie es in ihrem Zimmer nicht mehr aushalten, sie mußte sich etwas zu schaffen machen. Deshalb ging sie in die Küche, um Feuer zu machen, sah im Wohnzimmer nach, ob Alles in Ordnung, da blickte sie auf die Uhr, es war halb 5 Uhr Morgens, um welche Zeit es gerade helle war. Um nun den Vater nicht zu wecken, der gerade neben dem Wohnzimmer sein Schlafgemach hatte, nahm sie von dem Büchergestelle ein Buch heraus, ein ihr wohlbekanntes, aus dem sie dem Vater oft vorlesen mußte, die Bibel. In ihrer Unruhe und Seelenangst flogen die Blicke über die aufgeschlagenen Seiten weg und sie las auch die Stelle 1. Thess. 4, 3. ff. und sie konnte nicht über die Stelle hinwegkommen; ihre starren Augen waren darauf geheftet, als sollten sie ewig und ewig nur diese Worte sehen und als Vorwurf einer übereilten Handlung stets vor sich stehend schauen. — Plötzlich jedoch schloß sie das Buch und stellte es wieder an seinen Ort, sie war bedeutend ruhiger geworden und man sah es ihren lebhaften Augen an, daß in ihrer Seele eine Ueberzeugung Platz gegriffen hatte, die ihr Trost gewährte für ihre Sorgen.

„Ich habe nicht Unrecht gethan," lispelte sie vor sich hin, „ich habe nur meinem Herzen gefolgt; mein Herz ist nicht böse."

Und eben trat aus dem Seitengemach der alte Verwalter ein, den das Geräusch im Wohnzimmer aufgeweckt hatte.

„Ei, du, Ernestine, — warum so bald aus dem Bette?"

Ernestine war beim Anblicke ihres Vaters etwas zusammengeschrocken, da sie sich doch nicht ganz schuldlos wußte, und es auf ein unverdorbenes Gemüth dann einen peinlichen Eindruck macht, wenn liebe Persönlichkeiten noch ganz so freundlich sind, wie sonst.

„Du bist doch nicht unwohl?" fragte Napidre wieder.

„O nein, Väterchen," antwortete das Mädchen mit zitternder Stimme, „sonst wäre ich wohl im Bette liegen geblieben."

„Aber es muß dir doch etwas sein, du siehst so erschrocken aus, gerade, als hättest du große Angst ausgestanden."

„Allerdings. Es war vor einer Viertelstunde, als ich durch ein Geräusch am Fenster erweckt wurde; ich stand auf, um nachzusehen und — denkt Euch meinen Schrecken — ich sah einen Mann am Fenster, der auf einer Leiter stand und mir grimmig in's Gesicht sah. Ich eilte sogleich aus dem Zimmer hieher und getraute mich nur nicht, Euch im Schlummer zu stören. Ich sagte es auch so oft, ich wollte nicht par terre schlafen; aber Ihr liebt, in meiner Nähe zu sein!"

„Komm', armes Kind, laß uns nachsehen!"

Ernestine schritt dem Vater voran. Ihr Zimmer lag gegen die Straße zu. Napidre öffnete das bezeichnete Fenster und blickte hinab und wirklich gerade unter demselben lag umgestürzt eine Leiter.

„Hast du das Gesicht des Diebes nicht erkannt, war es einer aus dem Dorfe?"

„Ach, ich kann es nicht sagen," meinte Ernestine, die heute zum ersten Male ihren Vater belogen hatte.

Sie selbst nämlich hatte am Abend vorher das Fenster offen gelassen und war nach ihrer Rückkehr von dem Rendezvous mit Alexander vermittelst der Leiter wieder in ihr Zimmer gelangt. Alexander hatte sie belehrt, was sie ihrem Vater sagen sollte, wenn man die umgestürzte Leiter am andern Morgen wahrnähme.

Mit Alexander war Ernestine schon sehr früh bekannt geworden, indem sie jeden Morgen die Milch, welche die Meierei auf das Schloß zu liefern hatte, selbst dorthin brachte. Es hatte sich dann aus diesem täglichen Sehen eine Art Liebesverhältniß gebildet, das aber von beiden Seiten in verschiedener Weise aufgefaßt wurde. Ernestine, die ungefähr im gleichen Alter mit dem jungen Grafen stand, liebte ihren Alexander mit aller Gluth und Innigkeit, deren ein junges, unschuldiges Mädchen in der Zeit erster Liebe fähig ist, während er die ganze Sache mehr für einen Zeitvertreib, für Scherz und vorübergehendes Wohlwollen ansah, daß sich eine hochgestellte Person bei einem Mädchen aus niederem Stande wohl erlauben dürfte. Sie, Ernestine, war ihm nur ein Gegenstand zur Befriedigung augenblicklicher Leidenschaftlichkeit und weiter nichts. Deshalb mach'e es ihm auch nicht den geringsten Gewissenskrupel am Tage nach dem Abend, der ihn der hingebenden Liebe Ernestinens im höchsten Grade versichert hatte, ohne Abschied abzureisen, obwohl er sich sagen mußte, daß es sehr in Frage gestellt sei, ob er je wieder auf Schloß Piquette zurückkehrte. Um aber nicht durch Zufall, der ja gewöhnlich dort am ärgsten mitspielt, wo man ihn am wenigsten erwartet oder wünscht, eine Abschiedsscene herbeigeführt zu sehen, hatte er Ernestine gebeten, am folgenden Tage nicht auf's Schloß zu kommen und sich auch nicht zu ängstigen, wenn er nicht in der Meierei vorspreche.

Ernestine war an diesem Tage von einer unerklärlichen Unruhe, von einer unbekämpflichen Wehmuth erfüllt, so oft sie an Alexander und den verflossenen Abend dachte, und sie suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß nur ihre hohe und innige Liebe daran schuld sei, die den Tag für einen unschönen, ja verlornen hielt, an dem sie Alexander nicht sehen könne. Aber gleich am folgenden Morgen, also dem Tage nach der erfolgten Abreise des Grafen und Alvara's, drängte es sie, nach dem Schlosse zu eilen. Als sie hier einen der Stallknechte nach dem Grafen fragte, erhielt die Staunende die Nachricht, Alexander sei am Nachmittage vorher mit dem Professor abgereist auf unbestimmte Zeit und ohne Angabe des Reiseziels. Jedenfalls müsse das weit sein, weil man eine große Menge Gepäck mitgenommen. Ihre Frage, ob Philipp, der Kammerdiener des Grafen, auch mitgegangen, beantwortete man ihr mit Nein, er habe sich eben in den „grauen Thurm" begeben, wo sie ihn jedenfalls finden werde, da sie sich ja, wie der Knecht boshaft hinzufügte, so gut im Schlosse auskenne.

Das hatte allerdings seine Richtigkeit, allein in den „grauen Thurm" war sie doch noch nie gekommen. Dieser Thurm bildete den rechten Flügel des Schlosses und schaute mit der Front gegen das Meer. Er enthielt mehrere Gemächer, die aber nicht bewohnt waren und nur zum Aufbewahren von älteren Meubles u. dgl. dienten.

Trotzdem wohnte in einem dieser Zimmer ein jugendlicher Gefangener, mit dem um dieselbe Zeit Philipp, der Kammerdiener, im Gespräche begriffen war. Das Thurmzimmerchen war sehr bescheiden meublirt, ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett war die ganze Einrichtung und die Gitter vor dem einzigen Fenster trugen nicht dazu bei, das Gemach freundlicher erscheinen zu lassen. Auf dem Stuhle vor dem Tische unweit des Fensters saß ein blondlockiger Knabe von etwa fünf Jahren, er hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt und seine schönen, großen, blauen Augen blickten wehmüthig und kindlich-ernst durch das Fenster auf das weite, unendliche Meer hinaus, gleichsam als suchten sie ein rettendes Schiff zu entdecken. Vor ihm stand Philipp, der theilnahmsvoll das liebliche Kind betrachtete.

„Du sagst," begann der Knabe wieder, „der Mann mit den garstigen, grauen Augen sei abgereist und ich würde ihn lange nicht mehr sehen."

„Ja, so ist es, — ich allein werde Sie nun bedienen."

„Aber warum läßt man mich nicht zu meiner Mutter? Warum nahm mich der garstige Mann hieher mit? — Meine Mutter wird sich ihre schönen Augen um ihren Louis ausweinen!" — —

„Lassen sich Euer Gnaden das nicht anfechten; ich will Sie wie ein Vater behandeln, nicht so grob, wie der garstige Mann." —

„Ja, das bin ich auch nicht gewohnt," sagte stolz der Knabe, indem er aufstand und beide Händchen in die Seiten stemmte, „man nannte meinen Vater immer Euer Gnaden, und solche Zimmer habe ich auch nie gesehen, viel schöner waren unsere Zimmer und viel besser die Menschen, die ich sah, sie waren höflich und was ich wollte, das thaten sie!"

„Wie nannten die Leute denn noch Euren Vater?"

„Sie sagten Alle „Euer Gnaden", wir fuhren jeden Nachmittag spazieren, da grüßten uns viele schöne Damen und noble Herren; ich möchte wieder zu Mutter und Vater!" —

„Das ist jetzt noch nicht möglich, Euer Gnaden, — aber lassen Sie die Chokolade nicht kalt werden!" —

„Du hast Recht; es ist lange her, daß ich keine mehr getrunken, der garstige Mann wollte mir keine geben; ich danke dir!" — —

Jetzt glaubte Philipp ein Geräusch vor der Thüre zu vernehmen und er wollte gehen, um die Ursache zu ermitteln, als die Thüre rasch geöffnet wurde und Ernestine eintrat, die beim Anblick des Knaben verwundert stehen blieb.

„Was sucht die Mamsell hier?" fuhr sie der Diener barsch an.

Der kleine Louis war ebenfalls erstaunt, eine fremde Person in seinem Gemach zu sehen, das außer Alvara nur Philipp manchmal betreten hatte. Endlich hatte sich das Mädchen von ihrem Erstaunen erholt, um eine Antwort für den bleich gewordenen Diener zu finden.

„Ich wollte Euch nur fragen," sagte sie stotternd, „ob die Reise des Herrn Grafen lange dauern wird und ob er keinen Brief oder dergleichen an mich hinterlassen hat."

„Darnach hat Sie überhaupt nicht zu fragen und mach' Sie nur, daß Sie über die Schwelle kommt, Sie neugierige Jungfer, und halte Sie nur reinen Mund, sonst geht's Ihr schlecht."

Aber ich kenne Euch heute gar nicht, Philipp, so grob waret Ihr noch nie mit Ernestine!"

„Warum muß Sie auch überall sein, wo man Sie nicht wünscht; dann bringt einen das Weibervolk mit dem Schwätzen in's Unglück."

Damit schob er das Mädchen hinaus und schloß die Thüre, verdrießlich über seine eigne Ungeschicklichkeit. Als sie zusammen die Wendeltreppe hinabgingen, blieb er plötzlich vor ihr stehen, so daß sie nicht weiter schreiten konnte, und faßte ihre Hand.

„Sie muß es mir nun in die Hand geloben, Niemandem etwas von dem zu sagen, was Sie gesehen, oder Sie kommt nicht lebend von der Stelle; wir verstehen das Ding!"

Ernestine war zum Tod erschrocken; denn so aufgeregt hatte sie den Diener, der sonst immer freundlich mit ihr war, nie gesehen und sie gelobte ihm mit zitternder Stimme Alles, was er verlangte.

„Das will ich Ihr noch sagen zum Schlusse, daß, wenn Sie den Grafen wirklich lieb hat, Sie schon deshalb schweigen muß; denn es könnte ein Plaudern dem Herrn Grafen sehr viel schaden und nicht wahr, Sie will doch nicht, daß er traurig wird?" fragte Philipp, indem er die Hand Ernestinens noch fest hielt.

„Ja, ich will schweigen und selbst, wenn es Unrecht wäre! Sagt mir aber auch, wohin Alexander so schnell gereist ist und warum ohne Abschied?"

„Ja, das weiß ich nicht; ich kann nur sagen, daß er nach Italien gefahren ist."

„Und in welcher Stadt wird er sich aufhalten, wie kann man an ihn adressiren?"

„Seine Gnaden haben verboten, es zu sagen; doch will ich der Jungfer den Gefallen thun und etwaige Briefe dem Herrn Grafen zusenden, Sie ist doch damit zufrieden."

„Muß ja wohl," versetzte das Mädchen traurig und verließ das Schloß, langsam über den Hof gehend dem großen Thore zu.

Auf dem ganzen Heimwege war ihr so sonderbar zu Muthe, sie fühlte sich beängstigt, nicht als ob ihr der Gedanke an den gefangenen Knaben peinlich gewesen wäre, vielmehr weil sie an das abschiedslose Weggehen ihres heißgeliebten Alexander dachte; denn ein liebendes Herz ist wenig geneigt,

Digitized by Google

an dem Schicksal Anderer thätigen, lebhaften Antheil zu nehmen, es ist zu sehr in eignen Angelegenheiten beschäftigt; es ist gleichsam Nacht umher und das Auge der Liebe sieht nur den geliebten Stern, der am Himmel prangt.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Goldene Fesseln.

Frau Bachmann war mit der Zubereitung des Abendbrodes beschäftigt, und ihr ganzes Denken weilte noch immer bei dem Gatten, als plötzlich der Rechtspraktikant mit unverkennbaren Zeichen einer gewaltigen Aufregung in's Zimmer stürzte.

„Madame, wir haben gewonnen!“ rief er. „Der Fußfall hat gewirkt.“

Den kleinen Händen der blonden Frau entfiel der mit Milch gefüllte Steintopf, dessen Inhalt sie eben in den Suppennapf leeren wollte; sprachlos starrte sie den Rechtspraktikanten an, der laut aufjauchzend den Knaben emporhob und auf Stirn und Wangen küßte.

Die Thränen schossen ihr in die Augen. „Ich bitte Sie, scherzen Sie nicht,“ sagte sie mit bebender Stimme; „es ist ja unmöglich.“

„Und ich sage Ihnen, es ist wahr! Hurrah, unser durchlauchtigster Fürst soll leben, vivat hoch!“

„Waldemar ist wirklich begnadigt?“

„Binnen einer Stunde frei! Frei, wie ein Vogel in der Luft — hurrah — vivat hoch und noch einmal hoch!“

Die kleine Frau war auf ihre Kniee niedergesunken, bei ihr äußerte die Freude sich in einem heißen Gebet, während der Rechtspraktikant noch immer den Knaben auf dem Arme hielt und seinen fuchsigen Hut schwenkte.

„Sehen Sie, ich sagte es Ihnen ja, die Bittschrift mußte ihn rühren,“ jubelte er; „er hätte kein Herz in der Brust haben müssen, wenn es nicht der Fall gewesen wäre.“

Frau Bachmann hatte sich erhoben und den Knaben auf den Schooß genommen, das Herz war ihr zu voll, sie konnte nicht sprechen; nur mit den Augen vermochte sie den jauchzenden Freund zu fragen, woher er das wisse.

Der Rechtspraktikant aber griff tief in seine Dose und nahm geräuschvoll eine gewaltige Prise.

„Ich sah das voraus,“ sagte er; „aber ich mußte Gewißheit haben. Also ging ich in's Schloß. Unser einer hat überall seine Connexionen. Ich gelangte in die Hofküche und horchte. Der Küchenmeister und Oberkoch wußte noch nichts und hoffte auch nichts, aber da kam plötzlich ein Küchenjunge, der außerordentlich genau unterrichtet war. Alle politischen Verbrecher sind begnadigt, sollen heute noch in Freiheit gesetzt werden, so lautet die Ordre und die Herren Minister wollen sich vor Aerger schier die Haare ausreißen. Der ganze Hof ist in Aufruhr. Kennen Sie das Freifräulein v. Rehfeld?“

„Nein.“

„Nun, die soll es ausgewirkt haben. Man sagt, sie habe dem Fürsten mit ihrem Zorn gedroht, wenn er ihre Bitte nicht erfülle; aber ich glaube es nicht, die Bittschrift hat es gethan, Se. Durchlaucht werden sich wenig um den Zorn eines Freifräulein's kümmern.“

Frau Bachmann hielt den Knaben innig an sich gepreßt. „Wenn es nur keine neue Täuschung ist!“ sagte sie, noch immer zweifelnd.

„Täuschung,“ ereiferte sich der Rechtspraktikant. „Verbürgte Wahrheit, Madame, ich habe einen Ministerialsekretär gefragt; er bestätigte die Nachricht. Uebrigens weiß es bereits die ganze Stadt, in hellen Haufen wandern die Bürger zum Gefängniß, um die Begnadigten in Empfang zu nehmen.“

„Wir wollen auch hin, Herr Heseler.“

„Gewiß, gewiß.“

„Dürfte ich Sie bitten, einen Wagen zu holen, während ich das Kind ankleide?“

„Natürlich — und meine Frau soll für ein solennes Abendbrod Sorge tragen; einige Flaschen Wein liegen noch im Keller, — freilich kalte Küche, die Zeit ist zu kurz und die Jahreszeit —“

„Bitte, keine Umstände, ich glaube, wir Alle werden nichts genießen können.“

Der Rechtspraktikant eilte hinaus, der kleine Franz kletterte auf einen Stuhl. Die Freude des Kindes war nur ein Gefühl der Sympathie, es kannte ja den Vater nicht; nur dunkel konnte es sich des hohen ernsten Mannes erinnern.

„Nun kommt der Vater wieder, nun wird Alles wieder gut werden,“ jubelte die blonde Frau, während sie eifertig den Knaben ankleidete. „Kennst du ihn nicht mehr, Franz?“

Der Kleine schüttelte das Köpfchen.

„Aber du wirst ihn recht lieb haben?“

„Wenn er mich lieb hat.“

„Gewiß, er hat dich lieb, er hat immer an dich gedacht.“

„Aber er wollte doch nie, daß ich mit dir ging, wenn du ihn besuchtest.“

„Weil er fürchtete, du würdest weinen, das hätte er nicht ertragen können.“

„Aber du kannst es doch ertragen.“

„Franz, das verstehst du noch nicht; wenn du einmal groß geworden bist, wirst du es verstehen.“

„Wohnt denn der Vater nun immer bei uns?“

„Ja, und du mußt immer lieb und gehorsam gegen ihn sein.“

„Das will ich, Mama.“

Frau Bachmann küßte das Kind und hob es vom Stuhl. Der Rechtspraktikant kehrte jetzt auch zurück, der Wagen hielt vor der Thür. Eine dichte Menschenmenge war bereits vor dem Gefängnißthor versammelt, und von allen Seiten strömten noch immer neue Scharen herbei, welche die Begnadigten in Empfang nehmen wollten.

Sonderbar, nachdem damals das Urtheil über die politischen Verbrecher gesprochen worden war, hatte man sie vergessen, sie aus der Liste der Lebenden gestrichen; jetzt wollte Jeder ihr Freund gewesen sein, Jeder die Ehre genießen, ihnen die Hand drücken zu dürfen.

Als die Menge Frau Bachmann in dem Wagen entdeckte, brachte sie ihr ein begeistertes Hoch aus; sie hatte ja nach dem Urtheil Aller die Amnestie durch ihr Bittgesuch bewirkt, wenigstens die Anregung dazu gegeben. Einige exaltirte Köpfe wollten die Pferde ausspannen, und es bedurfte der ganzen Beredtsamkeit des Rechtspraktikanten, sie von diesem Vorhaben abzuhalten. So begnügte man sich denn damit, der kleinen Frau des großen Dichters in anderer Weise zu huldigen, indem man den Wagen bekränzte und sie selbst mit Blumen überschüttete.

Zeit genug fand die Menge dazu, denn die Herren, welche die Kabinetsordre des Fürſten überbringen und den Gefangenen die Thüren ihrer Zellen öffnen ſollten, ließen lange auf ſich warten.

Schon begann das Volk ungeduldig zu werden, ſchon war der Vorſchlag gemacht worden, in hellen Haufen zum Schloſſe zu wandern und die Herren zu zwingen, ihre Amtspflicht ohne Zaudern zu erfüllen, als die lange Erwarteten endlich erſchienen. Mit Hurrah wurden ſie begrüßt, der tauſendſtimmige Ruf hallte donnernd ihnen nach, als ſie durch das Thor des Gefängniſſes hineinfuhren.

Und nun abermals eine lange, bange Stunde; was ſümmerten die Herren Beamten die Ungeduld des draußen harrenden Volkes und die Sehnſucht der Gefangenen, — die Formalitäten, die das Geſetz vorſchrieb, mußten ſo erfüllt werden. Endlich wurde das Thor geöffnet, paarweiſe traten ſie heraus, allen voran Waldemar Bachmann, der hohe, ſchlanke Mann mit dem ernſten, intelligenten Geſicht. Mit betäubendem Geſchrei wurden ſie empfangen, vergeblich verſuchte der Rechtspraktikant, ſich in dem Knäuel Luft zu ſchaffen, ſeine Rieſenanſtrengungen blieben erfolglos. Schnige Arme erfaßten den Dichter, ſie hoben ihn empor und trugen ihn auf den Schultern zu dem bekränzten Wagen. Die Arme ſeiner Gattin umſchlangen ihn, begleitet von dem Jauchzen der Menge fuhr der Wagen langſam von dannen.

In ſolchen Augenblicken eines Glückes, für welches die Menſchenbruſt nicht Raum genug hat, um es ganz zu faſſen, ſchweigen die Lippen, nur das Auge darf reden, und wahrlich, es redet in einer wärmeren, verſtändnißinnigeren Sprache, als die Lippen es vermöchten.

Schweigend hielt Waldemar ſein Weib umſchlungen, während die andere Hand den Knaben auf ſeinen Knieen liebkoſte, ihm dünkte es ein Traum, ein ſchöner Traum, aus dem er nicht zu erwachen wünſchte. Und die kleine Frau war glücklich, ſie ſah ringsum wieder goldenen Sonnenſchein, ihr Blick reichte nicht ſo weit, daß er die gewitterſchwangeren Wolken entdecken konnte, die fern am Horizont ſich ſchon ſammelten. Hand in Hand traten ſie in das beſcheidene Wohnſtübchen, in welchem Frau Heſeler ihre Vorbereitungen zum Empfang des Heimkehrenden ſchon getroffen hatte.

„Arm's Weib," ſagte Waldemar und ein trüber Schatten umdüſterte ſeine Züge, „wie viel mußteſt du gelitten und erduldet haben."

„Hier ſind die Freunde, die mir treu beiſtanden," erwiderte die kleine Frau, „die mich tröſteten und ermuthigten, wenn die Laſt mir gar zu ſchwer wurde."

Schweigend, mit einem Blick des innigſten Dankes, reichte Waldemar dem wackeren Ehepaar die Hand. Der Rechtspraktikant aber konnte nun nicht länger zurückhalten; er mußte berichten, wie Frau Bachmann vom Morgen bis zum Abend ſich abgemüht hatte, um ſich und den Knaben ernähren zu können, wie mühſig ſie geweſen war bei der Ueberreichung der Bittſchrift, und mit welcher geduldigen, auf Gott vertrauenden Ergebung ſie auch dann noch in die Zukunft blickte, als ſie ihre letzte Hoffnung vernichtet wähnte.

Immer düſterer war die Stirne des jungen Mannes geworden. „Einem Kniefall alſo habe ich meine Freiheit zu verdanken?" fragte er unwillig, als der Rechtspraktikant ſchwieg. „Mein Kind hat vor einem Fürſten im Staube gelegen? Ha, das hätte ich nimmer zugegeben, das weiß einen Flecken auf meine eigene Ehre, den ich niemals wieder tilgen kann."

Betroffen blickte Frau Bachmann ihren Gatten an, der haſtig ſich erhoben hatte und nun in leidenſchaftlicher Erregung auf- und abwandelte.

„Lieber Freund, Sie ſehen das zu ſcharf an," erwiderte der Rechtspraktikant kopfſchüttelnd; „auf Sie kann die Demüthigung nicht zurückfallen, wenn Sie überhaupt eine Demüthigung darin erblicken wollen."

„Iſt es keine Demüthigung?" brauſte der Dichter auf.

„Nein, ich kann in einer Bitte keine Demüthigung finden. Ohne ſie würden Sie —"

„Genug," ſchnitt Waldemar ihm das Wort ab; „ich habe meine eigenen Anſichten darüber, ich würde niemals geduldet haben, daß eins meiner Angehörigen um Gnade für mich gebettelt hätte. Das hieß mit anderen Worten: Herr, verzeihe ihm, er wußte nicht, was er that."

„Nun? Haben Sie das immer gewußt?" fragte Heſeler ſcharf.

„Ja, ich bin mir ſtets deſſen, was ich that, bewußt geweſen."

„So mußten Sie auch die Folgen vorausſehen, und Sie waren doppelt ſtrafbar, daß Sie das Glück, ja die Exiſtenz Ihrer Familie ſo leichtſinnig auf's Spiel ſetzten."

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

— (Gottesdienſt in der New-Yorker Taubſtummen-Anſtalt.) In amerikaniſchen Blättern finden wir folgende Schilderung: Der Gottesdienſt in der New-Yorker Taubſtummen-Anſtalt wird auch von einem Taubſtummen abgehalten, deſſen mimiſcher Vortrag der Predigt einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. Er ſteht da, eine würdige Geſtalt; der feierliche Ernſt, der ſeine Seele umfangen, ſpiegelt ſich auf ſeinen Geſichtszügen wieder. Seine Bewegungen zeigen die Poeſie ſeiner Gedanken, die er veranſchaulicht; Hand, Arm und Haupt ſcheinen idealiſirt; jede Stellung, die er einnimmt, hat etwas Natürliches, Ausdrucksvolles. Jetzt hebt er Hand und Augen zum Himmel in inbrünſtigem Gebete, jetzt drückt ſein Geſicht die Reue aus, jetzt die Hoffnung zum Unendlichen. Er ſcheint nacheinander die verkörperte Liebe, Demuth, Geduld, Dankbarkeit und Unterwürfigkeit zu ſein; er bittet, er trauert, er verehrt, er verachtet; von der Anbetung geht er plötzlich zum Haß gegen das Laſter, von der höchſten Seligkeit zur tiefſten Verzweiflung über, und das Alles mit der Schnelligkeit des Gedankens, mit vollkommener männlicher Schönheit. Die ganze Verſammlung ſteht — ſie können nicht knieen, nicht das Haupt beugen, ſonſt würden ſie dem Gedankenfluge des Geiſtlichen nicht mit den Augen folgen können. Seine Finger bewegen ſich fortwährend, ſchnell, magiſch, leidenſchaftlich; auch ſie verſinnlichen die Worte, ebenſo wie es ſeine Arme thun, die bald oben, bald unten, bald rechts, bald links ihre Zeichen geben. Er hält die Daumen an einander, er zeigt die flache Hand, krümmt dieſen oder jenen Finger: Alles mit der Geſchwindigkeit des Gedankens, ohne nur einen Augenblick zu ruhen. Endlich ſinken ſeine Arme herunter; ruhig ſteht er da mit ſeinem würdevollen Anſtand, und das tiefe treue Auge ſpricht: Amen!

Druckfehler. Man leſe in der Novelle „Real und ideal" Seite 134 Zeile 11 v. o. ſtatt v. Char „v. Rayonnante". D. B.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 36. Mittwoch, den 19. Mai 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Nusch.

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung.)

An Alexanders aufrichtiger Liebe zweifelte das einfache Mädchen nicht im geringsten; aber es schien ihr doch nicht ganz recht von ihm, daß er ganz ohne Abschied von ihr weggegangen, daß er es nicht einmal durch ein Briefchen oder eine Meldung an ihren Vater gethan. Zagloch freilich dachte sie auch an die Zukunft, wenn einst die Folge eintreten würde von dem, was sie Alexander aus Liebe gewährt und der schreckliche Gedanke daran, in Verbindung gebracht mit der sie nur zu wohl bekannten strengen Gesinnung ihres Vaters, mochte daran Schuld haben, daß sie so sehr in Gedanken hinschritt, um einen jungen Mann völlig unbeachtet zu lassen, der ihr seit etlichen Sekunden dicht folgte. Erst die Stimme des Folgenden machte das tiefsinnige Mädchen auf den Anwesenden aufmerksam; sie lehnte sich erschrocken um, als sie ihren Namen rufen hörte:

„Ah, François, du hier!“ rief das Mädchen mehr ärgerlich, als überrascht. François war auf der Meierei sozusagen der Subordinator des alten Napidre. Er war ein gebildeter junger Mann, der besonders im Gebiete theoretischer und praktischer Wirthschaft tüchtige Kenntnisse besaß, und sie auch entsprechend verwerthen konnte. Dieser François war etwa seit zwei Jahren in der Meierei thätig und hatte bald die schöne Ernestine sich gewonnen, ohne daß er aber jemals von ihrer Seite in dieser Liebe aufgemuntert worden wäre. Die Gestalt und das Auftreten des Jünglings waren allerdings dazu angethan, den Augen der Mädchen zu imponiren; allein sein ganzes geistiges Wesen mußte wohl durch Jugenderbildung in eine völlig falsche Bahn geleitet worden sein, sonst hätte sich neben seinen außerdem guten Anlagen nicht eine solche Falschheit des Gemüthes herausbilden können, die nicht sowohl eine Unredlichkeit des geäußerten Gefühles intentirte, als vielmehr nach Kundgabe eines solchen dasselbe mit allen, wenn auch noch so herzlosen, Mitteln durchzuführen möglich, reell zu machen suchte.

Ernestine hatte diese gefährliche Schattenseite in dem Charakter des ihr verhaßten Liebhabers sehr bald entdeckt, sie, die sich in ihrer blinden Liebe zu Alexander soweit hinreißen ließ, daß sie die viel offenkundiger darliegende Gemüthsbeschaffenheit desselben völlig ignorirte oder zu seinem Besten auslegte. Aber es geht immer so, daß man leicht etwas an denen zu tadeln findet, denen man nicht wohl will, ohne sich den Grund des Uebelwollens klar machen zu können. Jedenfalls wäre dem guten Mädchen mit François, der Ernestine wirklich liebte, mehr gedient gewesen, als mit dem stolzen, moralisch verkommenen Grafen, der sie doch niemals zu seiner Ehegattin machte und sie höchstens eine Zeit lang als schönen Zeitvertreib benützte.

Einige Minuten war François stumm neben Ernestine hingegangen, nicht, als ob er nicht gewußt hätte, was er reden müsse, sondern um in ihrem Blicke zu lesen, ob das, was er sprechen wollte, wirklich wahr sein könne, und leider mußte er sich nach kurzer Prüfung gestehen, daß sich in diesen getrübten Augen die Sonne wahrer, echter Unschuld nicht mehr vollkommen spiegeln könne. Allein er nahm sich vor, von der gemachten Wahrnehmung kein Wort über seine Lippen zu lassen, wenn er ohne dieses äußerste Mittel zu seinem Ziele gelangen würde; war er doch der einzige Zeuge der nächtlichen Exzursion Ernestinens gewesen. Wenn also er schwieg, wußte ja Niemand, selbst nicht ihr Vater, etwas davon und die Ehre seiner künftigen Frau war vor der Welt so tadellos, wie er sie auch vor seinen Augen gewünscht hätte.

„Ernestine,“ fing er deßhalb bald nach seiner Beobachtung an, „ich war heute schon beim Vater!“

„Das ist nichts Seltenes, es bringt ihn eben das Geschäft mit sich!“

„Du willst mich nicht verstehen! Was glaubst du, daß ich mit ihm gesprochen?“

„Ich will keine Räthsel auflösen.“

„Gut und ich keine aufgeben; ich meinte, du hättest es dir denken können, Ernestine, ich will es dir sagen: Ich habe um deine Hand angehalten!“

Ernestine blickte den Mann mit dem Ausdruck des tiefsten Erstaunens und sichtbaren Erschreckens an, das war ihr zu unerwartet gekommen. Da sie aber nichts darauf antwortete, fuhr er fort:

„Und der Vater hat mir mit Freuden seine Einwilligung gegeben, wenn sein Kind damit einverstanden sei; ich bin jetzt bei der Tochter Napidre's, um sie zu fragen, ob sie mir folgen will als liebevolle Gattin durch's ganze irdische Leben. Du weißt, mein Vermögen ist nicht klein; ich kam hieher nur aus Vergnügen und wahrlich, ich wäre keine zwei Jahre auf der Meierei geblieben, wäre nicht eine Ernestine gewesen, die mich gefesselt. — —“

„Ersparen Sie sich diese Phrasen für eine bessere Gelegenheit, die Tochter Napidre's will Ihre Gattin nicht werden.“

Diese stolzen Worte des innerlich tiefgebeugten Mädchens machten auf François einen schlimmen Eindruck, der jene

Schattenseite in seinem Gemüthe zur Thätigkeit auf, die ihn alle Mittel anwenden hieß, um Erneſtine umzuſtimmen. Schon daß jene „Sie“, daß man in dieſes Gegenüber ſo wenig hörte, empörte ihn um ſo mehr, als er ſich bewußt war, daß er durch ſeinen Antrag neben den Gefühlen ſeiner Liebe auch noch denen einer guten, edlen Handlung Rechnung getragen habe. Und Erneſtine hatte, wäre ſie nicht ſo ganz blind, durch ihre unſelige Liebe zu Alexander geweſen, das Einſehen und begreifen müſſen, da ſie ſich doch einer Schuld bewußt, die ja früher oder ſpäter zu ihrer Schande an das Tageslicht treten mußte. Allein die ſinnloſe Verblendung der Liebe zeigt den Abgrund in roſenfarbenem Lichte und warnt vor dem ſicheren, breiten Pfade der Gewöhnlichkeit.

„Erneſtine,“ begann François nach einigem Schweigen, während deſſen er mit ſeinem Dämon in der Bruſt einen heftigen Kampf gekämpft, „willſt du das auch vor deinem Vater wiederholen?“

„Warum nicht? — Uebrigens wir kommen jetzt an das Dorf und ich halte es nicht für ſchicklich, daß Sie mich durch daſſelbe begleiten!“

„Ich fühle dies Unſchickliche wohl und es iſt ſchon von dir, Erneſtine, daß du im Punkte des Schickl[illegible] ſo ſehr gewiſſenhaft biſt!“

Erneſtine, die einen geweckten Geiſt und ſeine Auffaſſungsgabe beſaß, merkte ſogleich die Spitze dieſer Rede; allein nicht im Unternehmen dieſe ſie an die wahre Begründlichkeit dieſer Worte, ſie meinte vielmehr, er wolle nur im Allgemeinen das ihm bekannte Verhältniß zu dem Grafen ſatyriſiren. Drum ging ſie nach der Verabſchiedung François' faſt heiter geſtimmt durch das Dorf, wo man ihr da und dort freundlich zunickte und ſie dann einen „guten Morgen“ erwiederte; denn ſie verglich im Geiſte den Grafen mit François und fand es in ihrem Leichtſinn ſogar lächerlich, wie dieſer François mit ihrem ſchönen Alexander concurriren möge; an das Ernſte, an die Wirklichkeit freilich dachte das leichtfertige Mädchen nicht und ihre Traurigkeit war kurz, wie der Gedanke an das Unrecht, das ſie begangen.

François, obwohl einen Umweg nehmend, war doch vor Erneſtine in der Meierei, wo ihn Vater Napidre ſchon erwartete, um den Erfolg ſeiner Bemühung von ihm ſelbſt zu hören.

„Es iſt nichts,“ rief dieſer dem Alten zu und zog ihn mit ſich in das Haus zurück. „Gönnt mir einige Augenblicke Gehör, Vater, ich will Euch Alles erklären.“

„Das hätte ich von Erneſtine nicht geglaubt,“ meinte Napidre, nachdem Beide Platz genommen.

„Sie hat mir ihre Hand abgeſchlagen in einem ſo ſtolzen, wegwerfenden Tone, den ſie nur von dem ſchönen Grafen Alexander gelernt haben kann. Denn hört, Vater Napidre, Erneſtine liebt den Grafen; ich hab' oft ihre Liebeserklärung gehört, wenn ich die Rendez-vous belauſchte.“

„Hör', François, das iſt eine Lüge; mein Kind hätte mit dem gnädigen Herrn anders geſprochen, als es ſich für Untergebene geziemt?“ fragte aufſpringend der zitternde Alte.

„Alterirt Euch nicht, Vater, der Graf iſt geſtern Nachmittag verreiſt und wird, wie ich höre, lange nicht zurückkehren; es kann da noch Alles gut werden. Seht, gegen die Liebe Erneſtinens könnt Ihr am Ende nichts haben; aber der Graf heirathet doch Eure Tochter niemals, das geht ja nicht!“

„Und ſoll auch nie geſchehen; mein Kind ſoll in ſeinem Stande bleiben, das wird ſich ſchon machen. Ich bin jetzt wirklich froh, daß ich einen ſolchen Schwiegerſohn bekomme.“

„Aber Erneſtine wird ſich nicht fügen; ich liebe ſie, trotzdem ich weiß, wie ſie zu Alexander ſteht.“

„Nun, nun, François, ſie hat halt hier und da ein unſchuldiges Wörtchen mit dem Grafen geſprochen, Ihr ſeht ja ſelbſt, wie ſie ſpricht, ja mit Euch auch gethan. Wartet noch ein halbes Stündchen oder länger und ſucht Euch dem Mädchen angenehm zu machen, meine Zuſtimmung von Herzen habt Ihr ſchon heute früh erhalten. Seht, man muß nichts übereilen wollen, kommt Zeit, kommt Rath!“

„Ich wünſche,“ ſagte François ärgerlich, daß mit der Zeit auch Rath kommen möge, wenn dann der Rath nicht zu ſpät iſt!“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Alte verwundert.

„Ich will Euch nur Eines ſagen, Vater Napidre! Entweder verlobe ich mich heute mit Eurer Tochter und heirathe ſie in vierzehn Tagen von heute an, oder ich kann trotz meiner aufrichtigen Zuneigung zu Erneſtine meiner Ehre nicht zu viel vergeben, daß ich . . . .“

„Was wollt Ihr ſagen?“ fiel Napidre ihm in's Wort, dem ein Licht aufzugehen ſchien.

„Ich nichts,“ entgegnete François, indem er aufſtand und ſich zum Gehen anſchickte, „verſucht es, von Erneſtine ſelbſt zu erfahren, indem Ihr ſie fragt, wo ſie vorgeſtern Nachts geweſen und warum ſie mittelſt einer Leiter ſo ſpät ihr Zimmer aufgeſucht. Ich weiß Alles ganz genau und erkläre mich alsdann bereit, Erneſtine zu meiner Frau zu machen, obwohl ich bedauern kann, daß der erſte Segen dieſer Ehe eher den Namen des Grafen tragen dürfte, als den meinen. Das möget Ihr Euch überlegen; habe ich bis heute Abend keine befriedigende Antwort; ſo reiſe ich morgen früh ab, um Erneſtine ihrem gerechten Schickſale zu überlaſſen. Lebt wohl!“

(Fortſetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald Auguſt König.

Drittes Kapitel.

Goldene Feſſeln.

(Fortſetzung.)

Waldemar hielt mühſam an ſich, ſeine Frau warf dem Rechtspraktikanten einen bittenden Blick zu.

„Können Sie es Ihrer Familie nun noch verargen, daß ſie ſich, wie Sie es nennen, bemühigte, um den Gatten und Vater zu befreien?“ fuhr Hefeler, den Blick nicht beachtend, fort. „Was beabſichtigten Sie damals, als Sie das Volk gegen die Regierung aufreizten? Geſetzt, Sie hätten in dieſem Kampfe geſiegt, welche Folgen würde dieſer Sieg gehabt haben? Hunderte wären ihrer Freiheit beraubt worden, Tauſende verarmt, an die Stelle einer freilich willkürlichen Regierung wäre eine Schreckensherrſchaft getreten, und ſchließlich würden die angrenzenden Staaten die junge Republik germalmt haben. Dann hätten Pulver und Blei ihre Arbeit gethan und auf Ihr Haupt wäre die ganze Blutſchuld gefallen. Ich meine, das müſſe Ihnen in der Einſamkeit Ihrer Zelle klar geworden ſein. Es thut mir wehe, daß ich mich in meiner Hoffnung, Sie von Ihren thörichten Ideen geheilt zu finden, getäuſcht ſehen muß. Das ſchmerzt mich nicht nur für Sie, ſondern auch für Ihre Frau und Ihr Kind.“

Mit zornflammendem Blicke ſtand Waldemar vor dem kleinen Herrn, welcher ſich durch eine Priſe für ſeine Kühnheit belohnte.

„Waldemar, er ist unser Freund und er meint es gut," sagte Frau Bachmann bittend.

„So gut, als er mit seinem nüchternen Alltagsverstand es begreifen kann," sagte Waldemar geringschätzend. „Es muß ja auch Philister geben."

„Und Gott sei Dank, daß es deren gibt," erwiderte der Rechtspraktikant, ohne sich verletzt zu fühlen, „es kommt auch für Sie eine Zeit, in der Ihr Verstand aus seinem Rausche erwacht. Nun, alsdann werden Sie nicht mehr über die Philister spotten, die sich lieber einer etwas drückenden Ordnung fügen, als die Anarchie anerkennen wollen. Lassen Sie uns abbrechen, Herr Bachmann, ich bin stets Ihr Freund gewesen, ich möchte es auch ferner bleiben."

Der Wortwechsel würde schwerlich jetzt schon sein Ende erreicht haben, wenn nicht der Professor Elmenreich als vermittelnder und deus-ex-machina in diesem Augenblicke eingetreten wäre. Der corpulente Herr war gewaltig echauffirt, er hatte dem Dichter den ersten Glückwunsch bringen wollen. Waldemar empfing ihn mit herzlicher Wärme, der Professor war stets sein Gönner gewesen, die Aufmerksamkeit, die er ihm jetzt bewies, that seinem Herzen wohl.

„Ich danke Ihnen," sagte er, nachdem der Professor seinen Glückwunsch angebracht hatte; „mein Dank würde aus einem freudigeren Herzen kommen, wenn die Begnadigung von Rechtswegen und nicht auf dem Wege frecher Einiedrigung erfolgt wäre."

Der Professor blickte betroffen auf, während er mit dem seidenen Tuch langsam seinen kahlen Schädel rieb. „Das verstehe ich nicht," erwiderte er, „Was nennen Sie denn frevle Erniedrigung?"

„Haben meine Frau und mein Kind nicht vor dem Fürsten im Staub gelegen?" fragte Waldemar bitter.

„Ah — Sie denken an die Bittschrift? Lieber Freund, ihr haben Sie die Begnadigung wahrlich nicht zu verdanken."

Jetzt war es an dem Rechtspraktikanten, den Redenden betroffen anzublicken.

Waldemar athmete erleichtert auf. „Also ist das nicht der Fall?" frug er.

„Bewahre, Seine Durchlaucht hatten die Schrift schon ad acta gelegt."

„Nun, wenn Sie das so bestimmt wissen, dann werden Sie mir auch erklären können, —" wandte Waldemar ein.

„Wem Sie Ihre Begnadigung zu verdanken haben? Ganz allein dem Fräulein Aurelie v. Rehfeld."

Waldemar schüttelte den Kopf.

„Sie kennen also diese Dame nicht?" fuhr der Professor fort. „Mag sein, aber das Fräulein kennt Sie. Entzückt von Ihren Gedichten, hat sie sich für Sie verwandt, und ihr Einfluß auf den Fürsten, der sie wie eine Schwester betrachtet, ist bekanntlich fast unbeschränkt."

„Ich kann das kaum glauben, Herr Professor," warf der Rechtspraktikant ein, der seinen ganzen Ruhm schwinden sah und sich so rasch den Lorbeer nicht entreißen lassen wollte.

„Om, ich habe es von Sr. Excellenz dem Herrn Justizminister, welcher der Unterredung beiwohnte."

„Nun dann, Gott sei Dank!" sagte Waldemar.

„Einer fremden Dame willst du die Befreiung lieber verdanken, als deiner Gattin?" fragte die kleine Frau vorwurfsvoll.

„In diesem Falle, ja. Jetzt ist die Begnadigung ein Triumph für mich, indem sie sich auf meine Schöpfungen stützt; im anderen Falle wäre sie eine erbettelte, demüthigende Gnade gewesen."

„Der Rechtspraktikant schüttelte den Kopf, er konnte diesen Unterschied nicht begreifen.

„Sie werden natürlich unter solchen Umständen nicht umhin können, dem Fürsten Ihren Dank abzustatten," sagte der Professor.

„Meinen Dank? Ihm?" erwiderte Waldemar, dem das Blut in die Wangen schoß. „Wofür hätte ich ihm zu danken?"

„Nun, wenn Sie selbst das nicht einsehen, dann wird es mir schwer fallen, Sie von dieser Verpflichtung zu überzeugen. Jedenfalls aber gebietet Ihnen die Höflichkeit, Fräulein v. Rehfeld zu danken, das werden Sie wohl nicht läugnen können. Nun, ich hoffe, Fräulein v. Rehfeld wird sich Ihrer annehmen und Sie auf den Weg der Vernunft und des Ernstes zurückführen, ich würde tief bedauern, wenn ein so ausgezeichneles Talent unterginge."

Die Freude des Wiedersehens war getrübt, Frau Bachmann sah sich in ihren Erwartungen getäuscht. Das Freiheitsfieber gährte und brannte noch immer in der Seele ihres Gatten, die Haft hatte ihn erbittert. Sie versuchte, als sie sich allein mit ihm befand, verständig einzugreifen, den Sturm in seinem Innern zu beschwichtigen, aber es gelang ihr nicht. Es war ihr fast, als sei durch die Haft eine Schranke zwischen ihr und ihm gezogen, und er wohnte selbst, daß sie ihn nicht verstehen könne, daß sie ihn nie verstanden habe.

Er spottete über den bürgerlichen Alltagsverstand des Rechtspraktikanten, der zu feige sei, die Fesseln abzuschütteln, die ihn drückten; er wies seine Frau nur, sie habe sich und ihn erniedrigt und ihm durch diese Demüthigung jeden Einfluß auf das Volk geraubt.

Die kleine Frau schüttelte wehmüthig das Köpfchen; sie sah mit bangen Sorgen die Wolken drohend sich zusammenziehen, welche ihr abermals den Sonnenschein rauben sollten. Vielleicht war es nur eine augenblicklich gereizte Stimmung; er mußte so, wenn er ruhig und vernünftig über das Geschehene nachdachte, einsehen, daß er ihr Dank schuldete, daß er nicht das Recht besaß, ihr Vorwürfe zu machen.

Und in der That, am nächsten Morgen war Waldemar ruhiger, liebevoller. Er beschäftigte sich mit der Zukunft. Therese sollte keinen Musikunterricht mehr geben; er wollte jetzt wieder selbst für den Unterhalt seiner Familie sorgen." Er hatte vor jener Katastrophe Privatstunden gegeben, er wollte diesen Erwerbszweig wieder aufnehmen, bis es ihm gelungen war, eine Stelle an einem Gymnasium zu erhalten. Der Professor Elmenreich sollte ihm mit seinen Empfehlungen dazu behilflich sein; er bezweifelte nicht, daß der wohlwollende Herr diese Bitte gern erfüllen werde.

Therese lieh ihm, Fräulein v. Rehfeld im Schloß zu besuchen und ihr seinen Dank abzustatten, und Waldemar pflichtete diesem Rath ohne Widerrede bei.

Nur dem Fürsten mochte er nicht begegnen, wenigstens jetzt noch nicht; die Erinnerung an die Vergangenheit mußte zuvor, wenn auch nicht ganz getilgt, so doch in den Hintergrund zurückgedrängt sein. Er gab zu, daß er jener Dame Dank schulde und es seine Pflicht sei, ihr denselben abzustatten, so unangenehm dieser Gang ihm auch sei.

Hätte Therese in die Zukunft zu blicken vermocht, so würde sie ihm ernstlich abgerathen haben, diese Pflicht zu erfüllen; so aber bereitete ihr dieser Schritt eine freudige Genugthuung, weil

sie von ihm eine Umwandlung der Gesinnungen ihres Gatten erwartete. „Wenn das Freifräulein ihn begünstigte, sich bei dem Fürsten für ihn verwandte, so konnte Waldemar vielleicht schon binnen Kurzem das ersehnte Ziel erreichen — ja, es war möglich, daß eine glänzende Laufbahn vor ihm lag, wenn er seinen thörichten Ideen entsagte.

Aurelie erwartete den Besuch des Dichters, sie selbst hatte den Professor darauf aufmerksam gemacht, daß sie ihn erwarten dürfe. Kam er nicht, so mußte er dazu gezwungen werden; der einflußreichen Hofdame standen Mittel genug zu Gebot, diesen Zwang auf ihn zu üben.

Kurz vor Mittag brachte die Zofe eine Karte; ein Lächeln des Triumphs glitt über die Lippen des schönen Mädchens. Ihr Blick ruhte erwartungsvoll auf der Thür, und als dieser Blick Waldemar traf, da war es ihm, als ob glühendes Feuer seine Adern durchrinne. Seine Augen hingen wie gebannt an dieser blendenden Schönheit. Die Worte Clementreichs, daß dieses herrliche Mädchen von seinen Gedichten entzückt sei, tönten ihm wieder in die Ohren.

„Gnädiges Fräulein, Ihnen verdanke ich das höchste Gut, die Freiheit," sagte er, langsam näher tretend, „ich fürchte, Sie haben es mit geschenkt, um es in demselben Augenblick mir wieder zu nehmen."

„Würden Sie das fürchten?" frugte Aurelie mit hexenhaftem dem Lächeln.

„Nein, ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich mich Ihren Sklaven nennen dürfte."

„So nach langen Sie den Lorbeer dem Nacken?"

„Er bringt sich der Schönheit."

„Bitte, schmeicheln Sie mir nicht! Von den Lippen des Mannes, den ich bewundere und verehre, höre ich nicht gerne eine Schmeichelei."

Eine Handbewegung lud Waldemar ein, Platz zu nehmen, er setzte sich ihr gegenüber. „Gnädiges Fräulein, Sie werden erraten, weshalb ich komme," sagte er, „Herr Professor Clementreich —"

„Reden wir nicht davon," unterbrach Aurelie ihn rasch, „ich finde meinen schönsten Lohn in der Freude, den gemüthreichen Dichter dem Leben und der Gesellschaft zurückgegeben zu haben. Und ich hoffe, die Einsamkeit hat Sie zur Erkenntniß geführt," setzte sie hinzu, „auf dem Felde der Politik kann der Dichter niemals Lorbeeren ernten."

„Gnädiges Fräulein, in diesem Punkte —"

„Verzeihen Sie, erinnern Sie sich des schönen Wortes unseres Schiller: Denn soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen. Wäre das deutsche Volk reif für die Ideen, für welche Sie so große Opfer gebracht haben, so würde ich die Erste sein, die sich Ihnen zur Seite stellte, — aber blicken Sie sich um, haben die Besten des Volkes an der Spitze gestanden? Nur in einzelnen Fällen waren sie die Führer der Massen, die nicht das Wohl des Allgemeinen, sondern nur ihr eigenes armseliges Ich im Auge hatten, die nicht in einer anderen Form der Regierung, in einem einzigen, mächtigen Deutschland, in der Freiheit der Rede und der Presse, sondern im Communismus, in der Verarmung der Besitzenden und der Bereicherung der ärmeren Klasse das Glück der Zukunft fanden. Ist es eines Dichters würdig, für solches Streben sein Herzblut preiszugeben? Ich weiß wohl, daß Sie für andere höhere Ideen kämpften, aber diese Ideen versteht das Volk nicht, es kann sich für sie begeistern, aber nicht für sie bluten."

Waldemar schüttelte den Kopf, aber es lag so viel Wahres in diesen Worten, daß er daran zweifelte, sie widerlegen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Schuhmachergehülfe in Prag wollte sich aus Liebesgram erschießen. Da er aber nicht so viel Geld hatte, um sich eine Pistole sammt Zugehör kaufen zu können, stahl er einem seiner Kameraden zwei goldene Ringe, versetzte dieselben und kaufte sich von dem dafür erhaltenen Gelde eine doppelläufige Pistole. Eben in der Ausführung des Selbstmordes begriffen, wurde er aber wegen des begangenen Diebstahls verhaftet, wodurch er wahrscheinlich Zeit gewinnen wird, die Selbstmordgedanken zu verscheuchen.

— Man meldet aus Dresden: Vor Jahr und Tag machte die Flucht eines Franziskaners, welcher zuletzt als Geheimsekretär des Erzbischofs von Prag, Cardinal Schwarzenberg, fungirt hatte, viel von sich reden. Derselbe, Namens Jäger, wandte sich damals hieher, trat zur evangelisch-lutherischen Kirche über und entschied sich dann für Beibehaltung der theologischen Lebenslaufbahn. Nun hat derselbe in der hiesigen Sophienkirche zum ersten Male als Cand. theol. gepredigt.

— Amerikanische Zeitungen berichten von einer sehr summarischen und grausamen Ehescheidung: „Indianer Jim zu Humboldt in Nevada war längere Zeit krank und hielt seine Frau für die Ursache seiner Krankheit. Deßhalb die Auflösung seiner Ehe wünschend, wandte er sich an den Friedensrichter Jack, der ebenfalls ein Indianer ist. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine recht gründliche Scheidung vorzunehmen; er führte die Frau eine Strecke weit in die Prairie hinaus, schoß sie todt und begrub die Leiche. Die Indianer erklären dies für einen alten, bei ihnen seit undenklichen Zeiten bestehenden Brauch der Scheidung, und sind nicht geneigt, die Einmischung der Weißen in dieser Beziehung zu dulden."

— Die „Times" wird gegenwärtig auf einer neuen Maschine gedruckt, die so vollkommen und einfach ist, daß es nur eines Ingenieurs und dreier Drucker bedarf, um die ganze Ausgabe des großen Blattes, die oft 20 Seiten enthält, zu drucken. Das System der Maschine besteht darin, daß das Papier, ehe es unter die Presse kommt, nicht in Bogen geschnitten, sondern in einer langen Rolle auf die Maschine gebracht wird. Die Rolle wandert durch die Maschine, wird auf beiden Seiten bedruckt und beim Herauskommen aus derselben in die gehörige Form zerschnitten. Der ganze Prozeß ist ein rein automatischer. Zu Ehren des Hauptmiteigenthümers der „Times" wird die neue Maschine die „Walter-Presse" genannt.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 37. Sonntag, den 23. Mai 1869.

Neal und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschi.

Zweites Kapitel.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten verließ François das Zimmer und ließ einen ehrlichen sittlich-strengen Mann und Vater allein mit seinem Schmerz um den Fall seines einzigen, so sehr geliebten Kindes. Bald regte sich jedoch in seinem väterlichen Herzen der Zweifel, ob denn Alles so sei, wie François vielleicht nur aus Aerger wegen seiner Abweisung es geschildert. Auf jeden Fall beschloß er, seine Tochter in anständiger Weise zu befragen und es war ihm recht, daß Ernestine wenige Augenblicke nach François' Weggang in das Zimmer trat.

„Wo kommst du her, meine Tochter, wenn ich's wissen darf?" —

Ernestine blickte den Vater bei dieser Frage etwas verlegen an; der Ton war so elegisch, so traurig, wie sie ihn selten noch in der Rede des Vaters vernommen.

„Vom Schlosse," antwortete sie zögernd.

„Hast du auf deinem Heimwege Niemanden gesprochen?"

„Ei ja doch! — Es sind ja so viele Bekannte im Dorfe unten! Väterchen, du bist heute so sonderbar!" —

„Findest du das, meine Tochter?" antwortete dieser mit einem tiefen Seufzer, den ein durchdringender Blick in Ernestinens Antlitz begleitete. Ja, das war seine Ernestine nicht mehr, die sonst nie ihre Augen vor den Blicken des Vaters niedergeschlagen hatte. Oder sah er nur im Dunkel des Argwohns so trübe?

„Meine Tochter," hub er wieder an, „seit wenigen Tagen scheint deine Seele von einem Geheimnisse schlimmer Art erfüllt zu sein, das du deinem Vater nicht entdecken willst oder kannst! — Sei offen gegen mich, wie ich es gegen dich bin. Liebst du François?" — —

„Wäre das ein Geheimniß schlimmer Art, Vater? Ist Liebe schlimm?" wagte Ernestine erröthend zu entgegnen.

„Im Gegentheil, mein Kind, ich segne deine Neigung zu dem wackeren jungen Manne; er hat bereits bei mir um dich angehalten und ich habe ihm das Jawort gegeben und hoffe, ..."

„Du bist im Irrthume, Vater, ich liebe diesen François nicht!" „Mein Herz gehört einem andern Manne." — —

„So wäre es also doch wahr," murmelte der Alte vor sich hin und schwieg. Er schien zu überlegen, was nun zu thun sei; er konnte lange zu keinem Entschlusse kommen. Endlich stand er auf und stellte sich dicht vor seine Tochter und ergriff mit zitternder Hand die Ernestinens, indem er sprach:

„Schau mir in die Augen, Kind, du liebst den Grafen Alexander?"

„Ja," hauchte Ernestine hin und schlug die Blicke zu Boden.

„Hast du ihn schon allein gesprochen an einem fremden Orte?"

Ernestine zögerte mit der Antwort, allein ihr wogender Busen, die angstvoll glänzenden Augen und das Zucken der Hand verriethen dem Vater mehr, als alle Worte.

Jetzt erwachte in dem Alten der ganze Zorn, wie er rechtlichen Naturen eigen ist und sein gekränktes Sittlichkeitsgefühl empörte sich, indem er nur zu wohl sah, daß François' Angaben mehr auf Wahrheit beruhten, als ihm lieb sein konnte.

„Warum hast du mich belogen, Ernestine?" sagte er in strengerem Tone. „Wo warst du vorgestern Nacht und warum stiegst du auf einer Leiter in dein Zimmer? Sag' es mir, Kind, denn ich weiß Alles!"

Ernestine stand wie vernichtet da, und sank vor Napidre auf die Kniee. Dieses stumme Bekenntniß ihrer Schuld hatte auf den Vater einen furchtbaren Eindruck ausgeübt; er konnte sich nur mit Mühe an dem Stuhle halten; er hatte selbst bei obigen Worten noch nicht ganz an die Schuld seiner Tochter geglaubt. Er sank auf den Stuhl und bedeckte sein Antlitz mit den Händen, während Ernestine ihre flehenden Hände auf die Kniee des Vaters gestützt hatte. Sie fühlte einige heiße Thränen, heiße väterliche Zähren, auf ihre gefalteten Hände fallen und Schmerz und Reue stiegen wie rächende Gewalten in ihrer Seele auf und ließen sie erst die Größe ihrer Schande, ihres Unrechts erkennen.

Bald aber entriß sich Napidre diesem gewaltsamen Ausbruche des Schmerzes, er stieß Ernestine hinweg und verließ das Zimmer mit den Worten:

„Du kannst hingehen, wohin du willst; wenn dich François noch will, mag er dich nehmen; ich möchte dich nicht, wenn ich er wäre! Schau mich an, Maitresse, damit du dich später erinnern kannst, wie dein Vater ausgesehen hat; er ist heute für dich gestorben."

„Mein Vater, Vater . . .", rief ihm das unglückliche Mädchen nach und rang die Hände.

Napidre hatte schon das Haus verlassen und wandte sich dem Wege zu, der durch einen kleinen Wald an das Ufer des Meeres führte. Doch hier war François, der den Alten aus dem Hause hatte kommen sehen ohne Kopfbedeckung, ohne

Stock, woraus er schloß, daß die Unterredung eine heftige gewesen sein mußte.

„Wohin, Napière, wohin?“

„Laßt mich, Ihr hattet recht, — sie ist — —, laßt mich, ich mag nicht länger leben, das ist zu viel für einen redlichen Mann. Mein Ansehen, meine Ehre, Alles ist dahin!“

„Nur still, Alter, daß uns Niemand hört; ich stelle Eure Ehre wieder her, oder vielmehr, es soll kein Mensch erfahren, was geschehen.“

„Es ist unmöglich, sie will Euch nicht, — es ist um mich geschehen! Ich armer Mann, ich unglücklicher Vater!“ —

„Das ist freilich schlimm, Vater, aber sie könnte ja ihre Gesinnung noch ändern, wenn sie weiß, daß sie Euch so viel Leid zufügen würde.“

„Mein Gott, daß es soweit mit diesem verworfenen Geschöpfe kommen mußte. François, ich kann nicht verstehen, wie Ihr diese Maitresse noch mögt, Ihr seid zu großmüthig!“

„Kommt nur zurück, laßt die düsteren Gedanken weg, es wird sich Alles noch wohl fügen. Auf Eure Verwunderung werde ich Euch später antworten; Ihr könnt mich und meine Liebe in Eurem gerechten Schmerze nicht verstehen.“

Napière schritt am Arme François' in das Haus zurück und trat mit demselben in das Zimmer, in dem Ernestine noch immer auf dem Boden kniete und schluchzend weinte. Beim Eintritt der Männer schaute sie auf und sobald sie François erkannte, erhob sie sich, um zu gehen. Napière gebot ihr kurz, zu bleiben.

„Du siehst hier einen Mann, der edel genug ist, um dich trotz deines schändlichen Benehmens zu seiner Frau zu machen. Ich frage dich jetzt, willst du diesen Mann ehelichen, und es soll dein Fehltritt von meiner Seite vergessen sein!“

„Ich will nicht die Frau François' sein.“ —

„Du hast bis Abends Bedenkzeit,“ sagte François, „bedenke dein Wort wohl!“

„Das thue ich, — ich will keine Bedenkzeit, weil ich keine brauche!“

„Ernestine, du hast ein gewichtiges Wort gesprochen, möchte es dich einst nicht reuen, wenn jener Graf, der dich so verblendet gemacht, mit verächtlichem Lächeln das Kleine sieht, das du ihm voll Mutterfreude zeigst, und spricht: Weib, ich kenne dich nicht, du bist von Sinnen!“ —

„Woher — weißt du das?“ wollte das Mädchen sagen.

„Sieh, ich weiß Alles nur zu gut; aber doch liebe ich dich; komm, folge mir und laß eine Leidenschaft, die dich nur zu Grunde richten wird.“ —

„Ich habe gesprochen,“ sagte Ernestine, indem sie doch verwundert auf den seltsamen Jüngling schaute, „mein Herz ist schon vergeben, ich habe nur eins!“

„Lebt wohl, Vater Napière, ich wäre gern Euer Schwiegersohn geworden; es ist nun nicht möglich, ich wünsche Eurer Tochter alles Glück zu der gräflichen Liebe!“

Und ohne Ernestine noch eines Blickes zu würdigen, verschwand er aus dem Zimmer und Napière ließ die Tochter allein, um in der Einsamkeit sich dem Schmerze hinzugeben, der ihn um viele Jahre älter gemacht.

Am andern Morgen reiste François ab.

Drittes Kapitel.

In V., einer der nördlichen Festungen Italiens, stand in der St. Valentin'sstraße ein sehr nobles Hôtel garni, in welchem Graf Alexander de Pupille mit seinem Begleiter abgestiegen war. Schon am Tage nach der Ankunft hatte Alvara den jungen Grafen gedrängt, doch des Zweckes eingedenk zu sein, der sie nach V. gerufen. Allein Alexander meinte, wenn sein Vater so lange ohne ihn habe leben können, so käme es auf einige Tage auch nicht mehr an. Er fühlte sich eben behaglich in dem freien, ungebundenen Leben, das er in V. führte und konnte gar nicht verstehen, wie er es vierzehn Jahre auf der Insel Corsika in dem langweiligen Schlosse Piquette habe aushalten können. Er und Alvara gingen hier in V. ihre eignen Wege und das war für Beide gut; nur beim Abendtische im Hôtel garni sahen sie sich bisweilen. So war Alexander bereits vier Wochen in V., ohne seinen Vater auf der Festung besucht zu haben, als er Abends bei der Rückkunft von seinen Streifzügen in den Straßen einen Brief in seinem Zimmer vorfand.

Er erbrach ihn und las zuerst die Unterschrift: „Deine dich ewigliebende Ernestine.“

„Ah, lebt die auch noch,“ dachte er so leichthin und begann dann den Brief zu lesen:

„Mein theurer Alexander! Was soll ich von dir denken? Auf vier Briefe, die ich dir durch Philipp, den Kammerdiener, zusandte, nicht ein Wort zu erwidern! Jetzt habe ich endlich deine Adresse ermittelt und beeile mich, dich von Manchem in Kenntniß zu setzen, was seit deiner abschiedslosen Abreise sich ereignet hat. Mein Vater weiß Alles, was sich in jener Nacht ereignet hat, wie und woher, kann ich dir nicht sagen. Ich sollte einen Menschen heirathen, den ich nicht ausstehen kann, habe es aber in Hinblick auf dich und deine Liebe standhaft ausgeschlagen. Jetzt bin ich seit vierzehn Tagen bei meiner Tante in Marseille, wohin du rue des cordonniers 15. adressiren kannst. Ich bin etwas unwohl, deshalb fiel mein Brief so kurz aus. Antworte bald. Deine dich ewigliebende Ernestine.“

„Hm, gar nicht schlecht geschrieben! — Vergangene Zeiten!“ murmelte Alexander vor sich hin, nahm den Brief zu sich und ging zur Abendtafel hinab, wo er Alvara traf.

„Habe einen famosen Brief erhalten, Alvara, von meiner alten Liebe in Piquette; ein drolliges Bauernding, meint, hätte nichts zu thun, als zu schreiben!“

„Euer Gnaden meinen wohl die Ernestine Napière?“ —

„Ja, eben die!“

„Nun, da ist mir heute auch ein Späßchen passirt! Begegnet mir da in der Librettostraße ein Mensch, fein gekleidet, der mich auf einige Worte zur Seite bittet, mir da ein Potpourri von Liebesgram, Verführung und Untreue vorschwätzt, was Alles auf die genannte Person und Euer Gnaden Bezug haben soll. Er beschwört mich mit der albernsten Miene von der Welt, ich möchte bei Euer Gnaden doch ein Wort einlegen, daß Ihr der liederlichen Person schreiben und ihr zureden möchtet, daß sie ihn, den Bittsteller, heirathe; denn er liebe diese Ernestine rasend, obwohl er wisse, daß Euer Gnaden schon früher zum Handkuß gekommen. Hah, hah, was es doch für närrische Leute auf der Welt gibt!“

„Den Wunsch können wir ihm erfüllen; man muß mit den Ueberresten des Mittagstisches nicht zu geizig sein.“

„Euer Gnaden, dürfte ich vielleicht nicht zur unrechten Zeit Sie aufmerksam machen, daß wir doch einmal Se. Gnaden, den Herrn Grafen, Ihren Vater, besuchen könnten? — Ich war gestern bei ihm; es geht sehr schlecht mit ihm; die Aerzte glauben nicht, daß er noch acht Tage zu leben hat. Eure Gnaden sollten doch neugierig sein, was der Herr Graf Euch zu sagen haben!“

„Nun gut, morgen früh will ich meinen Vater besuchen, wenn es denn sein muß. Apropos, wie heißt denn der Goldarbeiter gleich vis-à-vis von unserm Hôtel, der hat ja ein wunderhübsches Töchterchen, das möchte ich auch einmal küssen, Alvara; das müßte hübsch sein! Und ich glaube auch, sie hat mich schon bemerkt und heute morgen, als ich aus dem Fenster sah und zu ihr hinüber grüßte, da hättet Ihr einmal sehen sollen, wie schön roth sie im Gesichte geworden und wie lieblich zugleich sie geschielt hat. O, das ist ein ganz anderes Wesen, als diese Ernestine, die ich einst — gerne gesehen!"

„Einst? — Vor vier Wochen," bemerkte Alvara mit listigem Lächeln, indem er eine Flasche entkorkte.

„Vier Wochen den Gegenstand der Liebe nicht sehen, hat mehr Folgen, als vier Jahre und mehr des ungestörtesten Genusses in Umgang und Begegnung; ich merke das an mir, obwohl mir Ernestine keine Liebe einflößte!"

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Drittes Kapitel.

Goldene Fesseln.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß die Hoheit und Erhabenheit dieser Ideen zu würdigen," fuhr Aurelie fort, und der von der Gluth ihrer Blicke berauschte Dichter hätte vor ihr niedersinken mögen, um in schweigender Bewunderung zu ihr emporzuschauen; — „es sind gefährliche Ideen, sie schleudern eine Brandfackel in die rohen Leidenschaften hinein. Auf dem Felde der Politik, ich sage es Ihnen noch einmal, wachsen für den Dichter keine Lorbeeren; er findet nur Dornen und Disteln, so kriegig er auch ackern und pflügen mag. Lassen Sie sich durch die blauen Distelblumen nicht mehr bethören, greifen Sie in die Saiten hinein und singen Sie uns jene Lieder, welche im Menschenherzen wiederhallen —"

„So sei es," fiel Waldemar begeistert ihr in's Wort. „Sie haben Recht, es ist ein undankbares Geschäft, jenes Feld zu beackern. Und doch — — ist es nicht eine schöne, herrliche Aufgabe, das Volk auf den Weg der Erkenntniß zu leiten und es auf diesem Wege der Morgenröthe der Freiheit entgegenzuführen?"

„Gewiß, aber muß es mit dem Schwerte in der Hand geschehen? Was hatte der Fürst Ihnen gethan, daß Sie ihm den Purpur entreißen wollten?"

„Es soll Niemand herrschen über uns!"

„Niemand? War nicht die Ermordung Cäsars das Signal zu einem Bürgerkriege, in welchem der Glücksstern Roms für immer erloschen? Lehrt die Geschichte nicht, daß jeder Republik eine Dictatur gefolgt ist und wollen Sie hiebei eine Dictatur als eine constitutionelle, verantwortliche Regierung?"

„Der Fürst wollte uns keine Constitution geben —"

„Würden Sie es gethan haben, wenn man mit dem Schwerte in der Hand sie von Ihnen gefordert hätte? Hat er nicht später sie freiwillig gegeben? Was wollen Sie nun mehr. Bilden Sie das Volk, das ist die Aufgabe, welche Sie lösen sollen, dazu gab Ihnen Gott das schöne herrliche Talent."

Waldemar schwieg; entzückt, bezaubert blickte er das schöne Weib an, welches immer dichter das seidene Netz zusammenzog, in welchem er schon gefangen war.

Unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich zwischen ihr und seiner Gattin auf; nicht mit den Augen des Herzens und des Verstandes, nur mit den Augen der Sinne schauend, gab er den blendenden Schönheit den Preis.

Ja, sie verstand ihn, sie fühlte mit ihm, sie war, wie er, begeistert für alles Hohe und Schöne, von ihrer Hand durfte er sich leiten lassen, ihr konnte er folgen, wenn sie ihn wonnte vor dem Wege, auf dem er wanderte, wenn sie ihm einen besseren, schöneren Weg zeigte. Wie schaal und öde lag die Vergangenheit hinter ihm, wie goldig tauchte die Zukunft vor seinem geistigen Auge empor! Aber durfte er es wagen, den Blick zu ihr zu erheben?

Aurelie hatte ein Buch von dem Nippeltisch genommen, er erkannte am Einbande seine Gedichte.

„Es gab eine Zeit, in der Sie selbst die überlebten Freiheitsliedern verdammten," sagte Aurelie lächelnd, „und in jener Zeit haben Sie Ihre herrlichsten Lieder geschaffen. Hören Sie selbst."

Entzückt lauschte der Dichter ihrem Vortrage, so innig, so seelenvoll hatte noch Niemand seine Gedichte vorgetragen; er erinnerte sich dieses Liedes, ja der Stunde, in der er es gedichtet hatte; es erschien ihm in einem neuen Gewande; er mußte sich fragen, ob es denn wirklich sein Geisteskind sei. Er wollte ihr danken, sie wehrte den Dank ab.

„Der Fürst will Ihnen wohl," sagte sie lächelnd; „er wünscht, daß ihm Gelegenheit geboten werde, Ihnen sein Wohlwollen zu beweisen. Und wenn Sie mich wieder zu sehen wünschen," fügte sie leise hinzu, „dann werden Sie wissen, welchen Weg Sie nun wandern müssen. Ein freudiges Ereigniß hat die Familie des Fürsten betroffen, an jedem andern Hofe weltweisen die Dichter, ein solches Ereigniß zu besingen, mit den lieblichen Klängen ihrer Leier die Freude zu begleiten. Ich wage es nicht, Sie darum zu bitten, Herr Doctor, aber es würde mir zur Ehre gereichen, wenn ich als die Dienerin Ihrer Muse den Blüthenkranz auf die Wiege des erlauchten Prinzen legen könnte. Und nun, Herr Doctor, muß ich mit tiefem Bedauern für heute Abschied von Ihnen nehmen, mein Diener bei Ihrer Durchlaucht ruft mich, — ich hoffe, Sie recht bald wiederzusehen."

Waldemar verbeugte sich tief, ihr Gewand streifte ihn, ein Gefühl, wie er es nie empfunden hatte, durchströmte seinen Körper. Mit schwankenden Schritten gleich einem Berauschten, die Seele in süßen Träumen wiegend, verließ er das Schloß.

Viertes Kapitel.

Unter den Palmen.

Wie das alles so rasch gekommen war, wie es gekommen war, daß Waldemar so plötzlich seine Gesinnungen geändert, die Fahne der Freiheit in den Staub getreten und dafür das stolze Banner der Souveränetät von Gottes Gnaden erhoben hatte, das wußte er selbst nicht. Was lag auch daran, es zu wissen, und wenn sie Alle ihn einen Fürstendiener nannten, er war ja glücklich, und Niemand konnte dieses Glück ihm rauben. Begeistert hatte er den neugeborenen Prinzen besungen und ohne zu erröthen den Dank des Fürsten in Empfang genommen. Er sagte sich ja, daß er dieses Gedicht nicht geschaffen habe, um

jenen Dank sich zu verdienen, sondern um einen dankbaren Blick aus den Augen Aurelie's zu erhaschen.

Er war oft in's Schloß gekommen, er hatte die Erlaubniß gewünscht und erhalten, dem Fräulein v. Reyfeld Vorträge über die Literatur zu geben. Ohne daß er es wußte, war er ein eifriger Lobredner des Fürsten geworden; was kümmerte ihn das boshafte Geschwätz hinter seinem Rücken! Er war glücklich, wenn Aurelie ihm erlaubte, sie mit seinen neuesten Schöpfungen bekannt zu machen; in ihrer Nähe vergaß er, was ihn drückte, da wurde sein Geist frei und schwang sich jubelnd in den Aether empor.

Und Aurelie, die ihr Versprechen dem Fürsten gegenüber gelöst hatte, war stolz darauf, den geistreichen, talentvollen Dichter an ihren Triumphwagen gefesselt zu sehen. Die Warnungen des Fürsten und seiner Mutter nicht beachtend, setzte sie das gefährliche Spiel fort, ohne über das Ende nachzudenken. Er widmete ihr die neue Ausgabe seiner Gedichte, er sang ihr einen Epclus der glühendsten Liebeslieder und ihr Blick, ihr Lächeln munterte ihn auf, fortzuwandern auf dem gefahrvollen Wege.

In den ersten Tagen war Frau Bachmann glücklich gewesen über diese Wandlung; die Gnade des Fürsten erfüllte ihre Seele mit den kühnsten Hoffnungen.

Aber als diese Hoffnungen sich nicht verwirklichen wollten, als Waldemar immer mehr seine eigene Familie vernachlässigte, zu ernstem Streben keine Lust bezeigte und täglich mit sichtbarer ungeduldiger Sehnsucht der Stunde harrte, in der er Aurelie besuchen durfte, da fühlte Therese, daß sie ihn verloren hatte, daß sie alle ihre Hoffnungen und Wünsche, ihr ganzes Lebensglück zu Grabe tragen mußte. Ein Gefühl nie gekannter, nie geahnter Bitterkeit durchströmte ihre Seele — und dennoch konnte sie ihm nicht zürnen. Sie hatte ja kein Recht auf seine Liebe, nur das Weib, welches ihn ganz verstand, mit ihm dachte und fühlte, konnte in seiner Seele die Liebe wecken, ihre Alltagsnatur mit dem nüchternen, berechnenden Verstand genügte ihm nicht.

Sie machte ihm keinen Vorwurf, aber Waldemar glaubte ihn in ihrem Schweigen, ihren Blicken zu lesen. Sie war das Bleigewicht an seinen Fersen, welches ihn immer wieder zur Erde niederzog, wenn er sich hinaufschwingen wollte; er hätte sie hassen können, daß sie so kühn gewesen war, ihn an sie zu ketten. Welche Berechtigung hatte sie, neben einem so wunderbar schönen, körperlich und geistig vollkommenen Weibe zu stehen!

Ein Blick Aurelie's öffnete ihm das Paradies, aber dieses Bleigewicht konnte ihn, hinein zu treten, er mußte vor der Pforte stehen bleiben und sich damit begnügen, einen Blick in das Thal voll Sonnenschein und Blüthenduft zu werfen. So sagte er sich, und je länger er darüber grübelte, desto weiter wurde die Kluft, welche er nicht überbrücken wollte, und die alle Liebe und Hingebung seiner Gattin nicht auszufüllen vermochten.

Wohl kamen Augenblicke, in denen sein Gewissen erwachte und ihm zurief, daß er ein elender, erbärmlicher Mensch sei, aber das Bild Aurelie's genügte, die Stimme des ernsten Mahners verstummen zu lassen. Er sah nicht, daß alle die, welche früher den Hut vor ihm gezogen hatten, ihm jetzt den Rücken wandten, daß seine Freunde sich zurückzogen und jeder Begegnung mit ihm auswichen, eine neue Welt war am Hofe ihm erschlossen und in dieser Welt beugte Jeder den stolzen Nacken vor dem Freunde der einflußreichen Dame.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Das geschichtliche Jerusalem.) Von hervorragendem Interesse sind die Nachgrabungen, welche der englische Lieutenant Warren in Jerusalem anstellen läßt. Der Boden der altehrwürdigen Stadt erweist sich mehr und mehr als eine Fundgrube prächtiger und werthvoller Alterthümer. Das Jerusalem von heute steht ganz auf den Ruinen des Jerusalems der Vorzeit. Reisende, welche dorthin kommen, brauchen nur in die Schachte hinabzusteigen, um einen Einblick in die Stadt zu erhalten, wie sie einst war. Mehr als fünfzig solcher Schachte sind gegraben worden, und in einem derselben hat man 90 Fuß unter der jetzigen Oberfläche den Grundstein der alten Mauern des Tempels entdeckt, welche mit selsamen, bis jetzt noch nicht entzifferten Inschriften bedeckt sind. Bei der Ausgrabung des Bethesda-Teiches oder Sumpfes von Bethesda stieß man auf ein fast 100 Fuß tiefes, gewölbtes Reservoir, dessen Ausdehnung noch nicht gänzlich erforscht ist. In einem Theile der Haram-Area gelangte man in die Oeffnung eines Beckens, das zu einem großen, 63 Fuß langen und 57 Fuß breiten, wie eine Kirche gewölbten Gebäude führte, welches Lieutenant Warren unwillkürlich an die Kathedrale von Cordova erinnerte. In vielen dieser unterirdischen Plätze, die gewöhnlich mit großen Schuttmassen angefüllt sind, fand man seltene irdene Geräthschaften, die gegenwärtig in den Bureaux des Palästina-Erforschungsfonds zu London zur Ansicht ausgestellt sind. Das sind nur einzelne Beispiele der Entdeckungen, welche die ersten Anstrengungen der Forscher belohnt haben. Der ganze Boden Jerusalems scheint die Grabstätte des vergangenen zu sein, und fortgesetzte Forschungen dürften nach und nach die Topographie der Heiligen Stadt in der Zeit ihrer frühesten Geschichte vervollständigen.

•

— Ein **salomonisches Urtheil** haben vor Kurzem die Gerichte in Buffalo abgegeben. Ein Lohnkutscher, welcher, um mehr Geld zu verdienen, zwei Reisende absichtlich so lange aufgehalten hatte, daß sie den Eisenbahnzug verfehlten, wurde verhaftet und verurtheilt, die Hotelrechnung für die beiden Herren, sowie die Prozeßkosten zu bezahlen.

•

— Der **größte Goldklumpen**, der noch in Australien gefunden worden, ist der „Welcome Stranger" (der willkommene Fremdling). Derselbe enthielt 2268 Unzen puren Goldes und wird auf 9534 Pfd. St. abgeschätzt. Zwei Bergleute aus Cornwall, John Deason und Richard Oates, denen das Glück bisher so wenig gelächelt hatte, daß man ihnen in den Goldfeldern keine Lebensmittel mehr borgen wollte, thaten den glücklichen Fund am 5. Februar d. Js. bei Moliagne in der Colonie Victoria. Die beiden glücklichen Goldgräber haben sich indessen durch den Besuch des willkommenen Fremdlings nicht abhalten lassen, die Nachgrabungen eifrig fortzuführen, um zu sehen, ob derselbe nicht etwa etliche Verwandte mitgebracht hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 38. Mittwoch, den 26. Mai 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Musch.

Drittes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen begab sich Graf Alexander in Alvara's Begleitung nach dem Gefängnisse. Alvara hatte schon längst eine Eintrittskarte erworben, bei deren Vorzeigung Beide die Postenkette ungehindert passiren konnten und endlich zu den Gefängnißgebäuden im Innern der Festung gelangten. Man führte Beide in die Zelle des Grafen Raoul de Pupille. Diese Zelle war gar nicht so unwohnlich, als ihr Name vermuthen ließ, im Gegentheil sogar geräumig und sehr fein mit Meubles versehen und andern Bequemlichkeitsgegenständen. Zwei Fenster machten das Zimmer freundlich-hell; freilich hatte Raoul nicht immer eine solche Wohnung gehabt, erst seit man überzeugt war, daß er nicht entfliehen werde, hatte man ihm freiwillig diese Bequemlichkeit gestattet.

Beim Eintritte Alexanders, denn Alvara blieb in der Vorhalle, lag der Greis auf einem Ruhebette zunächst des linken Fensters erhob bei dem Geräusche den Kopf etwas. Er ließ das Haupt jedoch gleich wieder sinken; er glaubte, es sei ein Fremder bei ihm eingetreten, der ihn aus Neugier besuchte.

Alexander trat näher an das Ruhebett heran und betrachtete den Greis mehrere Sekunden lang. Da sah er eine magere Gestalt, der Krankheit und Kummer Blüthen und Aussehen geraubt; wirr umflatterte spärliches graues Haar die eingesunkenen Schläfe.

Alexander war tief bewegt von dem Anblick und es war ein sicheres Zeichen, daß sein eigentlicher Charakter von Natur nicht schlecht angelegt war, weil er mit gerührter Stimme sagte:

„Dein Sohn ist da, mein Vater, um zu hören, was du ihm zu sagen hast!"

Der alte Graf schlug seine Augen starr in die Höhe und schaute Alexander an; dann erhob er seine abgezehrte Rechte und ergriff die dargebotene Hand des Sohnes und sagte mit heiserer Stimme:

„Ja, du bist mein Sohn; denn du siehst der schönen Alessandra ähnlich! — Setze dich zu mir und höre deinem unglücklichen Vater zu, damit du ihn und das Geschlecht der Pupille's rächen kannst!"

„Ich höre, mein Vater!" sagte Alexander, indem er die Hand des Greises losließ und sich einen Stuhl an das Lager rückte. Raoul fuhr mit der Hand über die bleiche Stirne, als wolle er die Erinnerungen sammeln und begann dann:

„O mein Sohn, ich war einst sehr glücklich, unendlich glücklich! — Allein der Mensch soll entweder nie verlangen, glücklich zu werden oder auch dem besten innigsten Freunde nichts von seinem Glücke anvertrauen. Dein Großvater, Alexander, ist bald gestorben und ich lebte bis zu meiner Großjährigkeit unter der Obhut eines Onkels in Paris und machte dort die Bekanntschaft eines Altersgenossen, des feingebildeten Grafen Athanase von Royonnante, mit dem ich bald die herzlichste Freundschaft schloß. Wir waren uns in inniger Liebe zugethan, so daß man uns im Bekanntenkreise nur Orestes und Pylades nannte. Unser schönes Verhältniß hatte mehrere Jahre gedauert, als ein Ereigniß eintrat, das Alles plötzlich in's Gegentheil umwandeln sollte. In der großen Oper machte damals eine Debutantin großes Aufsehen, die unter dem Namen Signora Caroni zuerst auftrat und bald einen ganzen Schwarm von Verehrern aus den höchsten Ständen aufzuweisen hatte, die sie aber alle nicht sowohl durch schnöde Ablehnung, als im Gegentheil durch ein freies, edles Benehmen mit ihrer unläugbaren Anerbietungen zurückwies. Auch ich und Athanase theilten den Geschmack der gesammten Theaterjugend und machten der Sängerin den Hof und hier war es zum ersten Male, daß die ungertrennlichen Freunde sich entzweiten; denn in unsern Herzen, in dem meinen wenigstens, war nicht blos ein vorübergehendes nobles Fieber entbrannt, sondern wir Beide waren ernstlich in die schöne, liebenswürdige Caroni verliebt. Caroni, die noch niemals während ihres nun zweimonatlichen Aufenthalts in Paris einen Herrn in ihrer Wohnung empfangen hatte, öffnete dieselbe mir, dem nun allerseits beneideten Grafen Raoul de Pupille; denn, wie ich später von ihr erfuhren, hatte sie von Anfang an für mich keine ungünstigen Gefühle. Aber ich wurde auch der Gegenstand des Neides, ja fast schon des Hasses, auch für meinen bisherigen Busenfreund Athanase de Rayonnante, indem dessen Bemühungen, dieselbe Gunst bei Caroni zu erlangen, ganz vergeblich waren. Ich und Alessandra Caroni lernten uns immer besser kennen, einander verstehen, und so kam es, daß ich nach Erreichung meiner Großjährigkeit mit Alessandra ernstlich von meiner Zuneigung zu ihr sprach. Und als sie mir nun durch Dokumente nachwies, daß sie von adeliger Herkunft, nur durch völlige Verarmung ihrer Familie, deren letzter Sproß sie war, gezwungen sei, ihre Kenntnisse und Talente für Erhaltung ihres Lebens anwenden zu müssen, da stand ich nicht mehr an, das Pariser Publikum mit meiner öffentlichen Verlobung zu überraschen. Man beneidete die Sängerin um ihr Glück; denn der Graf de Pupille hatte als

einziger Erbe einer sehr vermögenden Familie allerdings einige Anziehungskraft. Meine freundschaftlichen Beziehungen zu Athanase waren schon so bedeutend geworden, daß wir uns auf der Straße kaum mehr grüßten und ich war deshalb nicht im Geringsten erstaunt, als ich nach meiner Verlobung mit Alessandra eines Tages ein Billet in meine Wohnung erhielt, worin mich der exzentrische Mensch auf Pistolen forderte wegen gemeiner Verletzung des heiligsten Freundschaftsgefühles. Ich sah den Grund eines nöthigen Duelles nicht so klar, als mein ehemaliger Freund und ließ das Billet unbeachtet in den Papierkorb gleiten. Bald nahm Caroni ihre Entlassung vom Theater und wenige Monate darnach reiste Alessandra als die Gemahlin des Grafen de Pupille nach einem mir gehörigen Landgute in Oberitalien ab und ich folgte in Tagesfrist nach. — — O mein Alexander, wie unendlich glücklich lebte ich mit meiner Mutter; ich vergaß Alles, was hinter mir lag und genoß nur die Gegenwart und ihr Glück. Allein glückliche Verhältnisse haben zu viele Feinde, als daß sie dauernd bestehen könnten. Ich hatte gedacht, daß Graf Athanase allmälig zur Besinnung und ruhigen Ueberlegung kommen werde, daß er sich der Einsicht nicht verschließe, wie wenig Aussicht die Befriedigung seiner Gluth zu Alessandra auf Realisirung habe. Trotzdem hatte der halsstarrige Mann seine Ansprüche auf meine Gemahlin noch keineswegs aufgegeben, wie es sich leider zu bald zeigen sollte. — Dieser Tag, mein Sohn, ist mir noch im Gedächtniß, wie eine Wunde lebenslang als Narbe am Körper sichtbar ist, dieser Tag, an dem ich Athanase wiederfah, soll auch dich stets erinnern, was du deinem schwerbeleidigten Vater, was du deiner unglücklichen Mutter schuldig bist. — — Es war einige Tage nach deiner Geburt, eine Zeit, in der ein glücklicher Vater sich wieder in seine Jünglingszeit, in die Träume seiner Jugend zurückversetzt glaubt, eine Zeit, in der man liebevoller gegen die ganze Umgebung, stolzer auf sich selbst und gerechter gegen fremden Schmerz, gegen fremde Anliegen ist. Aus liebender Fürsorge für Alessandra hatte ich mein Tageszimmer neben Alessandra's Schlafcabinet einrichten lassen, um sogleich in der Nähe zu sein, wenn sie erwachte und mich zu sehen wünschte. Also etwa am vierten Tage nach deiner Geburt saß ich Vormittags in dem bewußten Cabinet und las, als mir ein Diener einen Fremden anmeldete und die Karte auf den Visitetisch legte; ich sah dieselbe nicht weiter an und befahl, den Fremden vorzulassen, welcher sich denn als Athanase de Rayonnante entpuppte. Anfangs etwas frappirt über den unerwarteten und etwas unangenehmen Besuch des früheren Freundes, ging ich ihm dennoch freundlich entgegen und bot ihm die Hand; er war sehr ernst und machte eine abwehrende Bewegung. Sodann verschloß er die Thüre und legte ein Etui auf ein Seitentischchen; endlich schritt er auf mich zu und sprach das erste Wort: „Sie haben die Forderung nicht beachtet, ich bin nun da, um ohne Zeugen das Duell auszufechten!“

„Meine Gegenvorstellungen waren vergebens und meine Verzweiflung grenzenlos, nicht als hätte mir der Muth gefehlt, sondern in Anbetracht des Lokales, in Hinsicht auf Alessandra, die ja nebenan leicht schlummernd lag, und die unser heftig geführtes Gespräch vielleicht schon erweckt und geängstigt hatte. Ich bat und beschwor den ehemaligen Busenfreund, doch von seiner unsinnigen Forderung abzustehen, Alles umsonst; ich stellte ihm auch noch vor, daß Alessandra nebenan im Wochenbette liege, daß jede Störung der Ruhe ihrem Leben gefährlich werden könne, er antwortete darauf nur mit verächtlichem Lächeln, das auch einen Mann von ruhigerem Temperament in Wuth hätte bringen müssen. Endlich griff ich nach einem Revolver, das über meinem Arbeitstische hing, und begann die Scheiben abzumessen; wir Beide sollten zu gleicher Zeit schießen und mich traf das Zählen. Alessandra mußte erwacht und von jedem Worte Zeuge sein; welche Mühe mochte es ihr gekostet haben, in ihrem schwachen Zustande bis zur Thüre meines Zimmers sich zu schleppen; denn in dem Augenblick, als Athanase auf drei den Hahn losdrückte, öffnete sich die Thüre und Alessandra, in ein langes wallendes Nachtkleid gehüllt, stürzte mit aufgebreiteten Armen und Schreckensausrufen in's Zimmer, in demselben Moment, als mein unsteiger Finger den Hahn niederfallen ließ — ein Schuß — ein Fall, — ohne Seufzer, — ohne Schrei, — lautlos war Alessandra niedergesunken. Einen Moment war Alles Schrecken und Gebanntsein an der Stelle, selbst Athanase blieb starr stehen. — Ich eilte zu Alessandra, ihr sterbender, thränenvoller, vorwurfsfreier Blick war auf mich gerichtet, ein engelschönes Lächeln umspielte noch ihre Lippen und sie war nicht mehr. Ich war wie ein Rasender, so daß ich nur vom Selbstmord durch Fesselung abgehalten werden konnte!“ — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Viertes Kapitel.

Unter den Palmen.

(Fortsetzung.)

So war ein Vierteljahr verstrichen, als der Rechtspraktikant den Entschluß faßte, ihm ernst in's Gewissen zu reden. In dem bescheidenen Hause Heseler's wohnte Waldemar längst nicht mehr; die dürftige Wohnung hatte dem Poeta laureatus nicht genügt. Er bewohnte jetzt ein elegant, ja luxuriös eingerichtetes Haus; und man wollte wissen, daß der Fürst die Mittel zu dieser Einrichtung aus der Staatskasse angewiesen habe. Aber wenn auch der Rechtspraktikant mit seinem fadenscheinigen Rock und dem fuchsigen Hut in diesen eleganten Räumen eine auffallende und befremdende Figur spielte, konnte er es dennoch nicht unterlassen, die kleine Frau recht häufig zu besuchen. Er wußte ja, daß sie des Trostes und der Ermuthigung bedurfte und daß sie, außer ihm und dem Professor, keinen Freund besaß, der ihr Thellnahme bezeigte. Doch verdroß es ihn dann ganz gewaltig, wenn Frau Bachmann noch immer ihren Gatten in Schutz nahm und die Gerüchte, welche über ihn umliefen, für boshafte Verleumdung erklärte. Daß dafür sie auch heute gelten, trotz aller Gründe, welche der Rechtspraktikant für seine Behauptungen hervorsuchte. Der kleine Herr besaß sich in einer gewaltigen Aufregung, es kostete ihm Mühe, sich zu bemeistern.

„Daß ich Sie nicht überreden kann, mir Recht zu geben, weiß ich,“ sagte er, während er seine Tabaksdose energisch zuklappte; „aber ich weiß auch, daß Sie eine einfichtsvolle und vernünftige Frau sind, und daß es Ihnen schwer genug fällt, Ihren sauberen Herrn Gemahl zu vertheidigen. Wovon, wenn ich fragen darf, bestreitet er den Unterhalt seiner Familie? Er soll ein recht lustiges Leben führen, Champagner trinken —“

„Nun, wenn er es thut, können Sie ihm einen Vorwurf deshalb machen, so lange seine Familie keinen Mangel

leidet? Und wenn, wie man sagt, der Fürst ihn besoldet, wen kümmert es?"

„Niemanden, ich gebe es zu, aber als Familienvater soll er der Welt kein Aergerniß geben. Damals hatte er andere Ansichten —"

„Gott sei Dank, daß er von diesen Thorheiten geheilt ist!"

Der Rechtspraktikant zuckte die Achseln. „Aus dem Bannerträger der Opposition ist er ein Fürstendiener geworden," erwiderte er im Tone der Verachtung. „Nun meinetwegen, des Menschen Wille ist sein Himmelreich; ich aber werde kein Mitleid mit ihm haben, wenn er von seiner geschraubten Höhe hinunterstürzt."

In diesem Augenblicke trat Waldemar ein, es war das erste Mal, daß er dem Rechtspraktikanten in seiner neuen Wohnung begegnete. Eine düstere Wolke glitt drohend über sein Gesicht.

„Was verschafft mir das Vergnügen?" fragte er in einem Tone, der nur zu deutlich verrieth, daß diese Begegnung ihm kein Vergnügen bereitete.

„Einzig und allein der Wunsch, Ihnen die Leviten zu lesen," erwiederte der Rechtspraktikant mit unerschrockener Offenheit. „Der Weg, den Sie gehen, läßt mich bedauern, daß der Fürst Sie begnadigt hat. Schämen Sie sich, einem buhlerischen Weibe nachzulaufen —"

„Herr — dort ist die Thür!" rief Waldemar in leidenschaftlicher Aufwallung.

„Ich sehe sie schon," entgegnete Heseler mit gemessener Ruhe; „ich werde gehen, sobald ich Ihnen gesagt habe, was ich auf dem Herzen habe. Damals geriethen Sie in Wuth darüber, daß Ihre arme Frau den Fürsten um Ihre Begnadigung gebeten hatte; heute lobhudeln Sie ihn in wässerigen Versen und nehmen mit einem Bücking das Gold an, welches er Ihnen vor die Füße wirft. Nun, das sind Ihre Sachen, und wenn Ihr Charakter so biegsam ist — in Gottes Namen denn! Aber nimmer kann der Ehrenmann dulden, daß Sie einer solchen Coquette wegen Weib und Kind vernachlässigen, daß —"

„Muß ich Ihnen noch einmal die Thür zeigen?" unterbrach Waldemar ihn mit zornflammenden Blicken. „Ihnen habe ich keine Rechenschaft zu geben, Ihr beschränkter Verstand würde mich ja doch nicht begreifen. Hinaus! es wird mir lieb sein, wenn ich Ihnen fortan hier nicht mehr begegne."

„Sie dürfen deshalb beruhigt sein," sagte der Rechtspraktikant und näherte sich langsam der Thür; „mein Besuch galt nicht Ihnen, sondern Ihrer unglücklichen Gattin, der ich stets eine treue Freundschaft bewahren werde."

In fieberhafter Erregung schritt Waldemar auf dem weichen Teppiche auf und ab. „So weit ist es schon gekommen?" nahm er nach einer Weile in düsterem Tone das Wort; „fremde Leute werden engagirt, mir das vermeintliche Unrecht vorzuwerfen?"

Anfangs bestürzt, dann auf das Schlimmste gefaßt, hatte Therese der Scene beigewohnt. Sie wußte, daß dieser Vorwurf sie treffen würde; sie war auf ihn vorbereitet. „Ich habe dir nie einen Vorwurf gemacht," sagte sie ruhig, „noch weniger jemals daran gedacht, einen Anderen zum Anwalt für mich zu berufen."

„Ich mag diesen unverschämten Menschen nicht mehr sehen; er würde es nicht gewagt haben, mir in dieser Weise entgegenzutreten, wenn er nicht dazu aufgefordert und ermuthigt worden wäre. Fände ich in meinem Hause, was ich in demselben zu suchen berechtigt bin, so würde ich nicht daran denken, es anderwärts zu suchen. Dies allein ist der Grund, weshalb ich, wie die Leute es nennen, Euch vernachlässige. Und was die Wandlung in meinen politischen Anschauungen betrifft, so denke ich, sie kann dir nur angenehm sein; sie bereitet dir eine angenehme und sorgenfreie Existenz. Man will aus meinem Verhältnisse zu dem Fräulein von Rehfeld Schlußfolgerungen ziehen, welche meine Ehre beflecken, ich lache über das Gerede, welches Neid und Bosheit hervorgerufen haben. Die Wahrheit ist, daß ich bei Aurelie v. Rehfeld tiefes Verständniß finde; sie fühlt, denkt und empfindet mit mir, zu einer solchen Seele muß die meinige sich hingezogen fühlen."

Therese nickte wehmüthig, sie hatte ja selbst sich das Alles gesagt und sich hineingefunden.

„Dagegen finde ich hier nur trockenes Alltagsgespräch," fuhr Waldemar mit Bitterkeit fort, „das leere Stroh, welches gestern und vorgestern gedroschen wurde, wird heute und morgen abermals gedroschen, der Geist, die Seele finden keine Erholung, keine Erhebung."

„Wußtest du das nicht auch früher?" fragte Therese schüchtern.

„Nein, wenigstens wußte ich nicht, daß die Seele eines Weibes so tief mitempfinden kann, als ich dies nun erfahren habe —"

„Gelte ich dir nichts mehr?"

„Das sage ich nicht. Du bist mein Weib, die Mutter meines Kindes; ich achte, ehre und liebe dich, aber wie ich deiner Natur Rechnung trage und ihr nicht mehr zumuthe, als sie fassen und begreifen kann, so verlange ich auch für mich volle und uneingeschränkte Freiheit."

„Lasse ich sie dir nicht?"

„Nein; deine vorwurfsvollen Blicke und dein zürnendes Schweigen sind mir peinlicher, als wenn deine Lippen mir Vorwürfe machten; dein Bündniß mit Anderen hinter meinem Rücken droht den Frieden meines Hauses zu zerstören."

Als ob er nicht längst schon zerstört gewesen wäre! — Die kleine Frau dachte es und ein schwerer Seufzer entrang sich ihrem gequälten Herzen; aber sie wagte nicht, diesen Gedanken auszusprechen. „Ich habe nie ein Bündniß mit Anderen gegen dich geschlossen," sagte sie, „ich habe dir nie Vorwürfe gemacht und stets volle Freiheit dir gelassen. Wenn die Fesseln dich drücken, die dich an mich keiten, nun denn, in Gottes Namen, löse sie! Ich will deinem Glück nicht in den Weg treten. Jedes, auch das schwerste Opfer will ich dir bringen; ich weiß ja selbst, daß ich dir nicht genügen kann. Nur Eine Bitte richte ich an dich, lasse mir den Knaben, damit ich nicht ganz einsam bin. Ich will für ihn sorgen, wie du es nicht besser vermagst, und kein Wort der Klage oder des Vorwurfes über dich soll er von meinen Lippen hören. Willst du frei sein, willst du auch diesen, den letzten Schritt thun, ich zürne dir nicht deshalb."

Ueberrascht, betroffen blickte Waldemar seine Frau an; er hatte Vorwürfe erwartet, auf diese Sanftmuth, diese Hingebung war er nicht vorbereitet. Aber er erblickte darin nicht die Resignation eines starken und edlen Charakters, sondern den Gleichmuth erkalteter Liebe. Vielleicht wünschte auch sie, die Fesseln gelöst zu sehen.

„Also so rasch, so leicht könntest du mich aufgeben?" spottete er. „Ich hoffe, es wird nicht so weit kommen, wenn auch nach dieser Entdeckung die Fesseln mir unerträglich werden müssen. An ein Weib gekettet zu sein, welches nicht fähig ist, zu lieben . . . ."

„Waldemar, du hast mich tief gekränkt; sage zu diesen Kränkungen nicht auch noch beleidigende Schmähungen! Gott allein weiß, wie schwer es mir geworden ist, diese Worte zu sprechen. Kannst du mehr verlangen, als daß ich mein Lebensglück dir opfere? Wenn dieses Opfer dir nicht die Innigkeit und Kraft meiner Liebe beweist, dann hast du keinen Begriff von ihr und dein Geist vermag nicht in ihr Wesen einzudringen." Sie war hinausgeeilt, sie fühlte, daß ihr die Kräfte sie verließen; ihre Thränen sollte dieser kalte herzlose Mann nicht sehen.

Waldemar blickte eine Weile schweigend vor sich hin, dann nahm er seinen Hut.

Brachte ihm seine Frau wirklich ihre Liebe, ihr Glück zum Opfer? Bah — er konnte es nicht glauben, weil er diese still waltende, reine und opferfreudige Liebe nicht kannte. Wie ganz anders dachte er sich die Liebe Aurelie's, sobald keine Schranken mehr sie von ihm schieden! Da hauchte jeder Blick, jedes Wort eine Fülle von Liebe, und diese glühende, berauschende Liebe hielt so sehr sein ganzes Denken gefesselt, daß er für kein anderes Gefühl noch Verständniß hatte. Im Taumel des Sinnesrausches mußten Herz und Gewissen schweigen, der kalte nüchterne Verstand hatte keine Berechtigung, über ihn zu Gericht zu sitzen, jeden Gedanken an das Erwachen aus diesem Rausche zurückdrängend, gab Waldemar sich ihm ganz hin.

Er eilte zu Aurelie, bei ihr hoffte er zu vergessen, bei ihr wollte er seinen Entschluß fassen, denn ein Entschluß mußte gefaßt werden. In der Nähe des Schlosses begegnete er dem Professor Clemenreich. Der alte Herr blieb stehen und redete ihn an: „Junger Freund, Sie wandern einen gefährlichen Pfad," sagte er warnend; „kehren Sie um, so lange es noch Zeit ist."

In den Augen Waldemar's blitzte es jäh auf, eine dunkle Gluth überzog seine Wangen. „Dem Feigen und dem Schwachkopf mag er gefährlich sein," erwiderte er; „dem muthigen Mann ist er es nicht. Wer sich ein Ziel gesteckt hat, der soll kühn darauf zuschreiten und er wird es erreichen."

Der Professor schüttelte mißbilligend das Haupt. „Ich kenne das Ziel, welches Sie sich gesteckt haben," sagte er; „Sie werden es nie erreichen."

„Wer will mich daran hindern?"

„Nun, ich meine, Ihre eigene Ehre müsse es Ihnen verbieten, Sie sind Gatte und Vater."

Waldemar lächelte spöttisch. „Wenn die Fesseln drücken und der Schließer will sie abnehmen, wird der Gefesselte sich dagegen sträuben?" fragte er. „Ich weiß, wie die Welt urtheilen wird; mag sie es thun, ein ungerechtes Urtheil drückt den Verurtheilten nicht."

„Wollen Sie schon wieder den Märtyrer herauskehren?"

„Nein, es wäre ein lächerliches und meiner unwürdiges Märtyrerthum, ich streife nur die Fesseln ab, die mich drücken, das ist alles."

„Und Ihre Frau?"

„Sie selbst wünscht es," erwiderte Waldemar bitter. „Ah, Herr Professor, Sie wissen nicht, was eine Ehe ohne Liebe ist, und keine Weisheit ist tief genug, sie zu definiren."

„Und dann?" fragte der Professor scharf.

„Dann habe ich mein Ziel erreicht und ein neues Leben, ein neuer Frühling blüht mir auf."

„Mensch, sind Sie denn blind und taub?" eiferte der alte Herr. „Wollen Sie denn absolut mit dem Grafen v. Freseborf ein Rencontre haben und sich dem Gespött des ganzen Hofes preisgeben? Fühlen Sie denn nicht den Dolchen unter Ihren Füßen?"

Waldemar stutzte. „Was ist's mit dem Grafen v. Freseborf?" fragte er.

„Nun, wenn Sie das noch nicht wissen, so fragen Sie ihn aber das Fräulein; er ist ja mit ihr verlobt."

„In der That?" höhnte Waldemar. „In diesem Punkt kann ich Sie eines Besseren belehren; Fräulein von Rehfeld spottet selbst über dieses Gerücht." Mit diesen Worten ließ er den Professor stehen, der verdutzt ihm nachblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

In Preßburg zog kürzlich ein Wettkampf zwischen dem Schnellläufer Herrn Cherry und zwei Reitern eine große Zuschauermenge auf den Rennplatz der dortigen Au. Gegen breiviertel 6 Uhr begann das Laufen, resp. Rennen, an welchem sich neben dem Schnellläufer zwei Pferde, Engerauer Einwohnern angehörend und auch von solchen geritten, betheiligten. Es war äußerst interessant, wie Herr Cherry bald vor, bald nach den Pferden, zuweilen auch zwischen diesen laufend, seine gesunde Lunge erprobte und den Reitern ordentlich zusetzte, so daß er beim vierten Male in die Bahn einbiegend, nun am Distanzpfosten unter Eisenrufen als Sieger ankam. Die Dauer des viermaligen Laufens um die Rennbahn, welches gleich 4 englischen Meilen ist, betrug 26 Minuten. Ein Reiter wollte partout ihm diesen augenscheinlichen Sieg nicht lassen und gab seinem Pferde kurz vor dem Ziele noch die Sporen, allein dasselbe verlohr bald ausbedungene Trabelaufen, kam zwar vor dem Schnellläufer am Ziele an, jedoch im Galopp, was keine Giltigkeit hatte.

Was Freundschaft ist?

Was Freundschaft ist? O kommt, ich will es sagen,
Sie keimt in Herzen, die kein Schicksal trennt,
Die edel fühlend für einander schlagen,
Wo Herz an Herz in wahrer Liebe brennt.

Sie blüht in Herzen, die mit festem Willen
In jedem Sturme treu zusammen steh'n,
Die ihres Nächsten Leiden liebend stillen,
Und süße Labung in die Brust ihm weh'n.

Die Freundschaft ist's, die sich in's Dunkel zieht,
Damit ihr Schützling hell im Licht erscheint;
Sie ist's, die ihm im Glücke sonnig blühet,
Im Unglück mit der Wehmuth Thräne weint.

Das ist die Freundschaft, doch sie sproßt nur selten
In den Palästen, wo der Reichthum thront;
Sie grünet meist in Hütten nur und Zelten,
Wo bitt'rer Mangel an dem Tische wohnt.

Denn da, wo Geiz und Eifersucht nur zu sehen,
Wo selten je ein Herz dem Menschen schlägt,
Dort kann das zarte Reis wohl nie erstehen,
Blos weniger, daß es einst Früchte trägt.

J. Heimann.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 39. Sonntag, den 30. Mai 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschi.

Drittes Kapitel.

(Fortsetzung.)

„Das war ein Tag, mein Sohn," fuhr der Greis nach einer Pause fort, die er seiner Erregtheit gönnen mußte, „das war ein Tag, der mein Leben zu dem gemacht hat, was es geworden ist. Was ich die noch zu sagen habe, mein Sohn, ist wenig und viel, wie du willst. — Meine Verurtheilung zu lebenslänglicher Haft ward bald nach Auffindung noch wichtiger Beweismomente für meine Unschuld cassirt und die Begnadigung auch von der nun verhängten kurzen Gefängnißstrafe trat eher ein, als ich gedacht. Ich war wieder frei und konnte mit meinem Schmerze hingehen, wohin ich wollte. Vor Allem zog es mich, nach dem, was Alessandra mir als einziges lebendes Andenken hinterlassen, nach meinem Sohne zu sehen. Ich hatte dich zu einem Professor Alvara in M. gethan, der, selbst Familienvater, die eine gute anständige Erziehung zu geben vermochte, noch dazu, da er selbst keine Kinder hatte. — Ich war ungefähr zwei Jahre in Haft gewesen und hatte mich wenig um äußere Vorgänge in der Politik gekümmert, und so reiste ich denn auch in der Hoffnung, mein Söhnchen bald zu sehen, nach M. — Allein Professor Alvara war nicht mehr in M. und erst nach wochenlanger Bekümmerung um das Schicksal meines Alexander erhielt ich Nachricht von Alvara, der mir meldete, daß er aus politischen Gründen aus M. habe fliehen müssen, indem sonst sein Kopf verloren gewesen sei, und daß er sich jetzt in den Bergen der Romagna aufhalte. Da wußte ich nun wohl, was das zu bedeuten hatte, und sagte dem Boten, der mir die Nachricht von Alvara gebracht, ob er mich zu demselben bringen könne und dürfe, was er freudig bejahte. Ich bekam den Menschen lieb auf der Reise nach der Romagna und machte ihn später zu meinem Kammerdiener. Mir war es recht, mitten in das Banditenleben hineinzugerathen, hier konnte ich meine Lebenschaft, meine Wuth zum Ausbruch und theilweise zur Besänftigung bringen. An diese frühzeitige Periode deiner Jugend, mein Alexander, wirst du dich wohl nicht erinnern können und ich will dich auch nicht belästigen mit Erzählung unseres Erlebnisse. Kurz ich war der Tollkühnste dieser kühnen Banditen und gerieth auch zuerst in Gefangenschaft, nachdem ich drei Jahre ein solches vagabundirendes Leben geführt. Es lag mir an dem nun folgenden Kerkerleben nicht das Mindeste, Glück hatte ich keines mehr zu suchen und selbst zur Rache an dem Störer meiner Zufriedenheit war ich zu phlegmatisch geworden; ich glaubte, mein Sohn könnte diese Rache besser und raffinirter ausführen, wenn man ihm die geeignete Erziehung geben ließ. Denn in mir war noch zu viel Edelmuth und Hochsinn vorhanden, den man mir in der Jugend durch treffliche Lehrer beigebracht. Aber ich sehe es ein, der Mensch wird eine Memme, die sich Alles ruhig gefallen läßt oder zu Tode grämt, wenn man ihn zu edel erzieht; man nimmt ihm die Thatkraft, den festen, Hindernisse nicht kennenden Charakter. Ich glaube, mein Sohn, du wirst ein anderer Mann sein, als dein Vater; dafür wird Alvara, jener gutmüthige Mann und boshafte Teufel in einer Person, bestens gesorgt haben!" — — — —

Als der Greis hier eine Pause machte, um von der anstrengenden Aufregung etwas auszuruhen, tönte er einen Ring von dem mageren Finger, den ihm einst Alessandra angesteckt, und gab ihn Alexander mit dem Bemerken: „Von deiner Mutter!"

„Aber, was meinst du, Vater, was ich nun zu thun hätte; du scheinst mit deiner Mittheilung zu Ende zu sein."

„Allerdings," sprach Raoul, „ich bin zu Ende. — Sage mir, Alexander, ist etwas Wahres an der Sache mit Ernestine, die mir Alvara erzählte, du liebst sie wirklich?"

„Nicht daran zu denken," warf Alexander unmuthig ein.

„Brav, mein Sohn, für einen Pupille ziemt es sich nicht, zu lieben, nur das Hassen steht ihm an. — Nun höre einmal, mein Alexander, du siehst doch hübsche Mädchen gern, natürlich nur, um sie zu mißhandeln!"

„Gewiß, Vater!" lächelte der verdorbene Sohn.

„Der Graf von Rayonnante, mein Todfeind, ist jetzt freilich auch ein todter Feind; denn er ist vor fünf Jahren gestorben und hat mich vor seinem Tode noch um Verzeihung gebeten, die ich ihm nicht gewährte; dieser elende Mensch hat eine Tochter hinterlassen, die sehr hübsch und liebenswürdig sein soll, Adèle von Rayonnante. Die verwittwete Gräfin v. Rayonnante lebt auf einer Besitzung ihres verstorbenen Gatten, die am Rheine gelegen ist. — Ich weiß aus sicherer Quelle, daß die Gräfin v. Rayonnante nicht das Mindeste von der Betheiligung ihres Gatten an dem Tode Alessandra's, ebenso wenig, als ich jemals bei Gericht den Namen Althanase de Rayonnante nannte, und man auch auf jenem Billet, das Althanase abgegeben, nichts einnehmen konnte, da es einen falschen Namen enthielt. Soll ich dir noch näher auseinander setzen, was du thun sollst, was ich von dir erwarte? — Die Gräfin v. Rayonnante ist sehr stolz und sieht ganz bedeutend auf Reichthum, da bei ihren enormen Ausgaben weder ihr eigenes nicht kleines Vermögen in keiner Weise ausreicht, noch das ihr vom Grafen hinterlassene, wovon eben der größte Theil

für Adele reservirt ist. Du kennst nun die Verhältnisse und wirst bei dem, was ich dir vererbt habe, gewiß das Praevenire vor allen Bewerbern haben; ob du sie strebst oder nicht, das nützt und schadet nichts, es wird genug der Rache sein, wenn die Tochter Athanase's einen solchen Gatten und die Gräfin einen solchen Schwiegersohn bekommt. — Alexander," rief Raoul, „die Leute hier in meiner Umgebung meinen, ich hätte den stillen Wahnsinn, weil ich oft tagelang nichts rede, nichts esse, nur schlafe. Hah! diese Menschen haben gut reden, denen passiren nur Dinge, über die sie stundenlang nachdenken; sie glauben nicht, daß auf der Welt auch Dinge vorgehen, die dem Mann sein ganzes Leben lang zu denken geben! Ich denke, meine Aufgabe als Vater, dich glücklich zu machen, erfüllt zu haben durch den Gang deiner Erziehung; denn das ist das Glück auf Erden, ein Gemüth zu besitzen, das gegen das Gute und Böse gleich apathisch sich nur von der Laune beherrschen läßt und sich um die Folgen derselben nicht im Geringsten kümmert; ich beneide dich wahrlich um deine Erziehung, man hat mich zu gut gemacht."

„Was ist dir, Vater?" fuhr Alexander auf, da Raoul mit einem Male zu sprechen aufhörte.

„Nichts, nichts," antwortete der Alte, „ich dachte nur, ob ich dir auch Alles gesagt; nach etwas, Alexander; — — doch klingle, daß der Kerkermeister kommt."

Alexander that es.

„Hör', Alexander, die Gräfin v. Rayonnante hat noch einen Sohn, er wird jetzt fünf Jahre alt sein, den raubte man vor zwei Jahren und brachte ihn nach Schloß Piquette; sorge, daß es dem jungen Louis gut geht. Es war eigentlich nicht mein Befehl; meine Rache soll nicht so materiell, sie muß geistig-raffinirt sein. So, ich hab' dir Alles gesagt!"

Der Kerkermeister mit Alvara trat ein.

„Was wünschen Euer Gnaden?" fragte Ersterer, sich demüthig verbeugend.

„Nichts als Eure Gegenwart! — Hör', mein Sohn," sagte Raoul mühsam, „versprich mir, das zu thun, was ich von dir verlangte! Ich lebe nicht mehr lang; wir werden uns heute, in dieser Stunde zum letzten Male gesehen haben. Deine Hand!"

„Hier, mein Vater," sagte Alexander nicht ohne Rührung.

„Es ist gut, mein Sohn, ich sterbe zufrieden."

Er hob den Kopf in die Höhe und blickte Alexander noch einmal mit thränenvollem Auge an und sprach hastig:

„Ganz meine Alessandra — — —"

Plötzlich brach er ab und sein Haupt sank mit gebrochenen Augen nach rückwärts und man vernahm nur noch ein kurzes Röcheln.

Schnell lüftete man die Decke und gewahrte Blut; in der rechten Hand, die er erst den Augenblick zuvor unter die Decke gethan, hielt er den Knauf eines abgebrochenen Dolches fest umschlungen, die Spitze stack tief in der linken Brust, — das Herz mußte tödtlich getroffen worden sein und Alexander hatte keinen Vater mehr.

Viertes Kapitel.

Der Selbstmord des Grafen Raoul de Pupille hatte gerechtes Aufsehen erregt und auch Alexander, der doch nicht besonders häufige Gemüthsbewegungen edler Art hatte, empfand ein Gefühl des Schmerzes und der Trauer, das ihm bisher völlig fremd war und es schien fast in den ersten Wochen nach dem unschönen Tode seines Vaters, als wolle er einen anderen Weg in jeder Beziehung einschlagen. Allein Alvara sorgte schon dafür, daß dieser Umschwung von nicht allzu langer, seinem Einflusse verderblicher Dauer sei.

Bei der geeigneten Gelegenheit ließ er deshalb wieder einmal die Frage laut werden, was denn seine Nachbarin im Goldarbeiterladen mache, ob sie noch so freundlich entgegengrüße? Und Alexander war nur zu bald aus dem ersten Stadium der Trauer herausgetreten, um wieder seinen Vergnügungen nachzugehen und schon hatte er mehrmals den Juwelierladen besucht und dabei Gelegenheit gehabt, Almara Visoni, die einzige Tochter des Juweliers, allein zu sprechen, schon war er in wenigen Wochen soweit gekommen, daß das Mädchen, das in seiner Unschuld den Liebesversicherungen des schönen, reichen Mannes glaubte und auch von ihrem Vater, einem ziemlich geizigen Manne, wußte, daß er die Aufmerksamkeit Alexander's nicht ungern sah, ihm ein Rendez-vous endlich zugesagt hatte: als ihn eine andere Angelegenheit schnell aus der Verfolgung dieses Liebesverhältnisses riß.

Schnell, ohne Abschied, ohne Selbstvorwurf, reiste er mit seinem bösen Geiste Alvara von V. ab nach M. — Für den Nachmittag hatte Alexander mit Almara, der schönen Italienerin, ein Rendez-vous verabredet und trotzdem verließ er an demselben Tage die Stadt.

Almara Visani, verschleiert und etwas furchtsam, nahte um die bestimmte Stunde dem Garten S. Paulo, ein wilder Park, der in weiter Ausdehnung sich an der Nordseite V.'s ausbreitete und in den entlegeneren Theilen um die heißen Nachmittagsstunden wenig besucht war. Hier, in der Nähe einer im Gebüsche stehenden Venusstatue, sollte sie Alexander treffen. Sie wartete bereits eine volle Viertelstunde und nichts regte und bewegte sich rings, Alles in feierlicher ermattender Ruhe. Endlich hörte man Tritte von fern und immer näher kam der geliebte Jüngling; sie trat aus dem Rondell, um dem Grafen etwas entgegenzugehen, als sie mit einem leisen Schrei sich abwandte; denn es nahte sich ein ihr völlig fremder Herr.

„Bleiben Sie, Donna, bleiben Sie, ich habe eine wichtige Nachricht für Sie!"

„Wer schickt Sie, Signor?" fragte das Mädchen mit bebender Stimme.

„Sie erwarten den Grafen Alexander de Pupille, meine Donna, nicht wahr?"

„Nun ja, was haben Sie mir von ihm zu sagen?" —

„Daß er heute Morgen abgereist ist, um sich über M. wahrscheinlich nach Deutschland zu begeben!" —

„Wäre es möglich?" —

„Gnädige Donna, ich übergebe Ihnen hier eine Adresse. Wenn es Ihnen genehm ist, können Sie mehr von Alexander und seinem Leben erfahren. Verzeihen Sie meine Kühnheit, adio!"

Almara Visani las die Worte: „Ernestine Napière, Marseille, rue des cordonniers 15." Sie sah sich nach dem Fremden um, doch der war schon verschwunden und sie hätte ihn doch noch so gern nach Manchem gefragt. Sie kehrte langsam und mit dem ersten Stachel getäuschter Hoffnung, mit dem ersten Zweifel an Alexanders Liebe im Herzen nach Hause zurück und nahm sich vor, nicht an die Dame zu adressiren, indem sie erst noch abwarten wollte, wie sich Alles gestalten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Viertes Kapitel.

Unter den Palmen.

(Fortſetzung.)

Aurelie war in der Orangerie; dorthin ließ ſie den Dichter beſcheiden, als er ihr angemeldet wurde. Sie empfing ihn unter dem Blätterdach der Palmen, es war ein ſtilles, verborgenes Oertchen, ganz zu ſüßem Koſen geſchaffen.

„Sie ſind verſtimmt, Herr Doctor!“ ſagte ſie, leicht mit der Hand über ſeine Stirne fahrend; „pfui, dieſe garſtigen Falten!“

„Wenn der Sclave an ſeine Ketten erinnert wird, ſo kann ihr Klirren ihn wohl verſtimmen,“ erwiderte Waldemar düſter.

„Ah — Sie betrauern ſchon?“

„Sie mißverſtehen mich, Ketten aus Roſen geflochten ſind eine ſüße Laſt.“

„Aber an den Roſen ſind Dornen, ſo kann eine Roſenzur Dornenkrone werden.“

„Ein Kranz von Ihren Händen geflochten — niemals; jeder Dornenſtich würde mich ja an Sie erinnern. Ihnen danke ich meine Freiheit, mein Leben, o daß ich Ihnen auch meinen Lebensfrühling danken könnte!“

Ein bezauberndes Lächeln glitt über das ſchöne, ſtolze Geſicht der jungen Dame. „Was hindert Sie daran?“ fragte ſie ſchmeichelnd.

„Jene Feſſeln.“

„So ſtreifen Sie ſie ab.“

„Ich will es, Aurelie, aber dann?“

„Nun, dann haben Sie ja den Frühling, nach welchem Sie ſich ſehnen.“

Waldemar wollte die Hände des Mädchens erfaſſen; ſie entzog ſie ihm, um von dem Strauche in ihrer Nähe eine Roſe zu pflücken.

„Seitdem ich Sie geſehen habe, ſeitdem ich in Ihrer Nähe weilen darf, iſt mir ein neuer Stern aufgegangen,“ flüſterte er, und ſein heißer Athem ſtreifte ihre Wangen, „Sie ſind die Einzige, die mich verſteht, die mit mir fühlt, mit mir empfindet! In Ihren Händen bin ich weiches Wachs geworden, welches in jede Form ſich kneten läßt —“

„Habe ich wirklich dieſe Gewalt über Sie?“ unterbrach Aurelie ihn lächelnd.

„Sie wiſſen es ſelbſt; meine Seele liegt vor Ihnen wie ein offenes Buch, Sie kennen meine geheimſten Gedanken, meine Wünſche und Hoffnungen —“

„So tief iſt mein Blick noch nicht gedrungen —“

„Doch, doch, läugnen Sie es nicht,“ fuhr Waldemar immer ungeſtümer fort. „Ach, ich weiß wohl, daß ich vor einem Abgrunde ſtehe; ich ſehe durch die Roſendecke hindurch in den gähnenden Schlund —“

„Mein Gott, Sie erſchrecken mich!“

„Ich bitte Sie, bleiben Sie; auch Sie kennen den Abgrund, wohlan, ſtürzen Sie mich hinunter und ich will die Hand ſegnen, die den Stoß geführt hat.“

Entſetzt blickte Aurelie den jungen Mann an, in deſſen Augen ein verzehrendes Feuer loderte. „Lieber Freund, Sie phantaſiren,“ ſagte ſie kühl, „mein Wunſch iſt es, Sie ſo glücklich zu ſehen, wie Sie es verdienen. Der Fürſt wird Sie auf einen hohen Poſten berufen —“

„Und mich aus Ihrer Nähe verbannen,“ fiel Waldemar ihr leidenſchaftlich in's Wort. „Dann iſt mein Stern erloſchen, mein ganzes Glück dahin. Jene Feſſeln, welche heute mich noch leiten, werde ich abſtreifen, und wenn ich das gethan habe, dann —“

„Still, ſtill, man kommt!“

Betroffen blickte Waldemar um ſich. Aurelie hatte haſtig ſich erhoben, ſie ließ die Roſe fallen und eilte raſch von dannen. Waldemar hob die Blume auf, er ſuchte vergeblich die Entflohene, — ſie war verſchwunden. Aber die Roſe war ihm ein Zeichen, daß ſein Traum ſich verwirklichen werde, ſie war für ihn eine Ermuthigung, an ſeinen Hoffnungen feſtzuhalten. Auch er eilte fort, aber nicht in ſeine Wohnung; er mochte dem fragenden, anklagenden Blick ſeiner Gattin jetzt nicht begegnen.

Das Haupt ſtolz erhoben, ein Lächeln des Triumphes auf den Lippen, trat Aurelie in das Boudoir der Fürſtin-Mutter. Sie war gewohnt, unangemeldet einzutreten, ſie that es auch heute und bemerkte ſofort, daß der Fürſt mit ſeiner Mutter über ſie geredet hatte. Als ſie eintrat, verſtummte das Geſpräch, Aurelie las in den ernſten Blicken der Beiden, daß es eine inhaltſchwere und wichtige Unterredung geweſen war.

„Da kommt ſie ſelbſt,“ brach die Fürſtin das peinliche Schweigen, „ſie wird uns ſagen, daß unſere Beſorgniſſe nicht begründet ſind.“

Der Fürſt blickte fragend das Mädchen an, welches unwillkürlich die Wimpern ſenkte, dann aber ſeinem Blick mit Ruhe und Offenheit begegnete. „Beſorgniſſe?“ fragte ſie erſtaunt. „Durchlaucht, ich wüßte in der That nicht . . .“

„Aurelie, ich habe damals dich gewarnt vor dem gefährlichen Spiele, du gingſt leicht darüber hinweg,“ unterbrach der Fürſt ſie ernſt. „Nun zeigen ſich ſchon die Folgen: der Graf von Freſedorf zieht ſich zurück, in meiner Umgebung zuckt man die Achſeln, wenn die Rede auf Waldemar Bachmann kommt; man wagt es ſogar ſchon, auf deine Ehre einen Makel zu werfen.“

„Wer wagt das, Durchlaucht?“ fragte Aurelie erregt. „Wer darf ſeine eigene Ehre ſo ſehr vergeſſen, daß er böswillige Verleumdungen erſinnt, die nicht die leiſeſten Beweiſe für ſich haben?“

„Der Schein ſpricht gegen dich, Aurelie,“ ſagte die Fürſtin warnend.

Aurelie ſchüttelte heftig das Köpfchen. „Ich ehre und achte den Dichter; wer will mir daraus einen Vorwurf machen?“

„Wäre es der Dichter allein —“

„Nur er allein, Durchlaucht, mit dem Menſchen habe ich nichts zu ſchaffen.“

„Sind die beiden nicht ungertrennlich?“

„Nein, mich intereſſirt nur die Seele, die in dieſem Körper wohnt.“

„Aber der Körper iſt der Seele unterthan, und die Leidenſchaften, welche du in dieſer weckeſt, werden ihn mitreißen. Aurelie, das Spiel muß beendet werden.“

„Wenn Eure Durchlaucht wünſchen, ſo werde ich gehorchen,“ erwiderte Aurelie ruhig. „Meine Aufgabe iſt ſo ohnehin gelöſt, Waldemar Bachmann wird die Feſſeln nicht mehr abſchütteln.“

Der Fürſt nickte gedankenvoll. „Du haſt ihn unſchädlich gemacht,“ ſagte er kühl, „es wäre mir lieber, wenn er ſich charakterfeſter gezeigt hätte. Ich kann ihn nicht mehr achten, ſeit er ſich ſo ermüdet ſchwach gezeigt . . .“

„Aber benützen, Durchlaucht.“

Der Fürst machte eine verneinende Geberde. „Mit nichten; auf dem Munde eines solchen Sängers klingt das Lob etwas zweifelhaft," entgegnete er; „lassen wir das, ich möchte ihn lieber fürchten, als verachten."

Aurelie lächelte zweifelnd. „Wenn Durchlaucht mir noch eine Bitte gewähren wollen, so — die Rectorstelle in B. ist erledigt —"

„Ach, du thust nichts halb," unterbrach der Fürst sie lächelnd; „ich hätte schon früher daran denken sollen, es ist das beste Mittel, ihn zu entfernen. Aber wird er die Fähigkeiten besitzen, dieses Amt zu verwalten?"

„Professor Clemenreich gibt ihm ein vortreffliches Zeugniß."

„Gut, es soll sie haben."

„Und das Patent?"

„Du möchtest es ihm überreichen?"

„Ja, es soll mein Dank sein für so manche angenehme Stunde."

„So will ich es ausfertigen lassen, morgen Abend vor der Soirée kannst du es in meinem Cabinet in Empfang nehmen lassen."

Der Fürst entfernte sich, Aurelie nahm ein Buch, um der alten Dame vorzulesen.

„Noch einige Worte, mein Kind," sagte die Fürstin, „darf ich hoffen, daß der Graf von Freseborf seine Wünsche erfüllt sehen wird?"

„Durchlaucht haben stets diese Verbindung gewünscht," erwiderte Aurelie ruhig; „ich finde durchaus nichts dagegen einzuwenden."

„Nun, dann ist es gut; der Graf wird allen verleumderischen Gerüchten zu begegnen wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild.

Welch paradiesisch' Thal beut sich dem trunk'nen Blicke,
Welch gold'ne Flur und Au, soweit das Aug' ich schicke,
Umrahmt von Reben hier, von schwarzen Tannen dort,
Durchglänzt vom Lauf des Mains gleich einer Silberpfort';
Der Sonne letzter Strahl durchglühet Strom und Au
Und gießt mit Zauberschlag aus reiner Himmelsblau
Auf Strom und Wald und Au viel gold'gen Farbenglanz;
In meinem Herzen jauchzt's, vor Freude trunken ganz,
Welch paradiesisch' Thal!

* * *

Doch wie den geist'gen Blick in's Thal hinab ich sende,
Welch' Wandlung mit dem Bild, mit Grau'n von ihm dich wende,
Statt gold'gem Himmelsglanz des Wahnes finst're Nacht,
Der Täuschung falscher Schein statt heller Farben Pracht,
Im Finstern schleichet Lug und heckt an Rankesehr',
Die Wahrheit unterliegt trotz aller muth'gen Wehr,
Die Dummheit macht sich breit, das Wissen wird verachtet,
Das Herz der Braven weint, und nur der Pfaffe lacht.
Welch' finst'res Jammerthal!

Auf der Walburg bei Eltmann am 23. Mai 1869.

F—r.

Literarisches.

Ein neues Conversations-Lexicon. Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer in Leipzig veröffentlicht soeben das erste Heft eines „Illustrirten Conversations-Lexicons" für das Volk, zugleich ein Orbis pictus für die Jugend." Das Werk erscheint in zwei Bänden, hoch Quart — 50 bis 60 Hefte à 48 S. — illustrirt durch 5000 in den Text gedruckte Abbildungen, zahlreiche werthvolle Extrabeigaben: Bunt- und Tondrucker in brillanter Ausstattung. Jedes reich illustrirte Heft kostet 5 Sgr. — 18 Kr. rh. Das „Illustrirte Conversations-Lexicon" will sowohl ein Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch als auch in seinen größeren Abhandlungen eine anziehende Lectüre für Jung und Alt bieten. Die Eigenthümlichkeit des Werkes beruht in der dargebotenen Möglichkeit, die Anschauung des Vorgetragenen durch Vergleichung des Verwandten zu unterstützen, im Bilde den Zusammenhang gleichartiger Materien zu verfolgen, endlich durch Wort, Bild und Zahl die Natur und Thatsachen zu erkennen. Ueberall ergänzen sich daher Wort und Illustration und gestalten den vorgetragenen Gegenstand zu einem Gesammtbilde, das sich um so leichter dem Gedächtnisse einprägt, je öfter Gelegenheit geboten wird, einen vergleichenden Maßstab an zusammengehörige Erscheinungen zu legen. Ein geographisch-statistischer Atlas in 20—24 Blatt wird allen im Laufe eines Jahres eintretenden Abonnenten mit Ausgabe des letzten Heftes unentgeltlich geliefert. Sobald die Abonnentenzahl die Summe von 20,000 überschreitet, wird der Atlas auf mindestens 30—36 Blatt bestehen.

Die Verlagshandlung von Fr. Kortkampf in Berlin wird, wie wir einer uns zugegangenen Mittheilung entnehmen, die von ihr begonnene Herausgabe der „Verhandlungen des Zollparlaments nach stenographischen Aufzeichnungen" fortsetzen. Namentlich in kaufmännischen und industriellen Kreisen fand diese Ausgabe vielen Beifall, in welcher die wichtigen Reden im Wortlaut, alle übrigen — unter Wahrung strengster Objectivität — mit Wegfassung alles Persönlichen, geführt, wiedergegeben werden. Die wichtigsten Aktenstücke und ein vollständiges Mitglieder-Verzeichniß werden als werthvolle Beilagen hinzugefügt. Die Berichte werden am Tage nach jeder Sitzung mit der Post versandt. Außerdem werden im Kortkampf'schen Verlage alle mit dem Zollparlament und dem Reichstage vereinbarten Gesetze erscheinen; darunter die Bundesgesetze in einer einfachen Textausgabe und mit ausführlichen Erläuterungen, bearbeitet von namhaften Juristen, während die Zollgesetze, Tarife ꝛc. unter der Redaction eines Beamten des Finanzministeriums, Ober-Steuer-Controleur Schneider, herausgegeben werden. Wir zweifeln nicht, daß diese verschiedenen Unternehmen, welche dem praktischen Bedürfniß zu dienen bestimmt sind, in weiten Kreisen Anklang finden.

Die Leipziger Blätter für Pädagogik enthalten im 3. Hefte des 3. Bandes: 1) vertrauliche Briefe über Schule und Kirche, 2) eine „Seminarsécularfeier", 3) einen Aufsatz über Schulprämien. Näher auf den Inhalt dieser Abhandlungen einzugehen, erlaubt uns der Raum nicht, doch haben wir gefunden, daß dieselben „in freisinnigem und wissenschaftlichem Geiste die Bestrebungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu fördern" mit Erfolg nachstreben. Wir können diese periodische Zeitschrift Allen, die sich für Unterricht, Bildung und Erziehung nur einigermaßen interessiren, nicht angelegentlich genug empfehlen.

* * *

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 40. Mittwoch, den 2. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschi.

Viertes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Alexander und Alvara waren indessen in der Longobardenstadt M. angekommen und ersterer machte bald nach der Ankunft bei dem General von Alini seine Aufwartung und der noch rüstige General war ganz entzückt von dem Anstand und Geiste des jungen Grafen und lud ihn zu dem an demselben Abend stattfindenden Hausballe ein, was Alexander mit den größten Dankesäußerungen annahm.

Das Alles, seine schnelle Abreise, sein Besuch bei Alini, hatte gute Gründe. Alvara, der böse Genius des jungen Grafen, hatte erfahren, daß die Gräfin v. Rayonnante, eine geborne Alini, bei ihrem Bruder in M. auf Besuch sei und daß ihre Tochter Adele sie begleitet hatte. Ihm war es natürlich äußerst angenehm, daß nun schon bald eine Annäherung zwischen Alexander und Adele statthaben konnte und die Abwechselung immerhin vor der Gefahr, der Graf würde sich einmal ernstlich verlieben, wahrte, eine Gefahr, die bei ihrem Eintritt seinem Einflusse auf den einstigen Zögling bedeutend geschadet haben würde. Deshalb betrieb er die Entfernung von V. so energisch und auf solche einschmeichelnde, lockende Weise, daß Alexander, den wohl innerlich auch das Wort seines Vaters auf Adele begierig machte, selbst der eifrigste ward, der zur Abreise trieb. Ihn kümmerte es ja wenig, ob er ein Mädchenherz im tiefsten Leid, im herbsten Weh zurückließ. Auch Alvara hatte Gelegenheit gehabt, eine Einladung zu dem Abends stattfindenden Alini'schen Balle zu erhalten und bald war es ihm gelungen, daselbst den Grafen durch einen Bekannten der Gräfin Adele v. Rayonnante vorstellen zu lassen. Die Gräfin v. Rayonnante, die neben ihrer Tochter im Ballsaale saß, blickte doch überrascht auf, als sie den Namen Pupille hörte; denn das Ende des alten Grafen Pupille war wohl auch in M. kein Geheimniß geblieben. Alexander, dem dieses plötzliche Aufschauen der Mutter bei Nennung seines Namens keineswegs entgangen war, dachte im ersten Augenblicke, sie müsse doch etwas wissen von dem Verhältniß ihres Gatten zu seinem Vater; allein bald überzeugte er sich vom Gegentheil.

Der kluge, in Alvara's Schule gewesene junge Mann engagirte die junge Gräfin auf zwei Touren und machte sich dann an die Gräfin Mutter nach dem Grundsatze, wer die Tochter wolle, mache der Mutter den Hof.

„Es ist mir wirklich ein ausgezeichnetes Vergnügen und außerordentliches Glück, Euer Gnaden vorgestellt zu sein," begann Alexander, zur Gräfin von Rayonnante gewendet.

„Mein lieber Herr Graf, Sie schmeicheln mir zu sehr."

„O im Gegentheil, könnte ich doch dieselbe Gesinnung gegen Euer Gnaden bethätigen, die mein leider so unschön hinübergegangener Vater gegen Ihren hohen Gemahl gehegt!"

„Nun Sie tanzen dennoch, Herr Graf?"

„Mein Gott, Euer Gnaden werden verzeihen, daß ich beim Anblick Ihrer lieblichen Tochter selbst den Tod meines Vaters vergessen konnte; ach, wohin entflieht die Ueberlegung, wenn das Gefühl spricht? — Frau Gräfin, wie soll ich diesen Fehler wieder gut machen; ich bin ganz unglücklich, daß ich nun das Glück nicht haben kann, mit Comtesse zu tanzen!"

„Alteriren Sie sich nur nicht so sehr, Herr Graf, ich werde Comtesse Adele davon unterrichten und sie wird diese zwei Touren lang nicht tanzen und Sie können ihr ja dann in der Unterhaltung Alles ersetzen!"

Und so geschah es auch; Alexander hatte dies ja bezweckt, um möglichst viel mit Adele sprechen zu können. Wirklich gelang es ihm auch, einen nicht geringen Eindruck auf die harmlose Comtesse zu machen; allein er war doch nicht von der Art unmittelbar zündender Blitze, wie sie vom Himmel erster, heiliger Liebe in die sich zum ersten Male kennenlernenden Herzen zucken. Alexander schien dem Mädchen ein interessanter, feiner junger Mann, aber auch nicht mehr. Uebrigens konnte Alexander mit seinem Erfolge für's Erste zufrieden sein, indem er wenigstens im Geiste der Mutter den reizenden Gedanken erweckt, mit einem solchen Schwiegersohne könne ihr wohl gedient sein.

Unangenehm war ihm freilich die Nachricht, daß die Gräfin von Rayonnante in nächsten Tagen auf ihr Landgut am Rhein zurückzukehren gedenke, und daß dieser Ball ihrem Abschiede von M. gegolten habe. Allein resolut in Allem, fiel es dem Zöglinge Alvara's nicht schwer, auch hier ein ausreichendes Mittel zu finden. Es fiel ihm bei dieser Gelegenheit der gute Gedanke ein, der Gräfin zu sagen, er beabsichtige, am Rhein ein Gut sich zu kaufen. Daran natürlich reihten sich konsequente Betrachtungen und die Gräfin sagte, vielleicht ohne Absicht, daß sie ein sehr hübsch gelegenes Gut in der Nähe ihres Schlosses kenne, das, soviel sie wisse, käuflich zu erwerben sei. Alexander stellte sich darüber sehr erfreut und machte der Gräfin nun seinerseits den Vorschlag, sie auf der Rückreise nach Deutschland begleiten zu wollen, um das Gut in Augenschein zu nehmen, welche Anerbietung von der Mutter denn auch mit Freude angenommen wurde, denn sie glaubte bemerkt

zu haben, daß ein Hauptgrund des schnellen Entschlusses in dem Eindrucke liege, den Adele auf den jungen Grafen ausgeübt, und ihr mütterliches Gefühl, ihr Stolz und ihre Aussicht auf ein luxuriöses, lustvolles Leben waren eben nicht die geringsten Faktoren zu ihrer schnellen Einwilligung. Allerdings, Adele war ein Mädchen vom edelsten Charakter, ein Edelstein vom reinsten Wasser. Sie war zwar nicht eine hervorragende Schönheit; allein all' Das ersetzte eine Liebenswürdigkeit im Benehmen, die jeden unverdorbenen jungen Mann zum Sklaven, Entzückten hinreißen mußte. Sie besaß einen Geist, der an Bildung, an Kenntnissen sich mit dem manches auf Selbstsamkeit stolzen Mannes messen konnte; sie nannte ein Herz ihr eigen, das in Aufrichtigkeit und offener Wahrheitsliebe seinesgleichen unter der Mädchenwelt suchte. Dabei hatten ihre prachtvollen blauen Augen einen unwiderstehlichen Zauber, einen so milden Glanz, und es spiegelte sich in ihnen eine so reine Seele, ein so unverdorbenes, liebevoll-sinniges Gemüth ab, daß sie würdig gewesen wäre, von Gott selbst geliebt zu werden.

Dabei erinnerte ihr dunkler Teint sowohl an ihren häufigen Aufenthalt im Freien, als auch an ihre Abstammung aus Italien durch ihre Mutter; blonde Haare umrahmten ästhetisch angenehm das edle Antlitz.

Bei all' diesen Vorzügen in körperlicher und geistiger Beziehung und trotz ihres hohen Standes kannte ihr edles, gutes Herz keinen Stolz, keine Ueberhebung und sie sprach öfter auf der Straße mit den Bettlern freundlich, die sie um eine Gabe ansprachen; sie wußte nicht, was Coquetterie, was Zorn und Groll sei. Sie war ein Mädchen, das Jedermann beim ersten Anblick, beim ersten Worte aus dem Rosenmunde lieben mußte.

Alexanders Bestreben ging nun dahin, sich der gräflichen Familie nicht nur angenehm, sondern auch unentbehrlich zu machen und dazu war ihm wieder hauptsächlich der geläufige Prozessor sehr brauchlich. Er verstand es, den Grafen auf allerlei Kleinigkeiten aufmerksam zu machen, die ihn in der Gunst der alten Gräfin immer fester setzen mußten; denn der Mensch ist einmal so, daß er den Grad der Zuneigung eines Andern mehr oder minder nach der Art und Weise, wie dieser sich um die kleinen Lieblingsübeln und Schwächen von ihm bekümmert, indem man oft mit großem Unrecht und billiger Enttäuschung schließt, jener würde sich dann noch viel mehr in ernsten, großen Angelegenheiten um das betreundete Wesen verdient zu machen suchen.

Allein Alexander war in vielen dieser Beziehungen auch ein Günstling des Glücks, das es darauf abgesehen zu haben schien, ihm überall die Wege zu ebnen. Denn die Gräfin von Rayonnante hielt nur deswegen noch einige Tage in Mabel ihrem Bruder, um ihr Namensfest noch bei ihm zu begehen. Es hat sich hier für Alexander ein glücklicher Anlaß, die Gräfin mit einem Geschenke zu überraschen, in dessen Wahl er einen langgehegten Wunsch der Gräfin Mutter erfüllte und sie dankte ihm in Ausdrücken, die eher für eine Vertraute passten oder mehr die Worte einer Mutter an ihr verzärteltes Lieblingssöhnchen waren.

Und wenn man bedenkt, daß seit dem Balle erst vier Tage vorübergegangen waren, so muß man über die Eroberungen des jungen Grafen füglich erstaunt sein.

Indeß, soviel Aufmerksamkeit er neben der Mutter auch der Tochter erwies, hier wollte es ihm nicht so schnell gelingen, einen mehr als vorübergehenden Eindruck auszuüben.

Adele war freundlich mit ihm, sie scherzte und disputierte gerne mit dem unterrichteten jungen Mann, aber Alles mehr, um ihre Mutter gefällig zu sein, als aus eignem Antrieb; denn sie liebte ihre Mutter mit ganzer Hingebung ihrer kindlich-reinen Seele und suchte immer Heiterkeit und Lust auf dem Antlitz der Mutter thronen zu machen; denn auch die Gräfin hatte manchmal trübe Stunden, wenn sie des Verschwindens ihres Sohnes Louis gedachte. Dieses Thema kam auch einmal in Gegenwart Alexanders zur Sprache und es entging der beobachtenden Adele der Blick, feindseligen Schrecken nicht, der dabei über Alexanders Antlitz zuckte. Sie aber legte demselben wohl andere Motive unter und glaubte vielleicht, es sei Mitleid, das ihn bewegte.

Endlich kam es zur Abreise nach Deutschland. Am Abende vorher hatte Alexander die Pupille noch eine lange Besprechung mit Alvara, worin ihre gegenseitige Correspondenz festgesetzt und bestimmt wurde, Alvara solle nach Piquette zurückkehren. Wegen Louis hatte zwar Alexander im Gegensatze zu Alvara gemeint, man solle auf eine schickliche Art das Kind der Mutter zurückzugeben suchen; allein der Professor hegte die Ansicht, man könne wohl noch einige Zeit damit zuwarten. Sodann war man in Verlegenheit gewesen, wie man die durch den plötzlichen Tod Napiders erledigte Verwaltung der gräflichen Meierei in Piquette neu besetzen sollte und Alvara fand endlich einen genügenden Ausweg. Alexander nämlich schrieb auf dessen Rath an Ernestine in Marseille, daß er mit Bedauern das Ableben ihres Vaters vernommen, zugleich aber auch mit Schmerz, daß sie sich mit dem Subverwalter Francois in ein Verhältniß eingelassen habe, das es geradezu unmöglich mache, weiter mit ihr in Beziehung zu stehen. Es sei im Dorfe Piquette das Gerücht verbreitet, — wie es auch wirklich zum Hohne der Wahrheit sich verhielt — sie, Ernestine, habe mit Francois in sträflichem Umgange gelebt und damit stehe sowohl die schnelle Abreise Francois' wie die ihre selbst im engsten Zusammenhange. Sie könne auf keine andere Weise diesen Gerüchten entgegentreten, als indem sie Francois heirathe und er wolle im Andenken an ihre einstige Zuneigung ihrem Gemahle die Verwalterstelle auf Piquette übertragen. Sie solle sich ja keine Hoffnung mehr machen, daß er je wieder in ein intimeres Verhältniß zu ihr treten werde, indem er dem Lebensglücke eines anderen, von ihr offenbar bevorzugten Mannes nicht im Geringsten im Wege stehen wolle.

Alvara selbst schrieb im Auftrage des Grafen an Francois, daß er endlich so glücklich sei, ihm tröstliche Nachrichten zu übersenden. Es sei ihm nämlich gelungen, den Grafen soweit umzustimmen, daß er auf Ernestine verzichte und ihr einen Absagebrief schreibe. Jetzt sei es nun seine eigne Sache, sich um Ernestine zu bewerben. Zugleich überfandte er ihm das Anstellungsdekret zum Verwalter von Piquette.

Damit glaubte man, diese Angelegenheit bereinigt zu haben.

An Almara dachte Alexander schon lange nicht mehr, oder wenn, nur in der Weise, daß er behauptete, das Verhältniß gleichsam im ersten Stadium abgebrochen zu haben, doch meinte er bei sich, das ließe sich ja bei Gelegenheit wieder anknüpfen. Und um dies später um so leichter wieder zu können, schrieb er an Almara Visori ein Briefchen, in dem er sich wegen seiner raschen Wegreise entschuldigte und Alles gehörig und plausibel motivirte. — — —

Wahrlich, man kann es einem Mädchen nicht verdenken, wenn es gegen die Männerwelt ungewöhnlich und ungläubig bei ihren bösen Liebeserfahrungen bleibt; und doch wiederholt sich Alles in gleichem Gange wieder bei jeder Generation; da

wird Treue geschworen und ewige Liebe gelobt, während auf der einen Seite der Contrahenten das Herz das Gegentheil verhehlt. Kein Wunder, wenn auch edle Männercharaktere, die mit den lautersten und ehrlichsten Absichten sich einem Mädchen nahen, wenn selbst diese verkannt und mit Argwohn betrachtet und beobachtet werden. — —

Am folgenden Tage verließen die Gräfin de Royonnante und Adèle in Begleitung Alexanders M. und der General rief dem jungen Grafen beim Abschied noch in seiner offenen Weise zu, er möge sich nicht zu bald verloben.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Die Katastrophe.

Waldemar fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen war. Die nächsten Tage mußten die Entscheidung bringen, er war entschlossen, mit der Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu beginnen. Ein Leben voll Glück und Wonne, dachte er es sich; er sah den Abgrund nicht mehr, vor welchem er stand. Spät in der Nacht war er nach Hause gekommen; in aufgeregter Stimmung, mit bleichen Wangen und verweinten Augen hatte seine Frau ihn empfangen. Der alte Groll gegen sie loderte wieder auf, weshalb trat sie noch immer ihm in den Weg, da sie doch wußte, daß sie ihn hinderte, sein ersehntes Ziel zu erreichen? Welches Recht machte sie noch jetzt auf ihn geltend, da sie doch selbst einsah, daß sie kein Recht auf seine Liebe besaß? Ihre Milde und Freundlichkeit reizten ihn noch mehr; wollte sie den Versuch machen, ihm näher zu treten, oder bezweckte sie durch diese Freundlichkeit, die mahnende Stimme seines Gewissens zu wecken? Er ließ sie fühlen, daß er diese Absicht durchschaute, daß ihre Hoffnungen vergeblich waren, daß nichts ihn zurückführen und seinen Entschluß ändern konnte.

Auch das harmlose Geplauder des Knaben beim Frühstück störte ihn, er gebot ihm barsch, zu schweigen, und als das Kind sich weinend zur Mutter flüchtete und sie es tröstete und liebkoste, erhob er sich gereizt und ging hinaus. In seinem Arbeitszimmer wanderte er lange auf und ab, mit sich zu Rath gehend, wie er ohne Aufsehen die Fesseln am leichtesten lösen könne. Erst wenn dies geschehen war, durfte er seine Hand der Dame anbieten, welche sein Herz schon besaß.

Frau Buchmann trat ihm zuvor, sie ahnte, was in seiner Seele vorging; auch sie hatte ihren Entschluß gefaßt. Wenn er durch ihre Entsagung glücklich werden konnte, so sollte er das Glück finden, sie wollte für ihn das schwere Opfer bringen. Das sagte sie ihm ruhig, ohne Leidenschaft, gewaltsam die Stimme ihres eigenen Herzens betäubend, und er nahm das Opfer an, ohne ihr dafür zu danken.

„Wenn du das einsiehst, desto besser," sagte er; „so kann es nicht fortgehen; eine Ehe ohne Liebe ist ein qualvolles Leben."

Die kleine Frau hatte noch immer die leise Hoffnung gehegt, daß er im letzten Augenblick sein Unrecht erkennen und vor dem entscheidenden Schritt zurückbeben werde; sie sah sich getäuscht, das Herz drohte ihr zu brechen; keines Wortes mehr fähig verließ sie ihn.

Waldemar begann sofort den Entwurf zu dem Antrag auf Scheidung; gegenseitige Abneigung war der Grund, auf den er sich stützte.

Während er noch damit beschäftigt war, wurde der Präsident v. Barnau angemeldet.

Waldemar stutzte; er hatte hie und da am Hofe einige Worte mit dem Präsidenten gewechselt und dabei manche scharfe Anspielung auf sein Verhältniß zu Aurelie hören müssen; was wollte Barnau bei ihm?

Der Besuch kam ihm jedoch insoferne nicht ungelegen, als ja der Präsident die Klage zu prüfen und über sie zu entscheiden hatte. Vielleicht war es gut, wenn er selbst einen Blick in diese trostlose Ehe warf. Waldemar konnte ihm das mündlich besser auseinandersetzen als schriftlich. Der Präsident nahm einen Stuhl und setzte sich dem jungen Mann gegenüber.

„Sie werden mir nicht übel nehmen, daß ich Sie störe," sagte er, während er die Gläser seiner goldenen Brille reinigte; „Sie wissen, ich habe seit Ihrer Begnadigung stets Interesse an Ihnen genommen."

Waldemar verneigte sich leicht, die Einleitung klang eben nicht angenehm und der Ton, den der Präsident anschlug, war auch nicht weniger als herzlich.

„Sie können mir freilich entgegnen, daß ich nicht das Recht habe, mich in Ihre Privatverhältnisse einzumischen," fuhr der Präsident fort, und sein ernster, strenger Blick schien in die Seele des jungen Mannes eindringen zu wollen, „halten Sie es aber einem alten Manne zu gut, der, gestützt auf einen reichen Schatz von Erfahrungen, gern Frieden stiften möchte, bevor der Kampf ausgebrochen ist. — Man redet sowohl am Hofe wie in der Stadt nicht günstig über Ihr Verhältniß zu Aurelie v. Rehfeld."

Waldemar lächelte bitter. „Die öffentliche Meinung kreinigt Jeden, der so kühn ist, auf dem alten Geleise herauszutreten," erwiderte er.

„Ganz recht," sagte der Präsident, „und ich bin vollkommen mit Ihnen einverstanden, daß man viel zu thun hätte, wenn man jeden Stein abwehren wollte. Aber Sie sind Gatte und Vater, Herr Doctor, und als solcher haben Sie die Pflicht, wenigstens nicht nach dieser Seite auf dem Geleise herauszugehen."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich überhaupt —"

„Bitte, vergeuden wir die Zeit nicht damit, bekannte Thatsachen zu bezweifeln. Sie sind entschlossen, sich von Ihrer Gattin scheiden zu lassen —"

„Woher wissen Sie das?" unterbrach ihn Waldemar, betroffen über die Sicherheit, mit welcher der Präsident diese Behauptung aufstellte.

„Nun, wenn es nicht Jeder sagte, so könnte ich es am Ende errathen," erwiderte Barnau gemessen. „Sie wollen Ihre Frau, Ihr Kind verlassen, hinausstießen, um sich mit einer Anderen verbinden zu können, Herr Doctor — das ist ein Vorhaben, das eines Mannes von Charakter unwürdig ist. . . ."

Waldemar fuhr von seinem Sitz empor, aber wie gebannt durch den strengen, ernsten Blick des alten Herrn sank er auf denselben zurück.

„Wenn ich Ihnen das unter vier Augen offen sage, so können Sie es annehmen," fuhr der Präsident fort; „ich wiederhole Ihnen, daß es eine erbärmliche Charakterlosigkeit wäre, wenn Sie Ihr Vorhaben ausführten."

„Sie urtheilen zu rasch, Excellenz . . . .“

„Durchaus nicht; ich fälle nicht eher ein Urtheil, bis ich in die Sachlage eingedrungen bin. Und ich weiß, wie es hier aussieht; der Rechtspraktikant Heseler hat mich tief genug eingeweiht.“

„Der Schleicher!“

„Heseler ist ein rechtschaffener Mann, Sie sind ihm Dank schuldig.“

„Ich habe ihm seine Auslagen vergütet und nichts mehr mit ihm zu schaffen; er soll vor seiner eigenen Thür kehren. Wenn zwei Eheleute Abneigung gegen einander hegen, dann ist es am besten, sie scheiden von einander.“

Der Blick des Präsidenten ruhte mit durchdringender Kraft auf dem jungen Manne. „Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen, daß diese Abneigung eine gegenseitige sei?“ fragte er scharf. „Ich meine doch, Sie müßten wissen, daß ich die Motive kenne, denen diese Abneigung entspringt. Wollen Sie mir trotzdem die Scheidungsklage einreichen, gut, ich kann's nicht hindern; aber ich versichere Sie, daß Ihr Name moralisch an den Pranger geheftet wird. Uebrigens glaube ich nicht, daß Sie selbst nach gelungener Ausführung Ihres Vorhabens Ihr Ziel erreichen werden. Aurelie v. Rehfeld ist vielleicht zwar stolz darauf, Sie an den Triumphwagen ihrer Schönheit gefesselt zu sehen, aber eine Verbindung mit Ihnen würde sie als eine Erniedrigung betrachten.“

Waldemar lächelte spöttisch, eine andere Erwiderung zu geben, wagte er nicht, denn er fühlte, daß der Präsident ihm überlegen war, und daß ein Wortwechsel ihm nur neue, demüthigende Niederlagen bereiten konnte.

Barnau hatte sich erhoben. „Das wollte ich Ihnen sagen,“ fuhr er fort, „ich hielt es für meine Pflicht, nicht Ihretwegen, sondern um Ihrer Familie willen, deren Schicksal jeden Ehrenmann rühren muß. Es kann Sie freilich Niemand zwingen, nach allen Seiten hin Recht zu thun und Ihre Pflicht zu erfüllen, wenn die Stimme Ihres Gewissens in dem Taumel der niedrigsten Leidenschaften schon erstickt ist; allein dann gibt's für Sie keine Rettung mehr, dann werden Sie tiefer und tiefer sinken, bis der Schlamm über Ihrem Kopfe zusammenschlägt.“

Lange stierte Waldemar auf die Thür, hinter welcher der Präsident verschwunden war, dann brach er in ein heiseres Lachen aus. Es war ja klar, daß seine Frau sich mit ihm verbündet und ihn gebeten hatte, ihrem Gatten in's Gewissen zu reden. Aus eigenem Antriebe sich einzumischen und so energisch grob aufzutreten, war Barnau ja weder verpflichtet noch berechtigt. Das erfüllte ihn mit neuer Bitterkeit gegen seine Frau; weshalb verfolgte sie ihn noch immer, wenn sie aus freiem Willen entsagen wollte? Es waren Schreckschüsse gewesen, Waldemar ging mit verachtender Geringschätzung über sie hinweg.

Aber die Bemerkung des Präsidenten, daß Aurelie sich nie erniedrigen werde, dem Dichter ihre Hand zu bewilligen, machte ihn nachdenklich. Er konnte nicht glauben, daß sie begründet sein solle, aber es schien ihm doch rathsam, sich Gewißheit zu verschaffen. Und hatte er sie denn nicht schon? War nicht die Rose ihm ein Beweis, daß er die kühnsten Hoffnungen hegen durfte? Bah — der Präsident wollte ihn nur einschüchtern, ihn in seinem Entschlusse wankend machen; das war der einzige Zweck, den der alte Herr aber nicht erreichen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Ein lachender Erbe.) Ein Mann, der vor Kurzem noch Tabakreiber in einer Tabakfabrik zu Odessa gewesen war und diese Beschäftigung aufgab, weil sie ihn nicht erhalten konnte, erhielt plötzlich aus London die Nachricht, daß ein daselbst verstorbener Onkel ihm ein Vermögen von einer Million Pfund Sterling (zehn Millionen Gulden in Silber) hinterlassen habe.

— Die Stadt **Bonny** in Afrika, früher der bedeutendste Sklavenmarkt an der Guineaküste, ist am 8. v. Mts. **vollständig eingeäschert** worden. Der größte Theil der Einwohnerschaft war auf's Land zur Oelernte gegangen, als in einem Hause durch Unvorsichtigkeit beim Kochen Feuer auskam, das bei der furchtbaren Dürre, die seit December angedauert hatte, mit Blitzesschnelle sich ausbreitete. Den meisten Vorschub leistete aber dem verheerenden Elemente der Umstand, daß die Vornehmen der dortigen Negerstämme einen Hauptstolz darin finden, recht viel Pulver zu besitzen. Diese Pulvervorräthe bewirkten nun eine lange Reihe von verheerenden Explosionen; einer der Häuptlinge hatte 200 Fässer zu je 25 Pfund; die Explosion sprengte sein Haus mit furchtbarer Gewalt, zerstörte viele Häuser in der Nähe und verbreitete das Feuer weit herum. Fünfzehn bis zwanzig Leute sind in den Flammen umgekommen. In der ganzen Stadt sind nur die Wohnungen zweier Häuptlinge verschont geblieben.

Trauerflüstern.

Was trauerst du, du stolze, heil'ge Eiche,
Warum senkst du die Zweige schlaff herab,
Fleht dir die Hoffnung von dem ein'gen Reiche,
Das einst dir Kraft und edle Frische gab?

„Zerronnen sind der Zukunft stolze Träume,
„Der Bruder gegen Bruder ist empört,
„Verödet steh'n die festlich schönen Räume,
„Wo blieb, ihr deutschen Feste, euer Werth?

„Die Lebenskraft, die euer Mark durchzogen,
„Sie ist versiegt, entmuthigt steht ihr da;
„Die schönen Reden alle sind verflogen,
„Zerfleischt von Söhnen, sinkt Germania!

„D'rum trau're ich, d'rum senk' ich meine Zweige
„Von Stund' zu Stunde tiefer noch herab,
„Und klage flüsternd an Germania's Leiche,
„Und fächle Frieden um das Riesengrab.“

J. Heimann.

Literarisches.

„Zur Reform der bayerischen Gymnasien“ von Wolfgang **Bauer**. Dieses kleine Büchlein enthält eine Menge der besten Vorschläge, unsere Gymnasien auf die Höhe der Zeit zu erheben. Der Name des als Pädagogen und Philologen gleich bekannten und gerühmten Verfassers spricht für die Gründlichkeit seiner Aufstellungen und es wäre sehr zu wünschen, daß seine Rathschläge von competenter Seite beachtet würden.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 41. Sonntag, den 6. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Ruschi.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Ungeahnte Existenzen, ungeahnte Charaktere finden sich oft im Leben, denen man mit Bewunderung begegnet, die man mit seiner ganzen Liebe beglücken, umjungen möchte, obwohl es dann meistens zu spät ist. Und wundersam! Ist es eine Ironie des Schicksals oder eine Laune des Zufalls, sollen sich auf Erden gerade immer Menschen in der glücklichsten Zuneigung zu einander treffen, die nie an eine solche Begegnung gedacht hätten oder bei denen es eine Unmöglichkeit ist, sich das zu sein, was sie sich sein möchten? — — — —

In der mittelmäßig großen Stadt W., dem Sitze einer süddeutschen Universität, lebte ein armer hochadeliger Studiosus. Man konnte ihn gerade nicht arm nennen, er war es aber im Vergleich zu seinem Namen, im Hinblick auf seine Vorfahren.

Bernd von Traüste-n-Prosydre war ein strebsamer, talentvoller junger Mann und stand eben im 22. Jahre seines wenig bewegten Lebens. Er war der älteste Sohn einer zahlreichen Familie. Sein Vater, der noch lebte und ein hohes Staatsamt bekleidete, hatte eine Gräfin Prosydre, die letzte dieses Namens, geheirathet und mit höchster Genehmigung diesen Namen dem seinen beigefügt. Er hatte die Gräfin in Athen kennen gelernt, wo er damals in der unmittelbaren Nähe des Königs als Sekretär sich aufhielt. Bernd kam in Athen auf die Welt und hatte das Unglück, dort seine Mutter zu verlieren. Sein Vater war durch den Verlust so schmerzlich berührt, daß er es vorzog, Griechenland zu verlassen, wo ihn Alles an die theure, innig geliebte Gattin erinnerte, und in seinem Heimathlande sich niederzulassen, wo er auch bald eine Anstellung erreichte und nach nicht langer Zeit dem unmündigen Sohne eine zweite Mutter gab in Persian einer fernen Verwandtin, die seit seiner Rückkehr aus Griechenland sich seines Hauswesens liebevoll angenommen hatte. Es folgte nun im Laufe der Jahre noch ein reicher Kindersegen, so daß Bernd bei seinem Abgange nach der Universität drei Brüder und ebensoviele Schwestern zählte.

In W. hatte er sich keineswegs in den Strudel des akademischen Lebens gestürzt, sondern war ein fleißiger Student, der schon in den ersten Semestern zum Doctor der Philosophie promovirte, ohne deßhalb ein Philister oder ein Kopfhänger zu sein.

Dabei besaß er ein nicht unbedeutendes Talent, seine Gedanken und Gefühle dichterisch auszusprechen, was ihm in seinen späteren Verhältnissen einen schönen, nicht zu unterschätzenden Trost gewährte.

Allein auch seine äußere Erscheinung berechtigte ihn vollkommen, auf das Prädikat eines schönen jungen Mannes Anspruch machen zu dürfen, insofern man einen Mann überhaupt schön nennen kann.

Blaue Augen, gelocktes braunes Haar, feine Gesichtszüge, die durch ein nettes Bärtchen auf den Lippen den Stempel der Männlichkeit erhalten hatten, eine edel, fast römisch geformte Nase waren in körperlicher Hinsicht nicht seine einzigen Vorzüge. Eine kleine Schramme auf der rechten Wange verunzierte sein Antlitz ganz und gar nicht, sondern zeigte, daß er, obwohl gutmüthig und in seiner Beziehung rache- und händelsüchtig, im Punkte der Ehre keinen Spaß verstand.

Es müßte wahrhaft wundersam zugegangen sein, wenn dieser seltene Charakter nicht auch das schöne Geschlecht schon in Aufregung versetzt hätte, und er pflegte auch Umgang mit einigen der geistreichsten und liebenswürdigsten Damen der Stadt; allein noch nie hatte er für eine derselben das empfunden, was man Liebe nennt, obwohl er in mehreren Liedern seiner Musezeit auch von der Seligkeit der Liebe schwärmte; doch dies waren mehr Sehnsuchtslieder, als wirklich gefühlte Stimmungen der Seele. Doch nur zu bald sollte er auch in dieses Heiligthum eingeführt, herausgerissen werden aus dem alltäglichen Verlaufe des Lebens, aus dem ruhigen, sorgenlosen Gange der Tage.

Und gerade, als ob er in seinem Herzen gefühlt hätte, daß ein solcher Umschwung in der nächsten Zeit ihm bevorstehe, gerade, als ob ihm eine Ahnung sage, daß bald auch er das finden sollte, wonach er sich im Innern so sehr sehnte, konnte er den ganzen Sommer hindurch zu keinem rechten, echten Vergnügen kommen; es litt ihn an keinem Orte lange, er fand die Unterhaltung mit seinen Freunden und Bekannten geradezu langweilig, kurz es peinigte ihn eine Unruhe, ein unbewußtes Gefühl der Angst und Freude für die Zukunft, das er sich nicht zu erklären wußte, von dessen Ursprung er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. — — — —

Es war gegen Ende des Sommers, als Bernd v. Traustein-Prosydre eine Reise an den Rhein unternahm nur aus dem Grunde, um auch diese schönste Gegend Deutschlands selbst einmal zu sehen. Auf dieser Reise nun machte er die Bekanntschaft eines Mannes, den er in seinem Leben nicht hätte treffen sollen, wenn ihm das Glück wohlgewollt hätte. Er traf in M. den Grafen Alexander von Pupille, welcher ihm von einem Bekannten vorgestellt wurde. Es war ein sonderbares Zusammentreffen; denn im ersten Augenblicke suchte

jeder den andern zu erforschen. Alexander hatte übrigens Bernd viel eher durchschaut und bald herausgebracht, daß der junge Ehelmann sehr auf Offenheit und Gradheit sah. Alexander, der überall Freunde besitzen und erwerben wollte, gab sich alle Mühe, den Offenherzigen zu spielen und imponirte dem jungen Doktor wirklich so, daß dieser beschloß, noch einige Tage in der angenehmen Gesellschaft des Grafen zuzubringen, und aus diesen Tagen wurden sogar Wochen.

Bernd von Traustein und Pupille wurden ungertrennliche Freunde, obwohl ihre Charaktere die geraden Gegentheile waren. Und man sagt doch mit so großer Wichtigkeit: Freundschaft könne nur auf der Basis gleicher oder mindestens ähnlicher Gesinnungen bestehen.

So kam es, daß Bernd einer Einladung Alexanders auf sein Landgut in der Nähe von M. in lieblicher Lage am Rhein mit Freuden Folge gab. Graf de Pupille hatte nämlich bald nach seiner Ankunft auf dem Schlosse der Gräfin von Rayonnante das benachbarte Landgut, von dem die Gräfin früher gesprochen, besichtigt und da es ihm sehr gefiel, auch gleich gekauft. So wohnte er denn auf diesem Landsitze, nicht eine Viertelstunde von dem Schlosse entfernt, das Adele von Rayonnante bewohnte. Er ritt und fuhr häufig hinüber und war ein immer gern gesehener Gast.

Die Gräfin Mutter sah ihn schon als Bräutigam der Tochter an, welche manchmal geäußerte Ansicht jedoch Adele gar nicht theilte.

Bernd v. Traustein wohnte also bei Alexander und dieser hatte nicht versehlt, den Freund endlich auch einmal bei der Gräfin v. Rayonnante einzuführen, bei einer Gelegenheit, die noch mehr Gäste im Schlosse sah. Diese Unvorsichtigkeit hätte man Alexander seinem Charakter nach nicht zutrauen sollen; allein er dachte gar nicht daran, daß der arme Ehelmann ihm irgendwie gefährlich werden könne.

Bernd betheiligte sich nicht viel an dem Gespräche der Gesellschaft und hatte auch für Adele, die ihn manchmal fragte, nur kurze, fast abstoßende Antworten. Es lag das in seiner Natur; er wußte, daß Alexander soviel als verlobt mit Adele war, deshalb war diese gar nicht für ihn da; allein er hätte seinen jüdischen Gedanken keinen so handgreiflichen Ausdruck geben sollen.

Adele aber war unermüdlich, den Doktor immer wieder in's Gespräch hereinzuziehen.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, wie der ärztliche Beruf so viel Anziehendes haben kann, daß man ihm sein ganzes Leben widmen mag."

„Euer Gnaden verzeihen, wenn ich Sie hier auf einen Irrthum aufmerksam mache; ich bin nur Doktor der Philosophie und habe außerdem Jus zum Fachstudium gewählt."

„Und außerdem," fuhr Alexander lächelnd fort, „hat er sich auch dem Phöbos in die Arme geworfen, sich dessen Dienst geweiht!"

„Ah, Sie dichten, Herr Doktor," rief die Gesellschaft.

Er war nun mit einem Male der Gegenstand des Interesses geworden. Und er mochte sich freuen, wie er wollte, er mußte dem Drängen der Damenwelt nachgeben und etwas improvisiren; ja, man schrieb ihm sogar das Thema vor, er sollte nämlich in einem ganz kurzen Sinngedichte den Uebergang von Freundschaft zur Liebe darstellen.

Er ging auch gern auf den Scherz ein und begann, indem er unwillkürlich seine Blicke auf Adele richtete:

„O daß mein Aug' sie nie geschaut!"
Faßt du im Herzen dich gefaßt;
O Thor, warum hast du's gewagt
Und deine Liebe ihr vertraut?

Erst kenne du dein Mädchen gut
Und schaue tief ihm in's Gemüth,
Was dort entsprießt und lieblich blüht
Und was ihm Schlimmes innen ruht!

Sieh' zu, daß deine Freundeshand
Ihr treu hier Elysäen's bricht;
Nicht jedes Lächeln im Gesicht
Hat süße Liebe dir bekannt!

Als er nun geendet, fanden Alle die Auffassung trefflich und jede Dame wollte dem Dichter etwas sagen, so daß es ein heilloses Durcheinanderreden gab, wie es im Kreise von Mädchen so häufig ist.

Nur Adele schwieg mitten in dem Strome von Beifallsäußerungen und sie auch nicht weiter auf. Nur Graf Alexander und Bernd von Traustein hatten es bemerkt und es machte sich jeder seine eigenen, verschiedenen Gedanken.

Bernd mußte sich gestehen, daß er in dem kurzen Gedichte aus Absicht das Thema in dieser Weise aufgefaßt habe, um zu erproben, was an seiner Beobachtung, daß Adele ihn manchmal heimlich betrachtet hatte, wahr sei, und er hatte deshalb sie beim Beginne des Recitirens angesehen. Adele aber hatte erröthend den Blick niedergeschlagen. Auch das Schweigen von Seiten des lebhaften, geistreichen Mädchens schien ihm ein neuer Beweis zu sein, daß in diesem Herzen etwas vorgegangen sein mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Fünftes Kapitel.

Die Katastrophe.

(Fortsetzung.)

Um einer Begegnung mit seiner Frau auszuweichen, aß Waldemar heute im Gasthofe zu Mittag; am nächsten Tage wollte er die Scheidungsklage einreichen. Im Gasthofe fand er mehrere hochstehende Personen, die er am Hofe kennen gelernt hatte, unter ihnen auch den Grafen von Freiedorf. Er hegte gegen diesen Herrn eine Abneigung und war deshalb jeder Annäherung ausgewichen, obschon er oft dazu Gelegenheit gefunden hatte. Nicht daß er einen Wortwechsel oder eine Herausforderung gefürchtet hätte; im Gegentheil, für diesen immerhin möglichen Fall war er vorbereitet. Er würde ohne Zögern die Herausforderung angenommen haben, nur um der Dame seines Herzens zu zeigen, daß er persönlichen Muth besaß.

Der Graf beobachtete ihn scharf. Waldemar sah es, die Galle stieg ihm in's Blut. Er bemerkte, daß der Graf sich leise mit seinen Tischnachbarn unterhielt, und die naheliegende Vermuthung brang sich ihm auf, daß er das Thema dieser Unterhaltung bilde.

Die Tafel wurde aufgehoben, der Graf erhob sich und bat Waldemar in kühlem, aber höflichem Tone, ihm in ein anstoßendes Zimmer zu folgen.

„Nehmen Sie Platz," sagte er, auf einen Sessel deutend; „ich werde Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Sie

werden wiſſen, daß man vor mehreren Wochen behaupten wollte, ich ſei mit Aurelie v. Rehfeld verlobt?"

Waldemar nickte.

„Nun wohl, dieſes Gerücht gibt mir einigermaßen das Recht, einige Fragen an Sie zu richten."

„Welche Fräulein v. Rehfeld betreffen?"

„Ja und Ihr Verhältniß zu dieſer Dame. Man ſpricht darüber ſehr ungenirt. Indeß, ich kenne Aurelie und weiß, wie weit ich den Gerüchten Glauben ſchenken darf. Man ſagt auch, Sie beabſichtigten, ſich von Ihrer Gattin ſcheiden zu laſſen und dem Freifräulein Ihre Hand anzubieten, — iſt das die Wahrheit?"

„Und wenn ſie es wäre?"

„Dann bliebe mir nur noch eine Frage übrig, die, ob Aurelie v. Rehfeld Sie zu dieſem Schritt ermuthigt hat, ob Sie die Gewißheit hegen dürfen, daß —"

„Herr Graf —"

„Ich weiß wohl, es iſt eine unzarte Frage, aber mein früheres Verhältniß zu dieſer Dame rechtfertigt ſie. Sie dürfen verſichert ſein, daß ich mit der Discretion eines Ehrenmannes Ihre Antwort erwarte."

„Nun wohl, Herr Graf, wenn ich jenen Schritt thun werde, wie das Gerücht behaupten will, ſo ſtütze ich mich dabei auf Beweiſe, welche mich die Erfüllung meiner Hoffnungen mit Sicherheit erwarten laſſen."

In den Augen des Grafen blitzte es auf, eine ſo ſichere, beſtimmte Antwort ſchien er nicht erwartet zu haben. „Nun weiß ich genug," ſagte er; „ſie iſt eine herzloſe Coquette."

„Dieſem Urtheile kann ich nicht beipflichten."

„Ah — Sie werden ihm beipflichten, warten Sie nur, die Zeit wird kommen."

Waldemar ſchüttelte, ungläubig lächelnd, den Kopf. „Es mag ſein, daß Sie ſich in ihr getäuſcht ſehen," erwiderte er, „aber das gibt Ihnen nicht das Recht, ſie zu beſchimpfen, Herr Graf. Ich bin bereit, für die Ehre dieſer Dame in die Schranken zu treten —"

„Renommiren Sie nicht, mein Lieber," unterbrach der Graf ihn gelaſſen, „wenn ich Aurelie v. Rehfeld eines Ganges mit der blanken Waffe würdig befunden hätte, ſo würde ich nicht bis heute gezögert haben. Unter den obwaltenden Umſtänden aber kann ich es mit meiner Ehre und meinen Anſichten nicht vereinbaren, einer gefallſüchtigen Coquette wegen ein Menſchenleben zu opfern. Sie haben jetzt freies Spiel, Herr Doktor, ich trete zurück, und wenn ich jemals ein Recht auf dieſe Dame beſaß, ſo entſage ich demſelben. Sie aber mögen ſich vorſehen, es dürfte eine Stunde kommen, in der Sie ſich ſagen müſſen, daß auch Sie beſſer gethan hätten, bei Zeiten dieſen Weg zu gehen."

Das war die zweite Warnung an dieſem Tage, Waldemar dachte auch über ſie nicht weiter nach, er hielt ſie für einen Ausbruch der Wuth darüber, daß der Graf auf ſeine Hoffnungen verzichten mußte.

Zur beſtimmten Stunde trat Waldemar in's Schloß; die tiefen Verbeugungen der Diener und niedrigen Beamten mit einem herablaſſenden Nicken erwiedernd, ſchritt er in die Gemächer der Fürſtin-Mutter, deren Gaſt er heute Abend war. Ein kleiner, gewählter Kreis war hier verſammelt. Waldemar biß ärgerlich auf die Lippen, als er unter den Geladenen auch den Präſidenten v. Barnau bemerkte. Man unterhielt ſich über das Theater und die neuen Erſcheinungen in der Literatur. Waldemar ließ ſeine Geiſtesfunken ſprühen und bemerkte mit ſtolzer Genugthuung, daß ihm allſeitig Beifall und Anerkennung zu Theil wurde. Man forderte ihn auf, einen Geſang aus ſeinem neuen Epos vorzuleſen und hatte die Gnade, es ſehr intereſſant und charmant zu finden. Er flocht an dieſem Abend ein neues Reis in den Lorbeerkranz, der ſein Haupt ſchmückte, und ſtolz auf dieſen Schmuck wollte er Aurelie den Arm bieten, als die Fürſtin ihre Gäſte aufforderte, in den Wintergarten zu treten; aber der Präſident kam ihm zuvor. Dort fielen die ſtarren Schranken der Etiquette, ſich ſelbſt überlaſſen konnten die Gäſte nach Belieben den Augenblick genießen.

Waldemar gewahrte nach einer Weile Aurelie auf demſelben Sitz, auf welchem er am Tag zuvor ſo ſtürmiſch um ihre Liebe geworben hatte. Sie war allein, er näherte ſich ihr raſch mit ſtürmiſch klopfendem Herzen.

„Ich wünſche Ihnen Glück," empfing ſie ihn mit jenem Lächeln, welches den jungen Mann ſo oft bezaubert hatte, „Sie haben nun den erſten Schritt gethan, das Ziel der neuen Laufbahn wird ein ſchönes ſein."

Betroffen blickte Waldemar fragend das ſchöne Mädchen an, welches ihm ein Aktencouvert mit einem großen Siegel behändigte.

„Der Fürſt war ſo gnädig, mir das Patent für Sie einzuhändigen," fuhr ſie fort; „ich hoffe, es wird Ihnen ebenſo angenehm ſein, es aus meinen Händen zu empfangen, wie es mich freut, es Ihnen überreichen zu können."

Mit wachſendem Befremden entfaltete Waldemar das Dokument, ſeine Stirne umdüſterte ſich mehr und mehr. „Rector in B.?" ſagte er verſtimmt, „ſofort ſoll ich mein Amt antreten?"

„Ach ja, die Stelle iſt ſchon zu lange unbeſetzt geblieben; daraus rechtfertigt ſich die Nothwendigkeit des ſchleunigen Antritts."

„Sie ſagen das ſo kalt, gnädiges Fräulein."

„Glauben Sie das nicht, lieber Doktor, ich nehme innigen Antheil —"

„Und doch ſieht's einer Verbannung ſo ähnlich, wie ein Ei dem anderen."

„Einer Verbannung?"

„Ja. Die Stadt B. liegt an der äußerſten Grenze; haben Sie daran noch nicht gedacht?"

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Zu Prag wurde am 26. Mai **bei einem Lithographen eingebrochen**; der Dieb, ein junger, ſauber gekleideter Mann, ſtieg mit aller Gemüthlichkeit auf eine Bank, hierauf auf eine Waſſerbutte, öffnete den oberen Fenſterflügel und ſtieg in die Wohnung, ohne ſich im allergeringſten durch die Anweſenheit eines achtjährigen Knaben auf dem Gange ſtören zu laſſen. Hierauf öffnete er den verſchloſſenen Kleiderſchrank, wählte ſich die beſten Kleidungsſtücke aus, prüfte die Echtheit der in einer Schatulle aufbewahrten Obligationen und Werthſachen, wobei er von dem Dienſtmädchen ertappt wurde. Durch die nun raſch herbeigerufene Sicherheitswache feſtgenommen, äußerte er mit einem in ſolchen Situationen ſeltenen Humor: „Ich habe in dem Prag Pech, bin heute den dritten Tag hier und paſſirt mir ſchon ſo etwas Unangenehmes."

— Am 23. v. Mts. ereignete ſich in Proßnitz der höchſt intereſſante Fall, daß eine **Katholikin**, Mutter von zwei Kindern, zum **Judenthum übertrat** und ihre beiden Knaben, wovon der eine 4 Jahre, der andere 18 Monate alt iſt, beſchneiden ließ. Das Motiv des Uebertritts iſt Liebe

zu dem Vater ihre Kinder, welchen sie bis jetzt nicht heirathen konnte, weil eine Ehe zwischen Christen und Juden nach den bestehenden Gesetzen nicht erlaubt ist.

— In Maros-Vasarhely schlug der Blitz in ein Haus ein. Im Hause saß ein Mann und seine Gattin, die ein kleines Kind im Schoße hielt. Der Blitz lief an den im Hause befindlichen Eisengegenständen und auch an einer eisernen Truhe fort, auf welcher die Familie saß, ohne jedoch die letztere zu tödten. Am meisten litt das Kind, dem der Blitz von der rechten Seite alle Kleidungsstücke und sogar den Stiefel vom rechten Fuße abtrennte. Alle Drei dürften nach einigen Tagen vollkommen wieder hergestellt sein.

Festgruß

an die

vom 30. Mai bis 2. Juni 1869 in Aschaffenburg versammelten

deutschen Forstwirthe.

Seid uns willkommen, werthe Gäste
Von nah und fern aus deutschem Land,
Willkommen bei dem schönen Feste,
Wir reichen herzlich Euch die Hand!
Geschmückt im hehren Festgewand
Seht Ihr die Stadt am Mainesstrand!

Von Ost und West, von Süd und Norden
Zogt Ihr herbei in unsre Stadt,
Die hochentzückt Euch ihre Pforten
Und gastlich heut geöffnet hat.
Was sie Euch beut, ist wenig zwar;
Doch bringt sie's Euch von Herzen dar!

Ja, seid gegrüßt, Ihr wackern Brüder,
Euch schlägt noch in der Manneebrust
Am rechten Flecke treu und bieder
Ein Herz, sich hoher Kraft bewußt.
Ja, kräftiger Sinn und deutscher Muth
Lebt noch im freien Jägerblut!

Ein Genius mög' Euch geleiten
In's hehre Reich der Wissenschaft,
Die Kühlig legend auf Euch breiten,
Daß Euer Geist nur Großes schafft,
Und Eintracht möge im Verein
Die Krone dieses Festes sein!

Ihr wißt im Stillen, nicht gepriesen,
Was ist der Lohn für Euer Müh'n? —
Die Nachwelt erst wird es genießen
Und von dem Baum die Früchte zieh'n,
Den Ihr so treulich habt gehegt,
So schön gepflanzt und warm gepflegt!

Wo zogen uns're Flüsse Wellen
Durch deutsches Land so herrlich hin,
Wo wären uns're Wiesenquellen,
In Berg und Wald das frische Grün,
Wenn Ihr nicht mit geschickter Hand
Gepflegt den deutschen Waldbestand? —

Früh wenn der erste Strahl der Sonne
Durchglüht den hohen Buchenwald
Und aus der tiefsten Brust in Wonne
Der Nachtigallen Lied erschallt,
Da zieht Ihr freudig schon dahin
Durch Waldesduft und Waldesgrün.

Wer möchte unter Blätterrauschen
Nicht mit dem wackern Jäger zieh'n,
Nicht schales Weltgetändel vertauschen
Mit frei'ger Ruh'in Waldesgrün! —
O, wenn Euch Lieb und Freunde zieh'n,
Dann eilt zum stillen Walde hin!

Wer hat den Frieden nicht gefunden
In Gottes herrlicher Natur?
Ja, Herz und Geist wird dort gesunden;
Denn überall ist seine Spur.
Von jedem Baum, aus jedem Strauch
Weht Dir entgegen Gottes Hauch! —

Und wenn es gilt, Ihr wack'ren Schützen,
Wenn es das Vaterland gebeut,
Seht, wie da ihre Waffen blitzen,
Und wie sie treffen in dem Streit!
Ja, Jäger zieh'n zur blut'gen Schlacht,
Als ging's traun! zur frohen Jagd!

Steh'n wack're Jäger uns zur Seite,
Dann ist es wohl um uns bestellt,
Die sich're Kugel trifft sie's Weite,
Wo ist der Feind, der da nicht fällt? —
Der Jäger zielt mit sich'rem Blick
Und schreckt nicht vor dem Feind zurück!

Laßt nur der Sturmes Wogen brausen!
Sind wir im Innern stark und fest
Und Alle einig nur nach Außen
In Süd und Norden, Ost und West,
Vertrauen wir dem alten Gott,
Dann, Freunde, hat es keine Noth!

Den Felsen wird dann Deutschland gleichen,
Die ruhig in der Brandung steh'n,
Und uns'ren alten deutschen Eichen,
Die fest dem Sturm entgegensteh'n;
Ja, wer bezwingt uns in der Welt,
Wenn Alles treu zusammenhält? —

Nun fällt die Gläser, laßt sie klingen,
Es gilt der deutschen Jägerei,
Ihr lasset uns ein Vivat bringen,
Auf daß sie blühe und gedeih'!
Es lebe hoch der Jägerstand
In unserem deutschen Vaterland!

Aschaffenburg, den 30. Mai 1869.

Franz Englert.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 42. Mittwoch, den 9. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Ruschi.

Fünftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Als der Abend hereinbrach und der warme, schöne Sommertag zu Ende ging und mit ihm auch die wenigen Stunden, die man nach dem Souper im Schloßgarten zugebracht, ward die Gesellschaft von der Gräfin Mutter mit einer Einladung zum Tanzen überrascht. Die junge Welt stürmte nach dem Salon, wo schon einige Musikanten des Augenblickes harrten, sich produciren zu dürfen.

Schnell hatte man engagirt und bald drehten sich die Paare im gemüthlichen Walzer. Nur Bernd von Traustein lehnte an einem Pfeiler und schaute träumerisch dem Vergnügen zu. Da tanzte Adele mit Alexander an ihm vorbei und es schien ihm, als ob die junge Gräfin für ihn nur einen Blick des Vorwurfes gehabt hätte. Warum, konnte er sich nicht erklären. Jedenfalls, dachte er, sei es seine Pflicht, sobald als schicklich den Rhein zu verlassen, um die Ruhe seines Freundes nicht zu stören. Denn er fühlte es wohl, daß in seinem Herzen für Adele ein G.fühl anfange zu erwachen, das man nur durch schleunige Abreise wieder zum Schlummern zu bringen vermöge.

Des Jünglings Seele ist ein ruheloser Pilger, der träumend stets das Ziel seiner Wünsche und Hoffnungen erreicht zu haben glaubt und manch' frohes und trauriges Lied singt von Leid und Freud'. Aber den Tag, der endlich wirklich die heilige Stadt, das lehnsuchtsvoll erwartete Jerusalem, mit seiner Morgensonne umleuchtet, diesen hehren Tag feiert er mit einer Thräne von unnennbarer W.hmuth und überirdischer Lust und Seligkeit.

Und dieser Tag dämmerte in Bernd's Seele bereits und es schimmerte eine heimliche Thräne der Wehmuth in seinen Blicken, weil es ihm eine Gewißheit war, diesem Glücke zugleich mit dem Erkennen ewiges Vergessen weihen zu müssen.

Der Tanz war vollendet und Adele kam im Gespräche mit Alexander wieder an dem Doktor vorüber und rief ihm neckend zu:

„Herr Doktor, warum so traurig? Sind Sie kein Freund vom Tanzen? Ich möchte doch einmal sehen, ob man in W., wohin ich ja im Winter komme, gut tanzt."

Eh' er noch zu antworten vermochte, war das herrliche Mädchen schon wieder weit. Welch' eine Fluth von Gedanken erzeugten diese Worte in seiner Seele! Sie wünschte mit ihm zu tanzen! Sie kam im Winter nach W.!

Sobald deßhalb das Tanzzeichen wieder erschallte, verfehlte er nicht, Adele zu engagiren.

„Ei, Herr Doktor, sind Sie endlich so gütig; Sie machen es ja den Damen doch gar zu schwer, Ihre Unterhaltung zu genießen; es wäre nöthig, daß man Sie fußfällig um eine Tour bäte!"

„Zürnen Sie mir nicht, Comtesse, ich glaubte dem Herrn Grafen den Vorrang lassen zu müssen!"

„Der Herr Graf hat kein größeres Recht, zuerst mit mir zu tanzen, als Sie!" antwortete ernst das schöne Mädchen.

„Aber er ist ein Hausfreund und . . ."

„Nichts mehr davon, tanzen wir!"

Und fort ging es im rasenden Galopp. Später bei der Unterhaltung fragte Adele:

„Sie kennen in W. doch die Familie v. Mugiffant?"

„O ja, Comtesse, sehr gut; ich bin öfter im Familienzirkel und kenne auch die Tochter vom Hause als eine sehr gebildete und feine Dame!"

„Ah, das ist aber hübsch, daß Sie meine Freundin Clotilde kennen. Ich werde im nächsten Winter Mugiffant's besuchen. Ich habe Clotilde viele Jahre nicht gesehen und bin begierig zu sehen, wie sie sich verändert hat. Ihr Bruder war der Taufpathe meines kleinen Brüderchens Louis!"

„Ja, Karl ist ein Studiengenosse von mir, ein ehrlicher, braver junger Mann. Sie halten also noch einen Bruder; wie schade, daß er so bald die Erde und seine gute Schwester verlassen mußte!"

„Wüßten wir nur, daß er gestorben ist! Allein das Kind verschwand und man hat es noch nicht gefunden und seitdem sind zwei Jahre verflossen!"

Bernd verließ den traurigen Gegenstand und kam wieder auf W. zu sprechen; er erzählte ihr von den Wintervergnügen, die sie dort erwarteten.

„Sie werden aber doch in W. auch mit mir tanzen?"

„Ich werde glücklich sein, wenn Sie es erlauben!"

„Und welche Tour werden Sie dort mit mir tanzen?"

Bernd von Traustein blickte frappirt Adele an und begegnet zwei liebevollen Augen, die glänzend, fragend auf ihn gerichtet waren.

„Welche mir Euer Gnaden gewähren werden," brachte er mühsam hervor, „der erste Walzer wäre mir wohl die liebste Tour," fuhr er kühner fort, „allein die werden Sie schon an den Herrn Grafen vergeben haben!"

„Sie machen mich wirklich böse, Herr Doktor; Sie reden, als ob ich mit dem Grafen verlobt sei; ich denke, bis dahin muß noch eine geraume Zeit vergehen und mein Wille dabei

sein; ich halte Sie beim Wort, werden Sie es erfüllen können?“ fragte Ardele, indem sie sich inniger an den Arm des Mannes schmiegte.

„Comtesse,“ sagte Bernd leise, „Sie machen mich so glücklich und ich verdiene es nicht. Uebrigens verspreche ich es Ihnen fest und zwar jetzt, weil ich morgen abreise!“

„Schon?“ fragte Ardele erschrocken und ihr Arm hebte in dem Bernh's, „da müssen Sie mir heute noch etwas in's Album schreiben, damit ich doch ein Andenken an Sie habe, wenn ich nicht nach W. kommen sollte, aber Sie nicht mehr dort wären; denn ich fühle es wohl, daß Ihre plötzliche Abreise den Charakter einer Flucht hat! Ich bin gewohnt, offen zu reden.“ — —

Und eben wollte Bernd etwas erwiedern, als die nächste Tour begann und ein anderer Herr ihm Ardele entführte. Er war wie ein Träumender. Waren dies nicht Anzeichen, daß Ardele ihn liebe. Er wagte sich das nicht zu gestehen; tausend Entschlüsse entstanden in seiner Seele und verschwanden wieder. Warum, meinte er, sollte er Ardelen nicht lieben dürfen? Sie war ja nicht gebunden, er verletzte ja keine Freundespflicht. Spät trennte sich die Gesellschaft und ein intimerer Cirkel blieb noch beisammen. Als nun Bernd einmal hinausging, begegnete ihm ein Diener, der ihn ansprach:

„Herr Baron, folgen Sie mir gefälligst!“

Er trat mit dem Diener in ein Gemach, das Bibliothekzimmer. Der Diener deutete auf den Tisch und ließ Bernd allein, nachdem er ihm ein Licht vorgesetzt.

Bernd setzte sich an den Schreibtisch und begann in dem Stammbuch Ardelens, das vor ihm lag, zu blättern; er las und las, so daß bald eine halbe Stunde verflogen war. Ein Pochen an der Thüre störte ihn in seinem Träumen und er rief „Herein“.

Jetzt dachte er erst daran, daß er ja einige Zeilen in das Stammbuch schreiben sollte und ohne sich umzublicken ergriff er die Feder und schrieb:

„Wenn zwei Herzen sich gefunden,
Die im Innern sich verstehn,
Die sind sich sogleich verbunden,
Wo sie sich zuerst gesehn.“

Schloß R., den . . . Bernd v. Traustein-Prospère.

Eine Hand berührte seine Schulter und eine feine Stimme lispelte ihm in's Ohr: „Ich danke Ihnen!“

Bernd drehte sich rasch um und erblickte Ardele.

„Ach Sie, Comtesse, — welch' ein Glück!“ — — —

„Ich danke Ihnen für diese schönen Zeilen! — — Sie blieben so lange! Haben Sie das Billet nicht bemerkt, das auf dem Album lag?“

„Nein, Comtesse!“ erwiederte Bernd erschrocken.

„Es thut nichts; ich hatte Sie nur gebeten darin, das Album wieder zu verschließen; jetzt will ich es selbst thun.“

Bernd hatte das Billet mit Ardelens Schriftzügen gefunden und steckte es zu sich. Ardele verschloß das Album und zeigte Bernd bei dieser Gelegenheit ihre Photographie, indem sie ihn um sein Urtheil bat.

„Kein Bild kann die Wirklichkeit erreichen!“

„Nun, so behalten Sie das unwirkliche Bild; da es mir so wenig ähnlich scheint, kann es Sie ja auch nicht an mich erinnern und Sie wollen das doch immer; sonst würden Sie morgen nicht abreisen,“ sagte Ardele ernst, aber doch lächelnd. „Gehen Sie, gehen Sie,“ fuhr sie fort, „man erwartet Sie, ich ging weg, um mich zur Ruhe zu begeben! — Haben Sie in dem Album die Wahrheit gesagt?“ —

Bernd wurde bei dieser Frage so von seinen Gefühlen übermannt, daß er vor ihr niedersank und stumm ihre Hand küßte. Ardele wehrte ihm ab, indem sie möglichst ruhig sagte:

„Sieh' an, daß keine Freundeshand
So früh nicht Liebesrosen pflückt!“

„Wir kennen uns erst wenige Stunden, gehen Sie, Bernd, gehen Sie mit der Ueberzeugung, daß ein Mädchen stets an Sie denkt.“

Schnell riß sich Ardele los und verschwand durch eine Seitenthüre und ließ einen Jüngling im heißen ersten Liebeskampfe zurück.

Doch rasch gewann Ueberlegung über Leidenschaft den Sieg; er ergriff das Licht und verließ das Bibliothekzimmer. Außen begleitete ihn der Diener bis zum Salon und bald fuhren er und Alexander nach des Letzteren Landgut zurück. — Welch' verschiedene Menschen mit verschiedenen Gedanken und Regungen doch oft ein enger Raum einschließt! —

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Fünftes Kapitel.

Die Katastrophe.

(Fortsetzung.)

Aurelie schüttelte verneinend das Köpfchen; so kalt wie der Ton ihrer Stimme, so kalt und gleichmüthig war auch der Ausdruck ihres Blickes. „Es ist wahr,“ sagte sie, „aber das läßt sich nicht ändern; vielleicht findet sich später Gelegenheit, Ihnen hier ein anderes, besseres Amt zu geben.“

„Später!“ bemerkte Waldemar bitter. „Ist Ihnen denn die Trennung so gleichgiltig?“

„Nein, nein, aber ich sehe ein, daß es besser für Sie ist, wenn Sie eine andere frischere Luft einathmen —“

„Und da irre ich wohl nicht, wenn ich vermuthe, daß ich Ihrer Fürsprache dieses Amt verdanke?“

Aurelie nickte und entblätterte schweigend eine Rose.

„Wollen Sie nicht auch diese Rose entblättern?“ fragte Waldemar, gewaltsam an sich haltend, indem er die halbverwelkte Blume ihr in den Schooß warf. Sie blickte ihn fragend an, es war ein eisiger, niederschlagender Blick. „Aurelie, regt sich denn kein Gefühl in Ihrer Seele bei dem Gedanken an die nahe Trennung? Nicht einmal das des Bedauern?“ fuhr er mit leise bebender Stimme fort.

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte sie.

„Sie wollen mich nicht verstehen. Und doch haben Sie den Funken in meiner Seele geweckt und genährt! Aurelie, Sie sachten den Funken einer glühenden Liebe in meiner Seele an —“

„Herr Doktor, welche Sprache?! Bedenken Sie, daß Sie Gatte sind!“

„Ich werde es nicht mehr sein, wenn Sie wünschen, daß ich die Fesseln abschüttele. Aurelie, Sie haben —“

„Herr Doktor, ich wünsche, lassen Sie uns diese Unterredung abbrechen,“ fiel Aurelie ihm kalt und stolz in's Wort; „Sie scheinen sich auf Vermuthungen stützen zu wollen, denen ich keine Berechtigung zuerkennen darf.“

„Auf Vermuthungen?“ fuhr Waldemar fort, dessen glühender Blick stier auf dem schönen Antlitz ruhte. „Erinnern Sie

sich denn nicht mehr der Worte, die Sie so oft mir zugeflüstert haben? Sagten Sie nicht selbst mir, das Leben scheine Ihnen an meiner Seite schöner zu sein als sonst? Und lasen Sie nicht in meinen Blicken, in meinen Liedern, daß ich nur noch für Sie lebte? Sie dürfen mich nicht betrügen, der Betrug würde mich tödten."

Aurelie wollte sich rasch erheben; die Gluth der Leidenschaften, welche immer mächtiger aufloderte, mußte sie das Schlimmste befürchten lassen. Aber der Arm Waldemar's umschlang sie und zog sie auf den Sitz zurück.

„Und wäreſt du mit tausend Barden gekettet, ich würde sie zerreißen; mein mußt du sein, Aurelie," flüsterte er mit heiserer Stimme. „Du bist meine Sonne; wenn dieses Licht erlischt, umfängt mich Grabesnacht."

Gewaltsam entriß Aurelie sich dem Arme des Rasenden. „Zurück, Herr Doktar! Was unterfangen Sie sich?" entgegnete sie mit schneidendem Hohn. „Ich habe Sie für einen Mann gehalten und finde nun einen eitelen Narren!"

Waldemar fuhr empor, der Schlag hatte ihn jäh getroffen. Ein lautes, gellendes Lachen entrang sich seiner Brust; es war das entsetzliche Lachen des Wahnsinns. Er stürzte hinaus, an den entsetzten Gästen vorbei. Niemand dachte daran, ihn aufzuhalten.

„Mein Gott, was ist vorgefallen?" fragte die Fürstin herbeieilend.

„Ich weiß nicht," erwiderte Aurelie verwirrt; „sein Verstand scheint zerrüttet."

„Durchlaucht, ich bitte um einen längeren Urlaub, ich gedenke morgen eine weite Reise anzutreten," wandte der Graf von Fresedorf sich zum Fürsten.

Aurelie blickte bestremdet ihn an, dann entfernte sie sich hastig. Der Fürst forderte den Grafen durch einen Wink auf, ihn zu begleiten.

Am Morgen darauf war der Graf abgereist, Aurelie verschwunden; erst nach Jahren tauchte sie als Oberin eines adeligen Fräuleinstifts wieder auf.

Sechstes Kapitel.

Gerettet.

Waldemar war ohne Hut und Ueberrock in die finsteren, einsamen Straßen hinausgeeilt. Wohin ihn sein Weg führte, war ihm gleichgiltig; ohne Zweck und Ziel eilte er ruhelos vorwärts. Aurelie, der Hof, sein eigenes Weib, sein Kind, sie alle existirten für ihn nicht mehr; er hatte in dieser Minute alles verloren, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft. Ohne es zu wissen, kam er in die Nähe seiner Wohnung; hier begegnete er dem Rechtspraktikanten, der Frau Bachmann, welche bei ihm zu Besuch gewesen war, heimgeleitet hatte. Hefeler glaubte im ersten Augenblicke seinen Augen nicht trauen zu dürfen; dann aber, als er Waldemar erkannte, vermuthete er, daß demselben ein Unglück widerfahren sei. Er sprach ihn an, Waldemar hörte ihn nicht, er wollte vorbeieilen. Erst jetzt sah der Rechtspraktikant den irren Blick und die verstörten Züge; er umfaßte seinen Arm und fragte ihn, wohin er walle.

Waldemar blickte ihn starr an. „Wißt Ihr, ob die Königsstraße noch von den Truppen besetzt ist?" schrie er heiser. „Kommt, da thut Hilfe noth, da wollen wir sterben für die Freiheit."

Erschüttert schwieg Hefeler, jetzt ward es ihm klar, daß er einen Wahnsinnigen vor sich hatte. Es ließ sich nicht erwarten, daß er ihn überreden konnte, ihm gutwillig zu folgen, ebenso wenig durfte er daran denken, daß es ihm gelingen werde, auf dem Wege der Gewalt ihn in seine Wohnung zu bringen, er mußte auf seine Idee eingehen und sich an die Hoffnung klammern, daß er einigen Personen begegnen werde, deren Beistand er beanspruchen konnte. So ging er mit ihm, und Waldemar setzte ihm auseinander, daß das Volk nur dann frei werden könne, wenn die Regierung gestürzt werde und er selbst auf dem Throne sitze. In seinen Hoffnungen sah Hefeler sich nicht getäuscht; er begegnete einigen Wächtern und Polizeibeamten. Waldemar wurde in's Irrenhaus gebracht.

Ihn in seine Wohnung zu bringen, schien nicht rathsam, nun seiner Tobsucht mußte man Alles befürchten. Hefeler eilte zu der Frau des Unglücklichen, sie war schon unterrichtet, als er kam, der Präsident v. Barnau befand sich bei ihr, um sie zu trösten. Die kleine Frau reichte mit Thränen in den Augen dem Eintretenden die Hand.

„Es ist eine neue Prüfung," sagte sie, „Gott gebe mir Kraft, daß ich sie trage."

Am andern Morgen eilte sie in's Irrenhaus. Sie durfte den Gatten nicht sehen, man hatte ihm die Zwangsjacke angelegt, der Anblick wäre für sie zu traurig, zu erschütternd gewesen.

Der Fürst hatte seinen eigenen Arzt geschickt, der nach einer langen Consultation mit dem Arzte des Irrenhauses die Ansicht äußerte, daß der Kranke nicht unheilbar sei. Waldemar schien die Erinnerung an Aurelie und die ganze Lebensperiode, welche zwischen der Entlassung aus dem Gefängnisse und dem Ausbruch seines Wahnsinnes lag, vergessen zu haben, er beschäftigte sich nur mit den Barrikaden, mit dem Kampfe gegen die Regierung. Lichte Momente hatte er nicht; wenn seine Tobsucht nachließ, setzte er den Wärtern seine Pläne auseinander, die alle darauf hinausliefen, daß er die Krone tragen müsse. So ging es mehrere Wochen durch, dann trat eine neue Phase ein.

Er wurde still und ruhig, er tobte nicht mehr, aber er jammerte oft wie ein Kind über die verlorene Freiheit. Er wähnte sich im Gefängnisse, er machte noch einmal den ganzen Prozeß durch, das Verhör, die Vertheidigung vor dem Gericht und das Urtheil, darauf brach er zusammen, um sonst keine für sich hin zu jammern. In diesen Zustande gedachte er oft seines Weibes und seines Kindes, er sehnte sich nach ihnen, und doch, wenn sie eintraten, kannte er sie nicht. Ja, er konnte dann oft jäh auflachen und in einem Anfall der Raserei sich auf sie stürzen.

Frau Bachmann hatte jetzt wieder einen schlimmen Stand. Sie mußte die früheren Schülerinnen wieder aufsuchen, die inzwischen in der Reihe derselben eingetretenen Lücken ergänzen und mit allen Kräften die Existenzmittel für sich und den Knaben zu erwerben suchen. Der Fürst hatte ihr einen Jahrgehalt angeboten, aber sie nahm ihn nicht an. Sie konnte nicht vergessen, daß ihr Gatte dem Leben am Hofe die Umnachtung seines Geistes verdankte, und wenn sie deshalb auch den Fürsten nicht verdammte, so haßte sie doch die Hofkreise, und ein Almosen mochte sie nicht annehmen. Die Theilnahme der Fürstin-Mutter that ihrem Herzen wohl; mehr als diese Theilnahme verlangte sie nicht. Die schöne Wohnung hatte sie verlassen, Hefeler bot ihr die Zimmer in seinem Hause wiederholt an; sie konnte sich nicht überwinden, sie zu beziehen.

So verstrichen Monate, die Aerzte hielten noch immer an der Hoffnung fest, den Kranken zu heilen; aber wann der Zeitpunkt der Genesung eintreten werde, konnten sie nicht bestimmen. Oft war er still und ruhig, wenn seine Frau ihn besuchte, nur den Anblick des Kindes schien er nicht ertragen zu können. Er hatte ja auch damals im Gefängnisse den Knaben nicht sehen wollen, weil er fürchtete, der Anblick des weinenden Kindes könne ihm die Fassung rauben. Die Aerzte hofften vielleicht auf eine neue Phase, sie trat nicht ein, weiter als bis zu seinem Aufenthalt im Gefängnisse schien seine Erinnerung nicht zu reichen. Nur dann und wann gedachte er vorüber gehend eines herrlichen Weibes, dessen strahlende Schönheit ihn entzücke und berausche, aber er beschäftigte sich nicht lange mit diesem Bilde, für welches er überhaupt kein tieferes Interesse zu haben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein tragikomisches Ereignis trug sich am Donnerstag Abends voriger Woche in Astley's Theater in London während der Vorstellung des Spektakelstückes „Die Schlacht bei Waterloo" zu. In einer Scene kommt Napoleon, begleitet von seinem Stabe, auf die Bühne geritten. Bei dieser Gelegenheit wurde das Pferd eines Adjutanten scheu und der augenscheinlich unerfahrene Reiter war nicht im Stande, das Thier zu bändigen. Das Pferd begann sich zu bäumen und bewegte sich rückwärts gegen die Prosceniumsbeleuchtung, zerschmetterte dieselbe und fiel endlich zum Entsetzen der nachsitzenden Zuschauer rücklings in das Orchester, wobei es seinen Reiter abwarf. Die Musiker beeilten sich, der gefährlichen Nähe dieses unerwarteten Besuches zu entrinnen; indessen wurde doch einem Mitgliede des Orchesters das Schlüsselbein gebrochen. Die Violinen, Violoncello's und sonstige Instrumente des Orchesters wurden in Stücke zerbrochen, die Noten zerrissen und in alle Winde zerstreut. Nicht ohne Schwierigkeit wurde das Pferd entfernt und erst nach Verlauf von etwa zwanzig Minuten konnte die Vorstellung wieder aufgenommen werden.

— In Harford, Maryland, wurde kürzlich eine junge Dame, Miß Martha Cairnes, welche ihren Geliebten wegen eines angeblich **nicht erfüllten Eheversprechens** kalten Blutes in ihrem Zimmer **niedergeschossen** hatte, nach einer mehrtägigen Assisenverhandlung von den Geschworenen des Mordes für nicht schuldig erkannt und freigesprochen. Während des ganzen Prozesses befand sich die schöne Verbrecherin nicht hinter Schloß und Riegel, da sie ihr Ehrenwort gegeben hatte, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, und weil man das gewöhnliche Gefangenhaus der Stadt als seinen anständigen Aufenthalt für sie erachtete. Die Galanterie des Gerichtshofes ging so weit, die Angeklagte von einem elegant gekleideten Sheriff aus dem Hotel, wo sie wohnte, abholen und zurückführen zu lassen. Im Gerichtssaale erschien sie gewöhnlich in reicher Toilette am Arme des galanten Beamten, der sie mit dem verbindlichsten Lächeln zur Anklagebank geleitete und stets mit einer Verbeugung von ihr Abschied nahm. Auf der Promenade, im Hotel und überall, wo sie sich blicken ließ, bildete die junge Dame den Gegenstand der größten Aufmerksamkeit und Sympathie. Nach ihrer Freisprechung hielt sie in ihrem Hotel ein wahres Levee ab. Die Honoratioren der Stadt kamen, sie zu beglückwünschen, und am Abend wurde sowohl ihr, als der Jury, welche das freisprechende Verdict abgegeben, eine Serenade gebracht.

— Ein Witzbold äußerte kürzlich: „Was jetzt für eine Menge Unglücksfälle mit **Verbrennen der Frauenzimmer** vorkommen — in der Kirche, im Theater, auf dem Balle, bei der Toilette, im Concert, auf der Bühne, kurz, wo nur immer Damen hinkommen können. Sonderbar! Nur daß eine einzige in der Küche verunglückt wäre, davon hab' ich noch nichts gelesen."

An die Fantasie.

Leichtfert'ge Dirne, wilde Fantasie,
Wie lang noch willst du gaukelnd mich umfliegen?
Mich wie ein Kind mit süßer Melodie,
Wenn ich erwachen will, in Schlaf mich wiegen?
Klar seh' ich's nun, du scheust die Wahrheit nie,
Du kannst die Seele gleißend nur belügen;
Du kannst nur Sehnsucht in die Herzen bringen,
Doch sie zu stillen, kann dir nicht gelingen.

Lang folgt' ich deinem blumigen Gelels,
In das Gewand der Poesie gekleidet,
Der ganzen Erde mannichfalt'gen Kreis
Hab' ich durchstreift, von deiner Saat geleitet,
Vom Tropenklima bis zum ew'gen Eis
Der beiden Pole hab' ich dich begleitet,
Und nun, da ich in mich zurückgekehret,
Hab' ich gelernt, doch bin ich nicht belehret.

Was du mir zeigtest, war verdammter Wahn,
Was du versprachst, — ich hab' es nicht bekommen,
Stets tratest tückisch du mir in die Bahn,
Wenn zur Erkenntniß Anlauf ich genommen.
Nun ist's genug, nun leg' ich Alles dran,
Daß ich einmal zum kühnen Sprung muß kommen.
Mag auch das Schönste häufig dann erscheinen,
Und müßt' ich selbst den kühnen Schritt bereuen.

C. Frei.

Literarisches.

Zeitschrift für bildende Kunst. IV. Jahrgang. Heft VII und VIII und Beiblatt: **Kunstchronik** Nr. 12—15. Aus dem reichen Inhalt dieser jüngst erschienenen Hefte ist besonders bemerkenswerth ein Aufsatz von R. v. Eitelberger über die Erbauer des neuen Opernhauses in Wien, v. der Nüll und Siccardsburg, mit Portraits u. a. Abbildungen, sodann ein längerer Artikel über die Berliner Dombaukonkurrenz mit Grundrissen und perspektivischen Ansichten im Text, der Schluß von G. Kinkel's Essay über die neueste Holbeinliteratur, welchem ein gelungener Holzschnitt nach der sog. Madonna von Solothurn beigegeben ist, endlich die Fortsetzung der Braunschweiger Galeriebilder mit zwei Radirungen von W. Unger nach Anton Moro und Franz Floris. (In Würzburg und Kitzingen zu beziehen durch die Stahel'sche Buch- u. Kunsthandlung.)

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 43. Sonntag, den 13. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschl.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Der September mit seinen prächtigen Tagen war bereits zur Hälfte verflossen und man ging dem Theile des Jahres entgegen, der den Fleiß des Landbewohners mit reichlichem Ertrage belohnt. Die Winzer brauchten nur mehr wenige Wochen zu warten, um ihr jubelndes, heiteres Erntefest zu begehen. In den Städten ist in dieser Zeit das Reisen kein so reges Leben; die Bekannten sind weit, um sich die Welt zu besehen oder in der Nachsaison noch Erholung in den Bädern zu suchen.

Allein es gibt auch Menschen, die von all' den Verhältnissen wenig berührt werden, weil sie keine Bekannten und Freunde haben, die reisen; Leute, die ihr Leben lang an die Scholle gebunden sind, weil ihnen Geschäft und Mittel verbieten, sich davon auch nur auf kurze Zeit loszureißen. — — In der rue des cordonniers, 15, zu Marseille wohnte eine in bescheidenen Verhältnissen lebende Schuhmacherfamilie. Die rue des cordonniers war im alten Stadttheile gelegen, krumm angelegt und an manchen Stellen so enge, daß man sich aus den Fenstern der gegenüber liegenden Häuser bequem die Hand zum Morgengruße reichen konnte. Trotzdem war in dieser Gasse ein reger Geschäftsverkehr; die Parterre-Etagen waren sämmtlich Läden, zwar finster und unfreundlich, aber möglichst reinlich gehalten. Auch Nr. 15 hatte sein Löchern unten parterre, über dem der Schild prangte mit den ehemals vergoldet gewesenen Lettern: „Crispin Napidre, cordonnier."

Dieser ehrsame Meister war der einzige Bruder des verstorbenen Verwalters von Piquette. Er und seine Frau lebten im innigsten Einverständniß, obwohl ihre Ehe kinderlos geblieben war. Crispin, der etwa 55 Jahre zählte, betrieb sein Geschäft ganz allein wie seit langer Zeit und war zufrieden, wenn er in der Woche ein Dutzend Schuhe absetzte und zu Neujahr von seinen wenigen Kunden richtig bezahlt wurde. Dafür war er aber auch allein Herr in seinem kleinen zweistöckigen Häuschen, das sein schuldenfreies Eigenthum war.

Vor fünf Monaten hatte ihm sein nunmehr todter Bruder, von Piquette aus geschrieben, er möge doch seine Tochter Ernestine bei sich aufnehmen, wobei er ihm die Gründe nicht verschwieg, die ihn zu ihrer Entfernung bestimmten, und Crispin war auch gerne bereit dazu, indem er dem Bruder salomisch antwortete: Sie mag kommen; wir werden ihr Elternhelle vertreten."

Er und seine Frau hielten auch redlich Wort; sie machten Ernestinen keine Vorwürfe, sondern suchten sie durch Güte und liebevolle Behandlung zu gewinnen. Und Ernestine hing auch bald an den ehrlichen Leuten, als wären sie ihre eignen Eltern. Aber in ihrem Herzen konnte sie Alexandre nie und nimmer vergessen. Sie schrieb oft an Philipp in Piquette und sandte ihm Briefe zur Besorgung an den Grafen, die der schlaue Kammerdiener aber wohlweislich nicht absandte.

Ihre Pflegeeltern, und besonders Crispin, machten sie zum Oefteren auf das Thörichte ihrer Liebe zum Grafen aufmerksam; dagegen glaubte Crispin in der Intention seines Bruders zu handeln, wenn er ihr zuredete, doch die Bewerbung François', der es so gut mit ihr meine, nicht auszuschlagen; allein alle diese Vorstellungen halfen bei dem liebeverblendeten Mädchen nichts.

Selbst als François von B. aus an Napidres in Marseille schrieb, daß er in Erfahrung gebracht, Alexander mache der Tochter eines Juweliers auffallend den Hof, erklärte Ernestine all' das für eine Lüge; heimlich aber grämte sie sich, daß der Graf noch nicht einen einzigen ihrer durch Philipp besorgten Briefe brantwortet hatte. Sie schrieb jetzt an ihn selbst, nachdem sie aus François' Schreiben Alexandres Aufenthalt erfahren. So hätte das betrogene Mädchen doch gehört, mit welch' höhnischen Bemerkungen der leichtsinnige, von ihr so hochgeliebte Mann diesen Brief las; sie wäre gewiß von ihrer Liebe geheilt gewesen!

Der Gram, der Kummer einer leidenschaftlichen, nicht erwiderten Liebe zehrte an dem Mädchen gewaltig; ihre Wangen begannen zu erblassen und das muntre, jugendliche Auge verlor seinen lebenerfüllten Glanz. Dazu kam noch die Nachricht vom Tode ihres Vaters. Sie hatte ihn so gern gehabt und ihm soviel Schmerz bereitet; ja, sie mußte sich sagen, daß ihr Benehmen nicht der kleinste Anlaß zu seinem raschen Hinsterben gewesen sei.

Allein sie sollte noch viel mehr erfahren, noch viel Größeres erdulden. Eines Tages kam ein Brief aus B. an sie; er war von Alexandre. Der Inhalt des Briefes gab ihr den Todesstoß. Alexander liebte sie nicht mehr, er sagte es ihr selbst; ja er läugnete auch noch das ab, was ihr das stärkste Band seiner Liebe geschienen und gab sie eines sträflichen Umganges mit François. Das unglückliche Mädchen weinte laut vor unendlichem Schmerz. Und doch war es dem Verführer, dem Treulosen nicht böse.

„Man hat mich verleumdet bei ihm; man hat mir meinen Alexander genommen."

Die Folge dieser zu heftigen Aufregung war ein gefährliches Nervenfieber und der Arzt zweifelte an ihrem Aufkommen.

Crispin hatte François von dem Vorgefallenen benachrichtigt und der gute Mensch eilte herbei, um am Krankenlager seiner geliebten Ernestine zu wachen, indem er hoffte, sie werde nun endlich den Charakter von Alexanders Liebe zu verabscheuen gelernt haben.

Doch ihre Fieberträume beschäftigten sich nur mit Alexander, mit ihrem früheren Glücke und mit dem Abgrunde des Elendes, vor dem sie nun ohne Alexanders Liebe stehe.

Ernestinens Krankheit hatte einen ernsten, langwierigen Charakter angenommen und es wäre den Pflegeerinnen auf die Dauer wohl hart angekommen, die theure Verpflegung des Mädchens ohne die Subvention François' fortzusetzen. François selbst war um Ernestinens Leben sehr bekümmert, doch hätte er sie lieber sterben sehen, als noch einmal in Alexanders Armen wissen mögen. — —

Es war eben an einem Septembernachmittage, dem fünften Monate von Ernestinens Aufenthalt in Marseille, als François am Bette derselben saß. Crispin und seine Frau saßen entfernter und beide sprachen kein Wort; denn Ernestine war eben in einen etwas ruhigeren Schlummer übergegangen. Da es ein Sonntag war, stimmte die Stille auf der Straße recht gut zu der Ruhe im Krankenzimmer, aus dem man auch die vortaute Kukuksuhr verbannt hatte.

Man hörte unten eine Chaise fahren und deutlich am Eingange der rue halten; denn in die enge Gasse konnte selbst Sonntags, wenn die Läden geschlossen waren, nicht einmal das bescheidenste Fuhrwerk fahren. Doch die stumme Gesellschaft im Krankenzimmer kümmerte sich wenig um das Ereigniß; denn ein solches war es immerhin und man hörte die meisten Fenster in der rue sich öffnen.

Crispin ward nicht eher aus seinem gramvollen Nachdenken geweckt, bis er den Klang der Hausglocke vernahm, ganz leise, als habe man gewußt, daß man eine Nervenkranke schonen müsse.

Er eilte vorsichtig gehend hinab und öffnete. Nicht wenig erstaunt, eine vornehme Dame zu sehen, fragte er nach dem Begehren der Eintretenden.

„Hier wohnt Ernestine Napidre?“ fragte die Dame mit italienischem Accent.

„Jawohl!“ sagte Crispin noch mehr erstaunt.

„Kann ich sie sprechen, ich bin eine Freundin von ihr!“ — —

„Kommen Sie herauf; sie schläft jetzt. Sie müssen sich eben gedulden, bis sie erwacht; sie hat das Nervenfieber!“ —

„Ich weiß; ich fürchte die Ansteckung nicht!“ sagte die Dame mit leichtem Zittern in der Stimme.

Crispin trat mit der Dame in das Zimmer ein und bot ihr einen Platz; François hatte sich erhoben und gegrüßt; und er erkannte die Dame sogleich und auch sie schien ihn erkannt zu haben. Doch blieb die Gesellschaft still und stumm, wie vorher. Ernestine begann sich zu regen und bald schlug sie die Augen auf und sah sich um; sie bemerkte die Fremde. Crispin sagte:

„Ernestine, es ist eine Freundin gekommen, dich zu besuchen.“

Das Mädchen schaute die Dame wiederholt an und schüttelte dann mit dem Haupte zum Zeichen, daß es sie nicht kenne.

„Gnädige Donna,“ begann François, „habe ich vielleicht schon einmal die Ehre gehabt, Sie in V. zu sehen?“

„Ich denke,“ lächelte die hübsche Dame schmerzlich, „V. ist meine Vaterstadt, ich bin hier nur bei einer Verwandten auf Besuch, um durch Ortsveränderung mich zu zerstreuen.“

„Sie werden mir doch nicht zürnen wegen meines Benehmens in dem Garten St. Paulo bei der Venusstatue?“

„O nein, Signor,“ begann sie italienisch zu antworten, „im Gegentheil, ich bin Ihnen für Ihre Aufstörung sehr dankbar. Einige Tage nach meinem Zusammentreffen mit Ihnen erhielt ich von dem Grafen ein Billet aus M., in welchem er sich entschuldigt, daß er das Rendez-vous nicht eingehalten habe und mir anzeigt, daß er eine längere Zeit in Deutschland zuzubringen gedenke. Ich war einige Tage sehr niedergeschlagen und traurig, so daß es meinem guten Vater auffiel. Kurz entschlossen entdeckte ich ihm Alles und zeigte ihm auch das Billet. Er machte mir keine Vorwürfe und versprach mir, sich nach dem Grafen zu erkundigen. Denn, sagte er, wenn ich den Grafen liebte und er meiner würdig wäre, hätte er gegen eine Verbindung gar nichts. Er sei reich genug, um seine Tochter auch gräflich ausstatten.

„Und hat er das gethan, hat er sich erkundigt?“ fragte François in ziemlich gutem Italienisch.

„Ja, Signor,“ entgegnete Almara Visoni mit bebender Stimme, „er hat es gethan. Der Graf hat in M. eine Gräfin von Rayonnante kennen gelernt und ist mit der Familie nach Deutschland gereist, und hat sich mit der Comtesse soviel als verlobt. Ich habe meine Hoffnung auf ihn längst aufgegeben und wollte mir nur noch Gewißheit verschaffen, in welchem Verhältniß er zu Ernestine, deren Adresse Sie mir gaben, gestanden war. Die Adresse zu benützen, nahm ich Anstand, um die Dame nicht zu beleidigen. Ich bewog daher meinen Vater, mich nach Marseille zu lassen; er kennt den eigentlichen Grund meiner Herreise nicht. — Aber ich bitte um Entschuldigung, ich habe Ihnen meinen Namen noch nicht genannt: Almara Visoni.“ —

„Ich nenne mich François, gnädige Donna, und bin durch den Grafen zum unglücklichsten Menschen gemacht worden. Ich lernte dieses Mädchen in Piquette kennen, wohin ich mich landwirthschaftlicher Studien wegen begeben hatte und liebte das Mädchen bald mit ganzer Gluth; aber der Graf . . . . . .“

„Redet doch verständlich!“ rief Ernestine erregt, als sie den Namen Piquette hörte.

„Kurz,“ wandte sich François wieder an Almara, „der Graf verführte das Mädchen und verließ es schändet; nun aber reden wir französisch, damit die Kranke sich nicht alterirt.“ —

„Es ist gut,“ antwortete Almara seufzend und fuhr dann fort: „Ich habe den Entschluß gefaßt, in's Kloster zu gehen, nachdem ich von der Erde nichts mehr zu hoffen habe. Einen Theil meines mütterlichen Erbtheils habe ich im Wege der Schenkung bereits für Ernestine bestimmt aus Mitgefühl für ein gleiches Schicksal; die Urkunde, die nur noch der Genehmigung meines Vaters harrt, wird ihr bei meinem Austritte aus der Welt, nach meiner Einkleidung übermittelt werden. Ich weiß nun Alles, was ich wissen will. Und Sie, Signor, wollten Sie einem unglücklichen Mädchen nicht den Gefallen erweisen, als Andenken diese Uhr anzunehmen, die ich bisher getragen. Vielleicht, und ich wünsche es von Herzen, ist es Ihnen vergönnt, später damit Ernestinen eine Freude zu machen.“

Dabei löste sie eine werthvolle Kette von ihrem Halse und überreichte sie nebst der niedlichen Uhr dem erstaunten François, der das Geschenk sich verbeugend annahm.

Almara Bisoni erhob sich, um zu gehen. An der Thüre zog sie noch ein Paket hervor und sagte zu Francois: „Geben Sie das den guten Leuten, die eine Leidensschwester von mir bei ihren dürftigen Verhältnissen mit so viel Liebe und Aufopferung pflegen."

Und schon war sie aus dem Hause gegangen; ferne hörte man einen Wagen hinwegfahren.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August König.

Sechstes Kapitel.

Gerettet.

(Fortsetzung.)

Es war kurz vor dem Jahrestag der Begnadigung, als der Arzt des Irrenhauses Frau Bachmann besuchte. „Ich glaube, wir dürfen einen Versuch machen," sagte er, nachdem er Platz genommen hatte, „aber ich bitte Sie vorab, keine großen Hoffnungen auf das Gelingen meines Planes zu setzen. Sie werden mir beistehen müssen, Ihnen gebe ich die Hauptrolle."

„Von Herzen gern werde ich sie übernehmen," erwiderte die kleine Frau; „bitte, weihen Sie mich in Ihren Plan ein."

„Wir müssen auf die augenblicklichen Ideen des Kranken eingehen, er wähnt sich im Gefängnisse und sehnt sich nach der Freiheit, nach seiner Familie. Wohlan, bringen wir ihm die Begnadigung, vielleicht wird das einen hellen Sonnenstrahl in seine Geistesnacht werfen.

Frau Bachmann blickte lange in nachdenklichem Schweigen versunken vor sich hin. „Und gesetzt, Ihre Hoffnung verwirklicht sich, wird nicht mit der Genesung seines Geistes auch die Erinnerung an sie zu dickehren?" fragte sie endlich.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Möglich ist es," entgegnete er; „aber ich hoffe, daß diese Erinnerung dann frei sein wird von dem Ungestüm der Leidenschaften. Es wäre allerdings gut, wenn er für die erste Zeit und vielleicht für immer dieser Stadt fern bliebe, hier weckt so Manches jene Erinnerung, und auf die Dauer könnte sie vielleicht noch einmal seinen Verstand zerrütten. Es unterliegt zudem keinem Zweifel, daß die Folgen seiner Krankheit niemals ganz gehoben werden können. Ungefähr drei Stunden von hier liegt ein kleines friedliches Dörfchen; ich habe schon manchen Genesenen dahin geschickt; er hat dort Leib und Seele neu gekräftigt. Bringen wir ihn dorthin und warten wir in Geduld ab, wie die Kur ausfallen wird. Wenn mein Plan das gewünschte Resultat hat, so fahren sie sofort mit ihm ab, ich gebe Ihnen einen Wärter zu Ihrer und seiner Sicherheit mit. Der Bauer wird ihn auf meine Empfehlung hin gerne aufnehmen; er hat gelernt, mit diesen Kranken umzugehen, und was den Kostenpunkt betrifft, so dürfen Sie sich auch darüber beruhigen."

Frau Bachmann klammerte sich mit der ganzen Kraft ihrer Seele an diese Hoffnung an; aber ihre Freunde, denen sie den Plan des Arztes mittheilte, schüttelten unglaubig den Kopf.

Der Präsident von Barnau sagte ihr sogar ohne Hehl, daß er den Tod als eine größere Wohlthat für den Kranken betrachte, denn die Genesung, da man ja voraussehen müsse, daß er fortan nur eine bedauernswerthe Ruine seines früheren Ich sein werde, daß er nie wieder in den vollen Besitz seiner früheren Geistesgaben gelangen könne.

Frau Bachmann fühlte sich durch diese Aeußerung verletzt, dennoch mußte sie zugeben, daß dieselbe begründet und gerechtfertigt sei.

Der Tag, an welchem der Arzt seinen Plan in's Werk setzen wollte, brach an; alle Vorkehrungen waren getroffen. Der Wagen hielt vor der Thür, der Wärter saß neben dem Kutscher auf dem Bock. Frau Bachmann hatte anfangs das Kind mitnehmen wollen, aber der Arzt ihr davon abgerathen aus verschiedenen triftigen Gründen.

Zitternd vor Angst und Ungeduld stand die kleine Frau vor der Thür der Zelle; der Arzt und der Professor Ellmenreich, welche sie begleiteten, sprachen ihr Muth zu. Man wartete noch auf den Leibarzt des Fürsten; als er erschien, wurde die Thür hastig geöffnet. Frau Bachmann stürzte hinein und warf sich an die Brust ihres Gatten. „Du bist frei," rief sie; „der Fürst hat die Prozeßakten vernichten lassen und befohlen, dich sofort in Freiheit zu setzen."

In den Augen des Kranken leuchtete es auf. Als ob er plötzlich aus schwerem Traum erwacht sei, blickte er die Anwesenden schweigend an, dann fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen. „Endlich!" sagte er. „Komm, wir wollen gehen."

„Ja, komm," jubelte Therese, den Gatten umschlingend, „unser Kind erwartet daheim den Vater."

Er nickte; die Aerzte blickten einander bedeutsam an. Der Leibarzt reichte ihm die Hand; Waldemar bemerkte nicht, daß es geschah, um seinen Puls zu prüfen.

„Gerettet!" flüsterte der Leibarzt, „und dennoch erscheint es mir gewagt, ihn so rasch zu entlassen."

Der Arzt des Irrenhauses lächelte; es war das Lächeln eines stolzen Selbstbewußtseins. „Ueberlassen wir ihn der Pflege seiner Frau," sagte er; „ich vertraue auf die Bestätigkeit dieses Lichtblicks."

Waldemar stieg, ohne einen Einwand zu erheben, in den Wagen; Therese und der Professor folgten ihm. Der Arzt des Irrenhauses stieg ebenfalls ein; er wollte seinen Patienten eine kurze Strecke begleiten.

„Frei!" sagte Waldemar tief aufseufzend. „Frei durch die Gnade eines Mannes, der kein Recht hat, über die erhabenen Ideen der Freiheit zu richten!"

Der Professor blickte den Arzt fragend an; Therese legte das Haupt des Gatten an ihre Brust.

„Ich habe im Vertrauen auf Gottes Güte das Werk begonnen," flüsterte der Arzt, während er mit seinem Taschentuch leicht über das Antlitz des Kranken fuhr, „überlassen wir ihm, es zu beenden. — Still, er schläft!"

Frau Bachmann hauchte einen Kuß auf die Stirn des Schlummernden; der Wagen rollte durch das Thor der Residenz hinaus.

* * *

Und wieder wurde es Frühling! Die Stürme des Winters hatten ausgetobt, der Lenz schmückte die Fluren mit neuem Grün, mit duftenden Blüthen. Im schattigen Grün des Waldes zwitscherten und sungen die Vögel, in den Blüthenbäumen summten die geschäftigen Bienen und die zierlichen Falter umflatterten die duftenden Blüthendolden. Die Natur hatte ihr herrlichstes Gewand angelegt und in jeder Falte ihres schimmernden Gewandes schuf der Lenz neues Leben.

Auch in die Menschenherzen war er jubelnd eingezogen, und nur Wenige hatten ihn zurückgewiesen! Zählte auch der Rechtspraktikant Heseler, der so still und schweigsam dem Dörf-

chen zuwandelte und keinen Blick für die Schönheiten der Natur zu haben schien, zu diesen Wenigen? Er hielt das Haupt auf die Brust gesenkt, und von Zeit zu Zeit entrang sich ein Seufzer seiner gepreßten Brust, als ob er alle seine Hoffnungen zu Grabe getragen und die Rechnung mit dem Leben abgeschlossen habe. Der alte Landmann, der unter den Linden vor der Thüre seines Hauses saß und ihn kommen sah, nickte bedeutsam, und ein freudiges Lächeln glitt über seine Lippen.

„Gott zum Gruß," sagte er, sich erhebend; „ich habe Sie lange nicht gesehen!"

Der Rechtspraktikant reichte ihm kopfschüttelnd die Hand. „Als ich das letzte Mal hier war, hörte ich, Sie seien im Felde beschäftigt," erwiderte er; „und was ich außerdem hörte —"

„Das hörnie Sie nicht an, so bald Ihren Besuch zu wiederholen?" fragte der Landmann. „Ja, ja, Ihr Städter habt die Geduld verlernt; wenn's nach Euerem Sinn gehen sollte, müßten wir viermal im Jahre ernten können: Geduld, das Saatkorn will Zeit haben zu keimen, emporzuschießen, Blüthe und Frucht zu treiben. Und wenn ein Herz ermüdet ist, dann kann nur die Zeit die Wunde schließen und heilen."

„Sie haben noch immer Hoffnungen? Ich fand ihn damals lieflinnig und diesen Tiefsinn wird er nie verlieren. Frau Bachmann hat mich gebeten, hinauszugehen; sie hält noch immer an der Hoffnung fest —"

„Und doch sie es gethan hat, wird ihr der ewige Richter einst hoch antworten," entgegnete der Landmann rasch. „Wollen Sie meinen Patienten sehen? Werfen Sie einen Blick über jene Hecke."

(Schluß folgt.)

Amor's Freude.

Es grünet die Erde, es rauschet der Quell,
Der Frühling ist wieder gekommen,
Und Amor, der Schalk, der muntre Gesell,
Hat sein Spiel in die Hände genommen:
Den Köcher, den Bogen, den flüchtigen Pfeil
Sein leuchtendes Auge beschäftigt mit Eil',
Und hüpfend und lächelnd und zärtlich zum Theil
Ermählt er sich liebliche Beute;
Zu erjagen im Fluge sie beute.

Ein Mädchen, es sitzet an grünenden Strand
Im Thal, wo das Bächlein dort rinnet,
Des Frühlings Erstling' zum Kranze sie wand,
Ihr blaues Aeugelein sinnet.
Die erwachende, keimende, sprießende Kraft,
Die erzeugliches Leben und Sterben erschafft,
Durchdringt das Mädchens, das sich sie faßt;
In ihrem mächtigen Sehnen
Erglänzt ihr Auge in Thränen.

„Den Pfeil hab' ich wohl richtig geschnellt,
Spricht Amor, der bübnende Knabe,
Das Kind, das den Kranz so sinnig dort hält,
Im's Herz ich's getroffen doch habe!"
Dann schwingt den Bogen der kleine Wicht,
Das verwundete Mädchen bedauert er nicht,
Und eilet zum Walde, so grün und so dicht,
Da summt er schon wieder den Bogen,
Und rasch ist der Pfeil ihm zustogen.

Ein Jüngling, er kehret im einsamen Hain,
Die Stirn in die Hände gedrücket,
Das Rauschen und Dunkeln und sinternder Schein,
Es hatte den Jüngling entzücket:

Da fühlt er plötzlich den heftigsten Schmerz,
Als durchbohrt ihm ein Pfeil das sich labende Herz —
Doch Amor macht sich aus Allem nur Scherz,
Und lächelnd kann er sich weiden
An der Lebenden schwerem Leiden.

Und diese reiset es fort und fort
Bis Einem sie beisammen sich sehen —
An einem heiligen, stillen Ort,
Wo Bäume und Blumen dicht stehen.
Und Liebe, sie heißt keine andere Macht,
Nicht Würde, nicht Reichthum, nicht Gold und nicht Pracht,
Nur was sie, die heilge, in Flammen gebracht,
Vermag auch die Liebe zu heilen,
Wenn die Herzen liebend sich theilen.

Würzburg, 9. Juni 1863.

Ankenbrand, caud. jur.

Miscellen.

Eine junge Dame in St. Gallen stieg vor Kurzem in einem Anfalle von Somnambulismus des Nachts zu Pferde und ritt, ganz in Weiß gekleidet, in den Straßen umher. Sie hatte die Augen weit auf und blickte starr vor sich hin, das Haar hing ihr über die Schultern herab. Ein Freund, der sie erkannte, aber sich nicht getraute, sie zu wecken, folgte ihr, um zu sehen, wohin sie reiten werde. Beim Umbiegen um eine Straßenecke streifte sie fast ein Kind, welches, sie für ein Gespenst haltend, furchtbar zu schreien anfing. Davon wurde die junge Dame plötzlich wach, sie schwankte und wäre gewiß vom Pferde gefallen, wenn nicht der erwähnte Freund sie in seine Arme genommen. Nachdem die Dame Aufklärung über ihren Zustand bekommen, der sie sichtlich in Verlegenheit setzte, ließ sie sich von ihrem Helfer nach Hause begleiten.

— Amerikanische Blätter drücken die Besorgniß aus, wenn die Agitation für die Frauenemancipation in gleichem Maße wie bisher zunehme, nächstens eine Negerin auf dem Präsidentenstuhle der Union zu sehen.

Literarisches.

Die beiden Fugger, histor. Schauspiel von Stephan Gätschenberger. Die Anerkennung, die diesem Schauspiele von dem Münchener Preisgerichte gezollt wurde, ist vollkommen berechtigt, obwohl man besonders in neuerer Zeit sich überzeugen konnte, wie viel Werth man der Entscheidung einer solchen Kunstjury beilegen dürfe. Daß natürlich an der Sprache, der Weise der Charakterisirung, an der Entwicklung und dem Gange der Handlung nichts auszusetzen werden kann, versteht sich von selbst, wenn man ein Stück überhaupt für zu irgendeinem Sinne erklären muß. Neben den wirklich vorzüglichen Eigenschaften des Schauspiels verschwinden einige bei einer Ueberarbeitung leicht beseitigbare Mängel. Im Uebrigen stimmt der Gehalt des Stückes ganz mit dem großen Erfolge überein, den es bis jetzt in Würzburg und Augsburg gehabt, und ist nur zu wünschen, daß auch in anderen deutschen Städten einmal dem deutschen Geiste, dem deutschen Dichter ein gleicher Platz neben dem französischen eingeräumt werde. Unserer Stadt kann es nur zur Ehre gereichen, einen Mann mit einem solch' trefflichen Geiste, wie der Verfasser des Stückes ihn besitzt, zu ihren Bürgern zählen zu können.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 44. Mittwoch, den 16. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Reichl.

Sechstes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Bernd v. Trautstein Brodyhre war nach W. zurückgekehrt und zwar, wie er sich fest vorgenommen hatte, am Tage, bis dem ereignißvollen Abend im Schlosse gefolgt war. Alexander hatte den Freund zurückhalten wollen und er sah ihn ungern scheiden, wiewohl er sich sagen mußte, daß der junge Bernd auf Ardle einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte. So schien fast, als sei Alexander sein der Entfernung von seinem Mephisto und seit dem Umgange mit Bernd und Adele besser geworden, als wolle jetzt die edle Gesellschaft das verbessern, was grundsätzlich schlechte Erziehung an seinem Charakter verdorben hatte; aber es schien auch nur so. —

Bernd, der sonst immer etliche Wochen der Ferienzeit im Elternhause zugebracht hatte, war durch wiederholte Briefe seines Vaters und seiner Geschwister nicht zu bewegen, W zu verlassen. Er schützte Studien vor behufs der Lösung einer juristischen Preisaufgabe, nur um nicht nach Hause zu müssen; denn das gestand er sich, in seiner jetzigen Seelenverfassung durfte er seinem Vater nicht unter die Augen treten; der Vater würde seinen Sohn nicht wieder gekannt haben. Bernd, der bisher so eifrige, nie von Langeweile geplagte Student, wußte nicht, was er den Tag durch anfangen sollte, um sich der Gedanken an Adele zu entschlagen. Er studirte; aber kaum hatte er in dem Buche Weniges gelesen, als er auch wieder in Träumerei verfunken war, sich in die Stunde zurückversetzt glaubte, als Adele zu ihm in's Bibliothekzimmer trat. Er dichtete an seinem seit Langem begonnenen Epos „Beatrice Cenci“; aber immer wieder schwebte ihm Adelens Gestalt vor, die ihm zurief: „Gehen Sie mit der Ueberzeugung, daß ein Mädchen Ihrer an Sie denkt!“ und statt Verse zu schreiben, malte seine Feder den lieben Namen „Adele“ auf das Papier. Wollte er Zerstreuung in Gesellschaft su en, so ärgerten ihn die frostlichen Bemerkungen der Kameraden, denen die Bekanntschaft in Bernd's Benehmen nicht entgangen war. Deshalb suchte er meist einsame Spaziergänge auf und glaubte allein am besten mit sich selbst und seinen Gefühlen kämpfen zu können. Weckerte ward sein aufgeregter Zustand, als ein Brief Alexanders ihm meldete, daß Ardle ihn bestens grüßen lasse. — Was so ein einfacher Gruß auf gröthvolle Herzen für einen Zauber ausüben kann, wo? dazu, wenn er von einem Wesen kommt, dem man so gern Alles, sich selbst hingeben möchte! — —

An diesem Tage konnte er es noch viel weniger im Zimmer, in der Stadt aushalten und er wandelte einsam und allein im Freien für sich. Er mochte wohl schon mehrere Stunden hier und hergegangen sein, als er auch an der Villa eines einem reichen Engländers vorbeikam, der nach Ihallen hatte reisen wollen, um die Gesundheit seiner einzigen, von ihm vergötterten Tochter herstellen zu lassen; allein das Mädchen war in W. so krank geworden, daß der consultirte Arzt eine Weiterreise für absolut tödtlich erklärte. Deshalb hatte Lord Barrington diese Villa gekauft.

Eben als Bernd gedankenvoll vorüberschritt, eilte der Lord aus der Villa und stürzte auf Bernd zu, den einzigen Menschen, den er sah.

„Können Sie Klavier spielen?“ — — rief er hastig und ungeduldig.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ sagte Bernd unmuthig.

„Gott, Gott, nur nicht erzürnt, mein Herr, wissen Sie nicht, was Vaterliebe ist; sagen Sie, können Sie das Instrument spielen?“ —

„Nun ja.“ — —

„Kommen Sie, mein Engel, kommen Sie, Emmy verlangt, Klavier zu hören, sie will einen Gruß vom Himmel hören!“

Der Lord hatte Bernd's Antwort gar nicht erwartet und zog den Willenlosen und etwas Erstaunten nicht gerade sanft in die Villa.

Bald standen sie in einem dicht verhängten Zimmer und Bernd erkannte, nachdem sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, in einem eleganten Seidenbette ein abgezehrtes Mädchen, das bei seinem Eintritte die mageren Hände nach ihm ausstreckte und mit schwacher Stimme flüsterte:

„O einen Gruß von Himmel!“

In einer Fensternische saß eine Frau, die heimlich weinte und neben ihr ein Mann, der ihr leise Trost zuflüsterte, anscheinend der Doktor.

Der Lord hatte Bernd einen stummen Wink gegeben, sich an das unweit von Emmy's Bett stehende Piano zu setzen. Er selbst begab sich in eine Ecke des Zimmers und verbarg sein kummervolles Antlitz in den zitternden Händen.

Bernd griff einige Akkorde und begann dann all' die Gefühle, die stürmischen, wehmüthigen, schmerzlichen, seinen Tönen einzuhauchen, welche seine eigene Brust bewegten und erregten. Das bleiche Mädchen hatte die Hände gefaltet und lauschte mit zurückhaltetem Athem auf die Melodie. Sie konnte dem Spielenden in's Gesicht sehen und verfolgte alle Mienen

des jungen Mannes mit gespannter Aufmerksamkeit, als wolle sie in ihnen lesen, ob sie die Töne auch richtig verstanden.

Bernd hatte geendet und harrte des Weiteren. Emmy winkte ihm; er folgte unbewußt und setzte sich an das Bett der fremden Lady. Um sie zu verstehen, mußte er sich tief niederbeugen; denn ihre Stimme war in Folge ihrer großen Schwäche eine äußerst leise. Sie umschlang mit ihren dünnen Aermchen Bernd's Hals und flüsterte:

„Ich dank' dir, Mann, — hast wahr gespielt, — selbst empfunden?"

Bernd wußte nicht, wie ihm wurde; er sah sich umschlungen von einem Mädchen, das anscheinend in den letzten Zügen lag; ihm ward es sonderbar zu Muthe, er war noch nie mit einem sterbenden Menschen in so naher Berührung gewesen.

„Mann, du bist schön," begann Emmy mühsam wieder, „schön — und ich muß fort, — bin froh, in der letzten Stunde einen lieben Mann zu sehen; — ich — hab' — dich lieb! — Mann, kannst du mich auch lieben; ich bin nicht mehr lang hier, — sag' ja, daß ich ruhig, geliebt sterbe."

Und Bernd, von einem unbeschreiblichen, schmerzlich-ängstlichen Gefühle beschlichen, hauchte leise „ja!" — Emmy ließ ihre Arme sinken und sah Bernd mit verklärten, freudes glänzenden Augen an; sie zog einen Ring vom Finger und reichte ihn Bernd, der dem Lord ein Zeichen gegeben, er möge kommen. „Vater, Mutter, Doktor eilten herbei.

Mit äußerster Kraftanstrengung steckte die Todmüde dem schönen Jüngling den Ring an einen Finger, sah ihn noch einmal mit leuchtenden Blicken an, hob ihr Haupt und unwillkürlich küßte sie Bernd, von dem Augenblick überwältigt, auf die schon kaltwerdenden Lippen. Emmy rief mit brechenden Augen laut und convulsivisch: „Gruß vom Himmel! — Ich bin — — geliebt!" Sie wendete sich um, ohne Vater und Mutter noch einmal angesehen zu haben und der letzte Hauch einer schönen Seele war entflohen.

Siebentes Kapitel.

In Ernestinens Seele war nach den Mittheilungen François' von der gehabten Unterredung mit Almara Visoni ein wunderbarer Umschwung eingetreten. Sie liebte zwar Alexander noch mit aller Gluth, deren ihr Herz fähig war, aber es ließ sich dieses Stadium in ihrer unglücklichen Liebe mit der Gluth vergleichen, die noch tagelang unter dem Schutte eines abgebrannten Hauses fortglimmt. Ihre Liebe äußerte sich nicht mehr so gewaltsam, so leidenschaftlich, sie war eine mehr innerlich fortlebende geworden. Diese Ruhe, diese Ebbe in den Gefühlen trug wesentlich dazu bei, ihren Krankheitszustand zu verbessern, und der Arzt versicherte François, sie habe die Crisis überstanden; wenn keine neue Aufregung hinzukomme, könne man an ihrem Aufkommen nicht mehr zweifeln.

Und François sorgte dafür, daß sie in dieser Ruhe erhalten wurde; er suchte nicht dieselbe zu seinen Gunsten auszubeuten, dazu war er viel zu edel. Er dachte, wenn sie nur erst wieder ganz hergestellt wäre, ließ sich immerhin das Ziel noch erreichen, das er anstrebte. Wirklich schien es auch einmal, als habe Ernestine ihrer Liebe zu Alexander völlig entsagt und wende sich ganz ihrem treuen François zu.

Es war nämlich an einem Morgen des Oktober, als François und Ernestine allein im Zimmer waren, indem Napidre's ihren Geschäften nachgegangen waren. Ernestine saß in einem Lehnstuhle, François neben ihr.

„François, begann sie, „ich habe dir noch etwas zu sagen, was mich jetzt erst wieder zu ängstigen anfängt; vorher dachte ich gar nicht mehr daran im Drange der Gefühle."

„Was ist es denn, meine Ernestine?" fragte François weich.

„François, du mußt mir aber versprechen, daß du Alexander nicht wehe thun willst; versprich mir das!"

„Gerne, Ernestine!" —

„Nun höre! — Sieh', als ich zum letzten Male auf Schloß Piquette kam, an demselben Morgen, an dem ich dich traf, mußte ich etwas Sonderbares in dem „grauen" Thurme sehen. — Ein Kind, ein Knabe, saß dort in einem Gemache, augenscheinlich eingesperrt, obwohl Philipp, der Kammerdiener, sehr freundlich und ehrerbietig mit ihm sprach. Doch kaum hatte der Diener mich gesehen, als er mich auch grob anfuhr und mir später unter heftigen Androhungen das Versprechen abnahm, Niemanden etwas von dem Gesehenen zu sagen, wenn mir mein Leben und der Graf lieb sei, denn diesem wäre es sehr unangenehm, wenn etwas bekannt würde; deßhalb habe ich auch bisher geschwiegen."

„Was glaubst du, daß es für ein Knabe ist?" —

„Wer es ist, weiß ich nicht, François; daß er aber von vornehmen Eltern sein muß, zeigte mir sein Benehmen und die Kostbarkeit Philipp's „Euer Gnaden", die ich schon vor der Thüre hörte."

„Da läßt sich wenig machen," meinte François, „wenn du nicht willst, daß Alexander dabei Verdrießlichkeiten habe; Uebrigens ich habe ja bisher ganz vergessen, dem Herrn Alvara auf seinen Brief zu antworten! Was muß Der denken!"

„Hat er dir geschrieben?"

„Ja, bald nach dem Tode deines guten Vaters hat er im Auftrage des Grafen an mich geschrieben, worin er in den schmeichelhaftesten Ausdrücken mir den Willen des Grafen kund that, der mich zum Nachfolger deines Vaters in der Meierei zu Piquette ernannte; das Dekret lag bei. Allein deine Krankheit ließ mich gar nicht zur Besinnung kommen; gleich heute werde ich antworten. Soll ich die Stelle annehmen?"

„Nur nicht nach Piquette, François, ich wenigstens könnte nicht mehr dort leben; es wäre mir das Qualvollste!"

„Ich werde die Stelle ausschlagen, ich brauche sie ja nicht!"

„Nun, François, du wirst wegen des Knaben keine Schritte thun, von denen ich nicht wüßte!"

„Mein, Ernestine, sei nur beruhigt."

(Fortsetzung folgt.)

Gerettet.

Novelle von Ewald August Königk.

Sechstes Kapitel.

Gerettet.

(Schluß.)

Sichtbar überrascht kam Heseler der Aufforderung nach. Sein Blick fiel auf einen ländlich gekleideten Mann, der unter blühenden Apfelbäumen saß und in einem Buch las. Dann und wann schaute er auf, um mit innigem Wohlgefallen den Blick auf den Blumenbeeten ruhen zu lassen, die ihn umgaben, der Ausdruck seiner Züge verrieth das Entzücken, mit welchem er den Zauber des Frühlings in seine Seele aufnahm. Es war Waldemar Bachmann, der einst so hoch gefeierte und dann so tief niedergeschmetterte Dichter.

„So habe ich ihn nie gesehen,“ sagte der Rechtspraktikant erstaunt, „so war er in seinen gesunden Tagen nicht —“

„Lieber Herr, das goldene Buch der Natur reicht über alle Werke des menschlichen Geistes hinaus, wenn wir nur Alle verstehen wollten, darin zu lesen, wir würden bescheidener, zufriedener und glücklicher sein,“ sagte der Landmann ernst. „Ja, im Anfang hatte ich meine liebe Noth mit ihm, er wollte keine Menschen sehen, Tage und Nächte hindurch irrte er kraftlos umher. Ich ließ ihm seine Freiheit, und wie es sah, daß Niemand sich um ihn kümmerte, da suchte er die auf, die er vorher geflohen hatte. Er wollte arbeiten, ich wies ihm ein Stückchen Garten an, unterrichtete ihn in der Blumenzucht, und wie habe ich einen Menschen fröhlichen gesehen, als ihn an dem Morgen, an welchem er seine erste Rose geöffnet fand. Die Arbeit brachte Appetit, die derbe Kost kräftigte ihn. Wir machten Spaziergänge, und er sprach mit mir über seine Vergangenheit. Nun, ich kannte sie und öffnete schonend ihm die Augen. Er brach ab, und seit der Zeit ist er auf das Thema nicht zurückgekommen. Aber von seiner Frau hört er gern erzählen, sonderbar, daß er sie nicht sehen will. Sie hat oft den Versuch gemacht, sich ihm zu zeigen, er flieht sie, und doch kann er weinen wie ein Kind, wenn er hört, daß sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeitet, um sich und ihr Kind zu ernähren. Er weiß, daß manche Gabe, die er empfängt, aus ihrer Hand kommt, diese Gaben lindern sein trauriges Loos. Er liest viel; wenn das Wetter schön ist, arbeitet er im Garten, Abends plaudern wir über die Erziehung der Kinder, die Landwirthschaft und andere Themata, aber seine eigenen Gedichte darf Niemand erwähnen.“

Heseler wurde gedankenvoll. „Darf ich ihn sehen, mit ihm reden?“ fragte er.

„Gewiß, Sie können nun die Klippen, die Sie in der Unterhaltung vermeiden müssen.“

Der Rechtspraktikant trat in den Garten.

Waldemar sah von seinem Buche auf, ein finsterer Blick traf den Nähertretenden. „Was suchen Sie hier?“ fragte er. „Gönnen Sie mir den Frieden, den ich gefunden habe. Ich habe Ihnen einst Unrecht gethan, harte Worte Ihnen gesagt, ich weiß es; wenn Sie kommen, dieses Geständniß von meinen Lippen zu hören —“

„Ich würde mich selbst verachten, wenn ein so niedriger Grund mich bewegen könnte, einen unglücklichen Freund zu ersuchen —“

„Unglücklich — ha, das ist das rechte Wort!“ rief Waldemar, hastig von seinem Sitz empor springend. „Ja, Herr Heseler, ich bin unglücklich, recht sehr unglücklich, und das größte Unglück ist es wohl, wenn ein Mensch die Achtung vor seinem eigenen Ich verloren hat. Unterbrechen Sie mich nicht — es ist so und Niemand kann es ändern. Seitdem ich aus diesem wüsten Traum erwacht bin, habe ich schwer für die Sünden meiner Vergangenheit gebüßt! Sagen Sie mir nicht, es sei nur ein Fehltritt gewesen, entschuldigen Sie mich nicht, ich weiß, wie elend und erbärmlich ich damals handelte. Die Welt verachtet mich, — ich könnte sagen, was liegt wir daran, aber ich bin zu aufrichtig, als daß ich mit dieser hohlen Redensart die innere Stimme beschwichtigen möchte. Sei es denn, ich kann in der Einsamkeit dieser Verachtung mich entziehen, aber eine andere Verachtung gibt es, der man nicht zu entfliehen vermag! Ich habe nicht allein mich, ich habe mein armes Weib und mein Kind unglücklich gemacht, ich habe sie mit mir hinuntergezogen in den Abgrund des Elendes und der Verzweiflung, und das kann keine Reue, keine Buße sühnen.“ Er hielt den Arm des Rechtspraktikanten krampfhaft umklammert, seine Augen blickten stier, seine Lippen bebten.

„Mein Freund, es gibt eine Buße, die über Ihre ganze Vergangenheit einen Schleier werfen, die aus dieser Nacht zum Sonnenschein des Glückes zurückführen kann,“ sagte Heseler mit seiner sanften, ruhigen Stimme. „Nicht Sie, sondern Jene, welche Sie in ihre Netze lockte, trifft die allgemeine Verachtung, das Volk trauert um seinen Dichter und die edlen Herzen empfinden inniges Mitleid mit Ihnen!“

„O, daß ich nie ein Dichter geworden wäre!“

„Freveln Sie nicht, keine Flamme ist so rein und lauter, die nicht Schlacken zurücklässt. Der Mensch kann irren, je höher die Begabung, desto näher liegt die Klippe des Irrthums! Sie glauben die Liebe Ihres Weibes verscherzt zu haben? Wie wenig kennen Sie doch ein Frauenherz, in welchem der Liebesfunken zur erweihten Flamme einmal, auflodernd! Müssen Sie denn nicht, daß solche Flamme niemals erlischt, so lange des Herzens Pulse vibriren? Ein wahrhaft liebendes Herz kann Alles ertragen, Alles dulden. Wenn Sie fehlen könnten, wie —“

„Allmächtiger Gott — wenn es möglich wäre!“ rief Waldemar, und ein Strahl der Freude blitzte in seinen Augen auf. „Wenn dieses Glück mir noch einmal zu Theil würde, o, ich wollte alle Liebe, deren ein Menschenherz fähig ist, auf dieses holde Wesen ausschütten, ich wollte durch diese Liebe zu sühnen suchen, was ich verbrochen habe!“

„Daß ist die Buße, die ich von Ihnen verlange,“ sagte Heseler ernst.

Waldemar barg das Antlitz in seine Hände, eine gewaltige Erregung, die er nicht zu bemeistern vermochte, bemächtigte sich seiner.

„Soll ich Ihnen das Gedicht citiren, jenes erste Gedicht, welches Sie Ihrer Braut widmeten? Ach, ich kenne es Wort für Wort; wie oft habe ich es von diesen Lippen Ihres treuen Weibes gehört!“

Waldemar schwieg, — mit leiser Stimme begann der Rechtspraktikant Vers um Vers, Strophe um Strophe, und als er endete, blickte der Dichter mit feuchten Augen verklärt zu ihm empor.

„Sie hat es nicht vergessen?“ fragte er.

„Ein liebendes Herz vergißt nur die harten Worte, mein Freund, nie die Worte der Liebe. Kommen Sie, ich will Sie in die Arme Ihres Weibes, Ihres Kindes zurückführen.“

„Ja, zu ihnen!“ rief Waldemar hastig. „Dank, tausend Dank Ihnen, der mir das Letzte zurückgegeben hat, was mir noch fehlte, den Glauben an die Menschheit und an wahre Liebe!“

Wie umgewandelt eilte Waldemar in seine Stube; schon nach wenigen Minuten stand er zur Wanderung gerüstet vor dem Landmann, von dem er mit herzlichen Worten des Dankes Abschied nahm.

Wie leicht flossen jetzt die Worte von seinen Lippen, während er seinen Begleiter einen Blick in die innersten Tiefen seiner Seele werfen ließ! Heseler erkannte, daß sein Freund bereut und schwer gebüßt hatte, und daß von der früheren unsäglichen Leidenschaft nur die Verachtung zurückgeblieben war. Er setzte die Sonde tief ein in die alten, vernarbten Wunden, aber sie schmerzte nicht mehr, kalt, gleichgiltig und mit leidenschaftsloser Verachtung nannte Waldemar den Namen der herzlosen Coquette, die ihn so tief gestürzt hatte. Es war Abend, als sie das Haus erreichten, in welchem Frau Bachmann wohnte. Heseler trat in das Zimmer, er lehnte die Thür an, und

Waldemar fühlte sich tiefbewegt, als er seine kleine Frau neben dem Kinde emsig beschäftigt sah. Wie manchen Kummer hatte er ihr bereitet, wie manche Stunde ihr zu einer qualvollen Ewigkeit gemacht! Wozu bedurfte es noch der Probe, die Heseler ihm vorgeschlagen hatte? Las er nicht in ihren Augen, daß sie mit der alten, treuen Liebe noch immer an ihm hing? und fühlte er nicht selbst im eigenen Herzen, daß auch dort das heilige Feuer seiner ersten Liebe noch immer loderte? War es nicht sein Kind, welches mit den großen, klugen Augen der Mutter so treuherzig in's Antlitz blickte? Wozu die Probe? — Frau Bachmann hatte den Gruß des Freundes noch nicht erwidert, als der Gatte vor ihr auf den Knieen lag und das Haupt in ihrem Schooße barg.

Der Rechtspraktikant entfernte sich leise, Niemand sah und beachtete es; Arm in Arm lagen sich die Gatten und jubelnd schwangen ihre Seelen sich empor, um vor dem Throne des Allmächtigen den alten Bund zu erneuern. Und das Kind weinte und lachte in den Armen seiner Eltern.

Die Kunde von der Genesung des Dichters verbreitete sich rasch. Mehr die Neugierde als die Theilnahme bewog die früheren Bekannten, ihn zu besuchen, um mit alltäglichen Phrasen ihm Glück zu wünschen. Aber die kleine Frau bewachte treu die Schwelle, sie gab ihr süßes Heiligthum den Blicken der Neugier nicht preis. Nur Elmenreich und Barnau durften den Genesenen sehen, sie fanden ihn ruhig und heiter; er hegte jetzt nur noch einen Wunsch, den, außerhalb der Residenz einen stillen Wirkungskreis zu finden.

Und die Erfüllung dieses Wunsches wurde ihm zu Theil. Der Präsident v. Barnau brachte ihm eines Tages dasselbe Patent, welches er damals aus den Händen des Fräuleins v. Rehfeld empfangen hatte.

Er wies es zurück. „Es ist das Geschenk einer Coquette, die ich verachte," sagte er düster.

„Es ist das Geschenk eines Fürsten, der Sie seinem Staate zu erhalten wünscht," erwiderte der Präsident ernst. „Die Rektorstelle in B. eröffnet Ihnen ein weites Feld, edle und nützliche Ideen zu verwirklichen, sie sichert Ihnen und Ihrer Familie eine angenehme Existenz und —"

„Wohlan, ich nehme sie an," unterbrach Waldemar ihn, indem er seine Gattin umschlang, die besorgt zu ihm aufblickte, „danken Sie dem Fürsten in meinem Namen, er wird mich entschuldigen, wenn ich fortan den Hof meide!"

„Gott sei Lob und Preis, er ist gerettet!" flüsterte Heseler, der den Präsidenten begleitet hatte. — —

Waldemar Bachmann, der Rektor in B., ist heute ein geachteter und beliebter Mann, sein Garten und der traute Familienkreis genügen ihm zu seinem Glücke. Aber sein Dichtername ist verschollen, seine Leyer verstummt, die Liebe seiner kleinen Frau ersetzt ihm den verlorenen Lorbeerkranz.

Theaternotiz.

Kissingen, 10. Juni. Heute gingen wieder einmal: „Zehn Mädchen und kein Mann", komische Operette von Suppé, über die Bühne. Die Zehn hatten sich wohl recht geputzt, davon zeugten die geschmackvollen und gut gewählten Costume, aber von ihrem Spiel Außerordentliches sagen zu können, ist uns leider weniger beschieden. Namentlich hat die Wirthschafterin Sidonia (Frau v. Fischer) mit ihrer Rolle nicht besonders glücklich gewirthschaftet, das bewies sie schon, als sie da, wo sie als Tambour aufzutreten hatte, nicht einmal trommeln konnte. (Hätte sie es doch um Gotteswillen vorher gelernt!) Am Allermeisten fiel uns die Tracht dieser Dame auf, die nicht im Einklang mit der der andern Damen war und etwas Kunstreitermäßiges an sich hatte. Die Geberden, Haltung verriethen den noch ungelenken Neuling, die Sprache den Wiener Dialekt. Besseres kann man von den Gesangspartieen sagen, da hier Frau v. Fischer bei einer nicht sehr umfangreichen Stimme das Möglichste leistete. Uebrigens rathen wir dieser neu engagirten Soubrette, mehr Freiheit und Sicherheit beim bühnlichen Bewegen sich eigen zu machen. Herr Bömly, der Darsteller des Herrn von Schönhahn, gab ziemlich treu den Charakter seiner Rolle wieder, doch zeigt er zu viel mimische Sprödigkeit, welche das feiner Durchdachte nicht immer durchschlagen läßt.

Beim Chorgesange wünschten wir kräftigere Organe zu hören.

Die Tanne.

Hoch auf dem Schwarzwald droben stand eine Tanne schlank,
Die hängt die Aeste traurig, als wär' sie liebeskrank.

Sie weint, weil an der Scholle sie wurzelt festgebannt,
Sie möcht' so gerne wandern wohl über Meer und Land.

Sie sah mit neid'schen Blicken der Vögel leichten Flug
Und möchte sie begleiten auf ihrem weiten Zug.

Da kam mit Axt und Säge der Zimmermann herbei,
Macht von der Wurzel Banden die schlanke Tanne frei.

Und lud sie auf die Schulter, trug sie zum Rheine fort,
Und pflanzte sie als Mastbaum an eines Schiffleins Bord.

Es bläht der Wind die Segel, das Schifflein fähret geschwind
Stromab, am Maste flattern die Fähnlein bunt im Wind.

Da freute sich die Tanne, wie sie ihr Bild erblickt
Im glatten Stromesspiegel, so königlich geschmückt.

Und fröhlich geht die Reise im gold'nen Sonnenschein
An Stadt und Dorf vorüber in's grüne Meer hinein.

Und auf den Wellen tanzet das Schifflein hin und her,
Wiegt sich vergnügt die Tanne und freuet sich so sehr.

Da sammeln schwarze Wolken am Himmel hoch sich an,
Und durch die Luft fährt brausend der grimmige Orkan.

Herab vom Himmel zucket ein greller Feuerstrahl
Und schlägt das Schiff in Splitter, den Mastbaum allzumal.

Und zu derselben Stunde, da braust der Sturm einher
Im Schwarzwald durch die Tannen, verkündend dort die Mähr.

Daß draußen in der Fremde, fern von dem Heimathsland,
Den frühen Tod so schnelle die arme Tanne fand.

Es rauschet durch die Zweige wie dumpfer Grabeschor,
Es flüstern sich die Tannen die Mähre in das Ohr.

Sie flüstern und sie senken die Zweige tief betrübt,
Sie hatten ihre Schwester so inniglich geliebt.

C. Frei.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 45. Sonntag, den 20. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Musch.

Siebentes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Von Traustein wußte gar nicht, wie er an jenem sonderbaren Nachmittag eigentlich aus der Villa gekommen war. Er war so aufgeregt von dem, was er in den letzten Augenblicken erlebt hatte, daß er in der Stadt einen seiner besten Bekannten, Karl v. Mugissant, beinahe umrannte.

„Nun, wohin denn, du Träumer? Du fließt ja aus, als wärst du aus dem Grabe auferstanden!“ — —

„Laß mich; ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt!“ —

„Will auch nicht scherzen; aber du siehst wirklich schlecht aus, Bernd; wo bist du gewesen, was ist dir begegnet?“ — —

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Traustein abstoßend.

„Nun so geh' hin, du unfreundlicher Mensch; du bist wahrlich nicht würdig, daß man die Neuigkeiten mittheilt. Du bist bei Gott nicht werth, daß sich Damen um dich kümmern. Sollte dir's gar nicht sagen, daß meine Cousine, wenn ich so sagen darf, meiner Schwester Clotilde geschrieben und sie gefragt hat, ob sie den jungen Bernd von Traustein-Prospère kenne. Du seist auf Schloß Rayonnante gewesen und habest sie trefflich unterhalten. Und davon hast du uns neulich kein Wörtchen gesagt; siehst du, so kommt man hinter deine Abenteuer!“

Doch Bernd war wirklich noch so sehr angegriffen von den eben stattgehabten Scenen, daß selbst die erfrischte Erinnerung an Adèle in diesem Augenblicke keine Wirkung that. Er bat den Freund, ihn jetzt allein zu lassen; dieser verabschiedete sich verwundert und fast beleidigt von dem sonderbar veränderten Menschen.

Bernd wanderte seiner Wohnung zu, warf sich auf das Sopha und versuchte, etwas zu schlummern, was ihm aber nicht gelang; er raffte sich also wieder auf, als es dämmerte und besuchte Karl v. Mugissant, den er bat, ihn doch irgendwohin zu führen, denn er bedürfe dringend der Zerstreuung. Clotilde, der er im Hausflur begegnete, grüßte er gar nicht, was diese Dame in nicht geringes Erstaunen versetzte. Karl war gleich bereit, den Freund auf die Kneipe seines Corps mitzunehmen und Bernd ging ohne Zaudern mit.

Auf der wilden Studentenkneipe wogten sich die Bilder, die ihm so peinlich vorgeschwebt, nicht mehr deutlich an ihn heran und im eifrigen Disputat traten sie allmählig in den Hintergrund.

Erst Karl sollte das Feuer wieder anfachen, indem er mit einem Male den wunderbar funkelnden Brillantring an Bernd's Finger gewahrte.

„Ei, Freund Bernd, verlobt?“ —

Bernd schaute mit Schrecken auf seine Hand und Emmy mit ihrem bleichen Antlitz und den kalten Todeslippen schwebte seiner Seele wieder vor und mit Schaudern sahen die Kameraden, wie Bernd starr dem Sprecher in's Auge blickte, wie Jemand, der in seinem Wahnsinne einen Andern nicht versteht.

„Ja, verlobt im Tod!“ murmelte Bernd vor sich hin und starrte wieder den Ring an.

„Was ist denn mit Traustein?“ ließen sich etliche Stimmen vernehmen.

„Er muß krank sein,“ meinte Karl.

„Nein, sie war krank und ist nun todt,“ antwortete Bernd düster. Plötzlich erhob er sein Glas und lachte ausgelassen, indem er mit Karl anstieß.

„Es lebe die todte Braut!“ und wieder lachte er, daß der Saal wiederhallte.

Es war eine peinliche Stille eingetreten und die Meisten waren der Ansicht, daß v. Traustein irrsinnig geworden sei.

Karl mußte ihm daher zureden, nach Hause zu gehen, worauf Bernd nach einigem Zaudern auch einging.

Karl geleitete den Freund nach Hause; kein Wort wurde zwischen beiden gewechselt; erst am Hause sagte Bernd:

„Wenn du morgen zu mir kommst, will ich dir etwas erzählen; ich kann heute nicht! Gute Nacht!“

Sehr begierig, was ihm Bernd so Wichtiges zu sagen habe, eilte Karl des andern Tages ziemlich früh in Traustein's Wohnung; fand ihn aber noch zu Bette, daß er auch den Vormittag nicht verlassen wolle, da er bedeutende Kopfschmerzen fühle. Karl blieb bei ihm und Traustein erzählte nun sein gestriges Erlebniß und fand es jetzt nach ruhiger Ueberlegung sehr ärgerlich, daß er sich so sehr von dem schmerzlichen Eindruck habe hinreißen lassen.

Noch während die Freunde ihre Gedanken über die Begebenheit austauschten, trat ein Lakai ein und übergab Traustein einen Brief, indem er dazu sagte, daß er auf Antwort warte. Traustein erbrach das Briefchen und las ein Handbillet des Inhalts:

„Werthester Herr von Traustein!

Sie haben die letzten Augenblicke unserer einzigen Tochter, unseres Engels, versüßt; Sie allein wissen, was sie in den letzten Momenten gesprochen, was sie Ihnen anvertraut; theilen Sie es den trauernden Eltern mit, die ja nur die Schlußworte der leisen Unterhaltung vernahmen. Kommen Sie mor-

gen Mittag zu uns; denn noch heute wird Emmy's Leiche nach England abgehen. Kommen Sie ja; Lord Warington wird erkenntlich sein gegen den Freund seiner sterbenden Tochter. Bitte um Rückantwort.

Ihr trauernder
William Warington."

Traustein schrieb auf eine Visitenkarte, er werde kommen; er wollte dem Lakai ein Trinkgeld geben, der aber nichts annahm, sich ehrerbietig neigte und sich empfahl.

„Nun," meinte Karl, „jetzt begünstigt dich das Glück, faß' es an und halt' es fest. Soviel man über Warington sagt, soll er ein Mann von Ehre und festem Charakter sein. Ich sehe es kommen, wie er dich adoptirt, wie du den Glanz deines altadeligen Hauses wieder erneuerst. Doch du bist dieses Glückes auch würdig!"

Traustein gab gar keine Antwort darauf.

Am folgenden Mittag begab sich Traustein in seiner feinsten Garderobe nach der Villa des Lords. Seine Bekannten staunten nicht wenig, als sie den Baron an einem Werktage wie zur Braulheimführung geputzt sahen.

In der Villa ward er mit besonderer Auszeichnung empfangen und vom Kammerdiener des Lords in das Staatsgemach geführt. Bald trat der Lord herein und nahm neben seinem Besuche auf dem Sopha Platz. Er reichte ihm freundlich die beiden Hände dar und blickte den jungen Mann mit seinen vor Schmerz trüben Augen voll Liebe an:

„Herr von Traustein, Sie waren von der vorgestrigen Scene wohl sehr angegriffen!"

„Allerdings, Euer Lordschaft, aber ich war selbst glücklich, ein Ihnen so theures Wesen in seinem Abschiede vom Leben noch glücklich zu machen!"

„Wie meinen Sie das, Herr Doktor?"

„Ihre Tochter hat sich auf dem Todesbette mit mir verlobt und ich habe auf ihre betreffende Frage mit „Ja" geantwortet; darauf steckte sie mir diesen Ring an den Finger und darauf bezieht sich auch ihr letzter Ruf: „Ich bin getieft!" —

„Ich dachte mir zwar etwas Aehnliches; allein das Ganze hätte ich doch nicht errathen. Lassen Sie mich nun diese eigenthümliche Verlobung erklären. Emmy ist schon lange krank und unterhielt sich fast nur mit Aerzten von Musik, mit Zeichnen und Lesen. Das arme Mädchen hatte sonst keinen Lebensgenuß, und einmal, es war vor einer Woche, sah Emmy in einem Rollstuhle auf der Veranda unten, als Sie vorübergingen und sich endlich auf die in der Allee befindliche Bank setzten und träumerisch in's Blaue schauten. Emmy sagte zu mir, ob ich den schönen jungen Mann sähe; es sei doch sonderbar, daß er so nahe da sei und doch nicht wisse, daß Jemand hier sitze, der ihn gern haben könnte. — Ja," fuhr der Lord mit Bewegtheit fort, „Emmy stellte die Frage an mich, ob sich denn noch kein junger Mann um sie beworben habe, und als ich es verneinte, sagte sie, es werde wohl auch keiner mehr kommen, sie zu lieben. Am folgenden Tage waren Sie, Herr von Traustein, wieder an derselben Stelle und Emmy entwarf Ihr Bild als Skizze und sagte zu mir, ich solle das aufheben und mich später, wenn sie gestorben sei, daran erinnern, daß dieser Mann durch sein Wiedererscheinen meiner Emmy eine schöne Stunde bereitet hat. Mein Herr, ich erkundigte mich nach Ihnen und erfuhr Löbliches, ich sandte Ihnen verschiedene Male Einladungskarten, allein nie haben Sie davon Gebrauch gemacht. Sie kamen zwar in den letzten Tagen noch immer in die Spaziergänge um die Villa, aber nie lenkten Sie Ihre Schritte herein, obwohl Emmy, die nicht mehr im Rollstuhle auf der Veranda sich aufhalten durfte, täglich fragte, ob der schöne Mann heute unten sei. Da wollte es denn der Zufall vorgefügt haben, daß in der Todesstunde meiner Tochter Sie sich in der Nähe befanden, als sie so heftig nach Klavierspielen nach Musik verlangte, daß der Arzt eine Nichterfüllung des Wunsches für tödtlich erklärte. Ich eilte verzweifelnd hinab, fand Sie, und meine Tochter war glücklich, gerade von Ihnen den Gruß vom Himmel zu erhalten. Mein lieber Traustein, Sie haben einen kurzen Brautstand gehabt; aber Sie sollen dafür desto länger, nein, immer mein Sohn sein und heißen; schlagen Sie ein!"

„Euer Lordschaft sind zu gnädig meinem geringen Verdienst gegenüber; trotzdem muß ich aber so unbankbar sein und nach den Bedingungen fragen, die Sie dabei stellen!"

„Ich will nur haben, daß Sie mich überallhin begleiten, mir die öden Tage meines Lebens verschönern und uns den Verlust Emmy's ersetzen; dafür adoptire ich Sie mit allen Rechten eines natürlichen Sohnes und die Lords Warington brauchen sich mit ihrem Vermögen nicht zu schämen! — Reden Sie, v. Traustein!"

„Ich muß Euer Lordschaft Anerbieten leider ausschlagen."

„Und warum?" fragte der Lord erstaunt.

„Ich habe den Dienst Ihrer Tochter aus reinem Herzensantrieb geleistet, habe ihr gesagt, daß ich sie liebe, weil ich in jenem Momente wirklich fähig gewesen wäre, Alles für sie zu thun; dafür will ich nicht belohnt sein, ich bin reichlich belohnt worden durch den selig-verklärten Blick der Sterbenden. Sodann muß ich fleißig studiren und kann nicht in der Welt herumreisen nach Belieben; denn es ruht auf mir, dem Aeltesten der Familie Traustein-Prosydre, die Verpflichtung, bald mit dem Vater das schwere Amt der Ernährung zu theilen. Ich muß daher nochmal bestimmt erklären, daß ich Ihre übergroße Gnade mit innerstem Bedauern nicht annehmen kann!"

„Nun denn, Sie seltner Mann, so bleiben Sie wenigstens mein Freund und wenden Sie sich in allen Angelegenheiten an mich, ich sage in allen! Kommen Sie mit in das Zimmer meiner Emmy und suchen Sie sich einige Andenken aus."

„Ich habe diesen Ring von Emmy bekommen, Euer Lordschaft; er sei mir ein liebes, werthes Andenken an Ihre Tochter!"

„Es ist gut, Herr v. Traustein, ich hätte nicht gedacht, daß es so edle Menschen auf Erden gäbe; ich werde mich Ihrer erinnern, Sie aber gewiß in meinem Testamente wie einen eigenen Sohn bedenken; leben Sie wohl! Ich würde Sie gerne meiner Gemahlin vorstellen, doch sie ist ganz niedergebeugt von dem schmerzlichen Verluste, der uns betroffen."

Traustein verabschiedete sich von dem Lord und war bald außen im Freien.

Er hatte ein großes, edelmüthiges Anerbieten ausgeschlagen, ein Glück verscherzt, nach dem tausend Andere mit allen Kräften ringen. Doch ihm stand der Gedanke an Adele höher, als aller Reichthum. Lieber nicht soviel besitzen, als stets von ihr getrennt zu sein. Schon gleich in dem kommenden Winter hätte er das Adele gegebene Versprechen nicht erfüllen können und er hatte vielleicht zu Unrecht nicht, daß seine Abwesenheit von ihr wie ein Bruch, wie Betrug bezeichnet werden würde. Sie würde gedacht haben, er habe es vorgezogen, schnell reich zu werden an irdischen Gütern, als glücklich in der Liebe zu sein. Allein diese Vorstellungen krankten an einer Ueberspanntheit der Gefühle. Er hätte ja dem Lord nur sein Verhältniß zu Adele zu entdecken gebraucht, so wäre der Lord vielleicht selbst für

ihn als Bewerber aufgetreten oder er hätte wenigstens bekennen sollen, daß er als der reiche Neophytsohn des Lords Warington viel mehr Aussicht gehabt hätte, bei der Gräfin Mutter zu reussiren, denn in seiner Stellung als talentvoller, thätiger Jurist und armer Edelmann.

Allein bei den menschlichen Verhältnissen wirken soviel Stolz und andere Rücksichten mit, daß es schwer zu entscheiden ist, ob der Wille oder die Einbildung des Menschen mehr Einfluß auf Handlungen und Zustände hat.

Der Besuch Traustein's blieb in weiteren Kreisen nicht unbekannt und man hatte die von ihm und Karl verbreitete Angabe, Traustein habe einen Grabvers für des Lords Tochter verfassen müssen und sei dafür mit einem Brillantring beschenkt worden, glauben müssen.

Nach diesen Vorfällen gewann Traustein's Gemüth wieder mehr Ruhe; es stürmte und drängte nicht mehr so gefährlich in ihm. Durch das Opfer, das er Adele gebracht zu haben glaubte, dünkte er sich — der Mensch ist einmal so — ihrer viel würdiger und meinte, ihre Liebe jetzt verdient zu haben.

Er lebte nun mit großer Seelenruhe, wenn auch tiefer inniger Sehnsucht, bis zur Zeit der Erscheinung Adelens und ließ von dem Vergange mit Lord Warington selbst seinen Eltern gegenüber nichts verlauten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zur Geschichte der Lage der Juden im Mittelalter.

Es wäre gewiß überflüssig, wollten wir noch uns weitläufig darüber äußern, daß der Haß der Christen gegen die Juden im Mittelalter auf zwei Voraussetzungen beruhte: einmal auf dem nationalen und kirchlichen Widerwillen und zum andernmal darauf, daß damals alles Zinsennehmen als Wucher galt. Dem gewaltig tiefen Haß aber ließ man nicht nur im Leben bei jeder günstigen Gelegenheit freien Lauf, sondern bethätigte ihn auch in der Gesetzgebung, in Literatur und Kunst. Es wäre eine schauerliche und undankbare Aufgabe, sagt treffend ein deutscher Rechtshistoriker *), durch den Verlauf von Jahrhunderten die Zeugnisse zu sammeln für die Unduldsamkeit, Barbarei, Gewinnsucht und den Aberglauben der Herrscher und des Volkes und die beispiellose Widerstandskraft, Zähigkeit und den Opfermuth der Juden, welche mit derselben Energie, mit welcher sie einst den Römern getrotzt hatten, jetzt die Verfolgungen ertrugen und noch Lebenskraft bethelten. Es bietet kein eigentliches Interesse dar zu verfolgen, wie überall, in allen Gegenden Deutschlands und der gesammten christlichen Welt immer dieselben Greuel von den Landesherren, der Geistlichkeit und dem Pöbel begangen werden, wie immer dieselben Vorwürfe, welche ebenso wie die Anschuldigungen, denen in den Hexenprozessen Tausende zum Opfer fielen, das bellagenswerthe Erzeugniß unglaublicher Dummheit und abgefeimter Bosheit sind, um das unglückliche Volk zu peinigen und zu martern.

Deutschland steht in dieser Beziehung nicht niedriger da als die übrigen christlichen Länder, aber auch nicht über ihnen. Wenn auch die meisten Anschuldigungen, welche den Juden verderblich wurden, nicht in Deutschland, sondern bereits vorher in andern Ländern, besonders Frankreich erfunden waren, so wurden sie doch in Deutschland fast ausnahmslos geglaubt und zum Unglück für die Juden ausgebeutet. Zung in seinem Werke „Synagogale Poesie" sagt (Seite 14), daß „die Erfindung der lügnerischen Beschuldigungen des Kinderschlachtens, Blutthinkens, Brunnenvergiftens und Holstienkreuzigens" im Wesentlichen von getauften Juden ausgegangen sei. In vielen Fällen ist es in der That als geschichtlich verbürgt überliefert, daß von getauften Juden derartige Angeberein herrührten.

Was diesen Angebereien zu folgen pflegte, davon liegen uns die schaudererregendsten Berichte vor. Wir beschränken uns lediglich auf das uns zunächst Liegende, und verweisen denjenigen, welcher die einzelnen Verfolgungen in ihren wichtigsten Zügen kennen lernen will, auf das Werk von Grätz (Geschichte der Juden). Aber der Leser möge sich vor dem Wahne hüten, sagt Stobbe weiter, als ob der Verfasser zu übertreiben und mit zu grellen Farben gemalt habe; er hält sich streng an seine Quellen und das Gemälde ließe sich noch durch manche Züge ergänzen. Auch brachte man es wohl, daß es nur zum geringsten Theile jüdische Quellen sind, aus denen die Darstellung geschöpft ist; christliche Zeitgenossen liefern die meisten Nachrichten; sie zu mildern, haben wir keine Veranlassung; und Urkunden bestätigen vollkommen, was die Chronisten berichten.

Das blutige Drama der Judenverfolgung und zwar der ersten allgemeinen eröffnete nach einigen kleineren Vorspielen der erste Kreuzzug 1094. In ihrem religiösen Fanatismus erachteten es die Kreuzfahrer für ihre erste Pflicht, schon in der Heimath mit Feuer und Schwert Propaganda für das Christenthum zu machen. Im Vergleich zu diesen ersten und den nachfolgenden großen und allgemeinen Verfolgungen kommen einzelne vorhergegangene lokale Verfolgungen gar nicht in Betracht. Ganz gewiß ist, daß der Haß gegen die Juden wohl hauptsächlich erst durch die Kreuzzüge, die den Fanatismus des Pöbels aufgeregt, entflammen sind. Als Vorspiel der Eroberung des Morgenlandes überließen sie sich schon in Deutschland der wildesten Grausamkeit und schonten nur diejenigen Juden, welche sich durch die Taufe äußerlich zum Christenthum bekannten. Ueberall längs der Donau und des Rheines wiederholten sich dieselben Scenen, zu Trier, Speier, Worms, Mainz, Cöln, Regensburg, Prag. Meistens suchten Bürger und Fürsten die Juden zu beschützen und wichen nur der Gewalt. Wie viel Tausende von Juden umgekommen sein mögen, läßt sich nicht bestimmen; manche retteten ihr Leben durch die Taufe und kehrten, nachdem der Sturm vorüber war, zum Judenthum zurück. Schon bald nachher wohnten überall, wo die Verfolgung gewüthet hatte, wieder Juden, und sie scheinen, mit Ausnahme von Prag, wo im Jahre 1124 eine Verfolgung stattfand, Ruhe und Frieden genossen zu haben bis zum Jahre 1146, wo der zweite Kreuzzug unternommen wurde. Während damals der höchst einflußreiche Abt Bernhard v. Clairvaux in mehreren Briefen von Verfolgungen abmahnte, schrieb Peter, Abt von Cluzny, an den König von Frankreich, um mehr Mittel für den Kreuzzug zu haben, möge er die Juden zwar nicht tödten, aber heranben, und der Papst erklärte die Kreuzfahrer für befreit von allen Judenschulden. Jetzt stellten sich auch die Bürger in Deutschland ihnen feindselig gegenüber; nur einzelne Fürsten waren bereit, sie in ihren Burgen zu schützen. Möglich ist es, daß damals bereits sehr stark das Motiv mitspielte, durch die Ermordung der Juden von den lästigen Gläubigern befreit zu werden. Auch wurde bei dem Ueberfall der Würzburger Gemeinde schon vorgegeben, daß die Juden einen Christen ermordet und seinen Leichnam zerstückelt hätten.

*) Stobbe, die Juden in Deutschland während des Mittelalters, dessen Darstellung wir hier folgen.

Siegfried von Querfurt, vom sächsischen Stamme, saß damals als Bischof auf dem Stuhle des heiligen Kilian. Als die fanatischsten Kreuzfahrer in ihn drangen, er solle den zerstückelten Leichnam heilig sprechen, widersetzte er sich einem solchen Ansinnen, da ja Niemand angeben könne, wer denn der Leichnam sei. Die Kreuzfahrer jedoch blieben auf ihrer Forderung bestehen und da der Bischof nicht nachgab, so belagerten und stürmten sie vierzehn Tage lang sein Schloß auf dem Marienberge. Diese Thatsache beweist zur Genüge, wie weit das Thun und Treiben dieser Kreuzfahrer her war, läßt jedoch den Bischof Siegfried im günstigsten Lichte erscheinen. Das Judenviertel befand sich in Würzburg auf dem Platze, wo jetzt die Marienkapelle steht. Mit Todesverachtung warfen sich die verzweifelten Juden mit Frau und Kind in die Synagoge, zündeten sie an und verbrannten sich selbst. Im vorigen Jahre stieß man bei Gelegenheit der Ausgrabungen zu den Kanalbauten auf dem grünen Markte auf die Mauerüberreste und andere Reliquien, welche uns mit Evidenz die Stelle bezeichneten, wo die Synagoge gestanden hat.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Eine Schwalbengeschichte.) Man schreibt aus **Genf**: Vor einigen Tagen hatten wir hier ein für Zoologen höchst interessantes Schauspiel, welches wieder einen Beitrag zu der Rechtfertigung der Ansicht liefert, daß es den Thieren auch an Combinationsgeist nicht fehlt. Unter dem Dache des Metropolitanhotels nisten einige Schwalben. Das Weibchen eines solchen Schwalbenpaares hatte sich mit den Füßen in einen Zwirnfaden verwickelt, der, zwischen einem Fenster eingeklemmt, im Winde hin- und herspielte und sich dem Thiere wie eine Schlinge um das Bein gelegt hatte. Als das Schwalbenweibchen nun durch Zappeln sich vergebens aus seinen Banden zu befreien suchte, kam das Männchen herbei und Beide versuchten, aber umsonst, den Faden mit den Schnäbeln zu zerbeißen. Jetzt flog das Männchen fort, kehrte aber bald in Begleitung eines anderen Schwalbenpaares zurück. Die Thiere umkreisten die Gefangene zu verschiedenen Malen, setzten sich auf die Fensterbank und zwitscherten, als ob sie Kriegsrath hielten. Plötzlich packten alle drei den Faden mit den Krallen und, die Flügel ausstreckend, versuchten sie durch das Gewicht ihrer hängenden Körper das Band zu zerreißen. Dies Alles geschah im Angesichte einer großen Anzahl Neugieriger, welche vom Jardin anglais aus dem Schauspiel zusah. Endlich eilte ein Kellner des genannten Hotels in das obere Stockwerk, und als dieser den Faden mit einer Scheere zerschnitten hatte, flogen die Schwalben noch mehrere Male vor dem Kopf des Befreiers hin und her. Vielleicht um sich bei ihm zu bedanken, vielleicht glaubten die Thiere auch in ihm den Fallensteller zu sehen und sagten ihm Grobheiten. Undank ist der Welt Lohn. Der Kellner erhaupltet wenigstens, eine der Schwalben habe ihm zornig in's Gesicht fliegen wollen.

•

— Bei einer **Hochzeitsgesellschaft** in Cilli stellte sich als ungeladener Gast ein Türke mit einem gewaltigen Bären ein. Der Bär trug einen großen Maulkorb, tanzte nach Pfeife und Trommel, brummte aber die Weibslein, namentlich die Braut, so grimmig an, daß sie flüchteten. „Was willst du mit dem Bären?“ fragte der Bräutigam. — „Ich habe dir den Teufel als Hochzeitsgeschenk gebracht,“ antwortete der Türke und band seinen Bären draußen am Zaun an. Bald kam's zwischen dem Bärenführer und den Gästen zu Schlägen, der Türke flüchtete und ließ den Bären zurück. Die Gäste fielen über den Bären her, warfen ihn in einen Schweintrog mit Wasser, nahmen ihm den Maulkorb, zogen ihm die Haut ab und setzten ihm mit Schlägen furchtbar zu; denn der Bär war ein eifersüchtiger — Bauer aus der Nachbarschaft.

•

— Ein enttäuschter **Viehhaber** in Cardiganshire, Wales, sandte seiner „trügerischen Flamme“ nach ihrer Verbindung mit einem Andern folgende Rechnung zu: — Mrs. — früher Miß — schuldet mir: Für 53 Gläser Wein, die ich mit ihr auf verschiedenen Märkten getrunken, 13 Sh. 3 D.; für ein Paar Schuhe und Reparatur eines andern Paares, die ich in Folge meiner Besuche bei ihr abgenutzt habe, 4 Sh. 6 D.; für eine ärztliche Rechnung, betreffend die Curirung eines Schnupfens, den ich mit an einem regnigten Abend unter ihrem Fenster zugezogen, 9 Pfd. Sterl. 9 Sh. 9 D.; für Briefporto u. s. w. 1 Sh. 11 D.; für Verleitung zu 99 Rendezvous, à 2 Sh. 6 D.: 12 Pfd. Sterl.; für Zeitverlust von 12 Tagen, die ich in ihrer Gesellschaft zugebracht, 1 Pfd. Sterl. 7 Sh. 6 D.; für trügerische Enttäuschung, indem sie mich nicht zum Ehegespons genommen, 100 Pfd. St. — Total: 125 Pfund Sterling 14 Sh. 9 D.

•

— In **Bern** ein **Mäuserkrieg** zwischen Allopathen und Homöopathen, den Vertretern der entgegengesetzten Heilarten. Ein Arzt der alten Schule gab einer Maus eine ganze homöopathische Apotheke ein, ohne daß sich Folgen einstellten. Er und seine Zeugen erzählten das triumphirend im Blättchen. Bravo! riefen die homöopathischen Gegner, gewonnen! denn hätte die Maus eine allopathische Apotheke verschluckt, so wäre sie längst krepirt!

•

— Am 19. Mai d. J. gebar zu **Pußta** in Ungarn ein 16jähriges Mädchen **Fünflinge**, sämmtlich weiblichen Geschlechts. Alle fünf Kinder starben indeß binnen drei Tagen.

Bacchus und Gambrinus.

Bäuerlich sorgten für ihre Verehrer Gambrinus und Bacchus:
Diese erbeutet der Wein, Jene erquickte das Bier.
Aelter ist Bacchus, doch auch Gambrinus wirkte das Seine,
Schuf ein neues Getränk, kräftig und lieblich zugleich.
Doch hier ist es gegangen, wie oft auch im menschlichen Leben:
Bacchus, der Greis, lebt noch, doch sein Rivale ist todt.
Fragst Du, an welcher tödlichen Krankheit der Gute gelitten:
Saudez zu sprechen der Mund, sträubt sich zu schreiben die Hand:
Schaud're zurück! ihn haben die eigenen Kinder vergiftet,
Weil er, ein Sohn der Natur, ihnen zu redlich geherrscht,
Und sein Scepter von rankenden Hopfen und goldenen Reben
Hat man in's Wasser getaucht, dann es mit Natron beschmiert.

* * *

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 46. Mittwoch, den 23. Juni 1869.

Zu Johannes Gutenberg's Namensfeier, den 24. Juni.

Hoch Gutenberg, der Meister, er soll leben,
Der neue Kraft und neues, frisches Leben,
In unser elend traurig Dasein rief;
Der Pfaffentrug und falschen Wahn zerstörte,
Die Menschheit weckte,
Den Verstand, der schlief.

Auf, Jünger, auf, und laßt den Meister leben,
Ja, laßt uns dankend hold sein Bild umweben,
Flicht mit dem Lorbeer — mit der Eiche Kranz.
Wir wollen nicht der Welschen edle Reise,
Im Eichenhaine
Strahlt der Deutschen Glanz!

Und mag uns Pfaffendruck auch jetzt umgeben,
Wir werden stolz und hehr das Haupt erheben,
Das Volk zu schützen vor Verdummungsnacht.
Die wachen mit des Meisters Blitzesstrahle,
Wenn Donner rollen,
Tritt an uns die Macht.

D'rum Jünger auf, geht uns'ren Typen Leben,
Zeigt, daß auch uns beseelt des Meisters Streben,
Daß stets wir kämpfen für der Menschheit Recht.
Zelotenthum soll nimmer uns umstricken,
In freien Landen
Sei kein Pfaffenknecht!

Würzburg, den 23. Juni.

J. Heimann.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Musch.

Siebentes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Auf dem Schlosse Piquette ging während dieser ganzen Zeit Alles seinen alten Gang. Die Meierei wurde von einem Knechte aus dem Schlosse einstweilen verwaltet, bis François geantwortet hätte. Alvara, der Anfang Sommers wieder nach Piquette ohne den Grafen gekommen war, forderte von Philipp strenge Rechenschaft über Alles, was geschehen. Aber dennoch verschwieg ihm Philipp, daß Ernestine den Knaben im grauen Thurme gesehen; denn er fürchtete sich zu sehr vor dem Banditenchef, dessen Strenge er ganz genau aus früheren Zeiten kannte.

François hatte endlich abschiedend geantwortet und Alvara setzte einen anderen Verwalter nach seinem Gutdünken ein. François war nochmals nach der Insel gekommen, um die Verlassenschaft des alten Napoleon in Empfang zu nehmen und seitdem war er nicht gesehen worden. Allein trotzdem war der junge Mann noch auf Corsika und ging mit dem Gedanken um, den gefangenen Knaben Louis zu befreien. Er hätte den gesetzlichen Weg betreten können; aber Ernestine wollte ja nicht haben, daß dem Grafen Alexander wehe geschähe. Das Werk der Befreiung war demnach nicht so leicht auszuführen; doch François schreckte nicht vor den Gefahren zurück. Vor Allem mußte man sich mit dem Knaben verständigen und dies führte François auch schon in einer Nacht des Oktobers mit seinen Genossen aus. Von der Seeseite her landete im stillen Dunkel ein Schiff im Rücken des grauen Thurmes. Männer, mit langen Stangen versehen, näherten sich dem Thurme; sie banden die Stangen fest zusammen und befestigten oben eine mit Hacken bewehrte Strickleiter, die sie mittelst der Stangen oben im Gitterfenster eingleiten ließen. François ließ seine Begleiter unten und stieg zum dritten Stocke hinan an das Fenster des Knabengemaches.

Leise pochte er an das Fenster; Louis schlief auf seinem Lager und erwachte erst, nachdem François öfter geklopft. Erschrocken fuhr der Knabe auf; als er die Gestalt außen am Fenster sah, die das Mondlicht umglänzte, hätte er beinahe laut aufgeschrieen. François winkte ihm. Und nach einigem Zögern trat Louis an's Fenster und öffnete einen Flügel und fragte bebend:

„Was wollt Ihr?" —

„Euer Gnaden befreien, den lieben Eltern zurückgeben!"

„Das wollt Ihr? — Aber wie? — Was soll ich thun?" fragte hastig Louis.

„Euer Gnaden sollen sich nur ruhig verhalten und Niemanden etwas sagen; von heute an in der dritten Nacht werden wir mit der Durchfeilung der Eisenstäbe fertig sein. Wollen sich Euer Gnaden nur nicht ängstigen!“

„Ich werde ruhig sein, Mann, hier meine Hand; meine Eltern werden sehr froh sein, Euch viel Geld geben!“

François begann sogleich die Arbeit und als er müde war, ließ er an seiner Statt einen Genossen heraufkommen. Auch in der folgenden Nacht ward die Arbeit fortgesetzt und François sagte Louis bei dieser Gelegenheit, er möge sich morgen Nacht bereit halten, wenn er unten den Ruf einer Seemöwe, den er ihm genau einprägte, dreimal hintereinander hörte; dann sollte er ihn, ob er die Kleider noch habe, die er getragen habe, als er seinen Eltern genommen worden sei. Louis bejahte dies und deutete auf ein Schränkchen, das unweit des Bettes stand.

In der folgenden Nacht fiel es Alvara ein, seinen Gefangenen noch einmal zu besuchen, indem Graf Alexander ihm in einem Schreiben die Sorge für den Knaben sehr auf sein freilich weites Gewissen gebunden hatte. Er öffnete die Thüre und wunderte sich nicht wenig, den Knaben noch wachend zu finden. Louis war über den Eintritt seines Peinigers nicht wenig erschrocken, besonders, da er an die Bedeutung dieser Nacht dachte. Alvara verschloß die Thüre sorgfältig und legte den Schlüssel auf den Tisch, wie er es zu thun pflegte.

„Louis, hast du noch keinen Schlaf?“ fragte Alvara mit barscher Stimme.

„Nein, Monsieur,“ entgegnete der Knabe so freundlich als möglich.

„Wir wollen Licht anzünden; ich will dir noch etwas vorlesen, da ich den Tag durch keine Zeit hatte. Wir müssen jetzt überhaupt den Unterricht fleißig fortsetzen. Ich hoffe, du hast deine Lection gelernt.“ —

„Ja, Monsieur,“ sagte Louis ganz leise.

Alvara zündete die Lampe an und begann dem Knaben verschiedene Fragen vorzulegen, die Louis in seiner Aufregung sehr mittelmäßig zu beantworten vermochte. Alvara blickte ihn streng mit seinen blitzenden grauen Augen an und bemerkte:

„Nichts gelernt; werden Ihm das schon beibringen. Diät wird den Burschen fleißiger machen!“

Jetzt ertönte von unten dreimal der Möwenruf und Louis fuhr sichtlich zusammen. Alvara dachte, der Knabe sei erschreckt wegen seiner Drohung und begann auf und ab gehend ihm eine Strafpredigt zu halten, von der Louis in seiner Herzensangst sehr wenig vernahm; vielmehr war er darauf bedacht, in einem unbewachten Augenblicke den Zimmerschlüssel auf die Seite zu bringen und erwartete nun mit klopfendem Herzen die Dinge, die da kommen sollten. Alvara hatte das Einhängen der Strickleiter nicht bemerkt, nicht gehört. Bei einer Wendung, die er im Hin- und Hergehen machte, sah er plötzlich außen am Fenster eine Gestalt auftauchen, es war François, der mit Staunen die Anwesenheit Alvara's bemerkte. Alvara war im ersten Moment nicht wenig erschrocken; bald aber stürzte er an's Fenster, riß es auf, um den Mann, den er jetzt erkannte, hinabzuwerfen; allein François, kurz entschlossen und für alle Eventualitäten vorbereitet, hielt dem Banditen einen Revolver vor und donnerte ihn mit den Worten an:

„Zurück oder ich schieße“; zugleich that er einen Pfiff und glitt, die Eisenstäbe ohne Mühe einbrechend, durch das offene Fenster in das Gemach, indem er mit noch immer gespannten Hahne vor Alvara sich hinstellte. Alvara, der keine Vertheidigungswaffe ringsum sah, wich zurück und bald waren noch drei bis vier Männer in das Zimmer gelangt.

„Diesen hier binden,“ rief François, auf Alvara deutend, „ich selbst nehme den Knaben. Wo sind seine Kleider, Louis,“ rief er diesem zu.

„Hier.“

François erschloß das Schränkchen und band diese einzigen Legitimationsbeweise sorgfältig in ein Tuch ein. Sodann ergriff er Louis, hieß ihn sich fest um seinen Hals schlingen und ließ dann den Knaben an sich binden. Wenige Minuten später schwang sich François mit dem Knaben hinaus und erreichte auf der Leiter glücklich den Boden. Der letzte der Männer, der das Gemach verließ, verlöschte das Licht und ließ den wuthohnmächtigen Alvara am Boden liegen.

Achtes Kapitel.

Graf Alexander de Pupille lebte im Umgange mit Adele und deren Mutter, fühlte in den nicht unbefugten Gesellschaften ganz vergnügt, erhielt manchmal Briefe von Alvara und Traufein und Jedermann, der ihn nicht näher kannte, aber von seinem früheren Leben, von seinen Grundsätzen etwas gewußt hätte, wäre nothwendig zu der Ueberzeugung gelangt, daß er sich gebessert habe. Aber es lag nichts desto weniger der finstere Geist seines Vaters auf ihm und es trieb ihn nichts Anderes zu Adele als der Wunsch seines Vaters. Auch war es bei ihm schon eine ausgemachte Sache, daß er, sobald Adele sein sei und er ihrer überdrüssig würde, sich nicht im Geringsten genireu wolle, nebenbei sein bisheriges Leben fortzusetzen.

Als ihm daher ein Brief Alvara's meldete, daß Alvara Viloni entschlossen sei, in's Kloster zu gehen, war er sogleich schlüssig, sie nochmal zu sehen, und wie bei ihm Wille und Handeln fast dasselbe war, konnte er auch nicht lange zögern, diesen in ihm aufgetauchten Wunsch sofort zu befriedigen. Er beurlaubte sich von der Familie Rayonnante, wie er sagte, auf wenige Tage, um eine Geschäftsreise nach V. zu unternehmen und befahl, daß man ihm sämmtliche Briefe nach V. nachschicke.

In V. selbst schickte er an Alvara ein Billet, worin er unter den heftigsten Liebesversicherungen bat, ihm doch noch einmal in diesem Leben eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten. Alvara las dieses Billet mit großer Entrüstung und gab es ihrem Vater, der ihr den Rath gab, den Grafen im Hause zu empfangen; er werde nicht dasein sein. So sollte sie ihm antworten.

Graf Alexander kam auch um die bestimmte Stunde und ward von Alvara gemessen steif und kalt begrüßt.

„Aber, himmlische Alvara, wohin ist dein süßer Blick geschwunden? Konnten mir wirklich die kurzen Monate deine Liebe rauben?“

„Herr Graf, ich liebe nur noch Gott. Einmal allerdings schien es, als habe sich mein Herz für Sie entschieden; allein nachdem ich Ernestine gesehen und ihr Schicksal erfahren, verlangt es mich nicht nach einem ähnlichen Glücke. Ich verbaure nur Fräulein von Rayonnante und ihre Nachfolgerinnen. Sonst habe ich Ihnen nichts zu sagen, Herr Graf!“

Stolz verließ die Italienerin den Salon und der frappirte Graf eilte rasch aus dem Hause. In seinem Zimmer fand er einen Brief Alvara's vor, der ihm die Entführung Louis' durch François mittheilte; die Details waren darin nicht vergessen und die Vermuthung ausgesprochen, François möchte den Knaben nach Marseille gebracht haben, wo sich Ernestine aufhalte. Denn nur von dieser könne er das Geheimniß erfahren haben, da diese nach einem Geständniß Philipps den

Knaben einmal gesehen habe. Alexander war über diese Nachricht wüthend, indem er mehr den Eclat fürchtete, der nun aus dem Bekanntwerden der Entführung entstände, als die Entfernung des Knaben überhaupt bedauerte. Er dachte darüber nach, wie diesem Eclat vorzubeugen sei und war endlich zu einem Entschlusse gelangt. Er schrieb sogleich an Alvara, das Schloß Piquette mit allen Ländereien und Waldungen so bald als thunlich zu verkaufen; er selbst aber reiste nach Marseille.

(Fortsetzung folgt.)

---

* Zur Geschichte der Lage der Juden im Mittelalter.

(Schluß.)

Im 12. und 13. Jahrhundert kamen zahlreiche lokale Verfolgungen vor, bei denen es wohl weniger auf die Bekehrung der Juden, als auf ihre Beraubung abgesehen war; die verschiedensten Verbrechen wurden ihnen Schuld gegeben, um nicht blos die Einzelnen, welche in die Untersuchung verwickelt wurden, sondern ganze Gemeinden, nicht blos eines Ortes, sondern auch großer Landstriche mit Confiscation und Todesstrafen heimzusuchen. Weit verbreitet war der Glaube, daß die Juden Christenkinder tödteten und ihr Blut beim Paschafest verwendeten. In Frankreich wurde durch diesen Vorwurf bereits im Jahre 1171 eine grausame Verfolgung hervorgerufen; bald darauf ertönte er auch aller Orten in Deutschland. So wurden im Jahre 1236 viele Juden zu Fulda erschlagen, weil sie mehrere Christenkinder getödtet und ihnen das Blut abgezapft hätten, um dasselbe beim Paschafest zu gebrauchen. König Friedrich II. berief viele gelehrte Männer und legte ihnen die Frage vor, ob, wie das Gerücht ginge, die Juden wirklich bei ihren religiösen Gebräuchen Christenblut nöthig hätten; wäre das der Fall, so wolle er alle Juden in seinem Reich verderben. Der Spruch der Commission lautete, man könne nichts Gewisses darüber erfahren, und so unterblieb jedes Strafgericht.

Das Volk war dadurch nicht überzeugt, und wie eine Krankheit verbreitete sich der Wahn, daß die Juden Christenblut bei ihren religiösen Festlichkeiten oder als Heilmittel gebrauchten, und forderte seine Opfer. Die Greuelthaten, welche auf Grund dieser Anschuldigungen verübt waren, nahmen auch die Aufmerksamkeit der Päpste in Anspruch und Innocenz IV., derselbe Papst, welcher auch sonst die Juden schützte, suchte dem Aberglauben in seiner schönen Bulle vom Jahre 1247 zu begegnen.

„Wir haben jämmerliche Klagen der Juden Deutschlands vernommen, daß manche geistliche und weltliche Fürsten und andere Adelige und Machthaber in euren Städten und Diöcesen gegen sie gottlose Anschläge erheben und die verschiedensten Anlässe suchen, um ihre Güter auf unrechtmäßige Weise zu plündern und sich anzueignen, ohne zu bedenken, daß gewissermaßen aus ihren Archiven die Zeugnisse christlichen Glaubens hervorgingen. . . . Während die heilige Schrift unter Anderm sagt: Du sollst nicht tödten und ihnen verbietet, am Paschafest etwas Todtes zu berühren, erheben jene die falsche Beschuldigung, daß sie am Paschafest das Herz eines gemordeten Kindes genössen. Man glaubt, daß das Gesetz es ihnen befähle, während es doch offenbar es ihnen gerade untersagt. Man legt ihnen den Mord zur Last, wenn irgendwo ein Leichnam gefunden wird. Solche und andere Vorwände sucht man, um sie wüthend zu verfolgen; ohne Anklage und ohne Geständniß, ohne Beweis, gegen die Bestimmungen des apostolischen Stuhls, gottlos und wider Recht beraubt man sie ihres Vermögens, bedrängt sie mit Hunger, Gefängniß und anderen Qualen, unterwirft sie den verschiedensten Strafen und tödtet ihrer viele auf die gräßlichste Weise, so daß die Juden unter der Herrschaft dieser Fürsten, Gewalthaber und Adeligen ein schrecklicheres Loos haben, als ihre Väter unter Pharao in Aegypten, und gezwungen werden, die Wohnorte zu verlassen, an denen ihre Vorfahren seit Menschengedenken gesessen haben. In der Furcht vor gänzlicher Vernichtung haben sie sich an die Vorsehung des apostolischen Stuhls gewendet" u. s. w. Der Papst empfiehlt sie darauf dem Schutz der Fürsten und verbietet alle ferneren Verfolgungen.

In Bezugnahme auf diese päpstliche Bulle verbot Ottokar von Böhmen in seinen Privilegien für Böhmen und Mähren (im Jahre 1254 und 1268) alle Anklagen, daß sie Menschenblut gebrauchten. Aber mit Bullen und Gesetzen schafft man nichts gegen einen tief eingewurzelten Aberglauben. Ist doch auch jetzt noch nicht vollständig der Wahn beseitigt und ist doch noch in unserem Jahrhundert in weniger civilisirten Gegenden unter diesem Vorwande das Volk gegen die Juden aufgehetzt worden. Auch in diesem Jahrhundert sind in Rußland nicht selten Anklagen gegen Juden wegen Mord von Christenkindern verhandelt worden. Obgleich ein kaiserlicher Ukas vom Jahre 1817 verbietet, den Anschuldigungen, daß die Juden Christenblut gebrauchten, Gehör zu schenken, begann im Jahre 1823 ein derartiger Prozeß gegen 43 Juden zu Welisch im Gouvernement Witebsk wegen eines ermordeten Christenknaben, dem alles Blut abgezapft sei; zwölf Jahre hindurch wurde er in den verschiedensten Instanzen geführt und endete erst im Jahre 1835 mit der gänzlichen, vom Kaiser bestätigten Freisprechung wegen Mangels allen Beweises. — Hat doch selbst in Deutschland am Rhein noch i. J. 1834 dieser Wahn die Verwüstung von Wohnungen der Juden und die Zerstörung einer Synagoge zur Folge gehabt, und wurde noch im Jahre 1842 unter Theilnahme europäischer Consuln zu Damascus eine Anzahl von Juden wegen solcher Anschuldigungen der schwersten Tortur unterworfen.

Vereinzelte Verfolgungen fanden fast in jedem Jahre statt; aber im Jahre 1298 wälzte sich ein neuer Sturm unter Anführung des fränkischen Edelmanns Rindfleisch von Ort zu Ort. Diesmal war es ein neuer Vorwand; eine angebliche Hostienschändung war die Veranlassung der Verfolgung. Die Juden hätten eine Hostie in einem Mörser gestoßen; aus ihr sei Blut in so großer Menge geflossen, daß sie es nicht mehr verbergen konnten. Diesem albernen Märchen fielen unzählige Juden in ganz Franken, Bayern, Oesterreich zum Opfer, und da, wo die Christen sich ihrer anzunehmen suchten, wurden auch sie öfter von dem Fanatismus und der Raubsucht der Verfolger nicht verschont. Gottfried von Ensmingen sagt, sie wären innerhalb des ganzen deutschen Reiches verfolgt worden, wenn nicht König Albrecht bei seiner Rückkehr von Aachen der Verfolgung Einhalt gethan hätte.

Ueber diese Judenverfolgung, speziell über eine in einem fränkischen Orte, berichtet uns ein Bild, welches als Schaustück und zu besonderer Erbauung und Verehrung der gläubigen Menge bei der Frohnleichnamsprozession in Zell bei Würzburg herumgetragen wird. Erwähntes Bild, auf dessen Vordergrunde die Monstranz mit dem Sanctissimum von Wolken getragen, dargestellt erscheint, zeigt uns in einzelnen Zerrbildern

eine jener Episoden, oder vielmehr Tragödieen jener finsteren Zeit des Mittelalters, die mancher gelotische Priester unserer gegenwärtigen Zeit wieder herbeiführen möchte, um wieder diejenigen auf dem Scheiterhaufen braten zu lassen, durch deren Hinschlachtung sie von ihren Widersachern befreit würden. Es ist überhaupt unbegreiflich, wie es heut zu Tage noch in einem Orte, wie Zell, das doch eine Menge industrieller und intelligenter Einwohner hat, geduldet wird, daß eine Trophäe des gröbsten Fanatismus, und ein zum abscheulichsten Fanatismus aufstachelnder Gegenstand zur Verherrlichung des katholischen Cultus dienen muß. Es ist ein Unding, zu einem religiösen Aufzuge ein Bild zu gebrauchen, das einestheils in der Monstranz mit dem Sanctissimum das höchste Symbol der Religion des Friedens und der Liebe, anderntheils in einer schaudervaren Mordscene diese Religion zum Gegentheil verkehrt. Möchte doch endlich der Geist der Liebe sie alle beseelen, die Träger dieser Religion, und sie den Mißbrauch des schönen Wortes: Alles zur größeren Ehre Gottes! aus ihrem Munde und Herzen verbannen.

Zur Erklärung des Bildes dient nun folgendes Reimwerk, das ihm beigegeben ist:

„Da man zählet Christi Geburt 1299 Jahr,
Zu Röttingen in der Osternacht ein großes Wunder geschehen war;
Der Kirchner die heilige Hostie den Juden verkaufet hat,
Der solche hernach mit Nadeln grausam durchstochen hat;
Sieh', da rinnt's unter so verdammter Wuth,
Es läuft heraus das rosenfarb'ge allerstarke Blut;
Der Jude erschrekt, warf selbige in die Tauber hinein,
Von da sie stehet den Fluß herab zum Kloster Schefterzheim.
Als die Prämonstratenser Nonnen den großen Gott ersahen,
Mit tiefster Ehrfurcht am Flusse zu ihm nahen,
Kniefällig am Ufer ihr Scapulir anstreiten,
Worin die heilige Hostie thut flößen zu ihren größten Freuden,
Worauf zwei Bücher erschienen auf das Judenhaus,
Den die Wächter gleich führten gefangen heraus,
Nach gestand'ner That wurde zu Recken erkannt,
Der Kirchner und Jud wurden lebendig verbrannt."

Kein besonders günstiges Urtheil dürfte diejenigen treffen, welche heutzutage, wo die Wissenschaft und der diese begleitende Geist religiöser Duldung einen so hohen Grad erreicht haben, keinen Widerwillen gegen derartiges, jedes feinere Gefühl verletzendes Zeug an den Tag legen.

Man sollte sich im Interesse des katholischen Cultus und der Gesittung gegen die Ostentation solcher Bilder namentlich als Erfatz oder Zugabe kirchlicher Paramente feierlichst verwahren. In der Zeit des Mittelalters, in dieser düsteren Nacht — und eine Nacht war das Mittelalter immerhin, mag sie auch ein junger philosophirender Theologe als eine sternenhelle bezeichnen —, wurden die Andersgläubigen durch solche öffentliche Bilder, welche Scenen aus ihrer Leidensgeschichte darstellten, verhöhnt. Zu Deggendorf in Niederbayern hat man durch ein Bild über dem Stadthor und durch Frescogemälde an der sogenannten „Gnadenkirche" die blutige Bestrafung der Juden im Jahre 1337 für eine angebliche Hostienschändung verewigt. Was man aber dazu sagen soll, wenn ein gebildeter Priester, Gg. Aichinger, Redacteur des „Straubinger Tagblattes", in seiner Geschichte des Klosters Metten diesen Vorgang vom Jahre 1337 und die ganze Mirakelgeschichte erzählt, als ob die Voraussetzungen zu jener schmählichen Ermordung wirklich historisch erwirt wären, das wissen wir nicht, wenn wir bedenken, daß man jetzt das Jahr des Heils 1869 schreibt.

Zu Frankfurt a/M. hat man auf der Mainbrücke nach Sachsenhausen zu, unter dem Brückenthurm, zum Andenken an die angebliche Ermordung eines Kindes in Trient (!) im Jahre 1475 das Gemälde eines mit Pfriemen durchstochenen Kindes und sonstige die Juden verunehrende Darstellungen angebracht: das Bild ist mit dem Abbrechen des Thurmes verschwunden.

Was in Frankfurt geschehen, das könnte der Gemeinde Zell auch nichts schaden und könnte ihr nur zur Ehre gereichen. Wir geben diesen Rath nur den Einwohnern von Zell, weil wir wissen, daß er nicht vergebens ist. Wollten wir dagegen den ehr- und tugendsamen Bürgern von Deggendorf eine ähnliche Zumuthung machen, so könnten wir in Gefahr kommen, uns eiligst aus dem Staube machen zu müssen, wenn wir in ihrer Nähe wären; denn die Deggendorfer wissen nur zu gut, daß jene Bilder und Alles, was sich daran knüpft, die in der „Gnadenkirche" ausgestellten Hostien mit den Marterwerkzeugen derselben, Stock, Amboß und Dornenrütschen, eine ihrer vorzüglichsten Einnahmsquellen sind, indem Tausende von Wallfahrern jährlich zur Gnadenkirche ziehen, um den Ablaß zu gewinnen. Würde den Deggendorfern einsmals diese Einnahmsquelle geschmälert oder ganz entzogen, da würden sie wohl den Vers zu murmeln anfangen:

„Die Deggendorfer, fromm und gut,
Rahm Gott in seine starke Hut,
Der Teufel aber, räuberisch,
Erdachte ihnen schlimmen Streich."

Miscelle.

(Verheirathete Domherren.) Die „Hermannstädter Ztg." erzählt: Nach den Canones der griechisch-katholischen Kirche können die Domherren auch verheirathet sein. Nun aber hat der einstige griechisch-unirte Bischof Bobu, als er das Mönchskloster der Basilianer in Blasendorf aufhob, und dafür eine Stiftung für — wenn wir nicht irren — sieben Domherrenstellen machte, an die Stiftung die ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß diese Domherrenstellen nur von coelibes (unverheirathete Geistliche) eingenommen werden dürfen. Der jüngst verstorbene griechisch-katholische Metropolit, Conte Sterca Siuluin creirte drei neue Domherrenstitze, auf die auch verheirathete Priester aspiriren können. Diese neu creirten drei Domherrenstitze sind denn auch wirklich an verheirathete griechisch-katholische Priester vergeben worden. Jetzt entsteht die Frage, ob es im Sinne der Bobu'schen Stiftung zulässig sein könne, daß diese verheiratheten Domherren im Falle der Erledigung eines der wahrscheinlich besser dotirten, allein nur für coelibes vorbehaltenen Sitze vorrücken können? Es scheint demnach mit dem über die Besetzung der Domherrenstellen in der „Gazetta" veröffentlichten Briefe beabsichtigt zu sein, eine Beseitigung eben dieser Frage im Mittel der siebenbürgisch-griechisch-katholischen Metropolie herbeizuführen, indem auch die vom Staate für das Szamos-Ujvarer griechisch-katholische Domkapitel dotirten Domherrenstellen nur an coelibes verliehen werden können.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung mit Würzburger Anzeiger.

№ 47. Sonntag, den 27. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Ruschi.

Achtes Kapitel.

(Fortsetzung.)

In der rue des cordonniers, 15, war indessen wirklich ein Zuwachs zur Familie Napidre gekommen. François hatte den kleinen Louis einstweilen hieher gebracht und die beiden alten Leute nahmen sich des vornehmen Knaben mit aller Freundlichkeit an. Leider konnte man aus seinen Kleidern, die er am Tage der Entfernung von seinen Eltern getragen, nichts entnehmen; denn nur das Hemdchen enthielt die Buchstaben eingestickt L. v. R. mit der Grafenkrone darüber. Da war nun guter Rath theuer; sollte man den Knaben öffentlich ausschreiben? François war sehr zu diesem Schritt geneigt, wenn nicht Ernestine entschieden anderer Meinung gewesen wäre. So lebten sie Alle denn hin und gewöhnten sich an den Knaben, so daß ihnen schon der Gedanke an eine mögliche Trennung schwer fiel.

So mochten etwa vier Wochen vergangen sein, als in den letzten Tagen des November ein vornehmer Herr die rue des cordonniers herabkam und die Häuser links und rechts betrachtete. Ernestine, die sich soweit erholt hatte, daß sie in den Mittagsstunden etwas freie Luft am Fenster genießen durfte, erschreckte die im Zimmer Anwesenden durch ihren Ruf:

„Mein Gott, Alexander kommt!“

François, dem die Möglichkeit doch zu ungereimt vorkam, eilte an's Fenster, wie eben Alexander an der Glocke zog.

Ernestine wollte ihm entgegeneilen und nur François konnte sie davon abhalten.

Graf Alexander trat ein und bat François sehr höflich, mit dem Knaben einige Augenblicke abzutreten, da er mit Ernestine wenige Worte allein zu reden habe. François that es. — Was nun Ernestine und Alexander verhandelten, ist ein Geheimniß geblieben, indem selbst François nichts davon erfuhr. — —

Sie eilte bald hinab in den kleinen Laden und holte die beiden alten Eheleute herauf, sodann rief sie François und Louis herein.

„Herr François, Sie haben mir da mit der Entführung des Knaben einen schlimmen Streich gespielt. Eben als ich von Deutschland wegging, um das Unrecht meines Vaters wieder gut zu machen, mußte ich erfahren, daß Sie sich des Knaben mit Gewalt bemächtigt; leider konnte ich nicht früh genug hier eintreffen, indem der schlechte Dampfer, der mich herführte, auf der See Schiffbruch litt, in Folge dessen ich in Toulon einige Wochen krank lag. Jetzt bin ich hier, den Knaben mitzunehmen, um ihn seinen Eltern zu bringen, da ich mich ja in nächster Zeit mit der Schwester des Knaben verloben werde. Sie würden durch Erfüllung meines Wunsches sich ein Ihnen theures Wesen verbinden!“

„Ja, François,“ hat Ernestine, „gib dem Grafen den Louis mit, du wirst dich ja selbst überzeugen, ob er den Knaben seinen Eltern zurückgibt, indem wir, ich und du, in der Nähe Louis' bleiben sollen.“ —

„François, ich ernenne Sie hiemit zu meinem Verwalter auf meinem Gute am Rhein; ganz in der Nähe wohnt die Mutter des Knaben, die Gräfin von Rayonnante. Es wäre mir lieb, wenn Sie bei dem Antritte Ihrer Stelle eine nette junge Frau, etwa Ernestine, mitbrächten!“

„Wäre es wahr, Ernestine?“ fragte François.

„Ja, ich verlobe mich mit dir, François, es ist Euch doch Recht, Vater Napidre?“ meinte Ernestine lächelnd.

Inzwischen hatte Alexander den Knaben auf sein Knie genommen und ihn gefragt, ob er gern die Mama wieder sehe, ob er sich noch an Adele erinnern könne. Kurz, er schmeichelte sich hoch bei dem Knaben ein.

François gab nach und nach schieb, gegenseitig wenigstens äußerlich verföhnt. Alexander nahm den Knaben mit, welcher François bat, ihn zu besuchen.

* * *

Es war ein Zeitraum von einem Monat seit dieser Begebenheit vergangen; die Gräfin-Mutter war gebührend durch Briefe von Alexander auf das Wiedererscheinen ihres Louis vorbereitet worden, worin jedoch der Graf nicht vergaß, die Verdienste François' in's gehörige Licht zu stellen. — Dieser hatte sich mit Ernestine vermählt und war nach dem Gute Alexanders, an den Rhein abgereist, begleitet von den Segenswünschen der beiden alten, ehrlichen Napidre's. Alexander hatte, weil er durch andere galante Abenteuer einstweilen noch an der Rückkehr gehindert war, doch für gut befunden, den Knaben in Begleitung von François, dem er heiliges Schweigen in mancher Beziehung auferlegte, reisen zu lassen. Die Freude des Wiedersehens war groß und François mußte der Gräfin oft die Details der Wiederfindung erzählen, die aber alle nach des Grafen Erfindung von dem Verwalter recitirt wurden, der kein Interesse mehr hatte, dem Grafen übel zu wollen; ihm im Gegentheil sein Glück zu verdanken hatte.

Die Gräfin-Mutter hatte zwar gemeint, Adele soll dem wiedergefundenen Bruder zu Liebe auf ihren Besuch in W. verzichten; allein Adele bestand mehr als je auf ihrer Reise nach W.; zogen sie doch ganz andere Gründe als die nur des Vergnügens nach dem ihr ziemlich fremden Orte.

Sie hatte denn auch ihrer Freundin Clotilde geschrieben, daß sie am Neujahrvorabend in W. eintreffen werde.

Hier in W. war mit Beginn des Semesters wieder ein Leben rege geworden, wie es Universitätsstädten so eigenthümlich ist. Auch Bernd v. Traustein hatte mehr und mehr seine Melancholie verloren und sich wieder mehr dem frischen, freien Studentenleben erschlossen. Es belebte sich sein ganzes Wesen in dem Gedanken an Adele und die todte Braut, die blasse Lady tauchte nur noch manchmal in seiner Erinnerung, aber ganz in der Ferne auf, wie man etwa in der Dämmerung undeutlich die Umrisse einer Stadt erblickt. Weit nun in W. gewöhnlich am Sylvesterabend ein großer, viel von Studenten besuchter Ball stattfand, war in der Familie Mugissant das übliche Punschtrinken stets auf den Abend vorher festgesetzt und Traustein ein beliebter Gast an demselben. Auch diesmal ward er eingeladen. Er kam etwas spät und man denke sich seine Ueberraschung, als er bei seinem Eintritt in das Familienzimmer Adele von Raysonnante lächelnd am Tische sitzen sah, jene Adele, die all' sein Denken, all' sein Fühlen beschäftigte. Er konnte seinen Sinnen kaum glauben, bis ihn Adelen endlich selbst aus jedem Zweifel riß, indem sie freundlich sagte:

„Ei, Herr von Traustein, Sie scheinen eine alte Bekannte nicht wieder zu erkennen! Clotilde, stelle mich dem Herrn doch vor!“ setzte sie schelmisch hinzu.

„Es freut mich,“ begann Traustein, „Sie schon so bald hier zu sehen!“

„Bin ich Ihnen zu bald gekommen? Sie erinnern sich doch Ihres Versprechens, mit mir die bestimmten Touren zu tanzen?“

„O sehr wohl, Euer Gnaden, und ich bin glücklich, daß Sie es wirklich ernst meinten.“ — —

Der Abend verging nun in der heitersten Weise und Traustein entwickelte ein Unterhaltungstalent, das den kleinen Cirkel förmlich hinriß. Adele lernte den jungen Doktor immer höher schätzen. Clotilde hatte bald die Bemerkung gemacht, daß Adele den Baron nicht ungern sah. Diese Clotilde, vor zwei Jahren noch eines der schönsten Mädchen von W., glich im Charakter sehr ihrer liebenswürdigen Freundin. Sie war ebenfalls sehr gebildet, ohne mit dieser Bildung überall und bei allen Gelegenheiten großartig zu prahlen. Sie machte im Gespräche bescheidene ihre Anmerkungen, aber diese waren immer treffend.

Sie war bedeutend größer als Adele und auch jetzt noch, obwohl sie schon 22 Jahre alt war, schöner als ihre an Gestalt gleichschöne Freundin. Ein unglückliches Verhältniß zu einem jungen Manne, das nun längst gelöst war, trug wohl auch viel dazu bei, ihrem Wesen schon so bald den Stempel des Ernstes und manchmal der Wehmuth aufzudrücken. Sie hatte sich in Folge dessen mehr eine receptive Ansicht von Liebe gebildet oder mit andern Worten, sie beobachtete gerne die Liebesverhältnisse von ihr nahe stehenden Persönlichkeiten, um an dem Eindrucke, den sie auf ihr Herz, ihr Gemüth hervorriefen, die Dauer und den Bestand derselben zu prüfen. Und meistens hatte sie das Richtige herausgefühlt und es war wohl kein gutes Anzeichen, als sich bei dem ersten Kundgeben der gegenseitigen Zuneigung Adelens und Traustein's ihre Stirne zu leichten Falten zusammenzog. —

Sie theilte auch nach dem Weggange Traustein's, als sie mit Adele allein war, das Ergebniß ihrer Beobachtung vorerst nur in die Form des Satzes gekleidet der Freundin mit.

Adele jedoch faßte diese Aeußerung anders auf; sie glaubte, daß Clotilde es ungern sehe, wie sie den jungen Traustein auszeichnete, und da sie wußte, daß Bernd früher oft in das Haus gekommen, so war nichts natürlicher, als daß sich ihr der Gedanke aufdrängte, Clotilde müsse wohl Interesse haben, warum sie gleich bei ihrem ersten Alleinsein eine solche Anspielung mache. Sie beschloß deßhalb, vorsichtiger zu sein und besonders Clotilde gegenüber nicht so offen ihre Neigung für Traustein an den Tag zu legen.

Nicht sehr sanft war der erste Nachtlager in der fremden Stadt; sie dachte an ihn, der ihre Seele so ganz beherrschte, an den folgenden Tag, der ihr an seiner Seite so viel Genuß, so viel Glück versprach. Und es schlug eine sehr späte Stunde, als endlich sich der Schlummer über sie erbarmte.

Der folgende Vormittag überraschte das Mädchen mit einer Freude, die sie nicht erwartet hatte. Es ward ihr nämlich ein prachtvolles Bouquet übersandt, für diese Jahreszeit eine wirthvolle Auswahl seltener Blumen. Traustein's Billet fand sich zwischen den Blumen.

Der Ball am Abend war prächtig und Adele erkannte immer mehr den Werth Bernd's, der auch seinerseits das freundliche, geistreiche Mädchen immer feuriger lieben lernte. Am Schlusse des Balles, als sie eben in den Wagen stieg, lispelte sie ihm noch zu:

„Herr Baron, übermorgen im Theater!“ Daß Traustein dort nicht fehlte, läßt sich denken. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß der Skopzen-Secte in Rußland.

(Aus dem „Globus“.)

Wir wollen hier einige Mittheilungen machen, durch welche unsere Leser einen vollständigen Einblick in das Treiben dieser abscheulichen Fanatiker gewinnen werden. Zuvor mag bemerkt werden, daß auch sie sich auf die Bibel berufen und natürlich, wie Alle, sich allein für „rechtgläubig“ halten. Für sie ist der Vers 12 im 19. Capitel des Apostels Matthäus maßgebend und somit glauben sie auf dem Boden „der heiligen Schrift“ zu stehen. Die Selbstverstümmelung, welche für alle Mitglieder der Secte verbindlich ist, hat zwei Grade; sie ist entweder nur partiell, oder bei denen, welche eine höhere Stufe der Heiligkeit erringen wollen, radical. Auf spezifischere Andeutungen können wir natürlich nicht näher eingehen.

Der Prozeß des Heiligen Plotizyn macht begreiflicherweise ein ungeheures Aufsehen und wird eine europäische Berühmtheit erlangen; die Sache eignet sich in der That zur Erörterung im Neuen Pitaval, lobizulschweigen ist sie nicht mehr. Wir finden nun Folgendes in einer Nummer der deutschen „St. Petersburger Zeitung“:

Nach Ansicht der Skopzen ist die Ursache alles Uebels der Menschheit die geschlechtliche Berührung. Um diese unmöglich zu machen, vollziehen sie an sich die ihre Secte kennzeichnende Verstümmelung. Auch Frauen unterwerfen sich den verschiedenen möglichen Formen derselben; doch scheint das Eiffernen der Brüste als das genügendste Mittel zur Ertödtung des Geschlechtstriebes betrachtet zu werden. Durch diese Verstümmelung entziehen sich die Skopzen aber demjenigen Elemente, welches nicht nur zu

Erhaltung, sondern auch wesentlich zur Verdummung der Menschheit beiträgt: dem Familienleben, und so findet denn der Fanatismus den freiesten Spielraum in ihren allen echt menschlichen Regungen widerstrebenden Gemüthern. Auch ihrer Ansicht ist ihr Wesen bereits zum zweiten und letzten Male erschienen: es ist der Kaiser Peter III., darunter dem Namen Sseliwanow das Märtyrerthum erlitt und nach Sibirien geschickt wurde. Von dort zurückgerufen, mußte er neue Verfolgungen erleiden, aus welchen ihn jedoch die Treue und der Eifer seiner Anhänger errettete. Nachdem er viele Jahre in seiner Eigenschaft als „Erlöser“ unter seinen Anhängern gelebt, wurde er nach Shudol geschickt. Von da ging er jedoch nach Sibirien, wo er sich in der Gegend von Irkutsk bis zur Zeit des Gerichts verborgen halten wird. Dann wird er in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit einhergezogen kommen, die große Glocke in der Uspenski-Kathedrale läuten, die Gläubigen um sich versammeln, den Thron in Besitz nehmen und in St. Petersburg das letzte Gericht halten. Von der Zeit an ist die Welt als erlöst zu betrachten; da alsdann alle Menschen Skopzen sein werden, wird alle Sünde aufhören und die Erde wird ein Paradies, wie vor dem Sündenfalle, sein. Die Menschen werden nicht sterben, sondern im Zustande der Glückseligkeit ewig leben.

Historisch und sicher festgestellt ist es, daß ein fanatischer Skopez, der Bauer Kondratij Sseliwanow aus dem Dorfe Stolobowo, Gouvern. Orel, wegen übersführter Proselytenmacherei in dem Dorfe Ssosnowka (Gouvern. Tambow), dem Schauplatze seiner Umtriebe, mit der Knute bestraft und nach Sibirien geschickt wurde. Diesen Sseliwanow hielten die Skopzen für identisch mit Peter III. Ein aus Sibirien zurückbeorderter Skopez, ein Moskauer Kaufmann, der sich Massonow nannte, aber eigentlich Kolessnikow hieß, und Sseliwanow oder vielmehr Peter III. in Sibirien kennen gelernt hatte, theilte Kaiser Paul mit, daß sein Vater noch unter dem Namen Sseliwanow in Sibirien lebe. Der Kaiser ließ Sseliwanow wirklich zurückholen, aber, da er den Betrug erkannte, sofort in's Irrenhaus stecken. Von hier kam er 1802 auf Befehl Kaiser Alexander I. in das Armenhaus des Smolnaklosters. Durch die Bemühungen und Geldopfer der Petersburger Skopzen wurde er auch aus dem Armenhause befreit, und nun lebte er in den Häusern der reichen zur Skopzensecte gehörigen Kaufleute Renaffijew, Kolstrow und Ssolodownikow als „Messias“ und erfreute sich wahrhaft göttlicher Ehren. So trieb er es bis 1820, wo die Nachsicht, welche den Skopzen geschenkt worden, ein Ende fand, da ihr freieres Hervortreten eine Untersuchung herbeigeführt hatte, welche damit endigte, daß Sseliwanow nach dem Kloster in Ssudsal geschickt wurde, wo er bald nach seiner Ankunft starb.

Nächst dem Pseudo-Messias Sseliwanow ist der Pseudo-Johannes, der Bauer Schilow aus dem Dorfe Maslowo (Gouvern. Tula), ein Gegenstand besonderer Berechnung für die Skopzen. Sie halten denselben für identisch mit der Person eines Fürsten Dolchkow, Begleiters Peter III. Zur Zeit der Kaiserin Katharina wurde Schilow in den Festungen von Dünaburg und Riga gefangen gehalten; wahrscheinlich aber nicht blos der Ketzerei wegen, da er bei der Thronbesteigung des Kaisers Paul nicht, wie alle anderen gefangen gehaltenen Ketzer, begnadigt, sondern nach Schlüsselburg gebracht wurde, wo er 1799 starb. Man begrub ihn am Fuße des Berges Preobrashenskij, und sein Grabhügel ward Gegenstand allgemeiner Verehrung. Oft wurde an demselben die zweite Operation (des sog. Kaisersiegels) vollzogen.

Die Anna Ssofonowna ist die Tochter eines gewissen Ssofon Popow, eines der ersten Anhänger des in Ssofonowka aufblühenden Skopzenthums, und lebte noch 1844, 90 Jahre alt, in Wohlstand, wo sie noch als die Skopzenprophetin genannt wird.

Eine noch größere Bedeutung für die Skopzen hat jedoch Akulina Iwanowna, welche sie Mutter Gottes nennen und mit der Kaiserin Elisabeth Petrowna für identisch halten. Die historischen Nachrichten über diese Person sind unsicher. Wahrscheinlich ist es dieselbe, von welcher in dem Befehl des heiligen Synods vom 7. August 1734 die Rede ist, wo es heißt, daß zu der Zahl der im Jahre 1733 von der geheimen Kanzlei verurtheilten Personen eine Akulina Iwanowna gehörte, welche mit der Knute bestraft und nach Sibirien geschickt wurde.

Nachdem wir das eben Aufgeführte vorausgeschickt, hoffen wir, unsere Leser für das Verständniß der Mittheilungen der Nachrichten aus der Gegenwart hinlänglich vorbereitet zu haben. Es heißt daselbst:

„Die wichtigste Neuigkeit, welche aus dem Gouvernement Tambow mitzutheilen wäre, ist, daß eine Commission zur Untersuchung der Skopzenangelegenheit eingesetzt ist. Der Morschanskjer Kaufmann erster Klasse und Millionär Maxim Kusmin Pu-tizyn, das Haupt der Skopzensecte in ganz Rußland, ist verhaftet; in seinem Hause sind neun verschnittene Frauen und die in goldene Rahmen gefaßten Porträts der Skopzenheiligen Sseliwanow, Schilow, Peter III., der Mutter Gottes Akulina Iwanowna gefunden worden. Von diesen Porträts sind photographische Copien gemacht und nach Petersburg geschickt. Diese hochwichtige Angelegenheit verdankt ihren guten Fortgang dem unbeschreiblichen Eifer des Gouverneurs Harting, des Vice-Gouverneurs Absa- und des Morschanskjer Polizeimeisters Trischalny.

In dem Hause des Hauptes aller russischen Skopzen wurden außerdem in einem geheimen Versteck in dem letzten der vier einer sorgfältigen Nachforschung unterworfenen Waarenlager Hausen von Gold, nach Zehnen von Puden zu berechnen, in den Kosten gefunden. Gold und Silber im Betrage von Millionen wurde hinter eisernen Thüren, unter den Fliesen; in Kasten und Fässern entdeckt, wo es in halbverfaulten Säcken aufgehäuft lag. Mehrere Millionen waren in Banknoten zur Stelle. Der Betrag des ganzen hier aufgefundenen Capitals ist noch nicht bekannt; es waren jedoch, wie man sagt, allein 100 Reichsbanknoten à 100,000 Rubel, im Ganzen also im Betrage von 10 Millionen Rubel vorhanden. Alles dieses Geld bildet das Capital der russischen Skopzengemeinde, ohne daß das Vorhandensein ähnlicher Schätze an anderen Orten dadurch ausgeschlossen wäre. Jedenfalls ist dies ein organisirtes Capital, vermittelst dessen die Skopzen der Regierung schon oft genug die Hände gebunden haben und sie ihr noch binden.

Im Hause Putizyn's und auf dem Hofe desselben ist jetzt eine Wache aufgestellt; die Papiere und Correspondenzen mit den sibirischen und Petersburger Skopzen sind confiscirt. Der bekannte Millionär, der Petersburger Skopez Jermolai Jegorow Tretjakow, ist durch Correspondenzen in diese Angelegenheit verwickelt und war unlängst nahe daran, in Morschansk verhaftet zu werden.

Eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit muß natürlich die Aufmerksamkeit der höchsten Regierungskreise auf sich ziehen. Die Goldhaufen werden von den Skopzen für das „neue Reich“ in Rußland aufbewahrt, das die gegenwärtig bestehende Ordnung der Dinge umstürzen und die neue Skopzenära beginnen

soll. Zur weitern Führung dieser Sache müßte ein Vertrauensmann aus der höchsten Regierungssphäre nach Morschansk entsendet werden. Skopzenprozesse ohne Abschluß sind genug dagewesen. Wie sprechen nicht davon allein die Prozesse der Millionen bestohlenen Moskauer Skopzen, die ruhig in Moskau fortleben?

Man hat sogar Spuren eines Zusammenhanges der Morschansker Skopzen mit einer polnischen Revolutionspartei, an deren Spitze ein gewisser Olschanowski in Konstantinopel steht, aufgefunden. Derselbe soll damit umgehen, unter den Skopzen einen Aufstand zu organisiren, und dabei befanden auf den Effect einer Intercessetzung der Person Peter's III. rechnen. Zu diesem Zwecke sind, wie man sagt, neun Emissäre mit Aufrufen in die Gouvernements Moskau, Tambow, Kursk, Simbirsk und Woronesch entsendet worden, die unter der Leitung eines Alexander Krylowski stehen. (?)

Das Haus Plotigyn's in Morschansk bildet ein ganzes Quartier; es ist ein Labyrinth mit vielen gebleudeten und vermauerten Fenstern. Die daselbst aufgefundenen neun Frauen mit verschnittenen Brüsten waren: die Morschansker Ehrenbürgerin Tatjana Jegorowa Plotigyn, eine Cousine Magin Plotigyn's, die Bürgerinnen Jekaterina Stepanowa Glinschinkow, Akulina Jegorowa Popow, Irina Fedorowna Newjerow und Akulina Michailowna Seljapufin, und die Bäuerinnen Jekaterina Jakowlewa Glinschinkow, Maria Alexejewa Schepelew, Arjuja Maximowa Seljapufin und Marfa Filippowa Popow. Morschansk ist das Jerusalem und das Dorf Slosnowka das Mekka der Skopzen, die Heimath der berühmtesten Häresiarchen des Skopzenthums. Die Morschansker Skopzen Senkin, Popow, Stergejew und Kuwanin haben bereits die Aufmerksamkeit der Commission auf sich gezogen. Auch ist ein Prozeß gegen den im Gefängniß in Kamyschin sitzenden Kaufmannssohn Grigorij Maximow Plotigyn angekrengt worden.

Natürlich setzen die Skopzen alle Mittel in Bewegung, um sich aus der Affaire zu ziehen. Von dem Petersburger Skopez, dem Kaufmann zweiter Gilde J. J. Trojakow, fand man unter den confiscirten Papieren Briefe vor, in welchen er Maxim Plotigyn von der seinem Hause bevorstehenden Haussuchung Anzeige macht. Auch sollen Briefe aus Petersburg für einen in hoher dienstlicher Stellung befindlichen Herrn gefunden sein, der viele Skopzenangelegenheiten Plotigyn's in eifrigster Weise in Petersburg betrieb.

Miscellen.

(Bekenntnisse einer schönen Seele.) In Pesth wurden vor einigen Tagen zwei der gefährlichsten und berüchtigtsten Einbrecher und Diebe, Ludwig Wolf und Karl Balinik, gefangen und ersterer zu sechs, letzterer zu neun Monaten Arbeitshaus verurtheilt. Wolf, der so robust und verwegen ist, daß er mit leichter Mühe vier bis sechs Trabanten zu Boden schleudert, sagte bei Anhörung seines Urtheils ganz ruhig: „Sie wissen, Herr Stadthauptmann, daß mich, wenn ich nicht in's Arbeitshaus gehen will, alle Trabanten nicht hinbringen können; diesmal will ich aber keinen Widerstand leisten und möchte ich für mein Geld in einem Wagen hinfahren.“ Dieser Wunsch des Wolf wurde auch erfüllt und er sammt Balinik zu Wagen und in Begleitung einer tüchtigen Wachmannschaft in's Arbeitshaus gebracht. Den Tag früher äußerte er sich, er werde nur eine Nacht im Arbeitshause bleiben, da man ihn nach dieser Zeit gerne fortschicken werde. Und er bewies, daß er kein „Mann der leeren Worte“ sei; am andern Morgen standen er und Balinik auf, schlichen sich in den Arbeitssaal und zerschnitten daselbst zwanzig Paar Beinkleider. In Folge dieser boshaften und verbrecherischen Handlung wurden beide Gauner dem Stadthauptmannamte retournirt, welches sie nun dem Criminalgerichte übergeben muß. Dort hoffen die beiden Unverbesserlichen mit einem Monat Arrest durchzukommen; diesmal dürften aber die erfahrenen und gefehdundigen Diebe die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn die Stadthauptmannschaft wird sie, sobald sie die ihnen vom Criminalgerichte zugemessene Arreststrafe überstanden haben werden, reklamiren und dann zu längeren Arbeitshausstrafe anhalten. Als dies dem Wolf mitgetheilt wurde, antwortete er: „Herr Stadthauptmann! Ich werde jedenfalls, wenn ich eingesperrt werde, Jemanden erstechen. Ein Mensch, wie ich, der 46 Jahre alt ist, bereits 2800 Stockstreiche erhielt, eine 18jährige Kerkerstrafe überstand und wegen Raubes schon unter dem Galgen stand, ein solcher Mensch ist frei, der läßt sich nicht mehr einsperren.“

•

— An die **Pacific-Eisenbahn** knüpft sich bereits ein ziemlich reicher Anecdotenschatz. Die letzte Neuigkeit ist die, daß die Indianer ihre Gattheiten um eine neue, die Locomotive, vermehrt haben. Den Grund hierzu erklären amerikanische Blätter folgendermaßen: Eine Anzahl Indianer hatte ein Riesenungethüm mit zwei feurigen Augen unter furchtbarem Getöse durch Berg und Thal rennen gesehen und glaubte einen neuen Gegenstand für ihren aristokratischen Sport gefunden zu haben. Sie legten sich daher in den Hinterhalt, spannten ein Seil über den Weg, den sie das Ungethüm mit auffallender Regelmäßigkeit halten kommen gesehen und hielten dasselbe, etwa dreißig Mann auf jeder Seite, fest. Als nun die Locomotive heranbrauste und die unschuldigen Indianer sie fangen wollten, wurden dieselben theils auf die Seite geschleudert, theils eine Strecke lang am Seile mit fortgerissen, bis sie endlich nachgaben und das Dampfroß ungefangen seines Weges ziehen ließen. Später aber empfanden die frommen Indianer Gewissensbisse und bekleißigten sich, die gegen den unbekannten Gott begangene Sünde durch eifrige Anbetung zu sühnen, um nicht dessen furchtbares Strafgericht auf sich herabzubeschwören.

Dichterworte.

Dichterworte sind wie Funken,
Die dem Stein entlockt der Stahl,
Zündend fachen der Gefühle
Gluth sie an zu hellem Strahl.

Dichterworte sind wie Regen,
Der die Flur erfrischend netzt,
Wo ein Herz in Wehmuth schmachtet,
Wird erquickt es und gelegt.

Dichterworte sind wie Donner,
Der die Felsen beben lehrt,
Ehrfurchtsvoll vernimmt der Gute,
Was der Böse zitternd hört.

C. Frei.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
mit Würzburger Anzeiger.

№ 48. Mittwoch, den 30. Juni 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Musch.

Achtes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Kaum waren vier Wochen verflossen, so waren Adele und Traustein ziemlich vertraut; das süße „Du" gab dem Gespräche, wenn sie allein waren, eine größere Intimität. Und es ging denn in der [illegible] sich in jedem Verhältnisse, das echte, tiefempfundene Liebe gestiftet, ganz ähnlich ereignet. Unbekümmert um die Außenwelt lebten Beide nur ihrer Liebe und weil die Bemerkungen Clotildens dem offenen Sinne und der Denkungsart Adelens wehe thaten, wußte sie hinter dem Rücken der Baronesse ihrem Traustein Orte zu bezeichnen, wo er sie treffen konnte. Allein dieses schöne, reine Verhältniß sollte nicht ungetrübt, nicht unangetastet bestehen bleiben; es wäre auch zu viel vom Glücke verlangt gewesen, das den Guten von jeher abhold war.

Als nämlich eines Morgens Traustein mit Adele plaudernd eine wenig besuchte Straße ging, begegnete ihnen ein Mann, der sehr herausfordernd die Liebenden anblickte, so zwar, daß Traustein nicht anders konnte, als ihn fragen, ob er etwas von ihm wolle.

„Will nichts," entgegnete der seiner Sprache nach Fremde, „habe wohl die Ehre, mit Signor Traustein zu reden?"

„Die haben Sie, wenn es eine so besondere ist!"

„Ich werde den Signor später in seiner Wohnung suchen, habe Grüße an ihn vom Grafen de Pupille!"

„Gut, gut," sagte Traustein gegen seine Gewohnheit unhöflich.

„Kennst du den garstigen Mann mit den grauen Augen?" fragte Adele.

„Ich kenne ihn nicht; er scheint mit dem Grafen de Pupille bekannt zu sein!"

„Ich fürchte mich ganz vor dem Menschen; hat mich doch deine Erzählung von der Lady Emmy auch so sehr aufgeregt!"

Zu Traustein kam übrigens weder an diesem, noch dem folgenden Tag der Fremde, der indessen wieder von W. abgereist war. —

Etwa eine Woche nach dieser Begegnung erhielt Adele von ihrer Mutter einen Brief, der ihr dringende Heimreise empfahl, indem der kleine Louis auf den Tod erkrankt sei. Sie solle eilen, wenn sie ihren Bruder noch lebend antreffen wolle.

Natürlich sprach ihr Traustein selbst zu, möglichst bald zu dem kranken Bruder zu eilen.

Auch die Familie Mugiffant, die Adele ungern so plötzlich scheiden sah, schloß sich dieser Ansicht an.

Am 1. März mußte Adele von W., das ihr in vieler Beziehung so werth und theuer geworden war, Abschied nehmen und als sie Traustein zum letzten Male die Hand bot, glaubte sie, es gelte den Abschied für immer, so weh und schmerzlich kam er sie an. Doch sie ging ja mit dem Troste hinweg, daß [illegible] sie, der sie denke, dem sie da [illegible] sie nahm ja die Versicherung der Liebe eines Mannes mit sich, den sie hoch hielt auch seiner Kenntnisse, seines Talentes wegen.

Und schnell war sie dem lieben Kreise der Bekannten entrückt und Traustein kehrte traurig mit Clotilde in die Stadt zurück, die ihm nun so öde, so leer vorkam, nachdem sie aus derselben geflohen war, die ihm W. zum angenehmen Aufenthalt gemacht.

* * *

Der Graf de Pupille hatte sich in der ganzen Zwischenzeit in Rom aufgehalten. Er wollte die jungen Eheleute, Francois und Ernestine, sich erst eingewöhnen lassen und wollte vielleicht auch nicht bei einem nun bald eintretenden Vorgange anwesend sein, dessen Eintritt er veranlaßt hatte. Sobann waren es eben noch verschiedene andere Rücksichten, die ihn an Rom fesselten. Einmal wollte er den Verkauf seines Schlosses Piquette abwarten und dann hatte er die Bekanntschaft des sich ebenfalls in Rom aufhaltenden Lord Warington gemacht. Die Hauptsache freilich für seine Fesselung an die ewige Stadt blieb doch eine gefällige, liebliche Römerin von achtzehn Jahren. Er hatte das Kind bei einem Bekannten, der Malerstudien halber in Rom war, als Modell zu einer Venus stehen sehen und war entzückt von dem Ebenmaß und der Fülle dieses schönen weiblichen Körpers. Bei ihm herrschte die realistische Anschauung des Schönen ebenso bedeutend vor, als ihm auf der andern Seite in seinem ganzen Seelenwesen jener moralische Halt, der sich auf der Ueberzeugung von der Existenz eines Höheren basirt, abging. Von idealistischem Genusse reiner Schönheit, wie er die Auffassung des Künstlers charakterisirt, hatte er gar keine Vorstellung.

Allein der Mensch kann ohne eine idealere Anschauung der gewöhnlichen trautigen Wirklichkeit nicht wohl bestehen, ohne zu oft und unangenehm mit den gegnerischen Faktoren zu collis-

diren; deshalb suchen sich die Meisten wenigstens den Schein einer höheren, idealistischen Betrachtung des Lebens zu annectiren und einer dieser Idealisten vom Scheines Gnaden war auch Alexander. Aber er war es nur dort, wo er damit Effekt zu machen glaubte, er war Realist von Grund aus und alles andere Gebahren nur Heuchelei.

Für ihn war Lucretia, wirklich eine Venus, ein Gegenstand seiner Begierde, wie überhaupt fast jedes weibliche Wesen; er hatte es ja genugsam bewiesen. Lucretia, das Kind eines Lazzarone, hatte sich trotz dieser niederen Sphäre ihres Wirkungskreises doch in einem gewissen Grade über dem Niveau des an Proletariat grenzenden Lebens ihres Erzeugers zu halten gewußt.

Lucretia wohnte in einem eigenen Stübchen, das sie von ihrem Verdienste sich gemiethet, getrennt von ihrem trägen, auf Kosten seiner Mitmenschen lebenden Vater. Sie nähte, stickte, stand Modell und verdiente sich gerade genug, um leben zu können. Was das Modellstehen anlangt, worüber Mancher als über eine unsittliche Erwerbsart den Kopf schütteln möchte, so muß man nur die Verhältnisse näher betrachten. In Rom galt es als keine Schande, den Künstlern zur Verwirklichung ihrer Idee seinen Körper als Modell darzubieten. Wie viele Römerinnen würden sich wiedererkennen in den verschiedenen Madonnenbildern auf Erden!

Freilich schwerer war ein schönes Modell für antike Gruppen und Gestalten zu bekommen; aber solche Modelle [illegible] zu der allerdings anfangs genanten Schaustellung. Aber die Sorge für eine kranke Mutter, für hungernde Geschwister oder die für den eignen Unterhalt läßt es begreiflich erscheinen, daß sich diese Art des Erwerbes allmählig zu einem gar keinen Anstoß mehr erregenden Nahrungszweig gebildet hat.

Man darf davon nicht auf die größere oder kleinere Sittlichkeit der betreffenden Persönlichkeiten schließen und es zeigte sich gerade in Lucretia's Charakter das Gegentheil von dem, was man erwarten sollte. Sie war rein und unschuldig, vielleicht mehr als die stolze, junge Dame, die in einem prachtvollen Wagen dahinfährt. — —

Graf Alexander hatte wohl den hohen Werth Lucretia's erkannt und gerade deswegen reizte ihn die herrliche Gestalt; denn selbst Wüstlinge lieben die Unschuld. Der Graf wußte es auch in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß Lucretia ihr bescheidenes Stübchen verließ und ein Zimmer in seiner Wohnung bezog. Alexander, der Günstling des Glückes, machte eben auf das schöne Geschlecht einen diabolisch-fesselnden Eindruck; wer einmal in seine Zauberkreise getreten war und nicht ganz besonders hellen Verstand, nicht ein ganz untrügliches Gefühl für Menschenerkennung besaß, der war verloren. Die schwärmerische Lucretia sah bald in dem Grafen das Ideal ihrer Träume, den Gott ihres Daseins, das Ziel ihrer Wünsche — — und als Alvara mit Philipp nach Verkauf von Piquette in Rom bei Alexander angelangt war, sah er mit heimlicher Freude, daß sein Zögling glücklich wieder in die stürmische See der Liebe mit seinem Lebensschiffe gesteuert sei. Ihm lag es eben daran, den Grafen eigentlich nie recht zur Besinnung kommen zu lassen, damit er um so freiere Hand habe, um sein Schäfchen in's Trockene zu bringen. Er hatte nicht im Geringsten die Absicht, seinen Herrn zu ruiniren, zu bestehlen, dafür hatte er doch zu viel Banditenanhänglichkeit, zu viel Sympathie für den Verbrechersinn in Alexander. Denn er stellte sich auf gleiche Stufe mit seinem Herrn und er hatte am Ende Recht; obwohl noch keine Blutschuld Alexanders Seele drückte, so war er doch ein Seelenmörder, ein feiner, fäßlächelnd tödtender Glücksräuber. Und Alvara war vielleicht noch vorzuziehen; bei ihm wußte man doch, was er wollte —, bei Alexander niemals.

Alvara reiste weiter, um noch Geschäfte im Interesse seines Herrn zu machen; denn Alexander hatte die gesammte Verwaltung seines Vermögens in die Hände dieses Mannes gelegt, um selbst frei zu sein und seinen eigenen Wünschen und Launen zu leben. Philipp blieb zur persönlichen Dienstleistung beim Grafen in Rom.

Alvara schrieb an den Grafen von W. aus folgenden Brief:

„Mein gnädigster Herr!

Sollten Sie es noch nicht wissen, so diene Ihnen die Nachricht, daß Ihre Gnaden die Gräfin Adèle v. Rayonnanie hier sich aufhält; zur gerechten Besorgniß; denn heute sah ich dieselbe allein spazieren gehen mit dem jungen Baron v. Traustein; sie sprachen sehr vertraulich miteinander. Nach meinen näheren Erkundigungen und Beobachtungen sind die beiden jungen Leute so ziemlich in dem Punkte einig, daß sie sich heirathen wollen; allein das leiden wir nicht. Wenn Ihnen die Frau Gräfin noch keine Nachricht von der Abreise der Comtesse hat zukommen lassen, so schreiben Sie ja an die Frau Gräfin, die junge Comtesse schleunigst nach Hause zurückzurufen; denn es hat Beispiele gegeben, daß Mädchen [illegible] haben, wenn [illegible] sollten. Nicht wahr, ich bin ein naiver Philosoph, Herr Graf? — Ferner ist es aber auch gewiß, daß die Liebenden selbst nach ihrer Trennung im geistigen Zusammenhange bleiben werden, und das wird Euer Gnaden nicht angenehm sein. Wir müssen also amputiren. Die gnädige Comtesse muß für Sie übrig bleiben; aber den vorwitzig liebenden Schäfer könnten wir, unbeschadet unserer Neigung zu ihm, etwas nüchterner machen, zugleich ein Verdienst um den Mäßigkeitsverein. Nun, mein lieber Herr Graf, ich habe dazu ein Universalmittel. Erschrecken Sie nicht, es ist ganz gefahrlos und höchst romantisch und hat den Vortheil, daß der Liebende daraus vielleicht später den Stoff zu einer Novelle schöpft, wieder ein Verdienst für die Productivität des Herrn Baron. Ich habe nämlich vernommen, daß der liebenswürdige Baron sehr in Gunsten des Lords Warington steht, der ja jetzt in Rom auf den Tod seiner Frau wartet. Sie sind ein Freund des Lords; da könnten Sie ja den Alten überreden, den lieben Baron zu sich zu rufen; gelingt das nicht, wie es wahrscheinlich ist, schreiben Sie an den Baron, den Sie ja kennen und gut kennen, in den herzzerreißendsten Ausdrücken, in den schwunghaftesten Phrasen, wie Lord Warington sich abkümmere, daß sein Trausteinchen nicht bei ihm sei, wenn ihn der entsetzliche Verlust treffe, daß seine Alte endlich das Irdische segnet. Sie verstehen das ja ganz gut! — Wenn der gute Baron nur reist, für das Uebrige sorgt

Ihr unterthänigster

Alvara."

Alexander hatte von der Gräfin v. Rayonnante schon die Anzeige von Adèlens Abreise nach W. erhalten; allein es wäre ihm nicht im Mindesten eingefallen, etwa selbst nach W. zu gehen oder etwas für seine Absichten zu fürchten. Am Allerwenigsten hätte er geglaubt, daß ihm der arme Baron gefährlich werden könnte. Es wäre ihm vielleicht unter anderen Verhältnissen gleichgillig gewesen, ob er Adèle zur Gemahlin bekommen hätte oder nicht; denn von Liebe und ehelicher Treue war ja doch keine Rede, kein Gedanke bei ihm. Der Wille seines verstorbenen Vaters jedoch war ihm heilig und er fühlte

es recht wohl, daß die Tochter des Grafen von Rapounnante geheirat genug sei, wenn er sie heirathe; er brauchte ihr gar nicht positiv etwas zu Leid zu thun. Wenn sie ihn nur erst kennen lernen würde, wäre ja der Wunsch seines Vaters, sich an Rapounnante gerächt zu wissen, erfüllt.

Trotzdem ihm so wenig an Adele selbst gelegen war, und er jedes leichtfertige Mädchen, das seine Leidenschaft nicht abwies, tausendmal bevorzugte, schrieb er dennoch an die Gräfin, daß er von Adele Dinge vernommen hätte, die ihn schmerzlich berührten. Er habe bisher gehofft, wenn er von seiner italienischen Weise zurückkehre, könne er vielleicht um Adelens Hand anhalten; allein das sei wahrscheinlich unmöglich, wenn Adele länger in W. bleibe und dort ein leichtsinnig geknüpftes Verhältniß weiter unterhalte.

Auf diesen Brief hin hätte die Gräfin-Mutter beinahe einen permanenten Starrkrampf davongetragen, so war sie über die verletzte Ordnung Alexanders erschrocken. Der Realismus in seiner gröbsten Nacktheit erhob seinen Scepter und gebot der Mutter, ihr Kind zurückzurufen. Ob sie das Glück der Tochter untergrabe, ob Adele ihm Grafen liebe, ob beschiedener Wohlstand mit Glück und Zufriedenheit besser sei, als glänzender Reichthum mit Elend und Sorgen im Gefolge, darüber dachte die unnatürliche Mutter keinen Augenblick nach. Wie viele solcher Mütter, solcher Väter gibt es? Man braucht gar nicht in die hohen Regionen des Adels zu steigen, selbst im gewöhnlichen bürgerlichen Leben begegnen uns so genug solcher realistischen Naturen, wovon der Kaufmannsstand nicht die wenigsten besitzt.

Und die hohe Aristokratie ist nicht besser zu vergleichen, als eben mit dem Handelsstand. — — — — —

Welchen Verwand die Gräfin, diese Handelsjüdin von Adel, gebrauchte, um Adele rasch nach Hause zu treiben, ist bekannt. Der kleine Louis war freilich etwas unwohl; aber zum Tode war die Krankheit ganz und gar nicht.

Welch ein Gegensatz von real und ideal: in Mutter und Tochter! — Ach, ist es wahr, daß das Alter alle Ideale nimmt, daß nur die Jugend adelnden idealischen Sinn habe und dafür schwärme; daß das Leben alle diese romantischen Kehre zu einer höheren Auffassung dieser Pilgerreise erstickt?

Nun, dann wohl dem, der noch vorher sterben kann, bevor er die Jugendlichkeit und Erhabenheit des Geistes verloren hat.

(Fortsetzung folgt.)

D'r Lorenz.

Die „Mannheimer Familienblätter" bringen über die Jesuitenmission im badischen Oberland und über die Schulreform Folgendes in badischer Mundart:

Unser badisch Owerländ ist gegewärtig, wie ich in d'r Zeitung lees, mittere „Jesuite-Mission" g'segenb'! In Oberried, bei Freiburg, soll nämlich eener nun de Herrn „Patres" unner annere Meiglelte aus'm Jerseilß nach die zum Beschte gewe habe: „Die Menschde wäre heitzudag so schlecht un gottlos, daß in d'r Hell 'ee Platz mehr for 'ee zu finne wär. Unser liewer Herrgott hält sich verbaut! Wege Mangel an Raum kemmt jetzt d'r Deiwel un sein Großmutter die Seele norr noch ganz eng zammegepackt, wie Häring in Fässlcher, am große Hallefeier sieds un brode losse. Un wie die verdammte Seels — excuseer, d'r Herr Pater holt's g'sagt — schtinkt dhäte, dodervun kennt mo sich gar kee Begriff mache. So'n achtäjiger Kadaver hätt doch gewiß e ganz gehreig Aroma — awer deß wär de Wenig gepfiffe, gege de G'schtank vun so'ere alte eingebrente Seel in d'r Hell; dann die dächt so arg riechte, daß alle Menschde dodrunne vun ihrm pechschtinzialische Gifftgschtank zu Grund gehn müßte, wann'm Graf Deiwel norr e ennzigi emool durch die groß Feierzang schlappe un uff die Welt runner falle dhät! Amen." — Wie werd's eich, Männer? Wie gruffit's! Also so viel schlechte Seele kumme dodrowe aweil an, daß 'ee Platz mehr in d'r Hell for 'ee zu finne iss? So verdorwe hätt ich die Welt doch noch nit g'halte! Ei, ei! Ja, do misse mer holt so schnell wie meeglich e bissi fleen Geld for e neii Hell zammeschteere. Vielleicht läßt sich die G'schicht nach miteme Helle-Anbau abmache. Mit bare Kaseine un Dragonerschtall an, warum nit nach emool die Hell! Es werd am Beschte sein, wann d'r Herr Pater die nei Hellbauarweit selwer inermimmt un gleich abreist! — Macht 'e bissi was zamme, Männer! Mir baue die nei Hell uff Aehel. Die Zinke kriecht e Jeder an sein Sinderegitscher abgezoge, wann'e emool nufkummt. Legt zamme, Männer, daß mer e ordehlich Hell kriehe. Loßt eich nit lumpe! Mir zahle so viel — nach die paar lumpige Hellebatze kenne noch zum Deiwel gehn! —

D'r Herr Pater muß inwrigens e feini Nas habe, daß'r den Hellegschtank, nun dem'r uns verzählt, stiff dorunner riecht! En gang gehweige Zinke muß d'r Herr Pater im G'schd habe, sunscht kennt'er'n unmeeglich biss in die Hell nuf schlecke. Weber d'r Herr Pater awer weeß, daß die arme verdammte Seele in d'r Hell wege Mangel an Raum zammegepackt un eingepreßt wie die Häring werre, iss mer unbegreiflich. Er dobajeret uns die Hell so naturlich un schbaft aus, daß ma norr annemme kann: er hott deß alles aus eigener Anschauung. Wahrscheinlich hatt'n d'r Deiwel bereits an d'r Kutt dodrowe g'halt, un d'r Herr Pater iss'm wibbet durchgewischt. Maher'er sunscht so die hibsch Hellperschbektives zum Beschte gewe kennt, wigt ich nit. So'n frommer Herr liegt doch nit. Er g'geet doch zum heilige Jesuitenorden! Un die Leit hawe doch sein Lebtag norr die Wahrheit gebredigt! D'r heilige Minchhaufen kennt doch ihr Schutzpatron sein! Brawe Leit, die Herrn „Patres" vum heilige Jesuitenorden! Kruzifixe zum Heil d'r Menschheit selbscht unsern liewe Herrgott, um sage: er hatt sich verbaut! Die Hell wär zu kleen! Gedult, ihr Herrn! Ihr werd, wann d'r emool nufkummt, schun noch e Blätzi drinn finne. Ihr kriecht gewiß emool freie Eintritt — un zwar ohne Retourbillejett! Seid zufriede! For eich iss g'lorgt! Eich kennt ma dodrowe! Fahrt norr so fort!

E sehr wirdig Seitestschtick zu der Jesuitebreddig in Oberried hawe mer am Sundag in d'r Jesuitekerch zu Heidlberg g'hatt. Die Heidlberger sinn bekanntlich aweil an d'r Abschtimmung iwer die gemischte Schule. Dodrowe kummt natierlich Seine Hochwirden, d'r Herr Parre in d'r Heidlberger Jesuitekerch, ganz aus'm Heisl un gibt bei der Gelegenheit folgendi Ansicht iwer unser Schule zum Beschte:

„Was soll die Schule bezwecken? Ist es allein die Bildung des Geistes, die Erlangung nützlicher Kenntnisse? Der viel wichtigere Theil ist die Bildung des Herzens, die religiöse Bildung. Wenn Jemand die letztere besitzt und es fehlt ihm die andere gänzlich, so wird er doch immer seinen Platz in der Welt ausfüllen!"

Einverschtanne, Herr Parre! Eener, der nix in d'r Schul gelernt hott, wie bete — fillt auch sein Platz in d'r Welt aus. Warum dann nit! Unser liewer Herrgott holt

bkanntlich seim vierßetzig Rindvieh uff d'r Welt Platz angewisse — warum soll's for e zweyßetzig's nit auch noch e Plätzl twertig hawe. — Daß d'r Herr Parre in d'r Heidelberger Jesuitekerch kee Feind vun gemischte Sekte iss, neum ich'm twerigens gar nit iwl, Männer! Dann e iss d'r Ansicht, wie'r weiter im Text forsfahrt, daß die gemischt Volksschul erzieht:

„Nichts als unsittliche, verdorbene, charakterlose Menschen. Menschen, die der Gesellschaft zur Schande gereichen und im Zuchthaus oder auf dem Schaffot enden müssen!"

Schene Aussichte, wann d'r Herr Parre recht hott! E brächtigi neii Generation, die aus unsere gemischte Volksschieler entschlieht — wann mer se durch'm Herr Parre sein schwarzi Brill bedrachte. Menschе, die im Zuchthaus oder uff'm Schaffot ende misse — legt der fromme Mann. — Ja, ja — der Jesuitepater im badisch Owerland hott recht: Die Hell muß greeßer werre! Dann wohin mit all denne gottlos uffgeklärte Seele, die sich vum Herr Parre kee X for e U mehr vormache losse! — Herr Paier, glicklich Reis in's Jenseits! Sorge St for e neii Hell i

Herr Vater, Sie hawe recht —
Die Welt iss gottlos un schlecht:
Sie will nix mehr hawe zu schaffe
Mit Schelern, Soldate un Pfaffe!
Herr Vater, o gehn Se voraus
Un bau'n Se die Hell weiter aus —
Mir brauche mehr Platz, ohne Zweifel.
Einstweile — en Gruß an de Deifel!

Miscellen.

(Ein Katzenhospital.) Die Kunstgeschichte kennt einen Katzenrafael, als Gegenstück dazu hat die Weltgeschichte jetzt einen Katzenpeabody aufzuweisen. In Columbus (Ohio) ist ein vermögender Mann gestorben, welcher seine nächsten Verwandten dadurch an den Rand der Klassenlosigkeit brachte, daß er sie sämmtlich enterbte und seine Hinterlassenschaft in aller Form Rechtens zur Errichtung eines Asyls für kranke und altersschwache Katzen bestimmte. Das „Columbus Journal" liefert eine genaue Beschreibung des Planes, wie er im Testamente ausführlich vorgesehen ist. Dieselbe läßt die aufrichtige Freundschaft des Erblassers für das Katzengeschlecht und das tiefe Eindringen in dessen Natur nur ahnen, nicht begreifen. So umfaßt der Plan, welcher, von kunstgeübter Hand gezeichnet, dem Testamente beiliegt, geräumige Höfe für den Verkehr, der dem liebesbedürftigen Katzenherzen unentbehrlich ist, sowie auch künstliche Rattenlöcher, welche beständig mit Rattenkönigen und Unterthanen zu bevölkern sind. Damit aber das biedere Katzenvölkchen das Waidwerk nicht bald satt bekommt, sind den Ratten durch die geistreichsten Vorkehrungen zahlreiche Gelegenheiten zum Entschlüpfen geboten, so daß das Vergnügen des Pürschganges nicht gestört wird. Hohe Mauern mit sanft absteigenden Dächern sollen gebaut werden für die Mondscheinpromenaden und die anderen nächtlichen Lustbarkeiten, wie Concerte und dergleichen. Daß das Katzen-Elysium in großartigem Style erbaut und mitten in den bevölkertsten Theil irgend einer amerikanischen Stadt hineingesetzt werden soll, daß ferner unverheirathete Frauenzimmer von nicht unter dreißig Jahren den Tempel nebst seinen Schätzen als eine Art moderner Vestalinnen beschützen sollen, Alles das sei nur nebenbei bemerkt, denn die letzte Bestimmung ist die, welche die erhabenste Idee des Ganzen verwirklicht. Es heißt darin: „Sintemalen ich mein ganzes Leben hindurch gesehet worden bin, zu glauben, daß Alles an und um den Menschen nutzbringend sein solle, sintemalen ferner u. s. w. . . ., bestimme und verfüge ich hiemit, daß die Eingeweide meines Körpers zu Darmsaiten gemacht und verkauft und daß mit dem Erlös ein Accordeon gekauft werden soll, welches in dem Auditorium des Katzenhospitals Tag und Nacht von einer der Wärterinnen gespielt werden soll, damit die Katzen daß Privilegium haben, sich stets an dem jeugen Instrumente die Ohren erlaben zu können, daß ihren natürlichen Stimmen am nächsten kommt." Den Namen dieses Katzen-Peabody gibt das amerikanische Blatt nicht; er scheint demnach der Klasse der ungenannten Wohlthäter anzugehören.

•

— Ein **schrecklicher Auftritt** in einer **Menagerie**, der leicht ein tragisches Ende hätte nehmen können, wird aus Bradford berichtet: Neben anderen jetzt an der Tagesordnung stehenden gefährlichen Experimenten mit wilden Thieren in Menagerien war daselbst eine „Löwenjagd" angezeigt. Bei der Ausführung weigerte sich eine Löwin, nach Befehl des Thierbändigers über dessen Schulter zu springen, sondern riß statt dessen den Mann zu Boden und versuchte dessen Gurgel zu fassen. In diesem kritischen Moment stürzte der Löwe auf seine Gefährtin und der hierauf entstandene Kampf rettete unzweifelhaft dem Niedergeworfenen das Leben, der, nachdem der Friede zwischen den Thieren wieder hergestellt, mit einer Tollkühnheit sondergleichen die Vorstellung zu Ende führte, während das Blut von seinen Wunden strömte.

•

— Wie in manchen anderen Ländern, schreibt man der Berliner „Post" aus Innsbruck, herrscht auch im südlichen Tirol die Sitte, Unfälle, die sich auf offener Straße ereignen, durch den Pinsel zu verewigen und darunter den durch das betreffende Ereigniß inspirirten poetischen Erguß irgend Jemandes zu setzen, der sich nicht weigert, in dieser Weise seine Dichtung der Nachwelt überantwortet zu sehen. Hier einige Proben dieser **Unglückspoesie**:

„Hier starb Martin Kausch.
Die Lawine traf ihn bald
Auf den Leib und macht ihn kalt.
Auch der Zörg, der war darunter.
Aber heut noch ist gesund er."

• •

„Hier starb Marie Weigl
Mutter und Mätherin von zwei Kinder."

• •

„Hier liegt die Jungfrau Clara,
Gott wolle sie bewahra
Vor alle Gefahra
Trarara, Trara!"

• •

„Durch einen Ochsenfluß
Kam ich in den Himmels Schoß.
Mußte ich auch gleich erblassen,
Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ew'gen Ruh
Durch Dich, Du Rindvieh Du.
† Kaspar Werdl."

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 49. Sonntag, den 4. Juli 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Rusch.

(Fortsetzung.)

Neuntes Kapitel.

Es schlug die elfte Stunde der Nacht von den unzähligen Kirchen und Kapellen der ewigen Stadt, als zwei Gestalten in die Straße S. P. . . . einzogen, in welcher des Grafen Pupille Wohnung lag. Der Graf selbst wankte am Arme seines Kammerdieners Philipp daher; es war ihm kein sehr großes Unglück passirt. Er hatte nur keinen ganz klaren Kopf mehr und etwas verwirrte Begriffe von grad und krumm.

Endlich hatte Philipp den Herrn Grafen in's Bett gebracht und wollte sich selbst zur Ruhe legen, als er einen durchdringenden Ruf vernahm, der aus Lucretia's Zimmer und aus ihrem Munde gekommen sein mußte. Er eilte im leichten Nachtgewand nach dem Corridor und war bald Zeuge einer unschönen Scene.

Alexander war bei Lucretia, die sich standhaft gegen die Lüsternheit des Grafen mit einem Dolche wehrte. Philipp wußte sogleich, was hier vorgehen sollte und nahm den Grafen, der wüthend um sich schlug, in seine starken Arme und trug ihn aus dem Zimmer. Doch Alexander kam bald zur Besinnung und sein Zorn ließ ihn seinen berauschten Zustand vergessen; er war auf einmal nüchtern, wie das oft geschieht bei großer Aufregung und heftigen Zornesausbrüchen. Natürlich dauert der Zustand eben doch fort und es ist nur eine Aenderung insofern eingetreten, als die Seelenfelte, die besonders angegriffen worden durch die Aufregung, zu einer großen Energie und Stärke sich entwickelt.

„Philipp," rief Alexander, „gut, es soll sein, hol' ihn, du sollst der Zeuge sein!"

„Wen denn?" Was denn, Euer Gnaden?"

„Mach' Er, daß Er fortkommt; schnell den Geistlichen, ich laß mich mit Lucretia trauen; sie will nicht anders! — Schnell, eile dich, wenn du dein Leben lieb hast!"

Philipp eilte fort, nachdem er den Grafen eingeschlossen, um einen Geistlichen aus dem Schlaf zu wecken. Er trieb auch bald einen bekannten, zu solchen Dingen verwendbaren Herrn auf. Ein Wagen war ebenfalls für Geld zu bekommen und bald saßen Lucretia und der ziemlich wieder besonnene Graf nebst Philipp und dem geistlichen Herrn in der Kutsche, die etwas entfernten Kapelle zufuhr. Der Sakristan ward geweckt und öffnete für einen blanken Pio das Gotteshaus und gab einen Zeugen ab. Schnell war die Trauung vollzogen und der Geistliche stellte die Scheine aus und Alles wurde so geordnet, wie es die Vorschrift für eine giltige Ehe bestellt.

Noch in derselben Nacht feierte der Graf einen schwer erkauften Triumph. Philipp hatte eine gewaltige Angst, als er am folgenden Morgen das Geschehene überdachte; er schrieb sogleich an Alvara den Vorfall nach M., wo sich dieser jetzt aufhielt.

Alvara war ganz ungeschickt, als er das Ereigniß vernahm und eilte auf Sturmesflügeln nach Rom, um so viel wie möglich noch zu retten. Für so dumm hätte er seinen Zögling nicht gehalten.

In Rom angekommen bekam vor Allem Philipp eine derbe Lection, wie er sie in seinem ganzen Leben nicht gehört; sodann folgte ein heftiger Auftritt mit dem Grafen selbst, dessen Endergebniß war, daß Alexander dem Professor Recht gab und ihm lakonisch bemerkte, jetzt wäre er Lucretia wieder überdrüßig.

Die schöne, standhafte Lucretia war eines Tages verschwunden und Graf Pupille reiste mit Philipp ab, da er von der Gräfin benachrichtigt worden war, Adele sei aufs Schloß zurückgekehrt und sehr erfreut gewesen, daß sich Louis' Zustand so sehr gebessert hätte. Er möge doch ja bald kommen; ihre Einwilligung sei ihm gewiß.

Alexander reiste über W., um seinen Freund Traustein zu besuchen und ihm das Dringliche einer Reise nach Rom noch mündlich auseinander zu setzen, gleichsam als Commentar zu dem Briefe, den der Lord Warrington wirklich auf Alexanders Veranlassung an Traustein geschrieben hatte.

* * *

Acht Tage nach dem Scheiden Adalens von W. erhielt Traustein den ersten Brief von Schloß Rayonnante.

Beredt von Traustein hatte diese acht langen Tage in einem Zustand von Apathie zugebracht; es berührte ihn gar nichts, weder schmerzlich noch freudig. Er blieb zu Hause und las den ganzen Tag in einem alten Bitterromane, ohne zu wissen, was er gelesen. Er besuchte die Familie Wugilfant nicht ein einziges Mal, während Berndo fast öfter zu ihm kam und ihn tröstete; denn er wußte wohl, warum Berndo so melancholisch war. Da kam der Brief des Lords Warington aus Rom, der ihn äußerst freundlich, fast väterlich einlud, doch ja ihn zu besuchen, damit er den voraussichtlichen Verlust standhafter ertragen lerne. Ohne die Einwilligung seines Vaters, der ihm ja auch die Mittel zur Reise geben mußte, wollte er doch nicht abreisen. Er sandte deßhalb den Brief des Lords nebst einer

ausführlichen Beschreibung seines Verhältnisses zu demselben an seinen Vater ab.

Bald nach diesem Brief kam der oben erwähnte, lange ersehnte von Adele. Sie schrieb ihm:

„Theuerster!

Wenn es wahr ist, daß immer die besten, edelsten Menschen am meisten auf Erden gekränkt und getrübt werden, wenn die wahre, echte und reine Liebe zweier guter Menschen zu einander stets von untergeordneten, in gehässigen Verhältnissen und kleinlichen Rücksichten beeinflußt und gerade in der schönsten Blüthe vom Nachtreife des Neides und der Habsucht, oder irgend einer anderen Leidenschaft getödtet wird; o, mein Traustein, dann sind wir wohl zu bemitleiden! — Ich kann dir gar nicht sagen, wie unglücklich ich bin. Meine Mutter, die ich so hoch verehre, hat mir angekündigt, daß mit Nächstem der, mir verhaßte Alexander aus Italien zurückkehren und um meine Hand anhalten wird, wozu ich nichts zu sagen hätte, als ja! — Sonst nichts? — Nein, Traustein, ich weiß, wie weit Kindespflicht geht, wo die Grenze des Gehorsams ist. Ich habe meiner Mutter auf diese Ankündigung seine Antwort gegeben; im entscheidenden Augenblick wird Adele zu reden wissen! — — So lange ich weiß, daß mein Traustein mir treu bleibt und meiner gedenkt, so lange werde ich auch standhaft sein können und allen Hindernissen, die unserm Glücke im Wege liegen, kühn entgegengehen! — — Antworte mir bald unter Adresse „Felice v. Andorn in M." — Meine Freundin wird den Brief dann übersenden. Deglücke bald mit einigen Zeilen deine

Schloß N., 8. März. Adele."

Bernd war glücklich über den Brief und eine Heiterkeit und Zufriedenheit unglaublich gleichsam sein ganzes Sein, all' sein Thun und Lassen, die eben nur in der Gewißheit vom Besitze eines hohen Glückes faßt. Um diese Zeit kam Graf Alexander nach Wien und suchte den Baron auf. Es konnte gar nicht anders sein, als daß Bernd den ehemaligen Freund trotz alles innern Ringens für seinen Gegner nicht mit ansah, sondern auch in Rede und Handlungen etwas von dieser innern Gesinnung merken ließ. Das liegt einmal in der menschlichen Natur, das höchste Glück, dessen man gewiß sein kann, die Liebe einer guten, herrlichen Mädchenseele nicht dem besten, innigst geliebten Freunde gönnen zu wollen; es sträubt sich das Gefühl des Rechtes der Liebe gegen die Ueberzeugung, daß der Andere neben der Priorität alle anderen Umstände für sich habe.

Doch das freundliche Benehmen Alexanders, der gegen Bernd auch im Herzen keinen Haß trug, stimmte auch das Gemüth Traustein's günstiger für den Grafen. Alexander erzählte ihm von dem alten Lord, wie sich derselbe nach ihm sehne, wie er demselben habe versprechen müssen, allen Einfluß aufzuwenden, um Bernd zur Reise nach Rom zu bewegen.

Bernd sagte ihm, daß er dazu entschlossen sei, sobald sein Vater damit einverstanden wäre.

Als der Graf den Freund so leicht entschlossen sah, hielt er ein längeres Verweilen in W. für unnöthig und nahm von Traustein Abschied. Bernd drückte dem Grafen die Hand, wohl das letzte Mal in freundlicher Gesinnung.

Alexander, die Pupille kam gerade zur rechten Zeit auf seinem Gute an, um einer Taufe beiwohnen zu können.

Der Vermilyee Francois war mit einem Söhnchen beglückt worden oder vielmehr — —

Doch still davon; Alexander hob das Kind aus der Taufe und man gab ihm den Namen Alexander François, obwohl es Alexander de Pupille jun. hätte heißen dürfen. Aber Francois schwieg so, und hätte er auch beweisen wollen? Er wollte es ja nicht anders haben; dem Willigen geschieht nicht Unrecht. Auf diesem Gute erhielt Adele durch ihrer Freundin Vermittlung ein Schreiben Bernd's, worin er sie bittet, ihre Briefe nach Rom zu adressiren, indem er dorthin abzureisen gedenke.

Adele war durch diese Zeilen ihres geliebten Traustein mittelbar kolossaler Angst befreit. Und wahrlich, das arme Mädchen bedurfte des Trostes sehr; sie hatte nicht das beste Leben. Immer und immer das Drängen ihrer Mutter, die Verwahrung des Grafen nicht auszuschlagen, die tägliche Aufmerksamkeit dieses selbst — mußten schädlich auf ihr Gemüth wirken. Stundenlang saß sie in ihrem Zimmer, die blauen Augen voll Thränen, das Herz voll Trauer und Wehmuth, wenn sie der schönen, schönen, leider zu kurzen Zeit gedachte, die sie in W. an der Seite des verhaßten Mannes verlebt, wenn sie ihre jetzige Lebenslage damit verglich, wenn all' die ängstigenden Zweifel und Sorgen auf ihr Herz einstürmten, denen ein zum ersten Male Verlobtes Mädchen so sehr ausgesetzt ist.

Und gerade auf die Augenblicke schwärmerischer Sehnsucht nach dem fernen Geliebten, der zärtlichsten Liebesregungen für ihn, gerade auf solche hehre, hohe Momente folgten oft unmittelbar solche, die der Gedanke ergreift hatte, ob sie auch Recht thue, den Willen der Mutter nicht zu erfüllen.

Was ist doch das Menschenherz ein unlösbares Räthsel, fast zur selben Zeit zwei Contraste lebhaft fühlen! — Und wie schwach ist das irdische Herz — — — —; wie sehr bedarf es selbst bei Liebenden stets einer gegenseitigen äußerlichen Erinnerung, um in der Entfernung die Liebe hoch über den Wogen des daherstürmenden Lebens zu halten. Ach wie bald kann sie von den gewaltigen Wellen überfluthet werden!

(Fortsetzung folgt.)

Die Marketenderin.

(Nach der Erzählung des Grafen Dorn.)

Man weiß, mit welcher Sorgfalt Napoleon sein Incognito bei der Armee zu behaupten suchte, und er that wohl daran, denn seine Unvorsichtigkeit brachte ihn oft in schlimme Lagen, aus denen er sich nur mit Mühe wieder herauszuhelfen konnte. In einem der deutschen Feldzüge streifte der Kaiser, in seinen berühmten grauen Ueberrock gehüllt, und nur von zwei Ordonnanzoffizieren und einem Jäger begleitet, in der Umgegend von München umher. Unterwegs begegnete er einer hübschen Marketenderin, die, ganz in Thränen schwimmend, einen kleinen Knaben nur ungefähr fünf Jahren an der Hand hielt, den sie mehr mit sich fortzog, als daß er ging. Die Schönheit hat das Privilegium, selbst weiber ihren Willen die Blicke auf sich zu ziehen. Die Dame war hübsch, und der Kaiser trieb daher sein Pferd zu ihr hin.

„Nun, schönes Kind, was fehlt dir?"

Die Schöne, sei es ihre Laune, Schüchternheit oder Unkenntniß von dem Range Dessen, der mit ihr sprach, antwortete nicht. Der kleine Knabe aber, der mittheilender war, antwortete kühn;

„Mutter weint darum, weil Papa sie geschlagen hat."

„Wo ist der Vater?"

„Ganz in der Nähe, als Schildwache beim Gepäck."

Der Kaiser, sich auf's Neue an die Frau wendend, fragte nach dem Namen des ungalanten Gatten, den die Marketenderin aber nicht nennen wollte, weil sie fürchtete, daß der Capitän, der mit ihr spreche, den Mann zur Strafe ziehen werde. Der Kaiser (ich bedauere wegen der Damen, dies gestehen zu müssen) hatte keine hohe Meinung von der Tugend des schönen Geschlechtes, auch dieses Mal erfaßte ihn sein gewöhnlicher Argwohn, und er entgegnete:

„Er schlägt dich, du weinst, und willst ihn dennoch nicht bestrafen lassen, das ist merkwürdig! Hast du etwa die Züchtigung verdient?"

„Ach, Herr Capitän, mein Mann hat tausend herrliche Eigenschaften, aber er ist eifersüchtig, eifersüchtig —! Wenn ihn seine fixe Idee befällt, so läßt er sich durch Nichts zurückhalten."

„Das ist höchst ernsthaft. In einem seiner Anfälle von Eifersucht könnte er dir einen bösen Schlag geben, dich vielleicht tödten."

„Ach, selbst dann könnte ich ihm nicht böse werden, denn er hätte es gewiß nicht mit Willen gethan. Er liebt mich sehr!"

„Und du vergiltst ihm Gleiches mit Gleichem, wie ich sehe."

„Natürlich, Herr Capitän, wir haben uns auch wirklich geheirathet, und er ist der Vater dieses Burschen da."

Und damit küßte sie den Knaben auf die Stirn, der durch die Lebhaftigkeit seiner Liebkosungen bewies, wie theuer ihm seine Mutter sei. Diese Scene bewegte Napoleon, trotz der eisernen, marmornen, diamantenen Seele, die man ihm zuschrieb. Er sagte:

„Mögt Ihr, du und dein Gatte, Euch nun lieben oder nicht, so gefällt mir doch nicht, daß er dich schlägt. Ich bin ... ein Adjutant Napoleons, und werde ihm den Vorfall erzählen. Nenne mir den Namen deines Mannes."

„Und wenn Sie der Kaiser selbst wären, so würde ich ihn doch nicht nennen, weil ihm das übel bekommen könnte."

„Unsinnige, ich brauche dir ja nur den Jäger nachzuschicken, um bald zu erfahren, wer du bist."

„Kann sein, dann bin ich es aber wenigstens nicht, die meinen armen Mann verkauft hat."

Der Kaiser zuckte die Achseln, schalt über die Hartnäckigkeit der Frauen, ließ sie aber gehen und sagte dann zu seinen Offizieren:

„Nun, meine Herren, was halten Sie von dieser Frau? Gibt es in den Tuilerien wohl viele Damen, die es mit dieser aufnehmen könnten? Eine solche Frau ist in einer Haushaltung ein Schatz."

Während dieser Zeit kam der Wagenzug an, von dem der Knabe geredet hatte. Er hatte eine Compagnie des 62. Regimentes zur Escorte. Napoleon schickt eine Ordonnanz ab, die mit dem kommandirenden Capitän zurückkommt.

„Haben Sie eine Marketenderin in der Compagnie?"

„Ja, Sire!"

„Hat sie ein Kind?"

„Einen schönen Knaben, den wir Alle lieben."

„Hat sie ihr Mann mißhandelt?"

„Ich erfuhr es erst, nachdem er ihr die Schläge gegeben hatte, und gab ihm einen tüchtigen Verweis."

„Wie benimmt sich dieser Mann?"

„Er ist der beste Soldat seiner Compagnie, aber furchtbar eifersüchtig und ohne allen Grund. Die Frau ist tugendhaft und ihr Benehmen ohne Tadel."

„Kennt er mich?"

„Ich weiß nicht, da er aber aus Staunen zurückkehrt, so könnte sein, daß es nicht der Fall ist."

„Suchen Sie zu erfahren, ob er mich gesehen hat. Im entgegengesetzten Fall führen Sie ihn zu mir und sagen ihm, daß der Divisionsgeneral ihn sprechen will."

Der Kaiser war dem Grenadier wirklich unbekannt. Dieser war ein schöner Mann, und zählte höchstens fünfundzwanzig Jahre. Sobald der Kaiser ihn sah, sagte er:

„Du bist es also, Kamerad, der ohne allen Grund eine junge schöne Frau mißhandelt? Ein solches Benehmen ist eines französischen Grenadiers unwürdig."

„Bah, Herr General, wenn man die Frauen hören wollte, so hätten sie nie Unrecht. Ich verbot meiner Frau, mit irgend Jemand zu schäkern, und sehe sie jeden Augenblick mit irgend einem Peter oder Paul lachen und scherzen."

„Das ist wohl ein großes Unglück! Eine Frau hindern wollen, zu lachen, hieße eben so viel, als die Donau zwingen, rückwärts zu fließen. Laß sie immerhin lachen; wenn sie Böses im Schilde führte, würdest du sie eher traurig, als vergnügt sehen. — Deine Kameraden sind keine Kapuziner, aber sie achten die Frauen Anderer. Ich verbiete dir, sie wieder zu schlagen, und wenn mein Befehl nicht hinreicht, so soll der Kaiser ihn wiederholen. Wenn er mit dir spräche, was würdest du ihm antworten?"

„Meiner Treu, General, Jedem das Seinige, meine Frau gehört aber mir! Ich würde dem Kaiser antworten: Sire, schlagen Sie Ihre Feinde, und lassen Sie mich meiner Frau dasselbe thun, wenn ich es für nöthig finde."

„Wort', Schelm, das würdest du ihm sagen? Nun wohl, du redest mit dem Kaiser."

Die Magie, welche mit diesem Namen verbunden war, brachte ihre gewöhnliche Wirkung hervor. Der Grenadier erzitterte, schlug die Augen nieder, und sagte mit bedeutend milderer Stimme:

„Ah, das ist etwas Anderes; da Sie uns befehligen, so muß ich wohl gehorchen."

„Und wirst wohl daran thun. Jedermann rühmt deine Frau, und sie wollte lieber meinem Zorne trotzen, als dich ihm aussetzen. Belohne sie dafür und sei verträglich. Ich mache dich zum Sergent, und bei deiner Ankunft in München zeig' dich dem Großmarschalle des Palastes. Er wird dir vierhundert Franken geben, womit du deiner Frau einen Wagen kaufen kannst, damit sie ihr Geschäft mehr im Großen betreibt. Dein Sohn ist hübsch und munter, er soll Halbsold bekommen. Läßt du deine Frau aber wieder einmal deine Hand fühlen, so werde ich es mit dir ebenso machen."

Zwei oder drei Jahre verflossen, ein anderer Feldzug fand statt. Der Kaiser erkennt auf einem Marsche die Frau und ihren Sohn, reitet auf sie zu und fragt:

„Wie geht es, junge Frau, hat dein Mann unsere Bedingungen nicht erfüllt?"

Sie weinte, aber dieses Mal aus Freude, und sich in dem Wagen auf die Kniee werfend, und die Hände gegen Napoleon ausstreckend, rief sie:

„Ach, Sire, ach, Sire! Seit mein guter Stern mich zu Ihrer Majestät führte, bin ich die glücklichste aller Frauen."

„Seien Sie dafür auch die tugendhafteste aller Gattinnen."

Und einige Goldstücke begleiteten diesen Rath, worauf sich Napoleon entfernte, während Kind und Mutter schluchzend

und weinend: „Es lebe der Kaiser!“ riefen, Zwerin das ganze Bataillon jubelnd mit einstimmte.

Miscellen.

— Wie die Bauern eines Dorfes bei Alicante der in der Septemberumwälzung errungenen Unterrichtsfreiheit die thatsächliche Deutung gaben, daß sie ihre Schule auflösten und den Lehrer fortjagten, so scheinen die Einwohner der andalusischen Stadt Lebrija durch die in der Verfassung gegebene Religionsfreiheit angeregt worden zu sein, ihren **Schutzheiligen St. Benedict abzusetzen.** Der Gemeinderath von Lebrija hat bei dem Cardinal-Erzbischof von Sevilla um die Erlaubniß zu diesem Schritte nachgesucht. Zwar weiß er keine positive Anklage gegen den heiligen Benedict vorzubringen, doch ist es der Wunsch der Stadt, für ihn lieber den St. Emil als ihren Schutzpatron einzutauschen, weil an dem Tage dieses letzteren Heiligen Alphons der Weise Lebrija den Mauren entriß.

•

— In **Norddeutschland** ist der **Humor** zu Hause. Die Stadt **Bremen** hat bekanntlich den König von Preußen festlich empfangen und zu diesem Zwecke eine Ehrenpforte gebaut. Aber der Teufel legt auch auf dieses Zeichen der Loyalität seine Hand; in der Nähe der Ehrenpforte haust nämlich ein — Kukuk. Nun ist der Kukuksruf einem preußischen Ohre ein Schauder; in Hannover wird jeder Lehrjunge und jedes Dienstmädchen, wenn sie „Kukuk“ rufen, vierzehn Tage bis sechs Wochen eingesperrt. Man hält den Kukuksruf nämlich für eine Verhöhnung Preußens und des Königs Wilhelm. Der wohlweise Magistrat fürchtete also das Schlimmste, wenn der staatsgefährliche Vogel bei Ankunft des Königs schreien würde. Er dachte hin, er dachte her, und beschloß, den Kukuk einzufangen. Seitdem lag halb Bremen auf der Kukuksjagd — Alles vergebens. „Kukuk! Kukuk!“ schrie es jeden Morgen und als der König anfuhr, machte er's fort.

•

— Aus **Wien** erzählt man folgenden **originellen Einfall:** Kürzlich kam der Hausbesorger Joseph P. zum Polizeikommissariate Wieden und erstattete die Anzeige, daß in der versperrten Wohnung einer auf's Land gezogenen Partei eine Person in der Nähe des Fensters im Zimmer sitze und in dieser Stellung schon durch fünf Tage gesehen werde. Man glaube daher allgemein, daß Jemand in der Wohnung zurückgeblieben und eines plötzlichen Todes verstorben sei. Die sofort entsendete Gerichtskommission ließ die Wohnung öffnen und fand auf dem Lehnstuhl sitzend eine Puppe, welche die Partei zum Verscheuchen etwaiger Diebe dorthin postirt hatte.

Christus und christliche Priester.

(Aus dem „Landauer Anzeiger“.)

Kämst du zurück auf diese Erde,
Du Welterlöser, Jesu Christ,
Und sähst, wie man dein Wort entehrte,
Für welches du gestorben bist,

Du nähmst, von edlem Zorn entbrannt,
Die Geisel wiederum zur Hand.

Und sprächst: „Das Reich, das ich gestiftet,
Soll Wahrheit, Licht und Tugend sein;
Ihr aber habt's entstellt, vergiftet,
Mischt Bosheit und Betrug hinein;
Ihr löscht der Weisheit Fackel aus
Und macht mein Reich zum Todtenhaus.

„Ihr“ predigt Haß; „ich“ lehrte Liebe;
„Ich“ segnete und „Ihr“ verdammt.
„Ihr“ macht des Glaubens Sonne trübe,
Die „ich“ den Völkern angeflammt.
„Ich“ habe Heil und Licht gebracht,
„Ihr“ aber Fluch und finst're Nacht.

Den Götzendienst hab' ich vernichtet
Mit allem seinem eitlen Wahn;
Ihr habt ihn wieder aufgerichtet
Und so Verrath an mir gethan.
Durch Sanftmuth hab' ich euch belehrt,
Und ihr durch Feuer, Gift und Schwert.

Ihr gleicht den Pharisäer-Rotten,
Die betend an den Ecken steh'n;
Doch im Geheim der Tugend spotten,
Und stolz auf And're niedersehn.
Ihr gebt den Menschen schwere Pflicht,
Ihr aber selbst vollzieht sie nicht.

Arm ging ich einst durch dieses Leben,
Ihr häuft nur Gold und Ueberfluß;
Nur Mäßigkeit war mein Bestreben,
Ihr schwelgt in sündigem Genuß.
Mein Reich war nicht von dieser Welt;
Ihr aber habt's zu ihr gesellt.

Ihr solltet meine Heerde weiden
Und habt wie Wölfe sie gewürgt,
Die sich in Lammesunschuld kleiden,
Damit das Raubthier sich verbirgt.
Ihr sprecht dem Geiste Gottes Hohn
Im Namen — der Religion.

D'rum, Heuchler, fort aus meinem Tempel!“
Ruft da voll heil'gem Ingrimm aus.
„Mein Glaube trägt der Wahrheit Stempel,
Und mein Haus ist ein Friedenshaus.
Nicht, wer mein Wort nur predigt, nein,
Wer es erfüllt, soll selig sein.“

Literarisches.

Die **Illustrirte Familien-Bibliothek**, welche bei Paul **Kormann** in Leipzig erscheint, hat sich die Aufgabe gestellt, sowohl durch gediegene Erzählungen und Novellen eine anregende Unterhaltungslectüre zu gewähren, als auch durch populär-wissenschaftliche Aufsätze alle im praktischen Leben vorkommenden Fragen zu beantworten und hiedurch für jede Familie einen **Hausschatz von unbestreitbarem Werthe** zu bilden. Dies Unternehmen ist hauptsächlich **für alle Klassen der praktischen Lebenswelt** berechnet, denen die Anschaffung durch den **beispiellos billigen Preis** (18 kr. pro Heft) möglich wird. Es ist dem Verleger gelungen, die beliebtesten Schriftsteller und vorzüglichsten Gelehrten für dies gemeinnützige Werk zu gewinnen und bürgen die bekannten Namen der Mitarbeiter für die Vorzüglichkeit der aufgenommenen Beiträge.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 50. Mittwoch, den 7. Juli 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Mascha.

Neuntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Bernd von Traustein-Pfeylsdre war auch bald auf dem Wege nach Rom, nachdem er der Comtesse geschrieben. Er hatte seine Eltern und Geschwister nochmals besucht und mit den freudigsten Hoffnungen für die Zukunft, glücklich im Bewußtsein, geliebt zu sein, fuhr er seinem Ziele entgegen, nur das Andenken an Emmy und der Gedanke an den unglücklichen Lord trübten etwas sein sonst heiteres Gemüth.

In einem elenden Dorfe, eine Tagreise von Rom, machte Traustein sein letztes Nachtlager zurecht; am folgenden Tage sollte er in Rom sein.

In der schmutzigen Schenke war es ihm zwar nicht recht zu Muthe; allein in Ermanglung eines besseren Lokales machte er sich's eben so bequem, als möglich und war froh, in einem neuangekommenen Reisenden wenigstens einen ihm näher stehenden Menschen zu haben. Denn die andere Gesellschaft bestand aus lauter verdächtigen Gesichtern; die Umgebung Roms ist ja berüchtigt wegen der zahlreichen Banditenbanden, die, meistens mit ganzen Dörfern im Einverständnisse, sich Alles erlauben dürfen.

Der eingekehrte Fremde setzte sich bald, nachdem er sich unmuthig in dem rauchigen, engen Zimmer umgesehen, zu dem Baron und knüpfte ein Gespräch über allgemeine Dinge an.

„Es ist das ein großer Mißstand in Italien überhaupt, daß man in den kleineren Orten so wenig Bequemlichkeit und Reinlichkeit findet. Ich werde gleich nach dem Essen einen Gang in das Freie machen; hier in diesem Qualm könnte ich es nicht aushalten."

„Da werde ich mich Ihnen anschließen, wenn Sie es nicht vorziehen, allein zu sein."

„Sie haben doch," sagte der Fremde leise, indem er näher zu seinem Gaste hinrückte, „Sie haben doch Waffen bei sich? Es sollen — die Banden der Romagna wieder sehr kühn sein; und Vorsicht schadet in diesem mit Räubern gesegneten Lande nicht."

„Ich habe meine Revolver im Wagen; ich denke doch, in der Nähe der Schenke wenigstens wird es sicher sein!"

„Nun, man weiß es nicht; ich weiß," setzte er fast flüsternd hinzu, „daß mehrere von den uns umgebenden Insassen dieser Spelunke Banditen sind; die Kerls sehen mir gar zu verdächtig drein."

„Sie sind zu pessimistischer Ansicht; man darf nicht gleich hinter Lumpen einen Strolch vermuthen."

„Im schönen Lande Italien, wo im dunklen Laube die Orangen glüh'n, darf man durchschnittlich auf zehn Menschen zwei heimliche oder offenliche Banditen und Strolche rechnen." —

„Sie malen gern mit grellen Farben, mein Herr, haben Sie vielleicht schon so schlimme Erfahrungen gemacht!"

„Ich werde Ihnen nachher mehr davon erzählen, wenn wir unsern Spaziergang machen!" — —

Der Wirth kam herein und setzte den beiden Fremden eine Abendmahlzeit vor, die nicht getade zu sehr an Feinheit litt. Der höfliche Fremde legte dem Baron vor und zeigte sich auch hier als ein Mann von Welt und Anstand.

Bald nach aufgehobener Tafel verließen Beide die Schenke, um ihre Promenade zu machen; zugleich mit ihnen gingen einige andere Gäste fort und begaben sich singend in das Dorf hinein.

„Es scheint," begann Traustein, „daß Sie bereits mit Banditen in Berührung gekommen sind, weil Sie so scharf darüber urtheilen; da hat mir der Postillon unterwegs manche hübsche Anekdote von Gasparoni erzählt, der in der Romagna jetzt sein Wesen treibt."

„Allerdings mag es manche Führer geben, die über den großen gemeinen Haufen hervorragen; allein die sind eben zu bedauern, daß sie sich solchen Banden angeschlossen, indem sie doch auf andere Weise der Gesellschaft nützlich sein könnten."

„Das ist wahr; allein, wie ich hörte, haben ja diese Banden auch ganz feste Grundsätze, nach denen sie handeln und die nicht immer so unedel sein sollen, als man sie verschreiet. Uebrigens muß es ein romantischer Genuß sein, so stets im Freien umherzuschweifen, des Nachts im Gebirge unter den Sternen zu liegen."

„Mit Erlaubniß, Sie sind wohl ein Deutscher? — Ja, die lieben die Romantik, das Ideale, das Hohe, das Schöne; aber sie bedenken nicht, daß der Bandit oft wochentang nichts Menschen Würdiges zu genießen hat und diese reale Seite dieses poetischen Lebens ist sehr traurig und nichts weniger als romantisch; aber ich vergaß ganz, nach Ihrem Namen zu fragen."

„Bernd von Traustein-Pfeylsdre ist mein Name."

„Und der meine, Herr Baron, salva venia — Gasparoni!"

Traustein glaubte vom Blitze getroffen zu sein.

Gasparoni, der berüchtigte Banditenkopf in der Romagna, stand vor dem erschrockenen Doktor, indem er sagte:

„Suchen Sie nicht zu fliehen, Herr Baron, ich schieße gut; übrigens denke ich, daß wir eine Zeit lang ganz gut zusammenleben werden."

Er that einen Pfiff und mindestens zehn von den verdächtigen Kerls aus der Schenke umringten den Baron.

„Ich lasse Ihnen nur die Hände binden; wenn Sie etwas von Ihren Gepäcke wünschen, so sagen Sie es nur; man wird es Ihnen nachbringen."

„Ich wünsche sämmtliche Effekten," sagte Traustein, indem er einen verdächtigen Blick auf Gasparoni warf.

Der kleine Zug setzte sich in Bewegung die Ebene entlang. Traustein, von der Reise noch ermüdet, begann bereits matt zu werden, als man kaum die Höhen erreicht hatte; allein er äußerte nichts. Ueberhaupt gab er auf alle Fragen des Chefs keine Antwort, der ihm endlich lächelnd bemerkte:

„Sie werden jetzt die Romantik des Banditenlebens zur Genüge kennen lernen."

„Hören Sie, mein Herr, ich sehe nicht ein, was Sie eigentlich mit mir wollen; glauben Sie so nicht, daß für mich ein großes Lösegeld gezahlt wird. Ich bin nicht reich."

„Wenn das nöthig wäre, hätte Lord Warington Geld genug! — Doch ich will für Sie kein Lösegeld und trotzdem kostet mich Ihr Unterhalt nichts und ich bekomme für meine Freundlichkeit, vielleicht einige Jahre lang Eure gediegene Unterhaltung zu genießen, noch eine bedeutende Summe. So stehen die Verhältnisse!"

Traustein schwieg jetzt wieder; er dachte darüber nach, was die Ursache dieser Hofinahme sein könne. So sehr er sich aber auch anstrengte, er vermochte keinen Grund zu finden; und er gab es auch endlich auf, das zu eruiren. Jetzt begann ihn ein anderer Gedanke zu peinigen, der im Drange der Umstände noch gar nicht in ihm wach geworden war, der Gedanke, daß er za in seiner jetzigen Lage gar nicht an Adele v. Rayonnante schreiben konnte. Als er dies so überlegte, glaubte er, von Sinnen zu werden; denn er hatte Adelen gelagt in seinem letzten Briefe, er würde ihr seine Adresse erst von Rom aus berichten, sie möchte so lange mit einer Antwort warten. Wohin sollte sie nun schreiben, wie er? — — Er wandte sich mit einiger Erregtheit an Gasparoni:

„Mein Herr, sagen Sie mir, ob es mir erlaubt ist, Briefe abzusenden?" —

„Das wohl," meinte der Chef mit ironischem Lächeln, „ob sie aber besorgt werden, ist eine andere Frage!"

Man war nun in eine Schlucht gelangt, die mehrere Höhlen barg; hier mußte jedenfalls der jetzige Aufenthalt der Bande sein, da Gasparoni befahl, dem Baron die Fesseln abzunehmen.

„Sie werden jetzt so freundlich sein, lieber Herr v. Traustein, vor mir her zu gehen auf diesem Felssteig links; geben Sie aber Acht, ein Fehltritt kann Sie in die Tiefe stürzen!" —

Schweigend gehorchte Traustein; nach einer Weile, die lautlos verstoßen, rief der nachfolgende Banditenchef:

„Jetzt geht es rechts abwärts; nur achtsam, der Pfad fällt steil ab!" — —

Endlich war man unten in der Banditenhöhle angekommen und Bernd konnte im ersten Augenblicke nicht den geringsten Gegenstand unterscheiden; obwohl bereits außen die Morgendämmerung ziemlich zu Ende war und in der Höhle noch überdies eine Ampel brannte, an der Decke aufgehängt.

Erst als sich sein Auge etwas an die Dunkelheit gewöhnt und sein Blick den Dunst, den die rauchende Oellampe verbreitete, durchdrungen hatte, sah er einige Gestalten in den Winkeln der geräumigen Höhle, sanft auf Decken hingestreckt, theilweise dem Schlafe noch ergeben und theilweise fluchend in die Höhe fahrend, um die Störung ihrer Ruhe zu erspähen. Nahe am Eingange oben standen zwei Banditen, die wachten; nicht weit von diesen lag auf einem erhöhten Lager ein schlafendes Mädchen und neben demselben auf einer Decke eine alte Frau ebenfalls im Schlummer.

Als sie in den Raum eintraten, sagte Gasparoni den beiden Wächtern etwas in einem Traustein unverständlichen Dialect; doch merkte er, daß von ihm die Rede gewesen war. Gasparoni wies ihm ein Lager vis-à-vis dem schlafenden Mädchen an und begab sich selbst nebst seinen Begleitern nach dem Hintergrund der Höhle.

Traustein warf sich auf den Strohsack, über den ein Mantel gebreitet lag und überließ sich seinen traurigen, verzweifelten Gedanken. Doch ließ die Müdigkeit von dem langen Marsche ihn nicht allzu lange über seine schlimme Lage nachdenken und mit dem Schließen der schlafsehnenden Augen endlich auch der Schmerz und die Beängstigung, freilich nur auf wenige selige Stunden, wenn nicht diese selbst durch unruhige Träume zu unseligen wurden. Und der letzte Gedanke, der ihn im Wachen noch belästigte, war wohl: Ist es nicht der größte und erste Irrthum, zu glauben, wir seien auf Erden, um glücklich zu sein?

(Fortsetzung folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

Wir verfolgten Napoleon auf noch friſcher Fährte. Am 22. November entſandte mich Seſlawin mit ungefähr hundert Huſaren vom Sumskiſchen Regiment, einem Zug Dragoner des Tworiſchen und einem Dutzend donſcher Coſacken, die kleine Seite des Wilenckiſchen Weges zu teinigen. Als der Ort, wo ich auf den Feind treffen würde, war mir der Flecken Oſchmjan beſtimmt, und nachdem ich die Befehle erhalten, was ich thun und was ich nicht thun ſollte, eilte ich im Trabe über die Felder. Es war ein zwar nicht ſehr kalter, aber nebelicher Tag, und von Zeit zu Zeit fiel dünner Schnee — ein gefährliches Wetter für Thiere und Feinde. Doch auch ohnedies war es kalt, den Weg zu erkennen, welchen die franzöſiſchen Reihen genommen; zerſchlagene Pulverkaſten, umgeſtürzte Wagen, geſallene Pferde und, ſchrecklicher als Alles, erſtorne Soldaten bezeichneten denſelben ſattſam. Wir waren jedoch längſt an ähnliche Bilder gewöhnt, und kaltblütig ritten wir über die Leichen, die von dem hinzu getretenen Brand ſchon aufgeſchwellt und völlig blau geworden waren, ohne ſelbſt die müden Pferde zu zwingen, über ſie hinwegzuſetzen. Allen Zügen dieſer Unglücklichen war das Zeichen ihres qualvollen Endes aufgedrückt, und ich hätte wohl zu ihnen ſene Vorlauten herantreiben mögen, die hinter dem warmen Ofen verſichern, der Tod des Erfrornen gleiche einem ſüßen Einſchlafen — ſie würden hier den Ausdruck des ſuſammenſen Kampfes mit dem bezwingenden Verhängniß geſehen haben — dem furchtbaren Verhängniß, das jenen noch ſchrecklicher erſcheinen mußte, da ſie lebendig von den Geſährten der ſchützenden Kleider beraubt wurden — der Trieb der Selbſterhaltung ertödtete damals in allen Herzen die Stimme des Mitleidens, der Menſchlichkeit, der Kameradſchaft — nackt rangen die Sterbenden auf des

Erde den schweren Todeskampf, und kaum deckte der Schnee sie mit seiner kalten Hülle. Die Zurückgelassenen, und, wie man hieraus ersah, die letzten, waren zwar noch nicht ganz entkleidet, aber ihr Anzug war jammererregend, zerrissen, und die Füße nur in Stroh eingewickelt; so groß war die Unerfahrenheit der Franzosen, daß viele von ihnen über die Montirung Schafspelze, das Fell nach Außen, gehangen hatten, statt dieselben auf dem bloßen Leib zu tragen. Einige saßen oder lagen um ausgebrannte Feuer, mit denen zugleich ihr Leben erloschen war; andere waren lebendig halb verbrannt, weil sie aus Mattigkeit nicht vermocht, sich fortzuschleppen. Mehr als Alle jedoch, die ich gesehen, erschütterte mich ein Grenadier der französischen alten Garde. Seht: — er steht aufrecht, auf seine Flinte gelehnt — reitet näher — er ist todt. Die hohe Bärenmütze beschattete die von Schmerz zusammengezogenen Brauen und dies gebrochene Auge; unter dem dichten Barte, von dem unbeweglich der Reif niederhing, erglänzten die fest gepreßten Zähne. Er war in die Brust verwundet, und das auf den Schnee geflossene Blut war hier zur dichten Masse gefroren.

Unter meinem Befehl hatte ich einen vortrefflichen Jüngling, den Lieutenant Sarnitzky, und der Volontär Krawtschenko, einen früheren Regiments-Auditor, der aber in der Meinung, daß im Völkerkriege die Säbel nöthiger als die Federn seien, die Artikel bei Seite geworfen und dafür den Entschluß gefaßt hatte, den gordischen Knoten wie Alexander zu lösen. Er war ein braver junger Mann, tapfer wie die Kugel, aber auch schwerfällig wie das Blei, aus dem diese gegossen.

Wir ritten alle Drei an den Erfrornen heran, und mit Schaudern sahen wir in das ausdrucksvolle Gesicht. Es schien, seine Seele war mit dem letzten Blicke nach der geliebten Heimath geflogen, hatte aber bei ihrem Entfliehen auf den Zügen die Spuren ihres früheren Stolzes, ihres Muthes zurückgelassen; die starren Lippen drückten die Verachtung des Schmerzes aus, der ihn bezwungen. An seine Brust drückte er den Gefährten seiner Feldzüge — die zuverlässige Waffe — und auf dieser Brust sah man die Narben der Wunden — die Zeugen seiner Schlachten — und das Kreuz der Ehrenlegion, den Bürgen der Tapferkeit, den Stern des Sieges.

„Armer Teufel," sagte der Auditor, „wie sollte man dich nicht bedauern, wenn du gleich ein Franzose bist; seht, für das schönste Garderegiment wäre er ein trefflicher Flügelmann!"

„Beneidenswerther Tod," fügte ich hinzu, „er starb stehend, mit den Waffen in der Hand."

„Doch, welchen Namen verdient dieser Napoleon, der solche Männer zum Opfer seines Ehrgeizes machte," entgegnete Sarnitzky unmuthig, indem er auf den Todten und seine blutigen Spuren zeigte. „Diese Blutflecken sind das Verdammungsurtheil seines Schicksals."

„Wenn nur Napoleon uns in die Hände fällt," rief mit Wärme der Auditor, „der nicht einmal den Adelsgrad hat; er soll wahrlich nicht nur eine Gasse Spießruthen laufen, und für seinen Aufruhr muß er das Leben verwirkt haben."

So sprechend näherten wir uns einem Wald. Zwei der gewandtesten Kosacken waren fast eine Werst voraus und untersuchten den Weg, während von den übrigen einige auf den Flanken und im Rücken unseres Haufens herumschwärmten. Plötzlich sahen wir, daß einer der vorderen hielt, während der andere engere und immer engere Kreise um denselben im Galopp ritt. Ich wußte, was dies zu bedeuten hatte, und ließ die Mannschaft sich ordnen. Wir hielten und die Säbel wurden gezogen; ich erwartete, was weiter geschehen würde. Es ist mir immer eine wahre Freude gewesen, den russischen Soldaten vor dem Gefechte zu sehen. Jeder flüstert dem Gefährten zu, während er nach dem Steine sieht und die Pfanne mit dem Nagel reinigt: „Gott sei Dank, wir haben sie erreicht!" Mit so unverstellter Frömmigkeit schlägt er das Kreuz über seiner Brust, mit so warmem Gottvertrauen sieht er nach Oben — dann setzt er sich im Bügel fest, voller Zuversicht wirft er den Blick in die Ferne, als wolle er fragen: „Nun, wie viel seid ihr denn, ihr Heiden — ihr seid doch Alle unser!" Eine bläuliche Dampfwolke wirbelte aus der Pistole eines der Kosacken der Vorhut, — und lange nachher erst hörten wir den Schuß. Der Kosack setzte uns schon entgegen, während sein Secundant fortfuhr, an dem Holzrand auf und ab zu reiten, und noch einige Schüsse that. Der Feind kommandirte: „Vorwärts!" Im Nu hatten wir eine Colonne formirt und trabten dem Walde zu. „Sind die Franzosen stark, Landsmann?" fragte ich den Kosack: „Sie wimmeln wie ein Ameisenhaufen," antwortete er, „sie haben auch Kanonen bei sich."

„Desto besser," schrie Lieutenant Sarnitzky, „vielleicht schießen sie mir das Georgenkreuz zu!"

Schon waren wir nur noch in halber Kanonenschußweite von dem Waldsaum — aber nicht eine Kugel flog uns entgegen. Was sollte das bedeuten? Um nicht in einen Hinterhalt zu fallen, führte ich die Meinen nicht eher in den Wald, als bis ich mich überzeugt, daß der Feind seine Schützen auf dem Wege zusammengezogen hatte. Die Dragoner mußten absitzen, und mit aufgestecktem Bajonnett vertheilte ich sie zu beiden Seiten der Straße in das Dickicht. Bald hatten wir die fliehenden Franzosen erreicht. Es war ein Infanterie-Bataillon mit zwei Geschützen. Der Anblick der durch Ermattung, Kälte und Hunger entstellten Grenadiere war kläglich und schrecklich. — Ihr Costüm hätte uns lächerlich dünken können, wenn auch wir nicht ziemlich auf gleiche Weise bekleidet gewesen wären. Viele der Ihren, wie der Unsrigen, trugen Priesterröcke, Bauernkittel und Pelzmützen von alten Weibern, — die einen hatten Bastschuhe, die anderen Stiefeln an den Füßen — mein Wachtmeister, ein arger Raufhold, hatte sich zwei ganze Monate lang in das Umschlagetuch irgend einer Kaufmannsfrau gewickelt, und ich selbst stack in einem Teppich, durch den ich ein Loch für den Kopf geschnitten. In den Hauptstädten hat man über die Carricaturen der Flucht der Franzosen aus Rußland gelacht, aber die Märsche und das Leben auf dem Bivouak hatten auch uns in ihre Uniform gekleidet: unser buntscheckiges Aussehen war nicht zu beschreiben. Die französischen Reihen gingen langsam, aber in fest geschlossener Ordnung zurück — und jedesmal, wenn wir zum Angriff heransprengten — machten sie Kehrt und gaben festen Fußes ihr Feuer ab. Der Bataillons-Chef war in fortwährender Thätigkeit, die Seinen mit Wort und Beispiel ermuthigend: „Allons, Courage, meine Kinder! — zeiget die Zähne, Cameraden! — schließt eure Glieder! — Halt! — Feuer!" Jedesmal, wenn er das Feuern befahl, war seine Stimme durchdringend und laut. Ich sah die Unmöglichkeit ein, auf dem engen Wege irgend etwas mit Erfolg unternehmen zu können und begnügte mich, ihnen zu folgen, während wir von Zeit zu Zeit Kugeln — und Schimpfreden wechselten, die seit den Zeiten des Homer zum steten Vorspiel des Kampfes und zum Hetzwort der Streitenden geworden sind. Die Geschütze des Feindes hüpften knarrend und lärmend über die Wurzeln der lithauischen Tannen; die schlechten Pferde vermochten mit der höchsten Anstrengung kaum sie über

das Glatteis zu schleppen — sie schwankten, glitten aus, stürzten; endlich bemerkten wir, daß eine der Kanonen zurückbleiben würde — die Franzosen, welche weder durch Geschrei noch Prügel die Rosse mehr antreiben konnten, spannten sie aus — zerschlugen die Lafette, vernagelten das Zündloch und warfen das Rohr auf den Weg. Es versteht sich, daß auch wir dasselbe gethan haben würden; auch wir würden uns von der nutzlosen Last befreit haben, da man im Jahre 1812 mit Kanonen Sümpfe ausfüllen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine Gewissensfrage.) Im Canton Luzern ist die Frage vom Sonntagsbraten, die den Gelehrten schon manches Kopfzerbrechen gemacht hat und über die sich der „Beobachter" schon manchmal mit Decanen und Pastoren herumschlagen mußte, endlich definitiv entschieden. Die „St. G. Ztg." erzählt: Waren da zwei Bauern in einer Gemeinde dieses Cantons, die um die Mitte Juni ihr Gras abgemäht hatten. Vor dem 13. gab es kein gutes Wetter, jetzt aber kam ein wirklicher Sonntag. Der eine Bauer heuete frisch darauf los und erhielt auch ein nahrhaftes, schönes Futter — der andere nicht. Tags darauf erhielt der Sonntagsschänder eine Vorladung in den Pfarrhof. „Da gibt's Chrütz" (das wird eine schöne Geschichte) — dachte er und steckte eine Handvoll seines klungdürren, frischen Heues in eine Tasche und auf dem Wege zum geistlichen Hirten eine Handvoll von dem versaulten seines frommen Nachbars. Mit diesen Waffen versehen, hielt er die Strafpredigt Sr. Hochwürden muthig aus, dann zog denselben er sie und sprach die gewichtigen Worte: „Herr Pfarrer! Ich nimme jetz a „Bi'hre sieged es Kindviehs, welches Heu wo denne zwee früßed d'Ihr lieber?" (Ich nehme jetzt an, Ihr seid das Rindvieh, welches Heu von diesen zwei frest Ihr lieber?) Sprach's und ging triumphirend von dannen.

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das thut in Einfalt ein kindlich Gemüthe.

— **(Velocipedde.)** Es hat lange gedauert, bis das Velocipede seinen Weg über den Canal zu finden wußte, aber jetzt scheint es sich vollständig eingebürgert zu haben, denn fast täglich werden in englischen Blättern Reisen auf diesen modernen Steckenpferdchen, noch häufiger aber Unglücksfälle in Folge ungeschickter Handhabung derselben berichtet. In Bootle bei Liverpool wurde dieser Tage ein junger Mann, dem das Velocipede bei einer Fuhrt bergab „durchging", mit solcher Heftigkeit gegen eine Mauer geschleudert, daß man seinen Tod erwartet.

— **In einem Wirthshause zu Colorado,** Vereinigte Staaten, befindet sich in der Gaststube folgendes Avis angeschlagen: „Es ist Niemand erlaubt, in den Hölle länger als fünf Minuten sich aufzuhalten, ohne etwas zu verlangen, nach zehn Minuten im Salon. Wer dagegen handelt, wird hinausgeworfen. Man erwartet, daß kein Gentleman die Citronenschalen in seinem Punsche oder einer Limonade mit auffessen wird. Wer es thut, bekommt im Zukunft keine mehr und wird nicht als Gentleman betrachtet."

— **Feldmarschall Graf Wrangel** wurde schon öfters als **gestorben** gemeldet; da er in der Lage ist, selbst noch zu sagen, daß dies nicht der Fall ist, so bringt das Witzblatt „Kölner Funken" über diesen Mann, der mit den Worten „mir und mich" auf gespanntem Fuße lebt, unter der Ueberschrift: „Wrangel's Aufersteh'ung" folgendes Verschen:

Nun seh' mich Einer solche Streiche,
Wie man mir zu verlemden wagt;
Nie ist mich noch passirt das Gleiche,
Mir hat man, denkt Euch, todtgesagt!
Man sollte, straf mir Gott, noch keine
Verlemdung mich anthun darin:
Wer wegen „mir" und „mich" alleine
Stehr's fest, daß ich unterblieb bin!

Die Zauberblume.

Man sagt von einer Blume,
Die fern im Osten wächst,
Und mit geheimen Kräften
Den, der sie siebt, behext.

Auf hellem Fels, an Runde
Von einer tiefen Kluft,
Blüht sie, weit in die Runde
Verbreitend ihren Duft.

Und dieser Duft, so lieblich,
Den keiner überrisst
Von einer andern Blume,
Er ist ein tückisch Gift.

Und wer ihn hat gekostet,
Der wird nicht mehr gesund,
Die küssend er die Blume,
Verdirbt mit seinem Mund.

Und eine solche Blume,
Die hat auch mich berührt,
Ich wächt' vor Wehmuth sterben,
Die mit am Herzen gebt.

Darf ich, mein süßes Mädchen,
Doch dich umarmen nicht,
Mir küssen nicht bedecken
Dein Engelsangesicht.

C. Frei.

Literarisches.

Die **„philosophischen Monatshefte"**, herausgegeben von J. Bergmann", welche jetzt in ihren zweiten Jahrgang eintreten, haben sich das Ziel gesteckt, das gesammte Gebiet der Philosophie, theils in selbstständigen Abhandlungen, theils durch ausführliche kritische Besprechungen der betreffenden Literatur, zu erörtern, sowie alle Vorgänge des geistigen Lebens in Kirche, Schule und Gesellschaft, Literatur und Kunst und auf dem Gebiete der Naturwissenschaft vom Standpunkte der Philosophie auf zu beleuchten. Die „Monatshefte" erscheinen, monatlich 5 bis 6 Bogen stark, im Verlage von Otto Loewenstein in Berlin, zum Preise von 3 Thalern pro Band und 6 Heften. Wegen ihres reichen Inhalts und ihrer vielseitigen Tendenz empfehlen wir die „Monatshefte" angelegentlichst.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Mannigel.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 51. Sonntag, den 11. Juli 1869.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschi.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Addle war sehr unglücklich. — Was so ein armes Mädchenherz nicht alles zu dulden, zu leiden hat, wenn ihm vom Schicksal eine glänzende Vielstellung geschenkt wurde! —

Der Mai war gekommen und erfüllte alle Herzen mit neuer Freude, neuer Lebenslust; überall blühte und grünte es, in der Natur und im Gemüthe guter Menschen. Wie wäre es so schön, mit seinem Kummer, mit seinen Sorgen mitten im Winter dahinzuschreiben und den herrlichen Lenz nicht mehr zu schauen, als so mit Angst und Leid im Herzen überall die Lust, überall das Wonnige und Fröhliche zu sehen.

So dachte wohl auch Addle. — War doch schon eine geraume Zeit verstrichen, ohne daß Traustein von Rom aus geschrieben hätte. War er krank? Wollte er nicht schreiben? — Sie konnte es nicht denken; aber dennoch weinte sie oft Abends in ihrem seidenen Bettchen, wenn sie an Bernd dachte, und wußte nicht warum.

Wohl zwanzigmal schon hatte sie an Felice, ihre Freundin, die sonst die Briefe Bernd's vermittelte, geschrieben, aber immer umsonst; denn es war eben kein Brief gekommen. — Addle war wirklich sehr gepeinigt, am Tage von den ihr oben Phrasen des Grafen Alexander, von den eindringlichen Reden und Ermahnungen der gewinnsüchtigen Mutter, am Abend und Nachts von den quälenden, düsteren Gedanken über Bernd's Schweigen, von den jetzt bereits beschneiden sich erhebenden Zweifeln an Traustein's Liebe. Er hatte in Rom vielleicht ein anderes Mädchen . . . . . und doch durfte sie diesen Gedanken nicht denken; er war ja so gut und edel, sagte sie sich selbst. Doch es verging auch der Juni, es eilte der Juli vorüber, ohne daß Addle das Geringste von Bernd erfahren hätte.

Um diese Zeit erhielt Addle aus W. von Clotilde Mugissant briefliche Nachricht, die ihr auch unter Anderem meldete, daß man in W. bereits unruhig zu werden beginne, weil der Baron Bernd von Traustein auch gar nichts von sich hören lasse. Bernd's Vater sei in W. gewesen und habe bei ihnen, Mugissants, Besuch gemacht, um zu erfahren, ob Bernd nicht geschrieben, indem er vom Lord Warington ein Schreiben erhalten, in dem der Lord sich wundere, daß Bernd noch immer nicht in Rom angelangt sei, nachdem er es doch so sicher versprochen.

Nun war es für Addle sicher, daß er verunglückt sein müsse, was sie zwar noch trauriger machte, ihr aber doch wieder den geringen Trost verschaffte, daß er an dem Stillschweigen wenigstens unschuldig sei, ein geringer Trost für ein niedergebeugtes Herz.

Graf Alexander hatte indessen seine Besuche auf dem Schlosse Rayonnante in bisheriger Weise fortgesetzt und stand bei der Gräfin-Mutter besser als je. Dennoch hatte er noch kein Wort verlauten lassen, als wolle er bald um Addle's Hand anhalten, was die Gräfin nur veranlaßte, noch freundlicher zu sein und ihre Tochter anzuspornen, ebenfalls die Liebenswürdige dem Grafen gegenüber zu spielen. Allein Addle ging nie über die Grenze der möglichen Höflichkeit hinaus, obwohl sie in manchen Stunden nicht ungern mit dem geistreichen Manne plauderte. Aber ein ihr thöricht erscheinendes Gefühl sagte ihr, daß in Alexanders Augen sich manchmal der Blick einer tiefen leidenschaftlichen Begehrlichkeit äußerte; wenn sie dabei an Traustein's liebevolle, von idyllischen niederen Gedanken freien Blicke dachte, dann ward es ihr erst recht bewußt, wie viel sie an dem für sie verschollenen Manne verloren halte.

Als man eben von einem solchen Besuche der Graf nach seinem Gute zurückfuhr, kam ihm sein Kammerdiener Philipp schon mit der Nachricht entgegen, daß Alvara vor einer halben Stunde angekommen sei. Alexander eilte zu dem brauchbaren Manne, um zu erfahren, was ihn zu dem Besuche getrieben. Nach der ersten Begrüßung zwischen den beiden würdigen Männern fragte Alvara:

„Schon verlobt, Herr Graf?"

„Noch nicht!" — —

Alvara schüttelte unwillig den Kopf und meinte:

„Haben der Graf sich etwa so vera verliebt und geniren sich nun, mit der Sprache herauszugehen, wie derartig platonisch verliebte Jünglinge? Sie müssen mir versprechen, noch heute die Verlobung . . . . ."

„Geht nicht, Alvara, komme ja eben vom Besuche auf Rayonnante."

„Auch gut; ich habe Vieles mitzutheilen, was ich brieflich nicht thun mochte, weil man nicht weiß, was einem Briefe passiren kann. — Also Traustein, Ihr Nebenbuhler, genießt seit etlichen Monaten das Idyllische des Banditenlebens; er fühlt sich ungeheuer unglücklich, wie Gasparoni gesagt, weil der Idealist nicht an sein Mädchen schreiben, ihre Zeilen nicht küssen kann, weil er glaubt, Addle könne ihn für untreu halten, als ob daran etwas gelegen wäre. Im Gegentheil, je öfter ein Mann den verschiedenen Mädchen seiner momentanen Liebe untreu wird, desto höher muß er gehalten werden, weil

er zeigt, daß er nicht mit der nächsten Besten, die ihm Ermunterung zur Liebe gibt, zufrieden ist, sondern wählen will. Nun, Herr Graf, wir kennen das. — Allein etwas Unangenehmes ist passirt. Sie wissen, daß ich Lucretia durch Gasparoni ebenso verschwinden ließ, wie es kurze Zeit später auf so superbe Weise mit Ihrem Freunde Traustein geschah. Nun hat aber Gasparoni, so klug er sonst ist, die Beiden, Lucretia und Bernd, sich kennen lernen lassen, indem er nicht dachte, daß der Baron irgend welches Interesse an Euer Gnaden habe oder überhaupt die Verhältnisse kenne. Beide wurden bald gute Freunde und haben sich jedenfalls ihre Erlebnisse gegenseitig erzählt und werden weidlich auf Euer Gnaden geschimpft haben, besonders Lucretia, deren Eheglück allerdings sehr kurz war. Um die Sache beim Namen zu nennen, will ich sagen, daß Lucretia zu entwischen vermochte. Was daraus folgt, ob Traustein um die Flucht gewußt, läßt sich noch nicht ermessen. Uns geht es wenig an, da Lucretia keine Papiere mehr besitzt; mag auch Traustein entkommen, wenn Ihr verlobt seid, so ist das von weniger Belang; denn ich bin sicher, daß er mit seinem edlen, freilich dummen Charakter alsdann völlig von Adele wenigstens äußerlich abstehen wird; um innerliche Liebe, innerliche Schmerzen kümmern wir Realisten uns ja nicht! — Wie stehen denn die Sachen, Herr Graf, darf man den Rubicon bald überschreiten? Zeigt sich Adele noch nicht geneigt, ihre Jungfräulichkeit aufzugeben?"

„Ich werde noch heute mit der Gräfin-Mutter sprechen, — ich fahre nochmals hinüber; es ist ja noch nicht Mittag!"

Und er führte sein Wort sogleich aus.

Bei der Gräfin gütigst, wie immer, empfangen, begann er sofort über den Zweck seines zweitmaligen Kommens zu sprechen; die Gräfin von Rayonnante gab freudig ihrerseits die Bewilligung. Als jetzt Adele in's Zimmer trat, sprach der Graf noch keineswegs von seinem Antrage, sondern zur Mutter gewandt:

„Noch eine Neuigkeit, Euer Gnaden, die wirklich interessant ist. Sie erinnern sich doch noch des Herrn v. Traustein, den ich voriges Jahr in Ihren Cirkel einführte."

„O gewiß, Herr Graf," antwortete die glückliche Mutter holdselig lächelnd.

„Hören Sie nun, dieser Traustein soll sich mit einer Römerin verlobt haben, mit einer aus dem Plebs; ihr Vater ist Bettler."

„Das hätte ich von Traustein nicht geglaubt; doch gleich und gleich gesellt sich gern."

Adele meinte, in den Boden versinken zu müssen, es umklammerte ihr Herz ein krampfhafter Schmerz, ein Gefühl, als müsse sie in dem Augenblicke von der Erde scheiden, oder als liege sie lebendig begraben in der Erde und ringe vergebens nach Luft. Alexander hatte wohl den furchtbaren Kampf seines Opfers bemerkt, allein er wollte ihn noch potenziren.

„Was sagen Sie dazu, gnädige Comtesse?" fragte er deshalb.

„Ich? — daß es eine Lüge ist, Sie sagen es ja selbst, daß es nur ein Gerücht ist."

„Ja, gnädige Comtesse, ich wünschte, es wäre eine Lüge; denn ich habe Bernd von Traustein so lieb gewonnen, daß mich eine solche Versunkenheit im Glauben an die edelsten Seelen wankend machen müßte. Wollen wir hoffen, daß unser Freund sich glänzend rechtfertigen wird und daß das, was mir Lord Warington als Gewißheit schreibt, nur ein trügerisches Gerücht ist. — Ich glaube, der Brief befindet sich in meinem Notizbuch; hier lesen Sie, Comtesse!"

Comtesse Adele durchflog die dargereichten Zeilen und Alexander beobachtete mit teuflischem Wohlbehagen, wie Adelens Züge blaß, sehr blaß wurden, als sie las:

„Weiter muß ich Ihnen noch mittheilen, mein lieber Pupille, daß unser Freund Traustein ein ganz anderer geworden ist; es mag am Ende hingehen, daß man die Standesvorurtheile hingibt und ein Mädchen zu ehelichen beabsichtigt, das tiefer steht, als schicklich ist; die Liebe, wie die Idealisten sagen, erhebt ihre Fittiche über Stand und Verstand. Aber sehen Sie, das kränkt mich von unserem Freunde, den ich so gern hatte, daß er mir bei seiner Ankunft gesagt, er habe in Deutschland eine Liebschaft angefangen und sei froh, daß er derselben ledig würde durch seine italienische Reise. Obwohl ich persönlich vielleicht am Allerwenigsten von solchen Studentenliebschaften halte, so denke ich doch, ein ehrlicher Mann solle gleich seinem Mädchen sagen, wie er es zu halten gedenke. Ich hätte nie geglaubt, daß mein Liebling ein so treuloser und dabei leichtsinniger Patron sei. Doch lassen wir ihn. Es muß Jeder selbst am Besten wissen, was ihm frommt.

Nachschrift. Bevor ich schließe, will ich noch die Nachricht einschalten, daß mir Traustein soeben seine Verlobungskarte zugeschickt. Welche Impertinenz! Sie lautet:

Lucretia Tarina,
Bernd v. Traustein-Prospère,
Verlobte!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

Nebenbei ſei es jedoch geſagt, daß der größte Theil der Napoleoniſchen Reiterei und Artillerie nicht ſowohl aus Mangel an Fütterung, als durch den unbedeutenden Umſtand verloren ging, daß die Franzoſen nicht verſtanden, die Pferde mit Stollen zu beſchlagen. Auf nur wenig glattem Wege blieben die armen Thiere wie die Krebſe auf der Sandbank liegen, und nicht ſelten remontirten wir uns mit ihren zurückgelaſſenen Pferden, die wir mit ein Paar Metzen Hafer und einem Paar Stolleneiſen wieder herſtellten. Aber der Wald fing an, ſich zu lichten. Der Feind formirte die Colonne und eilte im Duplirſchritt ein offenes Feld zu überſchreiten und das Schloß, welches in der Ferne aus einem kleinen Dorfe hervorſah, zu erreichen.

Meine Koſacken und Huſaren umſchwärmten die Colonne, ſo wie die Schwalben an den Federn den Habicht zupfen — von den Franzoſen fiel einer nach dem anderen auf ihrer Spur — doch auch von den unſern ſtürzte mancher. Mich langweilten dieſe Neckereien, und ein paſſendes Terrain mir erſehend, öffnete ich die Front, in der Hoffnung, den Feind zu überflügeln und ihm das Geſchütz zu entreißen — aber er errieth mich. — Laufend formirte er das Quarrée, maskirte die Kanonen und ſtand unbeweglich wie eine Mauer. Meine Leute waren wahre Kopfabſchneider, leichtberitten, Meiſter in Führung ihrer Waffen, vom Pulverdampf bis auf die Knochen durchgeſchwärzt, und ſo mit dem Angriff durch die täglichen Gefechte vertraut, daß ſie mehr auf das Commando des Führers, als auf die Kugeln des Feindes hörten — bei alle dem gilt es, bei dem Angriff von Reiterei auf erfahrnes Fußvolk raſch und entſchloſſen zu ſein. Uebrigens waren die Unteroffiziere der

flügel, die normalischen Streitpeitscher der Schlachtordnung, Männer von ausgezeichneter Tapferkeit. Wir griffen nie anders als im Trabe an, weil die Attake im vollen Galopp auf die Entfernung eines Wurfs in der Regel damit endet, daß die Linie sich bricht, wilde Pferde außer Athem kommen, viele durchgehen, und nur eine Handvoll der Wackersten auf die feindliche Fronte sich stürzt und, geworfen, dann noch rascher als beim Angriffe sich zurückziehen muß. Hurrah zu rufen war nicht Sitte, weil diejenigen, welche, schon früher als die Uebrigen, vor der Zeit schreien, in der Regel die ersten sind, welche die Pferde zurückhalten und so die Kraft des Angriffs schwächen.

Die Husaren nochmals erinnernd, was sie thun und wie sie sich benehmen sollten, führte ich den Angriff beherzt und gleichmäßig an. Die leichtgeformte Erde dröhnte unter dem taktmäßigen Trabe, lustig flatterten die Fähnchen der Ulanen, mit denen damals auch die Husaren bewaffnet waren, und das Geklirr der Waffen schallte durch die Herbstluft — alles dies ward selten nur durch die Commandoworte übertönt, die die Reihen an Richtung und Führung erinnerten. In der feindlichen Fronte herrschte Todesstille — eilend kamen wir näher; schon konnte man der Grenadiere bleiche Gesichter und die Augen erkennen, die unter den vornübergeneigten Bärenmützen hinter den Gewehrläufen hervorblickten. Auf hundert Schritte kommandirte ich — Marsch. — Marsch — und mit hochgeschwungenem Säbel stürzten wir auf die getreuten Bajonnette. — Im selben Augenblicke hörte ich das feindliche „feu" — ein Kanonenschuß donnert — Kartätschen spielen um uns her, und längs der Seiten läuft ein dichtes, wohlgenährtes Bataillonfeuer fort — es wehte unsere Fronte wie Flaumfedern auseinander. Die Pferde brachen aus — und Unverletzte stürzten über die Verwundeten. Wir waren gezwungen, umzukehren. Kartätschen und Bajonnette sind der Natur des Pferdes zuwider. Dreimal noch setzten wir an, das Quarree zu durchbrechen, und dreimal wurden wir zurückgeschlagen. Ich knirschte mit den Zähnen — Sawitzky wüthete . . . . aber Alles war vergebens. Um die Leute zu sparen, blieb nichts übrig, als sich auf das Mitrailliren zu beschränken, und ein günstigeres Terrain und günstigere Zeit abzuwarten. Das Gefecht fortspinnen, war nöthig, um die Aufmerksamkeit des französischen Hauptcorps zu erregen; man mochte immerhin dort denken, daß wir uns getäuscht und Napoleon auf Leiterwagen zu verfolgen glaubten, während doch schon unsere fliegenden Corps ihm auf den Fersen waren.

So trieben wir unsere tapferen Feinde bis nach dem kleinen Dorfe bei dem Schlosse Drepoil. Roß und Leute waren aber so ermattet durch den langen scharfen Ritt, daß sie kaum mehr von der Stelle konnten — die einen wie die anderen bedurften der Erfrischung — aber auf dem Felde waren keine Heuschober und in den Fouragierſäcken auch nicht eine Brotkrume: wir mochten wollen oder nicht, unser tägliches Brod und unser Nachtlager mußten wir und im Dorfe verschaffen, zuerst aber den Feind aus demselben vertagen. Kräftiger als alle Andere wirft diese Logik auf die russischen Soldaten, und nachdem ich ihnen auseinandergesetzt, worum es sich handle — verlangten sie hitzig, die Franzosen aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben. Diese Bajonnette der Dragoner eröffneten den Angriff, unterstützt von den Carabinern der Husaren — die Kosacken zündeten die Häuser auf der Seite an — dies wirkte: wir drückten sie bis in das Schloß zurück — setzten uns im Hofe fest — und zuletzt waren sie in dem Hauptflügel des herrschaftlichen Hauses eingeschlossen. Ihr Feuer aus demselben war aber um so fürchterlicher und für sie selbst um so gefahrloser, als sie in der Einfahrt die Kanone aufgepflanzt hatten und mit derselben zwischen den dicken Thüren der Hausflur hindurch den ganzen Hof reinigten.

Auf den übrigen Seiten waren die Fenster hoch von der Erde, und so blieb der vortheilhafteste Angriffspunkt das Geschütz, zuerst weil zu demselben, und in das Haus um dasselbe herum man auf der Einfahrt gelangen konnte — das Gewehrfeuer machte den Weg durch die Fenster zu schwierig — zweitens theilten wir, bei einem Angriff auf die Mitte, die Belagerten in zwei Hälften, und folglich konnten wir viel leichter mit ihnen fertig werden. Was war lange zu bedenken. — „Bursche, vorwärts, Hurrah, mit dem Bajonnett und den Lanzen!" — „Mir nach!" schrie mein Lieutenant, und warf sich mit den Jägern dem Geschütz entgegen. — Der Schuß blitzte — und wie mit siedendem Wasser waren die Unsrigen übergossen. Sarnitzky fiel mit einem Schrei, und in Unordnung wichen die Soldaten zurück. Ich war noch vorn und schrie, zankte, befahl, fluchte — Alles umsonst. Als ob sie nichts hörten, feuerten meine Leute und der Ferne, gögernd, faul. — Ich kochte vor Zorn und Unwillen.

Plötzlich sahen wir, wie ein Reiter in schwarzem Cürass und blankem Helm auf einem Fuchs an uns heransprengte; unter dem zurückgeworfenen Mantel sah das Epaulette des Stabsoffiziers hervor. Bis in die Schußweite jagend, sprang er vom Pferd und riß den Säbel aus der Scheide. „Vorwärts; vorwärts," schrie er, „schließt die Reihen! Herr Rittmeister; Ihr müßt dies Schloß unter jeder Bedingung nehmen. Burschen! ihr seid Russen — es wäre ja eine Schande für Euch, zurückzuweichen; mit mir, Kameraden; ich bin Euer Anführer, der Tod sei dem geschworen, der zurückbleibt — Hand an's Werk, Hurrah!" Mit diesem Wort stürzt er auf die Mauer zu, ohne zurück zu sehen, als sei er überzeugt, daß sein Beispiel, gleich dem Magnet, Alles nach sich ziehen müsse.

Und so war es — die unerwartete Erscheinung des Gepanzerten, seine kolossalen Formen, sein furchtloses Benehmen, seine Gebarden fordernde Stimme — erschienen den Soldaten wie etwas Ueberirdisches. Sie lebten wieder auf und erstarkten. Das Hurrah ertönte als Antwort auf die Aufforderung des Stabsoffiers und das mit verdoppelter Heftigkeit beginnende Feuer der Franzosen: Wir stürmten Alle gegen den Eingang; einer stieg auf die Schultern des anderen, und noch einmal donnerte die Kanone — die Kartätschen flogen pfeifend um unsere Köpfe, das Handgemenge begann. Wir brachen in die Zimmer, und das Gefecht war entschieden. Der Cürassier mordete ohne Erbarmen — jeder seiner Hiebe gab den Tod. Dem Commandanten des Bataillons spaltete er den Kopf, als dieser eben das Geschütz gelöst hatte, und der Unglückliche stürzte in seinem Blute zwischen die Lafetten. Die Soldaten, ergrimmt über den Verlust so vieler Cameraden, durchbohrten in ihrer Wuth alle Franzosen und die bewaffneten, sich hartnäckig gegen uns vertheidigenden polnischen Edelleute. Das Bild war fürchterlich! Der Pulverdampf wallte in dichten Wolken durch die Säle — Blut, vermischt mit verschüttetem Pulver, klebte am Portal, auf dem unter den Leichen die Deckenverzierungen lagen, welche die Kugeln abgeschlagen. Die ergrimmten Sieger zertrümmerten die Möbels, zerbrachen die Fenster und Spiegel und rissen die Tapeten von den Wänden. — Nachdem sie endlich zum Fouragiren der Lebensmittel, einer Beute, die ihnen nöthiger als Gold war, abge-

rufen worden, zerstreuten sie sich im Dorfe, und im Schlosse wurde Alles still.

Man muß entweder sehr leichtgläubig oder vielmehr ganz blind sein, wenn man glauben kann, daß der Soldat in den Zeiten des Krieges wirklich so friedfertig ist, als man häufig schreibt. Die gemeinschaftliche Gefahr gleicht mehr oder weniger alle Grade aus, und die gegenseitige Unentbehrlichkeit fordert, daß man zuweilen einer eigenmächtigen Handlung durch die Finger sehe. Dies ist schon in der Linie der Fall, und wie viel mehr noch bei einem fliegenden Parteigängercorps, dessen Hauptzweck ist, dem Feinde durch alle Mittel zu schaden, das in gewisser Beziehung einen Räuberkrieg führen muß — hier gibt es noch viel mehr Gelegenheit, selbst unter den Augen des Anführers sich manche Frechheiten zu erlauben. Ihren Grundsätzen zufolge, Alles zu plündern, was sie fanden, und zu zernichten, was sie nicht mit sich nehmen konnten, damit dem Feinde kein blaues Pulverkorn — kein Strohhalm zum Dach, kein Span zum Feuer verbleibe, begannen meine Burschen mit der ihnen eigenen Geschicklichkeit zu wirthschaften.

Nachdem ich alle Vorsichtsmaßregeln gegen eine Ueberrumpelung getroffen, befahl ich der Wache, in einem Zimmer, das weniger als die übrigen gelitten, Feuer im Kamin anzumachen und den Lieutenant, der von einer Contusion niedergeworfen worden war, dorthin zu bringen. Dieser zankte und schimpfte, während der Feldscheer ihm die kranke Schulter mit Spiritus einrieb, und ich selbst streckte mich, ermüdet, in den Husarenmantel gewickelt, am Feuer hin. Der Wiederschein der noch in Flammen stehenden Häuser schlug an das Fenster, und von Zeit zu Zeit hörte man Pistolenschüsse im Dorfe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Ein Auferstandener.) Der „Agramer Ztg." wird aus Fiume Folgendes mitgetheilt: Im Jahre 1839 war im Spitale zu Smyrna ein Schiffslieutenant, Sohn eines Fiumaner Handelsmannes, gestorben. Im Jahre 1865 gab er von Buenos Ayres aus wieder Lebenszeichen von sich, indem er sich zwar unter dem wahren Zunamen, aber unter einem unwahren Taufnamen ankündigte. Im Jahre 1866, nachdem ihm ein besonders freundlicher Genius auch den wahren Taufnamen in's Gedächtniß gerufen hatte, trat er beim Fiumaner Gerichte mit Erbansprüchen auf und war so glücklich, durch das Urtheil desselben wieder unter die Lebenden versetzt zu werden. Das Gericht zweifelte Anfangs machte ihm jedoch seinen errungenen Platz streitig, und das der dritten Instanz wies ihn sogar dem Criminalgerichte zu. Dies war natürlich für ihn keine Kleinigkeit, denn es handelte sich um nichts weniger, als um sein mit dem Besitze mehrerer tausend Gulden verbundenes Leben, das er nicht zum zweiten Male verlieren wollte. Er entschloß sich somit, in die Heimath zu kommen, in der festen Ueberzeugung, er werde sich am besten an Ort und Stelle seine durch so lange Todtenruhe ihm ganz entfallenen Familienverhältnisse in Erinnerung rufen und, mit der Kenntniß dieser gewaffnet, seine factische Existenz beglaubigen. Er befindet sich daher bereits seit dem 4. Mai l. Js. in Fiume und lehrt in den Schänken das Geheimniß der menschlichen Todtenauferstehung. In der That soll es ihm bis jetzt auch schon gelungen sein, Anhänger für seine sonst nichtsgeglaubte Lehre zu gewinnen. Daß er nicht nur das Lesen und Schreiben selbst, sondern auch den Umstand vergessen hat, daß er vor seinem Tode mehrere Jahre öffentliche Schulen besuchte; daß er sich ferner an die ihm früher ganz wohlbekannten Taufnamen seiner Großeltern, Eltern, Geschwister und Verwandten nicht mehr erinnert, und daß ihm überhaupt alle früheren Familienverhältnisse vollkommen unbekannt geworden sind, scheinen diese seine Anhänger nur dem Lethebecher zuzuschreiben, den er vor dreißig Jahren geleert hat.

o

— (Kreuzigungsversuch.) In der Nähe des Schlosses Thierry bei Aisne in Frankreich wollte kürzlich ein Rauchfangkehrer, wahrscheinlich in einem Anfalle religiöser Schwärmerei, den Versuch machen, sich zu kreuzigen. Derselbe ist 40 Jahre alt, Vater von vier Kindern und wurde am Dachboden auf einem aus alten Balken zusammengefügten Kreuze liegend angetroffen, als er sich eben bemühte, den rechten Fuß und die rechte Hand auf die schon eingeschlagenen Nägel aufzuspießen, da er zum Aufnageln derselben über die anderen schon am Kreuze befestigten Körpertheile nicht verfügen konnte. Der arme Schwärmer liegt jetzt im Krankenhaus. Man hofft, daß er bald genesen wird.

Auf dem Friedhofe.

Der Erde hier entrückt,
Schlaft ihr Vermeſſungs-Schlummer,
Von Herrlichkeit umſtrickt,
Ganz frei von Sorg' und Kummer
Sollt ruhen ihr, und ſchlafen ſüß da unten
Als hätte euer Herz nie für die Welt empfunden. —

O, nur Gewißheit geht,
Daß jenes Leben blinke,
Daß, wenn der Geiſt entſchwebt,
Ihm dorten Friede winket,
Dann will ich euch benehden, euch hier unten,
Weil nicht auch ich die Ruhe ſchon gefunden.

Doch wenn's Verweſung iſt,
Was nur da unten harret,
In Nichts der Geiſt zerfließt,
Wenn man uns hier nur narret,
Dann neid' ich euch nicht, die ihr liegt da unten,
Beklage uns, die noch kein Licht gefunden.

J. Heimann.

Literarisches.

Der **Kartoffelbau**, von **C. Gülich** im Verlage von Menzkel in Altona erschienen, ist ein Buch vom größten Werthe für jeden Gärtner und Oekonomen. Daß dies Buch bereits in der dritten Auflage erschienen ist, spricht für seine Vortrefflichkeit, und es kann Interessenten nicht genug empfohlen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 52. Mittwoch, den 14. Juli 1869.

Abendgedanken,

Gedichte von Ferdinand Bisra.

I.

Der Greis.

War mir einst ein Lied erklungen,
Ein Lied in Jugendlust,
Hab' es fröhlich nachgesungen,
Hab' vom Leben nichts gewußt.

Doch die Jahre sind verschwunden,
Die ich süß geträumt als Kind;
Und mein Herz hat wohl empfunden,
Daß sie nun zu Ende sind!

O der Abend dieses Lebens
Ist doch himmlischer Genuß;
Denn ich lebte nicht vergebens,
Liebchen gab mir einen Kuß.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Rascht.

Zehntes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Adele suchte ihrer innern Bewegung Meister zu werden und fragte den Grafen mit etwas zitternder Stimme, indem sie den Brief zurückgab:

„Sie kennen den Lord persönlich?"

„Zu dienen, gnädige Comtesse, bei meinem Aufenthalt in Rom war ich fast allabendlich in seiner Gesellschaft!"

„Jetzt, meine Tochter," begann die Gräfin, „wollen wir den Herrn Baron seinem Schicksal überlassen und von ernsteren Dingen reden. Der Herr Graf de Pupille hat bei mir um deine Hand angehalten, du wirst jetzt eine entscheidende Antwort zu geben haben!"

Das war zu viel für das zarte Gemüth Adelens; ihre Augen strömten über vor Thränen und sie warf sich schluchzend in die Arme ihrer Mutter.

„Was ist, meine Adele?" fragte diese so sanft als möglich, indem sie diese Thränen zu Gunsten des Grafen deutete.

„Comtesse," sagte Alexander mit möglichst verliebter Stimme und ergriff die herabhängende Hand Adelens, „überlegen Sie meine Bitte, nehmen Sie Bedenkzeit; denn ich liebe Sie wirklich zu aufrichtig, als daß ich es je über mein Herz bringen könnte, Ihnen durch meine Bewerbung einen Schmerz zu bereiten; Sie verdienen es bei Gott, glücklich zu werden. Und sollten Sie glauben, es an meiner Seite nicht werden zu können, dann bin ich edel genug, das Unglück meines eigenen Lebens dem des Ihrigen vorzuziehen!"

Adele hatte sich bei diesen Worten wieder gefaßt und blickte dem Grafen ernst und forschend in's Auge, und der Schüler des Banditen hielt den Blick aus.

„Die Entscheidung kann sogleich erfolgen, Herr Graf! — Frau Mutter, wollten Sie uns einen Augenblick allein lassen."

Die Gräfin ging, indem sie ihre Tochter auf die Stirne küßte.

„Adele, haben Sie mir etwas Besonderes zu sagen? Oder wollen Sie mir mein Todesurtheil verkünden!"

„Keines von beiden! — Ich habe Ihnen eine Thatsache zu gestehen, die Sie nicht bös auffassen dürfen."

„Was kann mir Adele zu gestehen haben. Nein, nein, ich will es nicht wissen; die Geheimnisse Ihrer schönen Seele sind mir zu heilig und ich glaube nicht, daß sie von der Art sind, daß sie nicht die ganze Welt wissen dürfte!" — —

„Und wenn es doch solche wären?" —

„Wie?" rief Alexander scheinbar erstaunt.

„Ja, — ich habe einen Mann geliebt, geliebt mit jedem Gedanken meiner Seele; Sie sollen Alles wissen, ich liebe ihn noch, obwohl er meiner nicht mehr würdig ist . . . . ." —

„Und dieser Mann . . . ." —

„Ist Bernd von Traustein gewesen . . . ." —

„Bernd von . . . ? Ich bin allerdings erstaunt, Comtesse! Aber, alle persönlichen Interessen bei Seite, Comtesse,

Bernd v. Traustein war ein Mann, Ihrer Liebe würdig; — o wüßte ich, daß er noch so wäre, wie er war, so edel, gut und großdenkend, Comtesse, ich würde augenblicklich zurücktreten. O hätte ich das doch früher gewußt, stets wäre ich um ihn gewesen, hätte ihn, wie ein Schutzengel, vor Fehltritten bewahrt und ihn Ihrer Liebe würdig erhalten. — O, Adele, darf ich Ihnen Bernd ersetzen; — nein, nein, das wird mir nie gelingen. Darf ich es versuchen, Ihnen das zu werden, was Ihnen Bernd gewesen!"

„Offen gestanden, Herr Graf, ich glaubte, Sie würden nach dieser Mittheilung von Ihrer Bitte abstehen; Sie sind zu gut. Ein Herz kann nur einmal lieben!"

„O, das weiß ich, Adele, — aber vertrauen Sie sich mir an, Sie werden im Laufe der Zeit an meiner Seite Bernd vielleicht vergessen oder mich wenigstens achten lernen!"

„Ich achte Sie bereits! — Und, Herr Graf . . . . ."

Sie stockte; ihr Herz schlug fast hörbar.

„Was ist, was werd' ich hören?"

„Hier meine Hand, Alexander, ich bin dein!"

Sie weinte wieder, während der Graf ihr einen Ring an den Finger steckte und sagte schluchzend, aber leise:

„Ich bitte aber, die Hochzeit bald zu halten."

„Darüber können wir noch reden, meine Liebste."

Dann bot er ihr den Arm und geleitete sie in's Nebenzimmer, wo die Gräfin bereits ungeduldig des Ausganges harrte.

„Gott segne dich, mein Kind!" rief sie und Freudenzähren glänzten in ihren Augen.

Elftes Kapitel.

In der Villa des Lord Warington zu Rom war es um diese Zeit sehr stille; es mußte jedes Geräusch vermieden werden, um die Nerven der todtkranken Lady Warington nicht zu reizen. Schon seit vielen Monaten glaubte man täglich, die Lady werde sterben; aber wunderbarer Weise fristete sich ihr Leben noch immer hin, als werde es von der Sehnsucht erhalten, der sie so oft Ausdruck gab, das Grab ihrer lieben Emmy im Leben nochmal zu sehen.

Der Lord, der arme Millionär, verzehrte sich in Kummer über das Unglück, das in seiner Familie wüthete. Schon in England war ihm ein Sohn im zarten Knabenalter dahingeschieden, in W. hatte der Todesengel sich Emmy zum Opfer erkoren und jetzt sollte auch seine Gemahlin langsam die Bestimmung der Sterblichen erfüllen. Es wäre ihm und der Lady von einigem Trost gewesen, wenn nur Bernd gekommen wäre. Und der Lord quälte sich ab, was den jungen Freund veranlaßt haben möchte, seinem brieflich gegebenen Versprechen nicht nachzukommen. Er hatte öfters nach W. an Traustein geschrieben; allein die Briefe waren als unbestellbar nach Rom zurückgekommen, stets mit der Bemerkung der Post, der junge Mann sei schon nach Italien abgereist.

Endlich erhielt Lord Warington von dem ihm unbekannten Vater Trausteins einen Brief, der den Kummer und die Sorge des Vaters um den verschwundenen Sohn deutlich aussprach; allein Warington konnte keinen Trost geben, war er ja selbst untröstlich.

In der Mitte des Monats August, eben um die Zeit, da es mit der Lady schlimmer ging und alle Fluren der Villa mit Teppichen gedeckt werden mußten, ließ sich ein ärmlich gekleidetes Mädchen anmelden, das aber die Diener nicht vorließen. So ging es acht Tage lang fort; immer kam die Dirne wieder, um immer wieder abgewiesen zu werden. Dem Kammerdiener des Lords ward diese auffallende Zudringlichkeit doch zu viel und er sprach eines Tages bei schicklicher Gelegenheit dem Lord davon. Dieser schalt sehr, daß man das Mädchen nicht vorgelassen habe.

Am darauffolgenden Tage kam das Mädchen nicht in die Villa, sondern schlich außen am Gartenzaune hin und weinte still vor sich hin. Ein Diener, der es bemerkte, fragte hinzutretend, „was sie wolle!"

„Ich kann es der Lordschaft nur selbst sagen!"

„So komm' Sie herein!"

Und bald stand das Mädchen, das der Kleidung nach den niederen Ständen anzugehören schien, vor dem Lord.

„Was wünschest du, mein Kind?"

„Ich bin kein Kind mehr, Euer Lordschaft, — man hat mich von der Seite eines geliebten Gemahls gerissen in die Hände von Leuten, die ich vom Grunde meiner Seele hasse, ich ward von Banditen geraubt und wahrlich, ich hätte ein elendes, verzweifeltes Leben führen müssen, hätte sich meiner nicht ein edler, vornehmer Mann, der ebenfalls in Gefangenschaft gerathen war, großmüthig angenommen. Er erzählte mir von Ihnen, von Ihrer Tochter; wie Sie sich abgrämen würden, wenn er nicht bei Ihnen eintreffe, so daß ich beschloß, zu entfliehen, um Euch die Nachricht zu bringen, daß Herr v. Traustein von den Banditen unter Gasparoni festgehalten wird. Ich bin ohne sein Wissen hier; er wollte mich nicht fortlassen, indem ich seinetwegen nicht in Gefahr kommen sollte. Er war nicht zur Flucht zu bewegen, da er, wie er mir sagte, Gasparoni sein Ehrenwort gegeben. Ich liege hier auf den Knieen vor Eurer Lordschaft und flehe Sie an, den Mann zu retten, der Ihr Freund, Ihr Wohlthäter gewissermaßen ist."

„Stehe auf, meine Tochter," sagte Warington mild, „ich werde thun, was in meinen Kräften steht. Wie heißt du?"

„Man nennt mich Lucretia, mein Vater hat Tarina geheißen."

„Lebt er nicht mehr?"

„Er lebt noch, aber nicht für mich; ich lebe schon lange Jahre getrennt von ihm. — — Er ist ein verkommener Mensch; ach, nicht Jeder kann gute Eltern haben!" — —

„Gut; so bleibe so lange in meinem Hause, bis wir Traustein befreit haben; merke es wohl, ich nehme dich nur deswegen in mein Haus auf, weil du dich des liebsten Freundes, den ich auf Erden besitze, so hilfreich angenommen hast; ich werde es dir gedenken, Lucretia?"

Er besann sich einen Augenblick, als er die Augen Lucretias feucht sah.

„Ach, ich vergaß, daß du einen Mann hast; du entschuldigst!" — —

„Euer Lordschaft, ich hatte einen; er ist nicht mehr hier, er hat mich verlassen und ich hatte ihn doch so lieb."

„Wie hieß dein Gatte, Lucretia?"

„Es war der Graf Alexander de Pupille . . . ."

„Nicht möglich, Dirne," fuhr der Lord auf, „das ist mein intimer Freund und sieh' hier die Karte, die er mir gesandt."

Warington nahm von einem Tischchen ein Billet, das die Verlobungsanzeige Alexanders mit Adele enthielt.

„Ich schwöre es, Euer Lordschaft, daß ich dem Grafen Alexander rechtmäßig angetraut worden. Es werden sich Ausweise finden im Kirchenbuch der Kapelle St. Franciscus, den Geistlichen kenne ich auch, es war P. Emmeran, der beim

Tode meiner ſeligen Mutter anweſend war und den Kirchner von St. Franciscus, der als Zeuge mitunterſchrieb, kennt Jedermann."

Lord Warington's Stirne überzogen viele Schatten, viele Falten; er konnte noch nicht das rein unmöglich Scheinende, gar nicht in Alexanders Weſen Liegende glauben.

„Haſt du denn die Papiere noch?" fragte er.

„Nein, die hat man mir genommen, hat ſie zerriſſen."

„Dann haſt du gelogen, Dirne. . ."

„Bei Gott nicht, wollen ſich Euer Lordſchaft nur überzeugen an den Orten und bei den Perſonen, welche ich bezeichnet."

„Das werde ich thun! Geh' jetzt hinunter, laß dich kleiden und dir ein Zimmer anweiſen."

„Man wird mir nicht glauben."

„So nimm dies Papier," ſagte er, nachdem er ſchnell einige Zeilen daraufgeworfen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

„Verwünſchte Kanonenſchüſſe," murmelte Sarnitzky ſtöhnend vor ſich hin, wenn der Feldſcheer die geſchwollene Stelle berührte. „Wenn mir gleich bei Krasnoi ein franzöſiſcher Säbel ein Knopfloch in die Bruſt gehauen hat, ſo habe ich doch wenigſtens den Wladimir mit dem Band in paſſende einknöpfen können, aber dies eigenſinnige Frauenzimmer hat mich mit einem eiſernen Fuß abgeſpeiſt. Oh — verwünſchte Kanone!"

„Tröſte dich, Sarnitzky — ſie iſt uns nicht entgangen," ſagte ich.

„Sie wird aber auch nicht mit uns gehen. Der Weg iſt noch nicht feſt, die Pferde ſind ermattet; ſie wird uns an Händen und Füßen binden; einem fliegenden Corps iſt ſo ein eiſerner Tölpel von keinem Nutzen."

„Um die Art und Weiſe, ſie fortzubringen, trage keine Sorge — ich habe ſchon befohlen, ſie auf Kufen zu ſetzen, und dich ernenne ich in Gnaden zum Befehlshaber unſerer ſämmtlichen Winterartillerie."

„Dieſe Winterartillerie hat uns heißer als die Sonne in den Hundstagen gemacht." —

„Aber ſage mir, ich bitte dich, wo iſt jener rieſenhafte Küraſſier hingekommen, der mir die Kanone vor der Naſe wegnahm? Als ich die Augen wieder aufſchlug, dünkte er mich in dem Schwefeldampf, in ſeiner weißen Uniform und in ſeinem Panzer ein Geſpenſt. Freund! er ließ ſein Schwert niederſauſen, als ob in ſeiner Fauſt eine ganze Legion Teufel ſäße, und er warf ſich in's Getümmel, als flöcke er in der Haut des Achilles. Iſt er nicht geblieben, iſt er nicht verwundet?"

„Ich weiß es nicht. Ich ſah ihn noch ganz bis zu Ende des Gefechts — in ſeiner Wuth vernichtete er Alles, was ſich ihm entgegen ſtellte; ſelbſt Die, welche um Gnade baten, verſchonte er nicht. Das Blut floß in Strömen von ſeiner Klinge, mit ſchauerlicher wilder Freude durchbohrte er die bewaffneten Feinde und jedesmal, wenn einer todt zu ſeinen Füßen niederſank, rief er, ihm in's Geſicht ſtarrend: „Er iſt es nicht — es iſt immer noch nicht er!" und eilte weiter. Man ſagte mir, er ſei bei der Verfolgung eines Franzoſen in der Finſterniß verſchwunden. Vielleicht haben ſie ihn doch irgendwo erſchoſſen. Ich habe angeordnet, ihn überall aufzuſuchen, aber bis dieſen Augenblick hat man den Küraſſier noch nicht gefunden."

„Gefunden, gefunden!" ſchrie herbeieilend und außer Athem unſer Auditor. „Friede für Rußland, Ehre und Ruhm dem Auditor zwölfter Klaſſe, Krawtſchenko; wünſcht mir Glück, umarmt mich, küßt mich in Stücken — Uf — ich kann nicht mehr."

Er fiel in einen Seſſel und keuchend maß er uns mit ſtolzem Blick. Wir verbeugten uns lächelnd, und verſuchten auf ſeinem Geſichte die Auflöſung zu allen dieſen Ausrufungen zu finden.

„Jetzt wird mein Name nicht allein in den Unterſchriften ſtaubiger Akten — nein, in den Relationen des Feldzuges, in den Zeitungen, ja in den Büchern der Geſchichte wird er glänzen!" fuhr Krawtſchenko fort, indem er ſich nach und nach erholte, „ja, ja, in den Büchern der Geſchichte!"

„Nun wenigſtens in irgend einem Luſtſpiel," ſagte der Lieutenant, indem er dem Auditor mit den Augen folgte, der unterdeſſen in dem Paroxismus ſeiner Eitelkeit ſich in der Stube drehte und ſprang wie ein Kreiſel.

„Grade, Orden, Penſionen — fort mit ihnen, ich verſchmähe ſie! Wenn ich nach Petersburg komme, wird Alt und Jung herbeiſtrömen, mich anzuſtaunen, wie zum Wallroß, welches in einem Faß auf der Guittarre ſpielt. Die Großen werden um die Ehre geizen, mich bei ſich zu Tiſch zu ſehen, und über die Stelle, die man mir bieten wird, iſt gar nicht weiter zu reden — vielleicht Juſtizminiſter — übrigens, meine Herren, werde ich Sie im Glücke nicht vergeſſen, ich bitte Sie dringend, ſich ſtets nur an mich zu wenden, wenn Sie irgend Etwas bedürfen. — Wem ſollte man auch bei ſich bietender Gelegenheit gern einen Dienſt erzeigen, wenn es nicht ſeinen früheren, alten guten Freunden wäre? — Verlaßt Euch darauf, meine Herren — Ihr werdet immer meine Freunde bleiben, wenn ich mich auch mit der Tochter des Platow vermähle."

Lang waren wir ernſthaft bei all' ſeinem Uebermuth geblieben, wie er, ſich auf den Fußſpitzen hebend, in Gedanken mit der Naſe ſchon bis in die Wolken reichte, und hatten geduldig ſeinen Ungereimtheiten zugehört, aber bei ſeinen letzten Prahlereien wäre ich faſt zu der Ueberzeugung gekommen, daß er übergeſchnappt ſei — wir konnten nicht länger das Lachen unterdrücken. — Mit Verwunderung ſah er uns aus dem breiten Lehnſtuhl an, wie ein fetter Kater aus dem Dachfenſter, und er begriff nicht, worüber wir, uns die Seiten haltend, ſo herzlich lachten.

„Haſt du nicht, mein lieber Luka Andronitſch, ſtatt einer Mücke vielleicht ein Teufelchen verſchluckt?" fragte der Lieutenant.

„Haben dir die Franzoſen am Ende gar einen Liebestrank gegeben?" fügte ich hinzu.

„Nein, gewiß biſt du auf den klugen Einfall gekommen, dich für wahnſinnig auszugeben, und ſo die Zurechnungsfähigkeit deiner früher gefällten Urtheile in Zweifel zu ſtellen," bemerkte Sarnitzky.

„Ich würde Euch ſelbſt einen Aderlaß anrathen," antwortete unwillig Krawtſchenko . . . . „Warum ſoll ich nicht der Schwiegerſohn des Hetiman werden? Hat dieſer nicht Allen und Jedem verkündet, daß er Dem, der den Napoleon fangen würde, ſeine Tochter zum Gemahl zu geben entſchloſſen ſei, und wäre er ein gemeiner Koſack? warum alſo nicht

einem Auditor der 12. Klasse, der noch dazu zum Orden der heiligen Anna mit dem Degen vorgeschlagen worden! Doch vielleicht habt Ihr jene Neuigkeit noch nicht vernommen?" *)

„Aber Ihr habt sie geglaubt? Wißt Ihr, Herr Auditor der 12. Klasse, der zum Orden der heiligen Anna mit dem Degen u. s. w. u. s. w. u. s. w. vorgeschlagen worden ist, daß Platow gar keine Tochter zu verheirathen hat, und daß er nie und nimmer mehr daran gedacht, ein ähnliches Versprechen zu leisten? Aber wenn Euren Wünschen zufolge er nun wirklich eine Tochter besäße, und wenn eine so ungereimte Lotterie in den Grenzen der Möglichkeit läge, so setze ich doch immer noch nicht ein, wie unser Luka Andronitsch ein Recht auf ihre Hand haben könnte?"

„Nicht allein auf ihre eine Hand, Mitmeister, auf beide Hände, auf sie ganz vom Kopf bis zu den Füßen, mit Seele, Herzen und der ganzen reichen väterlichen Aussteuer, aber habe ich Euch meine hohe Heldenthat, meine glückliche Entdeckung noch gar nicht mitgetheilt? In einem finsteren Kellerloch, einer wahren Rumpelkammer, zwischen Schutt und zerbrochenen Möbeln, welchen Fund, glaubt Ihr, daß ich dort gethan?"

„Wahrscheinlich ein Fäßchen Branntwein oder einen fetten Schinken," antwortete kaltblütig der Lieutenant. „Ich wüßte nicht, was sonst noch alle Paragraphen des Gesetzbuches der Vermuth in dem Kopfe unserer Feldjustiz so unter einander werfen könnte."

„O Neid, Neid!" schrie Krawtschenko, seine großen Augen zur Decke aufschlagend. „Kaum ist es mir gelungen, mich auszuzeichnen, so will man auch schon durch Spottreden mich demüthigen; meinen Ruhm durch Verläumdung schmälern. Doch sei es drum! War dies nicht das Schicksal aller großen Männer — warum sollte ich es nicht theilen? — Nichts desto weniger habe ich eine große That vollführt und sie mit den gesetzmäßigen zulässigen Zeugen außer Zweifel gesetzt — Niemand in der ganzen Welt wird mir streitig machen, daß ich mit diesen, meinen eigenen Händen Napoleon gefangen genommen habe."

„Den Napoleon?" rief der Lieutenant unwillkürlich vom Stuhl aufspringend — „Napoleon, der schon zweimal uns wie durch die Finger geschlüpft ist, Ihr, Herr — du, Krawtschenko, hast den Napoleon gefangen?"

„Ja, Herr, ich selbst habe den Napoleon mit Haut und Haaren, Fleisch und Knochen gefangen genommen. Kenne ich denn nicht etwa seine aufgestülpte Nase, seine grünen Augen, seine blaue Uniform und seinen Schifferhut? Als ob ich ihn nicht wohl zwanzigmal gesehen hätte — im Schlaf und auf Carricaturen. Aber Ihr kommt er schon selbst."

Wir hatten Beide nur sehr wenig Vertrauen zum Scharfsinn des Auditors, und noch viel weniger halten wir es für möglich gehalten, Bonaparte's auf diesem Wege habhaft zu werden; aber ihn einzuholen, war das Ziel unserer Gedanken, unserer heißesten Wünsche, so zu sagen die Achse unserer an Wahnsinn grenzenden Träumereien, und so begannen wir mit der allen Menschen eigenen Schwachheit, gerade die unwahrscheinlichsten Dinge am ersten zu glauben, in unserem Zweifeln wankend zu werden.

„Womit spielt der Teufel nicht," meinte Sarnitzky. „Es ist doch wohl möglich, daß Napoleon, die Verfolger zu täuschen, vorsätzlich von der großen Straße abgegangen ist! Vielleicht war das vernichtete Bataillon seine Bedeckung! . . . Warum hätte Dies auch sonst mit solcher Erbitterung gefochten!"

(Fortsetzung folgt.)

*) Wer erinnert sich nicht dieser Gerüchten zur Zeit des russischen Krieges? Es war eine Fabel, aber eine Fabel, welche den Geist des Volkes charakterisirte; sie hatte sich durch ganz Europa verbreitet. Ich sah einen Kupferstich, der eine schöne Kosackin darstellte, mit der Ueberschrift: Miss Platoff, und unten: I join my heart to my fathers will, d. h.: Ich verbinde mein Herz mit des Vaters Willen.

Miscellen.

Ein originelles Zwiegespräch entspann sich kürzlich zwischen einem Polizeirichter in London und einem von ihm verhörten Bagabunden. Der Letztere trug sein Gesicht in dem Rahmen eines schwarzen Vollbartes von seltenem Wuchse. Nachdem der Polizeirichter den Verhafteten über sein bisheriges Leben befragt hatte, bemerkte er: „Wenn man alles das glauben soll, was Euch zur Last gelegt wird, so müßt Ihr ein Gewissen haben, das so schwarz ist, wie Euer Bart." — „Je nun," versetzte der bärtige Vagabund, „wenn man die Gewissen nach den Bärten abwägen wollte, so dürfte Euere Herrlichkeit gar kein Gewissen haben."

— Leinwand, Shirting und Papier sind bis jetzt die Stoffe gewesen, aus denen man Hemdenkragen ꝛc. verfertigte. Die papiernen Kragen, täuschend den leinenen nachgemacht, werden auf Reisen viel gebraucht. Doch auch sie müssen in Menge mitgenommen und weggeworfen und durch neue ersetzt werden. Nun aber hat man jüngst begonnen, „permanente" Kragen für Herren und Damen anzufertigen, und zwar aus sehr dünnem Eisenblech. Dieselben sind schön und dauerhaft, weiß lackirt und mit feinem Diamantlack überzogen, so daß sie jederzeit mit Seifenwasser vollkommen gereinigt werden können. Also einen Kragen per Reise, wenn man stets dieselbe Façon zu tragen beliebt, sonst per Façon ein Stück; Abends abgewaschen oder Morgens bei der Toilette, und frisch steckt man wieder in Leinen nicht, sondern lackirtem Eisen.

— Der große Rath von Schaffhausen hat eine Reform der Civilprozeßordnung im Kanton vorgenommen und dabei den Zeugeneid von allem mittelalterlichen und kirchlichen Gepränge befreit, so daß nicht mehr beim „heiligen Schweiß" und bei der „grundlosen Barmherzigkeit" geschworen wird, sondern das einfache „Ich schwöre" genügt.

Das Tagesgespräch der Badegäste in Kissingen ist jetzt das Heldenmädchen Johanne Schwed, das vor drei Jahren mitten in dem stärksten Kugelregen der verwundeten Krieger sich so treulich angenommen und sie gewartet und gepflegt und erquickt hat. Kein Badegast will Kissingen verlassen, ohne das Mädchen gesehen und gesprochen zu haben. Man wundert sich nur, daß dieses Mädchen für ihre muthige Aufopferung noch keine ehrende Anerkennung erfahren hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 53. Sonntag, den 18. Juli 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

II.

Nachtigallen.

Noch seh' ich Abends ging ich wallen
Wohl durch den schattendunklen Hain
Zu meinen lieben Nachtigallen, —
Die sangen Trost in's Herz hinein.

Und wunderbar, — ich hab's verstanden,
Was sie in ihrem Lied gesagt; — —
Ob sie wohl meine Sehnsucht ahnten,
Die mich in Nacht und Wald gejagt?

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Mischt.

Elftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Sie ging. — Lord Warington war so entrüstet über Alexanders Schlechtigkeit, daß er beschloß, im Falle sich die Wahrheit nicht anders gestalte, Adele von Rayonnante, obwohl er sie nicht kannte, zu retten. Sodann aber kam er in seinen Gedanken schmerzvoll auf die Lage seines Traustein zurück, aus der er unter jeder Bedingung befreit werden mußte, nur das Wie konnte er vor der Hand noch nicht finden. Er nahm sich vor, mit Persönlichkeiten, die das Banditenwesen näher kannten, eine Besprechung zu pflegen und sein Vermögen daran zu setzen, wenn es nothwendig wäre, nur um Bernd die Freiheit zu geben.

Allein an der Ausführung dieser Entschlüsse hinderte ihn die stets zunehmende Kränklichkeit seiner Gemahlin, die ihn keinen Augenblick mehr von ihrem Lager lassen wollte. Auch Lucretia, die fleißig in der Hauswirthschaft mithalf, wagte es nicht, unter solchen Umständen den Lord zu erinnern.

Als dann endlich ein sanfter Tod die Lady Warington von ihren langen und mitunter sehr schmerzhaften Leiden erlöst hatte, waren vier Wochen vergangen, ohne daß in der Befreiung Berads auch nur ein Schritt gethan worden wäre.

Jetzt aber, mehrere Tage nach dem Begräbniß seiner vielbeweinten Gattin, begann der Lord seine Thätigkeit zur Rettung Traustein's. Er benahm sich mit dem Polizeipräfekten von Rom und verschiedenen anderen kompetenten Personen und dieses Collegium beschloß, mit bewaffneter Macht auf Lord Warington's Kosten einen Streifzug gegen die Banditen zu unternehmen, obgleich die Erfolge anderer solcher Verfolgungen sich immer als umsonst gezeigt hatten.

Trotzdem beschloß man eine solche Expedition, um sich dem Lord gefällig zu zeigen. Die Soldaten marschirten.

Lord Warington ließ sich in einer Sänfte nachtragen, theils legte er den Weg auf einem Maulthiere zurück. Sie kamen in das Dorf, wo sich Traustein zuletzt aufgehalten nach der Erzählung Lucretia's, die ebenfalls bei dem Zuge war, um den Weg zu zeigen und die Schlupfwinkel anzugeben.

Der Wirth, inquirirt, leugnete alle Mitwissenschaft ab und beklagte sich noch, daß der Herr nicht einmal sein Abendessen bezahlt habe.

Nach einem weiteren mühseligen Tagesmarsche gelangte man an die Höhle, welche die Bande bewohnt hatte zum Anfange der Entführung Traustein's. Sie war völlig verlassen, wie schon Lucretia vorher gesagt. Hier wurde Bivouak gemacht.

Am folgenden Tage ging es gegen Mittag eben durch einen lichten, von tiefen Felsenklüften durchzogenen Wald, als von einer kleinen Höhe herab ein Schuß auf die militärische Nachhut fiel, bald mehr und mehr. Entschlossen wandte man sich gegen den Feind und stürmte die Positionen mit geringem Verlust. Aber eben in dem Momente, als die Hügel erstiegen waren, ward der Rücken durch eine volle Salve angegriffen von einer ziemlich starken Anzahl Banditen, die sich hinter einen Hügel postirt hatten. Als die Soldaten mit großer Bravour auch diese Position genommen hatten, fanden sie den Haupttheil der Banditen bereits auf der Flucht.

Mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit waren sie in den Klüften verschwunden, daß es ein vergebliches Unternehmen gewesen wäre, ihnen zu folgen. Aber einer ergreifenden Scene wohnten die stürmenden Soldaten an. Am Boden hinter dem Hügel lag ein schwer Verwundeter, der Chef der Bande, Gasparoni, selbst, dessen Fall die rasche Flucht veranlaßte; neben ihm kniete ein junger blasser Mann, der bemüht war, das Blut, welches aus Gasparoni's Brust fast unaufhaltsam strömte, zu stillen. Gasparoni, der wohl fühlte, daß seine Stunden zu Ende gingen, lächelte dem Manne dankbar zu. Und die Soldaten standen mit gefälltem Bayonett da und bewunderten die Freundschaft, die selbst unter den Banditen so schön blühte. Alle hatten den sterbenden Führer verlassen, nur dieser Eine war treu bei ihm geblieben, hatte bei ihm ausgeharrt.

Von der jenseitigen Höhe wurden noch wenige Schüsse abgegeben, womit das Gefecht ziemlich hemdet war, da man an eine Verfolgung gar nicht dachte.

Jetzt war auch Lord Warington auf seinem Maultiere herangekommen und trat zu der Gruppe, die sich um Gasparoni drängte. Man war gerade damit beschäftigt, den jungen Gefährten Gasparoni's zu fesseln, als dieser einen Ruf der Freude und des Entzückens ausstieß, sich durch die Soldaten einen Weg bahnte und bald in Lord Warington's Armen lag.

„Mein Traustein, Gott sei Dank, daß ich dich wieder habe."

In diesem Moment brachten einige Soldaten auf einer Tragbahre ein junges Mädchen vorüber, in dem Traustein Lucretia erkannte, die man nach den weiter rückwärts befindlichen Sanitätswagen brachte. Sie hatte die Augen geschlossen und schien schwer verwundet.

Gasparoni starb während der Transportation und seine letzten Worte waren zu Bernd:

„Ich hätte auch ein so guter Mensch werden können, wie Sie, wäre die Liebe nicht mein Unglück geworden. Lebt wohl, Traustein, und verzeiht einem, welchen man erst böse gemacht hat!"

Bernd drückte dem Sterbenden die Hand und letzterer starb ruhig, da keine Blutschuld seine Seele drückte.

* * *

Der Kriegszug des Lords Warington machte nicht blos in Rom und Italien viel von sich reden, sondern auch in Deutschland gab es Persönlichkeiten, denen der Ausgang der Expedition nicht einerlei war. Diese, Alvara und Alexander, kannten wohl das Gefährliche ihrer Lage und ersterer meinte, es sei am Besten, wenn Alexander schnell Hochzeit mache, ehe Traustein persönlich anwesend sein konnte, den ja die Pflege der verwundeten Lucretia in Rom zurückhielt.

Alexander, der seit zwei Monaten verlobt war, ließ nun bei einer Besprechung mit Adele und der Mutter die Absicht durchblicken, baldigst zu heirathen, worauf Beide gern eingingen, Adele, um schnell ihr Lebenslooß, das ihr nach Traustein's Unireue in jeder Form angenehm war, zu entscheiden, die Mutter, weil sie bei einer Zögerung fürchtete, der Graf möchte sich wieder anders besinnen und so ihre Lieblingsidee zu nichts werden.

Man setzte also den Tag der Hochzeit auf den 18. Oktober fest. Da man bereits die letzten Tage des Septembers zählte, so erforderten die Zurüstungen der Hochzeit eine Geschäftigkeit der Diener und anderer Leute im höchsten Maße. Auch François und Ernestine, die glücklich mit einander und in der Liebe zu ihrem kleinen Alexander lebten, auch sie boten ihre Kräfte an. — Und dieser François war auch ein ganz anderer Mensch geworden; er verirug sich sehr gut mit dem auf dem Gute lebenden Alvara, den er doch einst hatte fesseln lassen. Alvara seinerseits achtete den Mann Ernestinen's deswegen, weil er den Vorurtheilen der Welt Hohn gesprochen und Ernestine trotz ihres Zustandes zum Weibe genommen hatte.

François hatte auch öfters versucht, die alten Nayden's in Marseille zur Uebersiedelung zu bewegen; allein die alten Leute wollten in Marseille leben und sterben. Der kleine Louis besuchte oft François, zeigte überhaupt eine zärtliche Anhänglichkeit an seinen Vetter; so oft der Knabe kam, war Alvara nicht zu sehen, dann schloß er sich in seinem Zimmer ein, das er ohnehin selten genug verließ. Er hätte den Knaben zu gerne noch in Piquette gewußt, um den Gram der Gräfin nicht ersterben zu lassen. Allein Alexander, der nichts mehr damit zu schaffen haben wollte, war so entschieden dagegen, daß Alvara ebenfalls davon abstand.

Aber was wohl Ernestine so ruhig und in ihr Geschick ergeben gemacht hatte? Man munkelte zwar manchmal leise unter der Dienerschaft, in der und der Nacht sei Alexander wieder nach der Bewohnerwohnung gegangen. Hatte ihr der Graf in jener Unterredung dies vielleicht versprochen, um sie zu der Heirath zu bewegen? — Man weiß es nicht, nur so viel war gewiß, daß Ernestine, die für Alexander sonst so leidenschaftlich glühte, sehr ruhig und zufrieden geworden war. Den Etwas der Zufriedenheit hat sie allein vor ihrem Gewissen zu beurtheilen; jedenfalls hätte der Kammerdiener Philipp mehr davon reden können.

Doch laßt die Schuld mit Nacht bedeckt!

* * *

In Rom auf Warington's Villa lebten indessen drei Menschen in vollkommener Eintracht. Lord Warington wußte mit vielem Geschicke die trüben, traurigen Gedanken Traustein's zu verbannen. Wie hätte aber auch dieser nicht traurig sein sollen!

Es muß unendlich schmerzlich sein, wenn man mit so hohen und seligen Hoffnungen von der Liebe scheidet und beim Wiederkehren sein Mädchen in den Armen eines Anderen findet.

Aber nicht nur das erlitt Bernd, er mußte sich auch sagen, daß seine Adele in die Gewalt eines gräßlichen Schurken gerathen war; denn an der Wahrheit dessen, was ihm Lucretia geoffenbart, zweifelte er keinen Augenblick, noch dazu, da Lord Warington Detailerkundigungen bei St. Francisckus und P. Emmeran eingezogen hatte; allein da Adele v. Rayonnante protestantischer Confession war, brauchte sich der Graf ja nur von Lukretia scheiden zu lassen, um Adele heimführen zu können.

Bernd von Traustein hatte gleich nach seiner Befreiung seinem besorgten Vater geschrieben, aber kein Wort von der Veranlassung seiner Entführung, die er nun sehr gut kannte, da der sterbende Gasparoni ihm Alles entdeckt.

Er trug deßhalb keinen Groll gegen Alexander, er bedauerte ihn nur, daß er keine anderen Mittel wußte, um Adele zu erringen; er bedauerte diese, weil sie so schnell die Farbe wechseln konnte; er bedauerte sich selbst, daß er je auf Mädchenteure vertraut, daß er je geglaubt, Adele liebe ihn wirklich.

Denn wirkliche Zuneigung, sagte er sich selbst, kann nicht so schnell in's Gegentheil übergehen, zudem ja kein Grund vorliege. Von dem Briefe, der fälschlich als von Lord Warington aufgesetzend so viel gewirrt hatte, wußten er und der Lord freilich nichts.

Es kam daher das Gewicht des entscheidenden Schrittes ganz auf Adelens freien Entschluß nach der Beurtheilung Bernd's.

Und er hatte von seinem Standpunkte aus auch Recht. Es trieb ihn deßhalb auch gar nicht, nach Deutschland zurückzukehren. Mit Lucretia's Reconvalescenz schritt es auch langsam vorwärts und so kam es, daß Bernd am Hochzeitstage Alexander's noch in Rom war. Dieser hatte die Kecklheit, obwohl er dem Lord Warington die Vertobungskarte mit einer erläuternden Bemerkung zugesandt hatte, seine Verehlichungsanzeige dem Lord zukommen zu lassen. Er that es aber wahr-

scheinlich nur, um Bernd indirekt davon in Kenntniß zu setzen. Dieser war wirklich über die Anzeige erschrocken, denn so nahe hatte er die Hochzeit nicht geglaubt. Diese Anzeige, diese wenigen Worte ließen in Bernd's Herzen einen Stachel zurück, der wohl nie mehr in seinem Leben entfernt werden konnte.

Warington, als er Thränen in Bernd's Augen blitzen sah, umarmte ihn heftig, indem er rief:

„Bernd, vergiß sie; sie hat dich nicht gekannt, sonst hätte sie nie und nimmer von dir lassen können. Bleib' bei mir, verschöne die Tage meines Alters!"

Bernd küßte gerührt die Hand des Lords:

„Ich bleibe bei Ihnen, will Sie pflegen, wie ein Sohn seinen Vater; aber Adele werde ich nie vergessen. Er hat die Rose gepflückt, nun muß ich mich mit den Dornen begnügen."

Lucretia hatte der Scene zugeschaut und rief:

„Euer Lordschaft, dann laßt mich armes Kind auch bei Euch bleiben!"

„Freilich, freilich, Lucretia, an etwas Anderes hat noch Niemand gedacht."

Sobald es daher Lucretia's Gesundheit zuließ, machte man sich auf, Italien zu verlassen, um über R., wo Bernd seinen Vater nochmals sehen wollte, nach England zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kürassier.

(Erzählung, aus dem Russischen.)

(Fortsetzung.)

Unter solchen Gedanken eilten wir der Thüre zu, durch welche eben ein Haufen unserer Soldaten, den Gefangenen in der Mitte, eindrang.

„Hier ist er, hier ist er!" lärmten die Husaren. Sie hatten den Sieg bereits in unbezahltem Branntwein gefeiert, und von der Versicherung des Auditors noch übermüthiger gemacht, waren sie, was man sagt, in der heitersten Stimmung.

„Ich habe ihn zuerst gesehen," sagte vortretend ein unbändiger Dragoner. „Ich, Euer Wohlgeboren, habe ihn zuerst entdeckt," rief ein anderer, indem er aus Furcht, man möchte ihn vergessen, so heftig mit dem Absatz stampfte, daß der Kalk von der Decke fiel. „Ich habe ihn zuerst gepackt," versicherte ein Kosack. „Ich habe ihn herausgezogen, ich habe ihn an der Hand, ich am Fuße, ich am Halse, ich an der Nase gehalten," schrieen noch Andere. Ich hieß Alle schweigen. — „Führt den Gefangenen näher zum Feuer!"

„Werft ihn hinein — nur gebt mir eine Quittung, daß Ihr Napoleon ganz und lebendig aus meinen Händen empfangen!" murmelte der Auditor durch die Zähne. Der Gefangene trat näher. Gierig, fast mit dem Bebea der Furcht und der Hoffnung, richteten sich unsere Blicke auf ihn: vor uns stand mit dummem und kläglichem Gesicht der Tambour-Major irgend eines französischen Jäger-Regiments, gekleidet in eine zerrissene Uniform mit verschossenen Dressen, ein dreieckiges Hütchen auf dem Kopf, und an den Füßen statt der Stiefeln russische Faustlandschuhe, — in solchem Aufzuge stellte sich der Doppelgänger des Herrschers der Welt uns dar. Man denke sich noch hinzu, daß er, nur eben vom Schlachtfelde entflohen, noch blaß wie der Tod, die Nase ausgenommen, war, aus der selbst der Schrecken die Weinröthe nicht zu vertreiben vermocht hatte. Er zitterte am ganzen Leibe, weil, wie es schien, die Soldaten in ihrem patriotischen Eifer sich nicht nur mit Drohungen gegen den Trommelkaiser begnügt hatten. Wir lachten laut auf. Der Auditor aber begann mit vorgesetztem Fuße, und indem er den Zeigefinger fest an das Gesicht des Gefangenen hielt, dessen ganze Person in ihre einzelnen Theile zu zerlegen und zu mustern. „Seht Ihr diese gelbe, pergamentähnliche Stirn, auf der die satanischen Ausgeburten seines Gehirns verzeichnet sind? seht Ihr diese Habichtsnase, die auf tausend Wjorst schon die Beute roch? seht Ihr diese grünen Schlangenaugen, die alle Welt betrogen? seht Ihr diese kurzen Hände mit langen Krallen, seht Ihr diesen dicken Bauch, der immer noch nicht gesättigt war, nachdem er ganz Europa verschlungen hatte? . . . Auf seinem Gesicht steht die Zahl 666 geschrieben, und so ist er denn der Antichrist, d. h. Apollyon, oder Napoleon Bonaparte!"

„Warum hast Du Rußland mit zweimal zehn Zungen überschwemmt? Rede, antworte! stocke nicht!" schrie der Auditor: „gestehe! . . . Wer waren Deine Helfershelfer in Rußland?" Der arme Tambour-Major war nicht todt, nicht lebendig, und wie Espenlaub zitternd, sah er, wie der Auditor um ihn her sprang; er hielt diesen wenigstens für den Commandirenden der Abtheilung. Mon capitaine, mon colonel, mon général," stotterte er, um Gnade flehend, bei jedem Worte; aber jener hätte von dem corsischen Abenteurer selbst den Marschallsstab nicht angenommen. Der Unglückliche fing aber endlich an, unser Mitleiden zu erregen, und indem ich unseren Helden sich zu beruhigen bat, entdeckte ich ihm, daß er sich in seiner Prise gewaltig geirrt — daß der vor uns Stehende nichts mehr und nichts weniger als ein Tambour-Major, d. h. ein Starost der Trommelschläger sei.

„Nichts als List, Verstellung, Heuchelei!" rief unser Auditor. „Das wäre! Tambour-Major! — Ja wohl hat Europa nach der Trommel dieses Starosten getanzt, und so mag er denn jetzt auch einmal nach unserer Pfeife springen. Du magst Dich nennen und magst Dich verstellen, wie Du willst, der Käfig des Pugatschoff soll Dir nicht entgehen, und auf dem Vogelmarkt sollst Du in Moskwa hängen zur Belustigung der Kinder. Ihr, Herr Rittmeister, wollt, wie ich sehe, das Vaterland verrathen und dessen Antichrist entfliehen lassen; geschieht dieß, so wißt, daß ich der höchsten Behörde Bericht erstatten werde. Seid überzeugt, ich werde mir meine . . . . weder die Pension, noch die Mitgift will ich aus den Händen lassen."

Ich war durchaus nicht in der Stimmung, böse zu werden, und so eröffnete ich ihm freundlich, aber fest, daß er sich nicht in meine Anordnungen einmischen möge; daß ich mit der übertragenen Gewalt auch die Verantwortlichkeit, wie sich von selbst verstände, übernommen — außer gegen ihn; daß er nach Beendigung des Zuges rapportiren möge, was und an Wen ihm beliebe, daß aber bei Erwähnung des gegenwärtigen Vorfalls die Nachschrift an ihrem Platze sein dürfte: Er, der Herr Auditor der zwölften Classe, der zum Orden der heil. Anna vorgeschlagen worden, sei nicht recht bei gesundem Verstande.

„Die Nachschrift ist höchst überflüssig," bemerkte der Lieutenant, „auch ohne sie wird es Niemand bezweifeln. Uebrigens weiß ich nicht, bester Rittmeister, warum Ihr den Luka Andronitsch nicht als Courrier mit diesem Napoleon in das Hauptquartier schicken wollt, — sie würden die ganze Armee auf Wochen belustigen."

Der Auditor nahm Dieß für baare Münze, und streckte sich wie ein Feldjäger, der seine Abfertigung erhalten soll. Ich antwortete in gleichem Tone, daß wir Alle diesen Ritt unternehmen müßten, da man weder Brod noch Branntwein in nöthi-

grer Menge vorgefunden; den Gefangenen befahl ich mit den übrigen einzusperren und ihn zu beaufsichtigen.

„Gebt genau auf ihn Acht," rief der Auditor, „man sagt, er trägt Gift in einem Ringe bei sich. Wenn er stirbt, so erfahre ich nicht einmal, wie die Tochter des Pfalzgrafen, meine Braut, getauft worden ist."

„Verstehst sich, seht genau nach," fügte scherzend der Lieutenant hinzu — „untersucht auch, ob seine Nase mit Korkstöpfchen geladen ist — verhüte Gott, daß er niest, denn dann geht Alles zu Grunde!"

„Wir haben ihn schon bis auf die Knochen durchsucht," antwortete einer der Husaren; „aber wir haben in seiner Tasche weiter nichts, als zwei gestärkte Halskragen und eine Bartbürste gefunden."

Der erzürnte Auditor ließ sich brummend im Winkel nieder, und der Gefangene verlieh uns, sehr vergnügt, der glücklichen Verwechselung die Rettung seines Lebens zu verdanken. Wir setzten uns mit dem Lieutenant um das Feuer. Nicht fünf Minuten vergingen, so schleppte man einen neuen Gefangenen vor uns. Die Kosacken, die das Gold besser als jeder Bergofficiant zu finden wissen, indem sie bald mit den Ladestöcken an die Wände und Decken pochen und scharf hierbei auf den Ton hören, bald Wasser auf die Erde gießen und auf dem rascheren oder langsamen Verschwinden desselben abnehmen, ob der Boden vor Kurzem aufgegraben worden, die Kosacken; sage ich, hatten in einer Bodenkammer den Oekonom des Schlosses, einen gutmüthig aussehenden alten Mann, ausgespürt. Wir sprachen ihm mit freundlichen Worten Muth ein und begannen aus Longerweile ihn auszufragen, wem das Schloß gehöre und über dieß und jenes Erkundigungen einzuziehen. Ich erzählte in der Kürze, was der Alte uns mittheilte. „Die Herrschaft Trepolje ist das Stammschloß der Fürsten Glinsky. Der letzte derselben, Narimund Glinsky, mein alter Herr, erbarme sich Gott seiner Seele, hatte eine einzige Tochter, die Gräfin Feligia. Sie war schön wie ein Engel. Die Freier schwirrten um sie her wie die Bienen um die Maitose, sie aber wußte Alle mit Freundlichkeit und Scherz zu entfernen; wahrscheinlich zog sie ihnen die Freiheit des Mädchens vor. Drei Jahre sind es aber nun, daß in die Umgegend eine russische Batterie verlegt wurde. — Der Hauptmann . . . . . sein Name war schwer zu behalten . . . . ich finde ihn nicht, befehligte sie. — Er war recht hübsch von Wuchs und Gestalt, ein ganz herrlicher Mensch . . . .

Er wohnte auf dem Schloß und war vom Morgen bis zum späten Abend mit Gräfin Feligia zusammen. Die jungen Leute wurden sich so gewogen, daß auch der Fürst endlich seinen Segen ertheilte, und sich entschloß, die Tochter dem Capitän zur Gattin zu geben. Er liebte die Russen gar sehr, und man sagte damals, daß er selbst russischen Blutes sei. Alles war schon in Ordnung. Der Capitän wurde mit Gräfin Feligia verlobt, und Beide glaubten in ihrer Freude im Himmel zu sein; aber auch alles Gesinde und die Vasallen waren es, daß sie eine so gute Herrschaft bekommen sollten. Da schreibt, zum Unglück den Tag vor der Hochzeit, die Mutter des Capitäns, daß sie krank sei, und mit eigener Hand dem Sohn noch ein gewissenhaftes Leben und jedes Erdenglück durch ihren Segen zu ertheilen wünsche . . . . . Der Capitän trat sofort die Reise an — Thränen flossen bei dem Abschied, daß selbst den Fremden das Herz brach — Pana Feligia fiel in Ohnmacht, als er sich zu Pferde setzte — der Wind verwehte keine Spur im Staube — Gott hatte dem Bräutigam nicht beschieden, wiederzukehren. Hier lebte auch ein weißhaariger Herumwander des alten Fürsten, Grafe Ostrojensky. Von Gestalt, dagegen war nichts zu sagen, war er wohl ganz hübsch; aber in seiner Seele — war er ein schmutziger Mensch: wie mit einem seidenen Netz umgarnte er den Alten; und auch bei der Herrin wußte er sich so einzuschmeicheln, daß weder der eine noch die andere ohne ihn essen und trinken. Doch der Grund zu alledem war, daß er heftig für die Pana Feligia entbrannt war, aber er verbarg seinen Aerger im Herzen, als der Capitän ihm die Bräutigamsschale von den Lippen wegriß. Kaum war dieser aber abgereist, so trat Grabe wieder hervor und suchte sich noch unverbrüchlicher als früher zu machen; den Alten überschüttete er mit Schmeicheleien, und mit der Braut weinte er gegwungene Thränen. Noch jetzt kann ich nicht begreifen, woher es kam, aber immer seltener und seltener erhielten wir Briefe vom Capitän, und von Stunde zu Stunde wurde die Liebe des alten Fürsten Narimund für ihn kälter.

Niemand war da, der ihn vertheidigt hätte, aber den Anwesenden zu bereden, finden sich schon gute Menschen, und Grabe lag dem alten Herrn fortwährend in den Ohren. Bald hörte man von dem Bräutigam gar nichts mehr, und vier ganze Monate vergingen ohne die geringste Nachricht. Pana Feligia trocknete ihre Augen nicht an den Strahlen der Sonne; in ihrem Zimmer am Fenster sitzt die Arme, schaut auf den Weg und härmt sich. Da brachte eines Tages der reitende Bote die Post aus der Stadt. Die Herrschaft saß gerade bei Tisch, still, in tiefem Kummer, gerade bei einem Leichenmahl. Nur Pan Grabe lachte und lärmte, um die Gesellschaft aufzuheitern. Der Bote gab dem Fürsten ein Packet Briefe, oben auf lag einer mit schwarzem Siegel. Der Fürst erbrach ihn, las ihn durch, und händigte ihn schweigend der Tochter ein. Kaum hatte diese einen Blick auf ihn geworfen, so erbleichte sie wie ihr Tuch; er enthielt eine schreckliche Nachricht für eine Braut: — ihr Geliebter war gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

In der Irrenheilanstalt von Pesth wurde jüngst der Sprößling einer angesehenen ungarischen Familie N—y aufgenommen, der einst Honvedofficier gewesen und jetzt an der fixen Idee leidet, Honvedgeneral zu sein. Man konnte ihn auch nur in die Anstalt bringen, indem man vorgab, man führe ihn in's Landesvertheidigungsministerium. Die in der Anstalt befindlichen Ireen wurden ihm als Honvedb bezeichnet. N—y begab sich sofort in ihre Mitte und stellte sich ihnen als Honvedgeneral vor. Ein Kronkee blickte ihm starr in die Augen und trat dann mit den Worten auf ihn zu: „Ich bin Napoleon III." N—y salutirte, titulirt ihn jetzt immer mit „Maj.stät" und vollzieht auf's Pünktlichste seine Befehle.

Wie man der „Temesv. Ztg." mittheilt, haben die Organe des kgl. Commissärs in Szegedin die Entdeckung gemacht, daß die Sicherheitskommissäre des Torontaler Comitats, die Herren Aiser und Ivanovits, sich zeitweilig an den Geschäften der Babay'schen Räuberbande betheiligt haben. Die beiden Herren befinden sich bereits in Untersuchung.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 54. Mittwoch, den 21. Juli 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

III.

Die schönste Zierde.

Dich hat das Glück zum Lieblinge erkoren:
Es gab dir Schönheit und des Reichthums Glanz,
Kein Reiz des Lebens ging für dich verloren;
Holdsel'ge Grazien umschweben dich im Tanz
Gottfroher Lust und küssen deine Wangen;
Dich ziert der Jugend lenzesfrischer Kranz!
In deinen Himmelaugen thront kein Bangen,
Der Gottheit Friedensglorie strahlt daraus
Und will die Welt mit stillem Glück umfangen.
Dein Herz ist gut; es ist ein Königshaus,
Wer Friede herrscht hier, wie in deinen Blicken,
Und keine Reue schlich sich da hinaus!
O könnte ich die Leidenden dir schicken,
Die nicht wie du nur frohe Augen sah'n,
Die Armuthsbande unlösbar umstricken.
Du allbeglücktes Herz, — — dein Glück ist Wahn,
Vermag dein schönes Auge nicht zu weinen,
Wenn sich ein Armer naht auf deiner Bahn, —
Und kann dies Herz die Bitte kalt verneinen!

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Musch.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Unglück ist die große Triebfeder, die unbewußt die Kräfte der Menschen anspannt und so Großes schafft. Nur zu leicht läßt man im Glücke die Flügel sinken, um bequem in der Alltäglichkeit des Lebens hinzuwandeln.

Das erfuhr Bernd von Traustein an sich selbst sehr bald.

Wäre er mit Adele glücklich geworden, dann hätte er wohl nicht die innere Kraft gefunden, sich so ganz und ausschließlich den Wissenschaften zu widmen, wie er es jetzt in England that. Der Ruhm seiner gelehrten Werke verbreitete sich bald über England hinaus und schon zwei Jahre nach seiner Ankunft in England bot man ihm den philosophischen Lehrstuhl in W., der Universität, an der auch er studirt, an; aber Bernd wollte Warington nicht verlassen und schlug den ehrenvollen Ruf aus.

Lucretia leitete die Hauswirthschaft des Lords mit dem regsten Eifer, obwohl sie jetzt noch für ein kleines Mädchen zu sorgen hatte, die Frucht ihrer kurzen Ehe. Die reizende Wittwe hatte manchen Verehrer, doch auch sie mochte das Haus Warington's nicht verlassen. Eintracht und Friede herrschten in diesem kleinen, glücklichen Kreise von Menschen. Bei Bernd war allerdings eine düstere Stimmung zurückgeblieben und Lucretia konnte sich nicht erinnern, ihn während dieser Zeit jemals fröhlich oder heiter lachen gesehen zu haben. Der Lord war immer derselbe, er dachte nur darauf, wie er seinen Kindern, so nannte er Bernd und Lucretia, eine Freude bereiten könne. Doch die Gesundheit des Lords war nicht stets nach Wunsch, das Alter machte sich geltend, so daß er im vierten Jahre seiner Rückkunft auf Anrathen des Arztes sich zum Besuche eines Bades entschloß. Er entschied sich nach einer ärztlichen Consultation für W. im Rheingau. Daß ihn Bernd und Lucretia dahin begleiteten, verstand sich von selbst; er konnte ja nicht mehr ohne diese leben.

Lucretia ließ ihr Kind in England zurück.

In W. war bereits ein reges Leben, obwohl die eigentliche Saison noch nicht begonnen hatte. Trotzdem war die Spielhölle in W. schon in gedeihlichem Flor, die Curhalle und der Park von zahlreichen Gästen und Einheimischen besucht.

Auch Bernd fand hier manches bekannte Gesicht, manchen Freund, den er seit fast 5 Jahren nicht mehr gesehen. Da erzählte ihm der eine dies, der andere das, und wieviel Neues, Interessantes hatte sich in der kurzen Zeit ereignet. Die Nähe W.'s zu seiner Heimath benützte Bernd auch, um in R. seine Eltern, seine Geschwister wieder zu besuchen. Er fand die herzlichste Aufnahme; man war stolz auf ihn, auf seine Werke, auf die Anerkennung, die ihm allenthalben zu Theil wurde, als hätte man sie selbst empfangen. Er blieb vier Wochen im väterlichen Hause und überließ es Lucretia, dem Lord die Zeit zu vertreiben. Während nun da Abends oft am Familientische über alles Mögliche gesprochen wurde, sagte einmal Vater Traustein auch:

„Es ist doch sonderbar, wie Reichthum und äußerer Glanz oft gar nicht glücklich machen; sieh', Bernd, es hat mir manchmal sehr wehe gethan, daß unsere Verhältnisse so ganz und gar nicht mehr die unserer reichen Ahnen sind. Und doch bin ich zufrieden; denn das ist wahr, mein Sohn, besser ist es, bescheiden leben, als unglücklich. Nimm nur einmal ein Beispiel aus unserer nächsten Umgebung. Du kennst doch gewiß die gräfliche Familie Rayonnante; soviel ich weiß, hast du auf einer Reise einmal ihre Bekanntschaft gemacht."

„Ja, ich kenne die junge Gräfin, was iſt mit ihr? Iſt ſie wohl glücklich mit dem Grafen de Pupille?“ fragte Bernd raſch.

„O im Gegentheil, höchſt unglücklich; man erzählt ſich allgemein, daß Alexander de Pupille mit jedem Tage ſeiner Ehe der Gräfin ein Jahr ihres Lebens raubt. Abgeſehen davon, daß er nebenbei ſtets eine Liebſchaft, eine treuverletzende Bekanntſchaft unterhält, wurde er in den letzten Jahren auch noch einem anderen Laſter unterthan, aus deſſen Feſſeln man ſich ſchwer emancipiren kann, dem Laſter des leidenſchaftlichen Spieles. Schon enorme Summen ſoll er verloren haben, und ich glaube, daß ſich auf dieſe Weiſe auch der größte Reichthum vernichten läßt, ſelbſt wenn er nach Millionen zählt. — Nun, man muß über fremde Verhältniſſe nicht zudiel urtheilen; ich wollte dir dieſen Fall eben als Beweis anführen, wie nur wahre Liebe, wahre gegenſeitige Neigung glückliche Ehen ſtiften kann.“ — — —

Sie ſprachen in dieſem Sinne noch eine Zeit lang fort und Bernd erkannte daraus mit tiefer Herzenswehmuth, wie unfeig ſich Adele an der Seite eines ſolchen, ihres Geiſtes, ihres guten Gemüthes unwürdigen Mannes fühlen müſſe. Allein er konnte ihr nicht helfen; ſie hatte es ja ſelbſt ſo gewollt, ſagte er ſich ſelbſt.

Sein Vater dachte keineswegs, wie ſehr der Gegenſtand dieſes Geſprächs ſeinen Sohn aufrege; denn der eigenthümliche Bernd hatte nie ſeinem Vater ein Wort von ſeiner Liebe zu Adele geſagt. Und auch jetzt ſchwieg er und ergrub tief in ſeiner Seele, was er für Adelens Unglück fühlte.

Nachdem er ſo mehrere Wochen im Familienkreiſe angenehm verlebt, kehrte er nach W. zu Lord Warrington zurück. — Lucretia theilte ihm bald mit, daß Alexander de Pupille mit ſeiner Gemahlin in W. vor acht Tagen angekommen, daß ſie ihm auf der Promenade begegnet, er ſehr erſchrocken ſei, ohne indeß ſich den Anſchein zu geben, als kenne er ſie. — — —

Vier Wochen darauf bei Gelegenheit eines Badeconcerts ſah Bernd auch Adele, die nunmehrige Gräfin de Pupille, zum erſten Male nach fünf langen Jahren wieder. Er lehnte an einer Säule im Concertſaale und konnte ſie unbemerkt betrachten. — O war das ſeine Adele noch? War dies noch das muntere, ſinnige Weſen, die liebliche, trauliche Erſcheinung, die er ſo unendlich geliebt, die er noch in ſeinem Herzen mit dem ganzen Cultus der zarteſten Hingebung verehrte? Wie blaß waren die einſt ſo roſig prangenden Wangen geworden, wie tief wehmuthsvoll blickten die einſt ſo ſchwärmeriſch, geiſtvoll ſtrahlenden Augen! — Bernd konnte die Blicke nicht abwenden von der noch immer intereſſanten Frau und trat unvorſichtig vor die verbergende Säule, und Adele, die zufällig nach dieſer Seite ſchaute, erblickte mit einem Male in ihrer nächſten Nähe den ſo heißgeliebten, ſchmerzlich vermißten Mann, und ein leiſer, wolluſtſchmerzlicher Schrecken durchbebte ihren Körper. Lange waren ihre ſeelenvollen Augen auf Bernd gerichtet und Bernd glaubte in ihnen eine ſchnell unterdrückte Thräne bemerkt zu haben. Sie brauchte ſich dieſer Zähre nicht zu ſchämen. — In der Liebe ſind wir Alle gleich, obwohl ſie Jeder anders fühlt; aber das hat ſie bei Allen gemein: ſie ſchaut nicht auf Pflichten und Stände.

Das alle Herzen ſchon empfunden:
Von ſüßer Liebe Seligkeit,
Solange Menſchenherzen ſchlagen,
Solang' beſtehen Rauch und Zeit:

Ein jedes Herz fühlt anders Liebe,
Es lebt in einem eig'nen Reich,
Darin der König und der Bürger,
Der Knecht und der Beherrſcher gleich.“

Es wußten aber auch beirrende Gedanken in Adelen's Seele die Oberhand gewinnen, wenn ſie bei dem unverhofften Anblicke Bernd's bedachte, wie glücklich ſie mit dieſem edlen, geliebten Manne hätte werden können, und wie elend ihre gegenwärtige Lage ſei. Arme Mädchen! ihr ſeid ſo leidenſchaftlich, ſo ſchnell hingebend in euerer edlen Liebe und ein kleines unwillkommenes Wort, eine kleine gutangelegte Intrigue, eine feine auf euren leichten, ſchmetterlingartigen Sinn berechnete Lüge vermag euch dahin zu bringen, daß ihr ſelbſt mit freiem Willen euer Glück von euch ſtoßt, der kurzen ſüßen Stunde der Rache wegen, um dann dieſer Stunde halber euer ganzes Leben hindurch trauernd und tröſtelos, ungeliebt hinzubringen; und doch braucht ihr vor Allem hingebende, treue Liebe, wie die Kinder des Frühlings der Pflege liebender Blumenfreunde! — — — — —

(Fortſetzung folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

Der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort:

Die Zeit floß bei uns ſtiller als das Waſſer dahin; in den Gaſtzimmern war es wie auf dem Kirchhof. Kein halbes Jahr war vergangen, ſo hörten wir, man habe Grabe Oſtrenjeſky mit unſerer Fürſtin verlobt. Die Mädchen haben ein kurzes Gebächtniß — doch Pana Felizia hatte ihren früheren Bräutigam nicht vergeſſen: man zwang ſie, einen anderu zu wählen. „Ich werde nicht lange mehr leben,“ ſagte der Vater, „laß mich Dich nicht als Waiſe beim Scheiden ſehen, nimm, nimm den Grabe zum Mann.“ Man mußte dem Vater bei dem hohen Alter den Troſt wohl gönnen, und ſo feierten ſie die Hochzeit. Kaum war ein Monat verſtrichen, ſo drohte ſich bei uns im Hauſe das Unterſte zu Oberſt. Nicht das Herz Feliziu's, nur ihre Auſſteher war Grabe's Ziel geweſen. Der Alte ließ ihn frei ſchalten und walten, und wurde im eigenen Hauſe der erſte Sklave. Kein Menſch blieb unter dem neuen Herrn in ſeiner Stelle, denn nicht allein das Geſinde und die Jäger, auch die alten Hunde trieb er aus dem Hofe. Aber wenn man erſt unſere arme Pana Feliziu erblickte — da floß das Blut in dem Herzen über: was mußte ſie nicht Alles von der Bosheit ihres Gatten ertragen! Mit Vorwürfen und Verweiſen vergiftete er ihr jeden Löffel bei Tiſch, und zuletzt trieb es die Marter ſo weit, daß er ſie zwang, ſeine erklärte Geliebte zu nehmen, die, eine wahre Schlange, Tag und Nacht nur darauf bedacht war, unſer Täubchen mit ihrer Freckheit zu kränken. Unſere arme Gräfin verwelkte, wie ein Pflänzchen auf dem Stein; ſie weinte nur vor ihrem Herrgott, und gegen gute Menſchen ſchwieg ſie. Die Wahrheit zu geſtehen, mieden auch bald genug alle guten Menſchen unſer Schloß — unter den Thoren wucherte Gras, und die Thüren zu dem Speiſeſaal tollten in ihre Angeln ein. Nach dem Tode des alten Narimunb nahm Gott ſeinen Segen völlig von dem fürſtlichen Hauſe. Bald verdarb der Regen die Wieſen, bald zerſchlug der Hagel die Ernte, bald zerriſſen wilde Thiere die Heerde, und die Karten, dieß Teſtament des

Teufels, streuten in fremde Taschen das ererbte Gold und Silber.

Nachdem sich Grabe mit seinen Gesellen satt gegessen hatte, begann er, Gott weiß wohin, umherzureisen. Der Herbst kam: gelbe Blätter deckten die Wege des Gartens, aber die Herrin wandelte trotz Wind und Wetter immer noch in ihm umher, als wolle sie Abschied nehmen von Gottes schöner Welt. Eines Tages, in der Dämmerung (der Alte sah hier sich nach allen Seiten um, und nachdem er sich überzeugt, daß Niemand uns belausche, bekreuzte er sich, und fuhr mit gedämpfter Stimme fort) — so erzählte mir der Diener, der ihr immer in die Ferne folgte — eines Tages, in der Dämmerung, kehrte sie leisen Schrittes zum Schloß zurück, traurig, blaß, mit gesenktem Haupt — da hielt plötzlich ein Reiter auf einem Roß, schwarz wie der Flügel des Raben, vor ihr — der Diener hat mir auf seine Seele geschworen, daß alle Thüren des Gartens fest verschlossen gewesen, daß er weder den Hufschlag noch das Wiehern eines Rosses gehört — er kam wie ein Schatten, stieg ab und faßte die Gräfin bei der Hand. Leise und lang sprach er mit ihr . . . . . etwas wie ein Kuß klang in der Ferne, und endlich stieß die Gräfin einen durchdringenden Schrei aus — der Diener, der während dem wie angewurzelt gestanden hatte, stürzte jetzt herbei, aber der schwarze Reiter war nirgends mehr zu sehen. Am Morgen fand man auch keine Spur mehr von den Tritten des Rosses in den Gartenwegen. Die Gräfin wagte Niemand zu fragen, sie selbst beobachtete ein tiefes Schweigen. Als man ihr Arzneimittel gegen den Schrecken vorschlug, antwortete sie, daß Alles vergebens sei, daß sie genau die Stunde ihres Todes wisse, und daß sie enden werde, noch ehe das Horn des Neumondes sich gefüllt. Von dieser Zeit an saß sie jeden Freitag, vom Dunkelwerden an, in diesem Zimmer — allein mit ihrem Hündchen, ohne Licht, bis in die späte Nacht — immer war es, als spräche sie mit Jemand. Ihre Gesundheit sank, von Stunde zu Stunde wurde sie schwächer: beim Vollmond wurde es ihr immer schwerer — aber noch konnte sie sich auf ihren Füßen erhalten. Am vierten Freitag kam sie von Neuem hierher, sich an's Fenster zu setzen und auf das Feld zu schauen, das schon vom Schnee bedeckt war. Es schlug 11 Uhr in der Nacht. Plötzlich hören alle ihre Kammerleute, daß Jemand schweren Trittes die Treppe heraufsteigt. Merkwürdig! Ich selbst hatte alle äußeren Thüren fest, fest verschlossen. Wir horchen — und es scheint, als rede die Gräfin zu Jemand — es wurde stiller, stiller — und endlich war Alles ruhig. Erschreckt eilen wir in's Zimmer: die Gräfin lag ohnmächtig auf dem Sopha. Am andern Morgen kam Grabe aus Witna an, und in der darauffolgenden Nacht, als das kleine Horn des Neumondes ergänzte, starb sie. Die Freude, die unser Herr gar nicht verbergen mochte, der qualvolle Tod der Gräfin so kurz nach seiner Ankunft und die blauen Flecken auf dem Gesicht der Entschlafenen lenkten auf ihn den Verdacht, daß sie an Gift gestorben sei.

Kaum drei Monate wartete der Graf nach dem Begräbniß, so vermählte er sich mit seiner früheren Geliebten. Man sagte, daß noch dreimal der schwarze Reiter auf dem Grabe erschienen sei, wo Gräfin Felizia ruht, und Niemand wußte, woher er gekommen, und wohin er gegangen. So verstrichen zwei Jahre. Der Herr behandelte seine andere Gemahlin, wie er die erste behandelt hatte, richtete seine Bauern zu Grunde, marterte uns Alle und schickte endlich auch die zweite Frau unter die Erde. Hierauf ging er, Dank sei Gott, dem Herrn, nach Frankreich, wo er Dienste nahm, und seit dieser Zeit haben wir ihn nicht mehr gesehen — bis zu dem gestrigen Tag: ein Flüchtling kehrte er aus Moskwa wieder, und so wie er früher schon die ganze Umgegend geplagt, so trieb er auch jetzt alle Unterthanen zusammen, bewaffnete die Diener und Knechte gegen ihren Willen, um sich bis auf den Tod gegen die Russen zu wehren: er wußte, daß er in der Heimath nicht leben dürfe, daß er Vermögen und guten Namen für immer verpfändet habe. Ihr habt gesehen, daß er sich wie ein Verzweifelter schlug. Jedoch war im Garten ein Pferd für ihn zur Flucht bereit, und die Unseren behaupten, der Graf sei entronnen, als er den Untergang vor Augen gesehen. Gebe Gott, daß er niemals zu uns zurückkehren möge!"

Der Alte schwieg. Ich beruhigte und entließ ihn. Der Auditor schlief auf einem Stuhl im Winkel einen todtenähnlichen Schlaf. Der Lieutenant saß in tiefen Gedanken am Kamin. Die einfache Erzählung des treuen Dieners hatte uns Beide ergriffen. „Wie Unrecht haben die Dichter, wenn sie über die Alltäglichkeit unserer Zeit sich beklagen," sagte ich. „In die Dörfer, in die kleinen Städte müssen sie ihre Blicke werfen, wo noch nicht der Charakter und die Eigenthümlichkeit von den Zügen verschwunden, und sie werden so manche unversiegbare ächt russische, dem heimischen Boden entsprungene Quelle ohne alle fremde Beimischung entdecken. Wo übrigens nur Leidenschaften und Schwächen sich finden, sie mögen nun durch die Verhältnisse aufgeregt, oder durch die Bande des Schicklichen gefesselt sein, da erwacht auch des Menschen Neugierde, da sucht er den Nachbar zu ergründen. — Jedes Alter erneut das Herz nur auf eine andere Weise. Ich bin überzeugt, daß die geheimen Ueberlieferungen jeder Familie eine Menge der verschiedenartigsten Vorgänge, der ungewöhnlichsten Begebenheiten uns bieten könnten. Wie viele Schrecken deckt der Staub in den Archiven der Gerichte, aber hundertmal mehr noch verbergen sich in den glänzendsten Gesellschaften! Ich habe Manche gekannt, die Todesurtheile mit stolzer Miene unterschrieben, auf welcher der wohlverdiente Stempel der eigenen Verworfenheit hätte ausgeprägt sein sollen; ich habe Menschen gekannt, die laut gegen das Laster eiferten, und deren Stimme das Gefühl der eigenen Nichtswürdigkeit doch nicht übertäubte! Aber von allen vorsätzlichen Verbrechen abgesehen, wie viel Fälle bleiben uns noch, in denen der Mensch aus Unachtsamkeit, aus Mangel an Erfahrung, aus Verwirrung fehlt!" Sarnitzky erwiederte mir nichts. Er gehörte unter die Zahl jener Menschen, die wir gewohnt sind, Träumer zu nennen: aus der lautesten Fröhlichkeit, aus dem heitersten Gespräch verfiel er plötzlich in tiefes Sinnen, und Nichts vermochte dann ihn seinem Kummer zu entreißen; unbeweglich waren seine Augen auf einen Gegenstand geheftet, und es schien, sein Körper nur stände vor Euch, während die Seele diesem entflohen; manchmal im Gegentheil sah man auf seinem Gesicht das ganze Spiel seiner Gedanken, wie die Arbeit der Bienen durch einen krystallenen Korb; in diesem Augenblick schien es, als ob er im Geist eine weite Entfernung durcheile. Bald war es, als schreite er ängstlich und zagend vorwärts, bald lächelte er wieder wahrhaft kindlich. „Freund," sagte ich, ihm leise auf die Schulter klopfend, „gewiß war Deine Seele jetzt auf Urlaub in dem väterlichen Haus?"

„So ist es," antwortete er, die Hand auf die Augen drückend. „Die Stille und die Dämmerung schlugen meiner Einbildungskraft eine Brücke nach der Heimath. Die Erzählung dieses Alten hat wieder so manche Bilder aus meiner Kindheit, aus meiner früheren Jugend in mir aufgefrischt. Aber mehr als Alles hat das eigenthümliche Knistern des feuchten

Holzes, dieses, dem Ruf eines riesenhaften Hornes gleichende Wehen in dem Rauchfang mich an jene Zeiten erinnert, wo ich früh, noch in meinem Bett, so gern dem Spiele des Windes in den Röhren des Ofens zuhörte. Das Eisen tönte wie eine ferne Grabesglocke, und das Schneegestöber, wenn es die dichten Flocken an die Fenster warf, schuf die kaum hörbaren Klänge einer Harmonika. Irgend eine neue, unbekannte, unsichtbare Welt umgab mich, wie geisterhafte Wesen drängten sich an meine Seele .... es dünkte mich, ich hörte den Schlag ihrer Flügel, Gerüsch, Klagetöne und unverständliche Gespräche, ja als fühlte ich die Wärme ihres Athems! noch mehr ... von Zeit zu Zeit flogen, wie Funken erglühend, ihre bedeutungsvollen Schriften an mir vorüber, die mir zugleich als Buchstaben und lebende Gestalten erschienen; selbst die Töne nahmen unbestimmte Formen an. Ich vermag nicht zu erklären, was in diesen wachenden Träumen mit mir vorging, aber ich erzitterte wie eine Saite, die eine überirdische Stimme wiederhallt, ein ermattender, aber doch zugleich unendlich süßer Schrecken durchrieselte meine Adern; ich wollte ihn begreifen, und schmerzlich mußte ich erfahren, daß die Natur der Seele kein Organ zum Genusse dieses namenlosen Gefühles gegeben habe: ein tiefer Kummer bemeisterte sich dann meiner, und ich glich dann einem Menschen, der die Musik leidenschaftlich liebt, aber plötzlich von Taubheit befallen wird. Oft sank ich, bis an den Kopf in die Decke gehüllt, aus solchem Zustand in einen leisen Schlaf, in welchem dann mich diese Gesichte noch deutlicher, noch lebendiger umkreisten; ich trat selbst mit handelnd ein, ich sprach wie Demosthenes, ich las unsterbliche, herrliche Gedichte, aber beim Erwachen blieb mir von ihnen nur das Gefühl des Entzückens, nur die Thräne der Rührung. Es war mir wohl auch, als flöge ich wie ein Vogel in die Tiefe, als schwämme ich wie ein Fisch, als dränge ich gleich der Luft in das Innere der Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Einen Bravourritt hat dieser Tage der Husarenoberlieutenant Graf N. ausgeführt. Derselbe wettete, wie die „Bohemia“ erzählt, daß er den Weg von Schtan bis zur Stadtmauer von Prag auf ungesattelten und ungezäumten Pferde binnen anderthalb Stunden zurücklegen werde. Er ritt ein bisheriges Pferd seines eigenen Gestütes und obwar der Ritt zwischen den vielen Fuhrwerken, mit welchen die Schlanerstraße stets bedeckt ist, sehr schwierig war, gewann der gewandte Reiter die Wette doch, denn er legte den fünf Meilen langen Weg innerhalb 1 Stunde 24 Minuten zurück.

•

Die „Independance belge“ hat eine neue Spekulation entdeckt. Ein Arzt ist auf den Gedanken gekommen, die Kranken in Geschwader einzutheilen und sie so durch Europa reisen zu lassen. Er nennt sein Projekt: Gesundheitsreisen. Jede Reise geht unter seiner Leitung vor sich, und zwar nach verschiedenen Richtungen hin, je nach der Art der verschiedenen Krankheiten. Der erste Zug, welcher am 15. Juli d. Js. von Brüssel abging, war für die Blutarmen und Dyspeptike bestimmt. Er ging nach der Schweiz. Dann kommt — nach den eigenen Worten des Prospektus — der Zug der Corpulenten, der an Krankheiten des Herzens und der Nieren Leidenden. Dieser geht nach Italien. Mit dem Winter kommt an die Schwindsüchtigen die Reihe. Jeder oder jede Reisende muß ein reglementmäßiges Gepäck mit sich führen. Wohlgemerkt, ist in dem Programm dieses medicinischen Reisefahrers nirgends gesagt, daß auch Retourbillete garantirt sind.

•

Am Sonntag, den 11. d. Mts., kam es in Berbo, wie aus Waag-Neustadtl, 13. Juli, geschrieben wird, bei Gelegenheit eines Tanzes zu einem Conflikte, der sehr ernste Folgen hatte. Zwei Bauernburschen buhlten um die Gunst einer hübschen Dirne und waren bald entschlossen, durch ein Gottesgericht die Partie entscheiden zu lassen. Während eines sehr energisch geführten Faustkampfes geriethen die Unglücklichen auf den Dorfsteg eines zwar ausgetrockneten, aber 16 Klafter tiefen Brunnens und stürzten Beide in die Kluft. Erst nach vieler Mühe gelang es, ihre arg zugerichteten Leichen wieder zum Vorschein zu bringen.

•

Der „Gaulois“ theilt mit, daß Alexander Dumas, Vater, in letzterer Zeit aus der Provinz ein Billet folgenden Inhaltes erhalten habe: „Theurer und verehrter Meister! Ich bitte Ihnen meine erste für Ihre letzte Liebe an.“ Dumas schrieb an die unbekannte Absenderin: Ihre erste Liebe? Stehen Sie mir dafür? Ich stehe selbst nicht für meine letzte Liebe ein.“

•

[Ein theurer Teppichloch.] Der englischen Nordbahngesellschaft ist es ziemlich theuer zu stehen gekommen, daß sie den Teppich des Wartesalons auf der Station Spalding nicht ausbessern ließ. Besagter Teppich hatte nämlich ein Loch. Im April 1868 nun lief eine Dame, die den Zug zu versäumen fürchtete, rasch über den Teppich, gerieth mit einem Fuß in das Loch und fiel mit dem Gesicht gegen die Thürschwelle. Bei diesem Falle zog sie sich, nach dem Zeugniß des Arztes, eine Krümmung des Rückgrats zu, was sie unfähig machte, ihrer Beschäftigung — sie war „Professorin des Tanzes und des Anstandes“ — obzuliegen. Natürlich brachte sie gegen die Gesellschaft eine Entschädigungsklage ein, und vor einigen Tagen kam die Sache vor dem Londoner Gerichtshofe zur Entscheidung. Die verklagte Gesellschaft wartete das Urtheil des Gerichtes nicht ab, sondern ging mit der Beschädigten einen Vergleich ein, indem sie ihr baar 1500 Pfd. Sterl. bezahlte. Ein theurer Teppich das — aber das Loch hat er doch noch immer.

•

Wieder eine Schlangengeschichte läuft durch die französischen Blätter: „Bei Singapore hat neulich eine Boa Constrictor ein junges englisches Fräulein, das mit einigen Freundinnen auf dem Lande im Grase frühstückte, verschlungen. Das junge, liebenswürdige Opfer trug ein Halsband von Diamanten im Werthe von wenigstens 15,000 Francs. Die durch dieses schrecktliche Ereignis in Trauer versetzte Familie will unter allen Umständen das Halsband wieder haben. Dreißigtausend Eingeborene haben auf das Ungeheuer Jagd gemacht und darüber die Indigo-Ernte vollständig versäumt.“

• •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 55. Sonntag, den 25. Juli 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

IV.

Geheimes Weh.

Sonett.

Wie möchte wohl in diesen Blüthentagen
In deinem Herzen eine Klage beben,
Ein Ton des Mißmuths sich in dir erheben,
Da hoch des jungen Lenzes Throne ragen!

Und doch — es kann's der Mund nicht offen sagen,
Die Seele fühlt's in ihrem tiefsten Leben,
Daß sie ein hohes Glück dahingegeben;
Sie darf nach dessen Sein ja nimmer fragen.

Des Frühlings Lächeln, seiner Vög'lein Singen
Und Alles, was sonst Menschenherz erfreute,
Es kann die Lust, die Liebe nicht mehr bringen.

Wie schnell der Lenz in's öde Land gekommen,
So rasch entfloh vom Gestern auf das Heute
Die Liebe; Alles ward mit ihr genommen.

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschi.

Zwölftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Adele verließ das Concert mit den widerstreitendsten Gefühlen; ja, es kam in ihrer stürmischen Seele sogar der Gedanke auf, er könne es vielleicht gar nicht gewesen sein, sie könne sich getäuscht haben. Erst als sie wieder ruhig geworden, vermochte sie sich den ganzen Vorfall, alle Details von Bernd's Bewegungen, den Ausdruck seiner Blicke mit echt weiblicher Genauigkeit in's Gedächtniß zurückzurufen.

Aber was half ihr all' das? Was konnte es ihr helfen, wenn sie den Mann noch so sehr liebte, wenn er seine Gesinnung schon so frühe geändert hatte, wenn sie jetzt an einen Hassenswerthen gefoht war? — — —

Dulden, Harren, Hoffen war ihr Loos; zu stolz und edel war ihre Seele, um dem Manne die Härte, die Last dieses entsetzlichen Looses zu schildern, der einst ihre Liebe so unschön, nach ihrem Wissen und Meinen wenigstens, vergolten, so grausam zerstört hatte.

Wieviele bittere Thränen hatte sie während der vier langen, leidvollen Jahre ihrer bisherigen Ehe um den Verlust des einzigen geliebten Mannes vergossen! Und hätte sie gewußt, wie unschuldig, wie schwer gekränkt, wie geistig erschüttert dieser Mann durch ihren Schritt war! —

Des folgenden Tages Morgens sah Adele den Herrn von Traustein unter ihrem Fenster vorübergehen; er hielt eine Dame am Arme, Lucretia, welche Adele für seine Gemahlin hielt; sie konnte sich nicht beherrschen; sie fühlte einen Stich durch ihr armes liebendes Herz gehen und bedeckte ihre Augen mit der kleinen weißen Hand, indem sie vom Fenster zurücktrat.

Aber war diese Frau wirklich so unglücklich, daß sie sich aus ihrer Ehe herausschnte? Man sagt doch, die Jugendliebe, und wenn sie noch so heftig empfunden, noch so feurig gepflegt worden, müsse und werde gewöhnlich in der Ehe gänzlich vergessen! — —

So wahr dieser Erfahrungssatz sein mag, so relativ ist er; aus der Ehe, wie sie Adele mit dem Grafen de Pupille führte oder vielmehr nicht führte, mußte sich allerdings jede irgendwie auf Lebensglück Anspruch machende Frau sehnen.

Alexander, der im Umgange mit Andern sich so wohl zu beherrschen verstand, hatte die Wildheit seines ungezügelten Charakters nichts weniger als abgelegt; und gerade in dem Verhältniß, das nun Adele zu ihm einnahm, glaubte er sich den allerwenigsten Zwang anthun zu müssen. Schon auf der Hochzeitsreise erkannte Adele, daß ihr Gemahl so manche schlimme Seite besitze, von deren Dasein sie bisher noch nichts bemerkt. Besonders berührte es sie schmerzlich, so oft seinen Spott über die heiligsten Dinge hören zu müssen. Man könne ja, meinte sie, selbst all' das Heilige für nichtig achten, müsse aber doch die Ansicht und den Glauben Anderer in Ehren halten. Doch das wäre ja Alles zu ertragen gewesen, es hätte sich diese Meinungsdifferenz mit der Zeit sicher ausgeglichen. — Nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise bezogen die jungen Eheleute das gräfliche Landgut am Rhein, dessen Verwalter François war, dem auch Adele eine dankbare Gesinnung wegen der Rettung des Bruders bewahrt hatte.

Adele war nicht stolz, hatte einen wirthschaftlichen Sinn und sah gerne selbst auf dem Gute nach, ob Alles in der richtigen Ordnung vor sich gehe; dabei konnte es nicht fehlen, daß sie sich öfter mit François über Gegenstände aus dem ökonomischen Gebiete unterhielt. Auch ließ sie sich manchmal die Details wiederholen aus der Rettungsgeschichte Louis', die dann François regelmäßig nach der mit Alexander vereinbarten Weise erzählte. Nicht so vernünftig war Ernestine, die aus ihr viel-

leicht selbst unbewußten Gründen die junge Gutsherrin nicht besonders leiden mochte. Von ihr erfuhr Adele den wahren Sachverhalt von Louis' Verschwinden. Alvara, der gleich nach Alexander's Heirath das Gut verlassen, hätte gewiß sich entsetzlich über Ernestinen's geschwätziges Wesen alterirt.

Adele hielt ihrem Gemahl nicht das Erfahrene vor; sie schwieg, indem sie dachte, er hat es wieder gut gemacht.

Allein kurze Zeit darauf begann sich ein anderer, riesengroßer Argwohn in ihr zu regen. Als sie nämlich einmal wegen geringen Unwohlseins Nachts nicht einschlummern konnte, trat sie auf die Veranda, um hier die würzige Luft einzuathmen und die Nachtigallen unten im Garten schlagen zu hören; wie sie da so in Gedanken der verschiedensten Art verlieft war, glaubte sie unten im Garten eine Gestalt hinhuschen zu sehen. Sie blickte aufmerksam hin und konnte wirklich einen Mann erkennen, der dem Verwalterhaus zuschritt; sie strengte ihre Augen an und meinte vor Schmerz und Abscheu hinsinken zu müssen, als sie deutlich ihren Gemahl in die von innen leis geöffnete Thür des Hauses treten sah. Durch den Raum der Thüröffnung erblickte sie Ernestine im Nachtgewand auf der Hausflur. — Sie konnte nicht einmal weinen vor Erregung, sie starrte nur immer nach der Thüre, die sich längst wieder geschlossen. Ruhe fand sie diese Nacht auf dem Lager nicht. — Dennoch sagte die Dulderin zu Alexander nicht ein einziges Wort; nur in ihren Mienen konnte er lesen, was sie litt, wenn er wollte. Und er that es auch, er las in ihren vorwurfsvollen und oft von unbewußten Thränen erfüllten Augen; aber etwas Anderes. Er war eben ein niederer Charakter, der Alles, was er selbst trieb, auch Anderen zutraute. Und er sagte Adelen einmal, als er sie wieder in der Unterhaltung mit François gesehen hatte mit beißender Satyre:

„Adelchen, du scheinst an dem hübschen François Gefallen zu finden!" — Adele blickte ihn stolz an und als er seinen Blick senkte, sprach sie voll Würde und im Bewußtsein der Beleidigung ihrer weiblichen Sitte:

„Alexander, du kannst meinen Blick nicht aushalten, du wirst dich wohl nicht dessen schuldig fühlen, dessen du mich zeihst." —

Nun gab ein Wort das andere und Alexander sah deutlich ein, daß er von Adelen durchschaut sei. Von nun an gab er sich gar keine Mühe mehr, sein wahres Wesen nur irgendwie zu beschönigen; der Wolf hatte den Schafspelz abgeworfen. Er pflegte sein unmoralisches Verhältniß zu Ernestine nun ganz offen; während Adele den letzten Versuch zu einem Ausgleich machte, indem sie auf François einzuwirken suchte. Dieser war wie aus den Wolken gefallen; das konnte er denn doch nicht dulden. Es gab gewaltige häusliche Auftritte; allein dadurch wurde die Sachlage nicht gebessert. Adele schrieb ihrer Mutter und schilderte ihr die Zustände und Alexanders Benehmen, das ein immer beleidigenderes ward. Ihm war es wohl unerträglich, für das ganze Leben an eine Frau gebunden zu sein, die nicht vernünftig genug war, den Schwächen ihres Gatten gegenüber die Nichtwissende zu spielen. Ihr absichtlich das Leben zu verbittern, sie zu quälen, lag nicht in seiner Intention, obwohl er sich der Worte seines Vaters erinnerte; ihm war eine kleinliche, planmäßige Rache viel zu niedrig; er quälte und ärgerte Adele nur, weil sie ihm das Verhältniß mit Ernestine vorgehalten und in dieser Beziehung bei François Schritte gethan. Denn François hatte den Grafen zur Rechenschaft gezogen und, als dieser Alles lächelnd zugestand, den Dienst gekündigt. Allein wie sehr wurde der arme Mann enttäuscht, da sich Ernestine auf das Entschiedenste wehrte, ihrem Manne zu folgen. Was wollte François, der ohnedies kein Mann der That war, beginnen? Er blieb; außerdem hatte Ernestine durch die Großmuth der in's Kloster gegangenen Visoni eine bedeutende Summe überwiesen erhalten und fühlte sich dadurch gleichsam unabhängig von ihrem ohnehin nicht so heftig geliebten Manne, der auch bei der alten Frau Napière, die nach dem Tode ihres Mannes von Marseille weg zu ihrer Cousine gezogen, wenigstens einigen Trost fand und von ihr zum Bleiben bewogen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kürassier.

(Erzählung, aus dem Russischen.)

(Fortsetzung.)

Ich glaubte, ich könne in meine eigene Seele schauen, und fremde Reden und meine Gedanken erhoben sich, bewegten sich vor mir und stellten sich dem Auge dar, wie die russischen Fabeln erzählen. In dieser meiner Traumwelt hatte ich einen besonderen Kreis von Bekannten, einen besonderen Ort der Handlung, besondere Verwandten: aber Wer sie waren, diese Bekannten und Verwandten, vermochte das Gedächtniß nicht zu erfassen, wenn ich vollkommen erwacht war. Deßhalb umarmte ich auch das Kissen, wenn ich mich auf demselben niederlegte, wie einen Freund, deß mächtiger Zauber mich zu meinen Lieben brachte.

Die Sittenlehrer versprechen dem Unglücklichen die Ruhe jenseits der Pforten des Grabes. — Warum so weit gehen? Am Besten gleicht schon hier im Leben der Schlaf Alles aus. Ein gewisses tröstliches Gefühl durchdringt das Herz bei dem Gedanken, daß der Kaiser und der letzte Taglöhner, der Reiche und der Arme den dritten Theil des Daseins auf gleiche Weise verbringen, indem während dieser Zeit die Ersten ihrer Vorzüge sich nicht bewußt sind, die Anderen aber ihren Kummer vergessen. Ich habe gesagt, daß der Unglückliche und der Glückliche auf gleiche Weise die Stunden des Schlafes genießen — aber bereitet Beiden die Müdigkeit und ein reines Gewissen das Lager? Lauert nicht oft die Reue unter dem goldgestickten Pfühl, — segnet die Phantasie nicht oft den Armen mit beneidenswerthen Träumen?

Du fragst, wo und wie ich mir die Quelle dieser Genüsse eröffnet? woher dieses Verschmelzen von Traumgestalten mit dem wachsenden Leben, von wirklichen Dingen mit reinen Gebilden? Ich glaube, der Grund hievon liegt in meinem frühen Glauben an Erscheinungen, Geister, Kobolde, an alle Bürger der Republik der Gräber.

Meine Wärterin erzählte mir die furchtbarsten Dinge mit solcher Treuherzigkeit, mit solcher eindringlichen Ueberredung, und meine Eltern und Lehrer sprachen von ihnen ihrerseits mit so viel Verachtung und so überzeugend, daß ich fortwährend zwischen Vernunft und Vorurtheil, zwischen dem Reiz des Außerordentlichen und dem strengen Beweis der Wahrheit schwankte. Wohin die Schale sich neigen würde, war nicht schwer zu errathen. Der Mensch zieht Das, was er nicht begreifen kann, stets Dem vor, was er begreifen mag. Der Kampf mit dieser Neigung hat aber trotzdem meinen Hang zur Geisterwelt nicht ganz vernichten, hat dieser noch nicht das Gewand entziehen können, in welches der Aberglaube des Volkes sie gehüllt. Natürlich wurde ihr Einfluß auf mich um so

geringer, je mehr meine Vernunft erstarkte; ihre Bilder erbleichten, verschwanden oder flossen in der Ferne wie der Morgennebel zusammen — aber kannst Du es glauben? Bis diesen Augenblick gibt es Momente, in denen ich versucht werde, den Versicherungen meiner Kindheit zu glauben; und wie gern duechlebe ich wieder in der Erinnerung die Jahee dieser Kindheit; die Blumen des Frühlings meines Lebens mit allem einstigen Duft, in aller Frische ihrer Farben, eeblühen dann von Neuem — ich empfinde wieder die schauerlichen Eindrücke der früheren Zeiten, und sonderbar genug: diese deutliche Vergegenwäetigung des Vergangenen kommt mir größtentheils nach starkee Seelenaufregung oder körperlicher Abspannung, nach einer heftigen Erschütterung. Es scheint, daß die schlaffen Saiten des Oeganismus befähigtee sind, die Harmonie der zaeteren Jahre wieder aufzunehmen, und daß sie dann bei der leisesten Berührung des Gedächtnisses von dem bekannten Lieblingsgesang ertönen.

Die Mittheilung dieses alten Dieners hat aber in mir nicht nue unklare, unbestimmte Erinnerungen geweckt. Nein, sie hat mir wieder lebendig einen Vorgang vor die Seele geführt, der, dem von ihm erzählten nicht unähnlich, meinem Herzen nur zu nahe steht. Höre! Keine Fabel, ausgedacht zur Unterhaltung dee Freunde, ist die Geschichte, die ich Dir jetzt geben werde: sie ist von Wort zu Wort — reine Wahrheit.

Fürst Z—y war mein Onkel von mütterlicher Seite; dunkel erinnere ich mich noch seiner finsteren, unfreundlichen Züge, seiner hohen Gestalt, seiner heftigen Stimme. Ich weiß nicht, warum — aber ich fürchtete ihn, als Kind, mehr als Alles auf der Welt. Vielleicht, so wenigstens erkläre ich es mir, beschenkte die Natur mit dem Instinkt alle Wesen, in denen sie den Funken dee Vernunft nicht entzündete, und so wissen die Kinder, die doch auch zu jener Kategorie gehören, fast immer mit Sicherheit zu errathen, ob sie in dem ihnen Entgegentretenden einen Freund sich erworben, oder ob sie nicht viel Gutes von ihm sich zu versehen haben. Der Graf war ein Wütherich, denn stolz auf seine Geburt und seine Reichthümer in der Gesellschaft, war ee ein nicht zu beschreibender Tyrann in seinem Hause. Wie ein großer Theil der Zöglinge des verflossenen Jahrhunderts, zählte er die Menschen nue als Mittel für seinen Vortheil, und seine Kinder waren ihm Puppen zu seinem Vergnügen, und wehe ihnen, wenn sie anders als nach seinem Willen, d. h. nach seinen Launen denken, viel weniger zu handeln gewagt hätten. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter. Es gelang ihm, in den ersteren jedes edlere Gefühl, jeden freien Gedanken zu ersticken, und sie wuchsen in ihrer Nichtigkeit, in ihree ewigen Kindheit auf. Er sandte sie nach der Hauptstadt, dort in Dienste zu treten. Ganz anders war es mit der Tochter. Die Unterdrückung und Erniedrigung, in welcher man sie erhielt, erweckte in ihr den ganzen Stolz ihrer Seele, die außerdem vielleicht nie aus dem Schlummer erwacht wäre. Sie fühlte und überzeugte sich, daß Wahrheit und Recht auch außerhalb dee Reden, außerhalb der Handlungen ihres Vaters leben könnten, und der Zufall unterstützte ihre Entwickelung.

Elisa hatte ihre Mutee zu einer Zeit verloeen, wo sie die ganze Größe des Verlustes noch nicht begreifen konnte, der aber deshalb eben um so unersetzlicher füe sie war. Ihr Vater verschmähte es, sich um ihre Erziehung zu bekümmern, und er glaubte das Maaß seiner Wohlthaten zu füllen, wenn er Gouvernanten bezahle und einen Haufen Lehrer für sie anwerbe, ohne diese aber zu prüfen, ohne sie seiner Aufsicht zu unterwerfen. Seine Zärtlichkeit beschränkte sich darauf, die Tochter am Morgen und am Abend zu umarmen und ihr pünktlich jeden Monat das Nadelgeld zu übergeben.

In der Zahl von Elisa's Lehrern war aus Moskwa ein nicht lange erst von der Universität entlassener Adjunct, Bajanow, angekommen. Er war ein wohlgebildeter, kluger, vortrefflicher Jüngling, und aus einer achtungswerthen, aber armen adeligen Familie entsprossen, trug er die reichsten Schätze in seinem Innern. Elisa war damals fünfzehn Jahre, und mit Eifer begann er das Werk ihrer Erziehung: die Unterrichtsstunden waren Genuß für Beide. Es gibt kein reineres, erhabeneres, heiligeres Gefühl, als das, welches wie empfinden, wenn wir Andern edle Gefühle und die Helle des Geistes mittheilen können. Wir hängen dann an ihnen mit wahrhaft väterlicher Liebe, und heißt denn nicht dem Menschen Verstand und einen frischen lebenskeästigen Muth verleihen, ihn für die Tugend geboren werden lassen, — ist diese Wiedergeburt nicht werthvoller als das Entstehen des Körpers, ist sie nicht heiliger als die Bande des Blutes selbst?

Aber rasch, wenn gleich unmerklich für die unerfahrenen, mischte sich in ihee geistige Freundschaft eine innere, leidenschaftlichere Liebe, die Liebe des Herzens. Vier Jahee waeen verflossen, und der Unterricht sollte enden — da erst erkannten die Liebenden, daß ihre gegenseitige Neigung schon nicht mehr nur einen Theil ihres Lebens, nein ihr Leben selbst ausmache. Eine und dieselbe Minute brachte ihnen die Nachricht der bevorstehenden Trennung und das klare Bewußtsein ihrer Liebe, den ersten beseligenden Kuß und die ersten bitteren Thränen des Kummees. Sie schwueen sich Treue bis zum Grab, wie sich das schon von selbst versteht; jungen Leuten erscheint Alles leicht, füe Liebende ist Alles möglich. Sie wußten nicht, wer ihnen gegenüber stand.

Dee alte Fürst ward es überdrüssig, die Tochter um sich zu haben. Sie war heirathsfähig, und was wichtigee als dieß, sie wae eine reiche Erbin, da die Mutter ihr mitgebrachtes Vermögen, bewegliches und unbewegliches, ihr vermacht hatte. Aber teotz dem Wunsch, die Tochtee seiner Obhut entnommen zu sehen, wollte er sich doch nicht von ihrem Besitzthum trennen, und deßhalb entfernte er von Elisa alle die Freier, welche mit ihrem Verstand oder durch ihre Familienverbindungen die der Beaut gebührende Mitgift und Rechnung über deren frühere Verwaltung von ihm hätten verlangen können. Nach reiflicher Ueberlegung mit sich selbst wählte er endlich zu seinem Schwiegersohne einen unbedeutenden, kaum dem Knabenalter entwachsenen Fürsten von beschränktem Geist. Er gab sein Wort, ohne die Tochter um ihre Zustimmung zu fragen, ja ohne sie hiervon in Kenntniß zu setzen. Nur noch dee Tage waren bis zu ihrer Verlobung, und sie hatte keine Ahnung von ihrem Schicksal.

Endlich eröffnete er ihr kurz den Befehl, daß sie sich vermählen und zu der heiligen Handlung sich bereiten solle. Dee Charakter der Tochter erwachte in seiner ganzen Kraft, und erhoben duech das Gefühl, geliebt zu werden, wagte sie ehrfurchtsvoll, aber fest dem Vater zu entgegnen, daß sie das Band der Ehe füe zu heilig halte, um es je ohne die innigste Liebe zu dem Erwählten zu schließen, und daß sie ihre Hand nie ohne ihr Herz verschenken würde; ihr Herz aber gehöre schon Bajanow, ihrem Erzieher, und weder Ueberredung noch Zwang würden vermögen, sie dem gegebenen Schwur untreu zu machen — entweder sein Weib zu werden, oder ewig seine Braut zu bleiben. „Ihr gabt mir das Leben, mein Vater," sagte sie, „abee Gott mir die Seele; ich lege das erste wieder in Euere Hand, aber eelaubt mir über die zweite zu verfügen,

und wem könnte ich sie eher weihen, als ihm, dem Manne, der die besten Jahre seines Lebens meiner Bildung mit so inniger Theilnahme, mit so warmer Aufopferung widmete?"

Der Graf, sagt man, stand mehrere Minuten unbeweglich wie Verwunderung. Der Zorn erstickte ihm die Stimme. Man kann sich denken, was der Mensch empfinden mußte, der an den unbedingtesten Gehorsam von Allen, die sich ihm nahten, gewohnt war, der von seiner Geburt an nie das Wort „Nein" gehört hatte, und dieß jetzt so plötzlich, so bestimmt sich mußte entgegentreten sehen. Sein Stolz, seine Habsucht, seine Herrschsucht waren auf das Empfindlichste gekränkt, alle seine Pläne wurden über den Haufen geworfen, und von wem — von einem Mädchen, von seiner Tochter! Der Ausbruch war fürchterlich, und mit Drohungen und Schmähungen überschüttete er die Unglückliche, wie sie es wagen könne, ein eigenes Urtheil, einen eigenen Willen zu haben! Er hielt kurzes Gericht und schloß sie in eine Kammer bei Wasser und Brod, während er Bajanow mit seinen Sachen aus dem Hause zu werfen befahl, ohne ihm zu erlauben, vor seinen Augen zu erscheinen. Sein Zorn wandte sich nun gegen die Diener, die schon ohnedieß bei seiner Stimme, seinem Blick erzitterten, und zur Hälfte nach diesem Vorfall die Flucht vor seiner blinden Wuth ergriffen, die keine Gränzen, kein Mittel'den kannte. Er tobte wie ein wildes Thier.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

[Ein Pariser Bettler.] Der „Figaro" erzählt Folgendes: Ein Beamter im Ministerium des Innern pflegte bei jedem Ausgange einem blinden Bettler, Namens Benjamin, auf dem Boulevard Sebastopol zwei Sous zu geben. Eines Tages vergriff er sich und gab ein Doppel-Louisd'or. Einen solchen Wohlthätigkeitsakt gestattete sein Budget nicht; er eilte also, nachdem er den Irrthum gewahrte, zurück, fand aber den Bettler nicht mehr an gewohnter Stelle und erhielt die Auskunft, dieser habe sich auf einige Zeit zum Frühstück entfernt und dürfte in seiner Wohnung zu treffen sein. Dort wurde er im Vorzimmer von einem Diener empfangen, der ihn auf seinen Wunsch, Herrn Benjamin zu sprechen, in einen auf das Eleganteste eingerichteten Speisesalon führte, wo er den Blinden, auf einem Divan sitzend, fand. „Sie wollten mich sprechen?" fragte dieser. Der ministerielle Beamte antwortete darauf mit einiger Verlegenheit: „Ich bin untröstlich, Sie gestört zu haben; ich glaube aber, Ihnen an dem heutigen Morgen zwei Louisd'or statt zwei Sous gegeben zu haben." — „Das ist möglich, ich habe noch nicht Kasse gemacht; wenn ein Fehler vorgefallen, ist es nicht mehr als billig, ihn zu repariren." Er klingelte, der Diener erschien. „Fragen Sie", wendete er sich an diesen, „Herrn Ernst, ob in der Einnahme dieses Morgens sich ein Vierzigfrankenstück vorfindet." Der Diener erscheint mit dem Goldstücke und reicht dasselbe auf Befehl seines Herrn dem Besucher auf einem Chinasilber-Teller. Als dieser sich mit einer Entschuldigung entfernen will, ruft ihm der blinde Bettler nach: „Pardon, mein Herr, Sie vergessen etwas; ich habe zwei Sous zu bekommen."

•

In New-York macht jetzt ein Herr Pavy aus Pflanzen- und thierischen Stoffen ein Papier, aus welchem man Waschbecken, Röhren, ja Häuser baut, welch' letztere ebenso stark, dabei aber wärmer sind als Häuser von Holz oder Stein. Auch kann man dies Papier nähen, steppen, Tischdecken; Schuhe, Unterröcke davon machen. Ein solcher papierner Unterrock kostet nach unserem Gelde 18 Kreuzer.

•

Alte Liebe rostet nicht. Das hat sich an einem Brautpaare in Frankfurt am Main köstlich bewährt. Vor 33 Jahren ließ sich ein Schneidergeselle in Frankfurt nieder, arbeitet heute noch bei demselben Meister und ist auch seiner ersten Liebe treu geblieben. Das Paar wird sich jetzt trauen lassen, da die politischen Beschränkungen weggefallen sind. Der Bräutigam ist 68, die Braut 64 Jahre alt.

•

Ein Neger-Prediger sagte zu seiner Gemeinde: „Meine Brüder! Als der erste Mensch, Adam, gemacht wurde, da wurde er von weichem Thone gemacht und zum Trocknen an den Zaun gestellt." — Einer seiner schwarzen Brüder unterbrach ihn mit der Frage: „Meinen Sie, daß Adam von weichem Thone gemacht und an den Zaun gestellt wurde, um zu trocknen?" — „Ja, mein Herr!" — „Wer hat den Zaun gemacht?" — „Setzen Sie sich, Herr," sagte der Prediger, „solche Fragen würden jedes theologische System umstoßen."

•

Der „National" erzählt folgendes Hiftörchen von bäuerischem Aberglauben: Ein Bauer in den französischen Pyrenäen hatte seit einiger Zeit viel von einem Adler zu leiden, welcher ihm den Hühnerhof verwüstete. Er klagt sein Leid dem Pfarrer. Dieser sagt: „Laß mich nur machen," nimmt seinen Weihwedel, taucht ihn in Weihwasser und exorcisirt, das heißt sie Instrument nach der Richtung schwenkend, wo sich der Horst des Adlers befand, den Raubvogel und seine ganze Brut in aller Form Rechtens. Der entzückte Bauer gibt dem Pfarrer hundert Sous und ein Huhn. Der Exorcismus aber hatte den Appetit des Adlers nicht gestillt, im Gegentheil raubte das gierige Thier eine Stunde nach seiner Excommunication eine neue Henne. Der Bauer klagt dem Pfarrer sein Leid, welcher erwidert: „Wir müssen von vorn beginnen." Und von Neuem exorcisirt er und erhält von Neuem ein fettes Hühnchen für seine Bemühung. Am folgenden Tage kommt der Adler wieder und erhebt seinen gewohnten Zehnten; auch der Pfarrer erscheint wieder und macht es nach der obligaten Ceremonie ebenso. Des geht so eine Weile lang weiter, und am Ende der Woche hat der Bauer weder Hennen noch Küchlein, der Hühnerhof war eben leer.

•

Es wurde in London ein neues Kinderspital in einem der bevölkertsten Stadttheile errichtet. Man verdankt die Errichtung desselben ganz dem Baron Ferdinand Rothschild, welcher dasselbe zum Angedenken an seine jüngst verstorbene Gattin gründete. Das Spital trägt demnach den Namen „Evelina-Spital". Es wird 100 Betten enthalten.

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 56. Sonntag, den 28. Juli 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

V.

Rasch geliebt.

Hat schon Liebe je dein Herz empfunden,
Innig, wie am ersten Sonnenstrahl
Frühlingsblümchen lebensvoll gefunden
Und mit Duft umweh'n das heit're Thal?

Glaubst du doch, du wärest neugeboren,
Von dem Tage fängt dein Leben an; —
Zu geschwind entfleh'n die raschen Horen,
Zieh'n dich mit auf ihrer Wolkenbahn.

Denke nicht daran im süßen Träumen,
Denke nicht an's Heilige der Zeit!
Sieh', die Wellen, die vorüberschäumen,
Sind dir bald entfernt und bald so weit!

Faß' den Augenblick an beiden Händen,
Schau' ihm fest in's ernste Angesicht;
Denn er wird sich blitzschnell von dir wenden:
Wie er war und was, du weißt es nicht.

Auch die Liebe, die du hold empfunden,
Mag nicht weilen lang am gleichen Ort,
Bist du auch dem Liebchen treu verbunden,
Herz, die Liebe ziehet dennoch fort!

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Rusch.

Zwölftes Kapitel.

(Fortsetzung.)

Für Adele wurden die häuslichen Beziehungen immer lästiger; Alexander, dem François jeden Besuch in der Verwalterswohnung verleidete, machte nun öfter Reisen mit seinem Kammerdiener Philipp, aus dessen Briefen die arme Gräfin erfuhr, wie Graf Alexander leichtsinnig die größten Summen verspiele oder sonst vergeude. Philipp, der eine Zuneigung zu Alexander besaß, suchte durch seine Berichte an Adele dem Grafen selbst zu nützen, indem er von jener hoffte, sie werde ihn doch noch in mancher Beziehung bessern. So war er in den letzten der vier Jahre ihrer Ehe meist auf Reisen, während Adele sich zu Hause grämte und manche Thräne wegen des unwürdigen Mannes vergoß.

Jetzt war sie mit ihrer Mutter und Louis im Bade W., da die Gräfin-Mutter etwas leidend war. Der Graf Alexander war zu H., um dem Spiele ein . . . zu huldigen.

An diesem Morgen, da sie Traustein unten auf der Promenade mit einer fremden Dame hatte gehen sehen, fühlte sie erst so recht, was ihr dieser Mann war. Und erst spät sieht man es ein, erst spät fühlt man es, wie glücklich man hätte sein können, aber zu spät, denn Andere genießen das Glück. — —

Die Gesellschaften und Concerte, welche die Badesaison brachte, hatte Adele wenig besuchen wollen; jetzt aber, da sie Traustein hier wußte, suchte sie jede Gelegenheit auf, wenigstens in seiner Nähe zu sein; denn auch bei den geselligen Unterhaltungen verhielt Traustein sehr passiv, er verkehrte nur mit Werington, Lurretia und wenigen Bekannten, die Gräfin de Pupille ignorirte er ganz. Das that Adelen sehr wehe; sie wußte sich doch in ihrem Rechte. Hätte sie sich auch in diesem Punkte getäuscht? War nicht Alexander vor der Verheirathung so liebenswürdig und zuvorkommend gewesen?

Aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, ebenso abstoßend zu sein, und so kam es, daß sie ihn bei einer schicklichen Gelegenheit selbst einmal im Gesellschaftszimmer ansprach. Traustein mit seinem finsteren, mürrischen Antlitz stellte sich sehr verwundert, obwohl es ihm in der Seele wohl that, daß Adele ihn noch kannte.

„Was wünschen Euer Gnaden?“ fragte er in steifem, höflichen Tone.

„Ich wünschte Einiges mit Ihnen zu sprechen,“ sagte ernst die schöne Frau.

„Darf ich Euer Gnaden meinen Arm bieten.“

Adele nahm schweigend an und sagte dann:

„In die Promenade!“

Dann begann sie, da er nicht anfangen wollte:

„Bernd, — ich darf dich doch noch so nennen? Bernd, du hast durch deine Untreue ein Mädchen sehr unglücklich gemacht! —“

„Was meinen Euer Gnaden damit?“ fragte Bernd sehr befremdet, „ich meinte, im Gegentheil sei ich durch die schnelle Verbindung eines Mädchens sehr unglücklich gemacht worden!“

„Du willst mich nicht verstehen; ich weiß es aus einem Briefe des Lords Warington an meinen Mann, daß du dich mit Lurretia verlobtest, als ich noch sicher auf deine Treue baute!“ —

„Euer Gnaden beliebten mit einem unglücklichen Manne zu spaßen!“ sagte Traustein bitter.

„Wie so?“ fragte die Gräfin erstaunt.

„Nun, entweder wollen Sie mich mystificiren, oder Sie sind belogen worden; denn Lord Warington konnte keinen solchen Brief an Ihren Herrn Gemahl richten, da ich noch nie verlobt war, es nie sein werde!“

„Nie? — Wie soll ich das verstehen? — Wäre es möglich?“ —

„Ich sehe schon jetzt ganz klar, wie Graf de Pupille mir diese Rose vorweg pflücken konnte,“ murmelte Traustein mürrisch vor sich hin. „Ich wollte schweigen, damit meine Adele allmählig mit dem Grafen glücklich werde. — O du glaubst gar nicht, Adele, was die Liebe eines wahren Mannes opfern kann, selbst diese Liebe. Ich habe mit dem schwersten Kampfe dieser entsagt, um dich nicht betrübt zu machen, wenn du die volle Wahrheit dessen erfährest, was ich weiß, was mir geschehen ist. Aber jetzt, da ich diesen neuen Frevel vernommen, will ich Alles erzählen; denn meine Ehre muß ich wahren.“

Traustein referirte der staunenden Frau die Leiden seiner Gefangenschaft unter den Banditen; wie er von dem sterbenden Gasparoni vernommen, daß Alexander der Urheber seines Gefangenwerdens gewesen; er erzählte ihr die Entdeckungen, die er und Lord Warington beim Geistlichen der St. Franziskuskapelle gemacht. Nachdem er so Alles, was ihm auf dem Herzen lag, ihr gesagt, geleitete er sie in den Saal. Adele kehrte sogleich mit ihrer Mutter nach Hause zurück, ein Unwohlsein vorschützend; sie konnte nicht mehr unter den fröhlichen Menschen weilen, jedes heitere Antlitz hätte sie zu Thränen fortgerissen, ein solcher Schmerz tobte in der Seele der gefolterten Frau.

Auch Traustein hatte bald die Gesellschaft verlassen, um Lord Warington in das Neuerfahrene einzuweihen; den edlen Mann entrüstete Alexanders gemeines Benehmen in hohem Grade; und im ersten Augenblicke war er entschlossen, gerichtlich zu klagen wegen des Mißbrauchs seines Namens, bis ihn Traustein und Lucretia davon abbrachten. Er ließ es sich aber nicht nehmen, der Gräfin-Mutter von Rayonnante einen Besuch abzustatten, die Ehre seines Freundes und die eigene zu vertheidigen. Die Gräfin von Rayonnante wußte von Adele bereits Alles; auch sie hatte schon lange ihre Verblendung betrauert und Adelen zu einer Scheidung zu bereden gesucht; allein davon wollte diese nichts wissen bis zu dem Augenblick, da sie Traustein wieder gesehen und gesprochen.

Als daher Lord Warington dieses Thema zur Sprache brachte, war nicht nur die Gräfin von Rayonnante, sondern auch Adele dazu bereit, gegen Alexander auf Ehescheidung zu klagen.

Zufrieden mit diesem Resultate kehrte der würdige Lord zu Bernd zurück, ihm die Botschaft zu bringen. Allein dieser nahm dieselbe lange nicht so freudig auf, als Warington gedacht. Im Gegentheil, sein Antlitz verfinsterte sich noch mehr und er sagte halb für sich, halb zum Lord die leisen Worte: „Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe.“

Warington, der seinen Freund kannte, schwieg und berührte den Punkt nicht mehr.

Während der ganzen Saison suchte Traustein die Gräfin de Pupille nie absichtlich auf und vermied es, allein mit ihr zusammenzutreffen; allein durch den Verkehr, den von nun an Warington mit der Gräfin Rayonnante pflegte, kam er und auch Lucretia mit Adelen in öftere Berührung. Die beiden Leidensgenossinnen faßten bald zu einander eine herzliche Zuneigung, indem Adele nicht nur von der äußeren schönen Erscheinung Lucretia's, sondern hauptsächlich durch die Wahrheit ihres Charakters, durch ihre liebenswürdige Seele sich angezogen fühlte. Die junge unglückliche Gräfin ward in dem Umgange mit der freundlichen, so aufopfernden Italienerin selbst wieder heiterer, wozu noch die Aussicht auf eine baldige Lösung aller unseligen Banden das ihrige beitragen mochte.

Der Mensch ist ja so leicht zufrieden, wenn nur ein Hoffnungsschimmer in sein düsteres Leben fällt; er verlangt nicht, daß die Sonne ihm unbewölkt scheine.

Als endlich Lord Warington von W. schied, erhielt er von der Gräfin und Adelen die feste Zusicherung eines baldigen Besuches in England und Traustein hatte nach langem Sträuben Adelen versprochen, eine Correspondenz mit ihr zu unterhalten. So schied man allerseits auf's Beste und bewahrte schöne Erinnerungen an das Beisammensein.

* * *

Um diese Zeit ging das Gerücht von einem sonderbaren und zugleich schrecklichen Duelle durch die Zeitungen. Im Bade B.-B. nämlich sollte wegen einer geringen Veranlassung der Graf de Pupille einen Amerikaner Jenkson gefordert haben und zwar auf's Loos. Es sollte nach dem Loose entschieden werden, wer von den beiden Gegnern sich selbst erschießen sollte. Der Graf de Pupille, der Jenkson einfach gefordert, hatte von diesem die erwähnte furchtbare Modifikation vorgestürzt bekommen und nahm, obwohl mit innerem Widerstreben, die Proposition an. Allein durch einen Zufall oder durch zu geringe Verschwiegenheit der Zeugen kam das Vorhaben der Contrahenten zur Kenntniß der Behörden, die sofort die Verhaftung des Grafen de Pupille verfügen ließen; Jenkson war bereits flüchtig.

Traustein war bereits mit Warington wieder in England, als er den Vorfall durch die Tagespresse erfuhr; doch auf ihn machte er keinen Eindruck, um so weniger, als Warington ernstlich erkrankt war und ihm die Sorge um den geliebten Freund für andere Begebenheiten sich zu interessiren keine Zeit ließ.

Als des Lords Krankheit stets bedenklicher wurde, ließ es sich eine nahe Verwandte Waringtons, die schon früher manche Woche, manchen Monat bei dem Lord zugebracht und diesem die liebste Persönlichkeit der ganzen Verwandtschaft war, Lady Juliet, nicht nehmen, am Krankenlager des verehrten Oheims zu weilen. Sie hatte schon bei ihren früheren Besuchen Bernd von Traustein schätzen gelernt und sie fühlte wohl, daß sie mit einem solchen Manne das ganze Leben zubringen könnte; allein ebenso mußte sie sich sagen, daß Traustein nicht das gleiche Gefühl hege. Der junge Gelehrte, den ganz andere Gedanken bewegten, hatte auch gar nicht wahrgenommen, daß Juliet ihn auszeichne, sich stets mit ihm unterhielt und ihn überall aufsuchte, wo sie ihn finden konnte. Lady Juliet hätte vielleicht zu anderer Zeit oder wenn Bernd nicht Adele im Herzen getragen, die Zuneigung des Doktors in hohem Grade erworben; denn sie war derselben würdig.

(Schluß folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

Die Zeit zog vorüber, aber ſie veränderte weder den harten Sinn des Vaters, noch die Beſtändigkeit der Tochter;

Bajanow seinerseits versuchte mit Verachtung aller Drohungen und jeder Gefahr die strengste Aufsicht zu täuschen und bis zum Gefängniß seiner Geliebten zu dringen — aber lange, lange war Alles vergebens. Nach und nach gelang es jedoch, einen der Wächter zu gewinnen, denn tropfenweise bricht der goldene Regen endlich auch den festesten Stein. Er durfte Elisa von Zeit zu Zeit sehen, und die Minuten, welche sie nach der langen Trennung zusammen verlebten, waren trotz dem Schwert, das über ihren Häuptern hing, die glücklichsten ihres Lebens. Die Treue steigt im Werth bei den schweren Prüfungen des Schicksals, und die Sekunden, die man dem Löwenrachen der Gefahr entreißt, sind um so beseligender, je kürzer sie sind: je näher dem Untergange, desto näher der Freude. Bald fühlte die Unglückliche, daß ihr Sein sich verdoppele. — Welches Herz aber zitterte nicht vor Wonne bei dem Gedanken: „Du wirst Mutter werden," bei der Nachricht, „Du bist Vater!" In solchen Augenblicken vergessen sich alle Schrecken, alle Unbilden.

Unsere Liebenden waren glücklich bei den schweren Schlägen des Schicksals und dieß erhielt ihren Muth, selbst ihre Hoffnungen aufrecht. Es galt jetzt nicht mehr ihr Glück allein, sondern das eines Dritten, theueren Unterpfandes. Sie beschlossen zu fliehen, und bestimmten die Ausführung ihres Unternehmens auf die Zeit, wo der Fürst eine entfernte Besitzung zu besuchen pflegte. Er reiste ab.

In das Gewand eines Kutschers gekleidet, erschien Bajanow des Nachts in Elisa's Thurm. Der Wache haltende Hüter war zur Theilnahme an der Flucht überredet; ein leichtes Fuhrwerk erwartete sie an dem Gartenzaun, und es blieb nur noch die Aufgabe, ungesehen aus den Mauern des Schlosses zu gelangen. Bajanow fand seine Braut auf den Knieen vor ihrem Heiligenbilde. Als sie das Gebet geendet, stürzte sie sich in die Arme des Geliebten, und in Thränen schwimmend konnte sie lange kein Wort sprechen. Der Alte, welcher Zeuge dieser Scene war, erzählte mir, daß all' ihr Muth gesunken sei, als sie die Schwelle habe überschreiten sollen, und um Gottes, Christus willen bat sie, Alles bis auf morgen zu verschieben; sie sagte, das Herz sei ihr wie mit einer eisernen Hand zusammengepreßt, sie ahne den vollen unvermeidlichen Untergang. Bajanow natürlich tröstete, ermuthigte sie und suchte ihr zu beweisen, daß Ahnungen nichts Anderes als Furcht seien, daß schwerlich eine gleich günstige Gelegenheit sich finden dürfte, und was wichtiger als Alles, daß der Priester ihrer in der Kirche harre. Sie gab nach. — Durch den Garten in den Wagen, und in vollem Jagen eilten sie von dannen. —

Dieß geschah im Anfang des Monats November. Lockerer Schnee deckte kaum die gefallenen Blätter des Eichenwaldes. — Ich vergaß Dir zu sagen, daß alles Dieß in dem K....'schen Gouvernement, auf einem der Meierhöfe des Fürsten, Schuran genannt, sich zutrug. — Es liegt derselbe an der Kama, und an der großen Orenburger Straße. Der Ort ist unendlich malerisch; das Herrenhaus erhebt sich auf einem Hügel, ein dunkler altväterischer Garten zieht sich am Ufer hin, rechts — aber Dieß gehört ja nicht zur Sache. Finstere Nacht lag auf Schuran, als unsere Flüchtlinge es verließen. Der wenig befahrene Weg zu der fernen einsamen Kirche führt durch einen großen Wald, und an einzelnen Stellen läuft er dicht auf dem steilen Ufer der Kama hin. Der Fluß ging damals mit Eis, und wie traurig stießen die Schollen an einander. Der Wagen fuhr rasch, aber kaum hörbar vorwärts, weil man aus Vorsicht die Räder mit Binden umwickelt hatte. Elisa lag, kaum athmend, fast ohne zu denken, an Bajanow's Brust, für den sie Alles auf der Welt geopfert hatte. Diese Stunde war für sie, was die Stunde vor dem Gericht für den Verbrecher ist — er ist noch nicht todt, aber auch schon nicht mehr lebendig. Kann er das Leben genießen, wenn der Tod seine Krallen nach ihm ausgestreckt hat? ist der Aufschub, den man ihm gewährt, nicht schlimmer als die Folter? ist diese unmenschliche Milde nicht grausamer als die Strafe selbst? Noch unerträglicher aber ist es, wenn ein unerwartetes Glück uns lacht, — und dann plötzlich wieder entschwindet. Jedes unvorhergesehene Unglück trifft uns wie die Kugel, aber geht ihm lange eine deutliche Ahnung voraus, so zerreißt es uns wie ein heftiges Gift. In dieser Lage waren unsere beiden Liebenden. Sie schwiegen, weil keines von ihnen ein Wort des Trostes finden konnte. Ringsum war Todesstille, und nur von Zeit zu Zeit krächzte im Dickicht ein erschreckter Uhu mit den schweren Flügeln schlagend, oder knarrte ein losgebrochener Ast. Sie gelangten glücklich bis zu der Dorfkirche, welche ungefähr 15 Werst von Schuran entfernt ist. In ihr schimmerte einladend Kerzenlicht — die Thüren öffnen sich, und die Brautleute treten in das düstere Schiff der Kirche. Das Chor, getragen von gewundenen, einst vergoldeten Säulen, erhob sich bis zur Decke, und die ehrwürdigen Bilder der Heiligen, spärlich beleuchtet von der Lampe vor den Kaiserthüren, runzelten, schien es, die Stirn und schüttelten zürnend die Häupter; die Fahnen bewegten sich von dem Zugwind, der durch die Fensterrahmen wehend, bald laut, bald leise seinen traurigen Gesang ertönen ließ. Der greise Priester empfing den Bräutigam und die Braut an der Pforte mit seinem Segen, und der Kirchendiener stimmte den Gesang mit heiserer Stimme an, nachdem er vorher noch einige Lichter auf dem hohen Leuchter mit hölzernem Fußgestell angezündet hatte. Der Dienst begann. Schön, wenn gleich blaß wie der Schnee auf den Grabhügeln, stand Elisa vor dem Pult. — Die Brautkerze zitterte in ihrer Hand und als Bajanow sie mit seelenvollem Blick ermuthigt, antwortete sie: „Es ist die Kälte." — Die Kälte war aber in ihrem Herzen. Scheu warf sie die Blicke umher, und entsetzt, als ob sie nach ihr faßten, fuhr sie vor den Schatten zurück, welche die flackernde Flamme der Kerzen in der Kirche umherwarf. Trotz aller bösen Ahnungen endete die Handlung glücklich. Die Ringe befestigten das heilige Band der Herzen, das die Liebe schon längst geschlungen hatte, und der Kuß besiegelte ihren Bund. Wie die Gatten vor dem Altar des Gottes der Gnade mit Freudenthränen sich umschlangen, da vergaßen sie die Gegenwart und die Zukunft — kein Gefühl des Kummers störte diesen seligen Augenblick.

Er war der letzte ihres Glückes.

Hufschlag und drohendes Geschrei erschallt von allen Seiten. Der Priester betete auf den Knieen um Rettung. — Bajanow beeilete sich zum äußersten Widerstand — Alles war vergebens; in Trümmern stürzten die Thüren zusammen, und ein Haufen fürstlicher Diener drang dem wüthenden Herrn nach in die Kirche: Zum Unglücke hatte dieser nur ganz in der Nähe gejagt, und zeitig genug von der Flucht der Tochter benachrichtigt, war er sofort zu ihrer Verfolgung aufgebrochen. Das Recht wich der Gewalt — man riß die Gatten von einander, und gebunden führte man sie in den Wagen nach dem verhängnißvollen Schuran zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die **Kunst, zu annonciren**, hat immer noch nicht ihren Gipfelpunkt erreicht; von Tag zu Tag vervollkommnet sie sich, am meisten natürlich im Amerika, dem Lande, wo nichts zu den Unmöglichkeiten zu gehören scheint. Die neueste Erfindung kommt zu Omaha, einer neuen Stadt in dem Far-West, vor. Ein Annoncen-Agent hat ein Gebetbuch drucken lassen, das er an den Kirchenthüren vertheilt, und zwar gratis an Jedermann, der eintritt. Dieß sonderbare Gebetbuch ist so eingerichtet, daß rechts der Text der Gebete steht und auf der linken Seite lauter Annoncen. — Aber ein Concurrent ist noch weiter gegangen; er hat die vordere Seite einer Kanzel gemiethet, um dort ein Plakat zur Anpreisung eines Brustfängers nach einem neuen System anzukleben. — In Chicago hat der Municipalrath das Anerbieten einer Spekulation genehmigt, gegen Zahlung einer starken Summe, seine Anzeigen auf den Rücken der Policemen befestigen zu dürfen.

•

Von dem Pariser Maler **Corot** erzählt die „Liberté" folgenden charakteristischen Zug: „Sein Leben ist von einer antiken Einfachheit. Eines Tages lud ihn Herr v. X. ein, an der Tafel des Kaisers zu speisen, und glaubte ohne Zweifel, ihm dadurch eine ungeheuere Freude zu beweisen. „Herr v. X.," fragte mit einem feinen Lächeln der Maler, „kann ich nach dem Essen meine Pfeife rauchen?" — „Das wird wohl nicht angehen," meinte der Kammerherr. — „Dann kann ich die Einladung nicht acceptiren, und ich werde mich schon mit meinem gewöhnlichen Mahle begnügen müssen, bei dem eben die Pfeife mein bestes Dessert bildet."

•

Der „Gaulois" erzählt eine **Scene** vor den französischen **Assisen**: Ein Individuum, des Mordes unter mildernden Umständen überwiesen, wird zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Der Angeklagte: „Auf lebenslänglich? Da möchte ich schon gebeten haben, mich, bevor ich anfange, früher ein wenig ausruhen zu lassen."

•

[**Der Streit um ein Frühstück.**] Im September vor. Js. war der König von Preußen in Kiel. Die beiden Amtsvorsteher des Amtes Kiel beeilten sich, dem Adlerkönig auf „Bellevue" ein reiches Frühstück zu geben, welches beiläufig 490 Thaler kostete. Den Betrag nahmen die beiden Vorsteher aus der für die Bedürfnisse des Amtes bestimmten Kasse, verlangten aber später von der Bevölkerung den Ersatz. Nun weigern sich aber die holstein'schen Bauern in sehr illoyaler und respektswidriger Weise, das Frühstück für ihren König zu zahlen. Die Weigerung der Betreffenden stützt sich darauf, daß dergleichen Loyalitätsdemonstrationen keine Angelegenheit des Amtes seien, mithin auch nicht aus der zu ganz anderen Zwecken bestehenden Amtskasse bezahlt werden dürften; ferner darauf, daß die Amtseingesessenen nicht um ihre Zustimmung zu der im Namen des Amtes vor sich gegangenen Demonstration befragt worden sind. Auf die Beschwerde der mit den Frühstückskosten Belasteten und wegen derselben bereits Gepfändeten bei der Regierung in Schleswig ist diese ganz auf die Seite der beiden Amtsvorsteher getreten, deren Verfahren sie vollständig in der Ordnung findet. Die Beschwerde wird nun bei dem preußischen Ministerium eingereicht werden.

•

Die **Kaiserin Eugenie** gab kürzlich eine kleine Fête champêtre und trug dabei einen Frühlingsanzug für — fünfzigtausend Francs. Die Kleider der drei Grazien der Tuilerien, der Marquise von **Gallisef**, Prinzessin von **Metternich** und Gräfin **Pourtales**, schätzte man auf 100—120,000 Francs.

•

[**Unheimlich.**] In Folge der vielen Todesfälle, welche durch die anhaltende fürchterliche Hitze in Indien unter Eisenbahn-Reisenden vorkommen, hat die Direktion der ostindischen Eisenbahn beschlossen, auf jeder Station der Bahnstrecke eine Anzahl Särge bereit zu halten.

•

[**Ein bestrafter Velocipedist.**] Am Donnerstag wurde in Wien in einer wegen Vergehen gegen die körperliche Sicherheit durchgeführten Verhandlung Graf Stachwitz bezirksgerichtlich zu 100 fl. Geldstrafe verurtheilt, weil er mit seinem Velociped auf dem Wege vom Nordbahnhof gegen Zwischenbrücken ein 70 Jahre altes Weib niedergeführt und hilflos liegen gelassen hatte. Auch ward in das Urtheil ein Schmerzensgeld von 50 fl. einbezogen. Der Herr Graf erlegte den Strafbetrag und entfernte sich sofort auf seinem Velociped, mit welchem er zur Verhandlung zum Gerichtshof gefahren war.

•

Das **größte Gebäude der Welt** ist gegenwärtig ein Schnee-Schupfen an der Pacific-Eisenbahn in der Sierra Nevada. Das 16 Fuß hohe Gebäude hat eine Länge von mehr als fünf deutschen Meilen. Zur Herstellung desselben waren mehr als vierzig Millionen Kubikfuß Bauholz erforderlich.

•

In **Debreczin** herrscht die Gewohnheit, daß allabendlich große **Rinder-** und **Büffelheerden** durch die belebtesten Straßen der Stadt nach ihren Ställen getrieben werden. Jüngst erblickten nun diese heimkehrenden Wiederkäuer zwei Uhlanen, deren rothe Hosen sofort ihr Wuth erregten. Nun begann zum ungeheueren Entsetzen der Straßenpassanten ein Treibjagen zwischen den Büffeln und den glücklicherweise berittenen, langbewehrten Kriegern. Die Thiere rannten den Soldaten durch mehrere Straßen und Gassen nach, überall alles niedertretend und niederstoßend, was ihnen im Wege stand, bis es endlich den Uhlanen gelang, sich in einer Nebengasse den Blicken der Büffel zu entziehen. Solche niedliche Genrebilder sollen in Debreczin nicht selten sein!

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 57. Sonntag, den 1. August 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

VI.

Frühes Sterben.

Solang' ihr Mund kein Wörtchen spricht
Und nur fern ihr Angesicht
Dem deinen eine Sonne ist,
Nach der du Freud' und Leid bemißt,
O Jüngling,
Das ist die Zeit der Liebe!

Sobald ihr Mund an deinem prangt
Und du zum ersten Kuß gelangt,
Sie dir zuerst die Hand gedrückt,
Daß du in Thränen froh beglückt,
O Jüngling,
Das ist die Zeit der Qualen!

Du möchtest ewig nah' ihr sein,
Ihr schau'n in's Aug' so ganz allein;
Die Stunde, ohne sie verlebt,
Ist dir in Sehnsucht weggeschwebt,
O Jüngling,
Das ist die Zeit der Thränen! — —

Und hat sie dich verlassen nun,
Da läßt's dich nimmer, nimmer ruh'n;
Die Seele, die so freudig war,
Wird der Verzweiflung Hochaltar,
O Jüngling,
Und du der einz'ge Priester!

Dann steigt ein Gott zu dir herab
Und benet sanft dich in das Grab,
Dein Herz schlug aus, es war zu müd,
Nachdem sein Hoffen all' verblüht,
Und Jüngling,
Das ist die Zeit der Ruhe! —

Real und ideal.

Original-Novelle von Bernard Muschi.

Zwölftes Kapitel.

(Schluß.)

Nicht besonders gesegnet mit irdischen Gütern, eine Waise, dabei ausgestattet mit reichen Kenntnissen und großer Herzensgüte und auch äußerlich eine angenehme Erscheinung, wäre sie wohl geeignet gewesen, einen freien jungen Mann zu begeistern; allein wenn das Herz voll ist von Erinnerungen an ein Ideal der Vergangenheit, wenn die Seele des Mannes nur diesem einen Wesen in allen Gedanken und Gefühlen sich hingibt, obwohl oder weil es ihm verloren ist, dann vermag die schönste, edelste Weiblichkeit ihn nicht zu verleidenschaftlichen.

Lady Juliet ließ den kalten, abstoßenden Mann ihre aufkeimende Liebe nicht merken; es hätte ihr stolzes, aristokratisches Herz zu sehr verwundet, wenn sie eine Zurückweisung erfahren hätte. Sie schloß ihre Liebe tief in ihr Inneres ein und hoffte von der Zeit, daß sie aus der Knospe eine Rose werden lasse.

Traustein hatte von Adele, die wieder auf Schloß Rayonnante wohnte, schon mehrere Briefe erhalten; aber jetzt, als der fünfte ihm ihre erfolgte Scheidung von Alexander ankündigte, raffte er sich aus seiner Saumseligkeit auf, um Adelen kurz zu antworten:

„Meine liebe Adele! Erfreut darüber, daß Du endlich von den lästigen Fesseln einer unglücklichen Ehe befreit bist, grüßt Dich Dein Bernd."

Diese kurze, knappe Antwort eines Mannes, der für Adele doch eine ernstliche, tiefe Liebe fühlte, hätte befremden müssen, wenn sie nicht entschuldbar gewesen wäre durch die dem Tode sich rasch nähernde Krankheit des Lords Warington, für den Bernd mehr als die Liebe eines Sohnes zum Vater hegte.

Es war an einem regnerischen Oktobertage, als Lucretia, die an diesem Tage die Pflege Waringtons hatte, das Gesicht des edlen Mannes bleicher und bleicher werden sah; ein Zittern ging durch seinen ganzen Körper und seine Augen ruhten flehend auf Lucretia; er öffnete den Mund, als wolle er sprechen, aber kein Wort entrang sich den offenen Lippen, die ihre röthliche Farbe verloren hatten. Lucretia, heftig erschrecken, läutete und sogleich eilte Lady Juliet aus dem Nebenzimmer herein an das Bett des Oheims.

Als der Kranke Juliet sah, ergriff er mit großer Anstrengung ihre Hand; sie neigte unwillkürlich ihr Ohr herab an seine Lippen, während Lucretia hinausging, um Bernd zu rufen; er war ausgegangen.

Juliet vernahm die von Röcheln unterbrochenen Worte: „Bernd — — nicht hier — — — kein Trost; — du — — ihm danken!" — — —

Sie hielt noch immer die kalte Hand des Oheims und ihre Thränen flossen auf das Antlitz eines Todten.

Als Traustein, endlich gefunden, schnell nach Hause kam, konnte er dem Freunde kein Lebewohl mehr sagen. — — — —

Lord Warington ward mit großem Pompe begraben und ruhte nun neben seiner Gattin, neben Emmy und seinem Sohne; wenige Tage später ward das Testament eröffnet. Im Anfange war Alles verzeichnet, was er besessen, sodann fuhr der Text fort:

„Davon vermache ich der Lucretia Taroni meine Villa in Rom nebst Einkünften, wenn sie innerhalb zweier Jahre von heute an heirathet; inzwischen soll sie ihr widerrufliches Eigenthum sein. Im Falle der Nichtverheirathung fällt dies Vermächtniß dem Universalerben anheim.

Zu meiner Universalerbin ernenne ich auf Bernd von Traustein's Wunsch mit eigenem Willen meine liebe Juliet, Lady Fax.

Bernd von Traustein-Prospère erhält meine ganze Bibliothek und mein Landgut zu W. in Süddeutschland; außerdem soll er berechtigt sein, Gegenstände nach Belieben sich aus meiner Hinterlassenschaft auszuwählen bis zum Werthe von 10,000 Pounds Sterling (Sovereigns) oder sich diese Summe ganz oder theilweise baar auszahlen zu lassen."

Dies war der Hauptinhalt; es wurden noch einige Diener und Bekannte Warington's darin mit Dotationen bedacht.

„Ah, jetzt verstehe ich des theueren Oheims letzte Worte," sagte Juliet mit thränenden Augen zu Traustein.

„Es war nur meine Pflicht, Lady, zu Ihren Gunsten das Testament abändern zu lassen; Sie sind eine nahe Verwandtin des Verblichenen!" antwortete Bernd kurz und bestimmt.

Der Tod des Freundes, an den er sich so sehr gewöhnt, dessen Entfernung er sich nie hatte vorstellen können, dieser Tod in seiner Abwesenheit machte den jungen Mann sehr traurig; darum suchte er sich sobald als möglich von dem Orte loszureißen, der ihn so schmerzlich an den Unvergeßlichen mahnte. Er beschloß daher mit Lucretia abzureisen, dieselbe bis W. zu begleiten und sich in der Universitätsstadt den Studien zu ergeben. Aber es verging noch immerhin eine ziemliche Zeit mit dem Einpacken der sehr großen und reichhaltigen Bibliothek und mit dem Aussuchen werther Gegenstände, — so daß Juliet noch das Glück einer monatelangen Anwesenheit des von ihr heimlich geliebten Mannes genoß. Und doch mußte sie ihn so bald scheiden sehen, ihn hinweggehen lassen, ohne ihm sagen zu dürfen, wie unglücklich sie trotz der geerbten Million einen Waldes zurückbleibe; aber sie wagte nichts zu sagen und er schien nicht zu merken, wie sehr sie ihm wohlwolle. Früher war wohl auch ihre Mittellosigkeit ein Hemmniß der Kundgabe ihrer Gefühle gewesen, jetzt, da dieses weggefallen, da sie mit einemmal eines der reichsten Mädchen geworden, jetzt fühlte sie noch weniger Muth, sich Bernd zu offenbaren.

Kannte sie doch diesen sonderbaren, uneigennützigen Mann, der eine Million ausgeschlagen, weil er glaubte, daß ein armes Mädchen mehr Recht darauf habe; dieser Mann ließ sich wohl von Goldesglanz nicht blenden. Von Lady Juliet galt in Wahrheit Lenau's Wort:

„Die Welle, die der Sturm bewegt,
Die schäumend an die Klippe schlägt,
Der Wind, der heulend Wälder schüttert,
Der Blitz, der durch den Himmel zittert —
Mehr Heimath haben sie und Ruh',
Mein einsam' Herz, als du!"*)

*) Im Faust. S. 221.

Der Tag des Abschiedes kam; Lady Juliet hatte manche Nacht schlaflos hingebracht und mit banger Besorgniß dem entsetzlichen Tage des Scheidens auf Nimmerwiedersehen entgegengesehen; er war nun da. Schon hielt unten der Wagen, der die Reisenden dem Bahnhofe zuführen sollte, eben reichte Bernd freundlich und bewegt der Lady die Hand, als diese sich nicht mehr beherrschen konnte und in einen Strom von Thränen ausbrach. Sie lehnte ihr Haupt an Bernd's Schulter und rief:

„So werde ich Sie also nicht mehr sehen!"

„Ist Ihnen das so schmerzlich" . . . .

„Schmerzlich?" rief Juliet schluchzend, „o mehr als das!"

Doch plötzlich faßte sie sich, blickte Bernd lange an und sagte dann:

„Ja, es soll so sein; leben Sie wohl, Herr von Traustein. Bald werden Sie weit von mir sein, denken Sie manchmal an mich. Jetzt kann ich es Ihnen sagen, — ich habe Sie geliebt!" rief sie zuletzt leidenschaftlich aus, drückte Bernd's Hand, auf die sie einen Kuß preßte, und verließ rasch das Zimmer, die Seitenthüre verschließend.

Traustein stand verwundert da, bis ihm Lucretia zurief:

„Kommen Sie, Herr Baron, wir verspäten uns!"

Bernd war durch den Auftritt wehmüthig berührt worden und konnte dieser Melancholie gar nicht ledig werden, erst als er sein liebes Heimathland wieder betrat, mußte die düstere Stimmung einer froheren, freieren weichen.

Auf Schloß Rayonnante hielt Traustein zuerst im Volerlande Einkehr. Adele kam ihm freudig entgegen und warf ihm gleich die kurzen Briefe vor, die er ihr geschrieben; doch war der Vorwurf nicht schlimm gemeint. Mit inniger Theilnahme ward der Trauerfall aufgenommen, den Lucretia mit rührender Einfachheit zu erzählen wußte.

Die Gräfin-Mutter war so ziemlich wieder hergestellt und bereute täglich mehr, daß sie ihrer Tochter vier schmerzliche, nie mehr zu ersetzende Trauerjahre bereitet, und sie begann einzusehen, daß es nicht das Reale, das Irdische, das augenblicklich Werthvolle sei, das den Menschen glücklich mache, sondern jene innige Wechselwirkung zwischen real und ideal, die goldene Mittelstraße, die beides verbinde, keinem ausschließlich diene.

Bei diesem kurzen Aufenthalte lernte Bernd seine Adele so zu sagen von Neuem kennen; er mußte sich wieder hineindenken in die früheren Zeiten der ersten flammenden, überschwänglichen, seligen Liebe; aber er konnte es nicht mehr so ganz. Seine Liebe war ernster und männlicher geworden. Er schied von Rayonnante, ohne Adele auch nur die geringste Andeutung von seinen Absichten für die Zukunft zu geben, so oft sie ihn auch darum gefragt; er begleitete Lucretia mit ihrem Töchterchen bis an die italienische Grenze und rief ihr beim Abschied noch scherzend zu, sie möge sich in den zwei Jahren um einen hübschen Mann umsehen; Lucretia drohte mit dem Finger — und fort brauste der Zug. Jetzt aber eilte er auf den Flügeln der Sehnsucht dem Vaterhause zu. Er hatte den Tag seiner Ankunft nicht bestimmt und trat unerwartet in den Familienkreis, eben, als die Geschwister fröhlich um den Weihnachtsbaum sprangen. Der alte Traustein-Prospère, Alle kamen sie auf den Sohn, den Bruder zu und Jedes suchte zuerst seine Hand zu fassen, einen Kuß zu erhaschen. Als endlich genug geküßt war, — führte der Vater den Sohn an den Geschenketisch und sprach:

„Jedes Jahr haben wir auch für Dich Etwas hieher gelegt, um es Dir dann später zu schicken; heute kommst du

seit vielen Jahren wieder einmal selbst zu dem Feste und kannst Dein Geschenk eigenhändig empfangen!"

Bernd besah die von seiner ältesten Schwester gefertigte Stickerei mit Wohlwollen und rief die Schwester dann zu sich bei Seite. Diese seine Schwester, Wilhelmine, hatte schon seit einer Reihe von Jahren ein vom Vater gebilligtes Verhältniß mit einem netten jungen Manne unterhalten. Derselbe war nun seit zwei Jahren Assessor; allein der Baron Traustein glaubte noch immer nicht, daß die jungen Leute mit dem Gehalte und dem Wenigen, was er mitzugeben vermochte, leben könnten.

„Wie steht es, Wilhelmine, mit dem Herrn Assessor von Recke?"

„Ach, Bernd, erinnere mich nicht; der Vater will noch nichts von Verlobung wissen."

„Kommt er heute Abend?"

„Gewiß; es wundert mich, daß er noch nicht erschienen!"

„Gut, dann verlobt ihr euch heute Abend, es ist ein schöner, heiliger Tag. — Und hier, Wilhelmine, nimm das; ich brauche nicht so viel; es sind 30,000 Gulden; die werden euch reichen. Dies mein Weihnachtsgeschenk!"

Wilhelmine küßte dem Bruder laut weinend vor Freude die Hand und sprang zum Vater hin. Später, als der Assessor kam, war Bernd mit seinem Vater im Nebenzimmer, wo er mit demselben verhandelte wegen der Zukunft. Bernd wollte, der Vater solle sich in seinen alten Tagen Ruhe gönnen, den Staatsdienst quittiren und mit der ganzen Familie nach W. zu ihm ziehen. Endlich willigte Traustein ein und sagte:

„Du bist ein guter Sohn, Du wirst noch viel Glück haben auf Erden!"

„Meinst Du, Vater?" fragte Bernd wehmüthig.

„Horch, man ruft uns; komm', Bernd, — wir wollen Wilhelminens Verlobung feiern."

* * *

Ein Jahr war dahingegangen; wieder war es Weihnachten. Diesmal weilte Bernd von Traustein in M., um Studien in der Staatsbibliothek zu machen. Beim Kaffee sitzend in einer Restauration ergriff Bernd ein Zeitungsblatt, um sich zu unterhalten, da seine gewöhnlichen Gesellschafter noch nicht gekommen waren. Auf einmal begann das Blatt in seiner Hand zu zittern, als er las:

„Ein trauriger Vorfall passirte vorgestern in H. — Dort hielt sich der reiche, aber leichtsinnige Graf de Pupille auf; er ward meuchlings erschossen. Wie man sagt, soll der junge Mann vor Jahren ein Duell mit einem Yankee kontrahirt haben, wobei auf ihn das Loos, sich selbst zu erschießen, gefallen sei; allein er ward in Folge dessen gefänglich eingezogen und erst auf Verwendung hoher Persönlichkeiten freigegeben. Es soll nun einer der Zeugen der Vereinbarung gemäß den Grafen erschossen haben, als derselbe spät Abends vom Spieltische nach seinem Hotel zurückkehrte. Der Thäter ist bereits verhaftet."

* * *

Sämmtliche Güter des verstorbenen Grafen de Pupille fielen an einen Verwandten in Paris, der jedoch alle Verhältnisse bestehen ließ, wie sie waren. — Nach etwa zwei Monaten führte Bernd von Traustein Adele von Rayonnante als die seine nach Hause und bezog mit seiner jungen Frau den oberen Stock seiner geräumigen Villa in W. — — — —

Dem Kammerdiener Philipp ward auf Louis' Verwenden ein Dienst im Schlosse Rayonnante angewiesen; dieser stand jetzt schon an der Grenze des Jünglingsalters.

Im Sommer desselben Jahres machte Bernd mit Adele erst seine Hochzeitsreise, wozu noch beide Eltern und Louis mitgenommen wurden. Dem alten Traustein that das milde Klima außerordentlich wohl. Auch nach Rom kamen die Reisenden und besuchten Lucretia, die bereits verlobt war und zwar mit dem Maler, dem sie in früherer Zeit Modell gestanden; auch hatte sie ihren alten, kränklichen Vater zu sich genommen und ihr Töchterchen erfreute sich der besten Gesundheit. Lucretia lud die Freunde ein, bei ihr zu Mittag zu speisen, was man auch annahm. Während der Mahlzeit läutete es.

„Ah," sagte Lucretia, „jetzt kommt wieder der arme alte Mann, der jeden Mittwoch um die Zeit die Villa aufsucht."

„Dann will ich ihm das Almosen geben; ich gebe zu Hause auch immer!" sagte Louis.

Er sprang hinaus und gab dem alten Manne das Geld; plötzlich erschrack er aber heftig und eilte unter dem Rufe: „Der garstige Mann!" in's Zimmer, wo er sich zitternd auf einen Stuhl setzte. Bald bekam man Aufklärung und es enthüllte sich, daß der Bettler — Alvara gewesen, der dem Knaben Louis noch in schrecklichem Gedächtnisse war. Der Bettler kam nicht mehr in die Villa. — —

Der Aufenthalt in Rom mußte verkürzt werden, weil Bernd von Traustein-Prasdere einen Ruf an die Universität W. erhielt, den er diesmal annahm. — — —!

* * *

Als Bernd schon glücklicher Familienvater war und der alte Traustein Enkelchen auf den Knieen wiegte, nicht nur von seinem Sohne, sondern auch von Wilhelmine, kam von England ein mit fünf schwarzen Siegeln versehener Brief. Hastig öffnete Bernd, während Adele neugierig ihr Köpfchen auf seine Schulter legte. — Zuerst las er eine Todesanzeige der Lady Juliet Fox. Sodann ein gerichtliches Dokument, worin ihm mitgetheilt wurde, daß ihm das Vermögen der Verstorbenen als einzigem Erben zugefallen sei. — Bewegt im Andenken an Juliet entfernte er eine Thräne aus seinem Auge und Adele kannte die Bedeutung dieser Thräne; denn Bernd hatte vor ihr kein Geheimniß.

Die Wirklichkeit macht den Menschen auf Erden oft sehr unglücklich; nur wer zum Idealen sich erschwingt, kann einen Theil des Unglücks von sich abwälzen.

Der Kürassier.

(Erzählung, aus dem Russischen.)

(Fortsetzung.)

Ueber diesem Haus lag von nun an das geheimnißvolle Dunkel des Verbrechens. Niemand wußte, was mit den jungen Leuten geschehen war, Niemand vermochte zu errathen, wohin man sie gebracht. Zwei Jäger, welche Bajanow bewacht hatten, versicherten, daß er sich auf dem halben Wege losgerissen und in den Wald gesprungen sei; sie wurden hart dafür bestraft. Der Priester wurde durch Drahungen und durch

Versprechen zum Schweigen gebracht. Die Trauung war so nicht ganz nach allen Regeln vor sich gegangen — da die Zeugen gefehlt hatten, und so hieß schon die Furcht vor der Verantwortung ihm das Geheimniß bewahren; sorgfältig wurde überall das Gerücht verbreitet, daß der Vater noch ganz im Anfang die Ceremonie unterbrochen. Man mochte Dieß glauben oder nicht, so wagte doch Niemand, den ergrimmten Fürsten hierüber zu fragen. Elisa und Bajanow waren verschollen — und wenn auch die Nachbarn unter einander flüsterten, so scheuchte der giftige Blick des gefürchteten Mannes die Neugierde und das Mitgefühl zurück.

Ein Jahr war gerade verflossen, als das Gesinde eines Tages mit großer Verwunderung das ganze hohe Gericht aus Kasan durch das Thor einfahren sah. Die Diener zitterten wie die Blätter der Espe, aus Furcht, bei den Verbrechen des Herrn Zeugniß ablegen zu müssen, und im Nu lief die Nachricht, daß derselbe in Untersuchung gekommen, durch das ganze Dorf. Die Räthe verlangten sofort die Tochter des Fürsten zu sehen, und der Vater erklärte, daß er dieselbe, da sie wahnsinnig sei, eingeschlossen halte. Er führte sie nach dem Thurme, den Elisa schon früher bewohnt: die Thüre fiel in's Schloß, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Haus . . . . Alle harrten in banger gespannter Erwartung, wie das enden würde. Einige verschenkten flüsternd, daß man die Fürstin gefangen fortführen werde, und daß deßhalb ein verschlossener Wagen angekommen sei; Alle bewegte der Wunsch, des verhaßten Herrn ledig zu werden. Endlich öffneten sich die Thüren wieder, und da sahen einige der Diener, deren Blicke durchdrangen in die Kerker zu dringen vermocht hatten, die Herrin bald in Stroh vergraben, in bloßem Hemd. Sie hatte kein menschliches Ansehen mehr, so furchtbar hatten Krankheit und Verzweiflung sie entstellt. Die Augen waren eingefunken, die Haare hingen wirr um den Kopf — sie lag ohnmächtig mit gefalteten Händen.

„Jetzt sind wir überzeugt, daß sie vollkommen wahnsinnig ist," sagte der Vorsitzende des Tribunals.

„Es unterliegt keinem Zweifel," fügte der Distrikts-Arzt hinzu, — „sie ist wahnsinnig — unheilbar wahnsinnig."

„Hollet sie strenger," fiel das ganze Gericht ein. „Ihr seid ihr natürlicher Vormund, und so werden wir Euch in aller Form die Macht hiezu ausstellen." Ein glänzendes Frühstück befestigte das Urtheil dieser unbestechlichen Richter, und die Justiz kehrte heiter zur Stadt zurück. Die ganze Dienerschaft vernahm mit Entsetzen den Ausspruch; deßhalb so waren sie gekommen, so mußte das drohende Ungewitter sich wenden! Als den Herrin nach ein Wagen mit Geschenken aus dem Thore fuhr, da sagten die Diener leise: „Bald werden sie auch auf diesem Wege unsere gute junge Herrin nach dem Kirchhof führen!" Die Prophezeiung erfüllte sich rasch — nach einem halben Jahre hatte Elisa geruht. Man zuckte die Achseln — der benachbarte Adel sprach viel über den Vorfall, und Alle stimmten darin überein, daß der Fürst seine Tochter vorsätzlich in den Ruf des Wahnsinns gebracht, um ihres Vermögens sich bemächtigen zu können, daß er durch seine unmenschliche Behandlung ihr zuletzt in der That den Verstand geraubt und ihr ein frühes Grab bereitet habe. Das Schicksal Bajanow's war ebenfalls den forschenden Blicken nicht verborgen geblieben. Es ging die Rede, daß er auf seiner Flucht ergriffen, nach Schuran zurückgebracht und dort in eine der unterirdischen Kammern geworfen worden sei, wo der rachesüchtige Fürst ihn den Hungertod habe sterben lassen. Man führte als Beweis die Erzählungen einiger Diener an . . . . diese schwuren, daß sie es in jenem Gemach klagen und stöhnen gehört, und die Stimme des Lehrers erkannt hätten; die Töne, behaupteten sie, wären dann schwächer und schwächer geworden, bis sie endlich in so furchtbarem Jammern geendet, daß ihnen bei der bloßen Erzählung schon die Haare sich sträubten. Es habe ihnen geschienen, erzählten sie noch, daß in der folgenden Nacht Licht in der Kammer geschimmert, wo Bajanow gesessen, und daß sie Geräusch von Hacken und Schaufeln gehört, als arbeite man in der Erde. Bei alle dem war der Schrecken, mit dem der Fürst die ganze Gegend erfüllt hatte, so tief eingewurzelt, seine Wache über das Gericht und seine Verbindungen in der Hauptstadt waren als so aufgedeckt bekannt, daß kein Mensch es wagte, mit einer Anklage hervorzutreten. Die ganze Sache fiel von selbst.

Bald nach dem Tode der Tochter bemerkte man aber an dem Fürsten eine auffällige Veränderung. Sein böses freches Gesicht bleichte, sein Gang wurde schwankend und unsicher, seine Augen waren fortwährend düster und umwölkt. Oft blieb er am hellen Tage im Gehen wie angewurzelt und schreckte dann schaudernd zurück; oft sprang er vom Essel auf und stieß unverständliche Worte aus. Doch dieß war noch das Wenigste: nach der Behauptung der Dienerschaft gingen Geister im Hause um. Einmal sprangen in der Stunde der Mitternacht von selbst die Thüren des Thurmes klirrend auf, in dem die junge Gräfin gestorben war, und nun erschallten deutlich abgemessene Schritte in den Gängen, aber Niemand war zu sehen. In derselben Minute tönte aus der unterirdischen Kammer ein Schrei heraus — aber so anhaltend, so furchtbar, so gellend, daß er in allen Winkeln des Schlosses wiederklang. Vergebens bargen Alle die Köpfe in die Kissen, vergebens wickelten sie sich in die Decken: er blieb in den Ohren wie festgebannt. Jede Nacht hörte man im Schlafzimmer des Fürsten gehen, höllisches Lachen, und dann Zähneknirschen, Verwünschungen und Stöhnen wie Todesröcheln. Niemand wagte hierüber eine Bemerkung laut werden lassen, noch viel weniger den Fürsten zu fragen. Er beobachtete das tiefste Schweigen . . . Einmal aber stürzte er plötzlich in der Nacht aus seinem Zimmer, heulend, bloß und an allen Gliedern zitternd — er glich selbst einem Gespenstern. „Spannt die Pferde an — schafft alle Wagen herbei," schrie er. „Zur Stunde, im selben Augenblick stehe Alt und Jung aus diesem verfluchten Hause; fort von hier, und für immer. . . . Hört Ihr, ich befehle Euch Alles zu packen." So verwundert die Diener auch über diesen plötzlichen Befehl sein mochten, so war doch mit dem Fürsten nicht gut scherzen, und in einer Stunde war im ganzen Hause weder Mensch noch Katze mehr zu finden. Jeder packte, was ihm in die Hände fiel, und in der größten Hast zog Alles in der Winternacht nach einem anderen, ungefähr 30 Werst entfernten Schloß. Seit dieser Zeit steht Schuran verlassen, und der Aberglaube schützt es besser als alle Wachen und Hunde. Nach Sonnenuntergang wagt kein Bauer, und nicht nur in dunkler Nacht, an dem Hause vorüber zu gehen. — Kaum waren 6 Monate verflossen, so fand man den Fürsten todt im Bett. Der gemeine Mann versicherte, daß die Unreinen, denen er die Seele verkauft, ihn aufgefressen, und daß man an seinem Halse deutlich die Spuren von Zähnen bemerkt habe; die Verständigen sagten, Gottes gerechtes Gericht habe ihn getroffen, und sein Begräbniß war ein Festtag, nicht allein für die bezahlten Leidtragenden.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich, r Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 58. Mittwoch, den 4. August 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

VII.

Lebensweisheit.

Vorüber, vorüber, ihr Tage,
Vorüber, du düstere Klage,
Vergangene Zeiten, vergangen,
Du muthige Jugend, nicht bangen!
Sollst kühn in das Sein dich versenken
Und nicht an Vergangenes denken,
Sollst lieben und leben und lieben;
Doch immer derselbe geblieben!
Mußt höher als Mädchen dich heben,
Die Untreu' nimmer vergeben:
Vergibt Ja vergiß das Geliebte,
Den Kuß auch, der dich umbebte!
Rasch fliehen die Engelsgestalten,
Die freundlich und liebend dich halten;
Kein Mann wird nach vielen Tagen
Um geschwundene Liebe noch klagen! —

Der Schatz von Greifenstein.

Nach einem in der Universitätsbibliothek zu Freiburg i/Br. aufbewahrten handschriftlichen Briefe von dem Goldwaarenhändler Hans Breidbach. Von Ferd. Aug. Schnezler.*)

I.

Es war am Samstag vor dem heiligen Pfingstfeste, im Jahre 1523, da starb mein Vater Hans Georg Breidbach, Gott hab' ihn selig! Er war gar ein frommer, aufrichtiger, schlichter Mann, hatte aber kein Glück auf der Welt, denn sein grades offenherziges Wesen, seine strenge Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit zogen ihm viele Feinde zu. Ein kleiner Schreiberdienst beim Bürgermeisteramte Freiburg trug ihm zur Noth so viel ein, um die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse für seine Familie bestreiten zu können, obwohl sein Vater und andere seiner Vorfahren schon seit uralten Zeiten im Rath gesessen hatten.

Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm noch durch den Tod meiner Mutter und meiner Schwester, und durch den beinahe gänzlichen Verlust seines Gesichts, in Folge einer schweren Krankheit, verkümmert, und er würde aus letzterer Ursache auch seinen Dienst eingebüßt haben, wenn ich mir nicht glücklicherweise eine solche Fertigkeit in der Schreibekunst erworben hätte, daß ich seine Geschäfte besorgen konnte bis an sein Ende. Kurz vor seinem Tode sprach er noch den Wunsch gegen mich aus, wie freudig er seine Augen schlösse, wenn er nur wüßte, daß man seine Stelle auf mich forterben lassen würde; leider müsse er aber besorgen, seine Feinde würden mir diese mißgönnen und einem Andern zuwenden; er rathe mir daher, lieber das Schneiderhandwerk zu erlernen, anstatt lange um ihre Gunst herumzubetteln.

Kaum war der brave Mann gestorben, als seine Gläubiger über die kleine Hinterlassenschaft herfielen und mir nichts übrig ließen als das Kleid, das ich auf dem Leibe trug. Ich bewarb mich sogleich um den von meinem Vater bekleideten Schreiberdienst, wurde jedoch von den wohlweisen Herren mit so rauhen und spöttischen Worten abgewiesen, daß ich mich nicht erwehren konnte, den Gestrengsten zuzurufen: „Wenn mein sel'ger Vater Ihnen hätt' wollen behülflich sein, der Stadt Gut zu vergeuden, so wär' er gewiß nicht ein armer Schreiber geblieben, sondern auch ein fürnehmer Herr geworden"! worauf sie mir die Thür vor der Nase zuschlugen.

Da stand ich nun arm, verwaist und verlassen, und besann mich, ob ich dem Rathe meines Vaters folgen und ein Schneider werden solle. Dagegen sträubte sich doch mein innerstes Gefühl; ich fühlte mich zu etwas Höherem geboren, und beschloß, die edle Goldschmiedekunst zu erlernen, zu welchem Zweck ich mich vertrauensvoll zu Meister Roth, dem geschicktesten Goldschmied in Freiburg, begab und ihm mein Anliegen vortrug.

Meister Roth war eine wackere Seele. Die Verfolgungen, die mein Vater seiner Geradheit wegen erlitten hatte, waren ihm nicht unbekannt geblieben und er schätzte ihn deßhalb sehr und hielt ihn hoch in seinem Andenken. Obwohl ich nicht so viel besaß, um das Lehrgeld zu bezahlen, nahm er mich doch freundlich zum Schüler an und unterrichtete mich so fleißig in der edlen Kunst, daß ich es in kurzer Zeit sehr weit darin brachte, ohne Rühmens zu melden.

Dem Laden meines Meisters gerade gegenüber wohnte der Rathsherr Hugwald, der hatte gar ein holdseliges, sittsames Töchterchen, Namens Anna; die sah ich oft am Fenster spinnen und nähen, so daß ich stets von meiner Arbeit weg hinüberblicken mußte, immer öfter und öfter hinüberschaute, und deshalb manches Versehen in meiner Arbeit beging, darob mich der Meister heftig schalt, dem meine Zerstreuung nicht entgan-

*) Mittheilung von Ignaz Hub aus dem Nachlasse des 1863 zu München verlebten Dichters und Humoristen.

gen und die Ursache bald kund geworden war. Dem gefährlichen Gegenüber mich zu entziehen, wies er mir einen Arbeitstisch an einem anderen Fenster an, was mich natürlich sehr betrübte. Aber an jedem Sonn- und Festtage sucht' ich es so einzurichten, daß ich gerade vor oder nach der schönen Anna in die Kirche zu gehen kam, so daß mich der Meister und seine Schwester, welche, beiläufig gesagt, an der Stelle seiner längst verstorbenen Frau ihm die Haushaltung führte, oft zankten, weil ich mit meinem Anzuge nie fertig werden wollte, wenn ich bemerkte, daß der Rathsherr und seine Tochter den Weg nach der Kirche noch nicht angetreten hatten. Tag und Nacht war jetzt mein Sinnen darauf gerichtet, wie es mir gelingen möchte, der geliebten Anna meine Gefühle kund zu geben. Zwar mußte sie wohl manchmal durch meine sehnsüchtigen Blicke, durch mein Benehmen beim Kirchgang, durch mein plötzliches Erröthen, wenn ich an ihrem Fenster vorüberkam, den Zustand meines Herzens geahnt haben. Auch erwiederte sie jedesmal meine ehrbaren Grüße mit so holdseliger Freundlichkeit, wie — so schmeichelte ich mir wenigstens bemerken zu können — nicht leicht gegen die andern jungen Gesellen. Zu meinem größten Entzücken fand sich endlich einmal unvermuthet eine Gelegenheit, sie zu sprechen. Einer unserer Nachbarn, der Meister Zehnter, hielt Hochzeit, und unter den Eingeladenen befanden sich auch mein Meister und ich. Dort erschien auch die liebe Anna, schöner mir dünkend als je. Vor aufgehobener Tafel ward es mir zwar nicht möglich, ihr auch nur das geringste Wörtchen zuzuflüstern; nachher faßte ich mir aber ein Herz und forderte sie zum Tanz, welchen Muth mir nur die Furcht verlieh, ein Anderer möchte mir zuvorkommen, was auch gewiß sogleich geschehen wäre, denn Anna strahlte durch ihre Schönheit vor den meisten anwesenden Jungfrauen hervor und war als eine der gewandtesten Tänzerinnen bekannt. Willig reichte sie mir das feine Händchen, und ich fühlte mich ganz überselig. Alles ging gut, ich glaube nie besser getanzt zu haben. In den Pausen suchte ich ihr, so sehr ich mich vor Beobachtern hüten mußte, meine Liebe in schüchternen Worten anzudeuten, könnt' es natürlich aber doch nicht wagen, frei herauszureden; ich sprach nur von ihrer mir so gefährlichen Nachbarschaft, von meiner Versetzung an ein anderes Fenster, von ihrer Andacht in der Kirche und dergleichen mehr. Aus ihren Antworten schöpfte ich die besten Hoffnungen; ich war nicht unbemerkt von ihr geblieben; was aber meine Andacht in der Kirche beträfe, sagte sie schelmisch, so schiene dieselbe ihr nicht besonders brünstig zu sein. Ihr Vater, sonst ein ziemlich stolzer Mann, bezeigte sich auch sehr freundlich gegen mich, und seine Leutseligkeit ermunterte mich so sehr, daß ich alle Schüchternheit vor ihm ablegte und mich in fröhlichster Laune mit ihm unterhalten konnte, woran er großen Gefallen fand, wie mich deuchte. Er fragte mich unter Anderm auch, ob ich mich wohl getraute, einen schönen Fingerring nach seiner Angabe zu verfertigen, und äußerte, ich möge nächster Tage in sein Haus kommen, wo er dann das Nähere mit mir besprechen wolle. Vor lauter Glück und freudiger Hoffnung konnte ich die Nacht kein Auge schließen; immer schwebte mir Aennchens liebliches Bild vor, immer klang die süße Stimme mir in den Ohren, und der Vater lächelte mir freundlich und verheißend zu.

II.

Endlich kam der so sehnlich erwartete Tag, den mir Rathsherr Hugwald bestimmt hatte, um wegen des Ringes mit mir Rücksprache zu nehmen. Ich hatte meine Sonntagskleider angezogen, zur großen Verwunderung meines Meisters, der mich fragte, was ich denn heute für ein Fest feiern wolle. Auf meine Antwort, Rathsherr Hugwald habe mich eines Ringes wegen zu sich bestellt, lächelte Meister Roth bedeutsam und sagte: „So? Ich glaubte, du habest nichts Geringeres vor, als um die Hand der Jungfer Anna bei ihm zu werben". Blutroth stürzte ich zur Thüre hinaus.

Mit jedem Schritt zum Hause des Rathsherrn ward mir das Herz banger, und es klopfte hörbar, als ich vor der Pforte stand. Ich wäre beinahe wieder umgekehrt, wäre nicht gerade Jemand herausgekommen, worauf ich doch eintrat. Anna saß allein im Gemache; sie bewillkommte mich hocherröthend, und wir Beide standen einander eine Zeitlang in ziemlicher Verlegenheit gegenüber, denn mir war der Hals wie zugeschnürt. Endlich nahm Anna das Wort und sagte, ihr Vater habe nur ein kleines Geschäft auswärts zu besorgen und werde gleich wieder zurückkommen. Ich sah, daß keine Zeit zu verlieren sei, und beschwor Anna in den rührendsten Ausdrücken, mir nicht zu zürnen, weil ich es gewagt habe, meine Augen in Liebe zu ihr zu erheben, da sie eines reichen Rathsherrn Tochter, und ich nur der Sohn eines armen Schreibers sei, der mir nichts habe hinterlassen als einen unbescholtenen Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

Die Herrſchaft Schuran fiel meiner Mutter als Erbe zu, aber trotz alles Nutzens und der Bequemlichkeiten, die der Aufenthalt daſelbſt für die Verwaltung gehabt haben würde, konnte ſie ſich doch nicht entſchließen, dort zu leben, und nur zweimal reiſte ſie im Sommer dahin, die Rechnungen an Ort und Stelle durchzuſehen.

Wir wohnten dann bei dem Intendanten in einem entfernten Flügel, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß unſere ganze Dienerſchaft, die Amme und meine Wärterinnen keine Gelegenheit vorüberließen, mir die Schrecken und Sagen dieſes geheimnißvollen Hauſes haarklein zu erzählen. Wie ängſtlich näherte ich mich damals in der Abenddämmerung mit meinem Bruder dem verzauberten Schloſſe; Unkraut wucherte unter dem Thore; die Hauptthüren waren mit Brettern verſchlagen; die Fenſter ſchillerten in bläulicher todtenähnlicher Farbe; durch die zerbrochenen Scheiben flatterten Vögel aus und ein, und das Dach war an vielen Stellen durch ſeine eigene Schwere eingeſunken. Mit vorſichtigen Schritten, als ob wir fürchteten, in Schlingen oder in einen Zauberkreis zu treten, ſtiegen wir auf die große Freitreppe: Gras ſproßte ſchon aus den Steinritzen empor. Mein Bruder war älter und muthiger als ich, und ſo gelangte er manchmal bis an die Pforte; aber wenn er zurückkehrte, ſo ſprang er Hals über Kopf die Treppe hinab. Er behauptete, das Thürſchloß habe ihn ganz ſonderbar mit ſeinem einen Auge angeſehen; durch die Spalten habe es ihn wie mit kaltem Athem angehaucht, und wenn die Angeln geknarrt, ſei es geweſen, als knirſche Jemand mit den Zähnen. Aus der Ferne warfen wir wohl einen Stein auf das Dach, und mit pochendem Herzen hörten wir dann, wie er dröhnend und hüpfend von demſelben niederfiel — aber wenn er auf

der Erde noch weiter wollte, so bildeten wir uns ein, er verfolge uns, und eilends ergriffen wir die Flucht.

Eines Tages aber waren wir kühner als gewöhnlich und da wir gerade ein Fenster der Flurzimmer mit Steinen eingeworfen hatten, so entschlossen wir uns, durch dasselbe in die Stube hineinzusehen. Mein Bruder hob mich auf seine Schultern, damit ich bis an den Rahmen reichen möchte, und nicht ohne große Angst steckte ich den Kopf durch die zerschlagene Scheibe; ich glaube, ich hätte mich nicht mehr gefürchtet, ihn in den Rachen eines Bären zu legen. An dem staubigen Fensterstock mich anhaltend, sah ich nun hinein, und im Anfang schien mir Alles finster, wie bei der Nacht. Nach einiger Zeit begann ich aber die Gegenstände zu unterscheiden, ... und während dessen fragte mich alle Minuten mein Bruder, was ich erblicke. Es war ein Speisesaal. Ringsum standen lange Tische, viele Stühle lagen auf der Erde wie im Schreck umgeworfen, andere lehnten wie aus Schwäche an den Wänden. Auf dem Fußboden waren Scherben von Gefäßen zerstreut, die, wie man deutlich sah, in der Eile des Ausräumens zerschlagen worden waren. Verschlossene, staubige Tapeten, an vielen Stellen losgerissen, flatterten im Wind; unter diesen sah die nackte, durch den eingewehten Regen schon mit schwammartigen Auswüchsen bedeckte Mauer hervor; hier und da war die Bekleidung von der Decke losgebröckelt, und die Rohrstäbe hatten sich durch den Kalk gedrängt — es war das vollständige Bild des verwesenen Körpers eines Reichen, von dem Gewand und Haut schon abgefallen sind. An den Gesimsen hingen Schwalbennester, und Fledermäuse schwirrten in den Ecken; das Deckengemälde war bis auf einige besondere Arabesken verschwunden. Schwer wird man sich vorstellen können, welchen tiefen, eigenthümlichen Eindruck der Anblick dieses verfallenen Zimmers in mir hervorbrachte. Es ist mir, als sähe ich diesen Augenblick dasselbe vor mir. Alles in ihm war mir fremdartig, übernatürlich, furchtbar: Die halbgeöffnete, auf den Corridor führende Thür, in der die Schatten sich so geheimnißvoll verdichteten, das mit Tuch umnähte Seil und der große Haken, an dem einst der Kronleuchter gehangen, erschienen mir wie Marterwerkzeuge, da die Dämmerung nur ein spärliches Licht durch die trüben Fensterscheiben fallen ließ, und bald begannen alle Thiere und Vögel der Tapeten zu leben und sich zu bewegen; der weiße Kachelofen im Winkel wurde zum Todten im Leichentuche, und plötzlich setzte in der That etwas Lebendiges mit glühenden Augen laut zischend durch das Zimmer und sprang gerade auf mich los; — rasch zog ich den Kopf durch das Fenster zurück, warf meinen Bruder über den Haufen, riß mich von ihm los, und aus allen Kräften schreiend rannten wir Beide von dannen; das Bündniß, welches wir geschlossen: daß der Eine den Andern in keinem Falle verlassen solle, war im Nu vergessen. Das Gespenst, welches uns erschreckt hatte, war eine Katze. Wir überzeugten uns bald hiervon, aber so tapfer, wie wir waren, wagten wir dennoch nicht an sie heranzugehen: die Katze gilt von Alters her für den Helfershelfer der Zauberer, Hexen und alles hölliſchen Gesindels zweiter Ordnung.

Die Jahre flohen dahin, und längst schon hatte ich die Heimath verlassen. Nachdem ich meine Studien in Moskwa vollendet, trat ich in den Militärdienst. Vergnügt eilte ich bei dem ersten Urlaub nach Haus, Mütterchen meine Patente, meine Epauletten zu zeigen. Die Zeit meiner frühesten und meiner späteren Kindheit lebte wieder in mir auf, als ich den Schauplatz betrat, auf dem sie sich bewegt hatte. Zwar schien dem Jüngling diese Puppenwelt, die für den Knaben bequem, ja groß gewesen war, eng und unbegreiflich klein; aber sie war ja noch immer die meine, und eng verknüpft mit jenem, ich will nicht sagen, schönen, aber doch sorgenlosen Alter, in dem wir fühlen, ohne des Herzens uns bewußt zu sein, in dem wir denken, ohne die Seele zu ermüden; mit jenem einzigen Alter, in dem wir die Gegenwart genießen, ohne das „gestern" zu bedauern, ohne das „morgen" zu erwarten, ohne Erinnerungen, verbittert durch die Galle der Reue, ohne Hoffnungen, vergiftet durch die Furcht. Ich sagte Dir schon von meinem Hang zum Wunderbaren. Ich gestehe, daß die Zeit diesen nicht vernichtet, sondern ihn nur zu einem feinen Faden ausgesponnen hat, dem die Romane ihre Farben verliehen. Sein Aeußeres veränderte sich, das Wesen blieb dasselbe. Deßhalb zog das geheimnißvolle Schuran mit allen seinen sonderbaren Sagen mich unwiderstehlich zu sich hin, und schon der dritte Tag sah mich auf dem Wege nach demselben. Als ich in Schuran ankam, breitete bereits die Nacht, wie eine schöne Mahrin den sternegestickten Schleier über den verdunkelten Spiegel der Kama. An der Treppe der einsam stehenden Beamtenwohnung stieg ich vom Pferd. Ich fand den Intendanten nicht zu Haus, da er auf ein entferntes Dorf verreist war, und die Aussicht, den Abend mit seiner alten nicht ganz liebenswürdigen Gattin zu verbringen, schien mir so wenig reizend, daß ich rasch zu Abend aß, mir dann einen Hammer, eine angezündete Fackel und drei Wachskerzen geben ließ, und ohne Jemand ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, mich auf den Weg nach dem öden Schlasse machte. Nesseln und Kletten versperrten mir den Pfad, und die erschreckten Frösche, die so viele Jahre schon auf dem sumpfigen Hofe geherrscht hatten, sprangen quackend unter meinen Füßen auf. Ich betrat die jetzt fast völlig zusammengebrochene Treppe, deren Stufen der Thermometer unseres kindischen Ehrgeizes gewesen waren — ich erkannte das Fenster, durch das ich gesehen, als ich mich vor der Katze entsetzt hatte, und alle jene phantastischen Gestalten bewegten von Neuem ihre Flügel um mich her, das Gefühl der Furcht, das ich damals empfand, regte sich wieder kesse in mir, und abermals stand ich wie ein Schulknabe vor dem alten Gebäude. Doch Dieß war nur für einen Augenblick. Mit dem Hammer brach ich die Bretter von der Hauptpforte los, und trat in eine geräumige Vorhalle. Die ringsum an den Wänden befindlichen, weitgeöffneten Schränke, die umgeworfenen Kleiderrechen bewiesen die Verwirrung, in der die Bewohner aus dem Hause geflohen waren. Die Spinne hatte überall ihre Siegesfahne an den Mauern aufgehängt; die messingenen Riegel an den Saalthüren waren grün geworden, und die Thüren selbst hielten sich nur mit Mühe in den verrosteten Angeln — und als ich sie öffnen wollte, fielen sie krachend auf den Boden. Der Schall lief durch die öden Zimmer, eine dicke Staubwolke wirbelte auf, und durch diese hindurch schritt ich in den Saal. Die Fledermäuse, Schmetterlinge der Ruinen, flogen auf das Licht hernieder, und schwirrten kreisend mir um die Augen. Die Zerstörung hatte große Fortschritte seit der Zeit gemacht, wo ich zum erstenmale diesen Saal gesehen. Die Simse waren losgebrochen und lagen zum Theil auf den Tischen, wie Brosamen vom Gastmahl der nagenden Zeit; in langen Streifen hingen die Tapeten herab, und die Fenstervorhänge, von einer dicken Schicht Staub bedeckt, waren von Motten zerfressen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

[Aus dem Prügelstaate.] Gleich Ludwig XIV., welcher Allerhöchstselbst bestimmte, bei welcher Gelegenheit die Herren seines Hofes in Allerhöchstseiner Gegenwart im Freien die Hüte — nicht unkleidsame Cylinder — auf dem Schädel oder in der Hand zu tragen und wie sie Allerhöchstihn und auch einander zu grüßen hatten, ist auch Se. königl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin auf den landesväterlichen Gedanken gekommen, zur Abstellung vieler Mißbräuche und Beschwerden an die Postanstalten ein a. h. Reglement herabgelangen zu lassen, nach welchem die „großherzoglichen Diener", wenn sie sich in Uniform begegnen, einander gegenseitig begrüßen und auch die Grüße mit den Offizieren bei den großherzoglichen Truppen gewechselt werden sollen. Nach dem Muster des weltberühmten mecklenburgischen Reglements, welches die Dicke u. d Länge der Rohrstöcke zum Behufe des Durchprügelns von Dienstboten, Arbeitern und Gesellen genau vorschrieb, und die zu bearbeitenden Körpertheile — meist den muskulösesten — präcise begrenzte, sowie auch die Zahl und ungefähre Wirkungskraft der Hiebe bestimmte, läßt die großherzogliche Verordnung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und verdiente bei allen übrigen norddeutschen Postanstalten eingeführt zu werden. Um dem Unwesen, daß einander Postbeamte in Uniform gar nicht oder in beliebiger Weise bald durch Mützenabnehmen, bald durch ein bloßes Kopfnicken oder wohl gar durch ein „Guten Tag!" grüßen, gründlich und gleichmäßig abzuhelfen, bestehlt Se. königl. Hoheit denselben, als seinen „großherzoglichen Dienern, den Gruß in militärischer Weise durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung zu geben", und da der Großherzog in seiner Sorge auch das kleinste Detail nicht vergißt, hat er für die Postillone, welche beim Vorbeifahren bei einander, als wären sie ganz gewöhnliche Menschen, nicht viel Umstände zu machen pflegten, die Bestimmung getroffen, zum Zeichen der Begrüßung, sei es nun anderer Postillone und Postbeamten oder Officiere, nicht allein die Hand, sondern auch „die Peitsche mit an die Kopfbedeckung zu legen". Der Prügelstaat par excellence wird also in Zukunft „Peitschenstaat" genannt werden müssen.

•

[Zur Geschichte der Nadel.] Die Nadel, dieser so überaus nützliche und weit verbreitete Gegenstand, von dem man glauben sollte, das erste Weib habe ihn erfunden, stammt erst aus dem 15. Jahrhundert. Erst um 1410 begannen die Nadeln die Dornstacheln zu verdrängen, deren sich arme Leute zum Befestigen ihrer Gewänder bedienten, und die silbernen und goldenen Stifte, welche die Reichen zu gleichem Zwecke anwandten. Der Erfinder der Nadel war ein Drahtzieher in Paris, Tourangeau mit Namen, der von der Begierde gestachelt, schnell reich zu werden, Tag und Nacht darauf sann, sein Handwerk zu vervollkommnen. Die Schwierigkeit der Herstellung machte anfänglich die Nadeln zu seltenen und kostbaren Dingen; um ihres hohen Preises halber waren sie ein Gegenstand, dem man nur auf fürstlichen Toilettentischen begegnete. So figurirte eine Büchse mit Nadeln unter den Gaben, welche die Frau von Beaujeu, Tochter Ludwigs IX. von Frankreich, bei ihrer Vermählung als Mitgift erhielt, und der bis auf unsere Tage gekommene Ausdruck „Nadelgeld" weist schon darauf hin, wie einst dieser heute so ordinäre Gegenstand eine besondere, und stets mit hohen Zahlen angesetzte Rubrik in der Summe der einer Frau ausgesetzten Gelder bildete. — In England blieb die Nadel bis zur Regierung Heinrich's VI unbekannt. Zu dieser Zeit brachte sie die schöne und später so unglückliche Anna Boleyn mit aus Frankreich, und ohne Zweifel ist das noch heute im Volke verbreitete Vorurtheil, es bringe Unglück, Jemanden eine Nadel zu schenken, denn dieselbe „steche die Liebe ab," auf jene bejammernswürdige Fürstin zurückzuführen.

•

[Ein verlierter Handschuhmacher.] Zu einem Berliner Handschuhmacher trat vor einiger Zeit eine elegant gekleidete Dame in den Laden, welche, nach ihren äußeren Erscheinungen zu schließen, die ersten dreißiger Jahre noch nicht überschritten hatte. Nach längerem Wählen machte sie einige unbedeutende Einkäufe und entfernte sich; wenige Tage später erschien dieselbe wieder, tauschte eine Krawatte um und ließ sich hiebei in eine längere geistreiche und pikante Unterhaltung mit dem Verkäufer ein, worauf Letzterer entnahm, daß er eine junge und auch wohl gut situirte Wittwe vor sich habe. Unverheirathet, wie der Handschuhmacher war, hatte er sich schon lange nach einer passenden Partie umgesehen, die Wittwe gefiel ihm, und da das Gefallen auf Gegenseitigkeit zu beruhen schien, konnte es nicht fehlen, daß bald eine nähere Bekanntschaft geknüpft wurde. Im Laufe der Zeit äußerte die Dame einige kleine Wünsche, welche stets prompt von ihrem galanten Anbeter erfüllt wurden. Die Wünsche nahmen immer größere Dimensionen an. Das Verlangen nach einem Sammetpaletot wurde erfüllt, wunderbarer Weise aber stellte sich heraus, daß die Wirthin der Wittwe angeblich denselben heimlich versetzt haben sollte; später wurde eine goldene Uhr nebst Kette gewünscht, auch gewährt, und sogar kleinere Darlehen waren nicht unbeliebt. Dagegen schob die interessante Wittwe den Verlobungstag unter allerlei Vorwänden, als: stolze Verwandte, Fortfall der Wittwenpension 2c. immer weiter hinaus, bis endlich auf ernstliches Andringen des Bräutigams die überraschende Enthüllung folgte, daß die liebenswürdige Dame einen Gatten in New-York habe, von dem sie keineswegs rechtlich geschieden sei! als Entschädigung jedoch für die „kleine Täuschung" bot sie ihm die Hand ihrer 17jährigen Stieftochter an! Mit Entrüstung wurde diese Offerte von der Hand gewiesen. Als ein Freund dem um einige hundert Thaler ärmeren Fabrikanten zu einer Denunciation wegen Betruges bei der Staatsanwaltschaft rieth, antwortete derselbe: Das werde ich nicht thun, dazu hat die liebenswürdige Pleudo-Wittwe einen zu großen Eindruck in meinem Herzen hinterlassen.

•

[Ein schreckliches Fest.] Wie die New-Yorker Staatszeitung meldet, soll in New-York ein großes Jubiläum zu Ehren der Eröffnung der Pacific-Eisenbahn abgehalten werden. Bei dem großen Concerte sollen mitwirken: 2000 wilde Indianer, welche den Schlachtchor von „Rienzi" brüllen sollen; 1500 Stück Lokomotiven, welche mit ihren Dampfpfeifen die Symphonie „Mozespa" von Gisst heulen sollen; 10,000 Mormonen, welche die Arie: „Ein Mädchen oder ein Weibchen wünscht Papageno sich" singen, und 100,000 Chinesen, welche das alte Volkslied: „Guter Mond, du gehst so stille" anstimmen sollen. Die Sache soll großartig werden und die Bostoner Bagatelle ganz in Schatten stellen, worum gar nicht zu zweifeln ist; denn wenn die Weltstadt New-York etwas unternimmt, dann wird sie die Welt in Staunen versetzen.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 59. Sonntag, den 8. August 1869.

Abendgedanken.

Gedichte von Ferdinand Bibra.

VIII.

Das Aveglöcklein.

Sonett.

Vom Abendroth umflossen, glänzt hoch oben
Die Burgruine an des Berges Hange;
Das Ave läut im Thal mit hellem Klange
Und will, wie eh'mals, Gott im Himmel loben.

Wohl eh'mals hat ein Schloß sich dort erhoben,
Durchtönt von tiefgefühltem Minnesange;
Und bleichen sah es manche Jugendwange
Und manchen Sturm und Krieg vorübertoben.

Doch auch die festen Mauern sind gefallen,
Kein Harfenspiel klingt in den Räumen wieder,
Wo jetzt der Nordwind durch Ruinen zieht.

Kein Sänger wandelt nach den hohen Hallen,
Vom Säbler schaut kein hoher Ritter nieder:
Es blieb nur noch des Aveglöckleins Lied.

Der Schatz von Greifenstein.

Aus dem Nachlasse des Ferd. Aug. Schnezler. Mitgetheilt von Ignaz Hub.

(Fortsetzung.)

Mit Thränen in den Augen erwiederte mir das theuere Mädchen, sie habe meine stille Liebe wohl bemerkt, und ihr Herz habe längst für mich gesprochen. Durch meine Armuth solle ich mich nicht abschrecken lassen, um sie zu werben; ein ehelich' Gemüth sei ihr lieber als alles Gut und Geld. — Ich glaubte einen Engel im Himmel zu hören, da trat, zu früh für Alles, was ich noch von meiner Liebe betheuern wollte, plötzlich Herr Hugwald herein, sah, mit nicht wenigem Befremden über unsere Bestürzung, bald mich, bald seine Tochter an und fragte, worüber sie denn so erschrocken sei, und was ich von ihm wünsche. Ich erinnerte ihn an den Auftrag zu dem Ringe, verwirrte mich aber derart in meinen Ausdrücken, daß ich endlich unwillkürlich ganz offen meine Liebe zu seiner Tochter an den Tag legte. Da rief er: „Sapper potz Wunder! Was will so ein Bub'? Ein armer Goldschmiedsgesell, der noch nicht weiß, woher er für morgen sein tägliches Brod bestreiten will, wenn ihn der Meister heute zur Thüre hinauswirft, ein solcher ist frech genug, mir in's Gesicht zu sagen, er liebe meine Tochter? Und du, dummes Ding, geh' in deine Kammer, und laß dich nicht wieder vor mir sehen, bis dir die thörichten Gedanken vergangen sind!" Schluchzend entfernte sich Anna, doch der letzte Blick, den sie mir zuwarf, versprach mir mehr, als ihre Lippen mir hätten sagen können. Trotzig verließ ich den Rathsherrn, ein Wort auf alle Grobheiten entgegnend, womit er mir die Thüre wies.

Als ich nach Hause kam, warf ich mich auf mein Lager, und ließ meinen Thränen über mein unseliges Loos freien Lauf, tausendmal meine Armuth verwünschend. Doch richtete mich die Erinnerung an Anna's Benehmen einigermaßen auf, und der Blick, womit sie von mir geschieden, wurde mir zum tröstenden Strahle der Hoffnung, vor dem die trüben Wolken der Zukunft sich allmählig zertheilten. Mein Meister bemerkte zwar wohl meine verweinten Augen, als ich wieder an die Arbeit ging, äußerte aber nichts als: „Mit dem bestellten Ring wird es wohl jetzt gute Weile haben?"

III.

Tag und Nacht träumte ich jetzt nur von Plänen, auf irgend eine Weise Reichthum zu erlangen. Darüber verfaumte ich jedoch meine Arbeit nicht und saß oft bis tief in die Mitternacht hinter meinen Werkzeugen, denn der Meister zahlte mir einen Extralohn für die Sachen, die ich in den Feierabendstunden fertigte. Wenn ich aber auch ausrechnete, wieviel ich mir dadurch in zehn Jahren zusammen sparen könne, so war ich dann doch noch lange nicht reich, nicht einmal wohlhabend zu nennen. Da fiel mir ein, wie mein Vater selig einst gesagt, unser Nachbar, der Metzger, habe sein großes Haus im Spiel gewonnen; so hoffte ich, das Spiel werde mir gleichfalls lächeln, und machte den Versuch, verlor aber nicht nur Alles, was ich bisher so mühsam zusammengebracht hatte, sondern lud mir noch obendrein zehn Thaler Schulden auf. Da ward ich erst recht voll Jammers, denn ich wußte wohl, wenn ich nicht bezahlen könne, würden mich die Spielgesellen gefänglich einsetzen lassen, und Anna's Vater war noch dazu Thurmherr. Aber lieber sterben, als in den Kerker! Meines Meisters Schwester und Haushälterin, Gertrude, eine höhliche alte Jungfer von fünfzig Jahren, dabei geizig über die Maßen, hatte schon seit einiger Zeit ihre angewöhntes mürrisches und zänkisches Wesen gegen mich in ein freundlicheres Gebahren verwandelt, und ich war der Einzige im Hause, den sie's nicht dafür entgelten ließ, daß ihre Reize bisher noch keinen Anbeter halten finden wollen und sie wider Willen noch nicht mit dem Myrthenkränzlein gekrönt worden war. Aus ihren Aeußerungen entnahm ich oft zu meinem Entsetzen, daß sie ein wohlgefälliges Auge auf mich geworfen, und sie gab

mir zuweilen nicht undeutlich zu verstehen, es hinge nur von mir ab, mich zu einem wohlhabenden Mann zu machen, die jungen Leute seien aber meistens blind für den eigenen Vortheil, wenn er ihnen auch noch so nahe gerückt wäre, und bauten lieber goldene Luftschlösser, als daß sie auf Erden festen Grund zu einem soliden Lebensgebäude legten, — und was dergleichen mehr war.

Als ich nun meines Spielverlustes wegen eines Abends so in schweren Sorgen da saß, und zum öftern sich tiefe Seufzer meinem Herzen entschlichen, trat mich die bejahrte Jungfrau an und fragte mit so freundlichen Mienen, als ihr saures Gesicht nur aufzubringen vermochte, was mir fehle, ob sie mir nicht mit Rath und That beistehen könne, warum ich denn kein Vertrauen zu ihr habe, — und setzte mit so lange zu, bis ich ihr endlich alle meine Noth wegen Anna's und wegen des Spieles gestand. Bei der Erwähnung meiner Liebe zu Anna zogen sich die ziemlich zahlreichen Falten und Runzeln ihres Geschlechts nicht eben sehr tröstlich zusammen, und sie sagte mir mit bürren Worten, ich müsse mir solche Gedanken aus dem Sinne schlagen, ich sei nicht so hoch hinaufsehen, daß sei lauter Stolz und Eigensinn; Anna's Vater werde sie Niemand Anderem als einem Junker zur Ehe geben, er sei gar ein eingebildeter, geiziger Mann, obwohl er sein Ansehen doch nur einer schlechten Handlung zu verdanken habe. „Denkt Euch einmal" — fuhr sie fort — „dieser Rathsherr Lugwald war blos ein gemeiner Schreiber bei dem Freiherrn von Blumeneck, wußte sich aber in das Herz seiner Tochter so einzuschmeicheln, daß er sie endlich dahin brachte, sich von ihm entführen und heimlich mit ihm trauen zu lassen. Die Strafe hat ihn aber gar bald ereilt, denn der aufgebrachte Vater vermochte all' sein Hab und Gut seiner jüngeren Tochter, indem er die Enkschafte mit den schmählichsten Benennungen überhäufte und förmlich enterbte. Aber der Hochmuthsteufel steckt dem ehemaligen Schreiber doch noch immer im Kopfe und er will jetzt mit Gewalt einen reichen vornehmen Ehegatten für sein Töchterlein haben, um sich selbst bequemere Tage machen zu können."

Mit diesen und ähnlichen Reden suchte mir meines Meisters Schwester meine Liebe zur holden Anna zu verleiden; ich wußte aber wohl, daß Alles, was sie da gesagt habe, übertrieben sei, und daß Rathsherr Lugwald eben nicht so gar dringend eines reichen Eidams bedürfe. Doch schwieg ich davon still und bat die Jungfer Gertrude, mir thunlich in meiner Verlegenheit wegen der Spielschuld an die Hand zu gehen. Mit gar süßen und katzenschmeichlerischen Worten versicherte sie mir, sie wolle die zehn Thaler gerne bezahlen, wir auch sonst Geld genug zu all' meinen Bedürfnissen geben, wenn ich klug und vernünftig genug wäre, ihr Herz und ihre Hand anzunehmen. Sie habe mich als einen treuen und fleißigen Jüngling bewährt gefunden und beschlossen, mein Glück zu machen, da sie ja hinlängliches Vermögen besitze, und Beiden ein sorgenloses Leben zu bereiten.

Wie sehr ich bei dieser anmuthenden Liebeserklärung stutzte, läßt sich denken, ich verbarg aber meine Bestürzung, dankte Gertruden auf's Innigste für die mir zugedachte Ehre, und sprach den Wunsch aus, sie möchte doch lieber einen wirthigeren Mann als mich armen Gottlichriebgesellen sich erlesen, wovon sie jedoch nichts hören wollte, vielmehr ihre Belagerung dermaßen fortsetzte, daß ich mir endlich einige Tage Bedenkzeit erbat, die mir auch nicht ohne Mürren gewährt wurden.

Mittlerweile drängten mich meine Gläubiger auf's Hartnäckigste, auch besaß ich kein Geld mehr, um mir Kleider anzuschaffen, deren ich sehr bedurfte, und die Alte vergaß nicht, mich bald darauf zu mahnen, als die erbetene Bedenkfrist abgelaufen war, ihr meinen Entschluß zu eröffnen. Ich war in schrecklicher Verlegenheit und wußte vor Angst nicht, was beginnen. Wäre nicht Anna gewesen, ich hätte sogleich mein Heil in der Flucht gesucht, aber auch diese würde fehlgeschlagen sein, denn ihr Augenlicht, als ich zu fliehen gedachte, kamen schon die Häscher, um mich in den Schuldthurm zu führen. Meine Noth war also auf's Höchste gestiegen; dieser Schande zu entgehen, schien mir kein Mittel zu schlecht, und in meiner innigsten Verzweiflung versprach ich der Jungfer Gertrude, sie zu heirathen. Das mußte ich ihr schriftlich geben, und erhielt sofort die zehn Thaler, die mich wenigstens von meiner Angst vor dem Gefängnisse befreiten. Auch gab sie mir einen schönen, schwergoldenen Ring, den ich aber wohl verstecke, damit ja Niemand etwas merken solle. Nun hat ich sie, während mir die Thränen über die Wangen liefen, noch keiner Seele was von unserem Vertrage zu offenbaren und mit der Hochzeit ein oder zwei Jährlein noch zu warten. Damit war sie jedoch übel zufrieden, und machte mir heftige Vorwürfe über meine Undankbarkeit, indem sie den Tag festsetzte, an welchem sie den Meister von unserem Verhältniß unterrichten wolle. Die Hochzeit müsse längstens in vier Wochen gefeiert werden, bedrohtigte sie, und wenn ich nicht gütlich dazu mich anließe, werde sie mich rechtlich zwingen. Ach! sie hatte ja das Ehegelöbniß in Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kürassier.

(Erzählung, aus dem Russischen.)

(Fortsetzung.)

Durch die Regengüsse hatten die Mauern eine noch dunklere Farbe erhalten, und einige an denselben aufgehängte Portraits schauten durch das feine Schwarz wie durch den Schleier der Vergissmeinnicht. Erfüllt von meinen Jugenderinnerungen, erfüllt von der Gedanken an das unglückliche Schicksal meiner Verwandten, die hier lebte, liebte und starb, durchseilte ich die Reihen der Zimmer, die von den Menschen verlassen worden waren, welche allein den Kampf mit der Zeit unternehmen können, aber dieser ihrer den Sieg ohne Schwertstreich überlassen hatten. In jedem Kniffen der Tapeten hörte ich einen Seufzer des sterbenden Opfers, welches allein in den kalten Wänden, unter den noch kälteren Henkern, getrennt von dem geliebten Gatten in den letzten bittenden Augenblicken an dem Trost des Freundes und der Verwandten sich nicht erfreuen durfte! Im Gegentheil, nur gefühllose Augen hatte sie um sich gesehen, die durch ihr Ende triumphirten — sie wußte, daß Niemandem ihre Leiden bekannt wurden waren, daß sie gemartert, verlümmet, lebendig begraben, auch insbesondere auch der Welt schreiben müsse, gerechtfertigt von Niemand und durch Niemand. — Fürchtbar! „Elisa!" rief ich, „unglückliche Elisa, ich werde der Rächer Deiner Ehre sein!" Meine Stimme erweckte das Echo der leeren Zimmer — ihre Schritte waren leise, leicht, ja, wie lustig; es überlief mich kalt, meine Haare sträubten sich . . . ich horche — kein Laut. Nach und nach ermannte ich mich wieder — doch hab ich ein Fackel aber mich empor, um mich überall umsehen zu können — ich stand in einem langen Corridor, an dessen Ende ich

eine weiße ausgeschnitzte Thüre erblickte, die, wie man deutlich erkennen konnte, erst später mit Eisenstangen beschlagen worden war. Querüber liefen schwere Riegel, aber sie waren nicht zugeschoben. Der Gedanke, ob hier nicht vielleicht die Tochter des stolzen Fürsten ihre Qualen erduldet habe, durchzuckte mich. Die Neugierde wurde reger, und ich näherte mich jener Thüre; leiser sachte ich in das Zugband, drückte es nach mir zu — die Thüre öffnete sich.

Freund! Du weißt es, ob ich je unter dem Pfeifen der Kartätschen meinen Muth verlor, Du weißt, ob ich je vor der Lanze erblaßte, die mein Herz zu ihrem Ziele gemacht hatte — aber was mit diesem Herzen vorging, als ich meine Blicke ..... Es war mir, als ob ein Eisberg über mir zusammenstürzte und mich begrübe, ja, als ob ich in diesem Augenblick selbst in ein Eisstück verwandelt worden sei .... Nein, das war kein Traum, keine Täuschung, kein Betrug der Augen, kein Spiel der schöpferischen Einbildungskraft — tausendmal wohl hatte ich Elisa's Bild im Schlafzimmer meiner Mutter gesehen — es war in mein Gedächtniß wie eingegraben — und jetzt selbst, in voller Wirklichkeit, lebendig vor mir! .....

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte ich Sarnitzky zugehört, — wenn er warm und belebt wurde, erzählte er wahrhaft hinreißend. Weder die Worte, noch die Kunst der Rede — der Ton seiner Stimme, das Gefühl, das diese bewegte, waren es, die die innigste Theilnahme in die Brust eines Jeden goßen. — In dem Augenblicke, wo er das „vor mir“ sprach, ließen sich plötzlich schwere Tritte auf der Treppe hören. Wir waren Beide so mit den Gedanken an das Ueberirdische beschäftigt, daß wir unwillkürlich von den Sesseln aufsprangen und mit fast ängstlicher Erwartung die Augen auf die Thüre hefteten. Als unsere Blicke sich begegneten, lächelten wir Beide, als ob wir sagen wollten, „was sind wir doch für Kinder.“ Aber dieß Lächeln währte nur einen Moment. Eine kräftige Hand, die, wie es schien, den Drücker der Thüre zu öffnen verschmähte, riß das ganze Schloß los, und zu uns herein schritt ein Gepanzerter, in einen weiten Mantel gehüllt. Sein Schwert schleppte auf der Erde, der Helm war zerhauen, und ein Theil des Kammes hing über die Augen herab. Er grüßte uns nicht, und ohne ein Wort zu reden, setzte er sich am Feuer nieder — wir erkannten in ihm den Küraßier-Major, der uns den Sieg verschafft hatte. Wie es der Dienst erforderte, machte ich ihm als dem Höheren die Meldung über den Bestand unserer Abtheilung, und drückte ihm dann aus vollem Herzen mit der Dankbarkeit eines Freundes mit soldatischer Offenheit die Hand, indem ich ihm versicherte, wie erfreut wir sein würden, einen Mann auch für die Folge zum Gefährten zu haben, dem wir den ersten glänzenden Erfolg bereits verdankten. Aber der Küraßier erhob sich, legte wie ein Automat die Hand an den Helmschirm, und setzte sich wieder nieder, als ob er nicht sehe und nicht höre. Sein Gesicht war blaß, die Augen glanzlos, starr. Das Zittern des schwarzen großen Schnurrbartes verrieth von Zeit zu Zeit die krampfhafte Bewegung den Lippen .... Die Brauen waren finster zusammengezogen. Der von Kartätschen und Kugeln durchlöcherte Mantel war mit Blut bespritzt, und jedesmal, wenn er sich niederbog, um das Feuer anzuschüren, fiel der Säbel klirrend auf den Fußboden, und die Ketten, welche den Küraß befestigten, schlugen tönend gegen das Brustblech. Wir sprachen leise unter einander, verwundert über dieß sonderbare Aeußere des Mannes, und noch mehr über sein sonderbares Benehmen. Wer ist er? was ist er? warum ist er hier? Vergebens versuchten wir ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, vergebens boten wir ihm von unserem Thee an; mit einer Neigung des Kopfes oder mit einer Handbewegung wies er alle Fragen und Einladungen zurück. Wir überließen ihn endlich sich selbst. Die Stirn in die Hand, und den Arm auf das Knie gestützt, tauchte er, schien es mir, immer tiefer und tiefer in das Meer der Vergangenheit, und oft seufzte er, so schwer, daß uns, den Fremden, das Herz erkrankte. Thränen rollten ihm dann und wann über das Gesicht, und wie neidisch sah er in die glühenden Kohlen, die aufflackerten, verlöschten und in Asche zerfielen; es war, als sähe er sein Bild in ihnen. Plötzlich stürzte er mit dem Sessel zur Erde, die Hände auf der stählernen Brust geballt, und sprach unverständliche Worte vor sich hin .... zornig knirschte er mit den Zähnen, seine Augen füllten sich mit Blut: er war zum Entsetzen. Da schrack er heftig zusammen — mit Schauer sah er auf seine Hand — einige Tropfen aufgethauten Blutes waren von dem Mantel auf dieselbe herabgeträufelt — seine Augen starrten — die vollen Locken warfen ihren Schatten auf das wie ein Leichentuch blasse Gesicht — die Lippen waren weit geöffnet — er war das vollständige Bild des Furchtbar-Schönen. „Warum hast Du von Neuem mich aufgeweckt, Blut jenes Verruchten!“ stöhnte er, „soll ich keinen andern Schlaf kennen — als im Grabe; soll ich denn nimmer die Ruhe finden, weder vor noch nach befriedigter Rache!!“ Er sprang auf, ergriff einen flammenden Holzbrand statt der Fackel, und wie unter dem Einfluß des Somnambulismus ging er einige Schritte im Zimmer umher. „Hier, ja hier sah ich sie zum erstenmale,“ sagte er mit bewegter Stimme und bitterem Lächeln, aber in diesem Lächeln lagen alle Qualen der Seele. — „An diesem Fenster pflegte sie zu sitzen; — wie dunkel sind die Mauern geworden, wie mit Trauertuch sind sie ausgeschlagen .... und doch war eine Zeit, wo sie sich über mich neigten wie die Gardinen des Brautbettes, wie der rosige Schleier der Zukunft. Hier gab ich und hier hörte ich den ersten Schwur? — Schwüre werden in das Wasser geschrieben, und fließen mit diesem von dannen, aber meinen Schwur wäre ich bereit gewesen, mit meinem Blute zu besiegeln, und Blut nur vermochte ihn zu lösen .... er ist gelöst!“ fügte er langsam hinzu; und ging leise, um sich sehend, weiter und weiter, in ein zweites, drittes Zimmer. Endlich gelangten wir in den Saal, in dem der hartnäckigste Kampf gewesen war. Die Wände waren wie mit russischen Kugeln besäet, die Fenster zerschlagen und einige zwanzig entstellte Leichen lagen übereinander auf dem mit Blut begossenen Fußboden — das Bild war widerlich, nicht furchtbar allein.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Schauspielergesellschaft Majerem-Sadowski, welche zu Rom im Mausoleum des Augustus spielt, wurden von den vorgelegten 61 Stücken durch die geistliche Censur 60 gestrichen. Das zugelassene war — eine Carikatur von Schiller's „Räuber“.

Ein fleißiger Beobachter des berliner Volkslebens hat über das Fluchen, Schwören und Schimpfen der unteren Classen folgende Bemerkungen gemacht: Das Fluchen hat stark nachgelassen, namentlich hört man die haarsträubenden Gotteslästerungen des alten Fluchs gar nicht mehr, oder doch nur in verstümmelten Redensarten, die dem Fluchenden selbst nicht mehr verständlich sind. Dem Gewerbe nach fluchen die Schiffer und

Fischer noch am meisten. Das Schwören (d. h. Betheuern beim Namen Gottes) kommt auch nur noch selten und meistens bei älteren Personen vor, die Jugend betheuert höchstens mit „wahrhaftig“ und „uff Ehre“. Das Schimpfen hat schwerlich abgenommen, aber ganze Kategorien von Schimpfworten sind verschwunden oder haben die Bedeutung des Schimpfes völlig verloren und werden nur noch im Scherze gebraucht. So z. B. die Schimpfworte, die ganzen Gewerken galten, wie Schneider — Bock, Schuster — Pechsengst u. s. w. Ferner sind als wirkliche Schimpfworte viel seltener geworden die Thiernamen: Ochse, Esel, Schaf u. s. w., nur das französische Canaille, Hundsvieh hält sich. Zugenommen haben dagegen alle Schimpfworte schmutzigen und zotigen Ursprungs exempla odiosa. Seltener geworden sind Schuft und Schurke, dagegen ist Lump sehr gebräuchlich.

Bei der ärmeren weiblichen Bevölkerung in **Frankreich** fallen die Kopfschüer auf, die jetzt bei Weitem häufiger als sonst getragen werden. Diese Mode hat einfach ihren Grund darin, daß die armen Modistinnen und Frauen ihr eigenes Haar zu Silber machen. Es wird sehr gut bezahlt, denn da die gegenwärtigen Modehaartrachten der vornehmen und Halbwelt sehr viel Haar verlangen, so ist dasselbe hoch im Preise gestiegen. Noch im vorigen Jahre kostete die Unze Haar nur 1 Franc 50 Centimes im Durchschnitt; jetzt ist das Haar schon so theuer geworden, daß dasselbe Quantum 4 Francs 50 Centimes kostet. Das Haar für ein modisches Kopfzeug muß wenigstens 50 Centimeter lang sein. Für jede Vermehrung der Länge um 5 Centimeter wird 1 Franc mehr bezahlt.

Vor etlichen Jahren besuchte ein Tourist die Schweiz, und eines Tages in einer einsamen Gegend wandelnd fand er sich einem großen braunen Bären gegenüber. Flucht war unmöglich. Der Tourist zog seinen Revolver hervor und nahm den Bären auf's Korn. Der aber schrie: „Halt! Halt! Schießen Sie nicht!“ Als der Reisende Meister Petz menschlich und dazu französisch reden hörte, setzte er sein Mordgewehr ab und bat um Aufklärung. Der Bär kam heran und sagte: „Die Sache verhält sich so. Ich war früher Citronenverkäufer — das Geschäft ging nicht. Ich kam hieher und wurde von den Führern der Umgegend angeworben, gegen 50 Sous täglich im Gebirge die Rolle eines Bären zu spielen. Kommt ein Reisender mit einem Führer daher, so erschrecke ich ihn, der tapfere Führer versagt mich und erhält dafür vom dankbaren Reisenden ein Trinkgeld, von dem mir die Hälfte zufällt. Dabei läßt sich leben; doch im Winter geht es um so schlimmer.“ Im vorigen Jahre nahm der falsche Bär durch einen Sturz in einen Abgrund ein klägliches Ende.

[Ein unpassender Besuch in Paris.] Zu den hervorragenden Persönlichkeiten, die in jüngster Zeit Paris besuchten, ist wohl auch Herr Calcraft, der Scharfrichter Ihrer britischen Majestät, zu rechnen. Der Galgen hat Ferien, und der Henker will auf den Boulevards Luft schöpfen. Herr Calcraft ist ein feiner, zuvorkommender und geistreicher Mensch, kurz, was man einen Weltmann nennt; er spricht das Französische geläufig, scheint nicht sparen zu dürfen und unterhält sich königlich. Man hat ihn in der Oper, in Mabille und in den Folies Dramatiques gesehen, wo er wie ein Kind weinte, als Fräulein Bam-Ghel die „Jahreszeiten“ sang. Auch den Roquetteplatz hat er besucht und sich lange vor der gepflasterten Stelle verhalten, wo die Guillotine aufgerichtet wird, die für ihn als Henker den Reiz der Neuheit haben mochte. Herr Calcraft ist nicht allein Henker, er ist nebenbei noch Damenschuhmacher. Am Morgen legt er den zum Tode Verurtheilten den Strick um den Hals, und Abends probirt er hübschen Mädchen Schuhe an; die ganze elegante Frauenwelt läßt sich von ihm bedienen. Es hat auch etwas für sich, sagen zu können: Mein Schuster hat heute den Mann gehenkt, der Vater und Mutter, Weib und Kinder umgebracht hat.

[Verbrannt!] Die in Wien wohnhafte Baronesse St. wollte sich vor Kurzem Nachts Papilloten in die Haare drehen, kam aber bei dieser Gelegenheit dem Licht zu nahe, so daß das Nachtkleid Feuer fing und sie augenblicklich in Flammen stand. Auf ihr Geschrei eilten zwar die Hausbewohner herbei und sprengten die gesperrte Thür, aber es war bereits zu spät. Nach wenigen Stunden starb die Dame.

In dem Orte S., in der Nähe von **Arad**, entstand jüngst auf dem Tanzplatze zwischen den Burschen eine Schlägerei, wobei ein walachischer Bursche seinem Kameraden die **Unterlippe wegbiß**! Dieser Thiermensch hat übrigens schon früher einem Burschen die Nase, einem andern die beiden Ohren während des Raufens abgebissen und hat auch dafür ein halbes Jahr lang im Kästen sitzen müssen.

Die **Damen der vornehmen Pariser Gesellschaft**, deren Gatten reich mit Orden geschmückt sind, tragen jetzt verkleinerte Nachbildungen dieser Dekorationen als Bracelets oder in einer anderen Schmuckform. Den Anfang mit dieser neuen Mode machten auf dem, dem Vicekönig von Egypten von Hrn. Oppenheim gegebenen Balle Frau de la B. mit einer Kette von 11 Kreuzen, deren Originale die Brust ihres Gatten schmücken, und Gräfin B., über deren schwarzem Lockenhaar an einem beweglichen Halter ein persischer Orden schwankte, den ihr Gemahl als Gesandter am persischen Hofe erhalten hat.

[Neun Kinder, durch Hunger getödtet.] Man schreibt uns aus Tarnopol, 30. Juli: „An einem dunklen, regnerischen Abende des vorigen Monats schritt ein Bauer, in der einen Hand einen Spaten, in der andern eine schwere Last tragend, rasch auf den hiesigen Friedhof, suchte da die entlegenste Stelle auf, ließ ein in Lumpen gewickeltes todtes Kind zur Erde herab, ergriff den Spaten, machte eilig eine Grube in die Erde, legte das todte Kind hinein und wollte es verscharren — da faßte ihn die starke Hand des Todtengräbers, der den Unberufenen auf das Gemeinde-Amt führte. Hier legte der Mann andern Tages ein umfassendes Geständniß ab. Seine Ehehälfte hat im Laufe von drei Monaten neun Kinder, die ihr von verworfenen Müttern in Kost gegeben waren, den Hungertod sterben und durch ihn begraben lassen. Acht Kinder habe er bereits verscharrt, beim neunten machte der Todtengräber dem Mürgen ein Ende. Die Mörderin ist in strafgerichtlicher Untersuchung; ebenso sollen die zärtlichen Mütter zur Verantwortung gezogen werden.“

Vom **Schwarzwald**, 21. Juli, berichtet die „Bad. Landesztg.“: Heute ereignete sich an der Grenze unseres Landes, zwei Stunden von Villingen, ein schreckliches **Unglück**. In dem sogenannten „Vogelsang“, einer Thalschlucht zwischen Nieder-Eschach und Filchbach, flog die eine der beiden Pulverfabriken des Hrn. Glyther, die erst vor 1½ Jahren durch eine Explosion zerstört worden war, mit einem erderschütternden Krachen in die Luft. Sämmtliche Arbeiter, fünf an der Zahl, fanden dabei einen gräßlichen Tod.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 60. Mittwoch, den 11. August 1869.

Neue Gedichte

von Ludwig Bauer.

I.

Beim Kirchlein.

Drei Schaufeln Erd', — noch ein Gebet,
Das Grab empfing den Leib,
Und einsam an dem Hügel steht
Des Todten greises Weib.

Da tönt vom nahen Kirchlein mild
Des Glöckleins frommer Laut,
Und sanfter Thrän' um Thräne quillt,
Wie Schnee im Lenzhauch thaut.

Sie träumt zurück die gold'ne Stund':
Sie stehen am Altar,
Zweimal klang's „ja" vom jungen Mund,
Vereinigt ist das Paar.

Dazwischen liegt manch' liebes Jahr,
An Glück und Arbeit reich,
Ein Kinderantlitz, frisch und klar, —
Dann wie der Tod so bleich. —

So grüßet Leben sich und Tod
Und Liebe selig bang,
Des Findens Glück, Verlierens Noth
In einem Glockenklang.

Der Schatz von Greifenstein.

Aus dem Nachlasse des Ferd. Aug. Schnezler. Mitgetheilt von Ignaz Hub.

(Fortsetzung.)

IV.

Nun war mir alle Lust an Essen und Trinken vergangen; schlaflos wälzte ich mich auf meinem Lager, das ich oft mit heißen Thränen benetzte. Ich beschwor den lieben Gott in den brünstigsten Gebeten um Rettung aus diesen beklemmenden Verhältnissen, denn immer näher und näher rückte der verhängnißvolle Tag, an dem ich meine Freiheit und mein junges Leben einem so widrigen Gegenstande zum Opfer bringen sollte. Ich sah wirklich keinen andern Ausweg mehr vor mir als den der Flucht, so sehr es mich auch wegen der geliebten Anna schmerzte, die mir erst kürzlich in einem Briefchen die Versicherung ewiger Liebe und Treue gegeben hatte.

Gedacht, gethan. An einem schönen Morgen stand ich in aller Frühe auf, hing den Ring, den mir Gertrude gegeben, in ein Abschiedszettelchen gewickelt, an die Klinke ihrer Schlafkammer und lief in Gottes Namen fort aus der schönen Stadt Freiburg, und in einem Weg bis gegen Bademweiler, ohne Rast und Ruh', denn ich vermeinte immer, die Alte folge mir auf den Fersen nach. Da vernahm ich, daß ringsum in der Gegend Alles in Aufruhe sei; die Empörung der Bauern war schon vor einiger Zeit ausgebrochen und hatte nun auch das Breisgau angesteckt, wo der sogenannte Bundschuh errichtet wurde; ich hörte, Neuenburg sei bereits eingenommen und es gehe nun Hattersheim zu. Da wandte ich mich in's Gebirge, und kam zu Nacht in ein Dorf, aber recht aus dem Regen in die Traufe. Denn im Wirthshause war ein großes Gewühl von den Bauern, die tranken und lärmten und tanzten um eine Stange, worauf ein Bauernschuh befestigt war, und sangen wilde Spott- und Jubellieder auf die Fürsten und Herren. Ein langer Kerl von grimmigem Aussehen kam sogleich auf mich zu und fragte mich, was ich da wolle; ich sei gewiß zum Spioniren ausgesandt und müsse auf der Stelle gehenkt werden. In meiner Angst erzählte ich ihnen meine ganze Geschichte und mochte wohl treuherzig und ehrlich genug dabei ausgesehen haben, denn sie lachten einmal um's andere mal und gaben mir zu essen und zu trinken, obgleich mir Hunger und Durst ziemlich vergangen war. Aber unter den stärksten Drohungen setzten sie mir zu, bis ich ihnen mit den feierlichsten Schwüren, um nur dem Tod zu entgehen, geloben mußte, ihrer gerechten Sache nach Kräften beizustehen und Gut und Blut mit ihnen zu theilen. So zog ich Tags darauf mit den Bauern fort und erfuhr zu meinem Schrecken, daß sie auf Freiburg losziehen wollten, wo ich mir wenig Ehre durch meine Verbrüderung mit diesen Banden einzulegen hoffen konnte. Dagegen fiel mir wieder ein, daß ich mir ja durch meinen Antheil an der Beute Reichthum sammeln und vielleicht Anna gewinnen könne; auch sah ich schon im Geiste meine alte Verfolgerin vor lauter Angst gestorben und den Rathsherrn gezwungen, mir Alles zu gewähren. — Gott verzeih' mir gnädiglich meine sündigen Gedanken!

Wirklich erreichten wir bald Freiburg; unsere Zahl wuchs immer mehr an und unsere glücklichen Siege in manchen Scharmützeln machten das Bauernheer von Tag zu Tag übermüthiger. Doch ließen sie sich mit den Städtern in Unterhandlungen ein und zogen ab gegen eine große Loskaufssumme, welche den Hauptleuten als Brandschatzung ausbezahlt werden mußte. Vorher aber waren die Karthause und das Johanniterhaus rein ausgeplündert worden. Mir fiel als Antheil ein ziemliches Kapital zu, das aber kaum in meinen Händen war, als mir's die Bauern wieder stahlen. Da dachte ich: „Sind

dieſe meineidig gegen dich, ſo biſt du auch nicht länger durch deinen Schwur an ſie gebunden.“ Ich ſpähte nun vorſichtig nach einer Gelegenheit, den Aufrührern wieder zu entwiſchen.

Dieſe fand ſich jedoch nicht ſo leicht. Die Lothringer Bauern, die auch im Aufſtande waren, riefen uns um Hülfstruppen an, und ein Haufen, dem ich auch zugeſellt ward, machte ſich nunmehr zu ihnen auf den Weg. Im Elſaß angelangt, hörten wir, im Schloſſe Greifenſtein, bei Zabern, wohne eine überaus reiche Wittwe; dieſe Gelegenheit, unſere Schätze zu vermehren, wollten wir nicht unbenutzt laſſen. Ein kleiner Umweg führte uns vor das ziemlich ſchlecht verwahrte und nur in größter Eile durch wenige Lehnsleute in Vertheidigungsſtand geſetzte Schloß. Während die Bauern daſſelbe zur Uebergabe aufforderten, entdeckte ich beim Unterſuchen der nächſten Umgegend nächſt dem Walle eine kleine Oeffnung im Boden, worüber ein loſes Brett gelegt und mit etwas Raſen bedeckt war. Mit leichter Mühe ſchlüpfte ich hinunter, wohl ahnend, dies ſei ein unterirdiſcher Gang, der in die Burg führen müſſe. In wenig Augenblicken ſtand ich im Keller derſelben, aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich eine ältliche Dame dort auf der Erde knieen, und ein Käſtchen, das ſie hinein vergraben, ſchnell mit Schutt überwerfen ſah. Das Geräuſch, das ich beim Eintritt verurſachte, ſchreckte ſie auf, und zitternd ſtürzte ſie vor mir nieder, mich in den rührendſten Ausdrücken beſchwörend, ihres Lebens zu ſchonen, ſie wolle mir gern Alles, Geld und Gut, geben und mich gewiß zufrieden ſtellen. Ich ſuchte ſie ſo gut als möglich zu beruhigen und rieth ihr, ſchnell hinauf zu eilen und mit den ſtürmenden Bauern auf eine glimpfliche Art in Unterhandlung zu treten. Kaum wankte ſie die Kellertreppe hinauf, als eine Rotte von Bauern, die unterdeſſen, ohne langen Widerſtand zu finden, das Schloß eingenommen hatten, herunter getobt kam und die unglückliche Edelfrau die Stufen hinabſtieß. Einer der Roheſten hieb ihr mit einer Hellebarde über den Kopf, daß ſie augenblicklich den Geiſt aufgab, worauf man den Leichnam in den Burggraben warf. Ich hatte mich bei Annäherung des Haufens ſogleich auf den mit Erde überdeckten Platz geſetzt, worin das Käſtchen verborgen war, und ſtellte mich, um durch meinen ſonderbaren Sitz nichts zu verrathen, als ob ich von dem genoſſenen Weine aus einem großen Faſſe, auf das ich ſtammelnd hinwies, ſo betrunken wäre, daß ich mich nicht vom Boden erheben könne. Die Bauern machten ſich ohne weitere Unterſuchung über den Weinvorrath her, und dies mit ſo gutem Erfolge, daß in weniger als einer halben Stunde Alle ſinnlos umher taumelten. Brüllend und lachend über meine eigene vermeintliche Betrunkenheit riſſen ſie mich vom Boden empor und ſchleppten mich, obwohl ſie ſelbſt kaum auf den Füßen ſich halten konnten, aus dem Keller mit ſich fort. Etwas ſpäter wären wir von den Trümmern des in Brand geſteckten Schloſſes ewig begraben worden.

Wir zogen weiter, und hörten noch von ferne das Krachen der Mauern und Balken. Der Abend war ſchon tief herabgeſunken, aber die Gluth des brennenden Schloſſes leuchtete uns durch die Dämmerung. Plötzlich ſahen wir uns von einem Trupp Reiter und Reiſiger überfallen und umzingelt, die wie aus der Erde herausgewachſen ſchienen. Wir waren verrathen worden. Der Herzog von Lothringen hatte auf die Nachricht vom Ueberfalle der Burg Greifenſtein alsbald eine Abtheilung ſeines Kriegsvolkes gegen uns ausgeſandt, das freilich zu ſpät kam, um noch das Schloß zu retten. Auf dem Wege dahin hörten ſie von unſerm Abmarſch, und verſteckten ſich im Walde, der eine halbe Stunde von dort entfernt iſt und durch den wir ziehen mußten, hinter Buſch und Bäumen zur Seite der Straße, begünſtigt vom Dunkel der einbrechenden Nacht. Betrunken, wie die Bauern alle waren, fiel es nicht ſchwer, uns binnen kurzer Zeit gänzlich zu ſchlagen. Einer der Hauptleute ereilte mich, doch warf ich die Waffen weg, wohl einſehend, daß hier jeder Widerſtand vergeblich wäre, und bat flehentlich um Pardon, indem ich ſagte, ich ſei ein Bürger von Freiburg, der von den Bauern gefangen und wider Willen gezwungen worden, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sonach ward meines Lebens geſchont, mir aber gedroht, mich ſogleich aufknüpfen zu laſſen, wenn ich Unwahrheit berichtet habe. Ich wurde nun mit Andern als Gefangener in ein benachbartes Schloß gebracht, wo eine Menge Bauern bereits im Thurm gefeſſelt lag, und abgeſondert von den Uebrigen in ein finſteres Loch geworfen, das zum Burgverließ gehörte.

V.

Da hatte ich nun Zeit genug, über mein Unglück nachzudenken, und mir blieb kaum ein ſchwacher Schimmer von Hoffnung, aus dieſem Elende gerettet zu werden. Bald fürchtete ich, als Aufrührer an den Galgen zu kommen, bald beſorgte ich, man werde mich nach Freiburg abführen, wo das mildeſte Loos, das meiner warte, die Heirath mit meines Meiſters Schweſter wäre, die mich dann ſicher beſſer hüten würde; die reizende Anna hingegen ſah ich ſchon im Voraus ſich ſchaudernd von mir abwenden, weil ich gemeinſchaftliche Sache mit dem Bundſchuh gemacht. Mit Thränen dachte ich an das Schatzkäſtlein im Keller zu Greifenſtein, das ich ſchon halb in Händen hatte und welches jetzt leicht ein Anderer finden könnte.

Nach etlichen Tagen führte man mich aus dem Thurm in einen Saal, wo viele Edelleute nebſt einem Schreiber an einer langen Tafel ſaßen. Mit rauhen Worten frug man mich, wer und woher ich wäre, wie ich zu den Aufwieglern gekommen und welchen Theil ich an ihren verruchten Thaten gehabt habe. Ich erwiederte, ich ſei ein Bürger aus Freiburg, ſei bei meiner Flucht von den Bauern gefangen und unter Androhung des Todes gezwungen worden, mich durch die heiligſten Schwüre zu ihren Unternehmungen zu verbinden. Uebrigens habe ich, ſo wahr Gott im Himmel, noch keinen Menſchen beraubt, noch Jemandem Leids gethan. Da ſprang einer der Edelleute von ſeinem Stuhl auf, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und ſchrie: „Potz fünf Wunden! Was brauchen wir das? Das ſind lauter Lügen und Ausflüchte! Mitgefangen, mitgehangen!“ Dabei wies er auf einen Galgen, der gerade vor den Fenſtern des Saales im Schloßhofe aufgerichtet ſtand, woran ſchon mehrere Bauern hingen, und befahl, mich ohne Weiteres ebenfalls daran aufzuknüpfen. Jammernd fiel ich auf die Kniee und bat um Mitleid für mein junges Leben, als eben ein ſtattlicher Ritter in den Saal trat und bei meinem Anblick ausrief: „Sapper potz Wunden! Iſt das nicht ein Freiburger?“ Sogleich erkannte ich in ihm den Junker Hans von Ankow, dem ich vor nicht langer Zeit ein güldenes Kettlein hatte ſchmieden müſſen, und der meinen Meiſter wohl kannte. Da umſchlang ich ſeine Kniee und flehte ihn ſchluchzend an, mich zu retten. Erſtaunt frug er mich, was mich denn unter die Bauern geführt habe, worauf ich ihm Alles getreulich erzählte, von der Urſache meiner Flucht aus Freiburg an bis auf dieſen Tag. Der gute Ritter nahm ſich augenblicklich meiner an, verbürgte ſich bei den

übrigen Herren für die Wahrheit meiner Aussage, so daß ich in Freiheit entlassen wurde, nachdem er mir einen Schutzbrief und einen Zehrpfennig auf die Reise hatte zustellen lassen, unter freundlichen Verwarnungen, wofür ich ihm nicht genugsam danken konnte.

Mein erster Gedanke war nun das Schloß Greifenstein, das nur eine halbe Tagreise fern lag, und mit Anbruch des Abends befand ich mich schon in dem angränzenden Walde. Vorsichtig den Mondschein vermeidend, schlich ich immer dem Schatten der Mauern entlang, aus Furcht, belauert zu werden, und fand endlich glücklich den unterirdischen Kellereingang, obwohl er von herabgestürzten, verkohlten Balken und Mauertrümmern fast ganz überdeckt war. Dies nahm ich aber für ein erfreuliches Zeichen, daß noch Niemand hier nachgesorscht habe und mir zuvorgekommen sei.

Mit größter Behutsamkeit und Geräuschlosigkeit trug ich nun Balken und Steine von der Oeffnung ab, was mich viel Anstrengung kostete, denn erschöpft, wie ich war, mußte ich jeden Augenblick wieder herumspähen, ob mich Niemand belausche. Nach kaum zwei Stunden war ich mit der Räumung so weit fertig, daß ich bequem hinabschlüpfen konnte. Doch wagte ich vor Morgens mich nicht hinunter, wegen der Finsterniß im Keller, und weil ich Furcht hatte, der Geist der ermordeten Edelfrau möchte dort umgehen. An die Mauer gelehnt, brachte ich den Rest der Nacht auf einem Steine zu; jedes Geräusch des Windes, jedes Rascheln des Laubes schreckte mich auf, jeden vorüberziehenden Wolkenschatten sah ich für ein Gespenst an.

(Schluß folgt.)

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

Unſer Küraſſier, ein würdiger Gaſt unter den Todten, glich mit dem brennenden Holz in der Hand, in ſeinem Helm und Panzer, der Erſcheinung irgend eines Ritters der verfloſſenen Jahrhunderte — ſein rieſiger Schatten glitt ſchwankend an den Mauern hin, während wir in geringer Entfernung im Dunkel ſtanden.

Nach der überall in Polen herrſchenden Sitte waren die Wände mit Familienbildern behangen, und der Küraſſier ſtürzte ſofort auf eines derſelben wie auf einen alten Bekannten zu, und lange ſah er mit dem Ausdrucke des wildeſten Genuſſes nach demſelben empor. Es war in der That ein überaus reizendes Mädchengeſicht, und nur ſchwach von dem unſicheren Scheine der Fackel beleuchtet, ſah daſſelbe wie ein Engel des Friedens herab. „Du, Herz meines Herzens! — Die, die Du allein meinem Daſein und der Welt Leben verlieheſt — Dich ſollte ich nicht wiederfinden!“ ſagte er, auf das Tiefſte erſchüttert. — „Die Erde hat ihr Theil zurückgefordert, und die Würmer durften in Deinen Reizen ſchwelgen . . . Würmer? Nein, eine Schlange hat Dich vergiftet — Felizia! Gott iſt mein Zeuge, Du allein vermochteſt die Hand zurückzuhalten, die bereit war, dieß ſcheußliche Gewürm zu zerdrücken.“

„Ich verſchob die Rache, aber aufgeben konnte ich ſie nicht, wie meine Liebe — fuhr der Küraſſier in ſeiner düſtern Rede fort — nach Dir wurde ſie meine einzige Leidenſchaft, mein einziger froher Gedanke — nur der Durſt nach Rache konnte mich an dieſes Marterrad ſchmieden! Sieh' nicht ſo zürnend auf mich nieder, Felizia, — ich gab mir ſelbſt einen furchtbaren Schwur, das Ungeheuer zu vernichten, und Du weißt, ob ich je im Guten oder Böſen einen Schwur gebrochen. . . . Ich habe ihn gehalten! aber auch Du, theuerer Schatten, haſt Dein Verſprechen erfüllt — Du gelobteſt in der Nacht vor meinem Tode, mir ein Bote der Freude zu erſcheinen, und Du biſt mir erſchienen — eile nicht fort, fliehe nicht weg von mir — ſage mir: werde ich Dir im Reiche des Todes angehören, und liebt man auch dort? Ich mag das Paradies nicht, wenn ich Dich in ihm nicht finde!“ Er ging nun raſch auf die Erſcheinung zu, die ihm die Hitze ſeiner Fieberphantaſien vorſpiegelte, und ſtieß an einen erſchlagenen Franzoſen . . . . ein plötzlicher Schrecken erfaßte ihn; er hielt den Brand an das bläuliche Geſicht des Todten, und ſeine Züge ſprühten vor Zorn. . . . „Verirrſt Du hier mir den Weg zu meinem Himmel. . . . Fort, Schlange, fort, ſage ich!“ ſchrie er: „Wie haſt Du meine Liebe überleben können? Warum haſt Du Dich zum Sterben hierher geſchleppt! Oder nimmt auch der Teufel Dich Böſewicht nicht auf? Dießmal wenigſtens ſollſt Du mir nicht entfliehen, dießmal wenigſtens ſollſt Du der verdienten Hölle nicht entgehen, zu der Du mir die Welt gemacht haſt!“ Er ſchäumte, ſein Geſicht war blutroth, und den Säbel aus der Scheide reißend, trat er dem Todten auf die Bruſt, daß man die Knochen brechen hörte; mit beiden Händen faßte er die Klinge und ſtieß ſie in das längſt erkaltete Herz. . . . „Noch lebt er, noch athmet er!“ wiederhalte er mehrmals raſch und leiſe, den Kopf zur Wunde hinabneigend, „noch kriecht Blut, wie ein Wurm, in ſeinen Adern! . . .“ Von Neuem hob er den Arm, aber das Fieber hatte ſeine Kräfte erſchöpft — er ſtürzte beſinnungslos und ohne zu athmen, zu Boden.

Wir riefen nach den Ordonnanzen und trugen ihn in das erſte Zimmer zurück, wo wir ihm den Panzer abnahmen und ihn auf die Mäntel legten. Es gelang uns, nach vielen angewandten Mitteln, ihn zum Leben zurückzubringen, aber wenn er auch wieder zu athmen begann, ſo fehlte ihm doch noch das Bewußtſein. Von Zeit zu Zeit lief ein Zittern durch alle ſeine Glieder, und ein kalter Schweiß bedeckte den Körper — krampfhaft zuckten die Augenlider. Wir vertrauten ſeine Herſtellung der Ruhe. — Die Bewegung mit dem Küraſſier hatte den Schlaf völlig von uns verſcheucht. Leiſe beſprachen wir, wie leicht eine unglückliche Liebe den Menſchen dem Wahnſinne zuführen könne, der vom Himmel mit heftigen Leidenſchaften beſchenkt aber vielmehr beſtraft worden ſei. Es war augenſcheinlich, daß der Major Felizia's erſter Bräutigam und Grabe Oſtrelſenſky's Todfeind geweſen, und daß er dieſen heute erreicht und erſchlagen habe. — „Aber auch Du, Bruder, haſt Deine Erzählung nicht geendet,“ erinnerte ich endlich den Lieutenant.

„Sie wird kurz ſein,“ verſetzte dieſer ſeufzend. „Höre. Wir wurden dort unterbrochen, wo ich die Thüre zu Eliſa's Gefängniß öffne. — Ich ſehe hinein — ein Licht brennt in dem Zimmer — unter dem vergitterten Fenſter ſteht ein Tiſch; im Winkel ein Bett und auf ihm — denke Dir mein Erſtaunen! — ruht ein weibliches Weſen im weißen Gewand — und wer? Eliſa! Ich ſagte Dir, daß mir das Blut in den Adern gefror, aber dieß drückt das Entſetzen nicht aus, das ich damals empfand — daß ich nicht zu Boden ſtürzte, verdankte ich nur der völligen Erſtarrung, die mich befiel.

Aber Alles, was einen Anfang hat, muß auch ein Ende haben. Die Vernunft erhob ihre Stimme, das Herz thaute auf, und ungläubig, furchtſam, rieb ich die Augen, um mich

zu überzeugen, ob das alles nicht vielleicht Täuschung sei; nein! die weiße Gestalt lag unbeweglich vor mir, wie in tiefem Kummer. Das schöne, aber blasse Gesicht war von den hellblonden Locken halb verborgen, und lange hafteten meine Blicke auf der lieblichen Erscheinung, ich schwankte zwischen — Wahrheit und Täuschung — ich that einen Schritt vorwärts, die Unbekannte schlug die Augen auf, und da überzeugte ich mich wohl, daß so viel Leben sich dem Tode nicht einen könne . . . ., ich brach das Schweigen und sagte ihr, wer ich sei und was mich hierher geführt. Jetzt errathe, wer sie war, und wie sie an diesen Ort gekommen?"

„Ich vermag es nicht," versetzte ich.

„Auch ich erfuhr es nicht sogleich." Das reizende Mädchen beschwor mich, Niemanden die Begegnung mit ihr zu entdecken. Unnöthige Bitte! ich selbst war nur zu bereit, den Schatz vor der Welt zu verbergen. Ist es nöthig, Dir zu sagen, daß schon nach der ersten halben Stunde, die ich an ihrer Seite verbracht, ich verliebt wie ein Bräutigam war? Das Wunderbare, Geheimnißvolle ihres ganzen Wesens warf den Funken in mein Herz, und ihre Unschuld, ihr klarer Verstand fachten ihn zu hellen Flammen an. Ich flehte auf das Inständigste um die Erlaubniß, sie wieder sehen zu dürfen, und dagegen gab ich ihr das Versprechen, mit der größten Vorsicht zu verfahren. Nach drei Tagen hielt ich abermals vor der Wohnung des Intendanten von Schuran. „Ist man zu Haus?" „Zu Haus, Herr!" Der treue, langjährige Diener begrüßte mich mit zweideutigem Lächeln. „Befehlt Ihr Hammer und Fackel, Grigory Iwanowitsch?" „Wozu?" fragte ich verlegen.

„Zur nächtlichen Reise nach dem verfallenen Hause," antwortete er. „Grigory Iwanowitsch, ich weiß Alles. Man erwartet Euch mit Ungeduld — aber erlaubt, daß ich diesmal Euer Führer sein darf." Er ging, ohne meine Antwort abzuwarten, vorweg — und ich war durch den sonderbaren Empfang so verwirrt worden, daß ich ihm folgte wie der Führte.

Als wir der verhängnißvollen Thüre uns näherten, sprang mir das Herz in der Brust, wie der Hase nach dem Schusse des Jägers. — Die Unbekannte, noch schöner als das erste Mal, wo ich sie gesehen, empfing uns, und ich fühlte mich selbst nicht mehr, als ich sie erblickte — meine Eigenliebe schwelgte in der flammenden Röthe auf den Wangen des herrlichen Mädchens. „Grigory Iwanowitsch," sagte mein Begleiter, „ich bitte Euch, Euere Muhme zu verehren und zu beschützen . . Ihr seht die Tochter der Elisabeth Andrejewna, die Elisabeth Paulowna Basanow vor Euch!" Ich trat vor Verwunderung drei Schritte zurück. . . Diese plötzliche unerwartete Eröffnung warf alle meine Gedanken und Empfindungen so durcheinander, daß ich lange offenen Mundes stand, ohne ein Wort zu finden, ohne mit mir selbst in's Klare zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein **komisches Mißverständniß** ereignete sich dieser Tage beim Eingange in die Ortschaft Mauer bei Wien. Ein junger Beamter eines k. k. Ministeriums fuhr Nachmittags, keines Ueberfalles gewärtig, im Stellwagen, dessen sämmtliche Plätze occupirt waren, nach seiner Sommerwohnung. Beim Eingange in die Ortschaft Mauer stand ein Gendarm und blickte nachlässig vor sich hin, während plötzlich von der Seite ein Herr athemlos dem Wagen nachstürzte und den Hut in der Hand, fortwährend „Aufhalten! Aufhalten!" rief. Der Kutscher, welcher etwas schwerhörig, vernahm den Rufenden nicht, da legte sich der Gendarm in's Mittel, er eilte auf den Wagen zu und brachte das Gefährte zum Stehen. Leichenblässe bedeckte die Gesichter der Passagiere, insbesondere als der mittlerweile nachkommende Herr zum Gendarmen gewendet sagte: „Im vorderen Coupé sitzt er, der mit dem runden Hute ist's." Momentan glaubte jeder der Fahrgäste, es müsse sich irgend ein Uebelthäter im Wagen befinden. Das Mißverständniß löste sich aber alsbald dahin auf, daß der Nacheilende, der Schulmeister des Ortes, den jungen Beamten, welcher in seinen Mußestunden die Violine spielt und öfters dem Schulmeister und seinem liebenswürdigen Töchterchen zu liebe irgend einen Part bei Hochämtern übernahm, dringend einlud, allsogleich auszusteigen und bei der „großen Leich" die gleich stattfinden wird, die erste Violine zu spielen. Unter allgemeiner Heiterkeit stieg sodann der Beamte aus und im Triumphe führte ihn der Schulmeister zur „großen Leich" in die Kirche, wo er das Libera auf der Violine begleitete.

•

— Man schreibt aus **Lemberg**: Letzten Sonntag sollte im hiesigen Bernardinerkloster die **Trauung eines eleganten Paares** stattfinden. Eben sollte das Paar die Ringe wechseln und sich gegenseitig die ewige Treue geloben, als eine Dame sich mit Ungestüm vor den Altar stürzte und dem entsetzten Bräutigam mit Donnerstimme zurief, er habe kein Recht, einem anderen Weibe Treue zu schwören, denn sie habe schon das Versprechen seiner ewigen Liebe. Die Verwirrung, welche sich des Paares bemächtigte, läßt sich kaum schildern, und von einer Trauung war keine Rede mehr.

•

— Für **Barbara Ubryk**, die mißhandelte Krakauer Nonne, hat ein ungarischer Abgeordneter, Herr Joseph Zsamboky, „zum Zeichen des Mitleids, welches ihren unerhörten Leiden gegenüber sein Gemüth bewegt und um die Unglückliche einigermaßen zu erheitern", sechs Stück neue ungarische Dukaten und eben so viele neue ungarische Silbergulden bei einem ungarischen Blatte deponirt. Dem Anzeiger der scheußlichen Klosteraffaire aber, „wenn dieser eruirt werden sollte", bietet Herr Zsambokrety 50 fl. an.

•

— Die **deutsche Philologie** kommt drüben in **China** zu hohen Ehren und Pfründen. Die Chinesen wollen nur noch deutsche Philologen in ihren Zollämtern anstellen, weil diese die chinesische Sprache gründlicher verstehen und lernen als blos praktische Geschäftsleute. Sie werben daher in Deutschland Philologen an und geben ihnen glänzende Besoldungen, sogar schon während der Probezeit. In Berlin haben sie schon gute Geschäfte gemacht.

•

— In **Dresden** hat sich ein protestantischer Kirchenvorstand auf Grund einer Eingabe des Protestantenvereins für **Freigebung des Tragens von Brautkränzen** und für den Wegfall der Keuschheitsprädikate „Junggeselle" und „Jungfrau", sowie der Bezeichnungen „ehelich" und „unehelich" entschieden.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 61. Sonntag, den 15. August **1869.**

Neue Gedichte

von Ludwig Bauer.

II.

Waldesgang.

Nur ein grünes Reis
Hab' ich heim vom dunklen Wald gebracht,
Von dem selgen Rauschen laut und leis',
Von dem Flüstern durch die Blätternacht,
Von dem Blüh'n und Duften bab und weit,
Von der ganzen grünen Herrlichkeit
Nur ein grünes Reis.

Und nur einen Hauch
Hab' ich heim vom dunklen Wald gebracht; —
Von dem Vogelsang auf Zweig und Strauch,
Vom Getön der Quellen, grün umlacht,
Von der Glocken Ton in stiller Rund,
Von des Mähers Lied im Wiesengrund
Ach nur einen Hauch.

Und nur einen Strahl
Hab' ich heim vom dunklen Wald gebracht.
Von dem Sonnenglanz im Wiesenthal,
Von des bunten Falters Flügelpracht,
Von dem frommen Blick im Aug' des Reh's,
Von dem klaren Wellenspiel der See's
Ach, nur einen Strahl!

Doch hab' ich genug; —
Selb mir treu im tiefen Sinn gelegt,
Ob mich dann des Lebens Wanderflug
Allem stillen Glück verleiten trägt,
Holde Drei, du Reis und Hauch und Strahl,
Bleibt mir eigen stets in Lust und Qual,
Doch hab' ich genug!

Sei'ger Waldesgang!
Wallen nach der Schönheit Tempelhall',
Süßes Ausruh'n von des Lebens Drang,
Treu Gedenken meiner Lieben all',
Mit dem Ew'gen hast du mich genährt,
Alles Höchste hast du mich gelehrt,
Sei'ger Waldesgang.

Der Schatz von Greifenstein.

Aus dem Nachlasse des Ferd. Aug. Schnezler. Mitgetheilt von Ignaz Hub.

(Schluß.)

Als die Sonne aufgegangen war, kroch ich also in den Keller und fand zu meiner größten Freude den Platz, wo das Kästchen vergraben lag, noch unversehrt, der Boden ringsum war noch naß von dem verschütteten Weine, dessen Duast mich fast betäubte. Mit leichter Mühe wühlte ich die Erde auf, fand wirklich das Gesuchte, und entdeckte nebenbran noch eine Art Trog, der so schwer war, daß ich ihn kaum bewegen konnte. Ich brach den Deckel auf, und erblickte darin eine große Menge goldener und silberner Becher, Teller, Bestecke, Zierrathe und ellige Säcke ganz voll von Goldgulden. Im Schmuckkästchen aber befanden sich so viel Edelsteine, Perlen und kostbare Spangen, Ringe und Kettlein, daß mir vom Glanze schier die Augen übergingen. Ich packte nun in der Umgebung der Ruine nach einem sichern Ort, wo ich einstweilen diesen Schatz aufbewahren könnte, und fand im Walde hinter dem Berge eine Felsenklust mit vielen Rissen und Spalten. In eine der verborgensten dieser Höhlungen trug ich nach und nach alle im Trog befindlichen Kostbarkeiten, sowie auch das Schmuckkästlein, verschüttete hierauf den Spalt mit Erde und überkleidete ihn sorgfältig mit Moos, so daß keine Seele darunter etwas dergleichen ahnen konnte. Im Schweiß gebadet verließ ich endlich diese Gegend und stieg hinab in's Thal in ein Dorf, wo ich aber nur jammernde Weiber, Kinder und Greise traf. Fast alle Bauern waren nämlich mit den Aufrührern ausgezogen und zu Mauersmünster und Zabern theils im Kampfe niedergemacht, theils gefangen und martervoll hingerichtet worden.

Von da zog ich in der Richtung auf Freiburg, voll sreudiger Hoffnung, bald wieder meine theure Anna zu sehen und dann als reicher Mann gewiß keine abschlägige Antwort von ihrem Vater zu erhalten. Auch gedachte ich durch eine Summe Geldes das Dokument, worin ich Gertruden die Ehe versprochen, wieder einlösen zu können, denn ich wußte ja, daß ihr Geiz stärker sei, denn ihre Liebe. Vorher kaufte ich mir in einem Dorfe am Rheine einen Bauernkittel und einen Korb voll Eier, schwärzte etwas mein Gesicht — meinen Bart hatte ich auch bereits stark wachsen lassen — und gelangte auf diese Weise unerkannt nach Freiburg und vor das Haus des Rathsherrn Hugwald. Daselbst fand ich jedoch Alles wie ausgestorben, alle Fensterläden waren verschlossen. Von einer alten Nachbarin erfuhr ich auf mein Befragen, der Rathsherr sei kürzlich, vom Schlage gerührt, auf der Stelle verschieden, und seine Tochter bald nach dem Begräbniß in die Schweiz zu einer Muhme gegangen, da sie keine Verwandten in Freiburg habe. Die alte Frau konnte nicht genug Gutes von Anna's Tugend und Freundlichkeit sagen, aber vom Vater wollte sie nicht viel Rühmens machen, über dessen Tod die Stadt auch nur wenig getrauert habe. Dies bau-

fällige, nicht schuldenfreie Haus, meinte sie, sei das Einzige, was er seiner Tochter hinterlassen.

Nun dankte ich Gott erst recht herzlich für meinen Reichthum und fragte die Nachbarin um den Namen der Stadt, wohin sich Anna begeben, worauf sie mir Baden im Aargau nannte. Ich verkaufte nun der Frau meinen Korb voll Eier um ein Spottgeld und eilte auf einem Umweg, um nicht an Meister Roth's Laden vorüber zu müssen, und etwa meiner alten Eheversprechenen in die Hände zu fallen, zum Thore hinaus auf die Heerstraße nach der Schweiz.

VI.

Freudige Hoffnungen beflügelten meine Schritte, daß ich des weiten und rauhen Weges kaum achtete. Schon am zweiten Abend, noch kurz vor dem Thorschlusse, traf ich in Baden ein, wo ich mir sogleich die Wohnung der Mutter Anna's weisen ließ. Durch eine Ritze des Fensterladens sah ich eine junge Magd beim Lichte spinnen, klopfte mit pochendem Herzen an und fragte, ob keine Freiburgerin da wohne. Die Magd antwortete: „Ja, ich bin aus Freiburg." Nun erst erkannte ich sie, es war keine andere als Anna selbst, die nur durch ihre neue Tracht mir anfangs fremd geschienen. Welches Entzücken von beiden Seiten! Sie hatte mir treu ihr Herz bewahrt und vergoß heiße Thränen an meiner Brust, worin auch noch keine andere Flamme als nur für sie gelodert hatte. „Aber nun bin ich ein armes Mädchen" — sagte sie, nachdem ich ihr meine Abenteuer erzählt — „und du bist ein reicher Mann geworden; suche dir eine Frau, die dir mehr anstehe als ich!" — Meine feurigen Bitten und Vorstellungen siegten jedoch bald über ihre Bedenklichkeiten und sie versprach mir, nach Ablauf der Trauerzeit um ihren Vater, die Hand vor dem Altare zu reichen. Ich war der glücklichste Mensch auf Erden!

Die Mutter war indessen herbeigekommen, und nicht wenig verwundert, einen fremden Mann so vertraulich mit Anna thun zu sehen. Bald ward ihr das Räthsel gelöst und ungern sah sie der Trennung von ihr entgegen, denn sie hatte sie recht lieb gewonnen.

Gleich Morgens darauf nahm ich von Anna für kurze Zeit Abschied und eilte nach den Ruinen von Greifenstein. Den Platz am Felsen, in dessen Höhlung ich die Schätze verborgen, fand ich ganz unversehrt, ja lustig mit Gras und Blumen überwachsen, was mir eine gute Vorbedeutung schien.

Nachdem ich die Kleinodien alle wieder herausgehalt und vorsichtig in Stroh verpackt hatte, schaffte ich dieselben auf einen in Bereitschaft gehaltenen Bauernkarren und fuhr damit, von zwei tüchtigen Rossen gezogen und mich für einen Blechwaarenhändler ausgebend, nach Freiburg. Mein erster Gang voetselist war zu meinem alten Meister Roth, um vor Allem die Angelegenheit mit seiner Schwester in's Reine zu bringen. Er machte aber ein saures Gesicht, als ich bei ihm eintrat, ihn grüßte und nach Gertraud mich erkundigte. Er wies auf den Trauerflor, den ich an meinem Hut hatte, und antwortete spitzig, ich sei wahrscheinlich nur gekommen, um mich über seine verstorbene Schwester auch lustig zu machen. Da ward ich vor Freude ganz starr und fragte, ob er mich nicht zum Besten habe. Meister Roth verwunderte sich aber noch viel mehr, daß ich von dem Tode der Gertraud nichts wissen sollte, denn er hatte mein schriftliches Ehevorsprechen in ihrem Nachlasse gefunden und war der Meinung, ich trage den Flor ihretwegen und sei in keiner andern Absicht gekommen, als um Ansprüche auf meiner Verlobten Hinterlassenschaft zu machen; Jungfer Gertrude war nämlich eine Woche vor meiner Ankunft das Opfer eines hitzigen Gallenfiebers geworden.

Ich beruhigte den Meister über meine Absichten und sagte, ich trage den Flor wegen meines Vetters in Schweizerland, der neulich gestorben sei, — wie es auch in der That so war; ich sei durch ihn Erbe eines großen Besitzthums geworden — vom Geelsensteiner Schatz schwieg ich natürlich — und denke nicht daran, den mindesten Anspruch an Jungfer Gertraud's Vermögen zu machen, vielmehr sei ich froh, so wohlfeilen Kaufes davon gekommen zu sein. Nun erzählte ich ihm aufrichtig den ganzen Hergang der Sache, und welche Noth mich zu dem Ehevorsprechen getrieben habe, worüber mein alter Meister herzlich lachen mußte, indem er mir alles Glück wünschte. Meinem Plan, einen Handel mit Edelsteinen anzufangen und Anna heimzuführen und zu heirathen, gab er seinen vollen Beifall und ertheilte mir noch mancherlei guten Rath. Vor Allem ließ ich nun das baufällige Haus des seligen Rathsherrn Hugwald, nach Tilgung der darauf ruhenden Schulden, als Anna's nunmehriges Eigenthum, vollständig wieder herstellen, so schön als möglich ausschmücken und mit allen Bequemlichkeiten versehen, daß sich die ganze Stadt darob verwunderte und der reiche Vetter, wofür ich galt, in aller Munde war. Auch legte ich darein die mitgebrachten Schätze sorgfältig hinter Schloß und Riegel. Mir ward von allen Seiten jetzt große Ehre und Freundschaft erzeigt, auch mein Vater gerühmt und gepriesen, und gerade von denen am meisten, die bei seinen Lebzeiten seine ärgsten Feinde gewesen waren. Aber das ist so der Welt Lauf!

Nachdem ich also die gehörigen Anordnungen getroffen und Alles zum Empfang meiner Verlobten vorbereitet hatte, holte ich das geliebte Mädchen in der Schweiz ab. Als wir durch das Thor in Freiburg einfuhren, bat sie mich weinend, nicht über den Marktplatz den Weg zu nehmen und dem schmerzlichen Anblick des ruinösen und verschuldeten Hauses auszuweichen, wo ihr Vater gestorben war. Indessen sprach ich ihr guten Muthes zu, doch thäte es mir leid, ihr diese Bitte abschlagen zu müssen, weil unsere Wohnung eben auf dem Markte läge und zu unserer Aufnahme bereit stünde. So fuhren wir dahin. Wie aber vermag ich Anna's Erstaunen und freudige Ueberraschung zu malen, als unser Wagen an ihrem väterlichen Hause hielt, welches ganz wie neugebaut aussah, mit schönem Anstrich, blankpolirten Fenstern, Thüren, Treppen und herrlich ausgemalten Erkern, und ich ihr dasselbe als ihr Eigenthum anwies. Tief gerührt fiel sie mir um den Hals und dankte mir unter Thränen für so liebevolle Aufmerksamkeit.

Bei der Hochzeit, die acht Tage darauf gefeiert ward, und wobei mein ehrlicher Meister Roth nicht fehlen durfte, prangten auf der Tafel alle die goldenen Schalen und Becher aus dem Greifensteiner Schloßkeller; aber zum Brautschmuck übergab ich meiner Anna das Schmuckkästchen. Doch wie groß war meine Verwunderung, als sie beim Anblick eines dazu gehörigen Siegeleinges plötzlich erblaßte und mich um Gotteswillen beschwor, ihr die Wahrheit nicht zu verhehlen, auf welche Weise ich in den Besitz dieser Kostbarkeiten gelangt sei. Ich bat sie betreffen um Erklärung ihrer seltsamen Zweifel. Da sagte sie, das Wappen auf diesem Siegelring sei das ihrer Tante, ihrer Mutter Schwester, eines gebornen Fräuleins v. Blumeneck; diese habe einen Grafen v. Greifenstein im Elsaß geheirathet, jüngst aber durch das Meerdiesen der Bauern bei Erstürmung des Schlosses als kinderlose Wittwe

den Tod gefunden; sie habe diese Trauerpost erst kürzlich zufällig erfahren, nachdem sie Jahre lang nichts von dieser Tante vernommen, seitdem ihre Mutter, weil ihr Vater als Schreiber sie entführt habe, enterbt und das ganze Vermögen jener Schwester zugewendet worden. Nun gestand ich ihr, indem ein großer Stein mir vom Herzen fiel, es sei das eben das Greifenstein'sche Schloß, woher ich alle diese Kleinodien habe. Wirklich fand sich auf dem Boden und an den Rändern der übrigen Becher und Schmucksachen überall das Wappen derer v. Blumeneck. Also war Anna die rechtmäßige Erbin aller dieser Schätze, da ihre Tante keine Leben hinterlassen, und mit um so größerem Anspruche, als ihre Mutter durch den Zorn ihres Vaters um ihren Antheil gebracht worden war. Anna war vor Freude einer Erschöpfung nahe, und ich rief: „Sieh nun, liebe Anna, dies ist alles dein; ich bin nun wieder so arm wie zuvor, aber doch überglücklich, in dir die rechtmäßige Eigenthümerin dieses Schatzes begrüßen zu können! Willst du mich aber jetzt auch noch behalten?" — Das holde Kind umschlang mich und antwortete unter Thränen blos mit einem langen Kusse. Dann stammelte sie: „Der Herr im Himmel sei gelobt, daß nun Alles so gekommen ist! Nun ist auch meine Sorge wegen eines etwa unrechtmäßigen Gewerbs dieser Kostbarkeiten gehoben."

Als gerade die Becher der fröhlichen Hochzeitgäste am lustigsten zusammenklangen, trat Ritter von Andlaw in den Saal. Er brachte mir, aus dem Elsaß zurückkommend, wohin ich ihm eine Hochzeit-Einladung gesandt, mehrere Verschreibungen auf beträchtliche Geldsummen, welche Frau von Greifenstein in Straßburg angelegt hatte. Der größere Theil ihres Vermögens habe in Goldgeschirr und Edelsteinen bestanden, bemerkte er mit Bedauern, was Alles, nebst vielem baaren Gelde, bei dem Schloßbrande den mörderischen Bauern möge in die Hände gefallen sein. Bei diesen Worten führte ich meinen Lebensretter an den Tisch, wo alle diese von ihm verloren geglaubten Pretiosen und Werthsachen aufgestellt waren, so daß er sich nicht genug verwundern, nicht genug mich beglückwünschen konnte. Nur mit Mühe drang ich ihm einen goldenen, mit Rubinen besetzten Becher als schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit auf.

So war denn unser Glück fest begründet. Ich lernte aber in meiner Anna selbst immer mehr neue Schätze kennen, die jene äußern weit überstrahlten. Bald ward ich einer der reichsten Handelsherren der Stadt Freiburg; mit Gold- und Silberwaaren bezog ich in Gemeinschaft mit Meister Roth jährlich die Messen von Zurzach, Straßburg und Frankfurt, und überall war Gottes Segen sichtbar mit uns.

Wenn ich nun von der Messe heimkehre, da harrt meiner mein blühendes, geliebtes Weib, die von Alt und Jung geehrte Anna, mit unsern drei rosigen Kindern, von denen jedes mir eine nach der Mutter Anleitung gefertigte Arbeit entgegenbringt: der Georg bringt mir sein Rechnungsbuch, gar sauber geschrieben, oder eine Zeichnung; die kleine Anna, das Ebenbild ihrer Mutter, eine feine Stickerei, und Walpurgis eine schmucke Nähterei; — sie wissen aber auch gar wohl, daß ich nie mit leeren Händen zurückkomme und jedes erhält ein schönes Meßgeschenk. Der Georg scheint mir nachschlagen zu wollen, denn der Junge versteht sich jetzt schon fast so gut als ich selber auf die Probirung des Goldgehalts und den Werth der Edelsteine. Meine Anna bekommt aber immer einen auserlesenern Kram; ihr liebliches Lächeln erhält mir das Herz immer frisch und jugendlich, und unsere Liebe bleibt immer grün.

Gott erhalte sie und ihre Kinder und uns Alle in Gnad', und geb' uns die zeitliche und ewige Seligkeit! Amen.

Der Küraſſier.

(Erzählung, aus dem Ruſſiſchen.)

(Fortſetzung.)

Der Intendant fuhr fort: „Die Vermählung des unglücklichen Bojarow mit Eurer Verwandten, der Fürſtin Z., war unaufſchieblich, da die Ceremonie vollkommen beendet war. Wohl konnte es gelingen, ſie zu verheimlichen, aber trennen konnte man das Paar nicht wieder. Die Ihr hier vor Euch ſeht, wurde geboren, als Eliſabeth Andrejewna in dieſes Gefängniß gebracht worden war, und ſie wurde nach ihrer Mutter getauft. Der alte Fürſt hatte ſeine Urſache, die Neugeborne zu verbergen, und trug mir auf, ſie zur Erziehung in irgend ein entferntes Dorf zu geben. Die Kleine jammerte mich, und ich brachte ſie zu meinem Bruder, einem armen Landbeſitzer im wjätkiſchen Gouvernement: er war kinderlos und nahm die Ausgeſtoßene wie ein Geſchenk des Himmels auf. Er pflegte ſie und zog ſie groß. Niemand hatte eine beſtimmte Ahnung hiervon, da die ganze Angelegenheit mit dem größten Geheimniß behandelt worden war, und dem einen banden die eigenen Handlungen die Hände, dem anderen die Drohungen und das Gold des Fürſten. Der Herr ſtarb — aber er hatte Erben — und trotz den Vorwürfen meines Gewiſſens fürchtete ich mich, mit dieſen einen Prozeß anzufangen. Ich war ja ſelbſt nicht ohne Schuld, wenn auch gegen meinen Willen. Ein Monat iſt es jetzt, daß ich meinen Bruder und Eliſabeth Paulowna ihren Erzieher verlor — vor einer Woche kam ſie bei mir an. Bittere Thränen vergoß ich über den Tod meines guten Bruders, und ich würde troſtlos geweſen ſein, hätte ich dieſen Engel nicht um mich gehabt. Während dem aber (unter uns ſei es geſagt) las Eliſabeth alle Papiere mit größtem Eifer, die auf ihr Schickſal Bezug hatten — und natürlich bat ſie mich, ihr den Ort zu zeigen, wo ihre gute Mutter gelebt und geendet habe. Wie hätte ich es ihr abſchlagen können!!

„Aber leider gewann ſie dieſes Zimmer ſo lieb, daß ich ſie nicht mehr aus demſelben zu entfernen vermochte, und Nachts ſogar verweilte ſie in demſelben, um ihre Mutter zu beweinen. Zürnt mir nicht, Grigory Iwanowitſch, daß ich, nach Recht und Gewiſſen handelnd, alle durch das Geſetz geforderten Beweiſe und Zeugen herbeizuſchaffen ſuchte, um das Erbe der Eliſabeth Paulowna ihr zurückzuerſtatten: vielleicht könnt Ihr das Eurige thun, eine heilige Schuld abzutragen — aber für ſie bleibt das Wichtigſte der gute Ruf der Mutter und der eigne gute Name, die beide nur vor Gericht zu erlangen ſind. Aber was brauche ich Euch zu verheimlichen? Eliſabeth Paulowna hat einen Jüngling nach ihrem Herzen gefunden, und mehr als Alles hat dies mich angetrieben, die Entwicklung ihrer Angelegenheiten zu beſchleunigen, und ſo ſehr mein Gaſt auch durch Eure unerwartete Erſcheinung erſchüttert worden iſt, ſo hielt ich meinerſeits im Vertrauen auf Eueren Edelmuth es doch für das Beſte, Euch Alles offen zu entdecken!" „Und Ihr ſollt Euch nicht getäuſcht haben!" rief ich, den braven Greis umarmend. „Gewiß, Ihr habt Euch nicht getäuſcht. . ." Die Verwandtſchaft gab mir das Recht, auch Eliſabeth in meine Arme zu ſchließen, und was hätte

ich darum gegeben, wenn ich dies gekannt, ohne die Nachricht gehört zu haben, daß sie meine Verwandte, daß sie die Braut eines Anderen sei!!

Meine Träume, meine Hoffnungen schwanden — aber die Liebe blieb in dem Herzen. Ich floh jede Gelegenheit, sie zu sehen — aber ihr Bild stand fortwährend vor meinen Augen. Fünf Jahre sind seitdem verflossen, aber Freund, noch jetzt kann ich Elisa's nicht ohne Schwermuth gedenken — sie ist das Gespenst meines Glückes.

Ich that für ihre Wahl, was ich vermochte — auf mein Zureden überließ ihr meine Mutter den Theil des Vermögens, der ihr von dem Fürsten Z. zugefallen war; — ich eilte von Gericht zu Gericht, um sie als die rechtmäßige Tochter Bazanow's anerkennen zu lassen — und auch dies gelang mir. Die Erbschaft war etwas Anderes: und noch liegt sie im Prozeß mit den Söhnen des Fürsten. Elisa vermählte sich trotz dem mit Dem, den sie liebte, der sie liebte und jetzt noch liebt: sie schreibt, daß sie glücklich und zufrieden sei .... aber ich?!"

Sarnitzky bedeckte sein Gesicht mit den beiden Händen, doch diese bargen seine Thränen nicht; seine Brust hob sich krampfhaft, aber kein Seufzer rang sich aus derselben empor.. er vermochte nicht zu seufzen. Mein Herz war gepreßt — heiße Tropfen drangen durch meine Wimpern. Schweigend hüllten wir uns Beide in die Mäntel. So schlief ich ein.

Am Abend schon hatte ich den Befehl gegeben, um vier Uhr morgens zum Aufbruche bereit zu sein. Der Ruf der Trompeten erweckte uns. Trotz aller Gewohnheit ist es schwer, ohne zu erschrecken, im Schlummer diesen Klang zu vernehmen: er hat in sich etwas Erschütterndes, etwas das Herz Durchdringendes. Es ist, als ob der auffordernde Ton die Worte rief: „Zum Gefecht, zum Gefecht; zum Gericht, zum Gericht!" Unsere erste Bewegung war, nach dem kranken Kürassier zu sehen: er schlief noch fest, aber sein Gesicht, wenn gleich noch blaß, war heiterer. Endlich schlug das Schmettern der Trompeten auch an seine Seele; er fuhr zusammen, und auf die Hand gestützt, hob er sich auf, indem er um sich blickte und sich zu erinnern suchte, was mit ihm geschehen, und wo er jetzt sei. „Lebt er noch?" war seine erste Frage. „Beruhigt Euch, Herr Major," antwortete ich ihm. „Wenn Ihr von einem der Feinde redet, so versichere ich Euch, daß keiner uns entkommen ist."

Er sah mich lange an, als ob er meine Worte sich deuten, als ob er nicht nur in mein Gesicht, nein, auch in meine Seele blicken wolle. — Endlich reichte er mir freundlich die Hand und drückte herzlich die meine. „Ich erinnere mich Euerer, ich kenne Euch," sagte er. „Nur kurze Zeit erst kennen wir uns, aber noch längere Zeit wird es mir vergönnt sein, Euch Freund zu nennen. Ich erinnere mich jetzt wie im Traum, was gestern mit mir vorgegangen. Meine Herren! ich fühle, daß das Sonderbare meines Benehmens Sie muß in Verwunderung gesetzt haben, und ich könnte wünschen, Ihnen einige Worte zu meiner Entschuldigung und auch darüber zu sagen, was mich so dem Wahnsinn nahe gebracht — aber ich fürchte den Marsch aufzuhalten."

Ich antwortete, daß meine Patrouillen noch nicht aus der Umgegend zurückgekehrt wären, und daß wir demnach noch fast eine Stunde zu unserer Verfügung hätten.

„Wenn dem so ist, meine Herren," versetzte der Major, „so werde ich Ihnen in der Kürze meine traurige Geschichte erzählen. Nicht viele Stunden sind mir auf Erden noch gegeben, und ich halte es für Pflicht, den braven Kameraden das Herz zu öffnen; vielleicht trifft einer von Ihnen mit meinen Verwandten zusammen, und dann bringe er ihnen meine letzte Beichte. So schwer es mir auch wird, die Vergangenheit aus dem Grabe des Herzens hervorzurufen, so werde ich sie doch beschwören, wie den Schatten Saul's, um von ihr die unvermeidliche Prophezeiung meines Unterganges zu vernehmen. Hört:

„Hier in diesem hellen Schlosse stand ich einst mit einer Artillerie-Abtheilung, die ich befehligte. Ich liebte die Tochter des Hausherrn, ward wieder geliebt und mit ihr verlobt. Noch vor der Hochzeit erhielt ich die Nachricht, daß meine kranke Mutter sehnlichst wünsche, mir ihren Segen zu ertheilen, und als ich zu ihr eilte, fand ich Die, die mir das Leben gab, auf dem Sterbebette. Im Laufe von drei Wochen wich ich nicht von ihrer Seite. Auf dem mit Arzneimitteln bedeckten Tische schrieb ich viel und oft an meine Braut, sie und mich selbst mit der Hoffnung baldiger Wiederherstellung der geliebten Mutter und des Wiedersehens mit ihr, der Angebeteten, tröstend. Gott hatte es anders beschlossen: meine Mutter starb."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Ein Scheusal.) Am 5. August wurde in Unna eine verheirathete Frau, die, von ihrem Manne getrennt lebend, ihre zwei außerehelich geborenen Kinder umgebracht und deren Leichname im Bettstroh versteckt hatte, verhaftet. Ihrem in Berlin sich aufhaltenden Manne, welcher nach Unna gekommen, um sich von ihr scheiden zu lassen, fiel, als er nach ihrer Wohnung kam, ein pestilenzialischer Geruch auf, worauf er das Bett untersuchte und die Leichen fand. Das eine Kind war im Alter von zwei Jahren, das andere von vierzehn Tagen. Es herrscht über diese That eine um so größere Aufregung, als die Bevölkerung von Unna erst vor Kurzem durch die Ermordung des vor der Stadt an der sehr frequenten Chaussee nach Langschede im Korn gefundenen Knaben in Schrecken versetzt worden war. Der Thäter dieser Schandthat wird von der Staatsanwaltschaft bisher ohne Resultat verfolgt.

* *

— **(Vergiftete Strümpfe.)** Vergiftete Strümpfe kommen neuerdings wieder aufs Tapet, und zwar versichert die „Medical Times and Gazette", die englische Regierung beabsichtige unter Aufsicht des Sanitäts-Departements die Sache untersuchen zu lassen. Es ist eine erwiesene Thatsache, daß Personen, welche Strümpfe von besonders glänzender Farbe getragen, von bösen Hautausschlägen und sonstigen Krankheiten befallen worden sind, wie auch der Steinkohlentheer und Arsenik die Ingredienzien zu verschiedenen dieser Farben liefern; andererseits bleibt es aber unaufgeklärt, warum dergleichen Leiden nur in Ausnahmsfällen beobachtet werden, wo doch die genannten Strümpfe außerordentlich viel getragen werden.

* * *

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 62. Mittwoch, den 18. August 1869.

Neue Gedichte

von Ludwig Bauer.

III.

Laß still an dir vorübergeh'n.

Und hat zu früh der Blüthenbaum
Entfaltet seine bunte Pracht,
Da tritt in seinen Frühlingstraum
Ein rascher Frost ihm über Nacht.

Und jauchzt zu früh dein frohes Herz,
Daß ihm sein liebster Wunsch erfüllt,
Da wird von einem jähen Schmerz
Der flücht'ge Sonnenblick verhüllt.

Und deckt zu früh das Winterkleid
Die Flur, noch eh' die Lerche schied, —
Ein milder Tag — und aus dem Leid
Noch einmal siegend steigt ihr Lied.

Und hat zu früh die Seele dein
Der Hoffnung stillem Glück entsagt,
Ein Blick der Liebe fällt hinein,
Eh' du's geahnt, und sieh', es tagt.

Verfrühtes Blüh'n, verfrühter Schnee, —
Die Sonne bleibt am Himmel steh'n,
Wie Lerch' und Baum laß Glück und Weh'
Nur still an dir vorübergeh'n!

Aus dem österreichischen Klosterleben.

(Aus der „Neuen Freien Presse".)

Wie feierlich wird der Wanderer gestimmt, wenn er eine österreichische Benedictiner-Abtei erblickt, deren Thürme, Kuppeln und Fensterreihen eben in der Morgensonne glänzen! Er denkt sich gerne in die lichtdurchströmten Hallen hinein und sieht Männer, die, fernab von den gemeinen Mühen der Menschen, im brüderlichen Vereine nach den höchsten Gütern des Daseins streben, nach Wahrheit, Güte, Schönheit, die nicht versucht werden, dem Leben den Zweck des Lebens zu opfern. Aber wie arg wird er enttäuscht, wenn er einen Benedictiner antrifft, der ihm die Pforten und Thüren und die Herzen öffnet und die nackte Wirklichkeit zeigt! Dies hat ein ehemaliger österreichischer Benedictiner, Dr. Wagner, in einem interessanten Werke gethan, dessen zweiter Band eben erschienen ist.*)

Im ersten Bande lernen wir bereits den Candidaten, Novizen und Cleriker kennen und wohnen der verhängnißvollen Stunde der Profeßablegung bei, durch die er für immer aus dem Menschen in einen Mönch verwandelt und an das Stift gebunden ist. In diesem zweiten Bande sehen wir ihn als Candidaten der Priesterweihe und begleiten ihn durch eine ziemlich lange Reihe von Jahren durch verschiedene Berufskreise bis zu der Stunde, in welcher er den armen Dorfhirten, welcher ihm die Hand küßt, um seine niedere Existenz beneidet.

Das Studium der Theologie befriedigt unsern Priester-Candidaten Isidor nicht; seinen Kinderglauben hat er gänzlich eingebüßt und ist ein vollendeter Zweifler, als er sich vorbereitet, Priester und Seelsorger zu werden. Auch seine Collegen können der Theologie keinen Geschmack abgewinnen, sie lernen die Hefte zum Behufe der Prüfung nothdürftig auswendig. „Wir gehen als ganz winzige Theologen einher," sagt Isidor. Ebenso schlecht ist es mit der Askese bestellt. „Es fällt hier Keinem ein, seine menschliche Natur durch Vertilgung sinnlicher Regungen heiligen zu wollen. Die ascetischen Grundsätze lassen wir gelten, tasten sie nie an, bestreiten sie nicht; aber für praktisch ausführbar halten wir sie auch nicht. Wir Alle sammt und sonders, vom Jüngsten bis zum Aeltesten, hängen an der schnöden Weltlichkeit." Und solche Theologen und Asketen sollen nun Mönche nach der strengen Regel Benedict's und sollen geistliche Musterbilder und Führer der Menschen sein oder werden? Sie sollen, Unglauben, Zweifel, Confusion im Kopfe und die „schnöde Weltlichkeit" im Herzen, innere Harmonie und Frieden finden und harmonisch in Gemeinschaft leben? — Uns graut vor einem solchen Kloster, wie den Leuten, welche nach Isidor's Bericht sagen: „'ne Kaserne oder 'n Kloster in der Nähe zu haben ist g'haut wie g'stochen."

Unsere jungen Benedictiner werden zur Priesterweihe in die Bischofsstadt gebracht und zur Vorbereitung im Franciscaner-Kloster einquartiert, wo, wie unser Isidor erzählt, „Herren-Talare" mit den „Bettelkutten" im Garten bei Bier und Kegelspiel gute Kameraden sind. In's Alumnat wagt man das übermüthige Völkchen der Klosterzöglinge nicht aufzunehmen, sie würden nur Unheil stiften und die fromme Heerde wohl gar noch anstecken. Anderntheils ist die Eifersucht zwischen Säcularen und Regularen stets so groß, daß Reibungen nicht ganz zu vermeiden wären. So bleibt nur das Franciscaner-Kloster. „Das Franciscaner-Essen schmeckt uns, und natürlich der Wein. Diese sogenannten Bettelmönche leben in materieller Hinsicht ganz gut und gemächlich, jedenfalls nicht

*) „Aus dem österreichischen Klosterleben". Zweiter Band. Berlin, 1870.

schlechter als die Stiftsherren." Nach dem Nachtmahl wird in einer Zelle Punsch getrunken, wobei ein feister Franciskaner-Frater, der „Haupt-Spaßmacher", dekutirt — zur Vorbereitung auf die Priesterweihe. Dafür wird er dann nach Möglichkeit mit Punsch traktirt, und er kann wunderbar viel vertragen.

Nach empfangener Priesterweihe, Abschiedsessen und Punschgelage kehren die jungen Benediktiner in prächtigen Stiftsequipagen in die klösterliche Heimath zurück, wo es übrigens auch nicht einsam zugeht. „Ich glaube, man könnte die Tage im Jahre zählen, an denen kein Gast mit uns an der Tafel sitzt. Es gibt drei Sorten von Gästen: die kleinen Leute, welche „blos" in Geschäften kommen — das ist die unterste Sorte und „hat nicht viel zu bedeuten"; dann die vornehmen Gäste mit Wagen und Bedienten, endlich die geistlichen Nachbarn, Pfarrer und Kaplane u. s. w. Die Anwesenheit dieser dritten Sorte pflegt in Kellermeisters Rechnung etwas schwer zu fallen, da gewöhnlich mit ihnen viel gespielt und dabei viel preulirt wird. So ein Tarockerl dauert oft zehn bis zwölf Stunden, ja sogar bei eifrigen Spielern, die sich gleich nach dem Mittagstische zusammensetzen, manchmal bis zum andern Morgen, wo dann die Nothwendigkeit, Messe zu lesen, der Unterhaltung ein Ziel setzt." — „Die Klosterregel verbietet jede Art Spiel." O heiliger Benedict!

Aber dafür sind die Mönche beim Chorgebet mit der Zeit um so haushälterischer. Es gibt in der Liturgie drei Glaubensbekenntnisse. „Gegen das ausgedehnteste herrscht so ziemlich bei uns Allen große Abneigung, denn es dauert das Abbeten desselben mehr als eine Viertelstunde", und es macht den Mönchen ein besonderes Vergnügen, wenn sie einmal dem Prior dieses Glaubensbekenntniß abdikputiren können „und somit um eine Viertelstunde früher fertig werden."

„Wie ist es aber möglich, täglich laut zu bekennen, was man nicht glaubt? Das lernt sich. Der alte Prior sagte mir gleich im Anfange des Novizats: „„Ueber Glaubenssachen müssen Sie, um Ruhe und Frieden zu haben, gar nicht nachdenken, das ist leicht und bequem."" Und so lernt sich's."

Das Kapitel, wie es mit der Harmonie der Brüder aussieht, ist sehr inhalts- und lehrreich. „Einen Offizialen, der sich einmal im Amte oder vielmehr in der Gunst des Prälaten festgesetzt hat, daraus zu verdrängen, gehört zu den reizendsten und interessantesten Intriguen des Klosterlebens." Unser Isidor hat schon früh einige solche Fälle erlebt und mit angesehen, „mit welcher Ausdauer sich dabei die brüderliche Kohale ihrer großen Aufgabe hingegeben pflegt." Er erzählt uns auch einen Fall, wo er sich selber einem solchen reizenden Unternehmen angeschlossen hat. Es handelte sich um die Verdrängung des mißliebigen Kämmerers, welcher von der dicken Stiftsköchin abhängig ist. „Dieses abhängige Verhältniß, in welches der Kämmerer weiß Gott wie und wann gerathen und fest verwickelt ist, macht diese Person übermüthig und läßt sie ihren weiblichen Launen sich ohne Gêne hingeben." Ihre tyrannische Oberherrlichkeit empfinden sämmtliche Dienstleute und der Kämmerer Longirus; gegen einzelne Geistliche, „namentlich jüngere, wenn sie sich ihrer Huld nicht zu erfreuen haben", versucht sie sich in allerhand Motteen, den Küchenmeister Amorez, ihren Chef, quält sie auf jede mögliche Art — kurz, sie treibt es so arg, daß eine Empörung gegen sie organisirt wird, an welcher unser Isidor theilnimmt. Mit zwei anderen Stiftsherren erscheint er vor dem Prälaten, „um „die Dicke" und „den Langen" überhaupt zu verklagen und insbesondere das Verhältniß, in welchem Beide zu einander stehen, aufzudecken." Der Erfolg war aber sehr dürftig. „Der Prälat hörte den Sprecher, Valerian, ruhig bis zum Ende an, versprach die Angelegenheit genau zu untersuchen, gab uns aber schließlich einen ganz derben Verweis für unseren „unzeitigen Eifer" und „das Bestreben, noch mehr Hader im Hause anzurichten, als ohnehin schon da ist." Ja, der Abt hat Recht; mit dem Frieden und der Eintracht sieht es traurig aus; es herrscht Krieg Aller gegen Alle. Es kann wohl auch nicht anders sein, wo Menschen so enge beisammen wohnen, denen es gar nicht einfällt, den gemeinen Egoismus, die Affekte und Leidenschaften zu überwinden, und dazu kommt noch, wie uns Isidor belehrt, daß diese Männer keinerlei Sympathie zusammengeführt hat und daß die eigenthümlichen Verhältnisse eines klösterlichen Lebens mehr geeignet sind, Seelen zu trennen, als zu einen. Am Sarge eines abgeschiedenen Bruders, sagt er, tritt diese so hoch gerühmte Brüderlichkeit keck als Lüge auf und gibt sich nicht einmal die Mühe, den Schein zu bewahren. Die hochwürdigen Brüder raspeln ihre Psalmen und Gebete rasch herunter, gedanken- und theilnahmslos. Die Leiche wird in die Kirche getragen, dem Traueramt folgt ein Lobamt, und wenn die Leiche in die Gruft gebracht worden ist, wird bei einem fröhlichen Leichenmahl Alles vergessen. Da geht es so lustig zu, wie am Prälaten-Fasching, und man trinkt auf gute Brüderschaft. Prosit!

P. Isidor ist Stifts-Bibliothekar geworden. Da Bücher weder gekauft, verliehen oder gewünscht werden,*) ist dies sein Amt eine Sinecure und er hat Zeit, selber zu lesen. In einem alten Schronke findet er eine Menge schön gebundener zurückgestellter Breviere. Warum sind sie beseitigt worden? Er findet ein Exemplar, in dem Textstücke mit Papier überklebt sind. Er löste ein Deckblatt nach dem andern ab und fand die Lösung des Räthsels. „Der meinem Auge zuerst bloßgelegte Absatz sprach vom Papst Gregor VII. als von einem Heiligen, dessen ruhmvoller Kampf für die Kirche gegen die weltliche Gewalt und äußere Feinde gerichtet gewesen. Die Darstellung war heftig und ausfällig. Andere Stellen, die ich entklebte, enthielten aufmunternde Beispiele heilig gesprochener Oberhirten, die ebenfalls Kaisern und Königen frommen Widerstand entgegensetzten und unter Anderem predigten, daß fortan Keiner das Scepter zu führen berechtigt, kein Unterthan ihnen zu gehorchen schuldig sei, wenn das Haupt der Kirche vorher dazu nicht die Vollmacht gegeben hätte." Warum sind denn diese Stellen verklebt und schließlich die schönen Breviere in den Schrank gesperrt worden? Weil die Staatsregierung das Lesen und Meditiren solcher Stellen verboten hat. Dieser Schrank dürfte den Staatsmännern der Gegenwart Anlaß zum Nachdenken und zur Untersuchung geben, woher der Clerus die Wolfsmilch der illoyalen Denkungsart bezieht. Die Renitenz gegen den Staat wird eingelernt, immedilirt, eingebetet — und diese Männer sollen dann dem Volke durch Wort und That Gehorsam gegenüber den Staatsgrundgesetzen, die sie grundsätzlich verdammen müssen, predigen? Untersucht nicht blos die Zellen der Nonnen, sondern auch die Bücherschränke der Geistlichen; ihr werdet da seltsame Dinge finden.

Eine kurze Zeit ist unser Isidor in der auswärtigen Seelsorge, dann wird er Regens chori. Der Abt stirbt und

*) Trifft nicht bei allen Abteien zu.

wird mit großem Pompe beigesetzt, und dann wird gefragt: Wie hat er gewirthschaftet? Wie viel Schulden hat er gemacht? Oder was hat er erspart? Um sein sonstiges Wirken und Wesen kümmert sich Niemand mehr; man denkt an einen bequemen Nachfolger; es bilden sich Parteien u. s. w., und schließlich muß der durchgefallene Rekenkutler dem installirten neuen Abte am Hochaltare die Hand küssen. Zu merken ist noch, daß der Abt dem Bischofe unter Anderem schwören muß: nicht im Rathe derer zu sitzen, die etwas zum Nachtheile des römischen Oberhauptes vorhaben oder beschließen wollen; geheime Anzeige zu machen von dem, was in gegnerischer Beziehung vorgeht; alle alten Anordnungen der Päpste zu beobachten und beobachten zu lassen, mögen sie welchen Namens immer sein; die Ketzer, Schismatiker und Widerspenstigen nach allen Kräften (pro posse) zu verfolgen.

Isidor ist Sacristei-Director und Schatzmeister geworden. „Dies Amt'l bringt was," sagen die Leute. Aber er steigt bald noch höher, er wird Küchen- und Kellermeister — einer der wichtigsten Officialen des Stiftes — der Bibliothekar ist nichts gegen ihn. Er beginnt seine Amtsthätigkeit mit der Reformation des — Speisezettels zu Gunsten der Mönche und Dienerschaft, sowie mit der Erklärung an die Köchin, „alle Art Knauserei, sonst Sparsamkeit genannt, nach Kräften meiden zu wollen". „Unser Leben ist ohnehin bitter genug," schreibt er seiner Schwester nach Prag, warum solle es mit — Essen und Trinken noch mehr verbittert werden." Also selbst Essen und Trinken wird den Benedictinern eine Quelle der Qual, während so viele tausend Menschen arbeiten und hungern und dennoch mit ihrem Loose zufrieden sind! „Die häufigste Klage," sagt Isidor, „welche ein Küchenmeister anzuhören hat, ist die, daß die Herren sammt und sonders „schwache Magen" haben." Die Köchin behauptet dagegen, aus aller Erfahrung zu wissen, daß diese schwachen Magen Alles wunderschön vertragen können, was ihnen schmeckt. Das erfährt der Pater Küchenmeister auch bald selbst trotz der Reformation des Speisezettels. „Die Guischmeckerei der hochwürdigen Herren ist für einen Pater Küchenmeister die größte der Amtsplagen." Aber die Noth macht erfinderisch. So werden z. B. manchmal zahme Enten und Gänse erschossen, damit sie dann als Wildgeflügel passiren können. Gewöhnliches Schweinefleisch wird mit glühendem Eisen angesengt, damit es den brandlichen Beigeschmack von Schwarzwild erhalte und dergleichen. Ebenso treibt man mit Wein allerhand Hocuspocus; nur darf der Kellermeister in keiner Weise sein Geheimniß verrathen. „Das Getränke pflegt den hochwürdigen Herren zu Kopfe zu steigen, und das ist gut. Begeisterung ist die Seele aller großen Festivitäten." Ja, in einer österreichischen Benedictiner-Abtei wurde und wird das Jahr hindurch viel und gut gegessen und getrunken, viel gelaufelt, musicirt und gespielt — der Fischbehälter, die Kornkammer, der Geflügelhof, der Maststall, die Küche und der Keller sind immer voll; aber die Herzen der meisten Bewohner sind arm an Frieden, reich an Qual. Diese schwarzen Herren sind meist unglückliche Wesen, weil sie weder nach der Regel Benedict's noch nach der Regel der Vernunft leben; sie sind Gespenster am hellen Mittag, die sich gegenseitig fürchten, hassen oder verachten, aus Desperation den sinnlichen Genuß suchen und — mit Ausnahme der Gedankenlosen und Abgestumpften — den ärmsten Mann außerhalb ihres prachtvollen Gefängnisses um seine Freiheit beneiden. „Wenn ich am frühen Morgen" — erzählt uns Isidor als Wirthschafts-Director — „den Knechten in das Feld nachgehe, begegnet mir oft der Dorfhirt. Ich höre den Mann oft ein heiteres Morgenlied singen. Ich, der hochwürdige Herr, der des Lebens Hülle und Fülle hat, ich kann nicht fröhlich sein. Der Mann, der singende, hatte auf Stroh geschlafen und trabt rüstig und munter vor mir einher; ich hatte im bequemen, weichen Bett gelegen, ich fühle mich matt und träge. Ich denke an das Weib des Dorfhirten, an seine Kinder. Der Mann hat gewiß nicht die leiseste Ahnung davon, daß ich, der Hochwürdige, ihn — um seines Weibes und seiner Kinder willen schwer beneide. O ich armer Mönch!"

Dieser Isidor hat nach schweren Kämpfen der schönen Abtei Valet gesagt und jetzt — zur rechten Zeit — zu Nutz und Frommen Vieler diese Schilderungen des Klosterlebens veröffentlicht. Das Werk ist reich an historischen Details und an feinen psychologischen Bemerkungen und wird hoffentlich dazu beitragen, die noch immer landläufigen Redensarten zu ersticken, daß „unter dem Krummstab gut wohnen" sei, daß ein österreichischer Stiftsherr das „schönste Leben von der Welt" habe und daß „die Klöster doch viel Gutes stiften". Im Tageslichte der Vernunft und Freiheit sehen viele Menschen, Dinge und Verhältnisse ganz anders aus, als im Dämmerscheine des gedankenlosen Kirchenglaubens.

Der Kürassier.

(Erzählung, aus dem Russischen.)

(Fortsetzung.)

„Die schlaflosen Nächte, Kummer und Gram hatten mich aufgerieben, und ein hitziges Nervenfieber überfiel mich. Fast zwei Monate brachte ich besinnungslos, in Phantasien und dann in lethargischer Mattigkeit zu. Besinnungslos, sage ich? Nein, dies war nicht Abwesenheit der Vernunft, Abwesenheit der Empfindung, — die Erinnerung an den Verlust, an die Trennung lag immer wie ein Bleiberg auf meinem Herzen. Ein stummer, aber heftiger nicht zu beschreibender Schmerz lastete fortwährend auf mir, Geist und Körper zugleich erdrückend, ohne sich zu steigern, ohne sich zu vermindern. Ich bemerkte nicht den Gang der Stunde, aber ich fühlte die Länge der Zeit; sie dehnte und schleppte sich endlos. Plötzlich riß der Faden dieser verzweiflungsvollen Lage: ich erwachte. Alle Freude und aller Kummer der Welt füllte die Seele bei dem ersten Lichtstrahl, der zu denselben drang, und mein einziger Wunsch war, zu wissen, ob Briefe von Felizia angekommen. — Alle schwiegen. Dieses Schweigen war das Todesurtheil meiner Hoffnungen. Eine neue anhaltende Ohnmacht umfing mich mit eisiger Kälte: sie ertödtete den kaum aufpressenden Keim der Kräfte. Meine Schwäche überstieg alle Vorstellungen, oft verlor ich noch die Besinnung, und nur sehr langsam schritt die Besserung vorwärts. Acht Monate waren bereits seit meinem Abschied von Felizia verflossen, als ich mich erst wieder auf den Füßen erhalten konnte. Mein Gott, mein Gott! warum gabst du mir das Leben zurück und versagtest mir das Glück? — Da erfuhr ich, was ich nie für möglich gehalten, was ich nie gefürchtet hatte! — Felizia hatte sich mit einem ihrer entfernten Verwandten vermählt. Zuerst hielt ich sie für todt, denn leben und mir nicht schreiben, waren zwei Gedanken, die ich nicht zu einen wußte — und schon hatte ich mich mit dieser Idee vertraut gemacht, so wie Menschen sich auch an Gift zu gewöhnen vermögen — es war

entsetzlich, aber doch nicht schmachvoll für mich. Urtheilt, welche Wuth mich erfassen mußte, als ich Felizia's Untreue erfuhr. Durch den Sturm meines Zorns aus dem Kreise der gewöhnlichen Leidenschaften geschleudert, kannte ich keine Zügel, keine Grenzen mehr. Es war, als risse eine höllische Kraft mich gleich der Geschützkugel zu fremder und eigener Vernichtung vorwärts. Wie siedendes Blei kochte es in meinen Adern, und taub gegen die Stimme des Gewissens beschloß ich, Felizia zu ermorden. Was seht Ihr so entsetzt mich an? Fühlt Ihr das Gefühl, das eine Theilung in der Liebe erträgt? Vermögt Ihr nicht den Menschen zu denken, zu begreifen, zu rechtfertigen, oder doch wenigstens zu entschuldigen, der eher seinen Gegner würgt, als ihm die Geliebte überläßt, eher sein Herz selbst durchbohrt, als ihm erlaubt, an der Brust eines Andern zu schlagen? Wenn Ihr nie diesen Gedanken ausgedacht, wenn Ihr nie ein ähnliches Beispiel gehört, — so seht Ihr jetzt Den vor Euch, der alles dies ausführen entschlossen war, den Rachegedanken, das furchtbare Erbe der entfesselten Leidenschaften, damals ebenso wie früher seine Liebe erfüllten. Mein Wille, den man sich meiner frühesten Jugend nicht zu bändigen verstanden hatte, stand fest, und ich mag mich nicht entschuldigen; Gott, vor den ich bald treten werde, mag entscheiden, ob ich recht gehandelt habe, ob ich schuldig bin ..... was sich erfüllen sollte, hat sich erfüllt.

„Jede Minute Aufschub war mir unerträglich, ich dachte wachend und träumend nur Mord. Noch einmal wollte ich die Treulose sehen, und nicht wieder: denn dies sollte die letzte Stunde ihres Lebens sein. Mein Regiment war während meiner Krankheit nach Rußland abmarschirt, und ich hatte daher um Versetzung zu den Kürassieren, die hier in der Nähe standen. Erfüllt von Blutgedanken eilte ich dem verhängnißvollen Wiedersehen zu.

„Auf dem Wege zum Schlosse weilte ich mit wilder Lust ihr Erstaunen, ihre Verwirrung bei meinem Erscheinen — ich errieth ihre Entschuldigungen, ich ergötzte mich im Voraus an ihrem Entsetzen bei dem Blinken des Stahles, — mein Entschluß war unwiderruflich gefaßt.

„Je näher ich aber dem Orte der Entscheidung kam," fuhr der Major fort, „desto mehr und mehr sank mein Zorn. Der Sturm in meinem Inneren begann sich zu legen, und gegen meinen Willen übermannte mich die sanfte Erinnerung an mein entschwundenes Glück. Der Spätherbst hatte im Garten bereits die Blätter von den Bäumen gestreift, und in Gedanken, fast ohne meines Zieles mir bewußt zu sein, setzte ich mit dem Pferde über die Umzäunung und ritt nun planlos langsamen Schrittes durch die Gartenwege, die dem Auge bekannt, dem Herzen so theuer waren: Alles war aber dunkel, traurig und öde wie in meiner Brust. Die gefallenen Blätter knisterten unter den Hufen des Rosses, und harfenähnlich tönte der Wind in den bereiften Aesten; sein schwermüthiger Gesang goß Ruhe in meine Seele. Ich fand plötzlich, unerwartet Felizia unter einem Baume sitzend, und unbemerkt ritt ich ganz nahe an sie heran. Ich kann und wage nicht auszudrücken, was in mir vorging, als ich sie erblickte! Im vollen Schmucke ihrer Reize, mit stolzer Selbstzufriedenheit im Auge, an der Seite eines zärtlichen Gatten oder in einem Kreise von Anbetern — so hatte ich mir sie gedacht .... und wie, wo mußte ich sie finden? Mein Inneres blutete: einsam und abgehärmt saß sie vor mir. Die Spuren der höchsten Körper- und Seelenleiden lagen auf ihrem blassen Gesicht, und von allen ihren Reizen war nur der einer himmlischen Unschuld ihr geblieben. Thränen stürzten aus ihren Augen und zerschmolzen mein Herz; all' mein Haß, all' meine Festigkeit, alle Zweifel schwanden bei ihrem ersten Blicke, und erschüttert fiel ich ihr zu Füßen...!

„Nicht zum letzten Male hatte ich sie wieder gesehen. Ich beschwor Felizia, mir zu erlauben, sie im Schlosse an den Freitagen, die der Graf stets zu Besuchen verwandte, sprechen zu dürfen. Da ich ganz in der Nähe wohnte, so gelang es mir bald, das ganze Gewebe höllischer List zu durchschauen, mit dem Ostroljensky sich den Weg zum Altar gebahnt hatte: unterschlagene Briefe, erlogene Nachrichten und die höchste Niederträchtigkeit unter der Maske der Theilnahme hatten mir mein Verderben bereitet. Doch dies war das Wenigste, Felizia's Gold war sein Ziel gewesen; sie selbst wurde ihm eine überflüssige Zugabe, als er jenes erlangt hatte. Er vergiftete ihr jede Lebensfreude und untergrub ihre Gesundheit mit der Kälte eines Bösewichts; er bereitete ihr die Hölle mit seinen ewigen Vorwürfen, mit seinem Spott über Alles, was Achtung in dem Weibe, in der Ehe verdient, mit allen Qualen, die die Bosheit nur erdenken und die gefühlloseste Schändlichkeit ausüben kann. Sie welkte und verzehrte sich vor meinen Augen — ich sah, ich fühlte und ertrug dies alles, — die Hoffnung und der Durst nach Rache stärkten mich. Bei dem Staube meines Vaters aber, bei dem Schatten meiner Mutter, mit allen dem Menschen heiligen und furchtbaren Eiden schwur ich Vergeltung dem Verworfenen. Ich wollte die letzten Stunden Felizia's nicht mit Blut entweihen, und schwieg über meinen Vorsatz. Der Stern meiner Seele erlosch rein ohne Schuld! So glänzt der Mond, ehe er in der Winternacht niedersteigt — finster und kalt wurde es dann um mich her."

(Schluß folgt.)

Miscelle.

(Verlobung im Wasser.) Eine junge Wittwe, die sich jüngst auf der Seine nach Bouginel von einem Schiffer hinausrudern ließ, hatte das Unglück, umgeworfen zu werden und in's Wasser zu fallen. Ein junger Architekt, der Zeuge dieses Unfalles war, stürzte sich der Versinkenden nach und rettete sie. Seltsamer Weise streifte der Rettende, als er die ohnmächtig gewordene junge Frau in die Höhe zog, den Trauring derselben ab und schob ihn, um die Hände frei zu haben, an seinen eigenen Finger. Als er am andern Tage bei der Geretteten erschien, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr den Ring wiedergeben wollte, vermochte er denselben nicht abzubekommen. Er wollte zum Goldschmied, um den Reif durchfeilen zu lassen, aber die Wittwe wehrte dem, indem sie den Künstler ersuchte, den Ring als Andenken zu behalten. Letzterer jedoch meinte, das nicht thun zu dürfen, wenn die Geberin ihm nicht zugleich auch ihre Hand schenke, ein Geschenk, das denn auch gemacht wurde. Ehen werden im Himmel und manchmal sogar im Wasser geschlossen, wie man sieht.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 63. Sonntag, den 22. August 1869.

Neue Gedichte

von Ludwig Bauer.

IV.

Hollunderstrauch.

Hollunderstrauch!
Durch deine Blüthen geht
Der Maiwind kosend wieder,
Und grüßend auf mich nieder
Ein süßes Duften weht
Wie eines Kusses Hauch,
Hollunderstrauch!

Hollunderstrauch,
Wie weh thust du mir auch!
Willst du mir mahnend sagen,
Wie Sie in sel'gen Tagen
In deines Schattens Hut
Mir traut im Arm geruht,
Hollunderstrauch?

Hollunderstrauch!
Ein And'rer bin ich nun;
Wenn Sie ist fern, so ferne,
Und ihre Augensterne
Verlernten längst den Brauch
Sich liebend aufzuthun, —
Hollunderstrauch!

Hollunderstrauch,
All' Glück ist nur wie Rauch,
Jetzt blühst du sangdurchschmettert,
Doch wenn du stehst entblättert,
O dann verstehst du's auch,
Hollunderstrauch!

Der Spieler.

(Novelle.)

Der Kaufmann Liebner war einst ein reicher Mann, seine schwerbefrachteten Schiffe trieben sich auf den Gewässern umher, und tausend Freunde wärmten sich in der Sonne seiner Geldbeutel; aber das Unglück ist ein wilder Corsar, selig kreuzt er in seinem Elemente, im Thränenmeere des Auges, stiehlt den Purpur von den Wangen, die würzigen Früchte des Lächelns von den Lippen und die kostbaren Oele der Jugend aus den Locken. Aus den schwarzbußigen Schiffen ward bald eine schwarze unüberwindliche Flotte der Sorgen, die des armen Mannes Stirne durchfurchte, und mit dem letzten sommerlichen Strahle seines Glücks flogen auch dahin die kosenden Weste der Schmeichelei. Will die Hausfrau Perlen, so mag sie ganze Schnüre aus ihren Augen holen; Silberadern gibt es genug im Haare des bekümmerten Vaters, und im Lockengoldbergwerke des Töchterleins mag mancher bleiche Knappe wühlen. Herunter mit den Tapeten, — die träumerische Spinne will in der Ecke ihre seidenen Kleider weben. Wozu Salons? fort mit den geschmeidigen Armen der Kronleuchter, fort mit den Gemälden! Wenn die Freude den Nonnenschleier genommen, genügt ihr eine kleine heimliche Zelle, die klösterliche Lampe blitzt ihr Hoffnung in's arme Herz, und zu einem Bilde, zu dem des gekreuzigten Erlösers, blickt sie gläubig auf.

Abend. Das laute Getümmel auf den Straßen verstummte; nur einzelne Wagen rollten noch dumpf, wie ferne, verhöhnende Donnerschläge nach Ungewitter. Ein einfaches Abendbrod stand in seiner schüchternen Armuth auf einem kleinen Tische, um den sich Vater, Mutter und Tochter einfriedigten. Dem Vater war so wohl zu Muthe, wie es ihm seit langer, langer Zeit nicht gewesen ist. Lag auch das blühende Carthago seines Glückes im Schutte, saß er doch ein Marius mit eiserner Stirn auf den Trümmern und sann; er rieb sich die Hände über so manchem Funken, der vergessen in der Asche schlummerte, und seine Lieben hefften mit und halfen mit bauen an den Schlössern einer schöneren Zukunft. Nur eine drohende Gewitterwolke lag drückend auf dem heiteren Himmel dieses Familienkreises und wollte sich nimmer zu einem versöhnenden Regenbogen auflösen — Gustav war noch nicht zu Hause.

„So treibt er's immer," sagte beklommen der Vater, „häuslicher Friede ekelt ihn an, er kann es nicht über sich gewinnen, eine Stunde mit uns zutraulich und offen zu sprechen; von der Straße rennt er in's Haus, vom Hause auf die Straße, sein Haar ist verworren, sein Auge grollt, — was treibt er?"

„Er wird getrieben," begütigte Sophie.

„Das ist nun wieder das alte Lied," brauste der Alte auf, „das du und dein Bruder schon tausendmal mir vorgeleiert, von seiner ewig arbeitenden Seele, von den Gestalten, die er, ein anderer Gott, aus dem Nichts heraufbeschwört, die ihn dann halb vollendet mit thränenden Augen ansehen und sagen: O, ließest du uns in der alten Nacht, uns war so wohl darin. Warum gabst du uns den Geist und die Gestalt, um uns unglücklich zu machen? — Mit großen Augen blicken wir gläubig zum Himmel auf, und ermessen nur damit, daß er so weit von uns, so hoch und unendlich, daß wir so klein und schwach. Sind das nicht seine Worte?

Er entsage einer Kunst, welche gegen ihre treuesten Jünger wüthet, die am Ende für trockenes Brod Das losschlagen muß, was sie mit hundert Thränen befeuchtet; er verlasse einen Himmelsstrich, wo nur blasse Wangen zu holen und erloschene Augen. Gott weiß es, ich bin nicht hart, ich weinte vor Entzücken, als ich seine Lieder singen hörte, und habe diesen Gesang in meinen schmerzlichsten Sorgen unzähligemale durchgejubelt. Wäre es noch wie früher, so sagte ich: Geh' hin, sammle Menschenkenntniß und Erfahrung, singe, dichte in deiner Lust und deinem Leide, und kehre, ein ruhiger Mann, in die Heimath wieder; aber wir sind arm, er ist zu gut, um nicht von dem Gedanken giftig verletzt zu werden; zwanzig Jahre alt, und noch immer ein schwaches Kind, ein Bettler am Tische seines bettelnden Vaters, und doch kann er, erhitzt von Ehrgeiz, Planen und eitlen Hoffnungen, nicht auf der sicheren Mittelstraße sein Brod suchen. Menschen, die in den Büchern der Natur lesen, graut vor den todten Zahlen im Hauptbuche des Kaufmanns — das begreif' ich wohl; aber es fehlt ihm auch der Muth, die Geduld, seiner Kunst ganz zu leben. Er will mit einem Male ein großer Mann werden, höher, immer höher, und so fällt er immer wieder in sich selbst zurück mit dem Schmerze in tiefster Brust, in seinen Träumen ein Riese, im Leben ein Zwerg zu sein. Ach, er leidet sehr viel, denn ich fühle es lebhaft, wie auch mich der Schmerz zum Dichter macht."

„Wo sich der Wilde jetzt herumtreiben mag?" fragte ängstlich die Mutter.

„Was wird es auch sein," sagte Sophie, „es ist ihm vielleicht ein Gedanke durch den Kopf geblitzt, den er zum Liede bildet, er ist jetzt vielleicht der seligste aller Menschen, während er hier unglücklich heißt. Und dann, wie thust du Unrecht, guter Vater, wenn du sagst, er könne es nicht über sich gewinnen, ein Stündchen mit uns offen und zutraulich zu sprechen. Er kalt? er liebios? Half er uns nicht jene Sorge tragen? scheuchte er sie nicht mit Rath und That? Kannst du es ihm verargen, daß er schweigt, wenn du von Geschäften redest? Er versteht nichts davon, aber im Stillen wünscht er dir gewiß das Gelingen deiner Plane. Daß er gerade heute nicht zu Hause ist —"

„Ach, heute," fiel seufzend die Mutter ein. „Ja, oft schien er meine Vorwürfe zu beherzigen, da blieb er Abends bei uns und sprach über Dieses oder Jenes, plötzlich sprang er auf, rannte wild durch die Stube, nahm Hut und Stock und warf sie wieder von sich, setzte sich zu mir hin und ward ausgelassen munter und witzig; aber er schlug das Auge nicht auf und ich merkte wohl, der Witz sei nur ein Verband für die Wunden seines Herzens, und mit einem Gelächter wollte er seine stöhnende Seele betäuben. Warum sagt er mir nicht, was ihn drückt? Scheinbar munter und ruhig legte er sich zu Bette; aber, wenn er geglaubt, Alles schliefe, kleidete er sich schnell wieder an und schlich leise fort. So treibt er es nächtlich, durch's Schlüsselloch bemerkte ich es oft zu meinem tiefsten Grame, doch hatte ich nie den Muth, ihn zu fragen: wohin? den Willen nicht, mich in sein Geheimniß einzudrängen, wenn er es nicht unaufgefordert mittheilt — auch Euch wollte ich es nicht vertrauen. Morgens saß er wie gewöhnlich wieder am Arbeitstische, er ahnte nicht, was ich wußte, und fragte ich ihn dann traurig: Wie schliefst du heute, Gustav? Ach, liebe Mutter, seufzte er: ich habe gewöhnlich wilde Träume."

„Da kannst du ihn freilich nicht entschuldigen, Sophie," bemerkte bitter der Vater, „außer du wolltest uns bereden, er wisse selbst nichts von der ganzen Sache, er träume zu lebhaft, er sei ein Nachtwandler — ja, er ist ein Nachtwandler, aber wer weiß, in welchem Sinne des Worts?"

„Du meinst doch nicht etwa," sagte erschrocken die Mutter, „er sei ein —," aber durch ein Pochen an der Thür ward hier die peinliche Unterredung abgebrochen.

* * *

Braust erst der Strom mächtig einher und läßt sich nicht umdämmen, trägt er schon reichbefrachtete Schiffe auf seinem Rücken, spiegeln sich in ihm die Ufer, der Himmel, die Berge und die Wälder — dann erst wendet man die Blicke nach seiner kleinen, unbeachteten Quelle. Lebt bereits ein Künstler im Herzen seines Volkes — dann erst sehnt man sich, die Wiege seines Strebens aufzusuchen: und so will ich den Leser zuerst inmitten der Handlung, der Verhältnisse geleiten, in denen der Held meiner Geschichte sich bewegt, bevor er sich selbst zeigt. Wir hörten früher pochen an der Thür — mag eintreten, wer da immer will, wir werden später sehen, daß der Mann noch immer zu zeitig kam. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kürassier.

(Erzählung, aus dem Russischen.)

(Schluß.)

„Als ich Felizia zum letzten Male sah," fuhr der Major fort, „fühlte sie ihr Ende nahen, und auch ich konnte mir dasselbe nicht verheimlichen. Ich weiß nicht, womit ich diese grausame Gewißheit vergleichen soll . . .; ich war außer mir, und fast im Wahnsinn beschwor ich sie, daß, sollten wir hier uns nicht wieder begegnen, sie mir als der Geister einer in der Nacht vor dem Tage erscheinen möge, an dem alle meine irdischen Stürme und Leiden enden würden. „Es wird das Morgenroth meiner künftigen Seligkeit sein," sagte ich, „und so laß schon hier auf Erden mich die Freuden des Himmels kosten!" —

„O, wenn es in meine Macht gegeben ist," versetzte sie, „so will ich gleich dem Lichtstrahl herniederfliegen, als Bote der Vereinigung!" — „Wer liebt, der vertraut, und warum sollte Gott nicht den unschuldigen Wunsch der Menschen erfüllen, die, für einander geboren, doch nur für einander gelitten haben?" entgegnete ich. Lächelnd drückte sie mir die Hand. „Dies soll mein letztes Gebet zu Gott sein," sagte sie, „aber meine letzte Bitte an dich ist — räche mich nicht an dem Grafen!" Sie konnte ihre Rede nicht enden, sie verlor die Besinnung, — und ich mußte sie in diesem Zustande verlassen! . . . . Leichter, hundertmal leichter wäre ich damals vom Leben, als von der Geliebten geschieden! — Sie starb und ich drückte ihr die Augen nicht zu! . . . und wer raubte mir auch noch diesen schmerzlichen Trost, wer, wenn nicht Ostroljensky? — Ihre letzte Bitte, ihr letzter Wille war Verzeihung — aber konnte ich ihm vergeben?

„Das Schicksal stellte sich mir von Neuem entgegen, und bald nach Felizia's Begräbniß riß es mich von dem Orte weg, der die theuren Ueberreste barg. Ich wurde im Dienst nach Klein-Rußland entsendet und als ich nach zwei Jahren zum Regimente zurückkehrte, erfuhr ich, daß Grabe Ostroljensky, wegen Grausamkeit gegen seine Unterthanen angeklagt, nach

Frankreich entflohen und dort in die Dienste Napoleons getreten sei.

„Mit Freuden vernahm ich die Kriegserklärung des Korsen, und der Gedanke, wenigstens ruhmvoll mein unglückliches Leben zu enden, tröstete mich. Die Rache, die ich den Feinden, den Verwüstern meines Vaterlandes schwur, machte mich aber weder auf Märschen, noch im Kampfe meines früheren Gelübdes vergessen. Meine ganze schreckliche Vergangenheit trat lebendiger als je vor meine Seele, als ich mich dem Orte näherte, der so reich an Erinnerungen für mich ist. Grabe Ostroljensky nicht aus den Augen zu verlieren, streute ich das Gold mit vollen Händen aus; sein Regiment stand uns gegenüber, und die Juden in meinem Dienst spähten umher — da kehrte gestern einer der Blutverkäufer zu mir zurück, mit der Nachricht, daß der Graf wirklich in Drepolj sei, und die ganze Gegend zum Kampfe aufgewiegelt habe. Ich bat den General um die Erlaubniß, zu Eurem Corps stoßen zu dürfen, und blos von einer Ordonnanz begleitet, jagte ich auf Euere Spur hierher. Das Uebrige wißt Ihr — nur den Schluß nicht...." Der Küraſſier hielt hier inne, und von Neuem sprühten seine Augen im höchſten Zorne, und in dunkelrothen Flecken trat das Blut in sein Gesicht. . . . „Ich erblickte während des Kampfes den fliehenden Grafen," fuhr er fort. „Ich eilte ihm nach, und weit vom Schlosse erst erreichte ich ihn. Sein Roß, von meiner Kugel getroffen, fiel und riß den Böſewicht unter sich nieder. Mein Schwert schwebte über seinem Haupt — oh! wie süß war meinem Ohr das um Gnade Flehen des Feindes. Feigling! selbst edel zu sterben wußte er nicht; nicht mit einer einzigen Minute Festigkeit kaufte er sein schwarzes Leben zurück, und kriechend beschwor er mich, ihm nur so viel Zeit zu vergönnen, um Buße zu thun! Nimmermehr, Verworfener! Zur Hölle hast du meinen Himmel umgewandelt, und so steige denn selbst in den Pfuhl der ewigen Verdammniß! Eine eigene tödtliche Beleidigung hätte ich ihm verzeihen können — aber die tausendfachen Qualen, welche er auf das Wesen gehäuft, das mir theurer als Alles auf der Welt gewesen war, und von dem er mich weggerissen hatte — das konnte und mochte ich nicht vergeben, das war über meine Seelengröße — ich stieß ihm die Klinge in's Herz."

Kaum hatte der Unglückliche seine Rede geendet, so trat der Wachtmeister mit den Meldungen ein und bat um die Ordre. „Fordert sie vom Herrn Major," sagte ich, auf den Küraſſier zeigend.

Er erhob sich. „Ich habe nur einen Befehl für Euere Abtheilung," antwortete er, „und nur eine Bitte an Euch — befehlt, das Schloß auf allen Seiten anzuzünden — ich wünsche, daß auch das Andenken von Ostroljensky sich unter der Asche begrabe."

Ich neigte den Kopf als Zeichen der Zustimmung — die Trompeten schmetterten — und kaum hatten wir uns auf die Pferde geschwungen, so loderte das Schloß in einer ungeheueren Feuersäule auf. Lange ritt der Küraſſier, nach dem Schlosse zurückgewandt, als ob er an den Flammen sich weide, aber als der Wald uns endlich auch die Rauchwolken verbarg, verfiel er in tiefes Hinbrüten; wir wollten ihn seinen Gedanken nicht durch unbescheidene Theilnahme entreißen, und ritten deshalb schweigend an seiner Seite.

Plötzlich erwachte er wie aus dem Schlaf. „Meine Herren!" sagte er: „ich ersuche Sie, als Kameraden, diesen Beutel meiner Schwadron zu übersenden — die braven Küraſſiere sollen wissen, daß ich ihrer gedacht — diese Papiere sind meinem Bruder bestimmt (er gab die Adresse) — sie werden ihm sehr nöthig sein — Sie selbst bitte ich, mir zu verzeihen und mein Gedächtniß nicht streng zu richten — ja sicher, heute werde ich fallen! Felizia's Schatten erschien mir diese Nacht!"

Verwundert hörten wir, mit welcher innigen Ueberzeugung der gebildete, wohlerzogene Mann von Ahnungen, von Erscheinungen nach dem Tode sprach. Mit Eifer versuchten wir auf alle Weise ihn von seiner Meinung abzubringen. „Ihr saht gestern Felizia's Bild, welches der Schlaf in Euere Träume hinüberspielte, und Euer gestern so aufgeregtes, wogendes Blut vollendete die Täuschung," sagte ich. Der Küraſſier lächelte bitter.

„Meine Herren!" versetzte er, „ich vermag mich nicht so schön wie Sie über das Trügerische der Ahnungen, über die Unmöglichkeit der Gemeinschaft Abgeschiedener mit den Lebenden, zu verbreiten, aber ich habe diesem Glauben so lange, mit solcher Inbrunst angehangen — er war mein einziger Trost — und eine Stimme in meinem Inneren sagt mir, daß ich mich nicht täusche. Dem Vaterland habe ich mein Leben geweiht — aber auch um meiner selbst willen wünsche ich zu sterben. Erwartet mich doch Felizia jenseits der Grenzen dieses Lebens!!"

Es waren seine letzten Worte. Gegen Abend gelangten wir auf den Wilenskischen Weg und vereinigten uns mit dem Hauptcorps unseres trefflichen Seslawin; in der Nacht erreichten wir Oschmjan — dort war Napoleon selbst.

Trotz der Ueberlegenheit der Franzosen an Streitkräften warfen wir uns mit Blitzesschnelligkeit auf dieselben. Unser Anführer führte in Person die Achtyrzen bis in das Herz der Stadt, und von allen Seiten drangen wir in dieselbe ein; das Schlachtgeschrei erschallte — die Bestürzung war allgemein — die Kanonen donnerten, Säbel und Piken waren in voller Arbeit, aber die Dunkelheit, die uns den Sieg verlieh, verbarg auch Napoleon unseren Nachsuchungen. Hätten wir gewußt, wo er übernachtet hatte, so wurde Oschmjan zu den Herkulessäulen seiner Laufbahn. Aber das Schicksal wollte es anders — er entkam. Am anderen Morgen bei Tagesanbruch verließ ich Oschmjan in Sarnitzky's Begleitung mit der Arrieregarde unseres fliegenden Corps. Straßen waren mit den Körpern der Erschlagenen bedeckt, und viele Häuser rauchten noch nach dem Brande — lebende Menschen wanden sich unter den Trümmern. Wir zogen über den Marktplatz, den die Franzosen am Hartnäckigsten vertheidigt hatten, und haufenweise lagen hier die entstellten, verstümmelten Leichen über einander. Plötzlich hielt Sarnitzky sein Pferd an, sprang von demselben ab, und warf sich neben einen der Gebliebenen nieder. . . . „Gerechter Gott!" rief er, „Georg, sieh', dies ist der Küraſſier!" In der That, er war es, und bereits völlig entkleidet. Sein Panzer lag nicht weit von ihm auf der Erde, nur der Helm deckte noch den Kopf, und das Schwert war der Faust geblieben. An die Waffe hatte sich Niemand gewagt. Der Körper war von Kugeln und Bajonnetwunden zerrissen; das Gesicht aber hatte den Ausdruck des Stolzes und des Muthes bewahrt — die Spuren der Leidenschaften, die den Jüngling und den Mann durchstürmt hatten, waren verschwunden — es war heiter und ruhig.

„Möchtest du den Frieden gefunden haben, den du niemals im Leben gekannt hast," sagte ich tiefbewegt.

„Gebe es Gott!" fügte Sarnitzky hinzu: „sonderbarer Mensch! du hast mir ein schwierig' Räthsel aufgegeben. Ist dir wirklich Felizia's Schatten als der Verkünder deines Todes erschienen, oder hat dich nur der Glaube an die Täuschung diesem entgegengeführt?"

„Vielleicht vergehen nicht drei Stunden, und eine französische Kugel hat schon einem von uns das Geheimniß gelöst," entgegnete ich.

In Gedanken verloren standen wir bei dem gefallenen Gefährten. Die Schwadron war längst an uns vorüber. — Der Schall der Trompeten schlug mahnend an unser Ohr — wir saßen auf, und schweigend trabten wir vorwärts.

Miscellen.

(Thiers.) Leguerel v. Lacombe hat ein Buch: „Parlamentarische Profils", veröffentlicht. Das Profil von Thiers ist in folgender Weise gefaßt: Dieser kleine rundliche Alte, mit seinen Augengläsern, mit seinen Borstenhaaren, mit seinem kastanienbraunen Rocke und Nankinghosen, ist noch immer die gewichtigste Persönlichkeit der Kammer. Er scheint immer an etwas, gleichsam an einem unsichtbaren Zahnstocher zu kauen; vielleicht kostet er noch seinen Ruhm nach. Er fühlt und sieht ihn; er lächelt ihm aus allen Augen entgegen, er neigt sich vor ihm unter allen Namen und Formen. Seine Verbündeten der Linken, seine Collegen auf der Rechten, seine Freunde von früheren berathenden Versammlungen, seine Creaturen der früheren Cabinete, seine Verpflichteten von 1840, seine Mitschuldigen von 1850, bis auf die Minister selber, krümmen sich im gegebenen Momente vor dem großen Manne, welcher noch immer der kleine Thiers ist. Er hat und bewahrt in voller Frische eine hohe Eigenschaft, eine wunderbare Gabe, die nach seinem eigenen Geständnisse alle anderen in sich schließt, nämlich die rasche Fassungskraft. Thiers ist ein geistesgewandter Mann; er versteht Alles rasch und macht sich ebenso schnell für Andere verständlich. Bringt ihn in die verworrenste Debatte, plötzlich und unvorhergesehen in die dunkelste Discussion, er wird sofort und sozusagen im Vorbeigehen einen Lichtstrahl hineinbringen, er wird frischweg auf das richtige Ziel, auf den Knotenpunkt, gleichsam instinktmäßig und zufolge eines unwiderstehlichen Hanges seines Geistes zur Klarheit losgehen. Und hat er einmal den Knotenpunkt gefaßt, dann entwirrt er auch mit einer wunderbaren Geschicklichkeit den verwickelten Handel und stellt die Frage klar im Relief hin, um die ganze Aufmerksamkeit des Hauses auf sich zu lenken.

•

— (Englisch.) Kürzlich kam, wie ein südrussisches Blatt erzählt, zu dem englischen Consul in Odessa einer seiner Landsleute und erkundigte sich bei ihm um den kürzesten Weg nach Indien. Der Consul rieth ihm, sich einen Dampfer zu miethen und durch das Schwarze Meer die Reise anzutreten. „Nein," erwiderte der Fremde, „ich will zu Lande reisen." — „Nun, so nehmen Sie die Post," meinte der Consul. — „Dies geht auch nicht," sagte kopfschüttelnd der eigensinnige Engländer, „denn ich will zu Fuß nach Indien." Der Consul betrachtete sich etwas näher seinen Landsmann, dessen Paß und Dokumente und gab ihm schließlich, da Alles in Ordnung war, die nöthigen Auskünfte für diese beschwerliche und nicht gefahrlose Fußreise. Einige Tage danach kam ein zweiter Engländer und erkundigte sich beim Consul, ob nicht ein ihm gleich gekleideter Reisender dagewesen sei, um zu Fuß über Tiflis nach Indien zu reisen? Der Consul bejahte die Frage und meinte, es müsse mit dem Ersten nicht ganz richtig im Kopfe bestellt sein, da er eine solche Reise zu Fuß zurücklegen wolle. „Oh! nicht im Geringsten," betheuerte der zuletzt angekommene Engländer, „er weitete, daß er von Calais zu Fuß nach Indien reisen werde, und ich gehe ihm nach, um zu sehen, ob er die eingegangenen Verbindlichkeiten auch richtig einhalte!"

— Die Journale von Neapel bringen Nachrichten über einen Mord, welcher in der Nacht vom 5. auf den 6. ds. bei Isoletta in einem Eisenbahncoupé verübt wurde. Die schöne und galante Gräfin Cattaneo hatte nach der Trennung von ihrem Manne ein Liebesverhältniß mit dem Lanzierlieutenant Negro, dem zu Liebe sie an seinen Garnisonsort S. Paolo bei Nola zog. Negro quälte seine Geliebte häufig mit den wüthendsten Ausbrüchen der Eifersucht, so daß diese nach seiner Versetzung von S. Paolo nach Neapel beabsichtigte, nach Piemont zurückzukehren. Sie reiste am 5. d. mit dem Abendzuge von Neapel nach Florenz und wurde von drei Offizieren bis Caserta begleitet. Negro war in ein Coupé dritter Klasse gestiegen und muß zur Verübung seiner That mitten im Laufe des Zuges an den Wagentritten bis zu dem Coupé erster Klasse gelangt sein, wo die Gräfin saß. In Isoletta fand man das Wagenfenster zertrümmert und die Gräfin lag todt in ihrem Blute, ein Pistolenschuß war ihr durch das Auge gedrungen. Der vor Eifersucht wahnsinnige Negro hat nach der That in dem Wirthshause eines abgelegenen Dorfes noch einige Briefe geschrieben und am anderen Morgen fand man ihn erschossen.

— (Achtzehn Personen verunglückt.) Aus Bern vom 7. ds. berichtet die „K. Ztg.": Gestern hat sich in der Nähe von Bern ein schreckliches Unglück ereignet. Kurz nach dem Mittagsessen hat in dem sogenannten Stockernsteinbruche ein Felssturz achtzehn Arbeiter unter seinen Trümmern begraben. Bis Abends 8 Uhr wurden sieben derselben schwer verwundet und acht als Leichen aufgefunden. Die noch übrigen drei sind aller Muthmaßung nach ebenfalls todt. Auch kann es noch mehrere Tage dauern, bis man sie von der auf ihnen lastenden Steinmasse, wobei sich hausgroße Felsstücke befinden, befreit haben wird. Was die Ursache dieser Katastrophe gewesen, ist noch nicht ermittelt.

•

— Die Frequenz der unterirdischen Eisenbahn in London ist eine wirklich erstaunliche. Im letzten Halbjahr wurde dieselbe von nicht weniger als 20,087,809 Personen benutzt, also mehr denn die Bevölkerung von England und Wales, und beinahe so viel wie die Einwohnerzahl Preußens.

•

— (Echte Raritäten.) In einem irischen Nationalmuseum zeigt man den echten Becher des Goethe'schen Königs von Thule. Wahrscheinlich hat man dieses Kleinod durch den Schiller'schen Taucher vom Grunde des Meeres wieder heraufholen lassen.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 64. Mittwoch, den 25. August 1869.

Neue Gedichte

von Ludwig Bauer.

V.

Am Allerseelentag.

Ich stand gelehnt am Leichenstein
Am Allerseelentag,
Von hundert Kerzen milder Schein
Auf all' den stummen Gräbern lag.

Ich dachte, wie viel Glück und Schmerz
Hier tief begraben liegt,
Wie manches sturmbewegte Herz
Auf ewig ward zur Ruh' gewiegt.

Da gingst du still vorbei an mir,
Ich sah dir in's Gesicht,
Und eine Thräne blitzte dir
Im Aug', bestrahlt von Lampenlicht.

Vor meinen Blicken hat sich da
Ein Grab mir aufgethan,
Und die gestorb'ne Liebe sah
Aus deinem Aug' mich lebend an!

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Plötzlich sind wir in einem herrlichen Zimmer; an seidenen Vorhängen und bunten Tapeten weidet sich das Auge, goldene und silberne Geschirre funkeln auf den Tischen, und ein kostbares Gemälde, einen heißhungrigen Wolf darstellend, welches über dem Kasten hängt, läßt auf viele theure Schäfchen schließen. Auf dem weichen Sopha schmaucht ein beleibter Mann behaglich seine Abendpfeife. Neben ihm sitzt seine Schwester und strickt fromme Gedanken in den Strumpf; ihr kalter Blick scheint zu sagen: Quitt bin ich mit dem Leben, jährlich ein neues Gebetbuch, und mich kümmern die Moden nicht und das Schauspielhaus, nicht der Zwist der Völker und der Könige. Aber mit wallenden Locken und blitzenden Augen steht die reizende Toni am Fenster, sieht wehmüthig auf die Straße, als wollte sie ein liebes Traumbild aus jedem Steine zu sich heraufbeschwören. Eine kindliche Ruhe feierte auf dem Angesichte des Arztes ihre Weihnachtsfreuden und verrieth, daß er einst wohl in einem Dachstübchen mochte gewohnt und auf die Wände oft mochte geschrieben haben: Du lieber Gott, was fang' ich an? — es war eine Stille nach dem Ungewitter. — Aus den unstät rollenden Augen der Jungfrau horten will ich leicht erkennen, daß sie ihr Herz verloren und den Finder erwarte, der es gegen einen Lohn von hundert Küssen ihr wiederbrächte. — Der Arzt war heimisch in seiner Kunst und wurde von Jedermann gesucht und gefunden.

„Man wirft uns Aerzten vor," hob er an, „wir tappten im Finstern. „Gut; aber wir können doch ein Fünkchen in die Nacht tragen. Man wirft uns vor, wir versuchten die Kraft der Mittel an den Menschen, wie der Adler die Kraft seiner Jungen an einer Taube; wir würfen mit dem Leben herum, wie mit einem Balle, sorglos, ob wir ihn fingen oder nicht. Gewiß, der Bessere thut es nicht. Man sagt, unser Stolz, einem das Leben erhalten zu haben, sei kindisch und lächerlich, da es im Grunde die Natur gethan. Nein, sie ist nur unsere mächtige Verbündete, wir rufen ihre Hilfe an, wenn wir schwach und müde. Warum darf ich nicht darauf stolz sein? Wenn ich an's Lager eines Kranken trete, und der Vater still verzweifelt, und die Mutter laut jammert, und der Oheim mit der Base mich bittend umstehen — da liegt das arme Opferlamm, losgerissen vom Diesseits, vom Jenseits keine Kunde, ich banne den Tod durch den Glauben an die Kunst und das Weihwasser des Fleißes, er kommt abermals, führt einen Streich auf mich, weil ich ihn in der Ernte störe — und ich jage ihn wieder — da keimt die erste Rose wieder im neuen Frühling auf den Wangen des Genesenden, da wird sein Auge hell, er erkennt seine Lieben, er drückt mir die Hand. Bald schwelgt sein Auge in der grünen Welt, und er möchte jedem Wölkchen zürnen, das die Sonne verfinstert, weil es in ihr stets so heiter. Darf ich nun nicht stolz sein? Darf ich mich nicht freuen? Hab' ich nicht dieses Land nach vielen blutigen Schlachten erobert? die letzten rebellischen Elemente habe ich besiegt, es ist mein, ich kann darüber gebieten, ich darf Vesten drin erbauen, meinen Stolz, meine Kunst als Vögte hineinsetzen, und seine Liebe und Dankbarkeit mögen ihnen huldigen. Das ist's, weshalb ich Gustav so sehr liebe, ich gab ihm das Leben wieder; er ist mein Sohn!"

Toni sprang auf ihren Vater zu, küßte ihn und preßte seine Hand mit Ungestüm an ihre Brust.

„Wie ihr doch so heimlich thut, ihr Mädchen, mit euerer Liebe," lächelte der Vater, „und am Ende habt ihr sie durch einen Blick, durch eine Bewegung verrathen, geradeso wie die Kinder, die mit einander Versteckens spielen: da verbergen sie was irgend wohin, und meinen, wer weiß wie gut sie es aufgehoben, gerade aber durch den Blick, den sie immer auf den Ort hef-

ten, verrathen ſie die Spur. Werde nicht roth, mein einziges Mädchen!"

„Bruder," eiferte Tante Katharina, „du wirſt ihr doch nicht einreden wollen, ſie ſei vernarrt in den armen Jungen?"

„Und wenn es denn doch ſo wäre," liſpelte Toni.

„Nun wird es mir endlich doch zu bunt," ſtöhnte die alte Frau und räuſperte ſich und ſpielte mit dem Schlüſſelbunde. „Bruder, das haſt du auf dein Gewiſſen. Ich dachte mir's ja längſt, daß es ſo kommen würde. Wozu mit Herzen ſpielen, ohne Ausſicht, ſie je zu verbinden? Daß Mädchen ſich in hübſche Herrchen vergaffen, die noch dazu melancholiſch ſind und Verſe machen auf ſchöne Augen und Grübchen in den Wangen, wundert mich nicht; aber es iſt ein armer Teufel, ſeine Güter werfen keinen rothen Heller ab, Hof und Haus, Keller und Küche ſind ſolchen Wolkenjägern unbekannte Länder. Da iſt unſer Neffe ganz anders, der iſt ein echter Dichter, an tauſend Lieder hat er gedichtet, in Taſchenausgaben voll Glanz und Klang; den kümmert das ganze Hausweſen, er weiß, wie viel Fäſſer im Keller, kein Stäubchen am Spiegel, kein Federchen auf dem Rocke, und die Caffeemaſchine ſteht heute auf demſelben Platze, wo ſie geſtern ſtand, und morgen kannſt du ſie wieder dort finden. Wenn zwei Bäume neben einander aufſchießen, was Wunder, wenn ihre Zweige ſich verflechten? Und die jungen Leute wuchſen auf miteinander und liebten ſich — ich hatte ſchon Alles überdacht und eingeleitet — da bringſt du plötzlich deinen blonden Orgler her, der uns alle mit ſeinem Dude-dumbei zu Kindern macht. Nun grämt ſich der Junge zu Hauſe, nimmt keine Speiſe und keinen Trank, ſpricht wenig und ſeufzt viel, liebäugelt mit den Sternen und unterhält ſich mit einer verwelkten Blume."

„Nicht gefährlich," meinte der Arzt.

„Was weißt du? Unglückliche Liebe iſt ein ſchleichendes Fieber, hoffnungsloſe Liebe iſt Gift, man kann es durch das Gegengift vertreiben — als Küſſe, Händedruck"

„Ach, Tante, wer erzählte dir dieſe rührende Geſchichte?" fragte muthwillig das Mädchen.

„Mir?" entgegnete verlegen die Tante. „Still, vorlautes Kind — aber an dich wende ich mich, Bruder, du ſollſt, du mußt wieder Alles gut machen."

Toni ſah beklommen dem Vater in's Auge.

„Siehſt du, Schweſter?" brauſte der Alte auf, „dieſer Blick meines Mädchens ſagt mir mehr als deine ganze Predigt. Warum ſoll ich eine Roſe aus dem Blumenbeete nehmen und ſie binden an eine ſtämmige Eiche, wo ſie Duft und Farbe verliert? Du magſt Recht haben, unſer Neffe iſt ein ganz ſtiller, fleißiger Menſch; aber er weiß doch nichts trotz ſeiner hohen Stirn, und die kleinſte Münze iſt ihm theurer als der größte Gedanke. Was habe ich von ſeiner Ordnungsliebe, die ein Stäubchen auf dem Spiegel haßt und die Caffeemaſchine immer am rechten Platze wiſſen will — es iſt kein Funken Geiſt in dieſer Pedanterie. Es habe nur der Menſch das Herz auf dem rechten Flecke, er zeichne ſich nur aus von dem gewöhnlichen Haufen, dann mögen immerhin Wäſche und Bücher über und durcheinander liegen, du haſt wenigſtens was zu denken dabei, wenn du es ſiehſt, in dieſe Wirren läßt ſich was hineinträumen, aus dieſem Chaos läßt ſich eine Welt geſtalten — hat's doch Gott auch ſo gemacht. Was ſoll mir ein Kaufmann? ein Menſch, dem eine Aktie lieber als Börne's Briefe, und die Ausſage eines Mäklers höher als die Rede eines O'Connell, der Regen wünſcht für das Gedeihen ſeines Getreides, wenn Jung und Alt ſich ergehen möchte im Grünen, der ſein Weib als eine Waare betrachtet, die er erhandelt, — fort, fort mit dieſer Ellenreiterei — und iſt Guſtav auch arm, was thut's? ich bin reich, meine Tochter liebt ihn; Kunſt an ſich ſelbſt iſt ſchon ein unendlicher Zweck — aber das verſtehſt du nicht, und ſo ſage ich dir, wenn er ruhiger geworden, kann ihm eine bürgerliche Stellung nicht ausbleiben. Schweſter, ſieh' mich nicht ſo höhniſch an, und bezähme die boshafte Antwort, die jetzt deine Zunge ſtachelt — das arme Mädchen zittert, und das Auge ſteht ihr voll Waſſer — und mir geht das Herz über!"

Toni warf ſich ſprachlos dem Vater in die Arme; aber die Tante hätte auch ohne die bittere Bemerkung des Bruders nicht geantwortet, — denn in der Küche ſchien der Satan ſeinen Spuk zu treiben, Töpfe und Gläſer fielen vom Geſimſe, ein ſchrillender Klang für's Ohr der alten Jungfrau. Sie ſtürzte fort, und ihre keifende Stimme überzeugte bald Alle, daß draußen im blanken Salon, wo Kohlen im ſchwarzen Frack mit roſabekleideten Flämmchen tanzen, in's Muſikchor der Bratſpieße und des ſiedenden Waſſers, eine verſtimmte Baßgeige einfiel. Das holdſelige Töchterlein ſchaute wieder ſehnſüchtig durch's Fenſter, der Arzt ſchien dem rauſchenden Zungenmühlrade ſeiner Schweſter zu horchen, und lächelte ſtill vor ſich hin, endlich trat er zu Toni und ſprach:

„Um Gott, bewahre dir ewig die Jugend deines Herzens, und du bleibſt ewig jung. Werde mir ja nicht wie die Meiſten deines Geſchlechts, die zuerſt ausposaunen, wie ſie ſich zanken werden, dann ſich wirklich zanken, und zuletzt erzählen, wie ſie ſich gezankt — aber du hörſt mich nicht? Verſprach Guſtav heute zu kommen."

„Vor einer Viertelſtunde ſollte er ſchon hier ſein, ich warte mir alle Sehnſucht aus dem Herzen heraus, ich glaubte, der Zeiger durchliefe eine ganze Unendlichkeit, bis er die rechte Minute berührte — ſie verging, und er iſt noch nicht da, und wenn er kommt, iſt er ſtets ſo düſter, er lebt in Welten, die er ſelbſt geſchaffen, unbekümmert, ob ihm ein Auge nachweint, ob ein Herz in Sehnſucht bricht!"

„Das iſt denn nun wieder ein Sandkorn in der reinen Welle deines Blutes," verſetzte der Arzt, „er iſt keine Alltagsfliege. Soll er etwa ſtets deine Locken durchwühlen, von rothen Lippen, ſchönen Augen und vom Tanze ſchwatzen? Eigenthümlich bleibt es aber doch immer," ſprach er vor ſich hin, „immer über todten Büchern zu brüten, liegt einem ein lebendiges Buch aufgeſchlagen mit dem ſchönſten Einbande und voll der lieblichſten Gedanken."

„Und doch, wenn ich bedenke," liſpelte das Mädchen, „wie er oft nach langem, peinlichem Stillſchweigen ſo warm, ſo liebevoll geſprochen, wie er mir begeiſtert in's Auge geſchaut, bevor er ein Lied niederſchrieb und dann ſchmeichelte: Zum Schönen müſſe man das Schöne ſich zum Vorbild nehmen — ach, Vater, gewiß, gewiß — er liebt mich."

„Tolles Mädchen," lächelte der Vater, „du haſt deine Luſt daran, mit Nadeln zu ſpielen, dich damit zu ſtechen und dann das Blut mit heißen Lippen einzuſaugen — aber zum Teufel, nein, er iſt's nicht — doch, doch — wie kommt der Junge zur Gräfin do drüben? Jetzt küßt er ſie — wieder — noch einmal — werde mir nicht bleich, Mädchen!"

„Wo denkſt du hin, Vater," ſtammelte Toni, „es iſt dunkel, du irrſt. Was ſollte er bei der Gräfin? er erzählte ja nie davon. Siehſt du, jetzt geht der junge Mann zum Thore hinaus, vermummt, den Hut in's Geſicht gedrückt — das iſt nicht ſein Gang, nein, nein, er kann's nicht ſein, er

liebt mich, er wäre zu mir heraufgekommen. Sieh' ihm nach, guter Vater, mein Auge wird trübe. Hier hast du Hut, Stock und Mantel, eile ihm noch, gewiß, er ist es nicht, aber kehre bald wieder, — ich will dich dann recht wacker auslachen."

Der Arzt eilte fort, sie kniete nieder und betete inbrünstig.

(Fortsetzung folgt.)

Das junge Talent.

Novellette von Ferdinand Bibra.

(Nach einer Privatmittheilung Heinrichs v. K.)

Der bekannte Schriftsteller Heinrich von K., dessen Schriften sich bei Verleger und Publikum eines erfreulichen Ansehens rühmen konnten, kam einst auf den sonderbaren Einfall, wieder von Vornen anzufangen in seiner literarischen Laufbahn, um einen von seinem Freunde R. aufgestellten Satz, daß der Ruhm nicht hauptsächlich auf der Gediegenheit der geistigen Produkte ausschließlich basire, sondern sogar hauptsächlich auf persönlichen Connexionen und Verleger-Wohlgewogenheit, zu widerlegen.

Er sammelte nun in aller Stille, ohne seinen Bekannten etwas davon mitzutheilen, einige seiner neueren lyrischen Produktionen zu einem kleinen, unscheinbaren Bändchen und sandte das Manuscript an seinen Hauptverleger H. in Berlin, dem er folgendes bescheidene Briefchen beilegte:

„Geehrter Herr!

Indem ich mir die Ehre gebe, Ihnen anbei die Erstlinge meiner lyrischen Muse zu übersenden, bitte ich Sie, dieselben einer Durchsicht zu würdigen und mir alsdann Ihre geneigte Entscheidung, ob Sie dieselben in Verlag nehmen können oder nicht, zu übermitteln. Heinrich B."

Nach weniger als acht Tagen erhielt das junge Talent wirklich einige Zeilen von dem Verleger, die in ziemlich höflichem Tone das Anerbieten ablehnten.

Etwas niedergeschlagen kam er mit dem Absagebriefchen zu seinem Freunde R., der aber nicht so leicht aus der Fassung zu bringen war.

„Freilich," meinte dieser, „kann ein Buchhändler auf gut Glück nicht Alles annehmen, was ihm in so dürren Worten ohne Garantie angeboten wird. Sende das Manuscript an Herrn S.; ich werde einige empfehlende Zeilen beifügen."

Wieder trat das verhängnißvolle Büchlein seine Reise an und diesmal mit besserem Erfolg; doch meinte der Verleger S., Honorar könne er nicht gewähren und wolle er es mit einer Auflage von hundert Exemplaren versuchen.

Die Gedichte erschienen und — — fanden fast keinen Absatz. Dennoch übersandte Heinrich v. K. seiner Braut ein nettes, in Goldschnitt gekleidetes Exemplar, da er glaubte, daß diese Dame, die in Bezug auf Literatur stets einen feinen Geschmack an den Tag gelegt hatte, auch in diesem Falle den richtigen Werth der Gedichte, wenn sie überhaupt einen hätten, erkennen und würdigen werde.

Bald darauf erhielt er von seiner Braut einen Brief, in welchem sie unter Anderem sich über das Geschenk folgendermaßen vernehmen ließ:

„Lieber Heinrich!

So große Freude du mir mit dem neuen Büchlein auch bereitet, so muß ich dir doch gestehen, daß diese Art von Poesie durchaus nicht nach meinem Geschmacke ist. Ich sehe erst jetzt recht deutlich ein, welch' großer Unterschied im Bereiche der Poesie zwischen den einzelnen Vertretern derselben herrscht; jetzt erst lerne ich dich recht schätzen und hochachten. Denn gegen dich, gegen deine Schöpfungen sind die vorliegenden Gedichte nur strafbare Versuche eines Marsyas wider Apollo. Möge das junge Talent der verdienten Vergessenheit bei Mit- und Nachwelt nicht entgehen.

Mathilde."

Heinrich v. K. las mit stiller Wehmuth und einem gewissen Grad von Bitterkeit diese Zeilen; allein er wollte doch noch andere competente Urtheile hören. Ein intimer Bekannter von ihm, berühmt als Kritiker und Schriftsteller, ward deswegen interpellirt und äußerte nach flüchtiger Lesung der lyrischen Gedichte:

„Mein lieber v. K., ich begreife nicht, wie Sie für solche Bagatelle Ihr Geld ausgeben mögen. Der Autor dieser Producte scheint noch keinen Begriff von lyrischer Poesie zu haben: es fehlt das Prägnante des Ausdruckes und noch mehr der poetische Schwung. Es sind prosaische Schlingpflanzen, die sich keck und stolz an die Eiche, den Baum der Poesie anklammern und nun meinen, selbst eine hehre Eiche zu sein."

Diese in Gegenwart von R. geäußerten Worte verfehlten nicht, auf v. K. einen tiefen Eindruck zu machen.

„Und dennoch," sagte dann R., „habe ich den Gedichten einige empfehlende Worte an den Verleger mitgegeben; ich meine doch, daß ich auch einiges Urtheil über dergleichen Producte habe."

„Nicht abzusprechen," sagte der Kritiker, „allein es gilt hier das wahre Wort: interdum dormitat Homerus."

Nun gab ein Wort das andere und alle Drei, sonst die besten Freunde, trennten sich in nicht sehr erquicklicher Stimmung.

„Nun, mein lieber K.," sprach R. beim Nachhausegehen, „habe ich nicht Recht? Hätte Herr S., dein jetziger Verleger, hätte deine Mathilde, hätte unser Freund gewußt, daß du der Dichter des Büchleins wärest, man würde die Gedichte nicht hoch genug haben erheben können. Ja, wäre überhaupt Herr S. zur Uebernahme des Verlags zu bringen gewesen, hätte ich nicht ein Wort für die Gedichte eingelegt?"

„Bis jetzt hast du freilich Recht," erwiederte Heinrich v. K. etwas mißgestimmt, „allein ich will die Gedichte meinem Freund R. G. in L . . . zuschicken, der ein Literaturblatt redigirt; dieser wird gewiß meinen Styl erkennen und mir das Lob auch unerkannter Weise zukommen lassen."

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Kampf mit einem Steinadler.) Die „Klagenf. Ztg." erzählt aus Oberkrain: Ein Insasse vulgo Frunk aus Ratschach fuhr nebst seinem Knechte in den nahen Berg um Streu. Als sie eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, bemerkten sie im Abgrunde ein abgefallenes Rind liegen, welches schon mehrere Spuren vom Besuche der Raubthiere an sich trug. Als sie nun weiter fuhren, hörten sie in der Nähe ein Geräusch; sie erblickten einen auf einem Steine hockenden Steinadler, der wahrscheinlich hier die frugale Mahlzeit verdauen wollte. Frunk hatte nichts Eiligeres zu thun, als sein Pferd an einen Baum

zu binden. Mit Steinen bewaffnet, nachdem der Knecht seine Stellung auf der entgegengesetzten Seite genommen hatte, um dieses Raubthier in der Mitte zu haben, begannen sie von beiden Seiten dasselbe zu attaquiren. Der Hund jedoch wurde desselben sogleich gewahr und lief darauf los, in welchem Momente sich der Felsenbewohner in die Lüfte erhob. Als er aber des Hundes recht ansichtig wurde, ließ er sich auf ihn nieder; dieser aber konnte seinen Gegner gar nicht erwarten, sondern sprang ihm entgegen, packte ihn beim Schnabel und jener den Hund mit den Krallen an der Brust. Nach kurzem Kampfe schien der Hochälpler die Lust zum weiteren Kampfe verloren zu haben; denn er streckte seine Flügel und schwang sich nebst seinem Gegner, der ihn festhielt, in die Luft. Ueber den nahe liegenden Alpensee fliegend, mochte ihm die Last, da sein Gegner ihn beim Schnabel noch immer festhielt und so die freie Bewegung hemmte, denn doch zu schwer sein; beide sanken immer niederer und endlich in den See. Dieses unwillkürliche Bad mochte beide unangenehm berührt haben, denn sie ließen sich los. Der Flügelmann wollte diese Gelegenheit zur Flucht benützen; allein der Verfolger bemerkte dies und ließ nicht lange auf sich warten. Es wäre wieder zu einer Seeschlacht gekommen, wenn Frunk nicht mit allem Ernste seinem Hunde das Weiterverfolgen verboten hätte. Der Aar, von dem Kampfe müde geworden, schwamm nun auch an's Ufer, um auszuruhen und sich zu trocknen. Diesen Moment benützte Frunk, er warf seine Jacke schnell über ihn und sprang auf die beiden Enden derselben. Nun war der Arme gefangen. Mit Hilfe des Knechtes wurden ihm die Füße gebunden und er wurde heim nach Ratschach geführt, wo er sich sehr wohl befindet; sein Gegner darf ihm aber nicht unter die Augen kommen. Dieser Adler mißt von einer bis zur andern Flügelspitze neun Fuß.

•

— Am 12. d. Mts. war die Stadt Imola Schauplatz einer jener **Greuelthaten**, die in der Romagna leider nicht zu den seltenen Vorkommnissen gehören. Ein Herr Lucio Pasini, der in einem politischen Prozesse seiner Pflicht als vorgeladener Zeuge gewissenhaft nachgekommen war, wurde des Abends, als er sich in Begleitung eines Priesters nach seiner Wohnung begab, auf offener Straße von einem jungen Menschen angefallen, der in unmittelbarster Nähe einen Schuß auf ihn abfeuerte. Pasini war tödtlich verwundet, hatte aber doch noch die Kraft, seinem Mörder, den er erkannt haben soll, mehrere Schritte weit nachzugehen. In geringer Entfernung von der Stelle, an der die Missethat begangen wurde, standen drei Individuen, die man für Mitschuldige des Mörders hält, dessen die Gerichte, wie behauptet wird, bereits habhaft geworden wären.

•

— **(Ein Gift, wo es Niemand sucht.)** Da, wo man nur Heil und Gesundheit zu erwarten gewohnt ist, hat die Physiologie jüngst ein Gift gefunden — im Fleischextract. Während die Fleischbrühe auf das Nervensystem und die Herzthätigkeit wohlthätig erregend wirkt, kann in der Concentration ihrer Bestandtheile, dem Fleischextract, bei starker Dosis diese Herzthätigkeit bis zur Tödtlichkeit durch Lähmung sich steigern. Der Grund liegt in dem Gehalt des Präparats an Salzen, welche Kaliverbindungen sind. Uebrigens mag Jeder so lange beruhigt sein — auch der Wein und der Tabak können bekanntlich zu Gift werden —, als er selbst es in der Hand hat, sich aus dem Extract seine Fleischbrühe so zu bereiten, daß sie ihn, wie man zu sagen pflegt, nicht umwirft.

•

— Zu einer Bäuerin in dem Dorfe Kotschetowka (Gouvernement Woronesch in Rußland) kam kürzlich das Weib eines donischen Kosaken, um Almosen zu betteln. Von der Thüre abgewiesen, erspähte sie den Moment, wo die Bäuerin sich aus dem Hause entfernte, um sich daselbst einzuschleichen und stieß das fünfjährige **Kind** derselben aus **Rache** dafür, daß sie kein Almosen erhalten, in den zum Brodbacken stark geheizten **Ofen**. Man kann sich das Entsetzen der Mutter denken, als sie, in die Stube zurückgekehrt, ihr einziges Kind nur noch als verkohlte Masse wiederfand. Mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers verbreitete sich die Nachricht davon im Dorfe, das Kosakenweib wurde von den Bauern eingeholt und so fürchterlich geschlagen, daß es unter den Händen derselben den Geist aufgab.

•

— **(Mord aus Gefälligkeit.)** Aus dem Gefängniß des Repser Stuhles (Ungarn) meldet man dem „Hon" folgenden seltsamen Fall. Dieser Tage putzte einer der Gefängnißwärter im Hof des Gefängnisses sein Gewehr, als eine gefangene Zigeunerin ihn aufforderte, sie zu erschießen, weil sie nicht werth sei, zu leben. Er antwortete ihr, daß er keine Kapsel habe; als ihm aber die Zigeunerin eine solche gab, erfüllte er ihren Wunsch, und das arme Weib stürzte todt nieder.

•

— In Newyork ist jüngst ein Apparat zur gleichzeitigen **Anzündung der Gasflammen** einer ganzen Stadt mittelst einer elektrischen Batterie, welche durch Drahtleitungen mit den Brennern in Verbindung steht, in einigen Stadttheilen versucht worden und hat sich vollkommen brauchbar bewährt. Die Gasleitung ist so eingerichtet, daß alle Röhren durch die Oeffnung eines einzigen Hahnes gleichzeitig gespeist werden.

•

— Ein **Prediger in Edinburg**, welcher wegen der Riesenlänge seiner Predigten bekannt ist, predigte eines Sonntags vor seiner Gemeinde und war schon bei der vierzehnten Unterabtheilung seines Vortrages angekommen, als er innehielt, um Athem zu schöpfen. Dann fortfahrend rief er mit erneuerter Kraft: „Was soll ich nun sagen, meine theuren Brüder?" — „Sagen Sie Amen!" antwortete eine Stimme aus der andächtigen Gemeinde.

— Ein **Matrose eines englischen Schiffes** bekam in China mit einem Eingeborenen Streit und glaubte das Ding auf echt englische Weise durch Boxen beendigen zu müssen. Er stellte sich in Positur, doch ehe er sich's versah, drehte sich der Chinese wie eine Kreisel vor ihm, und gab ihm mit der Ferse einen solchen Schlag an den Kinnbacken, daß der Matrose fast rücklings niederfiel. Ländlich, sittlich!

• • •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 65. Sonntag, den 29. August 1869.

Neue Gedichte

von Ludwig Bauer.

VI.

Letzter Wunsch.

Wenn sich mein Aug' im Tode schloß,
Mein Geist in's ew'ge All entflob'n,
Legt mich der Mutter Erd' in Schoß,
Die ich geliebt als treuer Sohn.
Nicht Blumen bringt, war auch mein Sang
Wohl eines schlichten Kranzes werth:
Es leg' ein Freund zum letzten Gang

Ich sang vom Lenz, d'rum ewig jung
Hat er in meiner Brust gewohnt,
Und für der Liebe Huldigung
Hat süße Liebe mich belohnt.
Doch für die Freiheit unentwegt
Hab' ich gelitten und entbehrt,
Ihr dient' ich als Soldat, d'rum legt
Auf meinen Sarg ein Schwert.

Wenn als der Ersten einer auch
Ich nicht im Vordertreffen stritt,
In Treue fest, nach Mannesbrauch
Schirg ich des Geistes Schlachten mit.
Daß die Soldatenehre mein
Ich rein bewahrt und unversehrt,
Deß soll im Tod noch Zeuge sein
Auf meinem Sarg das Schwert.

Es sank ein Streiter, schlicht die Reih'n,
Kühn sei der heil'ge Kampf erneut,
Daß un're Söhne Schnitter sein
Der heil'gen Saat, die wir gestreut.
'S ist Schlafenszeit, die Mutter winkt,
Ihr Herzensfreunde, treu bewährt,
O seht, wie siegesfreudig blinkt
Auf meinem Sarg das Schwert!

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Hörten wir nicht früher pochen an der Thür des Kaufmanns Liebner? Ganz recht; ein kleines Männchen mit tiefliegenden Augen und aufgeduntenem Gesichte trat ein. An acht Fingern trug er wenigstens sechzehn Ringe, die schwere goldene Uhrkette schaukelte sich her und hin, und fast aus jeder Tasche lugte ein seidenes geblümtes Tuch heraus. Mutter und Tochter erblaßten, — es war der berüchtigte Matlef, als Spieler in der Stadt ausgeschrieen, aber seiner ewig sprudelnden Laune wegen selbst in den größten Häusern wohlgelitten. Wie so verierte er sich zu dem armen Kaufmann? Als er einst im Coffeehause Schach spielte, wußte ihm die Kunst seines Gegners über den Kopf, da lispelte ihm Liebner zu: Die Königin auf's vierte Feld — und Sie gewinnen. Es traf Retter in der Noth, und erfuhr dessen traurige Lage. Tags darauf zog er ihn bei Seite, drückte ihm [illegible] Summe zurückzufordern — leben Sie wohl —" und er verschwand. Wohl wußte Liebner, daß er sie schwerlich jemals werde zurückerstatten können; aber er gedachte der schuldigen Hausmiethe und des Brodmangels — und nahm sie an.

„Vergebung, daß ich noch so spät komme," sprach der Kleine, und blinzelte nach Sophie, welche ihm einen Stuhl anbot.

„Zu früh, viel zu früh," seufzte Liebner, und auf seinen Wink gingen Mutter und Tochter in's Nebenzimmer.

„So thut es mir in der tiefsten Seele leid; aber ich kann mir nicht helfen. Ich bin liederlich, die Leute nennen mich schlecht — aber weiß der Himmel, ich bin nicht hart. Vor einer Stunde verspielte ich mein letztes Geld, und mein Leichtsinn reißt nun auch Sie mit hinein. Die Einkünfte meiner Rittergüter sind auf zwei Monate voraus verschwendet — und bei allen meinen Freunden ist es Ebbe. Sehen Sie nicht höhnisch auf die Edelsteine an meinen Fingern, auf die goldene Uhrkette — ich verschändete sie gern; aber es ist spät. In einer Stunde soll ich beim Fürsten Hohenfels erscheinen, wird man da die Ringe nicht vermissen? Geben Sie mir die Summe, ich spiele glücklich — hier mein Wort, morgen stehe ich Ihnen wieder mit tausend Freuden zu Gebote."

Liebner öffnete seine Brieftasche. „Sehen Sie, Graf," sagte er mit gedrungener Stimme, indem er zehn Gulden auf den Tisch legte, „das ist meine ganze Baarschaft. Für diesen Rock, mein einziges Kleid, wird Ihnen ein mitleidiger Trödler vielleicht ebenso viel geben. Zwanzig Gulden! ein lumpiger Satz auf eine Karte. Meine Tochter bekam heute zu ihrem achtzehnten Geburtstage einen Ring, das Geschenk einer guten Freundin — nehmen Sie ihn hin, nehmen Sie Alles hin, Kasten und Stühle, Betten und Tische. Wenn die Gassenbuben mit Fingern auf mich weisen — ich will die Schande ertragen — führen Sie mich in's Gefängniß."

Drinnen schluchzten laut die Weiber; Mallek polterte mit großen Schritten in der Stube umher, durchwühlte seine Haare, als wollte er einen rettenden Gedanken herbeiziehen. Liebner erholte sich. „Was beschließen Sie, Graf?“

„Herr, ein Mord soll mein Gewissen nicht belasten; ich weiß, Sie würden die Schande nicht überleben. Der Henker hole mich und den Fürsten und das Spiel — Ihr graues Haar will ich nicht noch greller färben. Leben Sie wohl, vor mir sind Sie sicher. Leute mögen von mir denken, was sie mögen — Menschen sollen mich keinen Schurken heißen.“

Der Kaufmann drückte ihm warm die Hand.

„Ich möchte heulen wie ein Kind,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort, „zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen vielleicht eine schöne Stunde vergiftet — ich bin auch unglücklich. Ihr warmer, freundschaftlicher Händedruck wird mich gewiß oft aufrecht erhalten. Viele fröhliche Menschen drückten mir die Hand, — ich erwiederte den Gruß, lieblos, theilnahmlos, gedankenlos — ein Glücklicher wird mich nie verstehen. Wenn aber zwei Unglückliche die Hände reichen, da schaut auf dieser schmalen Brücke das Elend des Einen der Verzweiflung des Anderen in's hagere Angesicht, und stürzen sich hinein in den Strom der Thränen.“

Hier traten die Frauen wieder herein. Mallek tröstete die zagende Familie und unterhielt sich warm mit diesen guten Menschen, denen er erst so weh gethan, die er dann auf immer an sein Herz geschlossen — da riß Gustav die Thüre auf: Sophie flog ihm entgegen und küßte ihn lang und innig.

„Baron Wellmar,“ wiederholte leise, doch bebend der Vater, und Mutter und Tochter sahen ängstlich zu ihm auf.

„Einen Augenblick Geduld, Graf!“ — er trat zu seinem Vater und beschwor ihn leise: „Ein unrechtes Wort von dir, Vater, macht mich unglücklich, ich darf jetzt nicht für deinen Sohn gelten. Was hier immer vorgeht — schweig dazu; es kommt eine Zeit, wo ich dir Alles entdecke. O, sieh nicht so starr und kalt! vertraue mir! Warum so düster, meine Lieben,“ fing er nun laut an, „warum verweinte Augen?“

„Herr Baron,“ stammelte der Vater und verfärbte sich, „Vergebung, wenn ich mich niedersetze — meine Kniee wanken. Was sollte ich mich auch schämen, die Schuld einzugestehen; ich konnte jenem Herrn dort dreißig Dukaten nicht bezahlen. Wäre mein Sohn hier, vielleicht könnte der helfen?“

„Haben Sie auch einen Sohn?“ fragte Mallek.

„Ja,“ entgegnete der Alte; „aber er will seine Eltern nicht kennen, er ging und fiel in die Arme des . . .“ Hier zitterte er heftig und seufzte tief, Gustav schwankte zu ihm hin und preßte ihn wild bewegt an seine Brust.

Gustav faßte sich bald. „Dreißig Dukaten? Hier,“ er öffnete seine Börse und warf die Goldstücke auf den Tisch. Entsetzt fuhr der Vater vom Stuhle auf. „Es ist gewiß,“ sagte er leise zu den bleichen Frauen, — „ich habe keinen Sohn mehr, er schämt sich unser, gewiß, er ist ein Spieler. Wo hätte er sonst das Geld her? Wie wurde er mit dem Grafen bekannt? Er spielt unter fremdem Namen, daher die Todesangst, als ihn Jener Wellmar nannte. O, jetzt wird mir Alles klar, daher sein verstörtes Wesen, daeum schlicht er spät in der Nacht fort. Ach, wir sind sehr unglücklich! Haltet mich aufrecht mit Eurer Liebe, — meine einzige Stütze, mein Kind, ist von mir abgefallen.“

Indeß schloß sich Gustav dem Grafen an, scheu stahlen sich seine Blicke zu den Eltern, er ahnte tief, was dort vorging, welche unsägliche Leiden er ihnen bereitet. „Graf, befremdet es Sie, mich hier zu finden?“

„Anfangs wohl; nun aber ist mir Alles klar geworden.“

„Was sagt dies spöttische Lächeln!“

„Warum Verstellung, Gustav? Werden Sie doch um Gott nicht kreidebleich, Herr Baron!“

Hier erholte sich Gustav wieder. „Er ahnt nichts,“ murmelte er leise vor sich hin.

„Warum hinter dem Berge halten,“ sagte der Andere treuherzig. „Ist denn das Räthsel neu oder unauflöslich? Flog das Mädchen nicht in Ihre Arme, als Sie kamen? Hört' ich nicht etwa ein leises Du? Wirft man dreißig Dukaten so leicht hin, wie Sie es thaten, für Nichts?“

„Herr!“

„Ich hege ja nichts Uebles im Sinne; aber Sie sind Baron, jene eine Bürgerliche. Brechen Sie dem Mädchen nicht das Herz, schonen Sie den alten Ehrenwerth dorten!“

„Fürchten Sie nichts, meine Absichten sind redlich, ich schlage meinen Adel keinen Heller hoch an — dies von mir. Wenn Ihnen aber je ein Wort entschlüpft über die Scene, die Sie mit angesehen, in der Sie mitgespielt, — wird Ihnen eine Kugel das Uebrige sagen.“

„Stumm und stille,“ versicherte der Bedrohte, „gute Nacht, alter Freund! Nicht wahr? vergessen und vergeben! Gute Nacht, schöne Damen. Gute Nacht, Baron!“ — und er ging.

* *

Die Eltern und Sophie standen lange in der Stubenecke, Gustav preßte seine Stirn an die kalte Fensterscheibe.

„Ist dir wohl, mein Sohn?“ fragte besorgt die Mutter.

„Ganz wohl.“

„Gustav,“ sagte bebend der Vater, „Mallek ist ein edler Mann, aber ein Spieler. Wie, wo lerntest du ihn kennen? Wer hat dich geadelt? Wie kommst du zu dem vielen Gelde? Ich that mir den Schmerz an, dich nicht zu kennen, als es dir Lust gewährte, deinen Vater zu verleugnen. Sprich, sprich, sei einmal im Leben offenherzig!“

„Vater! ich rufe nicht Gott zum Zeugen an — er kennt mich nicht — wenn ich deine Locken küsse, hab' ich gebetet; wenn ich dir schuldlos in's fromme Auge sehe, habe ich in der heiligen Schrift gelesen — mein armes Herz ruf' ich zum Zeugen an, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Tausend Umstände treffen zusammen, und ich zürne dir nicht, wenn du mich kalt, lieblos, verschlossen, schlecht nennst — ich kann nicht weinen, aber ein schweres blutiges Jahrtausend liegt auf meiner Brust — was ich lebe, was ich leide, ich kann es dir nimmermehr sagen.“

„Sprich, sprich, Sohn, Bruder,“ riefen Mutter und Schwester, „nur ein Wort, nur ein rechtfertigendes Wort!“

Er sah wehmüthig umher, legte die Hand auf's Herz und schwieg. Wie ein Blitzstrahl schoß der Vater auf ihn zu; aber die Mutter stand wie ein schützender Engel zwischen ihm und ihrem Kinde: „Wüthest du gegen dein Kind, alter Sünder?“

„Er ist nicht mein Kind, nicht unser Sohn mehr, er schämt sich, einen Bettler Vater zu heißen, er ist adelig geworden, er hat Geld in Hülle und Fülle, er ist ein Spieler, sag' ich dir, ein elender Spieler. Geh' hin, geh' hin, wir heißen dich zum letzten Male unser Kind. Wärest du ein

Fremder, der uns gehaßt, verfolgt, wir wüßten einem offenen Feinde zu begegnen — aber Lügend, heuchelnd, hinterlistig, fast du, ein harter Sohn, deine armen Eltern verrathen. Wärest du ein Fels, in den ich schonungslos meinen Meißel schlage: so sprängen doch Funken: aber keine Thräne glänzt dir im Auge. Ein Schwamm bist du, wenn ich ihn mit meinen Thränen benetze, beschmutze ich mich selbst. Geh' hin, das Laster hält dich umschlungen; wenn ich mit donnernder Rede dich verstummen machte, hab' ich mich selbst verdammt."

Die Frauen weinten bitterlich.

„Weint nicht, weint nicht, er ist hart, ich muß es auch sein. Ein Lager soll dir in unserem Hause nicht fehlen, und ein Brod an unserem Mahle, heuchle deiner Mutter, schmeichle deiner Schwester — ich spreche kein Wort mehr mit dir. — Kommt!"

Die Mutter öffnete die Arme, Gustav sank hinein. — Doch bald, als hätte sie der Wahnsinn erfaßt, schrie sie laut auf und schwankte, vom Vater fortgezogen, aus der Stube. Sophie blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Das junge Talent.

Novellette von Ferdinand Bibra.

(Nach einer Privatmittheilung Heinrichs v. K.)

(Schluß.)

Und auch dieser Plan kam zur Ausführung. — Das Literaturblatt brachte eine Kritik über die Gedichte des Heinrich W. — Sie wurden da von den berühmten Kritikerkönige als das Ideal alles Ungeschmackes hingestellt. Heinrich v. K. glaubte bei Durchlesung dieser ganz und gar absprechenden Kritik an seinem Dichterberuf verzweifeln zu müssen, und mit Thränen des Unmuths in den Augen zerriß er dem lächelnden R. die verhängnißvollen Spalten des Blattes, das früher für ihn stets in die große Ruhmesposaune geblasen hatte.

„Jetzt wirst du wohl keine Probe mehr anstellen wollen und deine Ansicht von dem innern Werth geistiger Produktion und der Kritik Berufener und Unberufener wird so ziemlich unter ihr früheres Niveau gesunken sein. — Aber dieser G. ärgert mich selbst; ich hätte doch von ihm am Wenigsten gedacht, daß er so wenig Beruf zum wahren Kritiker hätte; den müssen wir bestrafen."

Die beiden Freunde fuhren nun nach L., wo auch Heinrich v. K.'s Braut wohnte; dieser besuchte dieselbe und überließ nur R., den Racheplan in Ausführung zu bringen. R., damals noch ein lustiger lebensfroher Student, war als Graf v. P., ein in der literarischen Welt geachteter Name, im Gasthof zum Löwen vorgefahren, während sein Leibdiener als Kammerdiener fungirte. Einen Oheim des Studio R. in L., einen reichen Bankier, hatte man von dem vorhabenden Plane bereits in Kenntniß gesetzt und konnte um so mehr auf seine Unterstützung rechnen, als derselbe es zu seinem Hauptvergnügen zählte, gelehrte Leute über den Löffel zu barbiren, da er selbst sich im gelehrten Kram wenig auskannte.

Herr R. G. war deshalb nicht zum Geringsten erstaunt, als er beim Eintritt in sein Redactionszimmer eine Einladung des Bankiers zu einem Souper vorfand mit dem Bemerken, doch Einiges von den neuesten Literatur-Erscheinungen mitzunehmen.

Da war denn eine glänzende Gesellschaft in den Salons des Bankiers versammelt, nicht nur von Vertretern der Männerwelt, sondern auch das schöne Geschlecht war zahlreich vertreten.

R. G. hatte mehr aus Groll vielleicht, weil er so selten zu den Soupers des Bankiers eingeladen ward, als aus einer Eingebung seines bösen Engels auch das Bändchen lyrischer Gedichte von Heinrich W. mitgenommen, um bei vorgeschrittenem Humor der Gesellschaft Einiges daraus zum Besten zugeben. Es war übrigens schon zum Voraus bestimmt, daß auch Graf v. P., der würdige Bankierknüffe, dieselben Gedichte mitbringen solle, um auf alle Fälle gerüstet zu sein. Zudem hatte ein Kammerdiener die Ordre, dem geehrten Herrn R. G. jede unnöthige Last zur einstweiligen Aufbewahrung abzunehmen. So konnte man sicher erfahren, was der Literat bei sich hatte.

Auch die Braut Heinrich's v. K. hatte man eingeladen, diesem aber keine Karte zukommen lassen. Die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, nur R. G. blieb etwas lange aus, so daß der Bankier Zeit hatte, im Laufe des Gespräches, wie zufällig, auf den Genuß aufmerksam zu machen, der noch zu erwarten sei, wenn R. G. Gedichte vorlese.

Endlich kam der Literat und ward von allen Seiten mit Freundlichkeit gegrüßt und zur Seite des Grafen v. P. placirt, den von der ganzen Gesellschaft Niemand persönlich kannte, wohl aber Jedermann schon durch irgend eine Schrift zu seinen Bekannten zählte.

Als die Stimmung eine immer mehr heitere, vom Champagner gehobenere wurde, fragte der Bankier den Herrn R. G., ob er wohl viel zu thun habe in seinem Bureau.

„Ja," meinte dieser, „es gäbe allerdings viel zu thun, wollte man Alles lesen, was man zur Recension eingesandt erhält!"

„Wie so?" — —

„In eil' den Büchern, die ich kritisirt habe, las ich höchstens einige Seiten und mein Urtheil war fertig."

„So," sagte der Bankier, „lesen Sie uns etwas vor, Herr G., Sie sind ja Meister darin."

„Gerne, gerne," sagte der mehr als fröhlich gestimmte Kritikerkönig.

Er zog ein Büchlein hervor, das der unterrichtete Kammerdiener allein hatte in der Tasche gelassen. R. G. las und Graf v. P. war der Erste, der jedesmal Beifall klatschte; ihm kam die Gesellschaft nach, denn Graf v. P. mußte doch wissen, was Geschmack sei. Der Braut Heinrich's v. K. kamen die Gedichte bekannt vor; allein sie sagte nichts, sondern applaudirte auch. R. G. lachte vor sich hin, als er den Beifallssturm hörte und dünkte sich in seinem geheimen Wissen über den Werth des Gelesenen wohl recht hoch über der dem Ungeschmack huldigenden Gesellschaft; allein bald drängte man ihn nach dem Namen des Dichters.

„Heinrich W." — —

„Was, was?" rief der Bankier freudig, „den habe ich eingeladen, er muß noch kommen, um den Triumph zu hören."

Nun stand zwar die vernichtende Kritik über W.'s Gedichte erst vor einigen Tagen in dem Literaturblatt, das in L. viel gelesen war; allein es konnte ja ein anderer W. sein und dann hatte v. P. gelauscht und dann hatte der Bankier den Dichter eingeladen, — — da mußte Alles verstummen. Nur Mathilde, Heinrich's Braut, konnte sich nicht enthalten, dem Bankier in's Ohr zu flüstern:

„Diese Gedichte sind nichts werth; ich kenne sie schon."

Jetzt trat Heinrich W., vom Kammerdiener gemeldet, ein. Der Bankier stand auf und rief:

„Das ist schön, mein lieber W."

Auch R. G. war aufgesprungen mit dem Ruf:

„Ah, mein lieber v. K."

„Ihre Gedichte haben Furore gemacht, lieber W., R. G. hat sie selbst vorgelesen!"

„Ist es wahr, Mathilde," fragte dieser die Braut.

„Ja, hier ist der Dichter," sagte der Bankier, Heinrich an der Hand fassend, „verzeihen Sie die Mystification; sie zeigt, daß man Gedichte erst lesen soll, bis man über sie urtheilt!" — —

„Du hast Recht, mein Freund," sagte Heinrich zu dem verkappten v. P., „ich will nie mehr versuchen, ein junges Talent zu sein, sondern mich meiner alten Anerkennung erfreuen."

Man erhob sich allgemein und stieß auf das junge Talent an; am Zaghaftesten aber klangen die Gläser Mathilden's und R. G.'s mit dem Heinrich's zusammen.

Miscellen.

(Verdauungs-Tabelle.) Ueber die Durchschnittszeit der Verdauung eines großen Theils der menschlichen Speisen hat eine ärztliche Autorität folgende Beobachtungen gemacht. Reis erforderte eine Stunde, gekochte Milch 2 St., dgl. rohe 2¼ St., Wildpret 1 St. 35 Min., Gans 3½ St., Rindsleber 2 St., harte Eier 3½ St., dgl. weich gesottene 3 St., geräucherter Lachs 4 St., frische Austern 2½ St., dgl. gebackene 3½ St., Rindfleisch, gekocht, 3 St., Pöckelfleisch 2 St. 45 Min., Schweinefleisch, gebraten, 5½ St., dgl. gekochtes 4½ St., Hammelfleisch 3½ St., Kalbfleisch 4 St., Enten und kleines Geflügel, sowie Rindfleischsuppe 4 St., Butter und Käse 3½ St., Griessuppe 1 St. 30 M., Hühnersuppe 3 St., Schinken 5½ St., Weißbrod 3½ St, Aepfel 1½ bis 2 St. 50 M., Mohrrüben 3¼ St., Kartoffeln 3½ St., dgl. gebraten 2½ St. und endlich Kohl 2½ Stunde. Hiernach würden also Schweinebraten und Schinken am schwersten zu verdauen sein.

•

— **(Augen-Fabriken.)** In der Fabrikation künstlicher Augen steht Paris bis jetzt ohne jegliche Concurrenz da. Weder den Engländern noch den Deutschen ist es gelungen, etwas Gutes und Brauchbares in diesem Artikel zu verfertigen. Es gibt in Paris in der Faubourg St. Honoré zehn bis zwölf größere derartige Fabriken, die über 200 geschickte Arbeiter beschäftigen und doch nicht im Stande sind, alle Aufträge auszuführen. Kleinere Fabriken, die nicht so gute Fabrikate liefern, liegen außerdem noch in den kleinen Querstraßen des Boulevard du Temple. Ganz Europa wird mit diesen Augen versorgt, Reisende gehen damit nach Petersburg und Madrid, London und Neapel. Die luxuriösen Empfangszimmer der Fabrikanten in Paris zeigen, daß sie gerade mit den höchsten Schichten der Gesellschaft in Verbindung stehen. Gewöhnlich haben sie einen einäugigen Diener, den sie dem Hilfe Suchenden präsentiren, ihm die Gleichheit des gesunden und gläsernen Auges zeigen und durch das leichte Herausnehmen des letzteren alle Furcht benehmen. Ein passendes, gut gearbeitetes Auge kostet 40 bis 50 Frcs. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick, die große Menge der blauen, braunen und grünen Augen ausgestellt zu sehen, die alle den Blick auf den Beschauer gerichtet zu haben scheinen. Augen auf Bestellung, die nicht nach Wunsch ausgefallen sind, werden an die ärmeren Klassen billig verkauft; noch ärmere, die selbst den geringen Preis nicht bezahlen können, miethen sich Augen, natürlich nur zu festlichen Gelegenheiten.

•

— **(Geglückt.)** Auf anonymem Wege erhielt vor einigen Tagen ein Hauswirth in der Wasserthorstraße in Berlin einen Wink, wonach einer seiner Miether, ein Schneidermeister, welcher seit dem Monat April keine Miethe bezahlt hatte, auszurücken beabsichtige. Die Nachricht machte ihn so besorgt, daß er in Abwesenheit seiner Frau, die sich in einem Bade befindet, sein Haus nicht mehr zu verlassen wagte, und sich Tag und Nacht auf die Lauer legte. Anfangs dieser Woche traf sein einziger Sohn, der Schüler eines auswärtigen Gymnasiums ist, im elterlichen Hause ein, um hier die Schulferien zu verleben. Der Knabe war gewöhnt, einen Theil der Ferien gemeinschaftlich mit dem Vater bei Verwandten in Tempelhof zuzubringen; diesmal mußte er sich jedoch allein dahin begeben, da jener aus Furcht vor dem rücksichtslosen Schneider es vorzog, zu Hause zu bleiben. Am Mittwoch früh trat ein ihm unbekannter Mann athemlos in die Wohnung des Wirths, um ihm die Hiobspost zu bringen, daß sein Sohn eine Stunde zuvor vom Pferde gestürzt sei und sich lebensgefährlich verletzt habe. Ohne Besinnen warf er sich in eine Droschke und langte eine halbe Stunde später vor dem Gehöft seines Verwandten an, wo ihm zu seiner ebenso großen Freude als Verwunderung sein Sohn munter und wohlbehalten entgegensprang. Lange zerbrach man sich den Kopf über den Urheber des schlechten Spaßes, bis dem Hauswirth plötzlich der unsichere Miether einfiel. Nichts Gutes ahnend begab er sich eilends auf den Rückweg und als er vor seinem Hause anlangte, erwartete ihn bereits ein Dienstmann, der im Auftrage des Schneiders die Schlüssel der ausgeräumten Wohnung überreichte.

•

— **(Billige Gänse.)** In Aegypten gibt es einen Landstrich, wo die Gänse in solcher Menge hausen, daß z. B. die sog. Gänse-Insel im See Menzalah an manchen Tagesstunden vor der Menge dieses Federviehes gar nicht sichtbar ist. Das Stück kostet dort nach unserem Gelde 3½ Kreuzer und soll namentlich die Leber dieser ägyptischen Gans jede europäische Concurrenz aus dem Feld schlagen.

•

— In Hamburg ist eine namhafte Zahl angesehener Männer zur Gründung einer **Humboldt-Stiftung** zusammengetreten; man wünscht ein Kapital zu sammeln, aus dessen jährlichen Revenuen hervorragende Leistungen deutscher Seefahrer auf den Gebieten der Meteorologie und Hydrographie durch Verleihung von Prämien geehrt werden sollen, in ähnlicher Weise, wie solches schon länger in Holland und Frankreich geschieht.

• • •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 66. Mittwoch, den 1. September 1869.

Gedichte

von J. Heimann.

I.

Was ist die Schönheit?

Was ist die Schönheit?
Ach, nur eine Blume
Die heute blüht
Und morgen schon verdorrt,
Sie bietet niemals einen sichren Hort.

Könnt Ihr sie halten,
Wenn ihr Zauber naht,
Hilft Klagen wohl
Und nützet Weinen Euch,
Die Zeit gemagt, was Euch oft ewig bänket,
Zieht Alles grausam in ihr Schattenreich.

Nicht nützet Gold,
Nicht edel lieb'sche Farbe,
Die Zeit entblättert,
Nichts führet sie zurück,
Sie lächelt der von ihr geschlag'nen Narbe,
Zählt nicht des Stolzes gornerfüllten Blick.

D'rum laßt uns Freunde,
Fest beharrlich immer
Auf Tugend nur
Und nicht auf Schönheit bau'n,
Laßt uns verachten lernen eitlen Flimmer,
Das Wahre stets in reinstem Lichte schau'n!

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Es war um neun Uhr, dunkel — und ein Gewitter orgelte am Himmel. Der alte Meistersänger Sturm griff wie berauscht in seine Riesenharfe, und die Wolken rüsteten sich, hinabzuspucken auf die schlechte, verachtete Welt. Der Jüngling ging die Stube auf und nieder; an der Krücke der Erinnerung hinkten tausend Nachtgespenster um ihn herüber. „Fluch mir und meinem verlornen Leben," schrie er auf, „in den Augen meiner guten Eltern ein schlechter Sohn. Das Bewußtsein hab' ich, ein Dichter werden zu müssen und nicht die Kraft dazu. Was ich lebe und sterbe, was ich liebe und leide, darf, kann ich nicht sagen, ich träume nur und bin gezwungen, an die Sage zu glauben: der Traum vermittle sich nicht, wenn man ihn erzählt."

Aber Wer naht ihm leise? Wer schlingt um ihn die weichen Arme? Wer streicht ihm das verworrene Haar von der Stirn? Wer drückt einen langen, innigen Kuß auf seine Lippen? Die gute mitfühlende Schwester!

Der Jüngling entwand sich ihren Armen: „Ein grollender Löwe durchirre ich die Steppen der Einsamkeit, und du wagst es, mit zu ruhen? Vater und Mutter haben mich verstoßen, und du — und du trotzest den Unglücklichen? Du bist du, so alle Menschen, böse, düster von Natur: Säle des Frohsinns besuchen nur wenige frohe Herzen, man befindet sich, mit zu jauchzen; aber zu Leichenzügen, zum Hochgerichte, wo ein Armer endet, wallfahrten Tausende."

„Ich begreife dich nicht," sagte schüchtern das Mädchen, „oft bist du so heiter, da möchtest du die lieben Engel vom Himmel herabziehen und sie küssen, und dann wieder beredest du dich, wie ein König, der sein Reich verlorem. Quält dich die Sorge, ein großer Mann zu werden?"

„Wann saßt du mich heiter? Ich zwang mich dazu, es war ein Frohsinn mit verzerrten Gesichtszügen und verzerrten Armen. Ein Zigeuner stahl mir mein liebstes Kind, und zwingt es, vor dem Volke auf straffem Seile zu tanzen."

Sophie erblaßte und fuhr mit den zarten Fingern dem Bruder über die sommerheiße Stirn.

„Rede nicht, gute Schwester, ich rede nicht irre, es schwebte mir ein Bild vor, weil ich ein Träumer bin. Ja, das Schicksal, dieser ewig wandernde Zigeuner, stahl mir den heiteren Sinn aus der Wiege des Busens und richtete es ab, in Gesellschaft auf gespanntem Seile zu springen — das ist meine erheuchelte Lust."

„Ich irre nicht, Bruder, ich habe es oft gesagt, und noch öfter es wie gedacht, ein schwerer Geheimniß drückt deine Seele. Ach, warum theilst du es mir nicht mit? ich kann dir vergeben und mit dir tragen. Es war eine himmelschöne Zeit, wo wir zusammenhielten, wie die Stunde an der Stunde, wo du mir Alles sagtest, was du gelebt und geliebt, geträumt, gehofft und gedichtet? Aber seit kurzer Zeit stehst du mich kalt von dir, schleichst bleich und abgehärmt umher, und meinen Fragen kommst du entgegen: Du bist ein Weib! — Und doch, Gustav, schweig' ich, und doch weiß ich, wie du dich herumtreibst, daß du, wenn Alles schläft, dich wieder ankleidest und fortgehst!"

„Wohin ich gehe, Unglückselige, du weißt es?"

„Wohin du gehst, weiß ich nicht, — aber daß du spielen gehst, spielen, läugne es nicht — es bräche mir nur das Herz. Wie sind arm, du auch, und doch unterstützest du uns und rettetest noch heute den Vater. Mallet ist ein Schieber, wie kennt er dich, wo kommt er mit dem Baron Wellmar zusammen? Deine goldene Uhr, wo ist sie hin? Ach, das hat dem Vater tausend Seufzer, der Mutter tausend Thränen, und mir ein Herz gekostet."

„Ja, ich spiele ein gewagtes Spiel, es markel mir die Tage und vergiftet mir die Nächte, ich kann nicht ruhen und rasten, täglich werde ich ärmer, und doch kann meine Hoffnung, das Jehnfache wieder zu gewinnen, nicht untergehen."

„So ist es also wahr? Du bist ein Spieler!" schrie das Mädchen auf.

„Das Geld hab' ich von guten Freunden, denen ich es wieder erstatten werde, jenen Spieler traf ich zufällig in einer Gesellschaft. Daß ich bleich und abgehärmt? dem heiligen Christtustrieben mochte ich nicht Ruhe vergönnen an der Schwelle meines Herzens, darum bin ich unstät und flüchtig."

„Aber wo gehst du des Nachts hin?"

„Wie, Schwesterchen, wenn ich ein Liebchen hätte?"

Sophie errötehete. „Du Toni?"

„Nein."

„So darf ich nicht weiter fragen. — Aber die Uhr."

„Als Reisegeld Eduard gegeben."

„Wie unrein Geheimniß. Warum reiste er fort?"

„Er schoß sich eines Mädchens wegen."

„Mit Wem?" fragte Sophie zitternd.

„Mit Isidor."

„Jesus Maria!" und sie sank wie leblos zu Boden.

Gustav war um sie beschäftigt, da trat der Vater ein, und als er seine Tochter ohnmächtig da liegen sah, brach sein Zorn los:

„Elender Mensch, uns hast du das Herz gebrochen, erfüllst du auch die Seele dieses armen Kindes mit Nachtgespenstern? Geh' hin, wo du hin gehörst, zu deinen Spielern."

Da warf der tiefgekränkte Sohn den Mantel um und öffnete die Thür. Sophie schwankte zu ihm hin und drückte ihn wild an ihre Brust.

„Wohin?" donnerte der Vater.

„Zu Menschen, die mich lieben."

„Zu Menschen? Zu Spielern willst du sagen," lachte er höhnisch. „Tochter, laß ab von dem Verworfenen, sein Leben ist eine große, ewige Lüge."

Aber sie ließ nicht von ihm, er wand sich sanft los und faßte die Hand seines Vaters:

„Vater," seufzte er mit gebrochener Stimme, „es wird eine Zeit kommen, vielleicht ist sie nicht mehr fern, wo dieses Siegel" — hier klopfte er heftig an seine Brust — „springt, wo du Alles, Alles lesen wirst; aber ich konnte nicht anders. Deine bitteren Vorwürfe wirst du dann zurücknehmen; aber sie werden sich zu Thränen gestalten, die auf mein Grab fallen." — Er ging.

Zu viel traf zusammen, um Gustav für einen Spieler zu halten. Schwarze Gedanken dehnten sich auf den finstern Brauen des Vaters, so stand er da mit gerungenen Händen, niedergebeugt, — das Unglück seiner Tochter ahnte er nicht.

Vielleicht läßt jetzt irgend ein Leser einem Gedanken einem Bilde, das ihm eben behagt, aus seiner Pfeife eine Weihrauchwolke aufsteigen — da stürmt er mit Fragen auf mich ein: Wo ging Gustav nächtlich hin? Ist er doch ein Spieler? Wer hat ihn gradelt? Ich aber stehe da, ein Eisgebirg, stolz und kalt, und die Strahlen der Neugierde fallen blos als Phosphorfunkenspiel auf meine Schollen, können sie aber nimmermehr lösen und erweichen. Rache ist mein Element; jener mitleidige Leser, der diese Geschichte bis hieher gelesen, sei der Sündenbock für hundert Andere, welche da sagen: Wer kennt den Namen des Verfassers? Dummes Zeug, es ist keine Naturmalerei darin, keine Gewitterlesungen und Wahrsinn, er beginnt nicht mit der aufgehenden Sonne oder einem trüben Novembertage, es ist Alles kurz und gedrungen, kahl, schaal und fahl, man findet darin mehr Handlung, mehr Leben als Beschreibung.

* * *

Aus tiefer Trübsal über die zertrümmerten Töpfe und Gläser legte sich die alte Tante frühzeitig zu Bette, hüstelte und räusperte sich, zog wollene Strümpfe an, legte sich den Kopf und räusperte sich, zog wollene Strümpfe an, legte sich den Kopf mit warmen Tüchern umwickeln und meinte, ihr letztes Stündmit warmen Tüchern umwickeln und meinte, ihr letztes Stündlein sei nicht mehr fern. Der Arzt verfolgte noch immer den lein sei nicht mehr fern. Der Arzt verfolgte noch immer den Feind, der auf den Frieden seines Töchterleins den nächtigen Gedanken müde gehetzt, auf dem Sopha eingeschlummert. Gustav trat leise ein und blieb sinnend vor ihr stehen. Die Kerze auf dem Tisch wollte erlöschen und flackerte immer wieder von Neuem auf, wie das halbgebrochene Auge eines Sterbenden, das den Glanz einer hellen Welt mit einem Male einsaugen möchte. Da schlief das reizende Mädchen, eine Hand ruhte auf der Stirn, als ob sie Träume haschen wollte, die andere lag ein Mächer an der Kapelle des Herzens, und des Jünglings Gedanken horchten dem Glockenschlage und wollten, heilige Sünder, um zu beten. Er kniete an ihr nieder, ihr warmer, süßer Athem rief die abgeblühenen Baumschulen des Friedens in seiner Brust wieder wach; aber nur auf kurze Zeit. — Armes Mädchen, dachte er, du hattest wohl lange vergebens mein, ach, Alles, Alles, was sich mir zutraulich nähert, färbe ich schwarz mit meinem Schatten. — Da polterte was die Treppe herauf, er erkannte die Tritte des Arztes, er schlich sich leise in's Nebenzimmer, um seine verstörten Gesichtszüge zu verbergen.

Der Alte stürmte zur Thür herein, durch das Gepolter erweckt, sprang Toni schlaftrunken auf:

„Nun, Väterchen, ist er's doch gewesen? Trog dich dein kurzsichtiges Auge nicht?"

„Zuerst laß mich ausschnauben, liebe Tochter, ich bin müde wie ein Jagdhund. Gib mir ein Glas Wein — doch nein, ich bin erhitzt. Da renne ich die zuletzt dem Irrenden Ritter nach, gerad' und krumm, rechts und links. Aus meiner Hast mochte er wohl erkennen, daß ich ihm nachliefe; er aber, wahrscheinlich zum Liebchen eilend, mochte keinen Vertrauten seines Geheimnisses dulden. So immer fort, ich immer nach, da trat er plötzlich in ein Caffeehaus; nun, dacht' ich, der Vogel sitzt; — doch, horch! rauschte nicht was in der Nebenstube? Ich merke wohl, daß ich alt werde — die Furcht stellt sich schon ein."

„Ach, die Uhr pickert! Weiter, Väterchen!"

„Ich eile nach, gehe an jeden Tisch, sehe mir alle Leute recht genau an — Himmel, da stoß' ich auf eine Thür, die

in den Hof und von da auf die Straße führt. Ich sage dir, der Mensch muß ein Liebchen haben, sonst lief er gewiß nicht so schnell. Als wollt' ich einen Dieb haschen, rannt' ich nach, nun befand ich mich allerdings am Eingange der Straße, die zu — doch ich sage dir, Mädchen, es ist Jemand in der Stube, siehst du den Schatten dort?"

„Es ist die Büste des Amor's auf dem Kasten."

„Amor hat doch Flügel, wie ich mich erinnere, und die fehlen diesem Schatten."

Da trat Gustav laut lachend ein und erzählte, daß Toni geschlafen, daß er sie nicht wecken wollte und in der Nebenstube seinen Gedanken nachhing.

„Sagt' ich's nicht, daß es Amor wäre," lispelte erröthend das Mädchen.

„Nun eine Frage," forschte der Arzt: „Gingst du heute Abend hier vorüber?"

„Da wäre ich doch herausgekommen."

Des Mädchens Herz schlug hoch vor Freude.

„Siehst du, Vater, ich sollte dich nun recht auslachen, auslachen, aber," wandte sie sich zu Gustav, „hält man so sein Wort? Jetzt schlug es wohl sieben?"

„Ich lag während dieser Zeit auch nicht auf Rosen" sagte wehmüthig der Jüngling, „ich war zu Hause. Fragen Sie mich nicht, was vorging, fragen Sie meine Schwester, meine Eltern nie darüber — versprechen Sie es mir heilig!"

Sie reichte ihm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Am Geburtstage Goethe's.

*** München, 28. August. Während seit 1859, wo sich so herrlich wie kaum je die Liebe und Begeisterung offenbarte, deren das deutsche Volk fähig ist für seine großen und edlen Männer, der 10. November als eine Art von Nationalfesttag gilt, ist es immer noch nur eine kleine stille Gemeinde, welche den 28. August feiert. Und doch gibt es wohl Niemand in Deutschland — Herrn Wolfgang Menzel höchstens ausgenommen — welcher nicht den Geburtstag Goethe's für ein zum mindesten nicht weniger freudiges Ereigniß für unsere Nation halten würde, als den Geburtstag Schiller's. Welcher von beiden der größere sei, ist sicher eine müssige Frage, möchte es auch bald die sein: welcher der populärere. Daß Goethe's Werke mehr genannt als gekannt sind, darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Die Ursachen dieser auffallenden Erscheinung sind leicht zu errathen und wären jetzt gut zu beseitigen.

Keines Dichters Werke sind so Ausfluß seiner selbst, wie Goethe's, der nach eigner Aussage immer und überall in seinen Dichtungen nur sich selber abschreibt, daher auch seine Werke ohne sein Leben, ebenso wie umgekehrt, zum größten und schönsten Theile unverständlich bleiben. Selbst von seinen populärsten Dichtungen, den lyrischen, hat man erst den vollen und reinsten Genuß, wenn man durch die Erforschung und Kenntniß der Veranlassung zu denselben in deren eigensten Sinn eindringt. „Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte," sagt wieder Goethe selbst und es ist dies nicht etwa eine einem Mann wie Goethe schlecht anstehende Bescheidenheit, sondern er spricht damit sein höchstes Lob selbst aus.

Mit welch' ganz anderem, wärmeren, innigeren Empfinden liest man die kleinen Gedichte, von denen jedes freilich an sich schon eine Perle ist, wenn man diese in der ursprünglichen Fassung betrachten kann, d. h. die Veranlassung dazu kennt.

Jedermann bekannt ist z. B. das an weichem Wohlklang der Sprache und tiefster Innigkeit der Empfindung gleich unübertreffliche und unübertroffene Nachtlied: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'". Wie sehr aber wird unsere Theilnahme und unser Gefühl, wie es die wenigen Zeilen dieses Gedichtes anregen, noch gesteigert, wenn unsere Phantasie durch eine warme Schilderung erregt wird, wie Goethe mitten im tollen Strudel der ersten Zeit seines genialen Hoflebens in Weimar sich einst in eine Bretterhütte auf einem Berge, 3000 Fuß hoch, mitten im Thüringer Walde zurückzog und dort am Abend des 7. September 1783, im Anschauen der unendlichen Wipfelfülle bei vollkommener Abendruhe versunken, neben das Fenster an die Bretterwand schrieb. Welche Gefühle mochten den Einsamen überkommen sein, daß er sich nach Ruhe sehnte, nach baldiger Ruhe von dem wilden Treiben jener Tage! Vergegenwärtigt man nun mit lebhaften Farben die äußere und innere Veranlassung des Nachtliedes, so wird der Eindruck ein ganz unbeschreiblicher. Ueberwältigte doch den Greis Goethe selbst, als er nach achtundvierzig Jahren an Ort und Stelle wieder las, was der Jüngling geschrieben, das Gefühl so, daß ihm die Thränen über die Wangen strömten, während er mit wehmüthig-süßem Nachdruck die Worte wiederholte: „Warte nur, balde, balde ruhest du auch". Der Brief, den er über diesen Besuch im Bretterhäuschen an Zelter schrieb, ist einer der schönsten, rührendsten und ergreifendsten.

Und so ist es mehr oder minder der Fall mit allen Goethe'schen Dichtungen.

Wie lieb und werth, wie vertraut werden einem selbst sonst übersehene, für unbedeutend gehaltene Schriften des großen Dichters, wenn man sieht, wie sie eng mit dessen vollem, warmen Leben zusammenhängen. Ja, es war ein volles warmes Leben, nicht nur ein langes und reiches, es war ein ächt menschliches Leben, das Wolfgang Goethe zu leben vergönnt war. Und voll und warm und ächt menschlich, wie es war, dieses Leben dem deutschen Volke zu erzählen, das ist eine der höchsten und edelsten Aufgaben, die noch immer zu lösen ist.

Wir möchten und dürften in einem solchen Leben Goethe's, einem im besten Sinne des Wortes populären Buche, nichts vermissen, als nur jegliches ästhetische Gesalbader, womit leider bisher gerade Goethe's Werke mit bedauernswerther Vorliebe angewässert und vielleicht gerade dadurch dem aller Unnatur instinktiv abholden Volke verdächtigt und ungenießbar gemacht wurden. Der Mensch Goethe muß mehr in den Vordergrund treten, der Dichter würde sich dann ganz von selbst und verständlicher erklären, als die ästhetischen Körner es bisher vermocht haben.

Nil humani a me alienum puto, konnte wie Terenz auch Goethe von sich sagen: nichts Menschliches ist ihm fremd geblieben; nichts Menschliches aus Goethe's Leben darf auch in der populären Biographie den Lesern fremd bleiben, nicht sein immer beschäftigtes, immer anregendes und angeregtes Klein- und Stilleben, nicht seine warme, behagliche Häuslichkeit, nicht die kleinen Anekdoten, die ein Porträt erst lebendig machen und die Persönlichkeit uns nahe bringen. Die Aufgabe ist nicht leicht und nicht von Jedem zu lösen. Das Material zwar zu einer Biographie Goethe's ist in reichster Fülle, in ausgiebigstem Maße vorhanden und liegt aufgeschlossen in einer zahlreichen, täglich noch sich vermehrenden Bibliothek von Werken und Schriften des mannigfaltigsten Inhalts. Man kann

sagen, daß fast keine Stunde in Goethe's Leben unbeschrieben geblieben, daß das Ereigniß fast jeden Tages mit mehreren authentischen Dokumenten zu belegen ist. Aber gerade dieses massenhafte Material völlig zu beherrschen, zu sichten, zu ordnen, auszuscheiden, das wäre die Hauptschwierigkeit, aber auch das Hauptverdienst für den Goethe-Biographen, wie wir ihn uns vorstellen.

Nichts aber dürfte den Schweiß dieser schweren Arbeit verrathen, mit Selbstverläugnung müßte der mühselige Fleiß, dessen sich doch sonst Jeder gerne rühmt und rühmen darf, hier sich verbergen hinter einer präzisen Kürze, welche belebt wird durch Frische und Anmuth der Darstellung. Damit muß eine ächte Begeisterung für alles Hohe und Schöne nicht minder als eine warme Verständnißinnigkeit für alles Menschliche verbunden sein. Mit einem Worte — wir möchten sagen, der Biograph Goethe's muß selber eine — wenn auch nur eine Goethe'sche Ader haben.

Welche Wirkung ein solches Buch über Goethe machen könnte, zeigt uns der Versuch des Engländers Lowes — bei aller Vortrefflichkeit im Einzelnen, doch im Allgemeinen eben nur ein Versuch zur Lösung der Aufgabe, wie sie uns vorschwebt. Ein Ausländer konnte nicht mehr leisten, als Lowes es gethan, aber ein Deutscher könnte es, ein Deutscher sollte es unternehmen, unserem größten Dichter ein dessen würdiges biographisches Denkmal zu setzen, wie unser jugendlicher König, dessen Brust von den edelsten Idealen erfüllt ist, seiner Begeisterung für Goethe Ausdruck gegeben hat in einem ernsten Monument, von dem heute die Hülle fallen soll.

Möge damit auch die Hülle fallen von den Augen und Herzen derer, die Goethe bisher vernachläßigt haben, möge der Anblick des strahlenden Erzbildes sie erwärmen für den Dichter und bald ein Buch über denselben im oben angedeuteten Sinne ihnen Führer werden zu den innigsten und geheimnißvollsten Schönheiten des Dichters: die würdigste Ergänzung und der schönste Lohn für die Gabe des königlichen Errichters des Standbildes Goethe's in der Stadt München!

Rich. Gadermann.

Miscellen.

Folgenden mysteriösen Vorfall erzählt die Berliner „Gerichts-Zeitung": Eine fünfzehnjährige, bisher dem äußeren Anscheine nach glückliche Ehe ist durch einen unglücklichen Zufall grausam zerstört worden. In Abwesenheit des Ehemannes kam ein dessen Adresse tragender Brief an, der der Frau, sie weiß jetzt selbst nicht aus welchem Grunde, besonders auffiel, so daß sie, die sonst die Briefe ihres Mannes stets unberührt gelassen hatte, der Lust nicht widerstehen konnte, den Brief zu öffnen. Zu ihrem Entsetzen las sie, daß eine ihr unbekannte Dame in den zärtlichsten Ausdrücken ihrem Manne schrieb, daß sie in Berlin angekommen sei und nicht wieder abreisen könne, ohne ihn, den sie so sehr geliebt, noch einmal wiedergesehen, und ihn deshalb bat, sie an einem bestimmten Orte zu erwarten. Sie gab die Kleidung genau an, welche sie bei dem Rendezvous tragen würde. Augenblicklich beschloß die Frau, die sich schändlich betrogen glaubte, ihren Mann mit seiner vermeintlichen Geliebten auf der That zu ertappen. Sie machte den Brief sorgfältig wieder zu und legte ihn auf den Schreibtisch ihres Mannes, der, nachdem er zu Mittag nach Hause gekommen, wie gewöhnlich zunächst die inzwischen eingelaufenen Briefe und darunter auch das erwähnte Schreiben durchsah. Obwohl seine Frau ihn dabei scharf beobachtete, bemerkte sie jedoch in seinem Gesichte nicht die geringste Bewegung. Er behandelte das Liebesbriefchen wie einen gewöhnlichen Geschäftsbrief. Nachdem das Ehepaar zusammen das Mittagsbrod verzehrt hatte, sagte die Frau, daß sie ausgehen werde, um einige Einkäufe zu machen, worauf der Mann erklärte, auch er müsse am Abend ausgehen, ein alter Freund sei in Berlin angekommen, mit dem er den Abend zubringen werde, weshalb er auch den Hausschlüssel mitnehmen wolle. Die Eheleute trennten sich in dieser Harmonie. Als der Mann in seiner Ungeduld früher als bestellt am Orte des Wiedersehens nahm, fand er eine Dame in der beschriebenen Kleidung bereits vor, ging auf sie zu und redete sie mit dem Vornamen, der unter dem Briefe stand, an. In dem Augenblicke hob sie nun den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, auf, der Mann sah seine Frau vor sich stehen und fiel zu Boden. Vor Schreck hatte ihn der Schlag gerührt. Während die auf eine solche Folge ihrer unüberlegten Handlungsweise nicht gefaßte Frau sich um den leblosen Mann abmühte und Hilfe herbeirief, trat eine ihr gleich gekleidete Dame heran, entfernte sich aber sogleich, als sie sah, was geschehen, und ist unbekannt geblieben. Der Mann ist noch nicht wieder zur Besinnung gekommen. Man erwartet stündlich seinen Tod.

•

— Die „Berliner Montags-Zeitung" bringt folgenden **nicht üblen Spaß**: Ein unbedeutender Mensch, der sich von seiner Frau, einer vergötterten Sängerin, füttern ließ, zankte mit ihr und sagte: „Du verdienst mich gar nicht!" — „Aber ich verdiene dir," war die trockene Antwort.

•

— Am 24. August ist ein **Velocipedist** in 6 Stunden von München nach Landshut gefahren, und hat derselbe, dem Vernehmen nach, nach seiner Ankunft noch mit Herrn Schiedmeister Neuhauser ein Wettfahren nach Altdorf unternommen.

•

— **(Die Tage des Herrn.)** Es feiern die

Christen	den	Sonntag.
Perser	"	Montag.
Assyrer	"	Dienstag.
Aegyptier	"	Mittwoch.
Aethyopier	"	Donnerstag.
Türken	"	Freitag.
Juden	"	Samstag.
Faullenzer	alle Tage.	

(K. Ztg.)

•

Der Prozeß.

Der Prozeß ist ein Wagen,
Der führt nach dem Recht;
Der Gerichtstag ist Lehmgrund,
Da fährt es sich schlecht;
Die Beweise sind Räder,
Die dreh'n sich herum;
Der Jurist ist die Achse —
Der Vergleich ist nicht dumm.
Und willst du, mein Freund, den Prozeß nicht verlieren,
So mußt du vor Allem die Achse gut schmieren. (K. Z.)

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 67. Sonntag, den 5. September 1869.

Gedichte

von J. Heimann.

II.

Kein Nord, kein Süd.

Motto: Ein einig, großes, deutsches Reich,
Ein Recht, vor dem wir Alle gleich. ꝛc.

Kein Nord, kein Ost, kein West, kein Süd,
Das ist der Wunsch, der uns durchdringt;
Ein Land, wo edle Treue blüht,
Ein Bruderband uns hold umschlingt,
Dort, wo des Mannes Recht erfleht,
Wo Freiheit wohnt,
Ihr Banner weht!

Wo nicht Gewalt und List und Macht
Das Haupt erhebt, das Recht erdrückt,
Wo nicht des Truges dunkle Nacht
Das schlichte treue Volk umstrickt,
Wo Freiheit, Recht und Redlichkeit
Der Wahlspruch ist,
Thront Einigkeit.

Und wo uns Dieses einst erblüht,
Die Palme grünt, der Friede winkt,
Wo hehr Germania's Fahne weht,
Dort, wo der Freiheit Stern uns blinkt,
Dort soll dereinsten hoch und kühn
Ein deutsches Reich
In Kraft erblüh'n!

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

„Hab' ich mir's doch gedacht," sprach der Alte bitterböse zu Gustav: „man hat wieder das alte Lied vorgesungen, du sollst deiner Kunst entsagen, sollst wie das Thier am Pfluge keuchen; aber du kannst, du darfst nicht wie Alltagsseelen mit Puppen spielen, als: Geld und Haus und Hof. Bei Talglöpfen, bei Feuerseelen dauern solche Puppen nicht aus, sie müßten denn nur tausendmal zerstört, sich tausendmal wieder verjüngen — die Welt nimm hin, die Menschen und spiele mit ihnen."

Es herrschte eine drückende Stille. Toni wußte nicht, wie der Sturm in der Seele ihres Lieblings zu bändigen: „Hier, Herr Liebner," sagte sie, „gebe ich Ihnen den Othello zurück. Arme Desdemona! Schuldlos Verdächtigte!"

„Schuldlos sein, und doch verdächtigt zu werden," hohnlachte der Jüngling, „ich glaube, dieses Märchen ist noch um ein Jahr älter als die Welt; und doch, ich kenne einen weit größeren Dichter als den Shakspeare — er heißt Wahn. Hundert Trauerspiele schuf er schon, und noch Tausende wird er dichten; seine Phantasie brennt immer und verzehrt sich nie wie der Dornbusch in der Wüste. Wer kann seine Lieder zählen? Eins hört ich heute und habe dabei geweint und wahnsinnig gelacht, meine Gedanken wurden todtmüde, mein ganzes Wesen löste sich auf."

„So kann, so darf es nicht bleiben," murrte der Arzt.

„Ich habe das Wort Ihrer Tochter, Sie erwähnen nie der Sache." — Der Alte ging auf und nieder, Toni zog den Jüngling an die Fensterbrüstung und sah bittend zu ihm auf: „Gustav, diese ewige Unruhe verzehrt Sie, macht Ihre Eltern, Ihre Schwester, meinen Vater und mich unaussprechlich elend."

„Wo ist das Amerika für himmelstürmende Gedanken, für aufrührerische Gefühle, daß sie nimmer wiederkehren?"

„Bändigen Sie Ihren wilden Geist, seien Sie offen, bringen Sie Wahrheit in Ihr Leben. Der erste Strahl des Morgens wird Ihren Dichtungen wohler thun, als die melancholische Lampe, die Straße ist beredter als die Stube, schließen Sie sich Menschen an, den Narren mit ihrer Kraft, mit ihren Gebrechen, Schellengeklingel und Salomonischen Sprüchen — und die neue Welt liegt vor Ihnen. Sie sind nicht mehr eigener Herr, die Welt hat Forderungen an Ihren Geist, Ihre Lieben an Ihr Herz — erhalten Sie sich meinem Vater, erhalten Sie sich mir!"

„Geben Sie mich auf, Toni," sagte er langsam; „ich bin ein verlorner Mann."

Beide schwiegen, der Arzt kam hinzu und sah in die hellerleuchteten Fenster des gegenüberstehenden Hauses, die junge Gräfin lehnte am Fenster und schien sehnsüchtig und schwermuthsvoll Gustav und Toni zu betrachten, endlich hob er an: „Lache mich doch recht wacker aus, Gustav, — bei der jungen Gräfin drüben wollte ich dich früher gesehen haben, daher mein verhängnißvoller Ritt am Abend. Faltet sie jetzt nicht die Hände? Die Arme betet wohl für ihren todten Mann, sie mochte ihn wohl sehr geliebt haben?"

„Ach, Väterchen, das muß ich besser wissen, die junge Wittwe kam fremd in unsere Stadt, ist aber bereits ganz heimisch geworden; sie trauert nicht um den Gestorbenen, sie freut sich mit den Lebenden. Wenn du schläfst, stehe ich oft da so traurig, so sehnsuchtsvoll wie Jene, und schaue hinaus. Gewöhnlich um 11 Uhr hält ein Wagen vor dem Thore; man

mochte vergessen haben, erst die Vorhänge herabzulassen, da stürzt ein Mann mit einer schwarzen Larve vor dem Gesichte in die Stube — da fliegt ihm die junge Wittwe entgegen — er nimmt die Maske ab."

„Sahen Sie ihn?" stammelte Gustav.

„Wie Sie neugierig sind! Nein; denn kaum hatte er den noch aufgezogenen Vorhang bemerkt, als er blitzschnell sich wieder vermummte. Ich zog mich zurück, aber man mußte mich bemerkt haben, die Vorhänge fielen herab. Geben Sie Acht, um dreiviertel auf Elf rollt der Wagen fort, den schwarzen Ritter abzuholen."

„Um jene Zeit bin ich nicht mehr da."

„Sie wollen schon fort? Willst du schon fort?" fragten zugleich Vater und Tochter.

„Es liegen mir Gedanken im Kopf, ich muß ihrer quitt werden. Es wird mir zu enge in der Stube, ich will in den Sturm hinaus; wenn mir der Wind im Haare saust und die Bäume zittern, da kehrt der Friede, aus der Natur verjagt, in meine Brust."

Der Arzt lächelte: „Du bist noch toller als der Sturmwind; der legt sich doch, wenn er ausgewüthet; du aber willst nimmer ruhig werden. Jetzt ist es erst 10 Uhr, bleib' noch bei uns, Gustav, der Champagner wird dich wieder heiter machen! Toni, kredenze uns! So — so — stoß an mit mir auf dein Wohl, lieber Sohn! Tochter, komm näher, sitze her zu dem Tollkopf, — Mann und Weib! Werde nicht roth, Mädchen! Wir wollen nächstens darüber ein Weiteres sprechen, Gustav! Trinkt, ihr jungen Grasaffen, auf du und du, das Sie ist mir bis in den Tod zuwider, die Menschen sind immer dabei zehn Meilen von einander entfernt. Laßt mich's hören, Kinder!"

„Dein Wohl, Toni!"

„Deine Ruhe, Gustav!"

„So! Nun ist mir ein Stein vom Herzen. Schaue mir nicht so finster drein, Junge, wie es im Herzen eines Jünglings aussieht, will ich dir sogleich erklären: in der einen Kammer hängen Mädchenschürzen, die andere ein Tanzsaal, die dritte ein Fechtboden, wo Helden kämpfen, in der letzten hängen viele Gemälde: Liebe, Hoffnung, ein Stückchen Glaube, Melancholie und tolle Streiche. Ein Ohr lauscht den Sagen der Vergangenheit, den Schmeicheleien einer blühenden Zukunft, und das andere ist wohl nicht aufgelegt, die langweiligen Possen eines Predigers anzuhören?"

„In meinem Herzen sieht es nicht so aus," seufzte der Jüngling.

„Blase keine Rauchwolken durch meine Frühlingslüfte. Ich weiß, daß Ihr Euch liebt, und — will mir nicht helfen, dein Auge hängt an ihren Blicken, ihr Geist lebt durch deinen Geist. Liebende zu trennen, bleibt immer eine unheilbare Krankheit; die Jungfrau strickt in den Strumpf Liebesgedanken, ihr Schnupftuch wird eine thränenbenetzte Liebesgeschichte, ihr Auge entsagt dem Glanze der Welt und nimmt den Nonnenschleier, und ihr Herz ist eine Glocke vom Blitz zerschmolzen. Ihr habt auf du und du getrunken — das ist der Verlobungsbrief — einen Kuß als Siegel darauf."

Der Wein kreiste mächtig in den Pulsen des Jünglings, der Busen des Mädchens wallte hoch, und ihr Auge blitzte. Welches Bild er sich auch immer vorzauberte — es blühte ihm jetzt auf ihren Wangen, ein Paradies schien er gefunden zu haben, die Schlange in den Locken des Mädchens, die kostbaren Aepfel in ihren Augen, den Frieden in seinem Herzen, die Unschuld in ihrer Brust — sie sanken sich in die Arme — und Kuß auf Kuß —

„Einen Toast auf das Wohl des schwarzen Ritters!" rief der Arzt. Gustav leerte das Glas auf einen Zug und schmetterte es zu Boden: „Da liegen die Scherben. Vergebt mir, Freund; vergib mir, Toni, es kocht in mir, o, laßt mich fort, fort; wenn mich der Sturm umbraust, stehe ich auf festem Grund und Boden."

Da half nun keine Bitte und nicht die Versicherung des Arztes, die rauhe Luft könne ihm schaden; er eilte fort.

„Ich werde auch mein Lager suchen," stammelte der Arzt, „und wie war's denn mit dem Kusse früher?"

„Vater," lispelte das Mädchen. „Was sind Kronen, was deine Kunst, was alle Künste, alle stolzen, herrlichen Welten des Geistes gegen die kleine, friedliche Welt, die sich in liebenden Herzen eingefriedigt?"

* * *

Vom Hauptthurme scholl die eilfte Stunde; alle Glocken schlugen nach, wie Geisterrundgesang in einem großen Grabe. Gustav eilte das Ufer des Stromes entlang — die Windsbraut segelte auf den Wogen. Er starrte hinein in die Brandung, und der genossene Wein erhitzte mächtig seine Phantasie; er dachte sich hinein inmitten dem gährenden Elemente, losgerissen von der Erde, kein Baum, kein Vogel, kein Ufer — nur wirre Gedanken, die nach und nach zum Liede sich fügten, zogen wie abgestorbene Bäume, öde Ufer, schrillende Möven durch sein Gemüth. So starrte er in die Brandung, und ein Lied brannte auf seinen Wangen, und er ward ruhiger. — Es webt in der Dichtung eine doppelte Kraft, sie wiegelt auf, sie bändigt, sie nährt die Opferflamme in der Brust und erstickt die Thräne dem harten Leben nachgeweint: gerade wie das Oel — gießt es in's Feuer, und die Gluth lodert wilder, immer wilder; gießt es in's wildbewegte Meer, und die Woge legt sich und schlummert ein. — Da rollte ein Wagen blitzschnell heran, ein junger, flinker Bursche saß darauf und bändigte die schnaubenden Rosse, Gustav zog die schwarze Maske hervor und vermummte sich: „Warum so spät, Konrad?"

„Vergebt, edler Herr, — das hübsche flotte Kammerkätzchen — ach, bittet für mich bei Euerem Liebchen!"

„Schwatzt der Wein aus dir?"

Er warf sich in die Kutsche, und Konrad trieb wie verzweifelt die Rosse; aber die Furcht, seinen jungen Unbekannten beleidigt und dadurch sich Verweise von Seiten seiner Herrschaft zugeplaudert zu haben, ließ ihn nicht ruhig sitzen; er räusperte sich, wandte sich hin und her und drückte dadurch vorn am Wagen die kleine Fensterscheibe ein.

„Pech über Pech," seufzte er nun durch diese offene Thür Gustav zu. „Seid mir nicht gram, guter Herr, ich hole Euch täglich ab, ich kenne Euch nicht, ich weiß nicht, was mit Euch in unserem Hause vorgeht, — und würde schweigen, wenn ich's auch wüßte. Mein Roß sieht mich dankbar an, wenn ich ihm Futter reiche, warum sollte ich undankbar gegen meine Herrschaft sein, die mich glücklich gemacht? Fragt mich meine Christel, wohin? — so heißt es, es lebe in der Stadt eine alte kranke Tante, zu der käme Abends eine junge Nichte, eine Freundin meiner Herrschaft, und meine Herrschaft schicke immer um 11 Uhr den Wagen, das gute, aber arme Fräulein nach Hause zu fahren. Euch sah noch Niemand in unserem Hause, mein Wagen hält im Thorweg dicht vor

der Thür, von der es heißt, sie sei eine Rumpelkammer, von der aber Ihr und ich nur wissen, daß sie mittelst einer Treppe hinauf zu meiner Herrschaft führt. — Seid nicht böse, guter Herr!"

„Fürchte nichts, treuer Konrad!"

Der Wagen flog durch den Thorweg bis dicht zu jener Thüre hin. Gustav zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete, schloß wieder schnell hinter sich zu und flog die Treppe hinan durch eine Tapetenthür in die Stube. Nichts regte sich. Schläft Alvine schon, oder liest sie in anderen Zimmern? Er sah durch die Glasthür, die eine Aussicht in mehrere Säle eröffnete, konnte aber nichts entdecken. Er warf sich mißmuthig auf das Sopha — was die Natur gedichtet und die Kunst geschaffen, schmückte den Palast! Goldene und silberne Gefäße, Baldachine, Tapeten mit Juwelen durchflochten, in denen eine ganze Welt lebte — Berg und Thal und Menschen, Gewässer und farbiges Geflügel. Sein Auge hing schwermüthig auf den herrlichen Gemälden, wie über duftenden Blumen eine thränende Wolke. — So saß er stumm einige Minuten, da trat Alvine ein und setzte sich ihm schmollend zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schiffbruch der Germania.

(Aus der „Kölnischen Zeitung".)

Bord der Cimbria, im August.

Es wird Ihre Leser interessiren, etwas Näheres über das Schicksal der verunglückten Germania zu erfahren:

Am 10. August begab ich mich zu New-York an Bord der Cimbria, um nach Hamburg zu fahren. Es war gegen 1 Uhr Nachmittags; das Schiff sollte um 2 Uhr auslaufen. Mit der Bitte, den mitreisenden Damen vorläufig nichts davon zu sagen, wurde mir von einem Freunde mitgetheilt, daß einige Stunden vorher eine Depesche von St. Johns, Neufundland, eingelaufen sei — kurz bedeutend, daß die vor acht Tagen abgegangene Germania bei Cap Race gescheitert wäre, Passagiere und Mannschaft aber gerettet seien. Es wurde mir dann klar, warum in so später Stunde Baumwolle ausgeladen und Mehlfässer eingenommen wurden. Wir hatten auf unserem Wege die Schiffbrüchigen aufzunehmen; dafür wurde Platz gemacht, denn das spärlich besetzte Zwischendeck war theilweise als Laderaum benutzt worden, und Provision war nöthig für den neuen Zuwachs.

Gegen 5 Uhr liefen wir aus. Trotz stattgehabten Telegraphirens von Seiten des Bureau's der Hamburger Gesellschaft waren keine Details zu erfahren gewesen, und wir waren begreiflicher Weise Alle sehr gespannt, zu erfahren, wie sich die Sache lösen würde. Früh am 14. passirten wir Cape Race. Langgezogene Nebel lagen über den Wassern; ein schimmernder Eisberg fesselte den Blick und fern schlossen die schroffen Felsen Neufundlands den Horizont; die Brandung, ein weißer Streifen, deutlich sichtbar zwischen Meer und Gebirg. Bald wandte sich unser Schiff nördlich, und um Mittag hielten wir vor dem Felsenthor des Hafens von St. Johns, um den hier wartenden Lootsen aufzunehmen. „Passagiere und Mannschaft sind hier, Alle wohlauf; das Schiff ist hin!" Langsam kämpften wir zwischen steilen, kümmerlich mit Moos begrünten, Bergen in die tiefer sich ausweitende Bucht. Eine wohnliche Stadt mit hübschen Kirchen bedeckt die ziemlich steil abfallenden Thalwände, Schiffe und Fischerbarken füllen den Hafen. Bald rauscht ein kleiner Dampfer, mit Menschen dicht bedeckt, Kopf an Kopf, an uns heran. Tücherschwenken und Hurrahs! Es sind die Passagiere der Germania.

Am 3. August war die Germania von New-York abgegangen und sollte sich, nach der Berechnung des Capitäns, am 7. früh um 5 Uhr 8—12 Meilen südöstlich von Cape Race befinden. Es scheint eine Beruhigung für manche Capitäne zu sein, jene Klippen oder ihren Leuchtthurm beobachtet zu haben, als Haltpunkt und Correctur für den Cours — mehr aber offenbar, weil hier der kürzeste Weg vorüberführt. Leider ist nun dieser Küstenstrich fast immer in Nebel gehüllt; eine kalte Meeresströmung, von Nordosten kommend, fließt mit oft wechselnder Stärke ihr entlang; Eisberge treiben vorüber und Fischer treiben ihr Handwerk hier, wie allenthalben auf den Bänken. Cape Race wird gefürchtet und dennoch aufgesucht! Am Tage vorher war wegen trüben Wetters keine Mittags-Observation möglich gewesen und jetzt fährt die Germania durch dichten Nebel. In kurzen Zwischenräumen warnt die Dampfpfeife; wohl ist es Tag, aber vom Steuer läßt sich der Schornstein kaum erblicken. Beunruhigt durch das ewige Pfeifen, sind einige Passagiere schon aufgestanden und auf's Deck gekommen. Der Capitän ist hier. Plötzlich wird das Signal gegeben, die Maschine mit halber Kraft arbeiten zu lassen — aber schon wenige Minuten nachher erfolgt ein heftiger Stoß — das Schiff sitzt fest! Die Maschine wird reversirt, um durch Rückwärtsdrehung der Schraube den Dampfer los zu bekommen; man arbeitet so zunächst ohne Erfolg. Die Passagiere haben sich angezogen und füllen nach und nach das Deck; stumme Sorge auf allen Gesichtern.

Die See war unruhig; das Schiff hebt sich und wird wiederholt aufgestoßen; das Brausen der nahen Brandung ist deutlich hörbar. Jetzt bewegt sich der stolze Bau rückwärts — er ist flott. Man glaubt sich sicher, aber die Freude währt nur wenige Minuten. Das Schiff sinkt rasch; die Feuer unter den Kesseln verlöschen, aber es glückt, mit dem noch vorhandenen Dampf die Maschine zu einer letzten und — rettenden Anstrengung zu zwingen; sie treibt das unglückliche Schiff auf den Felsen zurück. So war Zeit gewonnen, alle Passagiere auf die acht Rettungsboote zu vertheilen, dieselben entsprechend zu bemannen und dann niederzulassen. Die vorhandenen Personen, dabei viele Familien mit Kindern, füllten genau die Boote, aber an Mitnahme von Effekten irgend welcher Art war nicht zu denken. Passagiere sowohl als Offiziere und Mannschaft haben sich ruhig und besonnen benommen, und ist es diesem Umstande zu danken, daß die Operation des Umschiffens ohne jeden Unfall von Statten ging. Der hintere Theil des Schiffes sank jetzt rasch; das Wasser reichte schon bis nach der Mitte des Deckes hin, als der Capitän, als Letzter, endlich ein Tau ergreift und sich in das letzte der flott gemachten Boote herabläßt. Dieses Boot hatte weder Wasser noch Lebensmittel bekommen, während andere in der Eile einigermaßen versorgt worden waren. Es war beim Niederlassen der Boote der Befehl gegeben worden, daß alle zunächst beisammen bleiben sollten; aber schon nach wenigen Minuten hatten sich drei derselben im dichten Nebel verloren, und es gelang nicht, sie herbeizurufen. Die fünf Boote nun, mit Einschluß dessen, in welchem sich der Capitän befand, versuchten jetzt, eine Landung zu bewerkstelligen; aber wo immer sie der Küste nahe kamen, wurden sie durch das Donnern der Brandung belehrt, daß hier keine Stätte sei. Endlich, nach zehnstündigem Suchen, lichtet sich der Nebel an einer Stelle, wo Landung möglich scheint. Bellende Hunde stehen am Ufer und ein kleines Haus zeigt sich am Abhange. Ein Boot nach

dem anderen schießt heran auf das Steingerölle und schüttet seinen Inhalt in buntem Durcheinander aus. Ein Kind wird zurückgeholt von den Wellen, aber im Nu hat's ein großer Neufundländer im Rachen und trägt es stolz an das Ufer. Alle gerettet, Niemand beschädigt. Eine bewegte Scene folgt: Händeschütteln, Beglückwünschen, Umarmen.

Doch, wo sind die übrigen drei Boote? Um die Sache kurz zu machen, sei hier eingeschaltet, daß diese an zwei verschiedenen Punkten, schon mehrere Stunden früher, glücklich gelandet waren, etliche Wegstunden westlich von da; sie hatten in Fischerhütten und Kuhställen nothdürftiges Unterkommen gefunden. Die fünf Boote waren in Drook, eines in Portugal Cove und die beiden letzten in Biscaya-Bay gelandet; alle drei Orte etwas westlich von dem Punkte, wo das Wrack der Germania lag; dieser Punkt aber ist neun Meilen westlich vom Cape Race und dort dicht an der Küste. — Man richtete sich nach Möglichkeit ein; Segelzelte wurden gebaut, Feuer gemacht und das Wenige, was die paar Fischerhütten der Nachbarschaft am Eßbarem hergeben konnten, wurde verzehrt. Eine Stunde nach geschehener Landung trat Sturm und Regen ein!! Durch Fischer wurde die Landung an den drei Orten gegenseitig bekannt und am dritten Tage setzte sich Alles in Bewegung, um, theils zu Boot, theils über die Berge, nach Trepassy-Bay zu gelangen. Von hier, 15 Meilen von Drook, war die Einladung des Capitäns eines kleinen französischen Kriegsdampfers an die Schiffbrüchigen ergangen, dorthin zu kommen und sich von ihm nach St. Johns bringen zu lassen. Dort fanden die müden, hungrigen Wanderer das liebenswürdigste Entgegenkommen, und die Reisenden wissen gar nicht genug zu erzählen von der Gastfreundschaft und Artigkeit des Capitäns Basset vom Dampfaviso Latouche Tréville. Dieser brachte sie denn in acht Stunden nach St. Johns, in den Herbergen dieses Ortes sie gut und schlecht aufgehoben blieben, bis unsere Cimbria ihnen vier Tage später Erlösung brachte.

Was aus der schönen Germania mit all ihrer reichen Einrichtung, ihren Wandspiegeln, Statuetten, Sammetpolstern, ihren blanken Maschinen und der werthvollen Ladung von Talg und Havannah-Cigarren (o, wie schade!) geworden ist? Eine werthlose Schale von Eisenblech, zerbrochen und dann ausgeraubt von den gierigen Wogen, die Alles an wilde Felswände schleppen und es da zermalmen! Viele Kisten und Kasten trieben schon auf den Wogen umher, als die fünf Boote während ihrer Nebelfahrt noch einmal am Wrack vorüberkamen; Mancher erkannte auch seine Habe, mußte sie aber schwimmen lassen. Einzelne dieser Stücke wurden fast gleichzeitig mit den Booten an's Ufer geworfen; die Fischer bemächtigten sich derselben und ließen sich schweres Lösegeld bezahlen, denn dem Berger gehört von Rechtswegen die Hälfte.

Wir erfuhren übrigens noch, daß es Tauchern gelungen sei, mit ihren Apparaten in das Schiff zu dringen und bedeutenden Werth, bestehend in edlen Metallen, zu retten. Die Taucher haben auch die Post, welche wir in Form eines Haufens durchweichter Säcke an Bord bekamen, herausgeholt, und wer von diesen verspäteten Briefen und Zeitungen was bekommt, muß sich nicht wundern, wenn die Marken fort sind oder die Briefe unlesbar geworden.

Mittlerweile hat es heftig gestürmt, und da mag nicht viel übrig geblieben sein. Der Capitän blieb mit seinem zweiten Offizier am Lande, in der Nähe des Wracks, zurück, um den Erfolg der Taucher abzuwarten.

Auf der Cimbria waren 32 Passagiere erster, 49 zweiter Kajüte und 160 im Zwischendeck; dazu an Bemannung 120 nebst 12 Offizieren. Zu St. Johns kamen dazu 82 Passagiere erster, 18 zweiter Kajüte; 99 Zwischendeck-Passagiere und die Bemannung der Germania mit 120 nebst 9 Offizieren. Die Cimbria führet somit jetzt 591 Personen, welche alle bequem untergebracht sind. Am meisten zu beklagen sind natürlich die armen Leute im Zwischendeck; sie sehen wohl, wo möglich, noch gedrückter aus, als zuvor; hatten doch die meisten derselben schon Schiffbruch gelitten in dem Lande selbst, nach welchem sie einst mit guten Hoffnungen gegangen waren.

Im Uebrigen geht es munter genug zu und besonders in die erste Kajüte ist seit der Aufnahme der Schiffbrüchigen viel Heiterkeit gekommen. Manche der Damen seufzen freilich den verloren gegangenen Toiletten nach; doch sie haben es verstanden, das Nothwendigste in St. Johns zu ersetzen. Ein Amerikaner, der mit Frau, Kindern und Dienerschaft auf einer Geschäftsreise nach China begriffen ist, zeigte mir lachend die Schlüssel der verlorenen Koffer; er nennt die ganze Angelegenheit einen „capital sport" mit aller Aufregung eines Schiffbruchs — ohne üble Folge. Hat er doch noch Gelegenheit gefunden, in den Bergen eine sehr glückliche Forellen-Expedition zu machen.

Wer nur entfernt mit den Gefahren einer felsigen Meeresküste bekannt ist, wird zugeben, daß die so glücklich gelungene Rettung aller Leben ein halbes Wunder ist. Ein höherer Seegang, Einbrechen der Nacht ohne Landung — und der Ausgang wäre ein ganz anderer geworden!

Gewiß lassen sich Lehren aus dem Vorgange ziehen und hoffentlich wird dieser Fall übereiligen Dampfern — englischen, wie deutschen — eine Warnung sein und sie in besseres Fahrwasser führen. Nebelverhüllte Klippen als Wegweiser absichtlich aufzusuchen, kann unmöglich gelten; die durch Verkürzung des Weges gewonnenen wenigen Stunden aber sind allzutheuer erkauft.

Zur Erklärung des Unfalls und zur Entschuldigung des Capitäns wird uns bemerkt, daß zur Zeit eine ganz außergewöhnlich starke Strömung an der Küste vorbeitreibt; es sind hier denn auch in der That innerhalb derselben Woche fünf Fahrzeuge, darunter der Dampfer Cleopatra (von Montreal nach Liverpool) im Nebel gescheitert. Dem Benehmen des Capitäns und aller Offiziere während und nach der Katastrophe gebührt das höchste Lob; ich kann nicht mehr sagen, als daß die Herren als geachtete herzliche Freunde der Passagiere zu uns an Bord gekommen sind und sich als solche unter ihnen bewegen.

Miscelle.

In dem kürzlich erschienenen eilften Bande von **Varnhagens Tagebüchern** findet sich auf Seite 231 folgende Stelle in der Aufzeichnung vom 13. Sept. 1854: „Der Bundestagsgesandte Herr v. **Bismarck-Schönhausen** führte hier die wohlfeile Klage, daß unsere diplomatischen Schriftstücke so jämmerlich abgefaßt würden und uns überall Schande machten. Herr v. Manteuffel nahm ihn beim Wort und ersuchte ihn, selber eine jetzt eben nöthige Depesche abzufassen. Bismarck mußte, wohl oder übel, daran gehen, und lieferte die vom 3. Sept., die unter allen schlechten die schlechteste geworden und auch nur die Bismarck'sche heißt.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 68. Mittwoch, den 8. September 1869.

Gedichte

von J. Heimann.

III.

Waldesfriede.

Wie herrlich ist's bei Morgenduft
Im frischen grünen Wald,
Wo rings durch alle Bäume froh
Der Vöglein Lied erschallt.
Wo jeder Zweig, sich wiegend sanft,
Wie aus dem Traum erwacht,
Der Sonne gold'ne Strahlen saugt
Und ihr entgegen lacht.

Und du, o armes Menschenherz
Allein willst traurig sein?
Ziehst deine Stirn in Falten graus,
Fühlst nichts vom Sonnenschein?
Siehst in der ganzen weiten Welt
Nicht einen Freudenstrahl?
Und wähnest Alles, Flur und Wald,
Als wie dein Herz so fahl?

O raff' dich auf! Vertraue fest
Den Mächten der Natur,
Glaub' nicht, daß du allein allhier
Gehst auf des Unglücks Spur.
Zieh' in den Wald, hör' Vogelsang,
Stärk' dort dein Herz, du Thor;
Dann kommt dir alles Erdenglück
In wahrem Lichte vor.

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

„Zürnst du, Alvine?" — Keine Antwort. Gustav stand auf, eine wilde Schlacht brannte in seinem Herzen, und müde, blutende Gedanken schwankten an schweren Ketten, als Gefangene, an seiner Stirn vorüber und erzählten ihm schaurige Sagen. Die Angst, die er beim Arzte drüben ausgestanden, die Qual, welche ihn im Elternhause durchzuckte, traten wie drohende Gespenster vor seine Seele, und Alvinens frostiges Schweigen donnerte ihn vollends nieder. Die Kniee brachen ihm zusammen, er sank bewußtlos zu ihren Füßen nieder.

„Alvine," sagte er mit gebrochener Stimme, „wenn du mich kalt zurückstößest, wenn du mich nicht liebst — was ist mein Leben? Eine leere Schmeichelei, in der kein Sinn und keine Bedeutung. Du sagtest einst, mein Geist sei ein gewaltiger Renner; aber ich fühle es, er hat einen kurzen Athem. Wenn mein Herz krank, meine Gedanken todtmüde sind, und ich nicht neue, frische aus einem liebenden Herzen, aus deinen Augen sammeln kann — bin ich ein verlorner Mann."

Glockengeläute soll Wetterwolken verjagen, da besinnt sich der Donner und schweigt, der Blitz legt seine glühende Geißel nieder, nur der Regen fällt segnend zur Erde. Ach, auf des Jünglings Stirn lagert sich oft ein gewitterschwangeres Sorgengewölke, und wird verscheucht durch den versöhnenden Glockenklang einer lieben Mädchenstimme: da besinnen sich die zürnenden Gedanken in ihm und schweigen, und das zornerglühte Auge taucht seine Fackel in Thränen der Vergebung.

Ihre zarten Finger glitten an seiner heißen Stirn herab, und er war gebändigt.

„Und kannst du es mir verdenken, daß ich zürne," sagte Alvine, „sah ich etwa nicht, wie du mit dem Mädchen drüben am Fenster eine Liebesgeschichte spieltest, du drücktest ihr die Hand, küßtest sie."

„Du machst durch deine Liebe mich unendlich reich und doch so arm," sprach Gustav schmerzlich, „du allein zogst eine unzerbrechliche Kette von Leiden um mein Herz, du trägst die Schuld, daß mein Leben zu einer großen, ewigen Lüge wird, daß meine Seele ein Traumleben führt, voll schöner und abenteuerlicher und fratzenhafter Gebilde, daß ich selig, wo andere mich unglücklich glauben, und daß man mich wieder glücklich preist, wo ich unaussprechlich elend bin. Was ich heute deinetwillen litt, war mehr, als ein armes Menschenherz tragen kann, du beredetetest mir diese Qualen, und doch warst du es wieder, meine Liebe zu dir, die mich nicht sinken ließ. Ich verfluchte jenen Augenblick, wo du mich dem Grafen Mallek als Baron Wellmar vorstelltest, daß es ja nicht hieße, ein Bürgerlicher, ein armer Dichter thäte so vertraut in einem gräflichen Hause. Da kam heute jener Spieler zu uns, eine Schuld, mein armer Vater konnte sie nicht zahlen, ich warf dein Geld auf den Tisch und Mallek rief: Wie kommen Sie hierher, Herr Baron? Er weiß nicht, daß ich Liebner heiße, und meinte, meine Schwester wäre meine Geliebte, und für ihre Gunst hätte ich des Vaters Schuld berichtigt. Ich ließ ihn in seinem Wahne, ich schwieg deinetwillen. Wie kommt der Arme zu dem vielen Gelde? Wer hat ihn geadelt? Wo schleicht er nächtlich hin? Wie so ist jener Spieler sein Freund? Ach, mein Vater hielt mich für einen Spieler, ich bat ihn inbrünstig, mich in des Grafen Gegenwart nicht Kind, nicht Sohn zu nennen, und mit dem Versprechen, ihm später Alles zu entdecken. Der Graf ging — ich sollte bekennen,

durch ein Wort hätte ich den Argwohn meines Vaters zerstreuen können; aber du gebotest mir Stillschweigen — und ich verstummte. Ich ging zu meinem alten Freunde drüben, ich kann mich nicht zurückziehen; in den Augen eines edlen Menschen, der meinem Vater hilft, wo er kann, mag ich kein Undankbarer scheinen. Toni liebt mich, und ich Elender muß den armen Alten hintergehen, muß tändelnd das Herz dem armen Mädchen brechen. — Da zürnst du, wenn ich hinübergehe, deine Qual, die Qualen jenes Mädchens fallen auf mich, nur auf mich. Man erzählte mir drüben von dir, von dem vermummten Fremden — ich sah dich am Fenster stehen, mußte auf's Wohl des schwarzen Ritters ein Glas leeren, und eins auf du und du mit Toni, wir mußten uns küssen — Gott! Gott! ich ahne die Absicht des Alten. — Sprich, Alvine, wie wird das enden? Keine Hilfe! Keinen Ausweg! Wann wirst du meine Stirn küssen und sagen: Träumer, die Sonne scheint, erwache! Warum darf ich meinen Eltern nicht sagen, daß ich liebe? Sah die Gräfin die Wirbel voraus, was gewährte es ihr Lust, den Bettler mit hineinzuziehen? Warum die heimliche Trauung? Geschehenes können wir nicht ungeschehen machen — warum sind wir nicht offen? was verletzen wir andere, und uns selbst am Tiefsten? Es war uns so wohl in diesem romantischen Dunkel, es schwebten uns so viele Bilder vor; aber das rollende Rad der Wirklichkeit donnerte doch diese Nacht und zerrieb zu Sand unsere Träume, die auf dem Wege sorglos lagerten. Hier verstanden, geliebt von dir, in Herrlichkeit schwelgend, hier lebend und liebend — und draußen, nur über den letzten Pfahl dieses Hauses hinaus, verkannt, schuldlos verdächtigt, ein schlechter Sohn, ein Verräther treuer Herzen, ein Bettler. Sprich, Alvine, wo Hilfe, wenn ich nicht verzweifeln, wenn ich leben soll?"

Während Gustav klagte, sah Alvine starr vor sich hin, als sie seine letzten Worte vernahm, ward es ihr unaussprechlich seelenöde, in ihrem Herzen wurde es Winter, der seine Schneeflocken reichlich über ihre Wangen streute:

„Vergib mir, du Einziger, verdamme mich nicht, du mußtest bisher schweigen, und mußt es noch weiter, ich will dir Alles erklären — werde nur ruhig, Gustav! Um Gott, nicht diesen stieren Blick, hast du keinen mildern, nicht jenen mehr, der mich für ewig an dich band? kein tröstendes Wort für dein Weib, das mit dir leidet?"

Er zog sie sanft an seine Brust. Sie entraffte sich seinen Armen und stand, ein versöhnender Engel, vor ihm da:

„Ich will dir Alles entdecken; aber laß uns dann sinnen darauf, einen Blitz der Rettung in die Nacht zu tragen."

Sie nahm ein Licht vom Tische und führte Gustav durch mehrere Stuben, die Tritte Beider hallten durch die öde, einförmige Stille, vom Thurme scholl es mächtig Mitternacht, und die Uhren an den Wänden schlugen nach. Jetzt standen sie vor einem großen Spiegel, der von der Decke des Zimmers bis hinab reichte, ihre Blicke trafen sich darin, und Beide schienen Geister, die der Gruft entstiegen, die Arm in Arm, stumm und leise zu einem Platze wallfahrteten, der ihnen vor allen theuer. Die Spieluhr an der Wand klagte in einem Todtenmarsche, Alvine drückte an einer kleinen, verborgenen Feder, der Spiegel theilte sich, und Gustav stand vor einer Nische, in der ein Gemälde hing, von Schleiern umhüllt, nur der goldene Rahmen blinkte durch das Florgewebe. Der Schleier wurde zurückgeschlagen, da lag auf der Bahre ein Mädchen, die Hand auf dem Herzen, den Todtenkranz in den braunen Locken. Auf einem Tische lagen Krone und Purpurmantel, am Schreine stehen die Eltern der Hingeschiedenen, thränenlos, mit kalten, abgeschlossenen Gesichtern, hinter ihnen ein junger Mann: gläubig legt er die Hand an's Herz, seine Lippe aber scheint ein Lächeln zu verbeißen.

„Die fürstliche Pracht deutet auf eine fürstliche Todte," sagte Gustav mit kaum hörbarer Stimme, — „was soll das Bild bei dir. Ist's eine Freundin, die auf dein ganzes Leben einen unheilbringenden Einfluß geäußert? Nein, nein! je mehr ich ihre Züge mit den deinigen vergleiche — es ist Alles ähnlich, nur der Fittig eines ewigen Friedens, welchen die Erde nicht kennt, schwebt über jenem Angesichte. Ist's deine Schwester?" —

„Ich selbst, ich selbst," flüsterte Alvine; „aber dir leb' ich, Einziggeliebter, ich bin nur todt für jene gefühllosen Eltern, die keine Thräne hatten an der Bahre ihres einzigen Kindes, für Menschen, die in ihrer Erlauchtheit sich der Menschlichkeit schämten, eine Leiche bin ich für meine Heimath — dir, dir leb' ich."

Auf einen Sprung der Feder war alles wieder Spiegel, und Alvine zog den geisterbleichen Jüngling, der lautlos und staunend seine zitternde Hand auf ihr Herz legte, bange prüfend, ob es noch schlage, auf das Sopha hin, ihm Alles zu erklären:

„Die ganze Stadt, du selbst kennst mich als die achtzehnjährige Wittwe des Lords B . . .; aber der Lord ist nur ein fabelhafter Held, und nur dir weihte ich meine Hand am Traualtare. Ich bin die Tochter eines Fürsten. Meine Eltern sind bejahrt, es war kein Sohn da, auf den sie einst die glänzenden Herrlichkeiten eines Diadems, die Thränen armer Unterthanen übertragen konnten. So ward ich zum Opferlamme ausersehen, wie eine Nonne mußte ich vor dem Bilde der gekreuzigten Freiheit knieen und mit Blutstropfen den künftigen Purpur färben. Herrschen sollt' ich lernen, mein junges, blühendes Blut mit dem Grau der Reife übertünchen, daß es kalt scheine, wenn es auch stürmt und tobt. Die Sprache des Gefühls, sagte meine Mutter, ist für Menschen blos — Fürstinnen gehen nicht in die Schule des Herzens, sie zu lernen; sie sprechen eine eigene Sprache, und für Liebe haben sie kein Wort. — Was man so Natur nennt, sagte mein Vater, ist für Menschen blos — Fürsten schaffen sich eine eigene: Machtsprüche sind ihre Donner, finstere Brauen ihre Wolken, der Purpur — Morgen- und Abendroth, die Willkür mit den blitzenden Schwertern — der Himmel mit seinen Sternen, das unerschöpfliche Meer mit seinen Wellen — immer weitere Länder und Wünsche. Diese Lehren predigte man mir täglich vor, und der süßeste Trost des Weibes, sein Gut, sein Himmel, sein Leben: Mittheilung und Thränen, wurden mir untersagt. Das Erstere gelang; ich konnte keiner Freundin die stille Welt meines Herzens anvertrauen, kalte Hofdamen mit fahlen Angesichtern und erstorbenen Herzen umgaben mich. Kann man Denen warm die Hand drücken, die sich knechtisch vor einem beugen? aber von meinen Thränen, einem verlorenen Leben nachgeweint, sahen sie nichts, die stillen Monologe meines Herzens hörten sie nicht. Da schien ein Engel der Erlösung in Gestalt eines abgefeimten Teufels mir beizustehen. Mein Cousin lebte an unserem Hofe; vom Volke, dessen Aecker er im tollen Jagdgebraus verwüstete, dessen Töchter er verführt, dessen Söhne er unter der blutigen Zucht einer harten Soldateska bluten ließ, gehaßt, verabscheut, ward er doch von meinen Eltern geschätzt und geachtet. Sein scharfes Auge übersah leicht alle Witzen, sein Arm war stark im Kriege, sein Kopf schmiedete stets neue Plane im Rathe — ein Herz hatte er nicht. Wenn die Beamten des Ländchens sich vor ihrer künftigen Herr-

scherin beugten, sah ich, was in ihm vorging, wie gern hätte ich ihm Pracht und Herrschaft hingeworfen, durfte ich nur unter Menschen menschlich fühlen. Er gab mir geheim Bücher, ich sollte die Liebe daraus kennen lernen, die Herrlichkeit, die Freuden der Welt — alles das, was mir fehlte; den Schmerz der Großen sollt' ich kennen lernen, die da allein stehen auf der weiten Erde, ihre Seufzer, ihre Klagen über ein böswilliges Schicksal, das sie zum Herrscher berufen — alles das, was ich zu viel hatte. Ich ahnte, was er sann, und betete im Stillen für das Gelingen seiner Plane."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nonnen-Kloster vor Gericht.

(Aus dem „Salon".)

Unsere Zeit ist eine geschworene Feindin alles Mystischen, Geheimnißvollen. Wo sich noch irgend ein Stückchen Mittelalter versteckt hat, und möge es mit einem noch so ehrwürdigen Nimbus umhüllt sein, mögen noch so viel ebenso romantische als unklare Vorstellungen sich an dessen Namen knüpfen, da tritt gewiß bald irgend ein berufener oder unberufener Forscher hinzu, läßt einen vollen Strom allermodernsten Gaslichts in alle Ecken und Winkel fallen, unbeirrt durch allerlei unheimliches Gethier, welches ihm, durch die unbequeme Helle aufgescheucht, um den Kopf schwirrt, und zeigt dem halb schadenfrohen, halb schmerzlich enttäuschten Publikum, was die bisher aus ehrerbietiger Ferne angestaunte Herrlichkeit eigentlich zu bedeuten hatte. Am Mitleidlosesten pflegt bei solchen Experimenten die Justiz zu Werke zu gehen, vielleicht eingedenk, aus wie manchem behaglichen Schlupfwinkel sie selbst vor nicht gar langer Zeit hat weichen müssen, um überall offenen Antlitzes an das Licht des Tages zu treten.

Eine solche Aufgabe hat den Lord-Oberrichter von England und eine zu diesem Zwecke einberufene Special-Jury in dem altehrwürdigen Gerichtshofe zu Westminster in London, der Queens-Beech, drei volle Wochen hindurch, vom 3. bis zum 27. Februar 1869, beschäftigt und die Aufmerksamkeit von ganz England umsomehr in Anspruch genommen, als es sich um eine dort ziemlich neue und dem nüchternen, praktischen Verstande der Engländer durchaus fremdartige Erscheinung, um ein Nonnenkloster, handelte. Ein Nonnenkloster — das Wort klingt an jedes weibliche Ohr wie ferner Glockenton, welcher Alle, die vor dem Kampfe des Lebens bange zurückscheuen, Alle, die aus demselben siegreich oder besiegt, verwundet oder ermattet heimkehren, zu einer Stätte ewigen Friedens ladet. Wir sehen die frommen Schwestern, durch noch heiligere Bande, als die des Blutes vereint, unter Andachtsübungen und guten Werken ein seliges Stillleben führen; kein anderer Wettstreit herrscht zwischen ihnen, als der der Demuth, der Aufopferung; die Eine trägt mit zarter Schonung die kleinen Fehler und Schwächen der Anderen und sucht sie mit geduldiger Liebe zu bessern; Alle bilden Eine große Familie, der selbst die Leitung der liebevollsten Mutter, der selbstgewählten Oberin, nicht fehlt. Neid, Mißgunst, Haß — wie könnten sie die geweihte Schwelle überschreiten, und wie sollten sie eine Stätte finden, wo das feierliche Gelübde der Armuth selbst den Begriff des Eigenthums, wo gleiche Tracht und gleiches Streben jede Geltendmachung persönlicher Vorzüge ausschließt? Und doch hat ein Kloster vor Gericht gestanden und die englische Justiz ist mit bekannter Rücksichtslosigkeit in dessen tiefste Geheimnisse eingedrungen, die „Times" aber macht folgende, mit unserer Schilderung nicht ganz übereinstimmende und sehr ungalante Bemerkung: „Was ist ein Nonnenkloster? Abgesehen von Namen und Bauart, von gothischen Fenstern, Glocken, Gesang und mittelalterlichem Thürklopfer, nichts mehr und nichts weniger, als so und so viel Weiber, und Weiber bleiben Weiber in der ganzen Welt und können nicht mit einander leben, ohne sich zu zanken."

Wie kommt die berühmteste Zeitung der Welt, die Repräsentantin und die Schöpferin der öffentlichen Meinung von ganz Großbritannien, dazu, durch eine so prosaische, ja sogar eine so grobe Behauptung allen Verehrern des frommen, beschaulichen Klosterlebens, ja dem ganzen schönen Geschlecht den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Um das zu zeigen, wollen wir den so viel besprochenen Prozeß — The great nunnery case, heißt er dort zu Land — unseren Lesern in kurzen Umrissen vorführen. Nur bitten wir, jeder Hoffnung auf irgend welche romantische Ereignisse zu entsagen. Ohne Liebe keine Romantik und von Liebe ist in jenen drei Wochen vor der Queens-Bench herzlich wenig die Rede gewesen.

Miß Susanne Mary Saurin, die Tochter eines Landwirths in der Gegend von Drogheda (Irland), stammte aus einer Familie, die dem Clerus ein reiches Contingent gestellt hatte. Ihr Oheim war Pfarrer zu Drogheda, einer ihrer Brüder Jesuit, zwei Schwestern trugen bereits den Schleier der Karmeliterinnen; kein Wunder, daß auch sie sich von frühester Jugend an zum Klosterleben berufen glaubte und daß es ihr gelang, den Widerspruch ihrer Eltern zu überwinden. Sie trat 1851 in das Kloster unserer lieben Frau zur Barmherzigkeit (Our Lady of Mercy) zu Dublin als Novize, leistete im Oktober 1853 die Gelübde und wurde unter dem Namen Mary Scholastika Joseph als Ordensschwester aufgenommen. Fast zu gleicher Zeit traten Mrs. Star und Mrs. Kennedy in den Orden. Erstere wurde bald darauf an die Spitze eines neuen Klosters zu Clifford gestellt und auf ihren Wunsch folgte ihr Miß Saurin 1856 nach, obschon ihre Eltern mit dieser weiteren Trennung nicht einverstanden waren. 1858 wurde ein Kloster zu Hull gegründet und diesem das zu Clifford untergeordnet; Mrs. Star war die Oberin beider, Mrs. Kennedy ihre Stellvertreterin, Lokal-Oberin für Clifford war Mrs. Owen. Miß Saurin lebte abwechselnd bald in Hull, bald in Clifford — bis sie im Januar 1866 durch den dem Kloster vorgesetzten Bischof Cornthwaite von Beverley gegen ihren Willen ihrer Gelübde entbunden und demnächst genöthigt wurde, das Kloster zu verlassen. Darauf klagte sie gegen Mrs. Star und Mrs. Kennedy: sie sei mißhandelt und wiederholt ungebührlicher Weise entkleidet worden, es seien ihr Gegenstände, die ihr Eigenthum gewesen, mit Unrecht entzogen, sie sei in verschiedenen von den Verklagten dem Bischof übersendeten Berichten verleumdet worden; die Verklagten hätten sich gegen sie verschworen, sie durch schlechte und unwürdige Behandlung zum Verlassen des Klosters zu zwingen und durch falsche Anschuldigungen den Bischof zu bewegen, sie aus dem Orden zu stoßen. Sie beanspruchte 5000 Pfund St. Schadenersatz, während die Verklagten für eine der Klägerin abgenommene Uhr dem Gerichte 5 Pfd. eingezahlt haben, übrigens aber nur nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben behaupten. Dies war der Gegenstand des, wie der Lord-Oberrichter sagt, längsten Prozesses, welcher je vor Queens-Bench verhandelt worden. Die ganze Leidensgeschichte, denn sowohl Klägerin als Verklagte versichern, Unglaubliches gelitten zu haben, zerfällt in drei Hauptabschnitte: Leben und Leiden

der Parteien vor dem bischöflichen Spruch, die Herbeiführung dieses Spruches und dessen Folgen.

Bis 1860 lebte Miß Saurin, nach ihrer Angabe, äußerst glücklich und zufrieden und stand mit ihren Oberinnen im besten Einvernehmen, bis Mrs. Star eines Tages verlangte, sie solle ihr mittheilen, was sie gebeichtet habe. Sie hielt diese Forderung für ungehörig und weigerte sich; von Stunde an wurde das Benehmen der Mrs. Star ein ganz anderes, Klägerin wurde fortwährend getadelt und unfreundlich behandelt und auf ihre Bitte, ihr mitzutheilen, was sie verschuldet habe, entgegnete Mrs. Star nur, sie habe ihr zu viel Freiheit gelassen, sei aber entschlossen, sie zu demüthigen. Sie faßte nun den Wunsch, in das Dubliner Kloster zurückzukehren und schrieb deshalb an ihren Oheim, den Pfarrer Matthews. Dieser Brief wurde von einer anderen Nonne in ihrer Zelle gefunden und der Oberin überbracht, die darin einen Bruch ihres Gelübdes sah. Darauf schrieb sie einen zweiten Brief, allerdings ohne Erlaubniß, und leugnete dies zuerst, gestand es dann offen ein und wurde nun immer strenger behandelt. Als ihre Mutter und ihr Bruder sie besuchten, erhielt sie kaum Erlaubniß, mit ihnen zu sprechen; Briefe ihrer Anverwandten wurden von Mrs. Star theils ganz zurückbehalten, theils ihr erst lange nach dem Eingange und verstümmelt übergeben. Beispielsweise erfuhr sie den Tod eines Bruders erst drei Wochen später, und als einmal ihre Mutter an Mrs. Star schrieb und sie auf einige Tage zu beurlauben bat, weil ihr Vater lebensgefährlich erkrankt war, erzählte ihr Mrs. Star zwar, daß sie den Urlaub verweigert habe, verschwieg aber die Krankheit des Vaters. Miß Saurin — wir folgen noch immer ihrer Darstellung — wurde mit den schwersten, sonst nur den Laienschwestern obliegenden Arbeiten beschäftigt und zwar selbst an Sonn- und Festtagen. Sie erhielt schlechtere Kleider, als die anderen Schwestern und schlechtere Speise, insbesondere fettiges, lauwarmes Hammelfleisch, welches sie nicht essen konnte; sie wurde scharf getadelt, wenn sie mit den anderen Nonnen sprach, weil sie diesen ein schlechtes Beispiel gebe, und im August 1864 mußte sie sich vor Mrs. Star und Mrs. Kennedy fast völlig entkleiden, ihre Taschen wurden durchsucht und ihr verschiedene Papiere, eine Scheere und Kattunreste abgenommen, die sie von der Arbeit her in den Taschen hatte, deren Besitz ihr aber als Bruch des Armuthsgelübdes ausgelegt wurde. Das Auskleiden wiederholte sich im nächsten Jahre und als sie hierüber gegen ihren Bruder, den Jesuiten, klagte und dieser dem Bischofe davon schrieb, erklärte Mrs. Star: wenn sie sie bei den Haaren vom obersten Hausboden bis in den Keller geschleppt hätte, hätte sie doch gegen Niemand darüber klagen dürfen. So oft sie sich einmal verspätete, mußte sie zur Strafe den Fußboden küssen, was freilich auch andere Nonnen, nie aber Mrs. Star und Mrs. Kennedy in solchen Fällen thaten. Als sie einmal nach Mrs. Star's Ansicht beim Abwischen der Stühle nachlässig gewesen, mußte sie das nasse, schmutzige Wischtuch eine Zeit lang auf dem Kopf tragen und als sie die von der schweren Arbeit aufgesprungenen Hände mit Talg einrieb, wurde ihr dies verboten.

Das Verzeichniß ihrer Leiden ist noch lange nicht zu Ende, doch wollen wir unseren Lesern nicht mehr Geduld zumuthen, als die Geschworenen besaßen, welche während der Verhandlung, freilich ohne Erfolg, erklärten, von dergleichen nun genug gehört zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein originelles Testament hat jüngst ein exzentrischer Canadier, Dr. Dunlop, ein ehemaliges Mitglied der Legislatur für Obercanada, gemacht. In demselben heißt es unter Anderem: „Mein gesammtes bewegliches und unbewegliches Eigenthum zu Gairbread, in der Stadt Colborne, Grafschaft Huron-Westcanada, hinterlasse ich meinen Schwestern Helen Boyle Story und Elisabeth Boyle Dunlop, der Ersteren, weil sie mit einem Geistlichen verheirathet ist, den sie (mag Gott ihm beistehen) unter dem Pantoffel hält; der Letzteren, weil sie unvermählt ist und es bleiben wird, denn sie ist eine alte Jungfer und nicht heirathsfähig. Meiner Schwester Jenny vermache ich meine Bibel, die ehemals meiner Ur-Urgroßmutter gehörte; wenn sie in den Geist der Bibel so tief eindringt, wie in den buchstäblichen Sinn derselben, dürfte sie eine bessere Christin werden, als sie gegenwärtig ist. Dem Pfarrer Chevassie vermache ich meine große silberne Schnupftabaksdose als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit dafür, daß er meine Schwester Maggie geheirathet, die kein Mann von Geschmack genommen haben würde. Meine silberne Theekanne soll John Cadell erhalten, damit er sich, wenn er daraus trinkt, wegen der häuslichen Leiden, die ihm durch sein schmutziges Weib erwachsen, trösten kann. Meiner Schwester Janet Graham Dunlop vermache ich meinen Silberpokal und meiner Großmutter Schnupftabaksdose, da es sich für eine alte Beischwester schickt, daß sie schnupft."

*

— **(In's Kloster gegangen.)** Der 84jährige Graf Karl Zichy gehört, wie M. Allam mittheilt, seit dem 23. v. M. zu den Bewohnern des Klosters Maria-Besnyö, dessen Lage und Umgegend dem genannten Grafen schon zu jener Zeit sehr gefallen, als er noch mit dem Fürsten Grassalkovics in der Nähe dieses Klosters öfters jagte. Graf Zichy beabsichtigte ursprünglich, sich ganz in das Kloster zurückzuziehen und daselbst seine noch übrigen Lebenstage in religiöser Beschaulichkeit zuzubringen. Seine Kinder und Enkel bestürmten ihn jedoch, als er ihnen seine Absicht mittheilte, diesen Schritt nicht zu thun, weil er für sie gleichbedeutend mit dem Tode ihres geliebten Vaters und Großvaters wäre. Graf Zichy wurde hiedurch gerührt und erklärte, er wolle nicht für sein ganzes noch übriges Leben, sondern nur jährlich für eine bestimmte Zeit in's Kloster gehen. Und so that er denn auch; seit dem obenerwähnten Tage steht er täglich um halb 6 Uhr auf, um halb 7 Uhr hört er die Messe, um halb 8 Uhr frühstückt er, dann aber beantwortet er die an ihn gelangten Briefe. Von 9 bis 12 Uhr läßt er sich vorlesen, um 12 Uhr nimmt er in Gesellschaft der Mönche das aus drei Speisen bestehende Mittagsmahl ein, den Nachmittag aber füllt er dadurch aus, daß er sich wieder vorlesen läßt, dann schreibt und spazieren geht. Graf Karl Zichy, Vater der Gräfinnen Ludwig Batthyanyi und Georg Karolyi, gehört bekanntlich zu den reichsten Magnaten von Ungarn.

*

— **(Schweintreiberzunft.)** Die in Steinbruch bei Pesth ansässigen **Schweintreiber** beabsichtigen einen Verein zu gründen, um die Interessen der Schweintreiber zu fördern und darauf zu achten, daß in Steinbruch nur unbescholtene Personen als Schweintreiber aufgenommen werden; ferner beabsichtigt der Verein, seinen Mitgliedern nöthigenfalls auch Unterstützungen zu gewähren.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 69. Sonntag, den 12. September 1869.

Gedichte

von J. Heimann.

IV.

Entfloh'ne Jugend.

Sonett.

Welch' hehre Freud' entstrahlt der Jugend Augen,
Doch mir verdunkeln Thränen meinen Blick,
Gedenke ich der schönen Zeit zurück,
Wo ich von ihrem Freudenquell konnt' saugen.

Ich ahnte nicht in meines Frühlings Glück,
Daß diese Freuden alle schnell verrauchen,
Nicht, daß des Herbstes Lüfte uns umhauchen,
Ich dachte nicht an fernes Mißgeschick. —

O Schicksalstücke, das dem Lebensmüden
Nur zeigt der Jugend schnöd entfloh'ne Blüthen,
Und vor die Zukunft dichte Schleier zieht.

Wie ist sie, ach, so frühe mir entschwunden,
Kaum hatt' ich ihres Lichtes Strahl empfunden,
War ihrer Unschuld Freude schon verblüht.

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

„An meinem siebzehnten Geburtstage," erzählte Alvine weiter, „kündigte der Vater mir an, daß ich Braut sei. Mit Wem, fragte ich schüchtern. Das kümmere die Fürstin nicht, lautete die Antwort. Man las mir eine Urkunde vor: Der Fürst N. wurde mein Gemahl, beide Ländee werden einverleibt, wir regierten zusammen, doch blieb ich Fürstin bei meinem Volke, wie der Fürst bei seinem. Die Wahl der Residenz hing von mir ab. Wir kannten uns nicht, man fragte mich nicht, ob ich ihn liebte, er wußte nur, daß ich eine Fürstin, ich, daß er ein Fürst sei. Er kam an, ich träumte von Herzlichkeit und fand Kälte, berechnete Worte statt tändelnden Geschwätzes. Sein tolles Leben, seine unbändige Herrschsucht, seine Ausschweifungen blieben uns kein Geheimniß. Ich wand mich im Staube vor meinen Eltern, ich weinte, ich sprach von Elternliebe und gebrochenem Herzen — man wies mir ein Diadem. Da schwindelten mir die Sinne, ich sah keinen Ausweg. Feste und Bälle wechselten mit hundert anderen Vergnügungen, ich folgte überall hin, weil man mich hinzog, noch acht kurze Tage, und ich sollte ihm auf ewig angehören.

„Musik klang in mein Ohr, wie das Lied unglücklicher Beäute, ich hatte kein Auge für die Prachtgewänder, die an mir glänzten, die um mich in reicher Fülle lagen. Mein Bräutigam ritt und jagte, meine Eltern blieben sich immer gleich. Die herrschaftlichen Kaufleute waren froh, ihre Waaee losgeschlagen zu haben, um iheen künftigen Besitzer, um ihr künftiges Schicksal kümmerten sie sich wenig. Es vergingen wieder zwei Tage, die Zeit rückte immer näher heran, da faßte ein unnennbares Weh meine Seele, die Rettung sah ich nur in dee Flucht, zu der mir Philipp, mein Cousin, behilflich sein sollte — für diesen kalten, stummen Fisch kannte ich einen sicheren Köder.

„Es war Mitternacht, ich schleiche mich hin an seine Thür, er war noch wach und polterte mit wilden Schritten durch die Stube. Alles verloren, Alles hin, sprach er dumpf, Land, Ehrgeiz und Gewalt, meine schöngeträumten Pläne zerstoben, meine Hoffnungen begraben. — Ich faltete die Hände und dankte inbrünstig dem Himmel für den günstigen Augenblick, ich trat hinzu und stürzte vor ihm niedee: Nimm Alles hin, Land und Gewalt — nur rette mich, ich kann, ich will nimmermehe die Gattin jenes Wüstlings werden, du hast viele Nächte durchwacht und sannst nach, wie Tausenden die letzten Blutstropfen auszupressen — sinne nur eine Stunde nach, ein schwaches, armes Geschöpf glücklich zu machen — nimm hin meine Schätze, mein Erbe, nur hilf mir fliehen.

„Er richtete mich auf und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Als ob er die Kraft, einem Fürstenhute muthwillig zu entsagen, nicht fassen könnte, starrte er mich einige Augenblicke sprachlos an.

„Wie, du wolltest?" fragte er mit zitternder Stimme, und Ehrgeiz und ein künftiges glänzendes Elend wiegten sich auf seinen Lippen.

„Sterbende scherzen nicht," erwiederte ich, „hilf mir fliehen, ich kehre nie wieder zurück, ich mag die Stelle nie mehr sehen, die ich mit meinen Thränen befeuchtet, beim Anblicke eines Purpurs steigen tausend erlittene Qualen in mir auf, ich will nicht hinter goldenen Gittern mein Leben verseufzen — deaußen aber schallt der Jubel von hunderttausend frohen, glücklichen Herzen, und der Kerkermeister erzählt mir, wie schön die Welt, wie herrlich die Freiheit und das Leben. Ich habe keine Eltern mehr, ich hatte nie Vater und Mutter; als ich mich entschloß, die Fürstin abzustreifen, ist der Mensch in mir mündig geworden, er schlummerte lange genug, er wacht

auf und fordert seine Rechte — hilf mir fliehen und das Land fällt dir zu, das Ziel deiner Wünsche."

„Laß uns leiser sprechen, Alvine," sagte er und verriegelte die Thür, „ja, ich glaub' es wohl, die schwere Last drückt wund das Haupt eines schwachen Weibes. Flucht, sagst du? Ganz recht — nein, nein — es geht nicht. Wo denkst du hin, Alvine? Wem willst du dich anvertrauen? Auf einer Spazierfahrt? Da geht dir dein Bräutigam nicht von der Seite — jeder deiner Schritte wird bewacht."

„Ich saß sprachlos da und weinte bitterlich, er stand auf, und ging sinnend auf und nieder und rieb sich die Stirn, er sah mich an mit glotzenden Blicken, sein Auge trat wild aus der Höhle, wie der Löwe, wenn er auf Raub ausgeht, — es war eine lange todtenstille Pause, ich lebte in diesen Minuten ein Jahrhundert durch — da schien ihn ein Gedanke zu durchzucken, seine Wange röthete sich, ich sprang auf ihn zu: Engel des Himmels, du kannst mir helfen?

„Er holte aus dem Bücherschrank ein Buch hervor, drückte es mir stillschweigend in die Hand und wandte sich ab — es war die Weltgeschichte der Liebe: Romeo und Julie."

„Ich habe keinen anderen Ausweg," sagte er, „du mußt für todt gelten, du mußt auf der Bahre liegen, du mußt zum Scheine begraben werden, um gerettet wieder aufzuleben — ein Schlaftrunk."

„Ich sank vor ihm nieder und umklammerte krampfhaft seine Kniee: Schlaftrunk sagst du? Philipp, wenn du mich nicht wieder erwachen ließest? wenn du Gift in meine Adern gössest? Ich habe Allem entsagt, ich setzte freiwillig einen Fürstenhut auf dein starkes Haupt, ich kehre nie wieder, was fürchtest du ein schwaches Weib? Meine Jugend nur laß mich hinaustragen in's blühende Leben — werde mächtig und glücklich, nur tödte mich nicht."

Gustav zitterte hier heftig.

„Meine Bitten," fuhr Alvine fort, „mochten eine leise Rührung hineinwehen in Philipp's todtkalte Brust. Fürchte nichts, sagte er, du schenkst mir ein Land, ich gebe dir ein Leben dafür — wir sind quitt. Mit den schönsten, würzigsten Blumen des Gartens laß dir morgen deine Zimmer schmücken; in einem Briefe bringt dir mein Mohr das Pülverchen, — du trinkst es Abends, den nächsten Tag darauf wirst du in einem todtenähnlichen Schlummer daliegen, und man trägt dich in die Gruft. Durch den Duft der Blumen seiest du verschieden, wird es heißen, man wird Hoftrauer anlegen, und dein Bräutigam reist ab. In der nächsten Nacht um die zwölfte Stunde wirst du erwachen, statt deiner wird eine fremde Leiche in den Sarg gelegt und ich schmücke sie mit deiner Krone — dir geb' ich Mantel und Männerkleidung, Maske und Wechsel, und fort, fort, wohin du willst.

„Ich zog seine Hand an mein Herz, es schlug gewaltig, es schien eine Seelenmesse auszuläuten, wo die Geister aller abgestorbenen Freuden auferstanden und alle Leiden zu Grabe gingen.

„Er holte eine Pergamentrolle, das fürstliche Siegel war bereits aufgedrückt: Da, unterschreibe die Urkunde, Bahre, Tod und Begräbniß wären bloßes Fastnachtsspiel gewesen, einer verhaßten Verbindung zu entgehen, — du würdest wieder erscheinen, wenn es an der rechten Zeit ist."

„Schwelgend in einer neuentdeckten Welt, fragte ich nicht: Warum — und unterschrieb. Der Morgen graute, wir trennten uns, erschöpft schlummerte ich bald von einem Traum in den anderen hinüber.

„Tags darauf lief ich im Garten umher, indeß man meine Zimmer mit Guirlanken schmückte, nahm Abschied von Himmel und Blumen, Wolken und Quellen, der Mohr brachte mir den Brief. Mein Bräutigam nahm mich zärtlich bei der Hand, steckte Ringe an meine Finger, überreichte mir mit einem selbstgefälligen Lächeln ein Kästchen mit Perlen, Diamanten, glänzenden Ohrgehängen, und sein brillantbesäetes Portrait — Alles von unendlichem Werth im Golde. Ich hätte hingeworfen den Bettel; aber an ein glänzendes Leben gewöhnt, dachte ich der Zukunft — allen Schmuck, alle meine Schätze raffte ich zusammen — aber wie sie in Sicherheit bringen? Ich fuhr aus, auf dem Wege verbarg ich Alles in meinem Wagen. Es dämmerte, es wurde Nacht, es war glänzende Gesellschaft bei Hofe, ich schützte Kopfweh vor, um eher mich losreißen zu können. War es Ahnung, mich nie wieder zu sehen, die, ein Blitz, die Eisenrinde des Elternherzens schmolz — Vater und Mutter sprachen freundlich zu mir. Ich trat in mein Schlafgemach und bereitete den Trank. Wäre es auch Gift, dachte ich gefaßt, ich sterbe lieber schnell, als an der Hand des Verhaßten mich zu Tode stacheln zu lassen — ich warf mich auf die seidenen Pfühle — betete — und das Glas ward geleert. Bald überkam mich Frost, der einer gelinden Hitze wich — meine Gedanken gingen mir aus, und die Fürstin starb für ihre Heimath auf immer."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nonnen-Kloster vor Gericht.

(Aus dem „Salon".)

(Fortsetzung.)

Eine ebenso zweckmäßige, als unter Umständen für die Betheiligten unbehagliche Einrichtung des englischen Prozeßverfahrens ist das Kreuzverhör. Nicht der Richter vernimmt die Zeugen, sondern zuerst sucht Derjenige, der sie vorgeschlagen hat, und bei der Vernehmung der Parteien der eigene Anwalt der Partei durch geeignete Fragstellung die günstigste Seite zu Tage zu fördern; darauf übernimmt der gegnerische Anwalt das Verhör und zwingt Partei und Zeugen, auch der Kehrseite der Sache ihr Recht widerfahren zu lassen. Folgen wir Mrs. Star durch Verhör und Kreuzverhör. Daß sie Briefe von Anverwandten der Miß Saurin theils ganz zurückhielt, theils erst nach längerer Zeit und nachdem sie nach altbewährtem russischen Brauch einzelne Stellen überstrichen, an die Adresse beförderte, erkennt sie an; doch war sie hierzu nach den einmal bestehenden Klosterregeln völlig berechtigt und nur die Gründe, weshalb sie von ihrem Recht einen so ausgedehnten Gebrauch machte, wollen uns nicht recht einleuchten. Bald sollen die Briefe Nachtheiliges über die Oberin enthalten haben, bald fürchtete sie, Miß Saurin könne durch die Nachrichten über das Befinden ihrer Angehörigen zu sehr zerstreut werden und einmal konnte sie den Brief einer Schwester der Klägerin dieser nicht ausantworten, weil er eine grobe Unwahrheit enthielt; die Schwester schrieb nämlich, seit ihrem letzten Briefe sei ein Monat verflossen und Mrs. Star fand, daß noch kein voller Monat dahingegangen sei. Dagegen mußte Miß Saurin ihrer strengen Oberin zahlreiche schriftliche Sündenbekenntnisse einreichen, die diese gewissenhaft aufbewahrt und im Prozesse vorgelegt hat. Sie enthalten das Möglichste von Selbstbekenntnissen, genügten aber Mrs. Star immer noch nicht und Miß Saurin mußte immer mehr gestehen, bis sie endlich einmal

erklärte, der bloße Anblick von Papier und Tinte mache sie schaudern, worauf ihr die Schreibmaterialien entzogen wurden. Daß sich Miß Saurin einmal fast vollständig entkleiden mußte und daß der Inhalt ihrer Taschen in Beschlag genommen wurde, erkennt Mrs. Star an; es hatte sich damals zuerst schüchtern das Gerücht verbreitet, war aber bald zum allgemeinen Glaubensartikel geworden, daß Miß Saurin den Schulkindern ihr Mittagessen zu stehlen pflege und jene Durchsuchung sollte zu ihrer Ueberführung dienen. Es fand sich keine Krume irgend welcher eßbaren Gegenstände; die abgenommenen Sachen waren theils Heiligenbilder, theils Zettel mit frommen Notizen, wie: „Der Oberin gehorchen! — Nächstenliebe! — Nie über Fehler der Oberin Bemerkungen machen! —“ und Aehnliches. Mrs. Star aber fürchtete, Miß Saurin könne doch möglicher Weise auf die Bildchen und Zettel auch etwas Anderes schreiben, was dem Orden nachtheilig sein möchte. Hatte sich doch schon früher einmal in einem Notizbüchlein der Miß Saurin eine Bemerkung darüber gefunden, daß ihre Lokaloberin, Mrs. Owen, mit einem Herrn eine Stunde lang auf einem vor der Anstalt belegenen Thurm verweilt hatte! Miß Saurin hatte dies, wie sie sagt, nicht erbaulich gefunden und wollte es gelegentlich Mrs. Star mittheilen — hoffentlich ohne dabei zu verschweigen, daß nicht nur besagter Herr, Mr. Collins, etwa fünfundsechzig Jahre alt, sondern daß auch seine Gattin die Dritte im Bunde war.

Bei der Durchsuchung der Taschen der Klägerin fand sich auch ein Andachtsbuch, welches eine verstorbene Nonne ihr mit der eigenhändigen Inschrift: Geschenk an Schwester Scholastika, zum Andenken hinterlassen hatte. Mrs. Star nahm es ihr ab, um sie in der Armuth zu üben; die häufigen Erwähnungen dieser „Uebungen in der Armuth“ veranlassen gelegentlich einen der Advokaten zu der Bemerkung, für ihn und seine Collegen sei dieser Prozeß, der ihnen jede andere Beschäftigung unmöglich mache, eine vortreffliche Uebung in der Armuth.

Mrs. Star erzählt ferner, wie Miß Saurin, wenn sie einmal zu spät gekommen sei, um ihre Fehler zu verdecken, die Uhr *vorgestellt* habe, muß aber freilich, bei näherer Ueberlegung, einräumen, daß zu diesem Zwecke das *Zurückstellen* der Uhr dienlicher gewesen sein würde. Auch soll die Klägerin sehr unordentlich gewesen sein und oft Taschentücher und Handschuhe verloren haben. „Haben Sie noch nie einen Handschuh verloren?“ fragte der Lord Oberrichter Mrs. Star. „Ich glaube wohl,“ entgegnete diese. „Ich auch sehr oft,“ bemerkt Seine Lordschaft zur Freude der Zuhörer. Das Auflegen des Staubtuches war nichts Ungewöhnliches; hatte Mrs. Star doch einmal einer Schwester ein Paar schlecht geputzte Schuhe zur Strafe um den Hals gehängt. Alle die kleineren Quälereien, die ihr zur Last gelegt sind, bestreitet sie und sie sind in der That auch anderweit nicht erwiesen; beispielsweise scheint Hammelfleisch das Hauptnahrungsmittel sämmtlicher Schwestern, nicht aber für Miß Saurin besonders bestimmt gewesen zu sein. Schließlich erinnert Mrs. Star sich nicht, Miß Saurin jemals nach ihrer Beichte gefragt zu haben, ohne dies jedoch bestimmt in Abrede stellen zu können.

So standen die Sachen bis zum April 1865; Miß Saurin, nach ihrer eigenen Darstellung das unglücklichste Opferlamm, welches je unter grausamer Verfolgung geschmachtet, nach der der Mrs. Star ein räudiges Schaf, welches der ganzen Heerde Gefahr brachte, und der Bischof augenscheinlich nicht besonders geneigt, sich in die Angelegenheit zu mischen, bis Mrs. Star ihm sozusagen die Pistole auf die Brust setzte. Am 27. April 1865 schrieb sie ihm, nach ernstem Gebet um göttliche Erleuchtung sei sie zu dem Entschlusse gelangt, ihr Amt als Oberin niederzulegen und bat um seine Genehmigung. „Es ist klar, entweder Schwester Scholastika muß weichen, oder ich. Sie will nicht, also muß ich. Ich will sie nicht anklagen — aber ich habe nicht Kraft genug, die Angst zu ertragen, die sie mir der anderen Schwestern halber einflößt. Seit sie hier ist, ist der ganze Geist des Klosters ein anderer geworden, wir sind nicht mehr die glückliche Gemeinde, die wir früher waren“ u. s. w. Nunmehr entgegnete der Bischof: wenn Eine von Beiden das Feld räumen müsse, so sei dies natürlich Schwester Scholastika, und erhielt am 1. Mai einen zweiten Brief von Mrs. Star, worin sie ihre Bitte wiederholte, gleichzeitig aber Miß Saurin nicht nur aller möglichen Verstöße gegen die Regeln, sondern geradezu des Diebstahls beschuldigte. Der Bischof antwortete am 4. August: „Ich hoffe, die Diebstähle sind erwiesen. Ich konnte nicht eher etwas thun, da ich erst heut' die lange erbetene Vollmacht vom Heiligen Stuhl erhalten habe,“ und nun begann eine Correspondenz zwischen ihm, Mrs. Star und Miß Saurin's Bruder, dem Jesuiten, um diesen zu bewegen, seine Schwester, die der Bischof ihrer Gelübde entbinden wolle, aus dem Kloster zu entfernen. Pater Saurin lehnte jede Mitwirkung hierzu ruhig, aber entschieden ab und so entschloß sich der Bischof im September, zunächst durch eine Commission über Schuld oder Unschuld der Schwester Scholastika richten zu lassen. Diese Commission sollte aus fünf Mitgliedern, die er ernannte, bestehen; die einzelnen Schwestern sollten vorher zu Papier bringen, was ihnen über die Vergehen der Angeschuldigten bekannt sei; diese Erklärungen sollten verlesen werden, die Angeschuldigte sollte kurz vernommen werden, ob sie sich schuldig bekenne oder nicht, die Commission sollte auch berechtigt sein, Zeugen zu vernehmen, jedoch nicht im Beisein der Angeklagten; letztere sollte berechtigt sein, sich des Beistandes ihres Oheims, Pfarrer Matthews, zu bedienen, endlich sollte sie für schuldig erachtet werden, wenn der Mitglieder die Anklagepunkte für erwiesen hielten. Die Sachen gingen nun ihren Gang, jede Nonne bemühte sich, „ihr Promemoria reinlich zu schreiben“, Mrs. Star und Mrs. Kennedy hielten verschiedene Besprechungen mit Pater Porter, der Beichtvater des Klosters und zum Beisitzer der Commission ernannt war. Anfang Dezember nahm Mrs. Star der Schwester Scholastika ihren Ring ab, das Sinnbild ihrer Verlobung mit ihrem Herrn und Heiland — eine Maßregel, die sie selbst weder durch irgend eine Vorschrift des kanonischen Rechts, noch durch eine Klosterregel, noch durch irgend welchen Präcedenzfall zu rechtfertigen vermag — und am 10. Januar 1866 trat die Commission zusammen.

Mehr als alles Andere scheint dieses eigenthümliche Gerichtsverfahren die Engländer interessirt und zugleich gegen den Bischof und Mrs. Star erbittert zu haben. Wer die Sorgfalt kennt, mit welcher das englische Recht die Interessen des Angeklagten wahrnimmt, wer weiß, wie genau die Beweismittel abgewogen werden, die zu dessen Nachtheil vorgebracht werden dürfen, wie sehr jeder Brite für *fair trial*, ehrliches, unparteiisches Verfahren schwärmt: wird ermessen können, wie man über die Gerechtigkeit dieses Verfahrens urtheilte, in welchem das Urtel vorweg beschlossen war, der Angeklagten die Belastungszeugen nicht gegenübergestellt wurden, die Richter von einem Vorgesetzten ernannt waren, ein rechtskundiger Beistand der Angeschuldigten ebensowenig zur Seite stand, als man ihr überhaupt eine genügende Vertheidigung gestattete und schließlich nicht einmal Einstimmigkeit der Richter zu ihrer Ueberführung erfordert wurde! Wie aber dies Verfahren gehandhabt

wurde, davon gibt einer der Beisitzer, Dr. Hanlon, Bibliothekar des katholischen Priesterseminars zu Maynooth, eine Schilderung; er versichert, wenn er vorher gewußt hätte, wie die Commission zu Werke gehen würde, so hätte er sich nicht zu deren Mitglied hergegeben, das Ganze sei lediglich eine unnütze Ceremonie gewesen; Pater Matthews bezeichnet es schärfer, und zwar in einem Briefe an den Bischof, als eine grausame, Jan-stößige Posse.

Daß die Commission ihr Urtel auf Grund der von den Nonnen angefertigten Sündenregister fällte, fanden diese anscheinend sehr natürlich; daß diese Schriftstücke behufs des gegenwärtigen Prozesses vom Bischof eingefordert, der Gegenpartei mitgetheilt, im Laufe der Verhandlung verlesen und zum Gegenstande eines sehr eingehenden Kreuzverhörs gemacht wurden, kam Mrs. Star und selbst ihrem Advokaten augenscheinlich unerwartet, der Lord Oberrichter war jedoch von der Wichtigkeit derselben zu sehr überzeugt, als daß auch nur eins der Oeffentlichkeit hätte vorenthalten werden dürfen. Mrs. Star hatte den Nonnen dringend anempfohlen, nur Das niederzuschreiben, was sie bestimmt wüßten und sich einer gemäßigten Sprache zu bedienen; es ist interessant zu sehen, was die frommen Schwestern, die sich nach der Barmherzigkeit benannten, unter Mäßigung und unter bestimmtem Wissen verstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Photographischer „Lichtdruck".) In der Sitzung des photographischen Vereins zu Berlin vom 20 d. legte Herr Großmann, Firma Ohm und Großmann in Berlin, Chausseestraße 5., eine Sammlung von etwa 50 Stück photographischen Bildern vor, welche das höchste Interesse und die Bewunderung der Versammlung erregten. Diese Bilder sind nach einem ganz eigenthümlichen Verfahren hergestellt. Sie sind wahre Drucke, d. h. mittelst der Presse und durch eine Art lithographischer Farbe angefertigt, und geben Zeugniß, daß das jahrelang angestrebte Ziel, die Herstellung von Photogrammen durch die Presse, vollständig erreicht ist. Die vorgelegten Muster zeigen einen hohen Grad von Vollendung und stehen in eigentlichem Sinne des Wortes als das Höchste da, was bisher in dieser Manier geleistet worden; denn alle die tausendfältigen Versuche, an denen sich die hervorragendsten Fachmänner, selbst Gelehrte und eine große Anzahl von tüchtigen Lithographen betheiligten, bleiben den Erfolgen der Herren Ohm und Großmann sehr fern. Der alte Erbfeind der überraschend schönen Erzeugnisse, welche die Photographie auf allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und des praktischen Lebens erreicht hat — die Vergänglichkeit der Silber-Copien auf Papier — ist durch diese Erfolge vollkommen beseitigt. Unvergänglich, wie der Urstoff, die Kohle, werden hinfort die Photogramme sein und — nicht mehr für Jahrzehnte, sondern für Jahrtausende bestehen! — Die Sammlung der vorgelegten Probedrucke umfaßt Aufnahmen nach der Natur, als Portraits, Gruppen, Architekturen und Landschaften, wie auch Reproduktionen von Stichen und Zeichnungen und alle in ausgezeichneter Schärfe und Klarheit, ohne daß in irgend einem Theile Halbton und Modulation entbehrt werden. Dabei ist am „Korn" keine Spur zu erkennen, so daß dieselben den alten, so sehr vervollkommneten Silber-Copien auf Salz- und Eiweißpapier gleichstehen. Soviel Herr Großmann über dies Verfahren, welches unter Leitung des Herrn Gemoser in München soweit ausgebildet worden ist, sich aussprach, bietet es allen Photographen außerordentliche Vortheile. Die Herstellung einer Druckplatte auf gewöhnlichem Glase geschieht in wenigen Stunden und erfordert, je nach der Größe, für $^1/_2$ bis 1 Groschen an Präparaten. Von Aufnahmen, welche des Morgens geschehen, lassen sich zum Abend schon mehrere hundert vollendet schöne Abdrücke herstellen. Die Einrichtungs-Kosten sind höchst unbedeutend und kostet namentlich die eigenthümlich construirte Druckpresse nur dreißig Thaler. Zum Drucke eignen sich alle Papiersorten, wenn es sich darum handelt, stumpfe Abdrücke zu erzielen, während für glänzende Bilder ein besonders zubereitetes Papier erforderlich ist, welches spezielle Erfindung der Herren Ohm und Großmann ist. Im Ganzen also lassen sich diese Drucke, wofür Herr Großmann den Namen „Lichtdruck" angenommen, bedeutend billiger, in jeder beliebigen Anzahl und in kürzerer Zeit herstellen, wie die Silber-Copien nach dem alten Verfahren. Die vorgenannte Firma ist im Begriffe, im Verein mit dem Herrn Gemoser in Berlin, Chausseestraße 5., ein großartiges Etablissement zur Einführung dieses neuen Verfahrens, welches eine völlige Umwälzung, eine neue Aera in der Photographie zu schaffen berechtigt ist, einzurichten.

•

— Ein Mann hatte jüngst den Pfeiler einer Pariser Brücke erklettert, um sich in die Seine zu stürzen, als er gewaltsam von einem Vorübergehenden zurückgezogen und nach dem Grunde des beabsichtigten Selbstmordes befragt wurde. Eine unglückliche **Heirath.** — Aha, fiel Jener ein, ich verstehe; Untreue . . . Nicht doch, entgegnete der Gerettete, sie war mir nur zu treu. Aber hören Sie, was ich Ihnen mittheilen will und sagen Sie, ob man es im Kopfe haben und noch länger leben kann. Meine Frau war Wittwe und brachte mir eine Tochter von achtzehn Jahren zu. Diese gefiel meinem Vater, der als Wittwer bei mir lebte; er nahm sie zur Gattin, und so wurde mein Vater mein Schwiegersohn und meine Stief- und Schwiegertochter wurde meine Mutter. Aber es sollte noch weit verwickelter kommen! Als meine Frau mir einen Knaben schenkte, da war mein Sohn der Schwager meines Vaters und zugleich als Bruder meiner Stiefmutter mein Onkel. Diese Stiefmutter, welche zugleich als Schwester meines Onkels meine Schwägerin war, schenkte ihrem Manne einen Sohn, der gleichzeitig nicht nur mein Bruder, sondern auch mein Sohn war. Meine Frau war meine Schwiegermutter, denn die Frau meines Vaters war ihre Tochter; ich war der Mann meiner Frau, und ihr, also auch mein Enkel; und da der Mann der Schwiegermutter einer Person der Schwiegervater dieser Person ist, so ergibt sich's, daß ich auch mein eigener Schwiegervater bin. Außerdem aber. . . Genug, genug! rief der staunende Zuhörer aus. Dabei muß man allerdings verrückt werden, damit schwang er sich auf den Brückenpfeiler, von dem er den Anderen herabgezogen hatte, und stürzte sich selbst in die Fluth.

• • •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 70. Mittwoch, den 15. September **1869.**

Gedichte

von J. Heimann.

V.

Erinnerung und Hoffnung.

Sonett.

In meiner Jugend unschuldvollen Tagen,
Da pflückte ich des Lebens schönste Blüthen,
Ich war so froh, so glücklich, stets bemühen
Und lauschte nicht der Erde bitt're Klagen.

Ach, ich verlor des Lebens süßen Frieden,
Den Wilden hemmt ein immerwährend Zagen,
Geschwächt ist nun der Kindheit frisches Wagen,
Gebleicht die Wangen, die in Fülle glühten. —

Die Jugendzeit, sie wird dort nen erstehen
In jenem Lande, wo die Wahrheit thronet,
Wo nicht Verwesungslüfte uns umwehen;

Dort wird ihr Friede nimmer mir entschwinden,
Die höhre Macht, die uns're Dienste lohnet,
Wird liebend ihn an jenes Leben binden.

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

„Es war die Nacht vergangen," setzte Alvine ihre Erzählung fort, „ich erwachte, Philipp stand vor mir und hob mich aus dem Sarge, ich fühlte mehr Lebenslust und war stärker denn je. Statt des Todtenkranzes bedeckte nun ein Hut meine Locken, er warf mir einen Mantel um, ich mußte mich mit der schwarzen Maske, die du jetzt immer trägst, vermummen, er setzte sich zu mir in den Wagen — die Rosse flogen — meine Seele jauchzte."

„Ich hab' es mir reiflich überlegt, hob Philipp an, du bist jetzt in meiner Macht und thust Alles, was ich befehle. Du gehst nicht hin, wohin du willst — die Residenz .... ist dein künftiger Wohnsitz. Der dortige Minister, mein Freund, weiß um Alles, er wird jeden deiner Schritte bewachen, dort lebst du als Wittwe des Lord B., um kein Aufsehen, keine Nachforschungen zu erregen. Lieben darfst du so viel du willst — dich aber nie verheirathen? Warum? Wenn dein Vater heimgegangen, fällt mir das Erbtheil zu, das Volk hat mich, es wird trocolliren, du zeige ich die Urkunde, die du unterschreibst, daß ich dich gerettet, daß du lebst, daß dein Tod ein Spiel gewesen, ein verhaßtes Band zu sprengen, dann hole ich dich hieher, und du, der Liebling des Volks, meine Gattin, mußt mich schützen — wagst du es aber dennoch, so rauben dich meine Helfershelfer aus deinem Hause, und du wirst wieder in der Gruft weinen, der du erst entstiegen. Uebrigens, daß du nicht klebst, wird der Minister sorgen — und ich; dein Geld erhältst du von mir nur in monatlichen Wechseln." —

„Ich versprach Alles, im nächsten Dorfe harrte sein ein Roß, und er ritt durch die Nacht zurück, und mein Wagen rollte immer vorwärts. Im nächsten Städtchen kleidete sich die Wittwe des Lord B. vom Mann wieder zum Weibe um — und fort ging es bis hierher. Hier sah ich dich und liebte dich. Die Geschichte unseres Herzens, unserer Liebe weißt nur du, nur du allein. Du begreift, warum du schweigen mußtest. Wenn Philipp erführe, die Wittwe des Lord B. sei die Gattin des Dichters Liebner — todt würde ich in derselben Gruft gelten — vielleicht sein, wie ich es jetzt gelte." —

„Nein, nein," schrie Gustav auf, „laß mich schweigen."

„Und doch, Gustav," unterbrach ihn Alvine, „so kann, so darf es nimmermehr bleiben, dies ewige Traumleben richtet dich zu Grunde, dein Herz verblutet, dein Geist ergraut in diesen Sorgen. Wie lange hast du schon nichts gedichtet? So bin ich, so ist dies unselige Traumleben die Eisenschelle an dem stolzen Gange deiner Begeisterung. — Von den verborgenen Juwelen im Wagen hat Philipp keine Kunde, und dann, glaub' es mir, der Minister ist ihm im Herzen feind, ich weiß es aus seinem eigenen Munde; er ist mein Beschützer, nicht mein Wächter, er läßt mich frei umherflattern, er ist mir gut, ja er liebt mich. Aber er ist ein edler Mann, ich werfe mich ihm zu Füßen, ich entdecke ihm Alles, unsere Liebe, unsere Ehe — ich gelobe ihm Schweigen, und er läßt mich fliehen. Gewiß, er verräth mich nicht; daß ich von einer Spazierfahrt nicht wiedergekehrt, läßt er Philipp sagen, unser Asyl wird er ihm nie entdecken. Daß du in Angelegenheiten des hiesigen Hofes nach der Schweiz reisest, spiegelst du deinen Eltern vor — für ein Beglaubigungsschreiben aus des Ministers Hand laß mich sorgen. O, sieh nicht so trübe, die Schatten wollen wir hinter uns werfen und einem neuen blühenden Leben entgegenschreiten. Was du früher wünschtest — es geschieht, ich küsse deine Stirn und sage: Träumer, die Sonne scheint, erwache! Komm, komm, in die Schweiz, in's freie Land, Helden haben dort zu Träumen Thaten gestellt, webe du, der Dichter, zu ihren Thaten — Träume, komm in's Land, wo man die Liebe nicht aus Büchern lernt,

in's freie Land, wo mit den Gebirgen die Gedanken in den Himmel greifen, und im Donner des Wasserfalles sich brausend an die Brust der Erde stürzen."

„Ja wohl, ja wohl," sprach Gustav, „ich fühle es tief, ich soll, ich muß fort; aber mein ganzes Thun und Lassen hört denn doch nicht auf, ein Traumleben, ein Irrewerden an mir selbst und Anderen, eine unergeßliche, wenn auch schöne Lüge zu sein. Von hier muß ich fort, das ist klar, ich mag mich nicht auf dem Markte herumtreiben, nicht vor dem Hauptbuche mit gekrümmtem Rücken stehen — mein Buch ist die Natur. Ich sehne mich hinweg aus einer Stadt, wo nur Häuser gebaut und Gewölber zerstört werden, wo man an Geister glaubt, die auf den Friedhöfen spuken. Ich habe es umsonst versucht, in den dürren Boden meiner Umgebung einen edleren Samen zu pflanzen, ich sehne mich fort aus einer Steppe, wo kein Gefühl wächst und kein Gedanke keimt. Dichten heißt hier müßig gehen, wahnsinnig sein, betteln. Heimath, was ist Heimath? Nicht die Scholle ist es, die unsere Wiege trug, überall ist derselbe Sternenschimmer, dasselbe Fluthgebrause; aber der Kreis unserer Lieben ist unsere Heimath, und den muß ich verlassen. Werd' ich je in den Augen meines Vaters rein daſtehen, wenn ich nicht offen bin? Werden sie dich je als ihre liebe Tochter grüßen und umarmen dürfen? O, das fährt, ein schneidender Nachtfrost, über alle Blüthen!"

„Warum mich horten nicht Tochter nennen?" sagte Alvine, „nur hier nicht, hier nicht, Gustav! Vergaßest du die Drohung Philipp's?? Und wenn ich mich auch muthig darüber hinwegsetze, du weißt, ich bin frei von Vorurtheilen; aber das Vorurtheil ist wie der Staub: wenn er auch einer starken Brust nicht schadet, legt er sich doch auf's Kleid. Ich selbe hier für die Gräfin B. Du bist ein armer Dichter. Wenn auch der Edelere mehr den Bürger bestaunt, den Baum, der, durch eigene Kraft aufgeschaffen, Blüthen und Früchte treibt, als den Adel, den Berg, den die Natur gleich gewaltig als Riesen hingestellt mit Gold und Edelsteinen in seinen Eingeweiden, die Welt urtheilt nicht so. Mich würde man eine Mörrin schelten, dich bedauern, ich, von adeligen Gesellschaften ausgeschlossen, könnte mich nicht in bürgerliche finden, mit scheelem Blicke vom Bürger angesehen, würde das vornehme Achselzucken der Adeligen tief verletzen. Ihr seid kräftig, heimisch auf der Erde, wir leben leicht und froh in unseren Wolkenschlössern, und wo Beide sich verbinden, gibt es nur einen Thränenregen. Nur hier nicht, Gustav; aber deine Lieben mögen uns in unserer stillen Einsiedelei besuchen, dort bin ich ungekannt, dort bin ich Bürgerin, dort werde ich sie meine lieben Eltern, und sie mich ihre Tochter heißen."

„Und die arme Toni," seufzte Gustav.

Alvine schwieg.

„Nein, nein, dich nur lieb' ich," sagte begeistert der Jüngling, „ich bedarf eines munteren Wesen's für meine ewig arbeitende Seele. Toni aber verschließt stumm eine Welt in sich, unsere Geister mögen sich gern ergehen in den heimischen Reichen, aber unsere Herzen verstehen sich nicht, ihr kühner Geist mögen sich nicht, ihr kühner Geist wirft mich in einen Wirbel von Gedanken, du aber bist sanft, und wenn ich ein Wort an dich richte, ist's, als ob der Teufel an Gott eine Bittschrift einreichte. Aber so darf ich nicht von ihr scheiden, nächstens sage ich ihr Alles, sie ist ein edles Mädchen, sie wird uns nicht verrathen, sie wird mir nicht zürnen, ich konnte so nicht anders. Nein, ich kann es ihr nicht sagen; aber mein Tagebuch, der stille Vertraute meines Herzens, soll es ihr stammelnd bekennen, gewiß, sie wird mir vergeben! Die Sage geht, es entschliefen die wild empörten Wogen des Meeres, es sänfte ein lebendes Wesen als Opfer in die Wirbel, und die Schiffer, ihr Leben, ihre reiche Fracht zu retten, scheuten sich nicht, einen Menschen dem Elemente Preis zu geben: nun wird mir die Sage klar, ich muß ein junges sanftes Opferlamm, das so liebend an mir hängt, werfen unter das Fallbeil meines tückischen Schicksals, daß ich es verschone, daß es mich ruhig ziehen lasse in den tretenden Hafen. — Nächstens soll die Arme Alles erfahren."

„Und ich," sagte Alvine, „gehe Morgen zum Minister. Glaube mir, Gustav, eine innere Stimme sagt es mir, alle Mirren werden sich so lösen, wie wir es kaum zu ahnen gewagt."

Der Morgen graute, er eilte durch die Tapetenthür die Treppe hinunter, schnell öffnete er die letzte Thür und war auf der Straße. Er sah wehmüthig zu dem Hause des Arztes hin, dort schlief noch Alles, auch Alvinen wiegten bald süße Träume ein. Gustav war zu sehr aufgeregt und die schönste Ruhe floh, das blode Auge des Schlafes konnte nimmer in die Flammen sehen, die in der Brust des Dichters zürnend gegen den Himmel sich bäumten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nonnen-Kloster vor Gericht.

(Aus dem „Salon".)

(Fortsetzung.)

Der Bericht der Mrs. Star wirft der Schwester Scholastika die schon erwähnten Fehler, Unpünktlichkeit, Geschwätzigkeit, Essen zu unrechter Zeit u. a. vor; es findet sich aber darin auch die Beschuldigung, daß sie ihre Kleider, wenn sie dieselben für zu alt hatte, anscheinend muthwillig zerreiße, obschon ihr dies nie habe bewiesen werden können. Sie hatte, nach Mrs. Star's Versicherung, mindestens ebenso gute Kleidungsstücke, als irgend eine der Schwestern. Als dies vor der Commission zur Sprache kam, zeigte Miß Saurin ihre Strümpfe vor, und Dr. Hanlon erklärt, so etwas noch nie gesehen zu haben, man habe nicht mehr recht unterscheiden können, was es eigentlich sein solle, keinesfalls aber seien sie noch für irgend ein menschliches Wesen brauchbar gewesen. Dann schreibt Mrs. Star, sie habe bemerkt, daß Schwester Scholastika sich gegen einen Priester in Hull äußerst zudringlich benommen, sich ihm beharrlich und ohne Noth in den Weg gestellt und seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen versucht habe. Dieser Priester achtete sie noch dazu sehr hoch und sprach gegen Auswärtige von ihr, wie von der Heiligen des Klosters, was Mrs. Star, nach ihrer eigenen Angabe, so unbehaglich war, daß sie sie schleunigst nach Clifford versetzte. Im Kreuzverhör versichert sie, dabei auch nicht entfernt an ein unsittliches Verhalten, sondern nur an einen Verstoß gegen die herkömmliche ernste Würde des Benehmens gedacht zu haben. Pater Cullomore, Kaplan des Klosters, soll gelegentlich 1862 gegen einen anderen Geistlichen geäußert haben, der Bischof wolle das Kloster zu Clifford revidiren und dies thue auch noth, denn es sei eine närrische Gesellschaft da. Auch hieran sollten irgend welche, aber unbekannte boshafte Aeußerungen der Miß Saurin schuld sein, und noch schwirrer war, daß eine reiche Wohlthäterin des Klosters, Mrs. Grimstone, eine alte, etwas absonderliche Dame, sie besonders in ihr Herz geschlossen hatte, mit ihr

sich öfter unterhielt, als die Regel eigentlich zuließ, und der Mrs. Star einmal erklärte, wenn der Schwester Scholastika jüngere Schwestern vorgezogen würden, werde sie für das Kloster nichts mehr thun. Sie schränkte ihre Wohlthaten auch wirklich in Zukunft sehr ein; leider muß Mrs. Star im Kreuzverhör zugeben, daß diese Beschränkungen erst längere Zeit nach der der Miß Saurin angeblich widerfahrenen Unbill eintraten und daß sie selbst nicht glaubt, Mrs. Crinstone sei lediglich aus diesem Grunde kühler gegen das Kloster geworden.

Mrs. Kennedy eröffnet ihre Erklärung mit den „gemäßigten" Worten: „Ich kenne Schwester Scholastika seit vierzehn Jahren und wenn ich nach den Thatsachen urtheilen soll, die in den letzten Jahren zu Tage gekommen sind, so betrachte ich ihre klösterliche Laufbahn als eine voll gröbster Falschheit, Verlogenheit und Tücke." Uebrigens erfahren wir von ihr nichts Neues von Belang, nur stellt sie die Vermuthung auf, Miß Saurin sei Nonne geworden, um ihrer Putzsucht, ihrer Eitelkeit und ihrem Hange zum Verkehr mit Auswärtigen fröhnen zu können, wozu deren Anwalt nicht mit Unrecht bemerkt, daß dies Mittel zum Zweck etwas seltsam gewählt zu sein scheine.

Mrs. Owen klagt in ihrem Promemoria über das unnütze Geschwätz der Schwester Scholastika während des Schulunterrichts; das Verhör ergibt, daß sie nie gehört hat, was Jene sagte und nur geschlossen hat, es müsse wohl Unnützes sein, weil die Kinder so vergnügt waren. Sie klagt über Unpünktlichkeit, aber Miß Saurin hat sich stets mit anderweiten Geschäften entschuldigt und Mrs. Owen prüfte nicht, ob diese Entschuldigungen begründet waren, sondern wählte den bequemeren Ausweg, ihr ein für allemal nicht zu glauben. Sie beschuldigt Miß Saurin des Ungehorsams und führt im Verhör zwei Fälle an: einmal schickte sie eine zerbrochene Fensterscheibe ohne Erlaubniß zum Glaser, um sie in kleine Stücke zum Einrahmen von Heiligenbildern zerschneiden zu lassen; ein anderes Mal weigerte sie sich, den Unterricht einer bestimmten Schulklasse zu übernehmen, weil sie sich dem nicht gewachsen fühlte. Mrs. Owen erzählt schließlich noch, Miß Saurin sei auch ungehorsamer Weise in früherer Morgenstunde in den Garten gegangen und habe zu ihrer Entschuldigung angeführt, sie habe den Vögeln in die Nester sehn wollen. Die Frage eines Anwalts, ob diese Vögel etwa „Auswärtige" gewesen, bleibt unbeantwortet.

Schwester Stelligan, welche in ihrem Bericht u. a. angibt, wenn irgend etwas vermißt worden sei, so sei man ganz sicher gewesen, es in Schwester Scholastika's Zelle zu finden (a riche, wie anderweit festgestellt worden, stets offen war und kein verschließbares Behältniß enthielt), sagt bei ihrem Verhör aus, daß die Schulkinder ihr Mittagbrod mit zur Schule brachten und daß häufig, auch von den Eltern, darüber geklagt wurde, daß dies abhanden kam; als sie einmal plötzlich in das Schulzimmer kam, fand sie Miß Saurin mit einem in Papier gewickelten Päckchen in der Hand. Sie erklärte, daß dies Ueberreste vom Mittagessen der Kinder enthalte, die Kinder reklamirten jedoch auf Befragen diese angeblichen Ueberreste und verzehrten sie. Später sah sie einmal, wie Miß Saurin drei Kindern etwas von ihrem Mittagbrod fortnahm. Ebenso sah sie einmal, wie Miß Saurin ein Kind schlug und einmal, wie sie eins in den Arm kniff. Seit Entfernung der Miß Saurin, versichert die Zeugin, herrscht Friede und Glückseligkeit im Kloster. Aehnliches bekundet Mrs. Fearon; auch sie sah Miß Saurin öfters etwas vom Mittagbrod der Kinder essen, sah einmal, wie sie ein Kind an den Haaren schüttelte und einmal, wie sie ein anderes mit den Worten: „Nun schrei, du dicke Schöne!" auf einen hohen Stuhl setzte. Wenn sie schließlich erklärt hat, sie habe Miß Saurin in den Schulstunden nie über Unterrichtsgegenstände, sondern nur über andere Dinge sprechen hören, so ergibt das Kreuzverhör, daß sie gar nicht gehört hat, was gesprochen wurde, sondern nur aus der Länge der Unterhaltungen geschlossen hat, daß sich dieselben wohl nicht auf den Unterricht beschränkten. Schwester Kerr fühlte, nach ihrem Bericht, daß Miß Saurin gefährlichen Charakters war und einen Hang zu grundlosen Verleumdungen hatte und daß man deshalb den Verkehr mit ihr, der geringer war, die Grundlagen alles religiösen Lebens zu untergraben, meiden müßte. Sie sah dieselbe einmal in der Speisekammer Erdbeeren mit Sahne essen; auf die Bemerkung eines Anwalts, daß dies doch an sich nichts Böses sei, entgegnete sie: „Nein! aber einen Apfel zu essen ist auch an sich nicht böse, und doch wissen wir, wie viel Unheil einmal daraus entstanden ist." Zeugin ist die Nonne, der Mrs. Star einmal ein Paar schlecht geputzte Schuhe um den Hals gehängt hat; sie versichert, sie habe oft ähnliche Strafen zudiktirt erhalten, da sie sehr unsauber gewesen sei und sie hätten ihr sehr gut gethan.

Am Besten wird aber der Geist, in welchem diese Berichte abgefaßt wurden, durch den einer Laienschwester, Mrs. Collingwood, gekennzeichnet, welchen Mrs. Kerr zu Papier bringen mußte, da Jene des Schreibens unkundig war. Es heißt in demselben: „Ich bemerkte, daß Schwester Scholastika mit einem Priester äußerst vertraulich verkehrte. Ich sah sie einmal neben ihm hinknieen, ihm etwas, das er gerade brauchte, aus der Hand nehmen und ihn dringend bitten, sie zu begleiten. Zu derselben Zeit waren ihre Unterhaltungen mit mir äußerst weltlicher Art und bezogen sich gewöhnlich auf solche Gegenstände, wie Conrmachen. Ich glaube, es gab keinen jungen Mann meiner Bekanntschaft, nach welchem sie mich nicht ganz genau gefragt hätte. — Jetzt erröthe ich, wenn ich an Manches denke, was ich damals gesagt habe; damals dachte ich nichts Arges dabei, da ich mit einer Nonne sprach und überzeugt war, sie würde mich nicht dazu veranlassen, wenn es etwas Schlimmes wäre. Auch meine Mutter sagte, wenn ich ihr davon erzählte: „Sie hat ein unschuldiges Herz und sieht bei dergleichen nichts Böses." Das unerbittliche Kreuzverhör bringt zu Tage, daß bei dem geheimnißvollen Vorfall mit dem Priester noch eine Nonne und mehrere Schulkinder zugegen waren, daß der Priester keine, um einen Schreibtisch am Fußboden zu befestigen, daß sie ihn aufforderte, mitzugehen, weil man mit dem Frühstück auf ihn wartete, und ihm, da er dies anscheinend nicht gehört hatte, niederkniend den Hammer mit den Worten aus der Hand nahm: „Sie sollen jetzt nicht mehr arbeiten, sondern mitgehen!" Daß ihre Darstellung des Vorfalls den Bischof auf ganz andere Gedanken zu bringen geeignet war, will der Zeugin nicht einleuchten, und eben so wenig vermag sie — die damals noch nicht im klösterlichen Verbande stand — über jene gefährlichen Gespräche nähere Auskunft zu geben. Sie erinnert sich nur, daß Miß Saurin sie fragte, ob sie irgend welche Verehrer habe und wie alt und welchen Standes diese seien, und wenn sie jetzt bei dem Gedanken an diese Unterhaltungen erröthet, so ist es, weil sie „so gar nicht nonnenhaft" waren.

Solcher Art waren die Berichte der Nonnen, welche dem Bischof im September 1865 übersendet wurden und ihn veranlaßten, auf Entfernung der Miß Saurin aus dem Kloster zu dringen. Nach seiner Aussage scheint es, als würde er, wenn sie gutwillig gewichen wäre, nicht zu ihrer Dispensation von den Gelübden geschritten sein; praktisch war der Erfolg

derselbe, denn er erkennt an, daß sie doch in kein anderes Kloster aufgenommen sein würde. Er hatte sich indeß vorsorglich, da ihm nur das Recht zusteht, vom Gelübde der Armuth und des Gehorsams zu dispensiren, vom päpstlichen Stuhl die Vollmacht zur Dispensation auch vom Gelübde der Keuschheit verschafft; als nun die Verwandten der Miß Saurin sich weigerten, sie aus dem Kloster zu nehmen, wurde die Kommission zusammenberufen, und ihrem Urtel wurden wieder jene Erklärungen zu Grunde gelegt, welche vier der Mitglieder völlig zufriedenstellten und nur den Dr. Hanlon keineswegs überzeugten. Vertheidigungszeugen wurden nicht gehört; die Commission war zu den vorgeschriebenen vier Fünfteln von der Richtigkeit aller Anschuldigungen durchdrungen, und auf Grund ihres Berichts beschloß der Bischof, Schwester Scholastika ihrer Gelübde zu entbinden. Damit gehen wir zum dritten, glücklicherweise kurzen Hauptstück der klösterlichen Leidensgeschichte über.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Lemberg, 5. Sept. In einem galizischen Städtchen wollten zwei Gymnasiasten die Jungen der auf dem dortigen Kirchthurme nistenden Dohlen ausnehmen. Der muthigere der Knaben, Namens S., ließ sich an einem Strick aus einem Dachfenster herab, so daß er auf einem darangebundenen Holz sitzend, in der Luft schwebte, während sein College, der nur die Pflicht hatte, den Strick festzuhalten, schaudernd seinem kühnen Kameraden zusah. Dieser konnte, als er die furchtsame Miene des Anderen sah, seinen Muthwillen nicht zügeln und rief plötzlich, als er eben die Jungen herausnehmen wollte: Der Herr Professor kommt! Jener erschrak ließ den Strick fahren und nun stürzte S. vom Kirchthurme herunter. Zum Glück jedoch fing sich sein Rock an einem vorspringenden Haken und der Junge blieb zwischen Himmel und Erde in der halben Höhe des Thurmes hängen. Die Leute liefen rasch zusammen, aber alle Leitern waren zu kurz und erst nachdem man mehrere zusammengebunden, konnte man den Burschen glücklich herunterholen.

•

In einem norddeutschen Wochenblatt stand kürzlich folgende **Todesanzeige**: „Heute roth, morgen todt. So war's mit meiner Frau, die noch heute vor acht Tagen über Tisch und Bänke sprang, und gestern schon begraben worden ist, was an uns sterblich ist. Sie war während ihrer Ehe ein munteres Weib, die sich nicht leicht ein X für U machen ließ. Darum mag jeder meinen Schmerz ermessen, so jung und so lustig, und jetzt schon begraben. Was ist das menschliche Leben, sagte ich dieser Tage wiederholt zu mir, und auch gestern noch auf dem Kirchhofe, wo ich den Todtengräber bezahlte, welcher auch den Grabhügel in Ordnung halten will. So eine heitere Frau finde ich gewiß nicht wieder! Darum ist mein Schmerz ein gerechter. Ich wünsche, daß der Himmel Jedermann vor ähnlichem traurigen Geschicke bewahre, und danke für den Blumenschmuck, sowie dem Herrn Cantor für das Grablied, welches mir durch und durch ging, aber sehr gut vorgetragen wurde. Ackermann, Schlossermeister."

•

— Der „Gaulois" läßt sich von einem **Wunder in Ars** berichten, wo man den Todestag eines Pfarrers, des Abbé Vianet, beging. Der Pfarrer war im Geruche der Heiligkeit gestorben, und war, weil man irgend etwas Außergewöhnliches erwartete, eine große Menge von Gläubigen nach Ars gepilgert. Plötzlich erschien in der Kirche eine weißgekleidete, aber verschleierte himmlische Figur; sie trug auf dem Haupte eine Krone und in der Hand eine Lilie. Einige wollten in ihr sofort die heilige Jungfrau erkennen, Andere waren bescheidener und meinten, es sei die heilige Philomene. Sie kniete vor dem Altare nieder und verblieb eine Zeit lang in der starren Haltung einer Statue. Endlich legte sie auf einen Sessel eine reichgestickte Börse. Nun stürzten die Frommen herbei und es regnete förmlich Geld. Ein aufgeklärter Bewohner des Fleckens machte sich gleichfalls heran, hinterlegte aber kein Geld, sondern entschleierte die angebliche Heilige. Sie entpuppte sich als ein bekanntes liederliches Mädchen. Eine halbe Stunde später führte ein Gendarm diese heilige Philomene auf die Unter-Präfektur.

•

— Vor wenigen Tagen versank zu **Valencia** in Spanien die unter dem Namen Rosa de Faria bekannte **Bade-Anstalt** in einer Zeit in's Meer, da sie vollauf besucht war. Welcher Schrecken, welche Verwirrung nun folgte, läßt sich kaum beschreiben. Zwar kamen sogleich vom Lande zahlreiche Barken und Boote, um die versunkenen Schwimmer zu retten; auch wurden diejenigen, welche schwimmen konnten, fast ohne Ausnahme in Sicherheit gebracht; aber diejenigen, welche sich in dem für Nichtschwimmer vorbehaltenen Raume befunden hatten, erlitten fast alle den Tod. Am Ufer standen Mütter, Väter, Kinder und jammerten um die Ihren, die an ihnen vorbeigetragenen Leichen kaum anzublicken wagend. Die Seeleute entwickelten einen über alles Lob erhabenen Eifer und Muth. Die Zahl der Verunglückten ist zur Stunde noch unbekannt; bis halb neun Uhr Abends waren sechs Kinderleichen an's Land geschafft worden, aber es fehlten noch gar Viele. In der Stadt herrscht tiefe Bestürzung.

•

Als die **Buchdruckergehilfen** sich am 12. April 1868 zum zweiten deutschen Buchdruckertage in Berlin zusammenfanden, begrüßte sie der „Kladderadatsch" wie folgt:

Ihr Gutenbergs-Gesellen,
Versammelt, im Verein
Was Gutes herzustellen,
Willkommen sollt Ihr sein!
Wir aber, die verfassen
Und Etwas drucken lassen,
Wir wünschen nebenbei:
Was Ihr uns druckt, soll frommen,
Zur Geltung soll es kommen,
Sich zeigen dürfen frei!
Ein Pereat den Muckern,
Den Pressern und den Hetzern,
Und dem feudalen Spuk!
Ein Vivat guten Setzern!
Ein Vivat guten Druckern!
Ein Pereat dem Druck!

• • •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 71. Sonntag, den 19. September 1869.

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Sonst zeerüttete gewöhnlich Gustav sein Bett, um die Eltern glauben zu machen, er schliefe zu Hause, nun aber, da sie es wußten, da sie es ihm selbst gesagt, daß er Nachts herumschwärme, ließ er es unangetastet. Halb wachend, halb schlafend schwankte er in der Stube herum, als seine Eltern und Sophie eintraten.

„Stark gespielt?" sagte der Vater.

„Viel gewonnen," antwortete der Sohn.

„Wieder nicht geschlafen?" sagte die Mutter.

„Viel geträumt," antwortete der Sohn, und ein wehmüthiges Lächeln schwebte auf seinen Lippen.

„Der Elende lacht zu unseren Leiden," sagte der Vater.

Dem Jünglinge rollten die Thränen über die Wangen.

Der Vater wollte die Post nicht versäumen und setzte sich an den Schreibtisch, die Mutter staerte mit feuchten Augen ihren erbleichten Sohn an. Aber die beste Mutter bleibt doch immer ein schwaches Weib. In der Maschine sprudelte nämlich der Kaffee und trieb Rauchwolken hoch empor; der Gedanke, daß vielleicht das Glas springen könnte, brechen möchte, verdrängte in ihr den Gedanken eines bereits gebrochenen Herzens, und die emsige, vorsichtige Hausfeau blies die Flamme aus, ordnete die Tassen und kredenzte.

Sophie ging schüchtern auf Gustav zu, schlang um ihn den weichen Arm und sah bange zu ihm auf. Der Jüngling verstand diese stumme Sprache:

„Närrchen," sagte er leise, „wer hieß dich auch gestern gleich wie todt zusammensinken, und einen Sturm über mich heraufbeschwören? Isidor ist ja nicht todt, die Wunde am Arme ist nicht gefährlich, seine Herzenswunde magst du heilen. Vertraue nur mir, Schwester, es wird sich bald Alles zum Guten kehren, Ihr werdet mich dann nicht den verlornen Sohn nennen, wir werden alle glücklicher sein, als Ihr es glaubt und ahnen könnt. — Nur Vertrauen! Ich werde Wahrheit in mein Leben bringen, den Vater kräftig unterstützen, die Mutter wird nicht mehr weinen, und du wirst an Isidor's Seite —"

Hier schlug ihn das Mädchen erröthend auf den Mund. Man verzehrte das Frühstück, da brachte man dem Vater ein Briefchen, er öffnete es schnell und las laut:

„Ich habe gestern glücklich gespielt, hier nehmen Sie eine Anweisung auf dreißig Dukaten wieder, der Kaufmann P. wird Ihnen die Summe berichtigen, ich werde sie niemals fordern, mein Weg geht nach W. . . Es gibt dort grüne Wiesen und Spieltische, Sonnengold und blanke Louisd'or, schöne Damen und schöne Karten. — Sagen Sie das dem Baron Wellmar. — Mallek."

Liebner sah betrübt auf den Brief, er wollte heute zu Mallek gehen, um vielleicht von ihm Auskunft über das Treiben Gustav's zu erhalten — nun war auch er fort. Er warf die Anweisung seinem Sohne hin:

„Willst du noch läugnen, daß du ein Spieler bist?"

Sophie wollte sprechen: „Schweig," donnerte der Vater, „schweig!" bat Gustav, „sie werden es ja doch nicht glauben — aber bald." Er stand auf und ging.

„Gehst du wieder?" fragte ihn leise das bekümmerte Mädchen.

„Zu Isidor."

„Wirst du ihn von mir grüßen?"

Gustav bejahte es und eilte fort. Die Mutter saß wie versteinert und benetzte das Schreiben des Spielers mit Zähren, der Vater siegelte seine Briefe, Sophie öffnete das Fenster und sah ihrem armen Bruder nach.

* * *

So waren mehrere Tage vergangen — dasselbe Trübsal im Hause des Kaufmanns, dieselbe Sehnsucht in Toni's Brust, dieselbe Liebe bei den jungen Eheleuten. Der Minister war gewonnen, die Pässe lagen bereit, und das scheinbare Beglaubigungsschreiben, daß Gustav in Angelegenheiten des Hofes nach der Schweiz reise, sollte derselbe am Abende vor der Abreise selbst aus den Händen des Staatsmannes erhalten. Für den letzten Abend ward auch die Gesellschaft zu Tanz und Spiel in's Haus der jungen Gräfin gebeten. Für Gustav ging in dieser Zeit eine neue Schöpfung an, nur der Gedanke an die fromme Toni hing mit Bleigewichten an dem Phantasiefluge des Dichters; aber einmal mußte es geschehen, und so nahm er eines Abends sein Tagebuch und schwankte hin zum Opferlamme, das so freudig in die Welt hinausblickte, dem das Leben zu schön, um es nicht heiß zu lieben, das er nun mit einem Schlag, — — — — — er zitterte heftig, als er die Wohnung des Arztes betrat, ein Raubvogel zu Tauben, ein Nachtfrost auf Blumen, ein Sünder zum Altare.

* * *

Gustav zögerte, die Thür zu öffnen, er hörte Gläser klirren und Würfel fallen, wie konnte, wie durfte er jetzt, wo

Toni vielleicht so heiter war, ihre Lust vergiften? Dennoch trat er ein, Rauchqualm, erhitzte Gesichter und ein frohes Lachen bedeuteten ihn, daß der Kummer hier ein Fremdling sei. Als er Karten sah, fuhr ein schneidender Schmerz durch seine Seele, sein scheuer Blick flog in einen Winkel der Stube, wo der Arzt mit einem Fremden tief im Schachspiel begriffen war — Toni sah er nicht, auf dem Sopha saß die alte Tante mit der Brille auf der Nase und strickte. Sein Gruß an die Gesellschaft wurde flüchtig erwidert, nur der Arzt drückte ihm herzlich die Hand, er wollte was reden, aber ein kühner Zug seines Gegners lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf's Spiel. Das Mädchen schien nicht zu Hause zu sein, und der arme Jüngling setzte sich ganz gedankenlos zur grämlichen Katharina und küßte ihr ganz ehrerbietig die Hand. Er wollte nur erfahren, wo Toni wäre; wie aber dem alten Staarmatze die Zunge lösen? Er freute sich über die Gesundheit des bebrillten Mütterchens, lobte die Ordnung in der Stube und der ganzen Hauswirthschaft, bat recht inständig, ihm ja eine rechte Strafpredigt zu halten wegen seiner Nachlässigkeit und seines unordentlichen Wesens, er wolle ja recht gern bei ihr, der allgemein belobten Hausfrau, in die Schule gehen und ihren Lehren wie ein Kind horchen. Der Plan gelang, die Tante legte, ganz außer sich über die fremde Rede im Munde des jungen hübschen Dichters, den Strickstrumpf bei Seite, der Handkuß war auch nicht vergessen — sie war ganz in ihrem Elemente. Nun war ein Feld offen, worauf sie kämpfen konnte, wo der Stachel ihrer Zunge ein Schwert, ihre kreischende Stimme ein anhaltendes Rottenfeuer, wo das Gähnen des Zuhörers des Feindes Niederlage und Hinsterben bedeutete. Er solle nur erst Ordnung lernen, meinte sie, Ordnung wäre die Seele aller Dinge, und die würde ihn mit dem Gedanken vertraut machen, eine bürgerliche Stellung im Leben zu suchen. „Was [illegible] Sie auch vom Dichten," sagte sie theilnehmend, „das vor sich Hindämmen bringt keinen Menschen auf einen grünen Zweig, ein Thaler klingt voller als Schiller's Glocke. Sie wollen mit Fürsten und anderen hohen Herren bekannt werden, dann schreiben Sie eine Satyre, und man läßt Ihnen den Kopf abschneiden oder sperrt Sie in ein Gefängniß — auch der stärkste Gedanke rüttelt ohnmächtig an Gitterstäben. Werden Sie ein gesetzter Mann, die Bibel sagt: Bleibe zu Hause, nähre dich redlich und sieh dich unter den Töchtern des Landes um. Nun, das Letzte haben Sie freilich nicht unterlassen, ja, was noch schlimmer ist, die Töchter des Landes laufen Ihnen nach, zum Beispiel meine närrische Nichte. Da gab sie vor, Ihre Schwester besuchen zu wollen; aber, gelt, Sie werden roth — der Besuch gilt wohl Ihnen? Nun sind Sie da, und Toni ist umsonst hingegangen, es geschieht ihr ganz Recht. Weiß der Himmel, ich liebe das Mädchen fast so sehr wie mein Gebetbuch, ich mag Sie auch gut leiden; aber machen Sie ja keine Verse mehr. Ach, die rohen Männer dorten haben gar keine Manier! Wie sie rauchen! Dampfelephanten, Dampfwallfische. Rauchen Sie ja nicht, junger Mann, sonst geht alle Ordnung verloren, die Asche wird auf den Fußboden geschüttet, und täglich müßte man scheuern, der Rauch legt sich in die kleinsten Falten der schneeweißen Vorhänge, und da sollte man täglich waschen, er macht die Zähne gelb und verdirbt die Brust."

Vor innerer Unruhe und der fürchterlichsten Langeweile rieb sich Gustav die Stirn: das Mütterchen meinte aber, er gehe in sich. Schon wollte er aufstehen und sich empfehlen, als es unter den Schachspielern laut wurde. Neugierde zog die Tante und den Jüngling zum Brett hin.

Die ganze Gesellschaft versammelte sich um die Kämpfenden, als plötzlich der Hagestolz, vom Arzte überwunden, die Steine durch einander warf.

„Nein," rief er, „es ist zum Rasendwerden, da glaub' ich mich so sicher, da hab' ich Bauern und Ritter, auch einen Thurm noch, und jene Königin macht mich matt. So treiben es die Damen, sie besiegen den Bauern so gut als den König, und den phlegmatischen Thurm ebenso wie den sanguinischen Springinsfeld. Mich ärgert es nur, daß die Damen überall die Ersten sein wollen. Gottlob, im Leben wissen wir sie im Schach zu halten — aber just im Schache, im Spiele müssen wir uns beugen. Verdammt! das Weib bleibe beim Strickstrumpfe oder in der Küche, drehe Locken oder den Bratspieß, es wolle nicht herrschen, es wolle sich nicht auszeichnen, es sei unsere Sclavin, und unsere Zuneigung zeichne sie aus."

„Pah, pah," sagte ein Anderer, „wir wissen ja doch, was wir wissen."

„Und dann," sagte ein Witzbold, indem er an den Hagestolz sich wandte, „wenn ich Ihnen auch beistimme, wenn wir auch Herren der Erde bleiben, so gestehen Sie doch mit mir, daß wir ungeheuere Egoisten sind. Wir maßen uns nicht nur die Herrschaft über die Erde, sondern auch über den Himmel an. Wir sagen Gott, warum nicht Göttin?"

„Was wollen Sie damit sagen?" sagte lachend der Arzt.

„Weil der Mann der Herr der Erde, muß er auch der des Himmels und der Schöpfung sein? Das Herz des ewigen Wesens, sagt eine indianische Mythe, ist wie das eines Weibes, unergründlich, ohne Anfang, ohne Ende. Aus seiner Brust quillt die Milchstraße, das ewige Wesen liebt unendlich wie das Weib, denn es schafft ein All aus Nichts; es haßt unendlich wie das Weib, zerbricht im Sturm den Spiegel des Meeres, weint hunderttausend Thränen, zerrauft den Bäumen die Haare, seine Locken, die Wolken fliegen verworren, und bald darauf singt es wieder als Nachtigall aus allen Büschen, schmeichelt im Abendwinde den zerknickten Blüthen, und schämt sich im Abendrothe. Es putzt sich gern, mit Sonnen, Sternen und Regenbogen, es läßt sich gern anbeten, verstößt oft den Würdigen und liebt nach seiner Laune — aber nein, es ist doch kein Weib, es schweigt schon zu lange. Da sehen Sie, ich opfere dem Witze die Wahrheit auf."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Nonnen-Kloster vor Gericht.

(Aus dem „Salon".)

(Schluß.)

Mrs. Star eröffnete Miß Saurin, was über sie beschlossen sei, da sie, wohl nicht mit Unrecht, annahm, daß es ihr ohnehin schon bekannt sei. Darauf schrieb diese am 18. Januar an den Bischof und bat ihn, sie im Kloster zu belassen und ihr eine Audienz zu gewähren. Der Bischof entgegnete ihr am 22. Januar: „Liebe Schwester Scholastika! Ihr Schreiben beschleunigt eine Mittheilung, die ich sonst aufgeschoben haben würde, bis ich von Ihrem Oheim Nachricht erhalten. Ich ersuche Sie hiermit, das Kloster zu verlassen, und erbiete mich, Sie von Ihren Gelübden zu entbinden. Sie zu sehen, muß ich ablehnen, da dies nutzlos sein würde." Am 9. Februar erhielt sie aus der Hand der Mrs. Star folgende Entlassungsurkunde:

„Hierdurch wird Ihnen eröffnet, daß ich Sie aus guten und ausreichenden Gründen und kraft der mir vom Heiligen Stuhl verliehenen Vollmacht von Ihren Gelübden als Barmherzige Schwester entbinde; dafür wird Ihnen auferlegt, zehn Messen zu hören, welche Bedingung durch die ersten zehn Messen, die Sie nach Empfang dieser Nachricht hören werden, erfüllt wird. Ich erlaube Ihnen, die Schwesterschaft zu verlassen und zu den Ihrigen zurückzukehren."

Das Schreiben, mit welchem der Bischof diese Urkunde der Mrs. Star übersendet hatte, lautete: „Liebe Ehrwürdige Mutter! Ich habe Schwester Scholastika von ihren Gelübden dispensirt. Sie ist nun frei. Das Weitere überlasse ich Ihrer Klugheit. Sorgen Sie, stets Zeugen zu haben. Vermeiden Sie fortgültig, Gewalt zu brauchen!"

Das war nun aber schwierig, denn Miß Saurin war entschlossen, nur der Gewalt zu weichen, und erklärte, lieber sterben, als das Kloster verlassen zu wollen. Mrs. Star und Mrs. Kennedy drohten ihr mit allen göttlichen und bischöflichen Strafen — sie blieb. Ihre geistlichen Gewänder wurden ihr abgenommen, sie legte nach langem Sträuben die von Mrs. Star ihr gelieferten weltlichen Kleider an, aber sie blieb. Nunmehr wurde sie in eine möglichst kleine und unbehagliche Zelle einquartiert, die sie nach ihrer Angabe buchstäblich zu keinem, auch noch so nothwendigen Zwecke verlassen durfte, doch ist ihre Schilderung hier ungeschicklich etwas übertrieben, und wir folgen lieber der Darstellung der Mrs. Kennedy, wonach sie nur auf Schritt und Tritt von einer Nonne begleitet wurde, damit sie keinen Zettel aus dem Fenster werfen und so Unruhe stiften könne — warum sie dies hätte thun sollen, ist nicht ersichtlich. In die Gesellschaft der anderen Schwestern durfte sie freilich nicht kommen, und wenn Novizen in der Nähe waren, auch die Zelle nicht verlassen, ja, als Mrs. Kennedy sie einmal vor einer der auf dem Corridor angebrachten sogenannten Leidensstationen knieend fand, wurde sie mit harten Worten in die Zelle verwiesen. Wenn ihr das nothwendigste Essen gebracht wurde, pflegte man ihr bemerklich zu machen, daß sie dies den Armen entziehe. Das Nachtlicht wurde die Thür ihrer Zelle mit einem Streif an den Pfosten des Bettes einer auf dem Gange schlafenden Nonne befestigt; sie sagt so, daß die Thür nicht geöffnet werden konnte, die Schwestern behaupten jedoch, es habe dadurch nur beim Oeffnen der Thür jene Nonne erweckt werden sollen, um sie auch auf etwaigen nächtlichen Wanderungen zu begleiten. Die Zelle wurde nicht geheizt.

Dies Leben ertrug sie bis Ende März; da erschien ihr Bruder und veranlaßte, weil ihr Zustand ihm Besorgniß einflößte, den Arzt Dr. Cooper, sie zu besuchen. Sie mußten einige Zeit warten, dann wurde Miß Saurin von zwei Nonnen in das Sprechzimmer geführt, die so nahe bei ihr Platz nahmen, daß sie jedes Wort der Unterredung hören mußten, und von Pater Saurin's Bitte, sie allein zu lassen, keine Notiz nahmen. Dr. Cooper, dieser unverdächtigste aller Zeugen, fand sie schlecht und für die Jahreszeit durchaus ungenügend bekleidet; sie war sehr abgemagert, klagte über große Schwäche, Ekel und Appetitlosigkeit und erklärte, als der Arzt in sie drang, die ihr gereichte Speise sei zu schlecht. Ihr ganzer Körper war kalt, der Blutumlauf schwach, die Hände blau, kurz, der Arzt fand sie in einem Zustand, der nach seiner Ansicht nicht Folge einer bestimmten Krankheit war, sondern von schlechter Kost, ungenügender Kleidung und Mangel an Bewegung hervorgerufen schien. Er hielt sie dringend, das Kloster zu verlassen. Sie schrieb darauf an Mrs. Star: wenn man einmal entschlossen sei, sie aus dem Kloster zu verbieten, so möge man es jetzt thun, da sie dann mit ihrem Bruder abreisen könne. Natürlich erhielt sie keine Antwort und Pater Saurin nahm sie nunmehr mit sich.

So endete Miß Susanna Saurin's Klosterleben, und dies war der Anlaß des Prozesses, dessen dreiwöchentliche Schlußverhandlungen alle die erzählten und eine Menge anderer ähnlicher Thatsachen aus dem Dunkel des Klosters an's Licht der Oeffentlichkeit gefördert haben. Mit den Rechtsfragen, die sich daran knüpften, z. B. ob der Bischof zu dem eingeschlagenen Verfahren berechtigt, ob Miß Saurin zur Klage befugt war, ohne von den ihr zuständigen Rechtsmitteln der Appellation an den Erzbischof und von da an den Papst Gebrauch gemacht zu haben, ob nicht die Klosterregeln, denen sich Miß Saurin unterworfen hatte, das Verfahren der Beklagten vollkommen rechtfertigen, was freilich bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft der Fall war, und Aehnlichem, wollen wir die Leser nicht ermüden; das Entergebniß war, daß die Geschworenen, nachdem die beiderseitigen Anwälte in langen glänzenden Reden die Rechte ihrer Clienten gewahrt und der Lord-Oberrichter in erschöpfender und völlig unparteiischer Darstellung das ganze, durch die Masse, wie durch die Kleinlichkeit der meisten zur Sprache gekommenen Punkte so ermüdende Beweismaterial vorgeführt hatte, ihren Wahrspruch zu Gunsten der Klägerin abgaben in Betreff der beiden Klagepunkte: daß sie verleumdet worden sei und daß eine Verschwörung bestanden habe, sie durch schlechte Behandlung und falsche Anschuldigung zum Verlassen des Klosters zu zwingen. Die anderen Punkte entschieden sie zu Gunsten der Vertlagten, und setzten den von letzteren zu leistenden Schadenersatz auf 600 Pfd. St. fest. Das Urtel wurde von der im Gerichtssaal versammelten zahlreichen Zuhörerschaft mit einem Sturm von Beifall begrüßt, der sich, so schnell er auch unterdrückt wurde, mit Blitzesschnelle durch die in den Gängen und vor den Thoren von Westminsterhall des Spruches harrende Volksmenge fortpflanzte.

Das Urtel wurde in allen Zeitungen vielfach besprochen; die „Times" allein hat diesem Prozeß nicht weniger als drei Leitartikel gewidmet. Die betheiligten Personen waren es nicht, die eine so lebhafte Theilnahme einflößten, als der Prozeß überall erregt hat. Worin jedoch die unleugbare Wichtigkeit des Falles liegt, weshalb er eine weit über die Klostermauern von Hull und Clifford, ja über England hinausgehende Bedeutung erlangt hat, das hat am Besten der Solicitor General Coleridge, der Advokat der Klägerin, in den Eingangsworten seiner Schlußrede ausgesprochen; es würde schwer sein, ihnen etwas hinzuzufügen, noch schwerer, sie zu widerlegen. Es sei gestattet, damit diese Darstellung zu schließen.

„Mit einer Bemerkung meines gelehrten Freundes bin ich völlig einverstanden, daß wir nämlich einander Glück zu wünschen haben, endlich am Schlusse dieses endlos scheinenden Prozesses angelangt zu sein. Wochenlang sind wir mit kleinlichen, niedrigen, erbärmlichen Einzelheiten beschäftigt gewesen: ob eine Nonne ihre Gewänder absichtlich zerrissen hat, oder ob sie an abgetragen waren, ob sie außerhalb bestimmter Stunden zu essen pflegte und dergleichen; so jämmerliche Kleinigkeiten haben beinahezwanzig Tage lang die Zeit dieses großen Gerichtshofs in Anspruch genommen. Und doch, die Zeit ist nicht verloren, denn sehr Miß Saurin bedeutet der Ausfall des Prozesses Leben oder Tod.

„Ein anderer Grund, weshalb wir unsere Zeit nicht verloren haben, ist, daß hier öffentlich zur Schau gestellt worden ist, was englisches Klosterleben zu bedeuten hat, und ich kann

nicht umhin, zu glauben, daß dieser Prozeß in zwei Beziehungen heilsam sein mag. Erstens hat er bewiesen, daß es mindestens möglich ist, das Innere eines Klosters bloßzulegen, ohne auch nur die leiseste Spur von demjenigen zu entdecken, was man gewöhnlich Scandal nennt. Sodann streift er jeden Schleier von Heiligkeit ab und zerstört jeden trügerischen Heiligenschein, mit welchem die fromme erhitzte Phantasie guter Menschen das Klosterleben umhüllt und umgeben hat. Meine Herren, bis zu einem bestimmten Punkte kann kein Christ gegen dies Leben etwas einwenden. Die Hungrigen speisen, die Nackten bekleiden, die Unwissenden lehren und die Kranken und Sterbenden pflegen, Tag und Nacht den Allmächtigen anrufen, einfach leben und „dieser Welt brauchen, daß sie derselbigen nicht mißbrauchen" (1. Cor. c. 7, v. 31), das sind glücklicherweise Dinge, die Katholiken und Protestanten gleichmäßig für recht und gut halten, die sie durch die Lehre ihrer Religionen verpflichtet sind auszuüben, oder doch, wenn sie dies nicht selbst können, an Denen, die sie üben, zu schätzen und zu ehren. Aber um dies zu thun, braucht man nicht in ein Kloster zu treten, und Die, welche in ein Kloster gehen wollen, mögen aus diesem Prozeß ersehen, daß sie dort nur Versuchungen niedrigerer, gemeinerer Natur entgegengehen. Vor dem Lichte des Tages, vor dem Urtel gesunden Menschenverstandes verliert dies Leben allen romantischen Charakter. Kleine Sünden, geschaffen durch unnütze Regeln, kindische Strafen für kindische Fehler, Stiefel um den Hals und Wischlappen auf dem Kopf getragen, Nadeln und Lappen so sorgsam gehütet, als ein Geiziger sein Silber und Gold bewacht, alle Einfachheit des Charakters durch fortwährende Selbstbewachung und Selbstbekenntnisse vernichtet, alle Unabhängigkeit des Geistes durch fortwährende Demüthigung — weit entfernt von wahrer Demuth — gestört: dazu scheint uns das Klosterleben im neunzehnten Jahrhundert, wenigstens wie es im Kloster der Barmherzigen Schwestern zu Hull sich gestaltet hat, herabgesunken zu sein. Welche Parodie ist dies auf den weisen, einfachen, männlichen Sinn der Lehre des heiligen Petrus und Paulus! Wohl mag in älterer, rauherer Zeit, als die Welt härter und die Menschheit roher, wenn auch einfacher war als jetzt, das großartige Klosterwesen des Mittelalters seine Vorzüge, wie seine Fehler gehabt, mag sich Gutes und Uebles desselben die Waage gehalten haben. Und doch kann ich nicht umhin, zu glauben, daß selbst damals Diejenigen, welche sich diesem Leben widmeten, nur dem einen Theil des Lebens unseres Herrn und Heilandes zu ausschließlich nachahmten; sie dachten nur an die vierzig Tage in der Wüste, die einsamen Stunden im Garten und auf dem Oelberg, und vergaßen die Hochzeit zu Kana und das Mahl zu Bethanien!"

Miscellen.

Die „Köln. Zeitung" schreibt: Die in den letzten sechs Wochen so oft stattgehabte Erwähnung von **Klostergefängnissen** hat Anlaß gegeben, einige Notizen über dergleichen im alten Köln vorhanden gewesene Kerker zusammenzustellen. So war ein solcher in dem ehemaligen Carmeliterkloster am Waidmarkt, welches jedoch auf Anordnung des päpstlichen Nuntius, dessen Residenz dicht neben dem Kloster lag, beseitigt werden mußte. Bei dem Kloster Maximin, an der nach ihm benannten Straße, der Hofergasse gegenüber, liegend, da, wo früher der Botanische Garten war und jetzt der Rheinische Central-Personen-Bahnhof ist, gab es die sog. „Waldauerus-Höhle", also bezeichnet, weil ein Priester Waldauerus dort im unterirdischen Kerker eine Strafe in Eisen zu verbüßen hatte. Das „Petrusloch" im Dome, neben dem Ausgange des Sitzungssaales des Domkapitels, war auch ein Gefängniß. Der Weg zum Eingang desselben führte durch eine schmale Wendeltreppe. Das Gefängniß selbst lag zwei Stockwerke tief und war oben in der Decke mit einer Oeffnung versehen. Zur Zeit der Fremdherrschaft wagten es zwei Kölner, sich in das Verließ hinabzulassen. An dem in Quadersteinen ausgeführten Gemäuer fanden sich die Namen von zwei voreinst dort Eingekerkerten — Adolph Clarenbach und Peter Flisteden — eingeritzt. Am Eingange zu einer kleinen Nebenhalle stand ein großer eiserner Käfich. Außer dem Petrusloche gab es am Dom noch ein zur Aufnahme ungerathener Geistlichen bestimmtes, mit Ketten und Schließeisen ausgestattetes Gefängniß. Fernere unterirdische Gelasse gab es noch an der nördlichen Seite der Dom-Sakristei. Beim Abbruch des Klosters „Mariä-Empfängniß" auf der Ruhr und beim Abbruch des Minoritenklosters kamen ebenfalls unterirdische Gefängnisse mit Fuß- und Halseisen zum Vorschein. Doch gab es im Mittelalter Gefängnisse nicht blos in Klöstern. Auch unter der vor einigen Jahren am unteren Ende der Judengasse abgebrochenen ehemaligen Judenschule (Synagoge) befand sich, nach einer von Alster mitgetheilten Urkunde, ein Kerker mit eisernen Fesseln. Fernere gab es ähnliche Gefängnisse unter einigen Zunfthäusern, so nachweislich unter der Sarwärter-Zunft an der Minoritenstraße (früher Geschäftslokal der Schmitz'schen Buchhandlung). Auch dort wurden Ketten, Hals- und Fußeisen vorgefunden. Sogar in den Conventen, die zur Aufnahme hilfsbedürftiger, schwacher und arbeitsunfähiger Frauenspersonen bestimmt waren, fehlte es nicht an Kerkern, scheinbar zur Rectificirung widerspänstiger „Cuventsmöhnen" dienend. Als der Eigenthümer des Convents „Engelland" (Wallküche Nr. 12 und 12 —) den Boden der Kirche abtragen ließ, stießen die Arbeiter auf Gewölbe. Beim Durchbrechen derselben entdeckten sie einen runden, überwölbten Kerker von 10 Fuß im Durchmesser. An den Wänden desselben waren in die Steine eingegossen die Hand- und Fußeisen für fünf Gefangene. Beim Durchbrechen einer Kellermauer stürzte den Arbeitern eine Masse Bauschutt entgegen. Derselbe kam aus dem Eingang in einen unterirdischen Gang, der sich unter dem Eckhause, unter der Antonsgasse und unter dem jetzigen Gebäude des königlichen Telegraphenamtes hinzog. — In vorbemerkten und ähnlichen Anstalten spiegeln sich die Sittenzustände des Mittelalters, das man so oft als fromm, gläubig und züchtig rühmen hört, aber in Wirklichkeit wilder und zügelloser war, wie die sattsam geschmähten Sitten der modernen Welt.

— Bei dem letzten **Avancement in der französischen Armee** wurde ein Capitän der Garde zum Commandanten ernannt. Voller Freude eilte er nach Haus, um die fröhliche Botschaft seiner Frau mitzutheilen. Als das Töchterchen Beider die Nachricht hörte, begann es vor Freuden zu hüpfen und zu springen. „Weshalb freust du dich denn so sehr?" sagt die Mutter. „Nun," lautet die Antwort, „da Papa jetzt Commandant ist, wird es bei seinem Begräbniß Musik geben."

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 72. Mittwoch, den 22. September 1869.

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

„Die Damen werden Ihnen wenig Dank wissen," sagte Gustav zum Weiberfeinde, — „aber was kümmern Sie die Damen? Die Wahrheit wird Ihnen wenig Dank wissen — aber diese muß sie kümmern. Das Weib mag weder eine Göttin, noch ein Engel sein — aber geben Sie zu, was der Mensch dem Menschen schuldig. Was heißt, die Weiber sind unsere Sklavinnen? Dürfen wir sie etwa schlagen, wenn sie uns nicht küssen wollen? züchtigen, wenn wir an der heißen Suppe uns die Zunge verbrannt? Ja, da sagen die Männer, wir allein dürfen den Großglockner des Ruhmes erklimmen, wir allein uns in Schlachten stürzen, wir allein den Lorbeerkranz erringen — und sieh da, hier drücken wir zärtlich eine weiche Hand, küssen dort und liebäugeln am dritten Orte, hier erwartet uns ein Schnürleibsstipendium, dort ziehen wir auf die Fensterparade, Das Weib, sagen wir, verschanze sich hinter Liebesbriefen, kämpfe die Schlachten der Liebe und der Leidenschaften, ziere sich mit dem Myrthenkranze oder bete den Rosenkranz ab. Wenn also das ganze Wesen einer Frau auf Liebe beschränkt ist, warum tödten wir diese Liebe? Wenn der Mann jedem Schmetterling nachrennt, warum zürnt er, wenn sein Weib den freundlichen Gruß, den zärtlichen Händedruck, den glühenden Kuß eines Freundes, freundlich, zärtlich, glühend erwiedert?"

„Meinetwegen," murrte der Hagestolze, „das Weib liebe, so viel es will, nur wolle es nicht herrschen?"

„Pah," brauste Gustav auf, „was heißt nicht herrschen? Was die Faust betrifft, kann das Weib es freilich nicht mit uns aufnehmen, es wäre lächerlich, stände wieder eine Miaulia auf, die Rechte ihres Geschlechts mit Schwert und Lanze gegen die Männer zu vertheidigen, nein, nein, — durch den Geist wird sich das Weib emancipiren. Die Zeit ist vorüber, wo Nadel und Thränen die Waffen der Damen waren, wo sie nur in den Staatsangelegenheiten des Herzens, in einem Ringe, in einer abgeschnittenen Locke ihre Welt suchten. Kennen Sie die Dudevant, den O'Connell der Damen? Streckt sie nicht die Fühlhörner ihres Geistes aus, alles Das zu berühren, alles wieder an sich zu reißen, was der Mann bisher dem Weibe gestohlen? An Eigenschaften des Herzens, an Gemüthlichkeit und Hingebung, steht das Weib hoch über uns, nun wächst auch der Geist immer mehr, und die Männer werden —"

„Ach, gehen Sie doch," sagte der Hagestolz, „Herkules und Achill blieben auch im Weiberrock und am Spinnrade Helden; aber Weib bleibt immer Weib, wenn es auch kurze Haare und Sporen trägt."

Gustav zuckte hier sichtbar zusammen. „Nur zu wahr," seufzte er, „und doch gab es eine Frau, die eine große Dichterin war, ohne es selbst zu wissen, die ihren Dichter auf Erden liebte als die irdische Seligkeit, die ihn anfeuerte zum Gesange, deren einziger Wunsch es war, ihren Gatten den unsterblichen Meistern beigesellt zu sehen, und als sie, freilich im Wahne, glaubte, — Sorge um Haus und Hof drückten ihn nieder, — sie wäre die Kette im Rade seiner Schöpfungen, that sie das Höchste für ihn. Sie liebte ihn so innig; aber der Wunsch, den Dichter der Ewigkeit zu erhalten, überflügelte in ihrem Herzen die Liebe zum Gatten; sie sagte oft, man müsse ihm unaussprechlich wehe thun, um ihn in sich selbst zu fördern, so opferte sie sich ihm, sie nahm den Dolch — — — Berichtet die Geschichte etwas Aehnliches von einem Manne? sind wir selbstsüchtige Thoren fähig, uns zu opfern? Kennen Sie denn das herrlichste Weib nicht, das je auf der elenden Erde wandelte, kennen Sie Charlotte Stieglitz nicht? Was ist der Tod der Helden gegen die Selbstaufopferung dieser Frau? Menschen, stiegen sie zu den Göttern auf, für die Menschheit sind sie gestorben — sie stieg eine Göttin zur Erde nieder, sie starb für einen Menschen, den sie unendlich liebte — und das ist mehr. Ich weiß nicht, ob ich Sie überzeugte; aber fragen Sie mich nicht weiter, ich fühle es tief, daß ich nicht mehr antworten kann."

Hier wandte er sich zufällig um, und fuhr mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Toni stand vor ihm, ein Messer blinkte in ihrer Hand.

„Du hast dir wieder deine Phantasie einen tollen Streich gespielt," lachte der Arzt, „es ist ja nicht Charlotte Stieglitz, es ist meine Tochter Toni, und mit dem Messer will der Hexe hier Aepfel schälen. In der Hitze des Gespräches merktest du nicht, wie sie eintrat, und wie sie ganz erbaut war von deiner salbungsvollen Rede."

Die Tante kitzelte ihrem Bruder zu, daß sie den blonden Ogler, der ihr noch versprochen, ordentlich zu werben und ein Amt zu suchen, recht lieb gewonnen. Sie klopfte Gustav ganz gemüthlich auf die Schultern und ging in die Küche, um nachzusehen, ob denn Alles ordentlich zuginge. Die Gäste fingen wieder zu spielen an. Um ungestört mit dem Geliebten sprechen zu können, meinte Toni, Gustav solle ihr vorlesen, und der Jüngling folgte ihr in die Nebenstube.

Er zitterte heftig. „Ist dir nicht wohl?“ fragte das Mädchen.

„Ganz wohl. Aber bist du auch heiter, Toni?“

„Wie könnt' ich auch,“ erwiderte sie, „ich traf dich ja nicht zu Hause.“

„Desto besser,“ sagte Gustav, als ihn Toni befremdet ansah, „wärest du heiter, möchte ich nicht gern, ein Gespenst, zwischen deine Träume treten. Toni, ich war nicht offen gegen dich, du Heilige, kannst du mir vergeben, wirst du den Sünder nicht von dir stoßen? Du siehst mich fragend an? Du verstehst mich nicht? Es geht dir wie Allen, die mich lieben, ich habe mich bisher selbst nicht verstanden.“

Er zog ein versiegeltes Packet aus der Tasche und drückte es ihr in die Hand:

„Versuche mich nicht — ich war nicht offen gegen dich; aber ich konnte nicht anders. Ich gehe jetzt fort, suche dich von der Gesellschaft loszumachen, lies, mein Tagebuch wird sagen, was ich litt und lebte. Deine Thränen werden ewig in meine Seele brennen — aber ich konnte nicht anders.“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte ängstlich das Mädchen.

„Toni! noch liegt die Welt so schön vor dir, und ich soll sie zerstören?“

Er warf den Mantel um, ging einige Male auf und nieder, als kämpfte er mit dem Zweifel, ob er reden solle oder nicht. Das Mädchen folgte zagend mit jedem Blicke jeder seiner Bewegungen. Plötzlich blieb er vor ihr stehen, zog blitzschnell aus der Mantelklasche eine Maske heraus: „Toni, kennst du diese Maske?“

Sie zuckte krampfhaft zusammen, Thränen hatte sie nicht — aber der Tod schien an ihrem Herzen zu nagen.

„Toni! keinen einzigen tröstenden Blick? kein Wort der Vergebung?“

Sie winkte ihm, fortzugehen. Er empfahl sich eilig bei den munteren Gästen, und blieb dem Arzte auf die Frage, warum er schon ginge? die Antwort schuldig.

* * *

Man sagte Gustav im Hause, Toni wäre da gewesen, die Mutter ergoß sich in Lobeserhebungen über das Mädchen, und überließ sich gern dem Gedanken an ein Liebesverhältniß zwischen den beiden jungen Leuten. Sophie dachte wahrscheinlich an Isidor. Der Vater war schon zu Bette. Noch spät in der Nacht guckte die besorgte Mutter durch's Schlüsselloch, ein heiliger Friede mit allen seinen Weihnachtsfreuden zog in ihre Brust, als sie sah, daß Gustav im Bette lag. Der Arme schlief nicht; die Geopferte war sein einziger Gedanke.

* * *

Toni schützte Kopfschmerzen vor; sie war wirklich krank, ihr Herz drohte zu zerspringen. Sie nahm die Papiere und schwankte in ihre Kammer. Der böse Vogel ist fort, dachte der Arzt, nun legt sie sich schlafen, daß sie seine Lieder im Traume höre.

„Wenn er sich nur erklärte, wenn er nur ein Wort sagte, wenn er nur erst ordnungliebend geworden und ein Amt erhalten hätte,“ sprachen der Alte und die Alte zu einander, als die Gesellschaft fort war, „so könnten bald Hochzeitsfackeln angekannt werden!“

Das Mädchen las die ganze Nacht in ihrem Todesurtheile und weinte, las es wieder — und war gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Kaffeetrinkens.

I.

Die jetzt überall verbreitete Sitte des Kaffeetrinkens hat ihren Ursprung in Abyssinien, der Heimath des Kaffeebaums. Zu welcher Zeit freilich und von wem zuerst die wohlthätigen Kräfte, welche in der Kaffeebohne schlummern, entdeckt und für das Wohl und das Vergnügen der Menschheit verwerthet worden sind, weiß man nicht genau anzugeben. Der Maronite Faustus Nerone, Professor der chaldäischen und syrischen Sprache in Rom, erzählt in einem 1671 veröffentlichten lateinischen Werke, es sei ein Ziegenhirte der Glückliche gewesen, welcher den Anstoß zum Kaffeetrinken gab. Der Hirte bemerkte mit Verwunderung, daß bisweilen seine Ziegen die ganze Nacht durch wach blieben und wie toll herumsprangen. Er theilte diese ihm auffällige Erscheinung den Mönchen am Libanon mit; der Prior erkannte sogleich, es müsse die Weide schuld daran sein, und begab sich an Ort und Stelle, wo die Ziegen gewöhnlich Tags vorher zu weiden pflegten, wenn sie in der Nacht unruhig waren. Er fand nun, daß die Früchte gewisser Bäume, welche die Ziegen fraßen, eine solch' aufregende Wirkung auf sie ausübten. Der Prior ließ die Früchte kochen, trank von dem Dekokt, und erprobte an sich und seinen Mönchen die schlafvertreibende und geistig erfrischende Kraft desselben.

Der Leser ist nicht gezwungen, dieser Erzählung Glauben zu schenken; wenn sie nicht wahr ist, so ist sie doch gut erfunden.

Von Abyssinien verpflanzte sich die Sitte des Kaffeetrinkens zuerst nach Arabien und zwar nach einem im Jahr 1587 niedergeschriebenen Werke des Scheik Abd-Alkader Hanbali durch den Scheik Schehab-eddin Dhabani, Mufti in Aden in Yemen († 1470), welcher, ein durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit berühmter Mann, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf einer Reise durch Abyssinien auf das dort heimische Kaffeetrinken aufmerksam wurde und es in seiner Vaterstadt einbürgerte.

Von Aden aus wurde der Gebrauch des Kaffee's namentlich durch die Derwische, welche sich desselben bedienten, um sich auf ihre Nachtwachen und anstrengenden religiösen Uebungen vorzubereiten, auch in Mekka und Medina verbreitet.

Mekka stand damals unter der Herrschaft des Sultans von Egypten. Dieser sandte im Jahre 1511 einen neuen Gouverneur, Khair-beg, in diese heilige Metropole des Mahomedanismus. Der Gouverneur, ein unwissender, lebensnüchterner Mann, mußte bald gewahr werden, wie sich die Priester des großen Propheten in den Moscheen das Getränk zubereiten und munden ließen. In der falschen Meinung, daß es ein berauschendes Mittel sei, durch dessen Trunk die heiligen Orte des Propheten entweiht würden, verbot er, trotz der Einwendungen der Rechtsgelehrten und Aerzte, welche er zur Berathung dieser Frage um sich versammeln ließ, seinen Unterthanen unter Androhung schwerer Strafen den ferneren Gebrauch des Kaffee's und ließ die öffentlichen Häuser, wo sich die Kaffeeliebhaber bereits zu Spiel, Gesang und Tanz zusammenzufinden pflegten, schließen. Alle Kaffeevorräthe wurden konfiscirt und vernichtet und die Polizei sorgte für genaue Ausführung der vom Gouverneur angeordneten Maßregeln.

Aber diese Feindschaft gegen den Kaffee sollte nicht lange andauern. Khair-beg schickte seinem Oberherrn, dem Sultan von Egypten, über diese Vorgänge einen detaillirten Bericht nach Kairo. Aber durch die von Mekka kommenden Pilger

war der Genuß des Kaffee's bereits auch in der Residenz des Sultans einheimisch geworden und er selbst war ein leidenschaftlicher Kaffeeliebhaber und konnte an dem neuen Genußmittel keine gegen die Gesetze des Koran verstoßenden schlimmen Wirkungen entdecken. Die Beschlüsse seines Gouverneurs wurden darum rückgängig gemacht; die Kaffeehändler durften ihre Läden wieder öffnen; die Vorräthe, welche noch nicht vernichtet worden waren, mußten den rechtmäßigen Besitzern zurückgestellt werden und den Kaffeetrinkern stund es frei, sich wieder zu geselligen Vereinigungen zusammenzufinden.

Zwar wurden in der Folgezeit noch mehrfache Versuche gemacht, das Kaffeetrinken in Arabien zu unterdrücken, namentlich aus dem Grunde, weil in den Kaffeehäusern oft Unruhen und Unordnungen vorkamen; so i. J. 1542 durch Soliman II., und noch in neuester Zeit durch die religiöse Sekte der Wahabiten. In Kairo wäre es sogar im Jahre 1534 zwischen den Anhängern und den Feinden des Kaffee's zu einem Bürgerkrieg gekommen, wenn die Regierung nicht mit bewaffneter Macht die Ruhe hergestellt hätte.

Daß der Kaffee unter diesen Umständen ein beliebter Gegenstand der arabischen Poesie und viel besungen wurde, ist begreiflich.

Von Mekka und Kairo aus wurde durch die Pilgerkarawanen und die Kaufleute bald der ganze muselmännische Orient mit dem neuen Getränk bekannt gemacht.

In Konstantinopel wurden die ersten Kaffeehäuser oder Kahwe-Kahnes im Jahr 1554 durch zwei Kaufleute aus Aleppo und Damaskus, Hekem und Schems mit Namen, eröffnet. Der türkische Geschichtschreiber und Schatzmeister Pichevili, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Chronik der Sultane von Soliman II. bis Amurat IV. schrieb, schildert uns die ersten Anfänge des Kaffeehauslebens in Stambul sehr anmuthig.

Von allen Seiten der Stadt, schreibt er, strömte man massenhaft zusammen, um das berühmte Getränk zu kosten und um sich zu versichern, ob es des Lobes, welches ihm die Pilger angedeihen ließen, würdig sei. Jedermann war über das Getränk entzückt und wurde ein leidenschaftlicher Kaffeetrinker. Die zwei Kaffeeausschenker waren spekulative Köpfe und wußten nicht blos durch den im Kaffeetrinken selbst liegenden Reiz die Leute heranzuziehen; die Säle, wo er getrunken wurde, waren auch luxuriös ausgestattet und man fand dort Musik, Gesang, Tanz, Spiel, kurz alle Vergnügen, welche die elegante, müssige Welt anzulocken geeignet sind. Diese wonnereichen Orte wurden die Lieblings-Stelldichein der Literaten, Dichter, Künstler, Offiziere, reichen Kaufleute, Schach- und Triktrakspieler; alle strömten da zusammen, um ihre Mußezeit in der glänzenden Gesellschaft zuzubringen, die sie zusammen bildeten; oder um sich von der mehr oder weniger ernsten Beschäftigung zu erholen, die sie hunderte, hier so oft und so lang bei einander zu sein, als sie es wünschten. An diese noble Welt schlossen sich die Studirenden des Rechts mit ihren ernsten Muderis (Professoren), und hohe und niedere Beamte, hohe Würdenträger des Serails, Pascha's und Hofleute, kurz, alle hervorragenden Männer aus dem Komplex des bürgerlichen oder militärischen Beamtenthums. Bald wurden diese zwei Café's, welche die Enthusiasten mit dem Titel: „Schulen der Weisheit" beehrten, zu eng, um die immer wachsende Menge der Besucher zu fassen. Die unteren Klassen der Bevölkerung, nach den für sie neuen Genüssen nicht weniger begierig, als die höheren Schichten, begannen auch, ihr Kontingent dahin zu schicken; man mußte, um Alles aufnehmen und befriedigen zu können, neue Kaffeehäuser errichten. Solche wurden denn auch schnell in den meisten Quartieren der Stadt hergestellt, sei es durch die zwei Syrier, sei es durch Nachahmer, welche das unerhörte Glück der erstern zur Konkurrenz aufgestachelt hatte.

Selim II. (1566—1574), ein leidenschaftlicher Weintrinker, hatte seinen Unterthanen regis ad exemplar erlaubt, Wein zu trinken, obschon alle berauschenden Getränke im Koran verboten waren. Sein Nachfolger Amurat III. sah sich in die angenehme Lage versetzt, die Gebote des Korans wieder in Kraft treten zu lassen; denn jetzt verlangte Niemand mehr nach Wein, aber Alles nach Kaffee.

Die Zunahme der Kaffeehäuser und Kaffeetrinker erregte auch in Konstantinopel die Besorgniß und Eifersucht der Wächter des Islams: der Muftis und Derwische. Sie suchten dieselben auf alle Weise zu verdächtigen und in der öffentlichen Meinung herunterzusetzen, um einen Sturm gegen sie heraufzubeschwören. Dies gelang ihnen, wenn auch weniger leicht, als sie meinten; nicht auf dem ehrlichen Weg der Ueberzeugung, sondern durch das Verdammungsurtheil des Großmufti, des obersten Richters in Glaubenssachen, vermochten sie ein Resultat zu erzielen. Das Kaffeetrinken wurde als den Vorschriften des Korans zuwiderlaufend erklärt und den Gläubigen streng verboten.

Aber es war unmöglich, auf die Dauer eine unter der Bevölkerung eingewurzelte, leidenschaftliche Neigung zu unterdrücken. So geschah es denn, daß bereits unter dem Sultan Amurat III. wieder Konzessionen zum Kaffeeausschenken, zu sehr hohen Preisen zwar, ertheilt wurden, jedoch unter folgenden Bedingungen: die Lokale dürfen nicht auf die Straßen oder öffentlichen Plätze gehen und nicht zu groß sein, damit auf einmal nur eine kleine Anzahl von Trinkern in demselben Platz findet. Meistens wurden daher die Hinterstübchen der Spezereihändler zu diesem Zweck eingerichtet und von allen Denen besucht, welche es nicht vorzogen, sich ihren Kaffee selbst zu Hause zu bereiten.

Bald darauf kamen auch die öffentlichen Kaffeehäuser, wie sie vorher bestanden hatten, wieder in Aufschwung, namentlich als der folgende Großmufti des türkischen Reiches das von seinem Vorgänger erlassene Verbot wieder aufheben ließ. Alle großen Kaffeehäuser öffneten zur größten Freude ihrer ehemaligen Kunden ihre Salons wieder und machten bessere Geschäfte als vorher, trotzdem sie enorme Konzessionsgebühren und zu Gunsten der Großvezire, welche sich willkürlich das Recht angeeignet hatten, die Ermächtigung zum Kaffeeausschenken zu ertheilen, eine sehr große Abgabe, täglich eine Zechine (ungefähr 8 Fr.) bezahlen mußten. Der Preis einer Tasse wurde nur auf einen Asper festgesetzt und es ist begreiflich, daß zu diesem niedrigen Preise massenhaft viel Kaffee getrunken wurde.

Das Kaffeetrinken erlitt noch einmal einen Unterbruch während des fast achtzigjährigen Krieges der Türken mit Venedig um den Besitz der Insel Kandia, welcher im Jahr 1669 entschieden wurde. Der Großvezier Kiuprili ließ bei Beginn des Krieges alle öffentlichen Café's schließen, weil in denselben die öffentlichen Angelegenheiten, Feldzugspläne und Operationen des türkischen Heeres zu Gegenständen der Besprechung und Kritik gemacht wurden, was nach der Ansicht der obersten Staatsbehörden getreuen Unterthanen nicht gestattet werden durfte; zugleich hatten diese Vergnügungsorte wegen der Ausschweifungen und Exzesse, die bisweilen dort vorkamen, und wegen der Intriguen und Komplotte, die dort angezettelt wurden, bereits auch die Wachsamkeit der Polizei auf sich gezogen

und der Großvezier, ein vaterlandsliebender, uneigennütziger Mann, glaubte durch seine Maßregel nur im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt zu handeln.

Im Uebrigen stand es Jedem frei, bei sich zu Hause oder bei seinen Freunden soviel des beliebten Getränkes zu schlürfen, als er mochte.

Der Orientalist Galland, welcher gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Attaché der französischen Gesandtschaft in Konstantinopel war, erzählt uns, daß sich übrigens jenes Verbot nur auf Konstantinopel bezog und selbst da hatte man zu Gunsten zweier oder dreier in der Vorstadt Galata gelegener Café's, in welchen sich die Matrosen durch eine Pfeife Tabak und eine Tasse Kaffee von ihren Strapatzen zu erholen pflegten, eine Ausnahme gemacht. Ueberall in den Provinzen dagegen blieb das öffentliche Kaffeeausschenken frei und auch in Konstantinopel, soweit es nur ohne Ruhestörung und Zusammenrottung vieler Leute geschehen konnte. Man trug, so fährt unser Gewährsmann weiter fort, den Kaffee in großen, auf ein Kohlenbecken gestellten Kannen durch die größern Straßen und theilte ihn aus an Alle, welche davon verlangten. Die Vorübergehenden blieben stehen und begaben sich dann, um den Kaffee zu trinken, in's erste, beste Haus, dessen Herr sich ein Vergnügen daraus machte, sie freundlich aufzunehmen.

In vornehmen Häusern hatte man einen eigenen Kahwehgi, gleichsam einen Kaffeeintendanten, der nichts anderes zu thun hatte, als sich immer mit ausgewählten Kaffeebohnen versorgt und zu jeder Stunde des Tages einen ausgezeichneten Kaffee bereit zu halten. Es ist nämlich dort ein Gebrauch, daß allen Denjenigen, die, zu welchem Zwecke immer, ein Haus betreten, eine Tasse Kaffee gereicht wird. Die Vernachlässigung dieser Sitte oder die Weigerung, die Tasse anzunehmen, wird als Unhöflichkeit betrachtet.

Dem Kaffeeintendanten ist zur Zubereitung des Kaffee's in einem an den Empfangssalon anstoßenden Zimmer ein eigenes Lokal angewiesen. Von dort bringt er die gefüllten Tassen auf einer silbernen Platte heraus. Die porzellanenen Fingans (Tassen) sind sehr klein, stehen in Haltern von Gold- oder Silberdraht. Im Salon sind Yoglans (Pagen) bereit, die Tassen von der Platte zu nehmen und auf den Wink ihres Herrn — reden dürfen sie nicht — den Anwesenden, bei dem vornehmsten Gast anfangend und beim Herrn des Hauses endend, zu reichen. Bei Audienzen des Großveziers und Empfangsfeierlichkeiten ausländischer Gesandten ist jedoch Sitte, daß der Premierminister zugleich mit diesen seine Tasse sich reichen läßt. Würde der Großvezier einem Gesandten keine Tasse geben lassen, was selten vorkommt, so wäre dies ein Zeichen seiner üblen Laune oder politischen Unzufriedenheit und das Vorspiel eines kommenden diplomatischen Bruches.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Kostspielige indische Festlichkeiten.) Der Maharajah von Travancore bereitet sich — indischen Blättern zufolge — vor, die unter dem Namen des Thuloparum bekannte Ceremonie zu begehen, die darin besteht, daß er sich mit puerem Golde aufwiegen läßt und dieses unter die Brahminen (Priester) je nach ihren Privilegien vertheilt. Die letzteren stehen sich demnach bei diesem Feste nicht schlecht, und möchten wohl wünschen, daß es alljährlich wiederkehre, aber den besten Handel macht doch der Maharajah selber, der durch diesen Akt in den Geruch der Heiligkeit kommt. Zur Verstärkung dieses sehr kostspieligen Parfums gibt es noch eine zweite Ceremonie, das Seniagherpum, bei welchem Se. Hoheit durch den Magen einer goldenen Kuh spaziert. Der Maharajah von Travancore ist ein viel zu gescheidter Mann, sich diesen Genuß entgehen zu lassen; er hat das letztgenannte Fest für nächstes Jahr in Aussicht genommen, wiewohl hiedurch ein großer Theil von dem Ueberschusse in den Staatseinnahmen absorbirt wird.

* * *

— Die „Franke" sagt, der Sturm vom 12. d. werde Epoche machen; von allen Seiten kommen Nachrichten über die Verheerungen, die derselbe in Frankreich anrichtete. Leider hatte derselbe auch viele Menschenleben gekostet. Die Zahl der durch herabgestürzte Dachziegel und Schornsteine ernstlich verwundeten Personen wird auf 40 bis 50 angegeben. In Lille wurde eine Frau und ihr Kind durch einen herabstürzenden Kamin erschlagen. Ganz besonders heftig hat der Sturm im Canal gehaust und die Verbindung zwischen Frankreich und England war total unterbrochen. — In England haben sich die Aequinoctialstürme Samstag den 11. d. eingestellt und begannen mit solcher Heftigkeit zu wüthen, daß sich der Schaden noch gar nicht übersehen läßt, obgleich schon viele Berichte über starke Verwüstungen im Lande und zur See an der Küste eingelaufen sind. Bereits in der vorigen Woche betrug die Zahl der Schiffbrüche an den englischen Küsten 29.

* * *

— Vor einem nordamerikanischen Gerichte war unlängst ein Ehescheidungsprozeß in Verhandlung. Der auf Scheidung antragende Theil war der männliche und brachte zur Erhärtung seiner Aussage, es sei ihm ein längeres Zusammenleben mit seiner Frau unmöglich, sein Tagebuch hervor, aus dem hier einige Proben folgen: „Am 8. März tüchtig gekratzt worden. — Einen Stoß mit dem Kehrbesen erhalten. — Sie (die Gattin) verweigert mir das Geld zum Kauf einer schmerzstillenden Salbe. — Ein Glas in's Gesicht geworfen bekommen. In Folge dessen einen Zahn verloren. Hierauf Donnerwetter, weil ich die Ursache des zerbrochenen Glases gewesen. Sie sagte: Hättest du dein Maul gehalten, so wäre nichts geschehen. — Am . . . Juni an den Kopf erhalten: einen Band Josephus Flavius, einen Band Rollin und eine zerbrochene Flasche." Das Tagebuch endet: „Ich halt' es nimmer aus!" Die Scheidung ward natürlich ausgesprochen.

* * *

— Im Pariser „Figaro" wird folgende Anekdote erzählt: An der Salomthür der Herzogin von A. war vor fünf Jahren großer Höflichkeitsstreit. Der Erzbischof von Paris und Baron Rothschild waren gleichzeitig angekommen. Der Jude Rothschild wollte dem katholischen Erzbischof den Vortritt lassen; dieser hinwieder bestand darauf, daß Rothschild früher eintrete, und sagte: „Herr Baron, Sie sind ein Sohn Mosis, ich bin Diener Jesu Christi; das alte Testament ist älter als das Neue." Mit dieser geistreichen Bemerkung war der Höflichkeitsstreit erledigt.

* * *

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 73. Sonntag, den 26. September 1869.

Sprache des Sternenhimmels.

Erhebt der Mensch zu unbegreift'ner Ferne
Das Angesicht,
Strahlt ihm das Leuchten diamant'ner Sterne
In reinstem Licht,
Dann fühlt man in der Brust ein heil'ges Beben,
Man ahnt ein unnennbares Geistesleben,
Das rings in der erhabenen Natur
Zeigt seine Spur.

Millionen Körper, die, in sich'ren Bahnen
Mit Majestät
Sich kreisend, an die große Liebe mahnen,
Die 's All durchweht,
Sie sind das Buch mit ungekünstelten Zeichen,
Durch das dem Weg zur Wahrheit wir erreichen,
Das Buch, das Jedem, sei er Heide, Christ,
Geschrieben ist.

Laßt oft in diesem wahren Buch uns lesen,
So heilig, hehr!
Nicht, als der großen Allmacht größte Wesen,
Uns hassen mehr!
Auf daß nicht länger noch ein blinder Glaube
Das höchste Gut, die Liebe, hier uns raube!
Leif'i, was so schön der Sternenhimmel spricht:
Durch Nacht zum Licht!

Gg. Ph. Wolpert.

Der Spieler.

(Novelle.)

(Fortsetzung.)

Es war Abend. Des Mondes Strahlen schauten fragend durch die Fenster, ob kein Menschenauge trauere, und malten die Wände der Häuser wie ernste Leichensteine. Gustav und Toni saßen wie zwei Todte nebeneinander.

„Fluch mir und meinem Leichtsinne," schrie der Jüngling auf, „ein Herz habe ich gebrochen, ein frommes unschuldiges Herz, tändelnd habe ich den Frieden die zerstört, ich ahnte nicht, was ich that, und ahnend konnte ich es doch nicht unterlassen."

„Fluche dir nicht selbst, Gustav," sagte das Mädchen, „und hättest du auch nie ein freundliches Wort zu mir gesprochen, ich hätte dich geliebt, heiß, innig, ewig. Als ich dich zum Erstenmale sah, war ich schon dein; ein Herr, konntest du über deine Sklavin gebieten. So ein Gemisch von Mensch und Engel hatte ich noch nie gesehen. Nie sagtest du zu mir: Ich liebe dich — aber auch nie: Ich liebe dich nicht! Nie schlugen deine Lippen diese schmale Brücke, auf der ich in die Arme des Lebens, des Todes eilen sollte. Was fluchst du dir? Ich allein klage mich an, meine inneren Gefühle, mein allzumeiches Herz. Sei glücklich mit Alvine. Du bist ein edler, hochherziger Mensch, du konntest nicht anders. Ich fühle es lebhaft in meiner Brust, der Rausch der Sinne macht die Liebe nicht aus, ich bleibe dennoch dein. Sieh nicht so starr und bleich, es wäre mein Tod, wenn du diese stille Verzweiflung mit dir nähmest, sie hinüber trügst in die Brust deines Weibes, wenn ich mich hemmend legte an die Flügel deiner Dichtung."

Gustav saß wie ein Steinbild da. Bald aber rannen ihr Thränen über die abgehärmten Wangen, und mit gebrochener Stimme sang sie ein Lied zur Guitarre:

So düster sitzt im düstern Zimmer
Ein liebewarmes Mägdelein,
Und schaut hinaus, und seufzet immer
In des Gewölkes Nacht hinein:

Jüngst blaute noch so schön der Himmel,
Ich nahm die Perlen, nahm den Kranz,
Im bunten, fröhlichen Gewimmel
Mich zu ergetz'n zu Spiel und Tanz.

Da wird es trüb', da strömt es nieder,
Da sitz' ich traurig und allein,
Die schönen Perlen berg' ich wieder,
Und auch den Kranz in meinen Schrein.

Sind das, mein Herz, nicht deine Klagen?
Du stehst in namenloser Pein
Die dunkeln Augen aufgeschlagen
In eine trübe Zeit hinein.

Jüngst schien so mild des Glückes Sonne,
Du wolltest mit der Liebe Kranz
Und mit der Perlenschnur der Wonne
Dich stürzen in des Lebens Tanz.

Da trübt sich plötzlich dein Entzücken,
Es wird die öd' im engen Haus,
Der Sorge schwere Wolken drücken
Den heißen Quell der Thränen aus.

Laß fahren Lust und Spiel und Tänze!
Laß fahren Traum und Sonnenschein!
Der Liebe Schmuck, des Friedens Kränze,
O, birg sie in den Todtenschrein!

„Das ist dein Lied, Gustav! ahntest du damals, daß du es auf mich gedichtet, es ist mir das liebste, das theuerste vor allen — ich habe es mit meinem Herzblute bezahlt."

Sie erhob sich und schwankte zum Fenster. Er hörte ihre Seufzer; wie ein Fieberkranker, dem im Hirn die tollsten Phantasien spuken, folgte er ihr. In namenloser Sehnsucht breitete er nach ihr die Arme aus, sie aber stand stark und gefaßt vor ihm da, ihre Blicke strahlten, sie drückte den heiligen, ewigen Scheidekuß der Entsagung auf seine Lippen — sie hatte mit den Freuden der Erde sich auf immer abgefunden.

„Was mir dein Tagebuch anvertraut, es wird nie über meine Lippen kommen. Ja, ich will selbst an meinem Vater zur Lügnerin werden; aber willst du auch mir ein Opfer bringen?"

„Sprich, fordere mein Blut, mein Leben!"

„Gustav, ich muß mit dir versprochen werden, muß deine Braut heißen; aber nur zum Scheine," sagte sie wehmüthig lächelnd, als er sie fragend anblickte. „Du reisest jetzt fort, mein guter Vater wartet nur, bis du dich erklärst, bis du um mich anhältst. Wenn du fortgingest, ohne dich zu erklären, wie tief würdest du ihn kränken, er weiß, daß ich dich unaussprechlich liebe — wie tief sänkest du in seinen Augen! Ach, und auf mich würdest du ein drohendes Gewitter heraufbeschwören. Du kennst die Absichten der Tante mit ihrem Neffen — der Vater will mich versorgen — und wenn sie ewig in ihn dringt, und wenn auch du fort bist. — Zwar mein Herz ist gebrochen, es ist gleichviel, wer die Scherben aufhebt; aber, ach, ich würde jeden anderen Gatten namenlos unglücklich machen. So heißt es aber: ich bin Braut, und alle anderen Bewerber werden abgewiesen; so heißt es: du kehrst bald wieder, um mich heimzuführen. Sprich, o sprich dein himmlisches Ja."

„Und wenn ich nach einem Jahre wiederkehre — ich kann, ich darf ja dir nimmer angehören. Werde ich nicht dann erst in den Augen deines Vaters ein Verworfener scheinen? Häufe ich dann nicht Schmach und Schande auf dich? Er hat sie verlassen, wird es heißen."

„Fürchte nichts," erwiederte das Mädchen mit halber Stimme, „in diesem Jahre kann sich noch viel, sehr viel ändern."

„Toni," sagte der Jüngling bewegt, „wenn deine Tante siegen sollte, wenn du an einen fremden Menschen gekettet, der dich nicht versteht, dein Leben verweinen würdest, müßte ich nicht verzweifeln, wäre ich nicht dein Mörder?"

„Laß uns thun, was wir nicht ändern können, es wurde uns ein trauriges Loos beschieden — nur Alvinen darfst du angehören — ich werde mit meinem Vater sprechen, am Abende vor deiner Abreise — werde ich deine Braut."

Er reichte ihr schweigend die Hand. Es schlug Zehn.

Sie begleitete ihn bis zur Treppe, hielt seine Hand fest in der ihrigen, und sah ihm bebend in's blasse Antlitz. Ein ungeheurer Schmerz malte sich in ihren Blicken — aber sprechen konnten sie nicht. — Sie schieden. — —

Nacht. Die Salons der Gräfin waren festlich erleuchtet, es verbreitete sich darin die Kunde, die junge Wittwe des Lords B. werde ihre Güter in England besuchen. Die jungen Herren grämten sich, die jungen Fräulein freuten sich im Stillen darüber. Gustav trat ein, Vielen war er schon früher als Baron Wellmar bekannt, den Meisten wurde er jetzt als solcher vorgestellt, und manches schüchterne Mädchen wurde durch sein feuriges Auge gewonnen. Aus der Hast, mit der ihm Alvine entgegeneilte, aus dem Lächeln des Jünglings, aus den entzückentrunkenen Geberden der reizenden Wittwe wollte manche alte Jungfrau schließen, daß es zwischen Beiden nicht ganz richtig wäre. Gustav hatte Alvinen noch niemals so reizend gesehen, seine Wangen brannten, und sein Herz klopfte mächtig. Klangen ihre Worte wie Himmelsgänge in sein Ohr, warfen ihn die Weisen, die aus der Wohnung des Arztes herüberschlugen, in eine martervolle Hölle. Alvine ahnte, was in ihm vorging, und beschwor ihn bei ihrer Liebe, sich nicht zu verrathen. Ein Stündchen sollte durchtanzt, die andere Zeit bis Mitternacht bei Spiel und heiteren Gesprächen durchjubelt werden. Der Minister eröffnete mit Alvinen den Reigen, in den schmeichelnden Wellen der Musik badeten sich die ausgelassenen Nymphen: Freude, Liebe, Seligkeit — in den wilden Wogen des Tanzes ging bald jeder Kummer unter. Baron Wellmar tanzte wenig, er besprach sich mit dem Minister, der ihm unbemerkt das bewußte Beglaubigungsschreiben in die Hand drückte. Zum Spiel, hieß es nun, zum Spiel! Erfrischungen, Tische und Karten wurden gebracht; die Gesellschaft vertheilte sich — Alvine, Gustav und der Minister blieben beisammen. Man hörte bald darauf Goldstücke klingen, die Damen kichern, die Gewinnenden lachen, die Verlierenden seufzen. Das Kleeblatt saß an einem Tischchen nahe am Fenster, die Vorhänge waren aufgezogen, so saßen die Drei, sahen oft sich ängstlich um — und — doch wir werden später Alles genauer erfahren.

Aber auch die Zimmer im Hause gegenüber waren glänzend erleuchtet. Tantchen Katharina wußte für Jegliches zu sorgen. Auf dem Antlitze der Gäste malten sich Behaglichkeit und Friede, und die Freude sprang vom Herzen in's Auge, wie ein Vöglein von Ast zu Ast. Der Hausherr stellte den Gästen seine Tochter als Braut des Dichters Gustav Liebner vor. Der Bräutigam wird erst in einer Stunde kommen, plauderte die Tante, er hat jetzt noch Vieles zu besorgen, er reist unmittelbar nach dem jetzigen Feste noch in der Nacht auf seinen Posten — in wichtigen Angelegenheiten. Es ist übrigens gut, wenn die jungen Leutchen jetzt getrennt werden, sagte eine schwindsüchtige, mondscheinfarbige Dame, da sehnen sie sich zu einander, wie der Tauber zum Täubchen, und ist denn die ganze Liebe nicht eine ewige glühende Sehnsucht?" — Toni wollte nicht tanzen, bis nicht Gustav käme. Diese Schwärmerei wird sich auch geben, meinte ein junges Weibchen, hab' ich's doch früher auch so gemacht; aber die Zeiten ändern sich. Die reichen Kaufleute schalten im Stillen den Arzt einen Narren, der seine Schätze einem Bettler zuwürfe — wir haben doch auch Söhne, murrten sie. Von den Mädchen aber wurde die Braut des schönen Jünglings wegen beneidet. Musik erscholl, entzückt sprangen die Tanzlustigen hervor, Arm in Arm und Aug' in Auge hin durch die Räume des Saales.

Es kamen immer mehr Gäste, Toni ward mit Glückwünschen überschüttet, da wollte ihr die Brust zerspringen, und sie starrte wie bewußtlos in den Wirbel der Fröhlichen. Ach, dachte sie, wäre nur ein Funke jenes Glückes mein, dessen mich alle habhaft glauben — mehr, inniger könnte ich ihn nicht lieben, als ich ihn liebe, — aber Aug' in Aug', Herz an Herz in seinen Armen, eine Welt in meinen Armen auf den Wogen des Tanzes dahinschwimmen in — das Nichts. Mir tönt nicht die Musik, mir gilt nicht diese Freude — Schein ist's, Traum, Komödie — ach, es ist Alles, Alles aus!

Die Familie Liebner trat ein, Sophie und Isidor hatten sich sogleich gefunden und mischten sich unter die Fröhlichen. Wie Steinbüsten standen Vater und Mutter da, als die Gesellschaft bedauerte, daß Gustav schon morgen verreise. Die Mutter lächelte wehmüthig und that, als wüßte sie davon, auf der Brust des Vaters aber lag ein ganzes Jahrtausend.

Toni sah, wie er verzweifelt seine Haare durchwühlte, wie er zitterte, wie sein Auge feucht wurde, sie ahnte seinen Seelenkampf.

„Gehen Sie in die zweite Stube," flüsterte sie ihm zu, „ich folge bald, ich kann Ihnen Aufschluß geben."

* * *

Der Kaufmann sah hinüber — er erkannte sogleich seinen Sohn. Gustav war bleich und verstört — er dachte an seine Eltern, an die arme, hingeopferte Toni. Der Minister und Alwine redeten ihm Muth ein und trösteten ihn. Der Minister warf lachend Goldstücke auf den Tisch. Die dort spielen hoch, meinten die Spielenden an einem zweiten Tische — Baron Wellmar hat den Kopf verloren, sagten Andere — seht nur, wie bleich er ist.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Kaffeetrinkens.

(Fortsetzung.)

II.

Die zahlreichen Frauen von Stambul trugen viel zur Kaffeemanie dieser Stadt im 17. Jahrhundert bei. Das Getränk wurde von den erschlaffenden Eingekerkerten des Harems leidenschaftlich geliebt: es kürzte ihnen die Langeweile ihrer unbeschäftigten Tage; es weckte ihren Geist und erhielt sie frisch und munter. Es gab keinen Mann, der nicht überzeugt war, daß der Kaffee seinen Frauen unerläßlich sei; jeder gestattete ihnen darum denselben reichlich und gern, wollte er nicht, daß sie sich von ihm scheiden; denn dazu waren durch ein Edikt des Sultans alle diejenigen berechtigt, welche in dieser Beziehung nicht ganz zufrieden waren.

Galland berichtet, er habe während seines Aufenthalts im Orient bereits schon kleine Münzen angetroffen, welche als Trinkgelder für kleinere Dienstleistungen verwendet, Kahwabakschis („Geld zum Kaffeetrinken") genannt wurden und ähnlich zum Trinken einer Tasse Kaffee berechtigten, wie bei uns eine Biermarke zum Trinken eines Glases Bier.

Aller Kaffee kam bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem glücklichen Arabien. Ueber das rothe Meer wurde er nach Egypten, Syrien, Kleinasien, der europäischen Türkei exportirt; für die Länder der asiatischen Türkei, Mesopotamien, Persien ꝛc. bildete Bassora den Hauptkaffeemarkt.

Die Zubereitung des Kaffee's geschieht im Orient nicht ganz nach der bei uns üblichen französischen Methode. Selbstverständlich wird er dort immer ohne Zusatz von Milch und Zucker genossen. Statt des letztern verwendet der Aroma liebende Orientale wohlriechende Gewürze: Anis, Gewürznelken ꝛc.

Die frischgerösteten Bohnen werden zerstoßen und in ein kleines kupfernes, trichterförmiges Kasserol geworfen. Man gießt darauf etwa ein Glas voll warmes Wasser darüber und läßt das Ganze auf glühenden Kohlen kochen. Nach einigen Sekunden ist der Kaffee fertig und wird ungeläutert und mitsammt dem Kaffeezusatz in die kleine Tasse geschüttet, aus der er so heiß als möglich getrunken wird.

Außer dem gewöhnlichen Kaffee wird im Orient häufig auch noch eine andere, stärkere Art, der soz. Kaffee à la Sultano, zubereitet. Es werden dazu nicht die einfachen Kaffeebohnen, sondern deren Hüllen und die anliegenden Samendecken verwendet.

Nach Europa brachten die ersten Kenntnisse vom Kaffee*) einzelne Reisende, welche kürzere oder längere Zeit im Morgenlande sich aufhielten und sich mit den Sitten und Gewohnheiten der dortigen Bevölkerung vertraut machten. Der deutsche Arzt und Botaniker Leopold Rauwolf von Augsburg lernte ihn im Jahre 1575 in Aleppo kennen; der berühmte Botaniker und Professor von Padua, Prosper Alpinus, im Jahre 1580 in Egypten, welches er im Gefolge des Konsuls der Republik Venedig besuchte; der Engländer Edward Terry, im Jahre 1615 als Attaché der englischen Gesandtschaft in Konstantinopel. Alle drei geben über seine physischen und sanitarischen Wirkungen fast gleichlautende Berichte.

Die detaillirtesten Ausführungen über den Kaffee macht aber in einem am 15. Februar 1615 von Konstantinopel aus an einen Freund geschriebenen Briefe der Römer Pietro della Valle, welcher sich zwölf Jahre im Orient aufhielt und ihn von Konstantinopel bis Bombay durchwanderte.

Erst ungefähr um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann das türkische Nationalgetränk auch im abendländischen Theil Europa's einzelne Liebhaber zu finden; es kam jedoch bei den christlichen Nationen sehr langsam in Aufschwung. In dem der Türkei benachbarten Griechenland wird seiner zum ersten Male im Jahre 1669 von einem Reisenden gedacht, der sich einige Zeit in Athen aufhielt. Ohne Zweifel war Rom die erste christliche Stadt des Abendlandes, welche mit dem neuen Getränke Bekanntschaft machte. Pietro della Valle kehrte im Jahre 1626 dahin zurück und wird wohl einen Vorrath von Kaffeebohnen mit sich gebracht haben, um seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen. Padua und Venedig — jenes in Folge seines weit gereisten Gelehrten, dieses in Folge seiner engen Handelsbeziehungen zur Levante — folgten dem Beispiele Roms.

Doch hat sich die Sitte des Kaffeetrinkens bei den Franzosen, Engländern und Holländern verhältnißmäßig weit schneller verbreitet, als in Italien.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts erschienen in Frankreich mancherlei Reiseberichte, welche viele neue und interessante Details über den Gebrauch des Kaffee's bei den Muselmännern enthalten: so von den morgenländischen Reisenden Alexander de Bourges, Jean Thévenot, Jean de la Roque u. A. Die erste praktische Anwendung des Kaffee's wurde aber um eben dieselbe Zeit in Marseille gemacht, das mit den von der Türkei abhängigen Staaten einen regen Handel trieb und viele Handelsleute beherbergte, die nach ihrer Rückkehr von einem langjährigen Aufenthalte in der Levante von dem orientalischen Getränke nicht mehr lassen konnten. Bald machte das Kaffeetrinken in Marseille große Fortschritte, mehr und mehr wurde die neue arabische Spezereiwaare begehrt und die Händler mußten auf deren regelmäßigen Bezug bedacht sein.

Im Jahre 1671 wurde das erste Kaffeehaus in der Nähe der Loge errichtet, einer Art Börse, wo die Kaufleute zusammenkamen, um ihre Geschäfte abzuthun. Der Ort, in dem auch geraucht und gespielt wurde, fand zahlreiche Kundsame. Man begab sich sowohl der Erholung, als der Ge-

---

*) Die neuesten werthvollsten und einläßlichsten Notizen über die Gewinnung, Zubereitung und Geschichte des Kaffee's enthält Henri Welter's (von Boudry) 1863 erschienener „Essai sur l'histoire du café", den wir selbst unsern Mittheilungen zu Grunde legten und hiemit allen künftigen Kaffeebereiterinnen als ebenso lehrreiche wie angenehme Lectüre empfehlen.

schäfte halber dorthin: man traf hier oft alle Morgenländer, welche sich am Platze aufhielten, die Rheder, Kapitäne, die Spediteure, welche zum Orient in Beziehung standen. Mehrere ähnliche Etablissements erstanden und auch im Hausgebrauch wurde der Kaffee immer mehr verwendet.

Wie im Oriente, so fand auch in Frankreich die Einführung des Kaffee's Anfangs heftige Gegner. Doch waren es hier nicht Priester und Religionsfreunde, sondern meistens Aerzte und einzelne literarische Größen, wie z. B. die Frau von Sevigné, welche gegen denselben ankämpften. Sie betrachteten den Kaffee als ein gesundheitswidriges Getränk; das Publikum schritt aber über ihren falschen Zelotismus theilnahmlos hinweg und trank nach wie vor Kaffee.

Von Marseille aus fand das Kaffeetrinken auch in andern größern Städten Eingang; so in Lyon und Paris. In der letzteren Stadt hatten sich kleine Kaffeetrinkerzirkel 1656 um Jean Thévenot nach seiner Rückkehr aus dem Orient, und 1669 am Hofe des Gesandten des Sultans, Mahommed's IV., Soliman-Aga, gebildet. Wenn ein Franzose, so schreibt Legrand d'Aussy über die türkische Gesandtschaft, den Damen den schwarzen, bittern Trunk hätte reichen wollen, so würde er sich für immer lächerlich gemacht haben; aber das Getränk wurde ihnen von einem galanten Türken servirt und das verlieh demselben einen unbestimmbaren Werth. Sodann wurden die Augen geblendet durch die elegante und reinliche Einrichtung des Kaffeesalons; durch die brillanten Porzellantassen, in die der Kaffee gegossen wurde; durch die mit Gold durchwirkten Servietten, welche die Sklaven den Damen darboten. Denkt man sich die fremden Meubel, Kostüme und Manieren hinzu, die Eigenthümlichkeit, mit dem Gastherrn durch einen Dolmetscher zu sprechen, auf Polstern am Boden zu sitzen u. s. f., so kann man begreifen, wie die Französinnen für den Kaffee lauter Lob auf der Zunge haben mußten.

Der türkische Gesandte machte mit seinem Getränke der schönen Welt von Versailles und Paris so gut die Honneurs, daß das Bedürfniß nach demselben bald in der ganzen Stadt sich kund gab. So wurde denn im Jahre 1672 durch den Armenier Pascal am Quai de l'Ecole das erste Kaffeehaus eröffnet. Es war eigentlich mehr eine einfache Bude, die nur von den Leuten der untern Volksschichten Zuspruch fand. Die Tasse kostete blos zwei und einen halben Sous. Das Geschäft wollte nicht reussiren und Pascal begab sich bald nach London, um dort sein Glück zu versuchen. Zwei Jahre später eröffnete ein anderer Orientale, Namens Malthan, in der Rue de Bussy ein neues Kaffeehaus. Auch Malthan verließ aber Paris und ging nach Holland. Sein Associé, der Armenier Gregorius, verlegte das Geschäft in die Rue Mazarine, in die Nähe der Comédie française, und später in die Rue des Fossés-Saint-Germain, wo auch, gegenüber dem Théâtre français, der Sizilianer Procopius ein öffentliches Kaffeehaus errichtete. In der Nähe der Theaterwelt und der Theaterbesucher lief die Sache besser ab; außer Kaffee begann man bereits auch Thee, Chokolade, Gefrornes, eingemachte Früchte ꝛc. zu verkaufen. Zudem wurden jetzt die Kaffeezimmer elegant ausgestattet, was auch die vornehme Welt anzog.

Neben diesen öffentlichen Kaffeehäusern gab es in Paris nach Legrand d'Aussy bereits auch wandernde Kaffeeschenken, welche den Kaffee in eigenen Vorrichtungen im Freien zubereiteten und in den Straßen ausboten. Im Jahre 1715 war die Zahl der Kaffeehäuser bereits auf dreihundert angewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Gefährliche Folgen der Bantings-Cur.) So lästig auch eine zu große Körperfülle werden mag — immerhin blieb es zu bedauern, daß so viele Personen, oft sogar solche, bei denen mit diesen sogenannten Leiden noch gar keine weitere Belästigungen, als höchstens eine Kränkung ihrer Eitelkeit verbunden waren, dieser Cur sich anvertrauten. Neuerdings hat nun Dr. Th. Clemens in Frankfurt a/M. aber auch die Beobachtung gemacht, daß die genannte Cur einen äußerst verderblichen Einfluß auf den Körper zu äußern vermag und in den meisten Fällen wirklich hervorbringt. Der genannte Arzt beobachtete, daß fast immer zuerst die sogenannte Bright'sche Krankheit, ein bekanntes Nierenleiden, auftritt, und zwar so recht tückisch schleichend, daß ärztliche Hilfe gewöhnlich erst bei schon ausgebildeter Krankheit in Anspruch genommen wird, in welchem Falle eine Rettung kaum oder doch nur selten noch möglich ist. Zugleich trat in den meisten Fällen ein verhältnißmäßig rascher Verfall des Gesammtorganismus ein, dessen Beginn sich in Gehirn- und Rückenmarksleiden äußerte.

— In einem alten Buche ist folgendes **Lob der Maurer** enthalten: Eine Stunde messen sie, eine Stunde essen sie, eine Stunde lauern sie, eine Stunde mauern sie, eine Stunde feiern sie, eine Stunde leiern sie, eine Stunde schwatzen sie, eine Stunde kratzen sie, eine Stunde priesen sie, eine Stunde niesen sie, eine Stunde wird gerauht, — so wird der ganze Tag verbraucht.

— In dem frommen englischen Blatte „Methodist Recorder" wird allen Ernstes die wichtige Frage besprochen, ob die Ortsprediger berechtigt seien, sich an Sonntagen eines **Velocipedes** zu bedienen. Im Ganzen genommen ist das Blatt nicht gerade gegen diese Maschine eingenommen, denn — so sagt es — es ist zwar verdienstvoller, zu gehen als zu reiten, falls die Entfernung nicht zu groß ist; aber es ist immerhin besser auf einem Velocipeb als auf einem Pferde zu reiten.

— Ein amerikanisches Blatt erzählt von einem **Zeitungs-Redacteur** in Virginien, welcher sich dadurch vor seinen Collegen diesseits und jenseits des Oceans auszeichnet, daß er sein eigener Setzer und Drucker ist, gelegentlich als Capitän des Schooners „Polly" Reisen längs der Küste von Norfolk macht, an Sonntagen predigt, an Werktagen Schule hält und noch immer Zeit genug hat, seine Pflichten gegenüber einer Frau und sechszehn Kindern zu erfüllen.

— Ein Gerichtsdiener in Berlin war von einem Gerichtsrathe „Esel" titulirt worden. Racheschnaubend stürzte er zum Gerichtsdirektor. „Verklagen Sie den Gerichtsrath," sagte dieser, „wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses."

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 74. Mittwoch, den 29. September 1869.

Fest-Gedicht
für die
Humboldt-Feier in Amerika
am 14. September 1869.

Von Emil Rittershaus.

Zehn Jahr zurück, da jauchzten wir im Herbst bei einem hohen Fest!
Vereint die Deutschen dort und hier, in Nord und Süd, in Ost und West
In einem Geist, so weit gepocht des deutschen Herzens frischer Schlag!
Wo deutscher Laut erklingen mocht', war alles eins am Schillertag.
Hoch Schiller! Dieser eine Ruf bei Alt und Jung, bei Groß und Klein!
Der uns den „Tell" und „Posa" schuf, die „Räuber" und den „Wallenstein",
Er lebte auf in jeder Brust, im Bürgerhaus, am Fürstenthron.
Wir fühlten uns, o Himmelslust, als Kinder einer Nation!
Das war nicht um des Dichters Kunst, so sehr sie aller Kränze werth.
Das war nicht, weil der Musen Gunst den Sänger singen hatt' gelehrt,
Das Eine war's, daß der Poet ein Priester an des Licht's Altar,
Daß er des freien Geist's Prophet und seines Volk's Johannes war!
O, darum sang sein lautes Lob im freien Land der freie Mann
Und zornig seine Faust erhob der Sclave, der in Zwing und Bann!
Der Farmer lief im Waldesgrund im rohen, holzgefugten Haus,
Er suchte in der Abendstund das abgegriff'ne Buch heraus
Und warf in's Feuer dürres Holz und las und las beim Flammenschein
Und fühlte einmal noch mit Stolz, ein Sproß von deutschem Stamm zu sein.
Er strich vergnügt den strupp'gen Bart — wie war ihm Herz und Sinn entflammt!
Durch Schiller neu geeinigt ward, was aus dem deutschen Mark entstammt.

Und wieder jetzt ein Jubelfest, und wieder einem Deutschen gilt's!
In Nord und Süd, in Ost und West, sein Lob, von allen Lippen quillt's!
Wo üppig Farrn und Palme sprießt, wo flüchtig die Gazelle springt,
Wo schon das Eis in Nadeln schießt, der Name Humboldt jauchzend klingt!
Im Sand der Marken, wo die Gruft des großen Todten Leib umfängt,
Am Rhein, wo in der Sonnenluft am Rebenstock die Traube hängt,
Und hier, in dieser neuen Welt — o, seht der Frohen bunte Reih'n!
Der eine Name Humboldt fällt in uns're Brust wie Sonnenschein!

* * *

Wohl ist von deutschem Stamm der Mann und wir sind stolz auf seinen Ruhm,
Doch, was sein Geist erforscht', ersann, das ist der Menschheit Eigenthum,
Und, wie der Name Schiller hat geeinigt, was von deutschem Schlag,
So schreib' auf der Geschichte Blatt mit Flammen ein der heut'ge Tag:
Vereint durch eines Geistes Kraft war Nord und Süd und Ost und West!
Es war ein Tag der Brüderschaft der Völker, dieses Humboldtfest!

* * *

Ein edler Mann die Worte schrieb: „Die meines Stammes und verwandt,
Hab' mehr sie als mich selber lieb und mehr als sie mein Vaterland,
Und lieber als mein Vaterland soll mir die ganze Menschheit sein!"
O, grabt es heut' mit fester Hand, ihr All', in eure Seelen ein!
Ob ihn auch deutsches Land gebar, der große Mann, des Wissens Held,
Errungen hat er sich, fürwahr, das Bürgerrecht der ganzen Welt!

Er war in jedem Reich zu Haus, im Bergesschacht, im Sonnenraum;
Er zog durch Sturm und Fluthgebraus und nicht um eitlen, leeren Traum!
Mit klarem Aug' hat er geschaut, gehoben manchen Schleiers Flor
Und eine Welt uns aufgebaut wie nie ein Forscher noch zuvor! — —
Doch sieh, die Neunmalweisen nah'n, das frost'ge Lächeln im Gesicht,
(Auch Pfaffentrug und Thorenwahn, doch von den Narren spricht man nicht!)
Die Weisen, die, im Kleinen groß, doch nie erspäh'n der Dinge Kern,
Sie lassen ihre Weisheit los: „Für Humboldt! Ei, den alten Herrn!
Den Forscher lobt die Wissenschaft, doch wißt, wenn's euch auch unbequem,
Schon hat ihn and'rer Geister Kraft doch überholt in dem und dem!"
Sie rechnen's an den Fingern her, die kalten Klugen, tiefgelehrt
Und Jeder denkt bei sich: Er wär' wohl eines Humboldt's Ehren werth! —
Wir kennen's längst, daß keck und dreist die Kleinheit solche Trumpfe spielt!
Was wüßte sie von Humboldt's Geist, der eine Welt im Spiegel hielt!
Und dieser Geist, derselbe nur, er zeugte des Gedankens Keim,
Der aus dem Schädel Schiller's fuhr, in Lied und Bild, in Wort und Reim
Hinein in Nacht und Nebeldunst! Es war Erguß von gleicher Kraft!
Des Einen Werkzeug hieß: die Kunst, des And'ren Schwert: die Wissenschaft.
Der Forscher zog durch manch' Gefild', von Land zu Land, von Stamm zu Stamm,
Und wob zu einem Riesenbild die tausend Bilder wundersam,
Und schrieb, die Mappe auf dem Knie, was er in weiter Welt geseh'n;
Der Dichter ließ die Fantasie für sich hinaus auf Reisen geh'n.
Der Dichter schritt zum Volke hin, sein Herzblut durch die Lieder rauscht;
Der Forscher hat mit weisem Sinn den Herzschlag der Natur belauscht.
Die alten Zeiten — wunderbar, wie sie des Dichters Ruf erweckt!
Was war, bevor die Menschheit war, der Forscher hat es aufgedeckt.
Wenn jener auf dem Flügelpferd sich aufwärts hob zum Sonnenland,
Der Forscher tief im Grund' der Erd' vor Schutt und Moder sinnend stand.
Zur Höhe der, zur Tiefe der! Aus Jovis Hand die Blitze reißt
Der Dichter, holt sie muthig her! Im Lichte der Erkenntniß weist
Der And're uns, was falsch und leer, was Trug, ob's hoch und heilig heißt —
Und beide würdig gleicher Ehr' und beide Kind von einem Geist'!

* * *

Um dieses Geistes willen heut' ein Humboldtfest und d'rum allein!
O, mög' das helle Glockengläut des Geistes Osterläuten sein!
Dem Prediger dieses Geistes flocht den Kranz die Welt an Schiller's Tag,
Und als sein Marschall Vorwärts focht ein Humboldt kühn, mit wucht'gem Schlag.
D'rum heut' ein Fest für Humboldt's Geist! — Beim Bild' des Großen könnt ihr's seh'n,
Da steht's: „Es ärgert sie zumeist, am meisten, wenn wir vorwärts geh'n!"
Ja, vorwärts denn! Die Schranken fort, die Menschen trennen dort und hier!
Die Brüderschaft sei Losungswort, die Freiheit sei das Siegspanier!
Im freien Geist die Völker eins! Wir rufen's in die Welt hinaus:
Nur in dem Glanz des Sonnenscheins gedeiht des Glückes Blumenstrauß!
Du alte Welt, die Ketten brich und ist den Freien zugesellt!
Du alte Welt, erneue dich und werde eine neue Welt!
Du neue Welt, wir rufen's zu die aus der meerumwogten Stadt:
O, werde frei im Geiste du, daß deine Freiheit Dauer hat!
Dann wird des Friedens Palme weh'n in Nord und Süd, in Ost und West! —
O, laß', Geschick, uns bald ersteh'n, den Segen aus dem Humboldtfest!

Der Spieler.

(Novelle.)

(Schluß.)

Der Kaufmann sah noch immer hinüber, als Toni zu ihm trat.

„Ich bin der unglückseligste Vater, du die unglückseligste Braut," sagte er mit gebrochener Stimme — „sieh hinüber — mein Sohn, dein Bräutigam ist ein elender Spieler!"

„Er ist kein Spieler," beschwichtigte ihn das Mädchen. „Glauben Sie mir, wenn Sie ihm selbst nie glauben wollten — er ist kein Spieler — ich weiß Alles aus seinem Tagebuche, wir haben kein Geheimniß vor einander."

„Aber sieh nur hinüber!"

„Alles Schein und Täuschung. Er spielt in diesem Augenblicke, weil er muß — ich will es Ihnen sagen, Ihre Hand darauf, mein zweiter Vater, daß Sie nie davon reden, daß es selbst Ihrem Weibe ein Geheimniß bleibt — es ist eine geheime Verbindung im Spiele gewesen, hören Sie — eine geheime Verbindung."

Der gute Vater ahnte nicht den wahren Sinn der Worte im Munde des seufzenden Mädchens: „Wie, ist er ein Rebell?"

„Stille! Stille! Ja, es galt nichts weniger, als ein Herz zu brechen, als ein Land zu zerstören, wollt' ich sagen, in dem ein schöner Friede wohnte, sehen Sie, daher sein falscher Name, seine nächtlichen Wanderungen, sein vieles Geld — aber der Fürst hat ihn begnadigt, und seine Reise ist eine — Verbannung."

„Dir also hat er es vertraut, du hast's in seinem Tagebuch gelesen? Toni, Toni, Engel des Himmels, du hast mein Kind gerettet, du hast mich zum glücklichsten aller Menschen gemacht."

Er stürzte fort in den Saal, seinem Weibe, seiner Tochter zuzuflüstern: Gustav sei kein Spieler.

Toni schaute noch immer hinüber, da sah sie, wie sich der Geliebte empfahl, wie er aus dem Hause kam; sie lief ihm entgegen und führte ihn im Triumph in den Saal, ein donnerndes Lebehoch erscholl den Glücklichen. Ein Lebehoch? Und waren sie glücklich?

„Toni," sagte Gustav, „wir sind nicht glücklich — aber dieses Fest soll zwei Liebende glücklich machen."

Gustav trat zu seiner Schwester, die sich mit Isidor leise unterhielt:

„Sophie, ich halte, was ich versprochen. Ich werde noch heute mit den Eltern reden, hier" — er drückte ihr Banknoten in die Hand, „verbirg sie — es sind zehntausend Gulden — deine Mitgift."

* * *

Toni legte sich nicht zu Bette, sie sah immer zu Alvinen hinüber. Da wurde Alles eingepackt, das verhängnißvolle Bild aus der Nische genommen, und die weinenden Diener wurden verabschiedet. „O, könnt' ich mit, könnt' ich mit ihm," stöhnte die Unglückliche.

Als Gustav zu seinen Eltern kam, preßte ihn der Vater stürmisch an die Brust: „Sohn, Alles vergeben und vergessen — du stehst rein und schuldlos, ein gutes Kind vor mir da, du bist kein Spieler, ich habe dir schweres Unrecht gethan, o, vergib mir! Ich weiß Alles," flüsterte er ihm leise zu — „Toni sagte es mir — eine geheime Verbindung. Nun, was siehst du mich so starr an, ich weiß ja auch, daß der Fürst dich begnadigt, daß deine Reise eigentlich eine Verbannung."

„Himmlisches Mädchen," rief Gustav, „und ich, ich kann dich verlassen?"

Er besprach sich noch mit den Eltern, wegen Sophie und Isidor. Er drang in sie, sich schlafen zu legen; wenn er abreise, wolle er sie wecken. Sie gingen. Sophie weinte Freudenthränen, Thränen des Dankes an der Brust ihres Bruders.

„Geh doch, Mädchen," sagte Gustav, „und träume von glücklicher Liebe."

Aber Gustav nahm sich vor, seine Lieben nicht zu wecken; wozu ihnen das Herz durch den Abschied schwer machen, dachte er, dann würden sie mich begleiten und Alvinen sehen.

Er nahm brieflich Abschied und legte den Brief auf's Bett seines Vaters. Sprachlos stand er vor ihm und schaute ihm lange in's fromme Antlitz. Vor seiner Mutter kniete er nieder und küßte die Hand und die Stirn der Schlafenden.

* * *

Es waren mehrere Monate vergangen, traurig ging es zu im Hause des Arztes. Gustav hielt Wort, er schrieb Toni'n oft, sehr oft Briefe; es war doch der einzige Wunsch des Mädchens, für das Gedankengold des Geliebten sich frohe Stunden zu kaufen. Er lebte glücklich an der Seite Alvinen's; aber er fühlte tief, was ihm Toni war, und wie er sie mitleidslos hingeschlachtet. Sie wurde blaß und immer blässer und nahm zusehends ab.

„Armes Mädchen," sagte der Arzt, „die Sehnsucht macht dich bleich, er kommt ja bald wieder, verliebtes Täubchen — aber, höre Toni! Tantchen war so neugierig, zufällig, wie sie sagt, in einen Brief Gustav's zu gucken. Da schreibt er von seinem Weibe, wie es oft eifersüchtig wird. Ist der Junge aus purer Liebe toll geworden? Er ist ja erst Bräutigam, und du sollst sein Weib werden. Was faselt er also von Eifersucht seiner Frau?"

„Ach, Vater," sagte Toni resignirend, „er spricht in Bildern, die Muse ist des Dichters Weib, und es wird eifersüchtig, wenn sein Liebling ein Erdenmädchen herzt."

* * *

Es waren wieder einige Monate vergangen. Da erhielt Gustav vom Arzte einen Brief mit schwarzem Siegel, und meldete ihm Toni's Tod. Vergebens war die Kunst der Aerzte, die Pflege guter Menschen; eine abgehärmte Sehnsucht nach einem unerreichbaren Gute, ein tödtend heißes Verlangen nach Jenseits hatten ihre schwachen Lebenskräfte in wenigen Wochen vollends aufgezehrt. Briefe, die Gustav ihr geschrieben, und ein anderes versiegeltes Packet nahm sie mit sich in die Gruft, es war ihr ausdrücklicher Wille. Gustav ahnte, daß es sein Tagebuch sei.

Gustav beschloß, seinen Vater in sein stilles Asyl abzuholen, und dieser willigte ein. Er eilte in die väterliche Heimath. Isidor lebte glücklich mit Sophien in einem nahegelegenen Städchen. Er besuchte seine Schwester, er sagte ihr, daß er den Vater mit sich nähme, um ihn ein sorgenfreies Alter genießen zu lassen — von Zeit zu Zeit versprach er wieder zu kommen. Als sie von Toni zu sprechen begann, schrie er laut auf und eilte in den Wagen, der bald den Blicken der wehklagenden Schwester entschwand.

Es war Nacht, als er an den Thoren der Stadt anlangte, wo er so viel gelitten. Wie verhaßt war ihm Alles, Thürme, Häuser, Gassen und Leute, nur eine kleine Stelle, ein kleiner Hügel versöhnte ihn wieder mit der Gegend, die ihn als Knaben so freudvoll, als Jüngling so leidvoll gesehen — das Grab Toni's. Er hieß den Wagen nach dem Hause seines Vaters fahren, er aber ging mit hastigen Schritten dem Kirchhofe zu. Der Todtengräber grub eben ein frisches Grab.

„Freund," sagte er, indem er dem Grauköpfe Geld in die Hand drückte, „führt mich zum Grabe Antonien's."

„Meinen Sie des Arztes Töchterlein? Es war ein junges Blut, achtzehn Jahre und eine Braut."

„Laß mich allein."

Der Todtengräber sah den jungen Mann bedenklich an. „Wenn Sie fort wollen," sagte er, „finden Sie mich bei jener Trauerweide, dort ruht mein Weib."

Gustav warf sich auf's Grab nieder. — „Todt, todt, und ich bin dein Mörder. Du hast mich geliebt, wie kein Weib auf Erden mehr liebt, und ich konnte dich kalt verlassen? Meine Briefe, mein Tagebuch nahmst du mit dir hinab, noch im Tode wolltest du nicht von mir lassen!"

Er weinte heftig, und seine Sinne verwirrten sich.

Am folgenden Tage reiste Gustav mit seinem Vater ab. Aus den Reden seines Sohnes, aus dem Munde seiner Schwiegertochter erfuhr er nun den wahren Verlauf der Sache. Gustav lebt glücklich, in den Armen seiner Alvine — das ist sein Erdenglück. Wenn aber der Rausch der Dichterweihe sein Hirn durchlodert, wenn ihm alle Himmel offen stehen, ist Toni die Muse, zu der er sich erhebt. Bilder und Gedanken, Träume und Thränen kommen von ihr.

Der Arzt überlebte nicht lange seine Tochter. Die alte Tante ließ viele Seelenmessen lesen für die Hingeschiedenen;

aber sie lernte immer einsehen, daß der Mensch im Unglücke Menschenherzen um sich haben müsse, die ihm tragen helfen. Es wurde ihr seelenöde im großen Hause.

Oft, sehr oft gedachte Gustav seiner hingeopferten Toni und ihres redlichen, unglücklichen Vaters — dann ergriff er wehmüthig die Hand seines Vaters, seufzte tief:

„Sieh', Vater, du hattest Recht, mich einen Spieler zu schelten. Ich setzte mein Leben auf's Spiel; aber ich gewann es auch" — hier deutete er auf Alvine. „Aber, ach, Toni ist todt, mein Freund ist todt — mit fremdem Leben spielte ich leichtsinnig und habe es auf ewig verloren."

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 27. September.

An ein Werk wie die „Hugenotten" in einem Zeitpunkte gehen, wo die Gesangs- und Orchesterkräfte sich noch fremd gegenüber stehen und sich noch nicht ergänzt und abgeglichen haben, ist ein großes Wagniß, welches nicht immer so glücklich ablaufen wird, wie am gestrigen Abende, wo die genannte Oper als erste im Abonnement mit fast durchweg neuer Besetzung über die Bühne ging. Der erste und theilweise auch der zweite Akt trugen auch alle Spuren einer unreifen zusammenhangslosen Aufführung an sich. Peccatum est extra et infra muros; es wurde überall gefehlt bei den Sängern wie im Orchester; es zeigte sich deutlich, daß die einzelnen Kräfte ihr Gleich- und Gegengewicht noch nicht kannten und hiedurch zaghaft und schüchtern gemacht, sich gerade nicht im günstigsten Lichte präsentirten. Dadurch erklärt sich die auffallende Zerfahrenheit, welche den ersten Akt und das Finale des zweiten kennzeichneten, dadurch der Ueberfluß an Mängeln und Lücken, welche in der ersten Hälfte der Oper sich so fühlbar machten. Erst der dritte Akt floß gleichmäßiger und gebundener unter dem umsichtigen Taktstabe des Hrn. Kapellmeisters dahin und es stellte sich ein gewisses Sicherheitsgefühl ein, welches allmählig eine Gleichförmigkeit unter den Leistungen und endlich die lange vermißte Harmonie zwischen den einzelnen Kräften herstellte, die wohlthuend für Gehör und Gefühl bis zum Schlusse andauerte und eine behagliche Stimmung beim Publikum hervorrief, auf welche man im Anfange nicht zu rechnen berechtigt war. Soviel von der Aufführung im Ganzen, wenden wir uns nun zu den einzelnen Leistungen und lassen eine kurze Schilderung des Eindruckes folgen, welchen diese Oper bei uns gemacht hat. Der avis rara unserer Zeit ist bekanntlich der Tenor, beginnen wir deßhalb mit dem für diese Saison engagirten ersten Tenoristen Herrn Weidemann; er ist im Besitze einer für heroische Parthien und forcirte Stellen gut verwendbaren dankbaren Stimme, die sich aber leider für lyrische Motive nicht mehr recht accommodirt, weil ihr der Glanz jugendlicher Frische, Schmelz und Weichheit fehlt; er gefiel deßhalb im ersten Akte namentlich in der duftigen Romanze mit der prächtigen Violinbegleitung, dann in der großen Arie des vierten Aktes nicht, war dagegen in den heroisch situirten Parthien recht brav und hat sich darin die allgemeine Anerkennung des mit Beifallsspenden nicht sehr verschwenderischen Publikums erworben. Weil wir einmal bei den Sängern sind, wenden wir uns sogleich zu dem Baryton und dem Bassisten und konstatiren, daß der erstere, Herr Tillmetz, wenigstens nichts verdorben hat, während der letztere, Herr Reiny, mit deutlicher Aussprache ziemliche Gesangsroutine verbindet und eine Stimme besitzt, die sich in den mittleren Lagen recht gut hören läßt, in den tiefen Gesangsregistern dagegen an der fast allen Bassisten gemeinschaftlichen Calamität entschiedener Schwindsucht von Mark und Kraft leidet und gewaltige Anstrengungen machen mußte, um über die schwere Aufgabe Marcels im ersten Akte hinwegzukommen, ohne totalen Schiffbruch gelitten zu haben. Den Herrn Breuer kennen wir vom vorigen Jahre, er ist allein von seinen Collegen von der Oper treu geblieben und hat seine Stimme noch verhältnißmäßig gut conservirt.

Was die für die Oper engagirten Damen anlangt, so müssen wir der Frln. Kaufmann den unbedingten Vorzug vor den Andern einräumen und behalten uns vor, in der Folge ihrer schönen Stimme und dramatischen Bildung ein näheres Augenmerk zu widmen; für heute genüge es, des reichlichen Beifalls zu gedenken, welcher ihr von dem befriedigten Publikum zu Theil geworden ist. Frln. Erhart, die neue Coloraturs ängerin, hat schöne Mittel, sie müssen aber noch tüchtig gebildet und ausgefeilt werden, in ähnlicher Lage befindet sich Frln. Steiner, welche die gefällige Romanze des Pagen: Gegrüßet seid mir, edle Herren! noch sehr schülerhaft vortrug. Bei fleißiger Uebung wird sich die Sache aber bald besser gestalten, denn ihr Stimmfond scheint gut.

Die Chöre hatten, wenn sie auch nicht immer recht zusammen gingen, doch mehr Feuer und Leben, als man es sonst hier gewohnt ist und lassen erwarten, daß sie den an sie gestellten Anforderungen entsprechen werden. Beim Orchester wird die sichere Leitung des Herrn Capellmeisters, dem das Verdienst gebührt, die Partitur der „Hugenotten" möglichst vollständig einstudirt zu haben, voraussichtlich die Schwankungen beseitigen, welche sich noch finden und es auf die wünschenswerthe Stufe der Vervollkommnung bringen. —d—

Miscellen.

In der Person der Frau Henriette Hirschfeld hat Berlin den **ersten weiblichen Doktor** erhalten. Dieselbe, eine geborene Holsteinerin, ging zu Anfang des Jahres 1867 nach Amerika, um auf dem Dentist-Kollege zu Philadelphia Zahnheilkunde zu studiren und ist nach einem glänzend bestandenen Examen vor Kurzem nach Deutschland zurückgekehrt. Auf Grund der vorgelegten Zeugnisse ist ihr von der preußischen Regierung die Conzession ertheilt worden und sie hat ihre zahnärztliche Praxis für Frauen und Kinder in ihrer Wohnung, Behrenstraße 9, bereits begonnen.

— Ein Vogelhändler S. in Berlin hat seit sechs Jahren einen sonderbaren Kostgänger, nämlich einen über 81 Jahre alten Papagei, der im Besitz einer Hypothek auf den „Gesundbrunnen" ist. Besagtes Papchen war 75 Jahre lang Hausinventar einer wohlhabenden Familie in Königsberg gewesen und dann von dem letzten Sproß derselben, einer unverheiratheten alten Dame, mit jener Hypothek bedacht worden, von deren Zinsen Herr S. den Vogelgreis zu unterhalten hat, bis derselbe zu seinen Papageivätern versammelt wird.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 75. Sonntag, den 3. Oktober 1869.

Zur Geschichte der Jesuiten.

(Aus der „Südd. Post".)

Der „Orden der Gesellschaft Jesu", durch die Intention des Ignatius Loyola zur Ausbreitung der wahren Religion und zur Befestigung des Katholicismus gegenüber der Reformation unter Papst Paul III. (1540) gestiftet, erfüllte die Erwartungen nicht, welche man von ihm hegen mochte. Statt sich um einen Ausgleich mit der Reformation zu bemühen und auf Beseitigung der schreienden Gebrechen und Mängel hinzuwirken, die sich in Kirche und Clerus eingeschlichen hatten, war es dem Orden von allem Anfang nur darum zu thun, im eigenen Interesse die Macht der Kirche und die bestehenden Zustände zu erhalten und auszubreiten. Daß mit der Macht der Kirche zugleich die eigene des Ordens wuchs, dafür sorgten die Jesuiten, wie noch keine andere religiöse Corporation vor und nach ihnen. Ihre Organisation war derart, daß die bestdisciplinirte und an Subordination gewohnte Armee kaum einen Vergleich mit ihnen aufzuhalten vermag.*)

Diese Macht, die sich bald auf alle Theile des Erdkreises ausgebreitet hatte und in kurzer Zeit mehr denn 20,000 Streiter zählte, befehligte ein Jesuitengeneral zu Rom. Als solche sind insbesondere bekannt Balitez, Aquaviva, Vitelleschi ꝛc. Plan und Absicht der Jesuiten ging dahin, sich zu Herren des Papstes und der Kirche aufzuwerfen und in ihrem Namen die Welt zu beherrschen. Die Fürsten der Welt sollten von ihnen abhängig oder beseitigt werden. Ganz im Einklang damit lehrten sie, daß die größten Tyrannen vom Volke nichts zu fürchten haben, wenn sie nur dem Rathe der Jesuiten folgten (Lessius, de just. et jure II. c. 8). Andererseits stellten sie wieder den Grundsatz auf, daß es Jedem erlaubt sei, einen Tyrannen zu tödten, wenn man ihn nicht anders los werden könne. (Toletus, Mariana de rege lib. II. c. 6.)

Die Jesuiten verfolgten ihr Ziel unabänderlich mit der größten Ausdauer und allen möglichen Mitteln, machten diese noch so verwerflich sein. Daher kein Wunder, wenn allgemein behauptet wird, sie hätten den Princip gehuldigt: „Der Zweck heiligt die Mittel". Wir wissen zwar nicht, daß die Jesuiten diesen Satz direkt gelehrt haben, aber soviel liegt klar vor, daß sie ihn in ihren Handlungen zur Richtschnur nahmen. Zugleich wird es aus andern von ihnen aufgestellten Dogmen gewiß, daß sie diesem Grundsatz keineswegs abhold waren, z. B. „Si putes, bonum esse, hominem occidere, qui blasphemat, erit opus religionis illud homicidium." Noch charakteristischer aber ist folgender jesuitischer Satz: „Wenn der Sohn des Vaters Tod unter einer Bedingung wünscht, so ist die keineswegs schwierige Antwort, daß dies erlaubt sei; denn wer denkt: wenn mein Vater stirbt, erbe ich, der freut sich nicht über des Vaters Tod, sondern über die Erbschaft (Tamburini, Inquisitionsrefor. † zu Palermo 1675.)

Der Einfluß, den sich der Orden in kurzer Zeit eroberte, ist kaum glaubwürdig. Die Päpste verliehen den Jesuiten die ausgedehntesten Privilegien, Kaiser und Könige wählten sie zu ihren Rathgebern und Beichtvätern und ließen sich von ihnen ganz beherrschen, so Ferdinand II. von Oesterreich, Philipp IV. von Spanien ꝛc. Von des ersteren Ergebenheit für die Jesuiten gehen noch verschiedene Briefe ausdrückliches Zeugniß. Er sagt den Jesuiten darin, daß er alles sie treffende Unglück ebenso empfinde, als wenn es ihn selbst träfe, daß er ihre Collegien betrachte, als wenn sie zu seinem eigenen Gute und zu seiner eigenen Familie gehörten, daß wer ein Feind der Jesuiten sei, auch sein Feind sei, daß man ihn ans Auge greife, wenn man die Gesellschaft Jesu antaste. So hatten sich die Jesuiten Ferdinand II. in Ingolstadt ergogen und ihn mit dem wüthendsten Ketzerhasse erfüllt. Die Jesuiten waren es, welche das Bündniß zwischen Oesterreich und Spanien hervorriefen und den dreißigjährigen Krieg heraufbeschworen. In einer Kapelle, zu welcher der Kaiser seine Andacht zu verrichten pflegte, hatten die Jesuiten ein Crucifix aufgestellt, hinter dem sie ein Sprachrohr verbargen; der Beichtvater des Kaisers verstecke sich hinter dem Altar und als der Kaiser vor dem Crucifix kniieend um Hilfe flehte, antwortete ihm dieses dumpf: „Ferdinand, ich will dich nicht verlassen." Dieses Gaukelspiel beförderte immer wieder den Muth und die Hoffnung des Kaisers, die Ketzer zu vertilgen. Behufs Erreichung ihrer Zwecke umgaben sie sich mit Heiligenschein und frommer Heuchlermiene, lehrten den schrecklichsten Aberglauben und nahmen zur Vertilgung der sogenannten Ketzer Feuer und Schwert zu Hilfe, Alles zur größeren Ehre Gottes. Unter Anderem lehrten sie, daß wer sich zu seinem Tode in der Gesellschaft Jesu bleibe, nicht verdammt werden könne und beschrieben die Ceremonien, unter denen ein Jesuit in den Himmel aufgenommen werde (v. monita privata soc. Jesu), während sie andererseits das höllische Feuer und die Qualen der Verdammten mit den schrecklichsten, haarsträubendsten Farben malten. Mit solchen Mitteln wirkten sie auf das ver-

*) Als der Jesuit Jos. Wallis testirend darniederlag, erbat er sich von seinem Rector sogar die Erlaubniß zum Sterben (Pelzel, Geschichte Böhmens).

dummte Volk, gaben ihm Reliquien gegen Feuer, Pest, Gespenster ꝛc. und wußten sich überhaupt in's größte Ansehen zu setzen. Selbstverständlich lehrten sie den Schülern in ihren Collegien nur, was in ihren Kram taugte und brachten ihnen ganz die jesuitischen Maximen bei. Man muß gestehen, daß ihnen die Gabe hiezu im reichlichsten Maße zu Handen war. Es gab unter den Jesuiten Köpfe, die an Scharfsinn und Gelehrsamkeit ihren Zeitgenossen weit überlegen waren, aber sie verwendeten ihr Wissen und ihre Ueberlegenheit nicht zur Verbreitung von Aufklärung und Bildung, sondern zur Ausdehnung ihrer Macht, die nur auf Finsterniß und Aberglauben erstehen konnte. Daher mußten sie sogar einen Galilei verfolgen, obwohl Manche aus ihnen von der Richtigkeit seiner Neuerungen überzeugt sein mochten.

Wie vielfach die Jesuiten bei ihrer Einmischung in politische Angelegenheiten ihre Hände mit Blut befleckten, davon gibt die Geschichte trauriges Zeugniß. Es ist erwiesen, daß der Mord Heinrichs III. von den Jesuiten angestiftet wurde, daß die Bartholomäusnacht in Paris und die Pulververschwörung in London ihr Werk war und nicht unwahrscheinlich erscheint, daß sie bei der Ermordung Wilhelms von Oranien ihre Hand im Spiele hatten. Der Mörder Balthasar Gerard, ein Franzose von Geburt, erklärte beim Verhör ausdrücklich, daß er von vier Jesuitenpatern in seinem Entschlusse bestärkt wurde und diese freilich ungesechterde Aussage eines sterbenden Meuchelmörders erhielt fast dadurch Gewißheit, daß die Jesuiten zu Gerards Ehre Prozessionen veranstalteten und ihn als Märtyrer priesen. Sie boten alle ihre Kraft auf, ihnen unbequeme Fürsten und Staatsmänner, sowie deren Anhänger zu beseitigen. Ihr Vorwand dazu war die Ketzerei, in der That aber suchten sie dieselben nur deswegen zu vernichten, weil sie bei ihnen keinen Einfluß hoffen und nicht erwarten durften, daß sie unter gewissenfreien und aufgeklärten Völkern ihr finsteres Spiel fortreiben und ihre Zwecke erreichen könnten. Mancher aus dem Orden mochte zwar von vielen Dingen Bedeutung und Endzweck nicht kennen, wenn er sie in unbedingtem Gehorsam vollführte, aber die Leiter und Vorstände des Ordens waren sich nur zu sehr über ihre Zwecke klar.

Oesterreich, Spanien und deren Monarchen waren es hauptsächlich, über welche die Jesuiten unbedingt herrschten, diese Staaten waren von ihnen ausersehen, ihr ehrgeiziges Streben zu unterstützen und ihre Pläne zu verwirklichen. Mit der Macht dieser von ihnen dirigirten Staaten mußte zugleich ihre eigene wachsen. Dies erklärt uns, warum sie Philipp II. an Maria von England verkuppelten und dort ihre Scheiterhaufen gegen Ketzer aufrichteten, warum sie die Vereinigung Portugals mit Spanien planmäßig bewirkten.

Es ist uns zwar für letztere Behauptung kein augenscheinlicher Beweis zur Hand, aber die Vermuthung ist so gegründet, daß wir nicht umhin können, davon Erwähnung zu thun. Bekanntlich war der junge König Sebastian von Portugal ganz in der Hand der Jesuiten, auf ihren Rath unternahm er den unglücklichen Kreuzzug nach Afrika und war auf einmal nach seiner Niederlage verschwunden, ohne daß Jemand mit Gewißheit zu bestimmen vermochte, wohin er gekommen. Hatten die Jesuiten ihn verschwinden lassen, um Philipp II. die Wegnahme Portugals zu erleichtern? Wir wissen es nicht — aber Philipp II. machte nach der kurzen Regierung von dem Oheim Sebastians, dem alten Cardinal Heinrich VIII., seine Ansprüche auf die portugiesische Krone geltend und der Herzog Alba, jener unheilvolle Fanatiker, schlug den schwachen Widerstand in Portugal nieder. Die angeführte Vermuthung erhält um so mehr Gewicht, wenn wir uns erinnern, daß die Jesuiten später (1758) an einer Verschwörung gegen den König eben dieses Portugal theilnahmen und einen Mordversuch auf ihn machten, weswegen mehrere Jesuiten eingekerkert und der Pater Malagrida hingerichtet wurde. Eine weitere Bestärkung unserer Vermuthung liegt darin, daß die Jesuiten Alles aufboten, um eine Heirath Sebastians und allenfallsige Nachkommenschaft desselben unmöglich zu machen und daß sie Philipp II. bei seiner Annexion auf alle mögliche Art unterstützten.

Den umfassendsten Begriff, wie die Jesuiten Politik zu treiben verstanden, gibt uns der spätere Sturz Alphons VI., König des wieder selbständig gewordenen Portugal. Der König war körperlich schwach und vermochte daher seiner sinnlichen Gemahlin nicht zu genügen. Sie warf ihr geiles Auge auf des Königs Bruder, Don Pedro, einen körperlich gut, aber geistig schlecht ausgestatteten Mann, mit Hilfe der Jesuiten wurde Alphons VI. vom Throne entfernt, Pedro II. auf denselben erhoben und zwischen ihm und seiner Schwägerin mit Dispens des Papstes Clemens IX. die Ehe geschlossen. Alphons starb 1685 im Gefängniß. Die Jesuiten ernteten die Früchte ihrer bösen That, sie beherrschten das verbrecherische Königspaar unumschränkt, besonders das sog. Triumphirat der drei Patres, Fernandez, Cunha und Ville.

Der Wohlstand der Staaten, die von den Jesuiten beherrscht waren, ging auch gänzlich zu Grunde — Spanien und Portugal liefern hiefür den deutlichsten Beweis — während die Jesuiten sich allein bereicherten und zu diesem Zwecke sogar Handel, Wucher und Wechselgeschäfte trieben. Dieser Beschäftigungen beschuldigt sie der portugiesische Minister Pombal in seiner Depesche vom 8. Oktober 1757 an Papst Benedict XIV. ausdrücklich.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte des Kaffeetrinkens.

(Fortsetzung.)

Ludwig XIV. vereinigte im Jahre 1676 die Limonaden-, Liqueurs- und Kaffeehändler zu einer besonderen Korporation mit eigenen Statuten. Es hatten dieselben unter diesem König nur eine sehr kleine Abgabe zu bezahlen. Als im Jahre 1690 der königliche Rath den Vorschlag einbrachte, dieselbe zu erhöhen, so wurde ihm zum Bescheid ertheilt, „sich mit der mäßigen Abgabe zufrieden zu geben und, zum Vortheil des Handels und zum privaten Nutzen der Unterthanen, die Angelegenheit in ihrem ursprünglichen Zustande zu belassen."

Die Vortheile des Handels schienen zwar einige Zeit ernstlich bedroht zu werden. Der meiste Kaffee wurde nämlich aus dem Orient über Egypten und durch das Mittelmeer bezogen und in Lyon und Marseille aufgesammelt. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde nun von Egypten ein sehr hoher Durchgangszoll auf den Kaffee gelegt, so daß der Preis des Pfundes auf sieben bis acht Franken zu stehen kam. Um dieser bedenklichen Handelslage abzuhelfen, organisirte sich in Saint-Malo eine Handelsgesellschaft, welche in den Jahren 1708 und 1713 zwei Expeditionen um das Kap der guten Hoffnung herum nach Mekka sandte und durch dieselben reichliche Ladungen Kaffee herbeischaffte, so daß das Publikum damit wieder billiger versorgt werden konnte.

Die Kaffeehäuser, welche durch ihre glänzende Ausstattung oder die Güte ihres Getränkes am meisten Ruf genossen, wurden schnell zu beliebten Vereinigungspunkten der vornehmen, feinen Partiewelt. Solch ein Kaffeehaus bildete einen für Jedermann offenen Platz, wohin man, ohne sich einführen oder ankündigen lassen zu müssen, sich zu jeder Tagesstunde verfügen, wo man immer Neuigkeiten vernehmen, mit seinen Freunden oder sonst mit Leuten zusammentreffen konnte, deren Bekanntschaft einem angenehm war, wo man schwatzen, disputiren, politisiren konnte, wie eben die französische Geselligkeit es gerne thut. Doß diese Punkte mit der Zeit eine bedeutende politische Rolle spielten, ist begreiflich; dagegen lag in ihnen noch nicht die Gefahr zu einem verführerischen, leichten Lebenswandel, wie in den Cafés-Restaurants und Cafés-Chantants, welche erst eine Erscheinung unseres genußsüchtigen Jahrhunderts sind.

In London wurde das erste Kaffeehaus 1652 durch einen gewissen Kaufmann Edwards errichtet, der aus der Türkei einen griechischen Bedienten mitbrachte, welcher ihm den Kaffee bereiten mußte. Der Kaffeeverbrauch scheint sich hier schnell gesteigert zu haben. Eine Parlamentsakte vom Jahre 1660 belegt das neue Getränk bereits mit einer Steuer, welche auf die Gallone vier Pfennige betrug, und für die Eröffnung eines jeden Kaffeehauses mußte ein Patent gelöst werden.

Auch hier stieß anfangs der Kaffee auf Opposition. Man trat namentlich im Interesse der öffentlichen und häuslichen Sitten gegen denselben auf. Seinetwegen, so beschwerte man sich, verließen die Männer den häuslichen Herd und verachteten dessen reine und ruhige Freuden, um verderbliche Orte und schlechte Gesellschaften zu besuchen. Sie ruinirten dadurch sowohl ihre Finanzen, als die körperliche und geistige Gesundheit und brächten ihre Zeit damit zu, gegen das Heil des Staates und dasjenige ihrer eigenen Familie zu sündigen. Im Jahre 1674 wurde sogar von den Damen eine Petition gegen den Kaffee eingereicht; das hauptsächlichste Motiv, welches sie gegen denselben vorbrachten, war, er zerstöre die männliche Zeugungskraft.

Im Jahre 1675, unter der Regierung Karl's II., mußten die bereits sehr zahlreichen öffentlichen Kaffeehäuser London's alle geschlossen werden. Dieselben würden nur von schlechten Bürgern besucht und sie seien für den Staat eine schwere, andauernde Gefahr, indem die Trinker da nur zusammenkämen, um ihren aufrührerischen Leidenschaften freien Lauf zu lassen, um falsche Nachrichten zu erfinden und zu verbreiten und die Regierung mit Schmähungen zu überhäufen. Der freiheitsliebende Geist der englischen City verwahrte sich aber so energisch gegen solche Maßregeln, daß dieselben nach wenigen Monaten wieder aufgehoben werden mußten, und zehn Jahre später, während der Revolution von 1688, waren die Kaffeehäuser zahlreicher besucht, als je. Das Volk nannte sie scherzweise nur Zwei-Sous-Universitäten; um zwei Sous wurde nämlich die Tasse schwarzen Kaffee's verkauft und die Leuten meinten, man könne sich hier für diesen Preis ohne Mühe die verschiedenartigste Belehrung holen.

Lord Macaulay entwirft uns über das Londoner Kaffeehausleben dieser Zeit eine sehr lebhafte Schilderung. „Die Leichtigkeit, welche die Kaffeehäuser den Leuten gewährten, in einer beliebigen Ecke der Stadt ein Rendezvous zu bestellen und die Abende mit wenig Kosten in Gesellschaft zuzubringen, hatte zur Folge, daß sie rasch in Aufschwung kamen. Es gab unter den hohen und mittleren Klassen Niemand, der sich nicht täglich auf sein Kaffeehaus begab, um dort Neuigkeiten zu vernehmen und mit seinen Freunden zu besprechen. Jedes Kaffeehaus besaß ein oder mehrere Redner, deren Beredsamkeit die Bewunderung der Menge auf sich zog und die bald im Staate die vierte Macht wurden, welche in unseren Tagen, wie man sagt, durch die Journalisten repräsentirt wird. Vom Jahre 1675 an gewannen diese Orte eine steigende Bedeutung. Die Fremden bemerkten, daß London vor allen anderen großen Städten sich namentlich durch seine Kaffeehäuser auszeichne, daß der Bewohner dieser Stadt das Kaffeehaus zu seinem zweiten Daheim mache und daß, wenn man Jemanden antreffen wollte, man nicht fragte, ob er in der Fleet-street oder in Chancerylane wohne, sondern ob er das Griechische Café oder das Coffee-hause of Rain-bow besuche. Niemand wurde hier ausgeschlossen, vorausgesetzt, daß er seine zwei Sous auf den Zahltisch legen konnte: immerhin hatte jedes Kaffeehaus sein besonderes Publikum, das aus Leuten desselben Standes und Berufes, derselben politischen und religiösen Anschauung bestand. Da gab es ein Kaffeehaus in der Nähe des Parks St. James, wo die mit schwarzen und blonden Perrücken gezierten, bepuderten und parfümirten Edelleute sich einzufinden pflegten und nicht gemocht werden durfte. Dagegen wurde letztere Thätigkeit sehr stark auf dem Café Will, zwischen dem Covent-garden und der Bow-street, geübt; hier war der Tempel aller Schöngeister, wo die poetischen Freiheiten, die dichterischen Erfordernisse, die literarischen Erzeugnisse besprochen wurden.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 30. September.

Die gestrige Aufführung der Oper „Alessandro Stradella" war zu unserer Ueberraschung eine in den meisten Theilen gelungene; wir sagen zu unserer Ueberraschung, denn bei der kurzen Existenz der Oper in ihrer dermaligen Zusammensetzung konnten wir in einem Tonwerke wie „Stradella", dessen gefällige elegante Melodieen eine ineinandergreifende leichte Ausführung bedingen, von dem noch neuen Personale eine solche Abrundung nicht erwarten; desto angenehmer waren wir berührt, als wir die anziehende Musik Flotow's in vollkommen befriedigender Weise an uns vorüberziehen hörten. Wir wollen deßhalb nicht säumen, einer solchen Aufführung unsere Anerkennung auszusprechen, dürfen aber in unserem Lobe nicht blind sein und dabei die Achillesferse übersehen, welche sich im letzten Akte gerade in einer Hauptscene der Oper über Gebühr bemerklich gemacht hat. Der herrliche Marienhymnus, eine der schönsten Perlen der Composition, verfehlte leider allen Effekt durch die Art und Weise, wie Herr Jungmann, der sonst gut gesungen hat, ihn vortrug. Es mögen ihm seine Stimmmittel, die er öfters mehr als nothwendig angestrengt hatte, versagt haben, dann hätte er mit seinen Mitteln ökonomischer zu Werke gehen sollen; es will uns eben bedünken, als ob Herr Jungmann, dessen, wenn auch nicht mehr ganz frische, so doch angenehme und vollklingende Stimme im Recitativ und Allegro von ziemlicher Wirkung ist, in Stellen, wo das Gefühl zum Ausdruck gebracht werden muß, nicht im rechten Fahrwasser wäre. Dieses Gebet muß schwungvoll und begeistert vorgetragen werden und in fortwährender Steigerung mit gehobener Stimmung bis zum Quartettsatze geführt und

dieser auf breitester Basis und in großartigen Contouren zum Abschlusse kommen.“

Herr Jungmann hat aber keine Spur von Begeisterung entwickelt; er trug dieses herrliche Lied zu allseitigem Befremden ohne allen Ausdruck mit klanglose unsicherer Stimme vor und brach dadurch dem Erfolge, den er im Verlaufe des Abends erzielt hatte, die Spitze ab.

Aufgefallen ist uns dabei auch das ungewöhnlich beschleunigte Tempo, in welchem diese ganze Nummer einschlüssig der Ensembles genommen wurde; wir können uns damit durchaus nicht einverstanden erklären. Die Steigerung im Hymnus, insbesondere auch die Stelle „Selbst den Bänden sei vergeben“, muß, um effektvoll zu werden, mit breiten markigen Zügen vorgetragen werden; das ist die Lapidarschrift in der Musik, wenn wir so sagen sollen, großartige Momente, welche in feierlichem begeistertem Tempo vorgetragen sein wollen und, so lange wir wissen, auch in diesem Sinne immer zur Aufführung gebracht wurden.

Möge bei der nächsten Vorführung des „Strodella“ von Seite des Herrn Kapellmeisters, mit dessen sonstiger Auffassung wir ganz einverstanden sind, dieser Ansicht, die mit dem Geiste der Composition in voller Uebereinstimmung steht, geeignete Berücksichtigung zugewendet werden.

Schließlich noch spezielle Anerkennung der Fr. Kaufmann, welche die Partie der Leonore mit Fleiß und Akkuratesse durchgeführt hat, und den beiden Räubern, HH. Weidemann und Bauerreiß, welche mit naturwüchsiger in der rechten Grenze gehaltenen Komik ihre Rollen durchführten.

—ö—

Schauspielerbrief.

Würzburg, 30. September.

(+) „Zopf und Schwert“, historisches Lustspiel von Gutzkow. Obwohl dieses gut angelegte und durchgeführte Lustspiel im Allgemeinen kühl vom Publikum aufgenommen wurde, so können wir doch nicht umhin, der Direktion um so mehr Dank zu wissen, als sie mit Aufführung dieses Stückes gezeigt hat, daß sie ebenfalls den Weg aller vernünftigen, für die Entwicklung deutscher Dramatik thätigen Theaterleitungen einzuschlagen gedenkt, dessen Ziel ist, auch einmal den fast verborgen gebliebenen oder nur im Lesepublikum bekannten dramatischen Schöpfungen, wie sie in einzelnen Stücken als wahre Schätze seit Schiller's und Göthe's Zeiten gehoben worden sind, auf der Bühne Leben und Verwirklichung zu verleihen. Und gerade die Produktionen des sog. jungen Deutschlands verdienen, freilich mit weiser Auswahl, über die Bretter zu gehen. Die Periode, in der Gutzkow's Lustspiel handelt, ist so recht dazu angethan, uns zu überzeugen, daß jener Zopf der Berliner Wachtparade denn doch seine Früchte getragen hat, nachdem er durch das Schwert des Fortschritts und der Freiheit abgehauen in verjüngter Kraft regenerirt wurde.

Was nun speziell die Aufführung betrifft, so müssen wir Herrn Emil Hahn als Ritter Hatham die Palme zugestehen, sowohl was Feinheit des Spiels als Auffassung seiner Diplomatenrolle anlangt; würdig stand ihm zur Seite Frau Hahn, ganz die historische Königin von Preußen. Herr Moralt als Wilhelm I. reihte sich an Obige in gleichwerthiger Weise an, besonders sein Spiel nach der Erbprinzen von Bayreuth Vierrede (Herr Schelling) war echt dramatisch und hätte nicht besser vorgeführt werden können; während Frln. Reichner die durchaus naive Rolle der Wilhelmine etwas kindlicher hätte auffassen sollen. Herr Pfundt als Feldmarschall spielte einen trefflichen Kammerdiener und Frln. Stettmeyer verwischte den guten Eindruck ihres netten Spiels nur dadurch, daß sie das Gedächtniß einmal im Stiche ließ.

Der „Altdeutsche Saal“, gemalt von Herrn Lütkemeier in Coburg, zeichnete sich durch eine glückliche Perspective und wirklich anmuthig angebrachte Bosquets abwechselnd mit niedlichen Kinderköpfchen aus.

Miscellen.

Eine recht charakteristische Anekdote wird von Alexander Dumas erzählt. Sein Schuhmacher überrascht ihn eines Morgens ganz früh mit einer sehr unangenehmen Rechnung über 300 Franken. „Ich habe heute kein Geld,“ antwortete Dumas. „Dies Unglück passirt ihm bekanntlich sehr oft. — „Kein Geld,“ erwiderte der Schuhmacher, „das ist leicht gesagt, aber ich verliere außerdem noch meine kostbare Zeit, wenn ich wieder kommen muß.“ — „Sie haben Recht,“ meint Dumas, „hier sind 10 Franken für den Weg; selbstverständlich betrachte ich diese 10 Franken nicht als Abschlagszahlung. Sie bleiben außerhalb unserer Rechnung.“ Der Schuhmacher entfernt sich ganz entzückt und kommt drei Tage später wieder. Dumas gibt ihm wieder 10 Franken, um ihn für den vergeblichen Weg zu entschädigen. Zwei Tage darauf findet dasselbe Manöver statt. Kurz, nach Verlauf von zwei Monaten hat Dumas seinem Schuhmacher zwar volle 300 Franken bezahlt, aber er schuldet ihm noch immer seine Rechnung in demselben Betrage.

•

— Vor einigen Tagen, erzählt der „Figaro“, kam eine Tänzerin eines großen Pariser Theaters, nach einer Abwesenheit von 36 Stunden nach Hause; sie pocht und ist sehr erstaunt, daß ihr die Thür von ihrem fünfjährigen Töchterlein, das gelegen auf einem Stuhl schlafen mußte, geöffnet wird. „Wo ist deine Großmutter?“ fragte die Tänzerin. — „Sie ist in ihrem Bette; ich versuchte ihr die Augen zu öffnen, aber sie bewegt sich nicht.“ Die arme Frau war gestorben und das Kind war länger als einen Tag bei einer Leiche.

•

— Zum Kirchenkongreß nach Rom wird auch ein Chinese kommen; es ist der Bischof Louis Taurisi aus Kong Tchéou, geboren zu Bordeaux, seit neunzehn Jahren in China beschäftigt. Der Bischof Taurisi hat übrigens noch ein anderes Geschäft, er hat eine sehr schwunghaft betriebene Fabrik von Regenschirmen und ernährt daher viele Arbeiter durch dasselbe. Bischof und Regenschirmfabrikant und da nennen wir die Chinesen noch immer spöttisch „Chinesen!“

•

— In Bublitz (Pommern) wurde jüngst ein Brautpaar aufgeboten, von dem der Bräutigam circa 26 Jahre alt, die Braut aber, eine schwerhörige Person, 78 Jahre alt ist.

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 76. Mittwoch, den 6. Oktober 1869.

Zur Geschichte der Jesuiten.

(Aus der „Sächs. Post.")

(Schluß.)

Da den Jesuiten nur um Erreichung ihrer Zwecke zu thun war, so erhoben sie ihre Hand selbst gegen ihre besten Freunde und Wohlthäter, wenn ihnen diese im Wege standen. Leopold I. von Oesterreich, der ihnen unbedingt anhing und sie mit Wohlthaten überschüttete, mußte eine traurige Erfahrung davon machen. Die Jesuiten hatten nichts Besseres im Sinne, als ihn langsam durch Gift zum Tode zu bringen und zu diesem Zwecke tränkten sie den Docht der Wachskerzen, die der Kaiser brannte, mit Arsenik, der einen feinen weißen Dunst im Zimmer erzeugte und die Luft vergiftete. Doch wurde die Sache noch früh genug entdeckt. (Vgl. Sammlung der politischen Schriften des Prinzen Eugen von Savoyen Band VIII.)

Trotz all ihrer Verbrechen wußten sich die Jesuiten an den ihnen ergebenen Höfen zu halten; es war ihnen keine Heuchelei und keine Lüge zu schlecht, wenn sie nur ihren Einfluß sicherten. Ueber diese Macht der Jesuiten mag man staunen; aber sie ist nicht unerklärlich. Man denke sich nur den ganzen großen Verein, dessen Mitglieder alle dem römischen General unbedingt unterthänig waren! Der Orden war eine Maschine, die von den Obersten willkürlich und zu allen Zwecken in Bewegung gesetzt werden konnte. Wehe dem, der abtrünnig vom Orden wurde und dessen Geheimnisse ausplauderte — es sind solche Fälle historisch erwiesen — die abgefallenen Mitglieder verschwanden auf einmal, kein Mensch wußte wohin.

Selbstverständlich hatten die Jesuiten viele Feinde unter dem Clerus und den Laien, die ihr Thun und Treiben mit dem größten Widerwillen und Abscheu betrachteten. Aber es war gefährlich, mit den Söhnen Loyolas anzubinden, man war keinen Augenblick seines Lebens sicher. Wir übertreiben hier durchaus nicht, und zum Belege unserer Behauptung verweisen wir auf einen ihrer Grundsätze: „Fas est quacunque via et ratione et quibuscunque armis id totum efficere quod ad totam defensionem fuerit necessarium" (Molina, de justitia et jure), der uns begreiflich macht, warum man sich vor den Jesuiten in Acht nehmen mußte. Papst Clemens XIV., der durch die Bulle Dominus ac redemptor noster (1773, 21 Juli) den Jesuitenorden auf das Andrängen der Mächte in allen Staaten der Christenheit aufhob, gab der Welt ein trauriges Exempel davon, wie die Jesuiten sich vertheidigen und rächen.

Clemens starb kurz nach der Aufhebung des Jesuiten-Ordens an Gift und kein Mensch zweifelte, daß die Jesuiten die Mörder seien. Hatte ja der Papst selbst vorausgesagt, daß die Unterzeichnung der Bulle sein Tod sein werde.

Konnte der Orden mit körperlichen Angriffen gegen seine Gegner nichts ausrichten, so wurden Schmähungen und Verläumdungen aller Art zu Hilfe genommen. So schrieben z. B. die Jesuiten gegen Luther, indem sie über seinen Tod frohlockten: „Er starb im achtzehnten Jahre seines Abfalls, nachdem er des Abends zuvor mächtig gesoffen, banquettirt und nach seiner Art Possen gerissen und seine lasterhafte Seele ist ein herrlicher Bissen für den Teufel, der sich an solchen Brocken recht sättigen mag." Gemäß ihrer Lehre: „Explicari facile non potest, quanto odio catholici in haereticos ferri debeant" war zwar eine solche Schmähung am Platze, aber ein Anderer als ein Jesuit hätte sich nie zu einer solchen Gemeinheit gegenüber seinem Todfeind erfrecht.

Die Schlechtigkeit des Ordens erhellt am evidentesten aus seinem Sturze selbst. Seine Schandthaten hatten sich so gehäuft, daß sie nimmer unterdrückt werden konnten. Die lange getäuschten Höfe von Frankreich, Spanien und Portugal jagten die Jesuiten mit Schande und Spott aus ihren Staaten. Man glaube sicher, dieser Sturz wäre nicht erfolgt, wenn die Jesuiten sich auch nur einigermaßen gegenüber den Anschuldigungen, welche die ganze civilisirte Welt wie aus einem Munde gegen sie erhob, hätten rechtfertigen können. Sie vermochten es nicht. Um so unbegreiflicher kommt es uns vor, daß Manche aus der ultramontanen Partei und dem Clerus sich heutzutage noch um die Vertheidigung der Jesuiten bemühen. Diese Vertheidiger trifft nicht nur der Vorwurf, daß sie historische Thatsachen mißkennen oder gar verdrehen, sondern man muß die noch viel schlimmere Annahme hegen, daß sie mit der Thätigkeit der Jesuiten einverstanden sind und den gleichen Prinzipien huldigen.

Je mehr man nachforscht, desto sicherer kommt man zur Annahme, daß die Jesuiten weniger einen geistlichen Orden als eine festgeschlossene politische Partei bildeten. Der geistliche Titel und das geistliche Kleid waren nur der Deckmantel, unter dem sie ihre politischen Plane am ehesten auszuführen gedachten. Das geistliche Ansehen und der Aberglaube der Leute, das waren Mittel, die auf ein Gelingen des jesuitischen Strebens hoffen ließen. Am klarsten deutete der Jesuit Barisonius (1609) dieses Streben an, indem er schrieb: „Man müßte es für den größten Vortheil des Volkes ansehen, wenn der verderbliche Same der Staatsmänner ausgerottet, die weltliche Herr-

schaft mit der geistlichen vereinigt und die Staaten allein von uns Priestern regiert würden."

In gleichem Sinne äußerte sich der bekannte Mariana, daß die Geistlichen den Staat besser regieren könnten, als die weltlichen Regenten.

Die Jesuiten ließen es aber nicht allein bei der bloßen Theorie bewenden, der Jesuitenstaat Paraquai in Südamerika gab das sprechendste Zeugniß, daß der Orden die Praxis nicht minder gut verstehe. Der erwähnte Staat wurde von den Jesuiten mit monarchischer Gewalt beherrscht, ja sie gingen sogar soweit und führten an der Spitze der Eingeborenen, woraus sie sich längst eine Armee gebildet hatten, blutigen Krieg gegen die Kronen Spanien und Portugal, welche die Herrschaft über das Land in Anspruch nahmen. Es erforderte mehrere europäische Heere und dauerte beinahe 20 Jahre (bis 1768), bis die Jesuiten Paraquai aufgaben.

Das geistliche Amt war den Jesuiten Nebensache und wo es ihr Vortheil war, warfen sie es ohne Gewissensbisse über Bord. Es befanden sich in den höchsten Staatsstellen Jesuiten, die aber nur von den Mitgliedern der Societät als solche gekannt waren; der Außenwelt erschienen sie als weltliche Beamte, die nicht selten offene Feindschaft gegen den Orden heuchelten, um dessen Zwecke desto eher zu fördern.

In China und in Japan scheuten sich die Jesuiten nicht, die höchsten Staatsämter anzunehmen und statt im schlichten Ordensgewande einherzugehen, sich mit asiatischem Luxus zu umgeben. Gerade in diesen Ländern trat recht deutlich zu Tage, daß sie sich wenig um Katholicismus und Christenthum bekümmerten, wenn sie ihre Zwecke auf andere Art erreichen konnten. Es war ihnen dort alles Andere mehr am Herzen gelegen, als die Ausbreitung der Religion, da sie dadurch keineswegs so schnell einen politischen Einfluß sich erobern konnten.

Daß es ihnen mehr um Politik als um die Religion zu thun war, das bewies auch ihr Hindrängen zu den Höfen, ganz im Gegensatze zu den anderen Orden, die gleichfalls Missionäre in die Welt sandten. Und wo an den Höfen immer schon Weltgeistliche oder Angehörige anderer Orden sich befanden, da war ihr erstes Bemühen dahin gerichtet, sie mit allen möglichen Kunstgriffen zu entfernen und sich selbst an die Stelle zu bringen. In den Gegenden, wo sie einmal festen Fuß gefaßt hatten, schlossen sie alle anderen Missionäre aus und es liegen Fälle vor, wo sie bei diesem Verfahren sogar Gewalt anwandten. Mit den Bischöfen geriethen sie allenthalben in Streit, weil sie sich den Satzungen der Kirche nicht unterwerfen wollten; den Erzbischof von Mexiko zwangen sie durch offenen Krieg zur Flucht, weil er sie in ihrem gesetzwidrigen Treiben nicht gewähren lassen wollte. Kurz, es wäre an jedem Schritt, den die Jesuiten thaten, nachzuweisen, daß Religion und Kirche für sie nur Mittel zum Zwecke, niemals aber Zweck waren.

Daß die Päpste sie gleichwohl so lange Zeit protegirten und nicht aufhoben, das wundert uns keineswegs. Die Päpste vergaßen ja selbst über dem Streben nach weltlicher Herrschaft ihres eigentlichen Amtes, warum sollten sie in den Jesuiten, von denen sie scheinbar in ihrem Streben unterstützt wurden, nicht ihre Freunde erblicken? Noch Clemens XIII. verweigerte hartnäckig die Aufhebung der Societät Jesu, obwohl ihre längere Existenz der offenbarste Hohn auf die Kirche war. Freilich war dieser Papst durch die Jesuiten aus der Wahlurne hervorgegangen.

Zur Geschichte des Kaffeetrinkens.

(Schluß.)

„In keinem andern Café begegnete man einer gemischteren Gesellschaft: da sah man Grafen mit Ordenskreuz und Hosenband, Geistliche in Soutane und Ueberschlag, muthwillige Studirende der Rechte, junge Füchslein an den Universitäten Cambridge und Oxford, arme schriftstellerische Taglöhner und Uebersetzer, in lumpige Shawls gehüllt. Da gab es Cafés, wo die ersten Aerzte der Hauptstadt ihre Konsultationen ertheilten. Der Arzt John Ratcliffe, welcher damals (1685) die größte Klientele hatte, kam täglich um die Stunde der Börse von seinem in der fashionablen Bow-street gelegenen Hause auf das Café Garraway, setzte sich dort an einen besondern Tisch und war immer von einer ganzen Menge Chirurgen und Apothekern umgeben. Da gab es Cafés, welche blos die Puritaner besuchten, wo man keinen Schwur hörte, wo man in einem näselnden Tone über die Auserwählten und Verworfenen der göttlichen Gerechtigkeit sprach; Cafés, wo sich nach ihrer Rückkehr von Venedig oder Amsterdam die finster dreinschauenden Wechslerjuden zusammenfanden; Cafés für die Papisten, wo gegen die Ansprüche der eifrigen Protestanten während des Kaffeeschlürfens ein neuer Aufruhr angezettelt und silberne Kugeln gegossen wurden, um den König zu tödten."

Nach der Revolution von 1688 gingen in der Sitte der Engländer merkwürdige Veränderungen vor. Die Kaffeehäuser wurden allmälig schwächer und schwächer besucht. Ehemals schienen die Engländer weniger ungesellig zu sein, als in unseren Tagen; sie trafen und zerstreuten sich gern an Jedermann zugänglichen Orten; freilich hatten die meisten dieser Etablissements zu Besuchern Leute aus derselben Gesellschaftsklasse. Später fand man es würdiger, die Welt zu fliehen und den Kaffee zu Hause zu trinken; oder aber man bildete geschlossene Gesellschaften und Clubs, in die nur Leute von unzweifelhafter respectability zugelassen wurden.

Uebrigens ward der Kaffee, der zudem einige Zeit durch sehr hoch besteuert war, sehr in Hintergrund gedrängt durch das in England bald überhandnehmende Theetrinken, wogegen auf dem europäischen Kontinent die Kaffeekonsumtion immer in der Zunahme begriffen ist und Kaffee mit Milch ein unentbehrliches tägliches Genußmittel nicht nur unserer vornehmen Frauen, sondern auch der Arbeiter geworden ist.

In Deutschland ist Wien wahrscheinlich die erste Stadt gewesen, in welcher der Gebrauch des Kaffee's eingeführt worden ist. Im Jahre 1663 wurde bekanntlich die Stadt mehrere Monate lang von einer türkischen Armee unter dem Großvezier Kara-Mustapha belagert. Der Feind wurde jedoch geschlagen und die großen Kaffeevorräthe, welche man in den Zelten des Generalstabs fand, verschenkte man zum Theil an einen Soldaten Namens Kotschinski, als Belohnung für seine in der Schlacht bewiesene Tapferkeit. Leopold I. ertheilte dem Manne das Privilegium, das erste Kaffeehaus errichten zu dürfen; die Einrichtung des „Bruders meines Herzens", wie er genannt wurde, weil er selbst alle seine Gäste so zu begrüßen pflegte, fand ungetheilten Beifall und erfreute sich zahlreichen Zuspruchs. In Leipzig wurde das erste, jetzt noch als Arabisches Café in der kleinen Metzgerstraße bestehende Kaffeehaus vom Hof-Chocoladenhändler Joseph Lehmann begründet und bald zählte diese reiche Handelsstadt zahlreiche, schön eingerichtete und namentlich während der großen Messe stark besuchte Institute dieser Art. Von ihnen wird in Schriften aus dieser Zeit nament-

lich gerühmt, daß reizende junge Mädchen, welche eine nicht unwesentliche Zierde dieser Vergnügungsorte bildeten, das beliebte Getränk servirt hätten.

Uebrigens stunden auch in Deutschland der allgemeinen Einführung des Kaffee's mancherlei Hindernisse und Vorurtheile entgegen. So wurde noch 1780 in Hannover unter König Georg III. der Genuß des Kaffee's verboten und auch in Preußen unter Friedrich II. derselbe sehr erschwert durch hohe Steuern (4 Groschen per Pfund) und durch Monopolisirung des Handels. Als im Jahre 1779 die Provinz Pommern mit einer Petition um Aufhebung dieser lästigen Beschränkungen einkangte, ertheilte ihr der „große" Staatsmann und Feldherr folgenden Bescheid:

„Es ist schrecklich, wie die Konsumtion des Kaffee's zugenommen hat und welch enorme Summen hinausgehen aus dem Lande gehen. Die Leichtigkeit, mit der man sich diese Waare selbst in den Dörfern verschaffen kann, ist schuld, daß sich der Bauer und gemeine Mensch an dieselbe beinahe ebenso gut gewöhnt hat, wie der Städter. Wenn man dem Handel mit Kaffee Fesseln anlegt, so wird man genöthigt sein, zum Genusse des Bieres zurückzukehren. Seine Majestät der König ist in seiner Jugend mit Suppe und Bier genährt worden, welche viel gekündet sind, als der Kaffee; folglich können die Leute auf dem Lande damit ebenso gut vorlieb nehmen."

Man sieht, nicht nur geistige Errungenschaften brauchen Zeit, um im Leben der Völker festen Fuß zu fassen und fruchtbringend zu wirken; selbst unsere leiblichen Bedürfnisse hat man von Gottes und der Kirche Gnaden reglementiren zu müssen geglaubt und nur Wenige, welche jetzt allsährlich bei einer Tasse Kaffee unbehindert sich gemüthlich thun, denken daran, wie viele Mühe und Verfolgung es kostete, bis das Recht und die Freiheit des — Kaffeetrinkens für die Menschheit erobert war.

Miscellen.

Vor dem Friedensrichter des Bezirks 37 in Petersburg kam vor einigen Wochen folgender Fall zur Verhandlung: Die Herren Sarudny und Robert, beide im Gefängnisse befindlich, gehen im Garten spazieren. Da fragt Hr. Robert Hrn. Sarudny, ob der spanische Thron noch immer unbesetzt sei. Als ihm die Vakanz desselben bestätigt und zugleich in einer Nummer des „Kiel. Allsat" eine Notiz gezeigt wird, nach welcher englische Blätter den Carlos genannten haben sollen, den spanischen Thron zu vermiethen, fragt er, ob er wohl hoffen könne, König von Spanien zu werden, wenn er die Carlos darum bitte. Hr. Sarudny, der in dem Ganzen einen Scherz sieht, bejaht diese Frage. Hierauf schreibt Hr. Robert einen ausführlichen Brief an die Carlos und übergibt denselben der spanischen Gesandtschaft am ruff. Hofe zur Beförderung. In dieser Zuschrift heißt es unter Anderem: „Ich bin der Edelmann von Robert, folglich eine Persönlichkeit. Ich habe einige Jahre als Aufseher der Kraftsmeschen Poststation fungirt und nichts erworben, als 140 Criminalprozesse (was für meine Uneigennützigkeit zeugt); außerdem habe ich in einem Husaren- und in einem Grenadier-Regiment gedient. Ich werde schon fünf Jahre in Haft (davon vier im Gefängnisse) gehalten. Ich spreche geläufig drei lebende Sprachen. Meine Gestalt ist majestätisch, einnehmend und ausdrucksvoll, folglich werde ich auf dem Throne das spanische Volk, welches ich wie mein eigenes zu lieben hoffe, nicht durch ein mißerdiges Aeußeres kompromittiren." Da ein solcher Brief an die spanischen Carlos nicht abgeschickt werden konnte, wenigstens nicht auf diplomatischem Amtswege, so verklagte Hr. Robert Hrn. Sarudny, weil dieser ihm einen moralischen und materiellen Verlust verursacht habe, und zwar ersteren dadurch, daß er in der Hoffnung, König von Spanien zu werden, gelächelt worden, letzteren für die Auslagen für Papier und Feder. Durch Vermittlung des Friedensrichters kam ein Ausgleich zu Stande, in Folge dessen der Präsident auf den spanischen Thron sich mit fünf Rubel abfinden ließ. So berichtet das Feuilleton der „St. Petersb. Deutschen Zeitung".

— Wie nöthig es ist, wenn man mit Kindern reist, den Verschluß der Eisenbahn-Waggonsthüren zu prüfen, lehrt folgender am Samstag in der Nähe von Bockenheim auf der Main-Weserbahn stattgehabter Vorfall. Das Kind einer von Bremen kommenden englischen Familie spielte an der Waggonthüre mit dem Leder zum Herunterziehen und Heraufstellen der Fenster, als plötzlich die Thüre aufging und das Kind, welches das Leder fest erfaßt hatte, mit hinausriß. Krampfhaft hielt sich der Kleine fest, mehrmals wurde er hin und hergeworfen und schließlich durch die Gewalt des Luftzuges in's Feld geschleudert. Außer einigen unbedeutenden Verletzungen am Kopf und einem Schmerz im Leib trug der Kleine keine weiteren wahrnehmbaren Verletzungen davon.

— (Geschmacksache.) Die Roßschlachterei von Thomas Lindheimer in Frankfurt empfiehlt in Offenbacher Blättern wiederholt ihr Koch- und Bratfleisch, Cotelets, Wurst z. c. und versichern sich die Pferdefleischesser von Woche zu Woche. Ja einzelne sind noch weiter gegangen, sie haben den Versuch mit Hundefleisch gemacht und dasselbe ganz vortrefflich gefunden. Mancher als enlaufen ausgeschriebener Bello, für dessen Wiederbringen eine Belohnung ausgesetzt wurde, lag schon zuhig im Essig, als die Annonce erschien. Wenn der Abscheu wie vor dem Pferdefleisch einmal glücklich überwunden ist, dann wird man auf den Speisekarten unter Anderem lesen: gebratenes Affenjunges mit Salat, gestopfter Zamba mit Gierklößchen, gefüllter Dächsel und Sonstiges mehr. — Besten Appetit, es lebe der Fortschritt auf jedem Gebiete!

— (Ein Scharfrichter-Examen) sollte am vorigen Freitag beim Berliner Kammergerichte stattfinden, konnte jedoch wegen plötzlich eingetretener Krankheit des Prüfungs-Commissärs, des Herrn Kammergerichtsraths Leonhardi nicht abgehalten werden. Der Aspirant war ein Bruder des bekannten Scharfrichters Reindl. Ueber die Prüfung selbst theilen Berliner Blätter Folgendes mit: Der Candidat des Scharfrichteramtes muß, nachdem er sich bei einem Scharfrichtereibesitzer praktisch ausgebildet, und ein Attest über seine Brauchbarkeit dem Obergericht eingereicht hat, vor einem Commissarius desselben seine Prüfung ablegen. Der Examinandus braucht jetzt zwar nicht mehr alle Grade der Tortur zu kennen, dagegen wird er im Schreiben und Lesen examinirt und muß die ganze Handlung einer Hinrichtung beschreiben können, namentlich aber angegeben wissen, welche Halswirbel bei einem Hinzurichtenden getroffen werden müssen, wenn derselbe gleich auf den ersten Schlag mit dem Beile geköpfet werden soll.

— **(Der Lohn einer Lebensrettung)** macht in Eckernförde viel von sich reden und wird sogar in der dortigen Zeitung öffentlich besungen. Eine betreffende Anzeige lautet wie folgt: „Bitte nicht zu übersehen! Endesunterzeichneter beabsichtigt, Sonntag-Nachmittag, den 26. September, nach 4 Uhr, bei dem Gastwirth E. Böhde hieselbst eine Porzellantasse und 1/2 Pfund Chokolade, welches ihm von Herrn Friese als Geschenk für Rettung seines Lebens aus dem Wasser gemacht ist, öffentlich verkegeln zu lassen. Der Einsatz ist für zwei Würfe 2 Sch. und der Ertrag soll zur Unterstützung der Hinterbliebenen der in den Kohlenwerken bei Dresden Verunglückten eingesandt werden. Ich lade alle Bekannte und Freunde zu recht zahlreicher Theilnahme freundlichst ein. Borbye, den 21. September 1869. Christian Martin Voigt, Schiffszimmermann."

•

— Die Lords der englischen Admiralität haben einen Befehl erlassen, in dem es heißt: „da große Unbequemlichkeit und stellenweise Beeinträchtigung der Disciplin im königlichen Dienste aus dem Umstande hervorgegangen, daß die **Frauen von Offizieren**, sowie deren **Fräulein** sich am **Bord** Ihrer Majestät Schiffe aufgehalten", so sei beschlossen worden, ein solches Unwesen nicht länger zu dulden. In Zukunft solle keine Dame an Bord eines königlichen Kriegsschiffes wohnen und selbst für die gelegentliche Beförderung von Damen von einem Punkte einer Station zur anderen müsse Erlaubniß des Befehlshabers der Station eingeholt und außerdem jener derartige Fall besonders gemeldet werden.

•

— Ein täglich erscheinendes **Blatt** im Staate **Wisconsin** kündigt sein bevorstehendes Eingehen auf folgende Weise an: „Wir haben nur noch einen Abonnenten, einen würdigen Kaufmann, der sein Abonnement in Kolonialwaaren und Wein bezahlt. Der Direktor und der Redacteur dieses unseres vom Publikum verkannten Blattes haben nun schon seit vierzehn Tagen von nichts anderem, als sauren Häringen und Champagner gelebt, und sie fühlen das Bedürfniß einer andern Diät, weshalb sie ihr Blatt eingehen lassen."

•

— Kürzlich wurde in einer Baracke bei Rieb ein Bauernbursche vom Schlage getroffen und blieb todt. Von frommen Seelen in Rieb wurde eifrigst das Gerücht verbreitet, daß der Knecht bei dem Genusse einer Wurst erstickt und weil er an einem **Freitag** die betreffende **Wurst gegessen**, sein Tod eine **Strafe Gottes** für den freitäglichen Wurstfrevel sei. Dieses angebliche Wunder klärte sich aber bald dadurch auf, daß der Verunglückte in Folge übermäßigen Genusses geistiger Getränke vom Schlage gerührt wurde.

•

— **(Pariser Humbug.)** Dem Pesther „Sz." ist aus Paris ein Portrait eingesendet worden, welches auf den Boulevards als das Portrait des Mörders Johann Kinck verkauft wird, obgleich es das Bildniß eines berühmten Ungarn ist. Die Thatsache ist bei der Pesther Polizei bereits gemeldet, und diese forscht jetzt dem Urheber des schändlichen Betrugs nach.

•

— Eine **Dame**, welche sich malen ließ, ersuchte den Maler wohl zehnmal in einem Athem, ihr nur einen recht niedlichen kleinen Mund zu machen. „Wenn Sie befehlen," erwiedert dieser lakonisch, „so mache ich Ihnen gar keinen."

Literarisches.

Bluntschli's Staatswörterbuch ist ein nicht blos für den Fachmann unentbehrliches Werk, sondern auch für den Laien ein belehrendes Nachschlagebuch, wie es ein Conversationslexikon, und selbst das beste, nicht zu bieten im Stande ist. Ueber alle Gegenstände, welche auf das Staatswesen, Politik, Volkswirthschaft ꝛc. nur im mindesten Bezug haben, werden hier in leicht faßlicher Darstellung von einer Reihe der ausgezeichnetsten Gelehrten die gediegensten und erschöpfenden Aufsätze in alphabetischer Reihenfolge gegeben. Da nun das große Werk in 11 Bänden dem Publikum wegen seines Umfanges und seines Preises nicht leicht zugänglich war, hat die Verlagsbuchhandlung in anerkennenswerther Weise eine kleinere Ausgabe desselben Werkes in drei Bänden (30 Lieferungen) veranstaltet und ist der Preis desselben ein verhältnißmäßig so niedrig gestellter, daß die Anschaffung leicht ermöglicht ist. Die Ergebnisse des verdienstvollen und in seiner Art bis jetzt unerreichten Wörterbuches werden sohin weiteren Kreisen bekannt gemacht und ist damit einem weit verbreiteten Bedürfniß abgeholfen. Für den reichen Inhalt des Werkes möge eine Aufzählung der Aufsätze genügen, welche z. B. in der eben erschienenen 4. Lieferung enthalten sind: Bankwesen von Professor Adolf Held; Baubehörden und Baupolizei von Dr. Löning; Bauernstand von Prof. Bluntschli; Bayern von Prof. Jolly; Bekenntnißfreiheit von Prof. Nisch; Belagerungszustand und Standrecht von Prof. Strauch; Belgien von S. Brie; der englische Staatsmann Beatham von Bluntschli; die politische Beredsamkeit von Bluntschli; Bergwesen von Dr. Löning; Berufsfreiheit von Strauch; Beschwerderecht von Dr. Löning; staats- und völkerrechtlicher Besitz von S. Beie.

(Die **Todesstrafe** in ihrer kulturgeschichtlichen Entwicklung.) Im Verlage von W. Möser in Berlin ist unter diesem Titel ein Werk erschienen, welches in geschichtlicher Reihenfolge die Todesstrafe darstellt, wie sie bei den ältesten Völkern im Orient, bei den Römern und Griechen, im Mittelalter und namentlich seit dem Zeitalter der Aufklärung aufgefaßt und ausgeübt wurde. Am Schlusse stellt der Verfasser H. Hetzel (Prediger in Heinersdorf in der Mark Brandenburg) eine Betrachtung der Todesstrafe von den verschiedenen Standpunkten aus, vom juridischen, politischen, philosophischen, anthropologischen, theologischen und geschichtlichen, an und plaidirt mit großer Entschiedenheit unter Benützung aller möglichen Beweismittel für Abschaffung der Todesstrafe. Die vorliegende Monographie, die umfassendste und beste, welche über diesen Gegenstand geschrieben, wird wegen des großen Fleißes, mit dem das große Material behandelt wurde, und wegen der faßlichen Darstellung eine freudige Aufnahme bei allen denjenigen erlangen, welche den gleichen Zweck mit dem Verfasser verfolgen und wird selbst bei denjenigen die gebührende Anerkennung nicht versagt bekommen, welche noch immer von der Nothwendigkeit der Todesstrafe überzeugt zu sein glauben.

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 77. Sonntag, den 10. Oktober 1869.

Eine Brosche

oder

Die Landsknechtin.

Novellette von Ferdinand Bibra.

In Schw., einem ruhigen, gemüthlichen Städtchen, war in den schönen Tagen des Herbstes 18.. ein regeres Leben. Diese ungewöhnliche Bewegtlichkeit ward meist durch junge Männer hervorgebracht, die jene Tracht, jene einförmige Kleidung trugen, die man mit Recht Uniform nennt. Ja der Nähe des Städtchens war nämlich ein Lager aufgeschlagen worden, zu dessen Bevölkerung man fast die ganze waffenfähige Jugend des Ländchens einberufen und ihrer Arbeit, ihrem Berufe entrissen hatte. Die wenigen dieser blühenden und wirbelnden Jünglingsgestalten hatten wohl Lust und Liebe zu dem ungewohnten, den stolisirten Menschen anklebenden Lagerleben mitgebracht; sicher war jener junge Mann, der eben langsam die Hauptstraße von Schw. entlang wandelte, nicht aus Vorliebe für dem ihm aufgedrängten Stand dem Rufe der zasselnden Trommel gefolgt. Obwohl ihm die Uniform ganz gut stand, indem sie sich seinen schlanken Körperformen wohlthuend anschloß, so konnte man doch an Gang und Haltung sogleich erkennen, daß er jenen Ständen angehöre, die gewohnt sind, sich legere und doch anständig, kurz, ludenlich zu betragen. — Theilnahmslos, wie es schien, schritt der junge Militair durch das bunte Gewoge der Leute dahin; er blieb nicht stehen, wenn die vom Volke angekannten Federbuschhelden in ihrer glänzenden, silber- und goldgestickten Uniform auf stolzen Rossen daherrauschten, obwohl nahe Bekannte sich unter dieser hohen Generalität befanden. Nur dann und wann rief er einem Bekannten ein herzliches „Grüß Gott" zu, ohne aber seiner Einladung zum Schoppen Folge zu leisten, was er doch sonst mit weniger Strüuben oft genug that.

Aber es war auch ein sonderbarer Mensch, dieser Emil Dalberti, heißes und schal, wie nur ein Student sein kann, wenn es galt, die Gesellschaft zu unterhalten; trübselig und melancholisch, wenn er allein war: oder ihm ein Platz missgönnte nicht durch eigene Schuld, sondern durch das Eingreifen Anderer. Im Studium saß zu gewissenhaft, machte es ihm jetzt Sorgen, daß er die ihm so mühsige Zeit nur mit diesen militärischen Tändeleien hindringen müsse. Das allein war auch der Grund seines theilnahmslosen Hinwandelns mitten durch die belebte, bunte Menge. Stand doch sein Examen vor der Thüre, welches für's Leben entscheiden sollte, und er mußte feiern.

Da ging er hin mit Gedanken, die so verschieden waren von denen der ihn umwogenden Menschen, die fast alle auf Vergnügen und Genuß gerichtet sein mochten, während die seinen in der Zukunft weilten, die er, der Gewissenhafte, sich nicht allzu rosig darstellte. Doppelt verwaist, wie er war, hatte er allerdings Grund, an zukünftige Tage mehr als Andere zu denken; denn sein Erbtheil, so groß oder klein es sein mochte, mußte nach seiner Berechnung in den Jahren seiner Praxis bis zum Minimum verringert werden.

In diesem Augenblicke mußte er stehen bleiben, denn die Menge drängte sich zusammen, um einer Kalesche Platz zu machen, in der der Hochkommandirende vorüberfuhr. Emil wand dadurch in die offene Thüre eines Juwelierladens gedrängt und da er sich hier an seiner Umgebung nicht weiter verantwortlich fassen, so trat er in den Laden, um nach dem Grunde zu fragen. Derselbe war nicht gerade überfüllt und er erblickte bald das Gewünschte. Dennoch blieb er noch einige Augenblicke im Laden, um das größere Gedränge draußen vorbei zu lassen. Da trat ein einfach, aber geschmackvoll gekleidetes, bildschönes Bauernmädchen herein, daß selbst sichtlich in der Thüre stehen blieb, als wollte es sich besinnen, ob es eintreten sollte oder nicht. Erst auf das freundliche „nur herein" des Juweliers kam das beschridene Mädchen näher, aber und aber noch verdend, als es bemerkte, daß es von Emil bedeutsam angeschaut wurde. Der Juwelier schien das Mädchen zu kennen, da er es bei Namen nannte und ihm zurief:

„Ah, Jungfer Eva, Sie lassen sich wieder einmal sehen!"

Eva wollte sich ein Paar Ohrringe kaufen und wählte lange zwischen einem Paar in Kreuz- und Herzform; letzteres gefiel ihr bedeutend besser, allein der Preis und die Verguldung des Juweliers, die Herzohrringe ohne die Brosche zu verkaufen, bestimmten sie, die Kreuzohrringchen zu nehmen. Da trat der bisher nur Beobachtende Emil hinzu und wollte ihr zureden, den Herzschmuck zu kaufen, indem er sehr ihrem feinen Geschmack lobte. Allein Eva gestand ihm unter einigem Erröthen, daß sie nicht mehr Geld ausgeben dürfe. Daraufhin fragte sie der Student, ob sie nicht die Brosche als ein Andenken von ihm annehmen wollte. Sie aber drehte sich befremdet um und wollte wahrscheinlich ablehnend antworten, als sie in ein Paar Augen blickte, vor denen sanftem Schimmer sie die eignen niederschlug; sie ließ den jungen Mann gewähren und entfernte sich sodann, indem sie dem Manne die Hand reichte:

„Dieser Schmuck soll mir ein Andenken an Sie sein, wenn Sie auch bald nicht mehr daran denken!"

Emil wollte etwas erwidern; doch die Schöne war aus dem Laden entschwunden.

* * *

Der alte Kreislauf des Lebens hatte auch mit Daleri sein Spiel; Emil erreichte, was er seit Jahren angestrebt — eine Anstellung. Man ängstigt und sorgt sich ab und ohne zu große Sorge und Angst wäre dasselbe Ziel das unsere geworden. Emil hatte während der Jahre dieses Harrens und Strebens noch viel Herbes erduldet. Das Grausamste aber wollte das Schicksal ihm aufbewahren für diesen Freudentag, als er das Dekret in seinen zitternden Händen hielt und an ein liebes Mädchen dachte, das er nach jenem Uebungsloger in seiner Vaterstadt kennen gelernt. Beiden war damals die Gleichheit ihrer Namen — sie hieß Emilie — als ein Wahrzeichen erschienen, daß der Himmel sie für einander bestimmt habe. Die Eltern des Mädchens dachten jedoch anders, sie wollten als echte Kaufleute ihr einziges Kind zur Hebung ihres Geschäftes gut an den Mann bringen. Emilie war schwach genug, dem Drängen der Eltern nachzugeben, noch dazu, weil Emil während der vier Jahre seiner Abwesenheit soviel als nichts hatte von sich hören lassen. Freilich war es beiderseitiges Abkommen gewesen, die Briefe in möglichst geringer Anzahl zu wechseln, damit Emilions Eltern nichts von dem Verhältnisse erführen. Jetzt aber setzte er sich an seinen Schreibtisch und setzte Emilie in Kenntniß von seinem Glücke und bat sie, sie möchte ihre Eltern nunmehr verständigen, indem er gewiß sei, den folgenden Tag abzureisen, um ihre Hand sich zu erbitten. Doch am Morgen dieses folgenden Tages erhielt er ein Telegramm, worin die Freundin, welche bisher alle Briefe der Liebenden besorgt, ihm mittheilte, daß sich am Tage der Ankunft seines Briefes Emilie mit einem jungen Kaufmanne verlobt habe. — Beim Durchlesen der Unglücksbotschaft entperlte dem Auge des jungen Manne eine Thräne und er murmelte: „Ich hätte es von ihr nicht geglaubt!“ — —

Dann aber war er wieder ruhig nach außen und ließ den Sturm innen forttoben; er meldete sich bei seinem Chef und erklärte, seine Stelle sofort antreten zu wollen, nachdem er kurz vorher um Urlaub nachgesucht hatte.

Er wirkte bereits über ein halbes Jahr in seinem Berufsorte M., als er unter ehrenvoller Anerkennung seiner Berdienste im Amt und als Fachschriftsteller zum Amtschef nach Gr. bei Schw. versetzt ward. Auch hier führte er sein einsames Leben fort; in Gesellschaften kam er nie, was ihm besonders die Damenwelt übel nahm, von der die eine oder die andere Jungfer schon ein Auge auf den schönen, jungen Beamten geworfen hatte. Das Häßte, was er that, war, daß er die und da mit seinen Collegen ein Glas gemeinschaftlich trank; doch selbst in dieser Gesellschaft, wo jeder ungemein heiter sein konnte, war ihm höchstens ein Lächeln abzugewinnen.

Der sonderbare Gerichtschef war ein Jahr im Amt, als sich eines Tages bei einer Verhandlung eine eigenthümliche Scene zutrug, deren Hauptagent der Oberrichter selbst war. Es sollte nämlich eine Weibsperson wegen Landstreichens bestraft werden; sodann war sie im Besitz eines Schmuckgegenstandes betroffen worden, als dessen Eigenthümerin sie sich nicht gehörig auszuweisen konnte. Schon als der Oberrichter Daleri die Personalien feststellte, war es ihm, als sei ihm diese Person bekannt; doch suchte er vergebens in seinem Gedächtniß. Er hatte da zwei Pandekten- und Civilprozeßstaub hinaustegen müssen, um klar zu sein die Tage vor beinahe sechs Jahren denken zu können. — Auf die Frage, was sie an dem Orte habe thun wollen, erzählte das bleiche Mädchen:

„Meine Eltern, die beide noch leben, hatten vor fünf Jahren noch einen Bauernhof in der Nähe von M., hausten aber bald ab; doch ernährten sie sich noch anständig, solange sie gesund blieben. Ich ging fort, um hier einen Dienst zu suchen, um so meinen Eltern im Alter zu vergelten, was sie mir Gutes gethan. Ach, manchen thörichten Wunsch, der theuer war, haben sie mir erfüllt! — Gestern ging ich zu einem Juden, um meinen letzten Schmuckgegenstand, eine Brosche, zu verkaufen, wiewohl mit schwerem Herzen; denn ich erhielt sie vor beinahe sechs Jahren von einem Herrn zum Andenken. Als der Jude mir das Geld dafür bezahlen wollte, ergriff mich plötzlich die Erinnerung an jenen schönen Augenblick wieder, als er im Laden zu mir trat und mir die fehlende Brosche zu den Ohrringen kaufte — — — und ich ward dem Juden das Silber hin und riß mein Heiligthum wieder an mich! Deshalb bin ich verhaftet; man glaubt, ich hätte die Brosche unrechtmäßig erworben. Ach, wie unglücklich ich bin!“ — —

Der Oberrichter war sehr ernst geworden; er fragte sie, wie jener Herr aufgetreten habe. Sie beschrieb den Oberrichter Zug für Zug so treffend, daß der Gerichtsschreiber unwillkürlich seinen Chef anschaute, ob er sich nicht verändert habe. Daleri erhob sich und sprach:

„Sie sind frei; ich zweifle an Ihrer Aussage um so weniger, als ich selbst jener Herr war, der die fehlende Brosche zu den Ohrringen kaufte!“

Und er nahm das freudig zitternde Mädchen bei der Hand und führte es hinaus, indem er ihm zuflüsterte, es solle ihn zu Hause aufsuchen, er wolle für seine Zukunft sorgen. Als der Oberrichter nach Hause kam und Eva im Hausflur warten sah und erfuhr, daß die Haushälterin die Dirne nicht habe einlassen wollen, soll er dieselbe ganz gegen sein sonst sanftes Naturell bedeutend mit Complimenten überhäuft haben.

Die Eltern des armen Mädchens kamen bald auf Veranlassung Daleri's und wohnten in seinem Hause und die Haushälterin ward ganz höflich gegen die fremden Leute. Gar nicht lange Zeit darauf fand es der Oberrichter für nöthig, zu der Brosche nun die fehlenden Ohrringe und Anderes zu kaufen und Alles seinem Eochen zum Brautgeschenk zu machen; denn soweit brachte es das elternliebende, brave Mädchen noch zum Aerger aller sitzengebliebenen Jungfern und töchterschachernden Mütter von Gr. — Den Oberrichter aber kümmerte das wenig; er hatte in dem einfachen Landmädchen gefunden, was ihm die feingebildete Emilie nicht bieten konnte — ein treues Herz.

Das Fest des h. Januarius in Neapel.

Bereits vor einigen Wochen sprach man in Rom viel von dem bevorstehenden Feste des großen Schutzpatrons in Neapel, dessen Blut richtig am Morgen des 19. September, wie alljährlich an bestimmten Tagen im Mai, September und Dezember, flüssig werden sollte. Grund genug, auch der mörderisch drückenden Septemberluft der Thorstadt hinaus zu dem ambrosischen Gestaden des schönen Golfs zu pilgern.

Am Morgen des 19. September rauschte der alte Vesuv so gemüthlich seine Friedenspfeife, so hübsch weiß und ohne

gefährliche Feuerfunken und dunklen Qualm stieg sein Rauch zum lichten Himmel auf, Himmel und Meer, Licht und Luft spielten und schwammen so selig durcheinander, es lag eine so glückliche Sonntagsruhe auf der feiernden Rhede der langgestreckten Stadt und der Perlenschnur schimmernder Häuschen am fernen Ufer, daß man es den guten Neapolitanern gern glauben mochte, wenn sie die Versicherung gaben, der Heilige werde heute ein recht gutes Wunder wirken. Die Leute hatten alle Ursache zu dieser Zuversicht. Hatte San Gennaro doch noch vor kaum sechs Wochen ein außerordentliches Mirakel verrichtet, als der Kardinal-Erzbischof von Neapel einige Theile der Reliquien berührt hatte, um sie mit neuen Silberdrähten zu umwickeln! Wenn damals schon zu außerordentlicher Stunde sein Blut flüssig geworden war, warum sollte der Heilige dann heute lange auf sich warten lassen und seine Landsleute mit Angst und Furcht vor bösen Zeiten und Erdbeben erfüllen?

Da aber Niemand genau wissen kann, zu welcher Stunde und Minute das Blut lebendig wird, so galt es, sich frühzeitig zur erzbischöflichen Kirche, dem vom Cardinal Caraffa umgestalteten Dome Niccolo Pisano's, zu begeben. Es schienen meist anfällige Neapolitaner und Touristen sich dort eingefunden zu haben, während in früheren Zeiten sich die Schluchten der Abruzzen und die Gestade der Adria entleerten, um Schaaren von Pilgern zum großen Feste zu schicken. Am schrecklichsten war das Gedränge in der großen Seitenkapelle, in welcher das Wunder vor sich gehen sollte. Dort befand sich bereits am Hauptaltare der Erzbischof, umgeben von Domherren, Munizipalbehörden und einer dichtgedrängten Schaar von „Inglesi", das heißt Fremden aller Nationen, welche als solche vor den Landeskindern das beneidenswerthe Privileg besitzen, das Wunder aus nächster Nähe schauen zu dürfen. Die Neapolitaner sind förmlich erpicht, jeden Fremden mit diesem seinem Vorrechte bekannt zu machen und ihn fast mit Gewalt durch die aufgestellten Soldaten hindurch zum Altare zu drängen.

Es war 9 Uhr, als das Brustbild des Heiligen, das den Schädel desselben in sich schließt, auf den Altar gestellt und mit Bischofsmütze und Mantel bekleidet wurde. Außerdem trug der Heilige den Cordon des hl. Georg in seiner Eigenschaft als Generalkapitän der Armee, zu dem ihn König Ferdinand II. ernannt hat. Aber alle Könige Neapels, Murat nicht ausgenommen, haben den Liebling des Volkes mit Orden und Auszeichnungen bedacht. Als die Ceremonie des Ankleidens beendet war, erhob sich von der rechten Seite der Tribüne aus ein schreckliches Geschrei. Es war die zahlreiche Sippschaft des Heiligen, die dem untersten Proletariat angehörigen di Gennari, welche, von seinen Brüdern abstammend, ihn als ein längst bekanntes Familienglied begrüßte. Denn das ist der Unterschied, sagte ein Nachbar, zwischen unserem Heiligen und den anderen: zu den anderen betet man und weiß nicht, ob sie Wunder thun, aber San Gennaro gehört zu uns und er muß uns helfen.

Jetzt wurde das mit drei Schlössern versicherte Behältniß der das Blut hegenden Flaschen in Gegenwart der drei Schlüsselbewahrer, nämlich des Syndicus, des Governatore der Kirche und des Bischofs, geöffnet und eines der Gefäße herausgenommen, eine Art von Kapsel, gebildet von zwei concaven Gläsern und einem silbernen Reif mit einer Handhabe und einer Krone. Von diesem Augenblicke an zählt man die Minuten, innerhalb deren das Wunder erfolgt. Der Erzbischof tritt zum Altare und wendet das Gefäß einigen Söhnen Albions dicht vor der Nase hin und her. Die Familienmitglieder brechen wieder in ein fürchterliches Geschrei aus. Als wir nach der Bedeutung fragten, hieß es: „Das versteht selbst ein Neapolitaner nicht. Sie wollen haben, daß er das Wunder verrichte, und wenn's lange dauert, werden sie ungeberdig."

Unser Cicerone hatte kaum geendet, als ein wahrhaft entsetzliches Getöse ausbrach; Wolken von Rosenblättern wurden emporgeworfen und eine Schaar Sperlinge flog auf. Noch waren keine fünf Minuten vergangen und das Wunder bereits fertig; das Blut war flüssig und schäumte, und die Menge drängte sich hinzu, das heilige Gefäß zu küssen.

Die Neapolitaner aber, und nicht blos die Lazzaroni, waren überglücklich. Man kann sich anderswo unmöglich mit größerer Wichtigkeit den Stand der letzten Curse mittheilen, als heute in der Stadt Neapel von Mund zu Munde die Kunde ging, daß der Heilige seine Sache „gut gemacht", daß keine Knoten oder dunklen Flecken im Blute gewesen und daß jetzt weder Krieg noch Krankheiten kommen würden.

Die jetzige Regierung läßt das Wunder ruhig vor sich gehen und hat nur die früher übliche Kanonade abgestellt. Den Neapolitanern aber wird man es gewiß nicht übelnehmen, wenn sie den Tag über ganz ausnehmend lustig waren und erst gegen Mitternacht aus den hundert Osterien am Meeresstrande, vielleicht etwas benebelt, nach Hause kehrten.

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 4. Oktober.

Ein kühner Griff war es gewesen, den die Direktion gemacht hat, indem sie die „Stumme" kurze Zeit nach Beginn der Saison auf die Bühne brachte, aber es war kein glücklicher, denn die Aufführung dieser brillanten Oper blieb weit hinter der Mittelmäßigkeit zurück. Der Erfolg, den jüngst die „Hugenotten" hatten, scheint nach wohlfeilen Lorbeeren lüstern gemacht zu haben, aber nicht jedesmal glückt der Wurf und das Glück kennt keine Treue. Der eingetretene Mißerfolg konnte übrigens nicht auffallen. Eine Oper mit so enormen Schwierigkeiten wie die „Stumme" will gründlich studirt sein; ein anderes Tonwerk, dessen Hauptnummern den Solisten überwiesen sind, kann sich durchwinden, wenn auch die Vorbereitung dazu nur eine nothdürftige war; das geht aber bei einem so kolossalen Werke wie die „Stumme" nicht; hier treten nebst den Solisten eine große Serie prächtiger Ensembles, große Chöre und eine schwierige Orchestration in den Vordergrund und bewegen sich selbständig auf breitspuriger Bahn; da will Alles mit unermüdlichem Eifer einstudirt sein; es darf kein Hinderniß zu groß scheinen und keine Mühe verdrießen; ein oberflächliches Zusammenraffen hilft nichts. Wir rathen deshalb für die Folge, nicht zu viel auf's Spiel zu setzen, denn sonst könnte das günstige Renommée, dessen sich die Oper bis jetzt erfreut, bald wieder geschwunden sein und dann dürfte es schwer fallen, das einmal gesunkene Vertrauen wieder zu gewinnen.

Und nun zur Aufführung selber; daß wir nach vorstehender Einleitung nicht viel Lobsprüche auszutheilen haben, versteht sich von selbst; wir können uns in dieser Beziehung kurz fassen; waren ja selbst unsere besten Kräfte nicht korrekt und tadelfrei!

Frln. Kaufmann hat die allerdings schwierige Partie der Elvire nicht so frisch von der Brust weggesungen, als es wohl sonst der Fall ist; ihre Coloraturen waren fleißig einstudirt, allein der Vortrag derselben nicht lebendig und animirend genug. Masaniello, der Held der Oper, wurde von Hrn. Weidemann etwas zu einstilig aufgefaßt; seine Stimme war fieberhaft aufgeregt und zwar durch die ganze Oper hindurch; Masaniello, der leidenschaftliche, in wilder Begeisterung für die Befreiung seines Vaterlandes auflodernde Freiheitsmann, ist zugleich der zärtlichste Bruder und der treue Wächter des häuslichen Asyls; seine gewaltige, imponirende Stimme muß auch den weichen zarten Lauten der Schwesterliebe zugänglich sein und die einschmeichelnde Schlummerarie zwischen zwei rachegluhenden, hochbegeisterten Revolutionsliedern singen. Herr Weidemann, der in seiner ohnehin sehr anstrengenden Rolle seiner Stimme gar keinen Ruhepunkt gegönnt, sondern sie durchweg forcirt hat, erzielte dadurch im Forte keinen Erfolg und konnte auch im Piano nicht jenen seelenvollen, süßen Ton anschlagen, welcher die wundervolle Schlummerarie tragen soll.

Herr Breuer, welcher den Pietro sang, hob sich wohl manchmal zur wilden Begeisterung Masaniello's empor, war aber sonst gerade das Gegentheil des Hrn. Weidemann, kalt und frostig. Die Duette zwischen Masaniello und Pietro dürfen füglich als mißlungen bezeichnet werden, ein Schicksal, das die meisten Ensembles, die Kirchenscene und das Finale des ersten, sowie so ziemlich der ganze zweite Akt theilten.

Der Darstellerin der Stummen, Fräulein Pögner, wollen wir Fleiß und tiefes Studium ihrer Rolle nicht absprechen, allein es fehlte ihrer Darstellungsweise die Wärme und die glühende Leidenschaftlichkeit der Südländerin und deshalb konnte uns ihre Fenella, wenn sie gleich recht brav gespielt war, doch nicht ganz behagen. —ö—

Schauspielbericht.

Würzburg, 4. Oktober.

(+) „Minna von Barnhelm", Lustspiel von Gotthold Ephraim Lessing. Obwohl Göthe über dieses Werk des gelehrten Dichters sagt, es sei nur von spezifisch temporärem Gehalte, womit er auch leise andeuten wollte, daß es die ungeheure Wirkung nicht mehr thun werde, sobald diese temporären Grundlagen weniger lebendig im Bewußtsein des nachfolgenden Geschlechtes daständen: so hat er selbst doch seine ersten Stücke in Leipzig nach diesem Muster angelegt und ausgearbeitet, wie er selbst in den Gesprächen mit Eckermann (II. 327) zugesteht. — Und ist es nicht ein untrügliches Zeichen, daß ein Stück den Stempel der Mustergiltigkeit an sich trägt, wenn es sich über hundert Jahre mit derselben Frische und Anmuth, wie in ewiger Jugend, auf dem Repertoire erhalten hat! Im Jahre 1767 erschien das Lustspiel, es ist dasjenige Drama, mit dem die neuere dramatische Poesie der Deutschen beginnt, und zugleich dasjenige, das sich trotz der nachfolgenden Schöpfungen eines Göthe, Schiller und der anderen Dramaheroen bis auf unsere Zeit als das älteste, stets gern gesehene Lustspiel der Nach-Klopstock'schen Epoche auf der Höhe der Gunst des Publikums gehalten hat.

Und man kann wirklich einer Direktion nur zu Dank verpflichtet sein, wenn sie neben den vielen unsittlichen, bis zum Ueberdruß faden französischen Possenreißereien auch wieder manchmal etwas ächt Deutsches dazwischen bietet, nur dadurch dem Publikum den Unterschied recht klar vor die Augen zu führen.

Und dieser Unterschied trat wahrlich in der Vorführung des oben genannten Lustspieles ganz deutlich hervor und gewiß nicht zum Vortheile der französischen Rivalstücke; denn jeder einigermaßen auf Bildung Anspruch machende Theaterbesucher konnte die Ueberzeugung mit nach Hause nehmen, daß er einer Musteraufführung der „Minna von Barnhelm" beigewohnt habe. Besonders trug zu diesem Erfolge das Künstlerpaar Herr und Frau Hahn (Tellheim und Minna) das Hauptsächlichste bei; die Meisterschaft dieser ächten Künstler ist schon so oft lobend erwähnt worden, daß ein bescheiden-schweigendes Staunen und Bewundern das beste Lob für sie sind. — Herr Hiepe als Just zeigte, daß er seine Rolle ganz im Sinne Lessing's auffaßte und vollkommen richtig durchzuführen die Mittel hatte.

Das muntere, lebhafte Spiel des Frln. Pögner als Franziska gefiel fast durchgehend. In Paul Werner (Herr Morath) hatten wir ebenso, wie in „Zopf und Schwert", das Stramme, Soldatenmäßige in Vorführung seiner Rolle zu bewundern, dort als Wilhelm I., hier als den treuen geraden Wachtmeister, der immer nach Persien will. — Die durchweg gelungene Rolle des Wirths war mit Hrn. Ernst sehr glücklich besetzt worden; während für die Dame in Trauern denn doch ein schon mehr gettöstetes Frauenzimmer vorzuziehen gewesen wäre. Herrn Pfundt (als Riccaut de la Marliniere) merkte man es etwas an, daß er in der Rolle des Deutsch-Franzosen noch neu war.

Möchte es nur der Direktion gelingen, noch recht viele solche gelungene Vorstellungen zu Stande zu bringen; denn nicht das Klatschen des Publikums (?), sondern das gute seelenvolle Zusammenspiel der Mitwirkenden bringt Mustervorstellungen hervor!

Miscellen.

— Die Innsbrucker „Volks- und Schützenzeitung" gibt in einer Jagdgeschichte aus dem Achenthale nachstehendes Jägerlatein zum Besten: „Die Schlauheit eines Fuchses, der am Schlusse der Jagd den nachrückenden Treibern weichen mußte, darf nicht unerwähnt bleiben. Obwohl, aus dem Gehölz hervortretend, von einem Schützen entdeckt, wußte er doch jedes Sträuchen so glücklich zu benützen, daß er unangeschossen in die Linie der Schützen kam, wo er, „wohl bewußt", daß nach dieser Richtung kein Schuß fallen darf, ruhig sitzen blieb und den Augenblick abwartete, wo sein Gegner anderwärtig sein Auge beschäftigte und er dabei unbelästigt durchbrennen konnte." Das ist doch einmal ein im Waidwerk erfahrener Fuchs!

•

— Salzburg. In Bälde steht uns ein abenteuerlicher Besuch bevor. Der Cisenmenacher-Geselle Michael Rappay hat nämlich am 19. d. auf einem, mit einer ungarischen und französischen Fahne dekorirten Velocipede Paris verlassen und reist auf demselben über Straßburg, Stuttgart, München, Wien nach Pesth. Demnächst wird er in Salzburg erwartet und da diese Velocipede-Reise vom besten Wetter begünstigt ist, so wird sie keinen allzugroßen Zeitraum in Anspruch nehmen.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 78. Mittwoch, den 13. Oktober 1869.

Ein Weihnachtsjubiläum.

(Aus dem „Daheim".)

Die lange Reihe der Säcularjubeltage des Jahres 1869 gipfelt in seinem Weihnachtsfeste; denn am 26. Dez. 1769 ward der Mann geboren, den man mit Recht den „Deutschesten der Deutschen" genannt: Ernst Moritz Arndt. Ein solches Geschenk hat wohl nie zuvor und nie seitdem unter dem Christbaum unseres Volkes gelegen; aber viele Jahrzehnte haben wir ihn als Gottesgabe an seinem Geburtstage begrüßen können bis in sein greisenfrisches neunzigstes Jahr, und an dem hundertjährigen Geburtstage können wir uns seiner mit erneutem Jubel freuen: denn ob auch seit bald zehn Jahren todt, lebt er doch noch unter uns und wird leben, so lange es ein deutsches Volk und eine deutsche Sprache gibt.

Unvergeßlich wird mir meine erste Begegnung mit „Vater Arndt" und das Semester in Bonn bleiben, während dessen auch ich mich seinen Schüler nennen durfte. Es war im Frühjahr 1850. Eben von Schottland zurückgekehrt, hatte ich die Universität Bonn bezogen und meldete mich bei ihm, um ein Colleg zu belegen. Ich mußte ihm viel von meinem Edinburger Aufenthalte und von den Hochlanden erzählen, und ich that es mit jugendlicher Begeisterung; auch ließ ich nicht unerwähnt, wie meine dortigen Lehrer — Sir William Hamilton und John Wilson vor allen — seine Werke wohl kennten und ihn hoch ehrten. Da unterbrach er mich mit einem Mal in meinem Redeeifer — und seine scharfen Augen bohrten sich durchdringend in die meinigen — mit der Frage: „Aber hast du auch da drüben dir ein deutsches Herz gewahrt?" und als ich es ihm freudig bejahen konnte, gab er mir einen herzhaften Kuß und sagte: „Das ist brav, mein Sohn, daran halte fest!" Wie berauscht von diesem Kusse und unendlich stolz auf das „Du", mit dem mich der herrliche Greis beehrt, verließ ich sein freundliches Haus am Ufer des Rheines.

Gar manches Mal bin ich noch eingekehrt unter sein gastliches Dach — noch öfter habe ich in früher Morgenstunde ihn, in seiner blauen Blouse im Garten arbeitend, begrüßt; und tiefer anregende, zu allem Edlen und Hohen gewaltiger begeisternde Vorträge habe ich in keinem meiner Collegien gehört, als aus dem Munde des jugendfeurig docirenden Alten, zu dessen Füßen ich mit vielen Commilitonen — unter anderen auch dem Kronprinzen von Preußen — in jenem Sommer saß.

Erst dreizehn Jahre später führte mich mein Lebensweg wieder nach Bonn, und es war mir weh um's Herz, als ich am Fuße der Eiche stand, die seine Hand einst gepflanzt und unter der er nun selbst neben seinem so früh ihm vorangegangenen Kinde, seinem trauten Willibald, seit den letzten Januartagen des Jahres 1860 ruhte. Später ist sein Andenken daselbst durch eine Erzstatue geehrt worden, die unsern Rhein bewacht und die die Gebetsworte von 1813 zu wiederholen scheint:

Gott behüte unsre Lande,
Unsre Seelen vor der Schande!
Gott erhalte Deutschland frei!

Unwillkürlich lenkt sich der Blick — beim Herannahen unseres Weihnachtsjubiläums — von seiner Grabesstätte zu seiner Wiege, von der zweiten Heimath seines Manns- und Greisenalters zu seiner ersten, nie von ihm vergessenen Heimath zurück, von Deutschlands herrlichstem Strom zu Deutschlands größter Insel. Dort, wo die weißschimmernden Kreidefelsen in das blaue Meer hinausleuchten — auf dem sagenreichen, schönen Eiland Rügen, in Schoritz, ward Ernst Moritz Arndt geboren, dort verlebte er seine Jugend. Sein langes, reiches Leben ist oft beschrieben worden, am besten seinen Hauptphasen nach von ihm selbst in den „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben", die er in seinem siebzigsten Jahre veröffentlichte. Seine anderen Schriften vervollständigen dieses Muster einer Autobiographie; alle, alle — von der „Germania und Europa" und dem „Geist der Zeit" an bis zu seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich von Stein" — sind sie heute noch lesens- und beherzigenswerth.

Wie reich und vielseitig sein Leben war, davon zeugen und werden fort und fort zeugen die Annalen unseres Volkes. Wir beschränken uns auf einige Andeutungen.

Keine Geschichte der deutschen Freiheitskriege darf ihn unerwähnt lassen. Sehr wahr sagt Ludwig Häusser: „Arndt vor allen war in Ton und Inhalt der rechte Ausdruck der edleren Stimmungen dieser Zeit; aus ihm sprach der Patriotismus zugleich verständig und gemüthvoll, fromm und ernst, wie die Zeit selber. Inmitten aller schwärmerischen Uebertreibungen bewahrte er sich die heitere Gesundheit seines Wesens; feurig und begeistert, hatte er doch keine Oder wüsten, fanatischen Hasses in sich; voll Pietät für das Alte, verstand er zugleich die junge Zeit und ihre Bedürfnisse."

Die Geschichte unserer Literatur weist Arndt einen Ehrenplatz an. Seine patriotischen Lieder sind keine ephemere Gelegenheitspoesieen, es sind echte deutsche Volkslieder und sie werden es bis in die spätesten Jahrhunderte bleiben. Nur mangelhaft würden unsere Nachkommen die Zeit

von 1806 — 1815 ohne sie verstehen. Und sollte selbst der Name ihres Verfassers einst in Vergessenheit gerathen, wie derjenige so vieler Dichter unserer herrlichsten Volksweisen, sie selbst werden nimmer vergessen und nimmer ausgesungen werden.

Aber auch die evangelische Kirche Deutschlands wird Arndt ein dankbares Andenken bewahren; seine geistlichen Lieder werden in ihr fortleben. In vielen Gesangbüchern unseres Vaterlandes haben sie sich bereits ein wohlverdientes Bürgerrecht erworben. Schon 1819 hatte er in seiner Schrift: „Vom Wort und vom Kirchenlied" sein tiefes Verständniß unseres Kirchenliederschatzes kund gegeben und dessen Verwässerung energisch bekämpft; in der Vorrede zu seinen 1855 herausgegebenen „Geistlichen Liedern" bekennt er, „in Martin Luthers Bibel und Liedern die rechten, starken und einfältigen Muster" genommen zu haben; und wenn auch seine eigenen Lieder nicht an die der Reformationszeit heranreichen, sind sie doch aus demselben Geist geboren und athmen alle eine seltene Klarheit, Freudigkeit und Sicherheit des Glaubens. Und doch sind sie nicht zu einer Zeit, sondern ganz allmälig, die meisten zwischen 1807 und 1843 entstanden. Mit Vorliebe hat er das Weihnachtsfest, das ja sein Geburtsfest war, darin bihandelt, von dem mehr kindlichen: „Du lieber, heil'ger, frommer Christ, der für uns Kinder kommen ist" — bis zu dem altkirchlichen: „Erklinge Lied und werde Schall!" Am charakteristischsten für den ganzen Mann ist aber das merkwürdig schöne Grablied, das er — mehr als vierzig Jahre vor seinem Tode — in seinen besten Mannesjahren gedichtet und das er in seinem neunzigsten Jahre noch einmal mit krästiger Hand als Facsimile für die letzte Sammlung seiner Gedichte niedergeschrieben hat; jenes Lied, das auch an seinem Grabe von liefbewegten Männerstimmen gesungen worden ist, das da anhebt:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Denn ich bin des Wanderns müde,
Von der Erde scheid' ich ab,
Denn mir ruft des Himmels Friede,
Denn mir ruft die süße Ruh
Von den Engeln droben zu!

und das so trostvoll schließt:

Weint nicht, mein Erlöser lebt;
Hoch vom finstern Erdenstaube
Hell empor die Hoffnung schwebt,
Und der Himmelsheld, der Glaube
Und die ewige Liebe spricht:
Kind des Vaters, zittre nicht!

Ja, Ernst Moritz Arndt war ein ebenso aufrichtig frommer Mann, als er ein feuriger Patriot und ein echt deutscher Mann war, und nicht nur durch seine Lieder, auch durch thätige Arbeit hat er der christlichen Gemeinde gedient. Von 1817 an bis an sein Lebensende — mit einer ganz kurzen Unterbrechung — hat er im Presbyterium der Bonner Evangelischen Gemeinde als Aeltester und später als Repräsentant gesessen. Und immer war er dienstbereit in seinem Amte. Wenn man ihn fragte, zu welcher Zeit er in Gemeindesachen zu sprechen sei, lautete seine Antwort stets: „Zu jeder Stunde und an jedem Werktage!" Der letzten Versammlung des Vorstandes der Gemeinde im Jahre 1859 wohnte er kurz vor seinem 90. Geburtstage bei; zum Schluß derselben sprach er über dieselbe, gleichsam wie einen Abschiedssegen, mit lauter Stimme: „Gott segne alles — alles!" — „Wer Gott sucht" — so hatte er schon viele Jahre vor seinem Tode geschrieben — „der wird Ihn finden. Wer das Licht sucht, dem wird es leuchten. Wer in dem Lichte oder Geiste oder Blute des Herrn mit sehnsüchtigem Sinne Trost und Versöhnung sucht, dem werden sie nie gebrechen."

Am wenigsten bekannt dürften seine pädagogischen Schriften sein, und doch wird man noch heute seine „Fragmente über Menschenbildung" mit Nutzen lesen; namentlich enthalten darunter seine „Briefe an Psychidion, oder Ueber weibliche Erziehung", die 1819 erschienen, gar vieles Treffliche und Lehrreiche für Eltern und Erzieher, ja für alle, die die Frauenfrage unserer Zeit beschäftigt. Oder kann unsere Zeit ein Wort, wie das folgende, auf's Geradewohl herausgegriffene, nicht mehr gebrauchen: „Man gebe unsern nordischen Frauen, die durch die Maßlosigkeit und Gestaltlosigkeit des Klimas und Zeitalters mehr als recht in das Ueppige und Zerfließende der Gefühle hineingelockt werden, andere Empfindungen, die uns gerade noth thun; man lehre sie, welche Kühnheit, welche Festigkeit und Freudigkeit dem Herzen und Leben eines Christen und einer Christin wohl stehen; man lehre sie, welche Würde darin ist, Mutter tapferer und männlicher Söhne zu sein und durch die erste Religion der Liebe, die an der Mutterbrust eingesogen wird, die jungen Herzen für das Unsterbliche und Göttliche zu entzünden; man lehre sie, daß sie auch Thaten thun können, zwar unsichtbare und ungehörte, die aber einst mit ihren Kindern draußen in Herrlichkeit und Kraft auftreten werden."

Wie überall freilich, ist auch das Leben unseres Arndt die beste und wirksamste Pädagogik; wohl unserem Volke, wenn es an seinem hundertsten Geburtstage sich dasselbe auf's neue zur Weihnachtsgabe schenken läßt und es nachlebt! Dann wird es auch gerne der Bitte, mit der wir diese Erinnerungsworte schließen, ein williges Ohr leihen.

Unmittelbar vor Rügens bedeutendster Stadt, Bergen, erhebt sich östlich der Rugard, das „Auge des Landes", von dem man einen weiten Blick auf Arndts schöne Heimathinsel hat, der bis nach Stralsund, Greifswald und weiterhin reicht. Dort nun gedenkt ein im Juli dieses Jahres in Bergen zusammengetretenes Comite dem Sänger von Rügen ein Denkmal zu setzen und den Grundstein dazu an seinem hundertjährigen Geburtstage zu legen. Der Fürst zu Putbus, als Besitzer dieser Höhe, hat dazu den Platz bereitwilligst hergegeben, der durch seine romantische, die ganze Insel beherrschende Lage ganz geeignet ist, dem Jubilar im hohen Norden zum freien stolzen Blick über deutsches Meer mit deutscher Flotte und hinüber auf das geeinigte deutsche Vaterland ein würdiges Denkmal zu errichten. Da in Bonn bereits eine Statue sich befindet, hat man ein monumentales Bauwerk in Aussicht genommen, in dessen Halle eine Marmorbüste Arndts aufgestellt werden soll.

In seiner besten Männer einem wird unser Volk sich selber ehren und seine Weihnachtsfreude erhöhen, wenn es dazu beiträgt, auf dem Rugard Ernst Moritz Arndt eine Ehrenhalle und ein Denkmal zu errichten. Wir zweifeln nicht, daß es willig sein wird, seinem Dankgefühle und seiner Ehrerbietung dadurch einen dauernden Ausdruck zu geben.

Robert Koenig.

Eine Hinrichtung entsetzlicher Art,

von der selbst die amerikanischen Zeitungen zugeben, daß sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo doch oft genug derlei Scenen sich zutragen mögen, bei denen man den Urtheilsvollstreckern nicht eben übertriebene Humanität zum Vorwurfe machen kann, einzig in ihrer Art dastehe, wurde am 11. August letzthin in Stroudsburg im Staate Pennsylvanien an der Person eines Charles Orme vollzogen, welcher sich vor ungefähr einem Jahre an der Ermordung eines Theodor Brodhead betheiligt hatte. Der Sachverhalt war folgender:

Am 25. September vorigen Jahres erschienen im Braimerd Haus, ein von Theodor Brodhead gehaltenes Hôtel im Dorfe Dutotsburg, zwei ärmlich gekleidete Individuen, die, wie sich später herausstellte, unter den angenommenen Namen William Brooks und Charles Orme sich in der Gegend herumgetrieben hatten. Sie ließen sich zu trinken geben und benutzten die temporäre Abwesenheit der Hôtelwirthin, die Geldschubiade des Schenktisches zu erbrechen, daraus etliche Dollars zu entwenden und dann unbemerkt das Weite zu suchen. Die Brüder Theodor und Thomas Brodhead verfolgten die Vagabunden. In der Nähe von Delaware Water Gap holte Thomas Brodhead die beiden Kerle zuerst ein und forderte sie auf, zurückzukehren, ihnen bemerkend, man habe sie im Verdacht, den Schenktisch im Braimerd Haus bestohlen zu haben. Brooks war bereit, mitzugehen, Orme widersetzte sich. Brooks wollte eben eine Handvoll Papiergeld über eine in der Nähe befindliche Mauer werfen, als auch Theodor Brodhead herbeikam. Thomas hatte Orme gepackt, ließ ihn aber los und suchte das von Brooks weggeworfene Geld aufzuheben, als Letzterer einen Revolver hervorzog und nach seinem Kopfe zielte. Dies bemerkend, rief Theodor: „Mann, schießt nicht!“ und auch Thomas hob seinen Kopf empor und sagte zu Brooks: „Du thust besser daran, nicht zu schießen!“ Brooks schoß dennoch, verfehlte jedoch sein Ziel; aber ein zweiter Schuß aus seinem Revolver streckte den Theodor Brodhead leblos nieder. Thomas schlug sich mit den beiden Kerls noch eine Weile herum, bis er, fürchterlich mißhandelt und zerschlagen, ohnmächtig zu Boden stürzte, worauf die beiden Gauner die Flucht ergriffen.

Die Mörder, welche alle Umwege abzuschneiden und stets auf dem kürzesten Wege zu fliehen suchten, gingen irre und kamen, ohne es zu wissen, nicht weit von dem Schauplatze des verübten Mordes wieder auf die Straße heraus. Einer richtete seinen Revolver auf die Verfolger, feuerte aber nicht, und nach bevor sie ergriffen wurden, warfen sie ihre Waffen weg. Der Sheriff und seine Leute konnten den Volkshaufen nur mit Mühe abhalten, die beiden Bursche zu lynchen. Sie wurden in das Gefängniß in Stroudsburg gebracht, am 29. Dezember 1868 vor Gericht gestellt, von den Geschwornen des Mordes des ersten Grades schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt. Gegen dieses Urtheil appellirten die Angeklagten, und ihre Anwälte behaupteten, sie hätten sich nur eines Todtschlages schuldig gemacht. Das Supreme-Gericht, welches sich Ende März versammelte, wies jedoch diese Appellation ab.

Am Morgen des 3. April entwischten die beiden Verbrecher aus dem Gefängnisse in Stroudsburg. Die Gefangenen hatten die Sache listig angefangen; der Eine stellte sich, als wenn er von Krämpfen oder einem epileptischen Anfall heimgesucht worden, und der Andere rief den Gefangenwärter zu Hilfe, um den Erkrankten zu Bett bringen zu können. Der alte, keine Gefahr ahnende Mann schloß die Zelle auf und ließ die Schlüssel im Schlosse stecken, und sogleich fielen die Gefangenen über ihn her. Schon vorher hatten sie sich aller ihrer Fesseln so weit zu entledigen gewußt, daß sie dieselben im entscheidenden Moment nur abzustreifen brauchten, und nun bemächtigten sie sich des Gefängnißwärters und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er sich nicht ruhig verhalte. Sie sperrten ihn in ihre Zelle ein und beeilten sich, ihre Flucht zu bewerkstelligen. Wenige Minuten nachher aber machte der Gefängnißwärter Allarm, und bald darauf wurden die Flüchtlinge auf's Hitzigste verfolgt. Der Sheriff bot eine Belohnung von 1000 Dollars auf die Wiederergreifung der Flüchtlinge, während Privatpersonen diese Summe noch um einige hundert erhöhten, und schon Sonntags den 4. April wurde Orme einige Meilen von Stroudsburg wieder ergriffen. Er hatte sich in der Scheune eines Farmers versteckt; dieser hatte jedoch Lärm gemacht, und obgleich Orme versuchte, sich auf einem demselben gestohlenen Pferde zu retten, wurde er doch wieder eingefangen. Von Brooks hörte man nichts mehr, bis ihm am 12. Mai fünf Meilen westlich von Port Jervis ein gewisser Hr. Luirent begegnete, der ihn erkannte und arretirte. Während aber Brooks neben dem Manne einherging, sprang er plötzlich über einen 30 Fuß hohen Damm hinunter und bewerkstelligte so zum zweiten Male seine Flucht, und seit jener Zeit hat man nichts mehr von ihm vernommen.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 11. Oktober.

Ein recht angenehmer Abend wurde uns gestern durch die gelungene Wiederholung der „Zauberflöte“ bereitet; wenn auch keine Mustervorstellung, war die Aufführung doch eine solche, daß man damit in Berücksichtigung der hiesigen Bühnenmittel recht wohl zufrieden sein konnte. Zum ersten Male zeigten sich die Früchte der Akklimatisation des Sängerpersonales, wenn wir so sagen sollen, auf hiesiger Bühne; die Sänger sind zusammengewöhnt, das Orchester zusammengespielt und das Gleichgewicht ist hergestellt; sie erscheinen Alle von einem Gefühle der Sicherheit getragen und diesem Gefühle entspringt die Abrundung der Aufführung und das richtige Verhältniß, die Harmonie unter den Mitwirkenden; jetzt, nachdem das Chaos der ersten Vorstellungen Gestaltung angenommen, läßt sich beurtheilen, was an jedem Einzelnen ist und die Direktion kann mit sicherer Hand die Rollen vertheilen, denn sie weiß jetzt genau, was sie einem Jeden zutrauen kann.

In der „Zauberflöte“ waren die Rollen richtig vertheilt und die Besetzung eine verhältnißmäßig entsprechende; es hatte auch Jeder das Seinige gethan, um diese wunderbare, weihevolle Schöpfung Mozart's in würdiger Weise zur Aufführung zu bringen und so ging das herrliche Werk ohne wesentliche Störungen über die Bühne.

Frln. Kaufmann hat die Pamina gesungen und ihr Renommée als tüchtige brauchbare Sängerin auf's Neue bestätigt; ihre klare, ausgiebige Stimme machte sich im Solo wie im Ensemble geltend und ihr einfach edler Vortrag bewies, daß sie in den Geist ihrer Rolle eingedrungen war und das volle Verständniß derselben sich erworben hatte; wir stimmen deshalb gerne in den ihr gespendeten reichen Beifall mit ein.

Der Frln. Erhart war die nicht sehr dankbare Rolle der Königin der Nacht zugefallen; sie hatte ihrer schweren

Aufgabe auch sichtlichen Fleiß zugewendet und namentlich die Staccatis, diese sonderbare Bizarrerie, scharf angeschlagen und rein durchgeführt; so sehr wir auch dieses anerkennen, können wir uns doch nicht für befriedigt erklären; Frln. Erhart ist dieser Partie noch nicht gewachsen; die sternflammende Königin ist eine der schwierigsten Aufgaben, ein Probirstein für eine Coloraturſängerin; sie setzt einen ungewöhnlichen Stimmumfang voraus und hat selbst für eine routinirte Sängerin ihre Bedenklichkeiten; wir wollen es deshalb der Frln. Erhart, die noch ein ziemlicher Neuling auf der Bühne ist, nicht verdenken, wenn ihr die gewaltigen Coloraturen in ihren beiden großen Arieen nicht gelangen und in ihrem Vortrag kein rechter Ausdruck lag; bei dem großen Fleiße, mit welchem Frln. Erhart an ihre Aufgabe geht, wird's mit der Zeit schon gehen; möge sie nur unverdrossen vorwärts schreiten auf der betretenen Bahn; bei ihren Anlagen lassen sich die Schwierigkeiten schon bekämpfen.

Herr Bauerreiß hat den Sarastro mit verdientem Beifalle gesungen; wir zollen namentlich der edlen, weihevollen Stimmung, die seinen Vortrag durchdrang, unsere volle Anerkennung und hätten nur seinen tieferen Tönen mehr Wucht und Mark gewünscht; wenn es bei ihm in der Tiefe, so hat's bei Hrn. Jungmann (Tamino) in den höheren Registern etwas gefehlt; sein sonst voller ansprechender Ton wurde dort merklich matter und fiel gegen seine mittleren und tiefen Lagen unverhältnißmäßig ab; eine Reduction in diesen vollen Stimmregistern dürfte vielleicht der beste Helfer sein; im Uebrigen hat Hr. Jungmann klar und mit Gefühl gesungen und durch seine deutliche Aussprache jedes Wort zum Verständnisse gebracht.

Herr Tillmetz und Frln. Pogner waren ein allerliebstes Papageno-Paar, im Gesange gut, war ihr Spiel ein ganz vortreffliches und gefiel insbesondere in dem bekannten Duette in der drittletzten Scene allgemein. Die drei Damen und die drei Knaben, welche früher meist das Schicksal der Kranzjungfrauen im „Freischütz" theilten, ließen sich ganz gut an und selbst die Chöre waren gut gelungen und sichtlich von der Weihe der Kunst getragen; wir erinnern nur an den herrlichen Chor: „O Isis und Osyris", der mit Innigkeit und großartigem Aufschwunge gesungen und mit lebhaftem Beifalle gekrönt wurde.

Schließlich sei noch des Orchesters erwähnt, welches unter der sicheren Leitung des Herrn Kapellmeisters Friedrich eine solide Unterlage für die Sänger bildete und einzelne kleine Verstöße abgerechnet ziemlich korrekt spielte; besondere Erwähnung verdient der zarte und abgerundete Vortrag der Flötensolis durch Herrn Röder, einen gediegenen auf der Flöte gleichwie auf Oboe und Viola ausgezeichneten Künstler, welcher auch für die laufende Saison wieder als ständiges Orchestermitglied engagirt ist.

So hatte Jeder seine Schuldigkeit gethan und befriedigt konnte man das Haus verlassen, da die Aufführung der „Zauberflöte" eine ihrem großen Schöpfer nicht unwürdige war.

O.

Miscellen.

Aus Rüdesheim wird unterm 8. Oktober berichtet: Ein fremder Herr logirte seit einigen Tagen mit seiner Frau in einem hiesigen Gasthofe. Heute Morgen wurde die Dame vergiftet todt in ihrem Bette gefunden. Ein ihr angehöriger Hund lag ebenfalls vergiftet todt im Zimmer. Der Herr hatte gegen 7 Uhr das Hôtel verlassen und ging den Rhein entlang nach Aßmannshausen zu. Auf dem Tische fand sich ein Schreiben mit der Unterschrift „A. Siegel", datirt vom 7. d. Mts., worin beide erklärten, daß sie, des Lebens müde, beschlossen hätten, sich das Leben zu nehmen. Unter diesen Zeilen stand mit zitternder Hand geschrieben und datirt vom 8. d. die Bemerkung des Mannes, daß das Gift bei ihm nicht die nöthige Wirkung gehabt, daher er im Rheine bei Aßmannshausen den Tod suchen wolle. Bei seinem Weggehen schloß er das Zimmer ab und nahm den Schlüssel mit. In seinem Bette zeigten sich Spuren von Erbrechen, woraus sich schließen läßt, daß er wirklich Gift genommen hatte. Dem Vernehmen nach hat die Untersuchung ergeben, daß die Vergiftung durch Arsenik stattgefunden hat. Da beide gestern in Bingen waren, so läßt sich wohl vermuthen, daß sie sich dort das Gift verschafft haben. Nach dem vorgefundenen Passe des Mannes und der Paßkarte der Frau sind beide aus Wien. Gestern Morgen bezahlte der Herr im Hôtel seine Rechnung, wobei der Wirth bemerkte, daß er noch im Besitze von einigen hundert Thalern war. Bei der Durchsuchung der zurückgelassenen Effekten fand sich jedoch kein Geld mehr vor.

•

— **(Brutalität aus religiöser Schwärmerei.)** Die „Chemnitzer Nachrichten" schreiben aus Chemnitz: „Ueber einen empörenden Akt religiöser Schwärmerei geht uns ein zuverlässig verbürgter Bericht zu. Ein zwölfjähriger gutgearteter Knabe hatte einen kleinen Streich gespielt, wie ihn die Furcht vor harter Strafe ihm eingegeben. Zitternd steht der Kleine vor dem Vater und bittet: „Lieber Vater, lieber Vater, strafe mich nicht!" — „Ja, ich bin dein lieber Vater, aber die Liebe züchtigt. Mein Sohn, hole mir den Strick!" — „Ja, mein lieber Vater!" antwortet der Kleine und gehorchte. — „Binde die bekannten drei Knoten hinein!" — „Ja, mein lieber Vater!" — „Nun lege dich auf den Boden!" — „Ja, mein lieber Vater!" Der Knabe gehorchte. — „Sieh, mein Sohn, die Liebe Gottes ist unendlich, aber sein Zorn muß sich über die sündigen Menschen ergießen!" Und damit schlägt er in wuchtigen Hieben auf den ruhig zu Boden liegenden Knaben los. Inzwischen ruft ein mit Leitern handelnder Karrenführmann sein bekanntes: „Kauft Leit'!" auf der Straße aus. Der Vater wendet sich gegen das Fenster und hebt pathetisch an: „Ja, Leitern kauft! Wenn es Himmelsleitern wären; mit solchen irdischen „Leitern" haben wir aber nichts zu thun. Die Sünde ist groß. Gottes erbarmende Liebe steigt wieder hernieder!" Und von Neuem beginnt das Tractament, bis ein anwesender Mann Einhalt gebietet. Bemerkt sei noch, daß derselbe Vater für fromme Missionsdienste öffentlich agitirt."

•

— **(Das Wahrsagen ist rentabel.)** Eine Wahrsagerin hat in Klausenburg ihren Sitz aufgeschlagen. Man ließ es sich 20 fl. kosten, sie hinzubringen, und die Wahrsagerin macht unter dem Weibervolke so gute Geschäfte, daß sie bereits verschmäht, sich eines Fiakers zu bedienen, und in eigener Equipage herumfährt.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 79. Sonntag, den 17. Oktober 1869.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Original-Novelle von T.

I.

Es war Donnerstag oder der erste der vier letzten Carnevalstage und ganz Wien war in Bewegung, um sich zu belustigen. Es ging auf Mitternacht los.

Kurt v. M., ein junger Husaren-Offizier, trat in den großen Redoutensaal. Lange irrte er ohne Begleitung durch das Getümmel, denn er kannte Niemanden. Einige Masken zischelten ihm leichtfertige Neckereien zu, die jedoch an ihm abglitten. Erstickend fast vor Staub und Hitze und müde des langweiligen Herumwogens unter den vielen schwarzen Gespenstern, frug er sich, ob denn das Vergnügen und Freude sei, und suchte eher verstimmt als erheitert wieder die Thüre zu gewinnen.

In diesem Augenblicke traten zwei maskirte Damen, von ausgezeichnet schönem Wuchse, seltenem Anstande in ihren Bewegungen und ebenso elegant als kostbar kostumirt, in den Saal. Ein Mann von mittleren Jahren und vornehmer Haltung führte sie. Bald rauschte ein Murmeln des Wohlgefallens um sie her. Schwärme von Masken verfolgten sie und versuchten Witz und Scherz, um ihnen auch Rede abzugewinnen. Kurt vergaß die Heimkehr und mischte sich unter die Menge.

Jetzt kamen dem Zuge einige Charaktermasken, ebenfalls von einer Schaar Neugieriger verfolgt, entgegen, und das Gedränge wurde dadurch so stark, daß eine der beiden Damen, die jüngste, wie es schien, in einem weißen Domino, den eine kostbare Agraffe zusammenhielt, sich auf einmal von ihrer Begleitung getrennt fand. Aengstlich umherschauend, fiel ihr Auge auf den dicht neben ihr stehenden Kurt v. M.

„Maske," sagte sie schnell und leise in französischer Sprache, indem sie seinen Arm ergriff, „darf ich Sie bitten, sich meiner anzunehmen und mir die Freunde, von denen ich weggedrängt wurde, wieder suchen zu helfen?"

„Gebiten Sie ganz über mich, schöne Maske, und vertrauen Sie sich mir," erwiderte er rasch, bot ihr seinen rechten Arm, während sein linker ihr Bahn zu machen suchte. — Vergeblich suchten sie eine Weile die von ihnen weggedrängten Freunde. Erschöpft von dem unbehaglichen Umhertreiben in dem großen Saale, verfügten sie sich in einen der anstoßenden Neben-Salons, um Luft zu schöpfen und auch da die Verlornen zu suchen.

Kurt bot seiner Dame einen Platz auf einem Sopha und einige Erfrischungen. Sie lehnte diese ab.

„Ich befinde mich doch nicht sehr angegriffen und schäme mich fast meiner Furcht," sagte sie.

„Und ich — segne sie," erwiderte Kurt mit der gewöhnlichen Galanterie der Männer, „da sie mir das Glück verschafft hat, Sie, schöne Maske, zu begleiten."

„Ja; ich bin Ihnen recht dankbar dafür; ich möchte Sie selbst bitten, mich nicht eher wieder zu verlassen, bis ich meine Gesellschaft gefunden habe. Lassen Sie uns nochmals in den Saal gehen, um sie zu suchen."

„Wie, Sie wollen mich hier schon verlassen? Wäre es auch nur zur Belohnung, gönnen Sie mir noch einige Augenblicke."

„Gut denn, zur Belohnung," sagte sie heiter, nahm wieder Platz und es entspann sich eine leichte Unterhaltung, die von beiden Seiten mit Geist und Anmuth geführt wurde.

Bald spricht jedoch die schöne Maske auf's Neue davon, die verlornen Freunde suchen zu müssen.

„Aber," versetzte Kurt, „wer sind — darf ich mir die Frage erlauben — diese glücklichen Freunde? Eine Mutter, eine Schwester, ein — Gemahl vielleicht?"

„Ein Gemahl? Gott sei Dank! Nein!"

„Nicht verheirathet also?"

„Nein, nicht mehr!"

„Wie? im ersten Glanz der Jugend, den Ihr ganzes Wesen ausspricht, schon Wittwe? Das ist zu beklagen."

„Wer sagt Ihnen denn, mein Herr, daß ich zu beklagen bin? Sind denn alle Ehemänner etwa so gut, oder alle so zärtlich? Gibt es überhaupt nur solche, welche die Frauen je beklagen könnten?"

„Welch ein hartes Wort! wie glücklich würde der sein, der in Ihrem Herzen billigere und mildere Gefühle erwecken könnte!"

„Für einen Mann? Da sei Gott vor."

„So wollen Sie den Haufen Ihrer Anbeter, die ohne Zweifel —"

„Ich habe deren keine," fiel sie Kurt rasch in's Wort. „Ich komme — aus einer andern Welt. Niemand kennt mich hier."

„Niemand, schöne Maske, das Wort paßt nicht, ich zähle mich selbst dazu und als der glückliche Erste, verspreche ich auch der Ergebenste, der Treueste zu sein."

„Treu? die Männer treu? Guter Gott! auf der Stelle verlasse ich Sie, mein Herr, wenn Sie in diesem Tone fortfahren."

„Wie," rief Kurt, — „die Treue —"

„Die Treue," unterbrach sie ihn, „ist nichts als eine Fessel, die man zu tragen nur vorgibt, um sie einem Andern aufzuerlegen. Ich bin frei, wirklich frei, ich will es bleiben und kein Mann soll mich meinem Gelübde untreu machen."

„So nehmen Sie, schöne Maske, auch noch meine Freiheit dazu. Ich fühle, daß sie verloren ist. Keine Klage darüber. Sie können es mir auch nicht wehren, Sie zu lieben, zu hoffen —"

„Nein, mein Herr! ich will auch nicht, daß man mich lieben, ich will ebenso wenig, daß man mir solche Dinge sagen und am wenigsten, daß man hoffen soll."

„Aber, grausame Maske, was wollen Sie denn? Was muß man thun, um wenigstens Ihre Theilnahme, Ihr Mitleid anzuregen?"

„Man muß weder Thor noch Bettrüger sein, nicht ein Ueberma[illegible] von Gefühlen heucheln, die man oft nur dem Namen nach kennt, nicht glauben, daß man mit ein paar Romansfloskeln und einer angelernten Milde einer vernünftigen Frau feste Vorsätze aus der Seele hinwegzuhauchen könne. Man muß mit Ergebung, Schweigen und Geduld abwarten, daß die Ideen sich fixirt haben, bis vielleicht —"

„Bis vielleicht," rief Kurt schnell, — „," fuhren Sie fort. Mein ganzer Himmel hängt so an diesem köstlichen Vielleicht. Ich werde gehorchen. Schweigen, Ergebung, Geduld, Alles gelobe ich."

So redend, ruhten Kurt's von feuriger Leidenschaft und Hoffnung beseelten Blicke auf der ihm sehr Liebenswürdig Farbe, aus der die großen schwarzen Augen, sanft und glühend zugleich, ihn, wie es schien, mit ruhiger und nachdenklicher Aufmerksamkeit betrachteten.

Ohne in den leidenschaftlichen Ton Kurt's einzugehen, faßte sie die Unterredung wieder auf, und sagte ruhig, doch etwas befangen:

„Ihre Barbarei beweist auf Tapferkeit, zeigt, daß Sie gedient haben. Dienen Sie noch?"

Kurt, durch diese Kälte außer Fassung gebracht, konnte nur kopfnickend bejahen.

„In welchem Regiment?"

„Als Rittmeister bei S.-Husaren," wird mit etwas Laune erwidert.

„Sie sind ein Oesterreicher? Wohl Ihre Familie hier?"

„Nein," rief Kurt aus, den sein Gefühl wieder überwältigte. „Meine Familie lebt in Ungarn. Ich bin erst seit einigen Tagen hier. Ich kenne fast Niemanden. Ich bin frei, ohne irgend ein Band, ein Attachement; der Zufall hat mich hieher geführt, um mein Herz, meine Freiheit, meine Ruhe zu verlieren —"

„Und", fiel die schöne Unbekannte ein, „nicht wahr, Herr v. M., um eine Grausame, eine Unbeständige zu finden? Das sind so die großen Redensarten der eitelen Männer. Allein ich bin billiger für diesen Zufall gestimmt. Ich fange an, zu glauben, daß ich ihm danken müsse. Es scheint mir wenigstens möglich, daß er mir das Glück verschaffen könne, was ich in meinem Leben entbehre."

„O könnte ich zu Ihren Füßen Ihnen die Betheuerung ausdrücken, daß dies Geständniß —"

„Geständniß, sagen Sie? ich weiß den keinem! Da sehe man, wie anmaßend diese doch die Männer sind!"

„Darf man sich also dessen nicht ein wenig schmeicheln, was man mit Leidenschaft wünscht? Hier darf ich denn die Zauberin, die mich in Lukeonetzen gefangen, nicht wenigstens von Angesicht zu Angesicht sehen? Darf ich diese neidische Larve, die mir gewiß Züge verbirgt . . . . . welche vielleicht so übel nicht sind; . . . . könnte ich sie nur einen Moment erblicken, in ihnen lesen . . . verstehen Sie denn nicht in meinen Augen zu lesen? — Sie sind bezaubernd, aber ein süßes Lächeln . . ."

„Nein," sagte die Maske kälter und absprechend, „Sie werden mich nicht sehen, nicht kennen lernen, bis ich bin, noch etwas über mich erfahren."

„Welch' unbegreifliche Grille! . . ."

Sie unterbrach ihn: „Kurt v. M. ist Ihr Name, Rittmeister im S.-Husaren-Regiment? Sie verweilen noch einige Zeit in Wien?"

„Welches Interesse kann dies für Sie haben, da Sie mich nicht mehr sehen wollen?"

„Aber wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich Sie nicht mehr sehen will? Wie wenig gehört doch dazu, um die sich so klug und geschickt dünkenden Männer zu verwirren! Ich will Sie wieder sehen, ja . . ."

„Ei, mein Gott, wo sind Sie denn die ganze Zeit über gewesen?" rief in diesem Augenblicke eine Frauenstimme hinter ihnen. „Eine volle Stunde arbeiten wir und durch das Gewühl, um Sie zu suchen."

Es war die Begleiterin des schönen Maske mit ihrem Cavalier. Sie traten zusammen, erzählten sich, scherzten und fanden endlich, daß es Zeit sei, die Redoute zu verlassen. Kurt bat um die Erlaubniß, sie bis zu ihrem Wagen begleiten zu dürfen; sie nahm seinen Arm und folgte den Andern.

„Wollen Sie nicht, schöne Maske, Ihre unterbrochene Phrase beenden? Sie sind also nicht mehr zornig?" — flüsterte Kurt.

„Es wäre möglich, daß ich auch die letzte Redoute besuchte."

„Ich stehe die dahin vor Ungeduld und Langeweile —"

„Das würde gegen meine Pläne sein . . ."

„Ihre Pläne?"

Man war bis zur äußersten Thüre gekommen. Der Wagen fuhr vor. Weder Farbe noch Wappen war bei der dunklen Nacht zu erkennen. Ein Mohr hielt die Wagenthür offen. „Zum Hotel," rief er dem Kutscher zu, und wie Pfeile flogen die Pferde davon.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtung entsetzlicher Art.

(Schluß.)

Der Tag der Hinrichtung des Orme nahte heran. Der Verurtheilte, ein Irländer von Geburt, etwa 21 Jahre alt, den indessen seine Seelsorger zum Tode vorbereitet hatten, wurde Mittwochs den 11. August, Vormittags 11 Uhr, auf das Schaffot geführt, das seiner Zelle gegenüber errichtet worden war. Man ließ ihn auf einen Stuhl niedersitzen, während ihm das Todesurtheil vorgelesen wurde, und nachher fragte ihn der Sheriff, ob er noch etwas zu sagen habe. Orme verlangte ein Glas Wasser und fing in unzusammenhängender Weise zu reden an. Der Sinn seiner Worte war, daß er nicht auf unparteiische Manier prozessirt und auf falsche Zeugenaussagen hin verurtheilt worden sei. Am Schlusse sagte er, er habe niemals seine Kleider wechseln dürfen und er sei so sehr von Ungeziefer bedeckt gewesen, daß er sich nur mittelst einer brennenden Kerze desselben habe erwehren können. Sheriff Merwin unterbrach den Angeklagten mit dem Bemerken, daß

müsse vor seinem Prozesse stattgefunden haben, was Orme bejahte, worauf der frühere Sheriff Henry auf das Schaffot trat und dies in Abrede stellte. Es kam hierauf zwischen dem Delinquenten und dem ehemaligen Sheriff zu einem Gezänke, das einige Minuten andauerte und noch länger gedauert haben würde, wenn nicht anständige Leute demselben ein Ende gemacht hätten. Die Seelsorger des Verurtheilten verlangten nun einen Aufschub der Hinrichtung bis nach Ankunft des Ein-Uhr-Bohnzuges, weil dasselbe immerhin noch eine Aufschiebung des Urtheils mitbringen konnte. Darüber wurde hin und her gestritten und am Ende brachte man den Verurtheilten wieder in seine Zelle zurück.

Der Postzug kam um 1 Uhr an, brachte jedoch nichts Neues von Harrisburg. Zehn Minuten nach 2 Uhr erfolgt der Gefangene zum zweiten Male auf das Schaffot. Er erfrieg es, wie das erste Mal, festen Schrittes und mit entschlossener Miene. Es wurde gebetet. Der Sheriff zog ihm die Kappe über's Gesicht und der Verurtheilte sagte ihm, seinen Anwälten und einigen andern Personen Adieu. Er murmelte dabei: „Ich habe niemals zu Brooks gesagt, daß er den Theodor Bradhead erschießen solle." Der Sheriff band unterdessen die Arme und Beine des Gefangenen, und als er ihm die Schlinge um den Hals legte, sagte er: „Ich lege dir das so bequem als möglich an, Charley, damit es dir nicht wehe thut." Dann eilte er die Treppe hinunter, riß die Stütze der Fallthüre weg, worauf der Verurtheilte saß, und die Falle klappte über.

Jetzt ereignete sich eine schauderhafte Scene. Die Falle schlug krachend zu, der Strick zerriß aber am Knoten der Schlinge, und Orme fiel von einer Höhe von fünf Fuß herunter und sein Körper schlug schwer auf die Dielen des Gefängnißbodens. Einige Augenblicke lag er bewußtlos da, sein Haupt gegen die Wand gelehnt. Einen Augenblick standen Alle starr vor Entsetzen und unbeweglich da und Niemand getraute sich, an den unglücklichen Menschen heranzutreten. Nachdem jedoch das erste Entsetzen vorüber war, eilten die Zuschauer auf Orme zu. Er wurde aufgehoben, wieder auf die Füße gebracht und ihm die Sterbekappe abgenommen. Mitwollenden Auges blickte er umher, ersahte sein Genick mit der rechten Hand, sagte aber nichts — wahrscheinlich war er unfähig, zu sprechen. Er wurde wieder auf das Schaffot geführt, und der ungeschickte Sheriff machte eine neue Schlinge zurecht. Als sich Orme zum dritten Male unter den Arm des Galgens stellte, rief er seinem Seelsorger zu: „O, wenn nur diese entsetzliche Arbeit vorüber wäre!"

Endlich wurde ihm die Schlinge wieder um den Hals gelegt, die Kappe ihm nochmals über das Gesicht gezogen, während er wiederholt ausrief: „Gott, habe Barmherzigkeit mit mir!"

Den Sheriff ließ zum zweiten Male die Falle springen. Der Gehängte fiel vier Fuß hoch herunter. Dieses Mal riß der Strick zwar nicht, aber der Knoten der Schlinge traf des Mannes Hals gerade unter dem Kinn und hätte nicht geschickter angebracht werden können, um den Todeskampf des Verurtheilten so viel als möglich zu verlängern. Um das Entsetzen noch zu steigern, hatte der Sheriff die Stricke, mit denen er dem Delinquenten Arme und Beine gebunden, nicht fest genug angezogen, und als der Gehängte in der Luft baumelte, erhob sich mehrere Male seine rechte Hand an den Hals und suchte ihn von dem Stricke zu befreien, aber sie griff konvulsivisch in die Falten seines Hemdes nahe am Hals. Als der Körper hin und her schaukelte und an die Falle stieß, ergriff die linke Hand eine Seite der Plattform und klammerte sich mehrere Minuten lang an dieselbe, und erst als sie die Kraft verlor, ließ sie ihren Halt fahren. Aber die Hand suchte sich noch immer daran zu klammern, so daß man das Krahen der Fingernägel auf den Brettern durch den ganzen Corridor hören konnte. Fünfzehn Minuten lang sträubte der arme Wurfche sich gegen den Tod; er arbeitete sich auf schreckliche Weise ab und stark fast nach einem, volle 25 Minuten andauernden Todeskampfe. Nach Verfluß einer halben Stunde wurde der Leichnam abgenommen, in einen Sarg gelegt und in einer Ecke eines der Gemeindefriedhöfe verscharrt. Der Sheriff mußte unter bewaffnetem Schutz nach Hause geleitet werden, sonst wäre vielleicht an dem Vollziehen des Gesetzes grausamliche Rache geübt worden.

Unsere Feder sträubt sich fast, solche Gräuel wiederzugeben. Allein, wir halten es anderseits für unsere Pflicht, Alles zu notiren, was gegen die gesetzliche Menschenschlächterei Abscheu einzuflößen im Stande ist, damit endlich die Stimme der öffentlichen Meinung mächtig genug werde, um mit Erfolg gegen die grausame Justiz der blutigen Wiedervergeltung zu protestiren, welche sich mehrgesetzlicher Weise aus den finsteren Tagen längst entschwundener Jahrhunderte bis auf unsere Zeit verirren konnte. S.

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 13. Oktober.

Die Oper entsaltet zur Zeit eine auffallende Thätigkeit; in der verhältnißmäßig kurzen Zeit seit Eröffnung der Bühne wurden schon acht verschiedene Tonwerke aufgeführt und von diesen die „Zauberflöte" bereits wiederholt. Es läßt sich nicht verkennen, daß bei diesem raschen Forschreiten die Genauigkeit und Gründlichkeit leidet und manche Halbheit zum Vorschein kommt; dennoch flossen wir zuweilen auf ganz entschiedene Erfolge, wie man sie bei der vielseitigen Beschäftigung des Opernpersonales kaum zu erwarten berechtigt ist.

Eines solch günstigen Erfolges in der Hauptsache — denn im Detail gibt's wohl noch manche Beanstandung — hatte die gestern aufgeführte Oper „Norma" sich zu erfreuen. Die reichen, brillanten Melodieen dieses frischen herrlichen Tonwerkes standen in voller Klarheit und Schönheit vor uns. Sänger und Orchester hatten ihre Aufgabe richtig erfaßt und waren so glücklich, ein einheitliches Ganzes im Geiste des Schöpfers der Oper zu geben. Das war liebenswürdige Musik, großartig im Grundton und — mit einzelnen Ausnahmen — genau in der Detail-Ausführung, italienische Musik, von deutschen Künstlern aufgeführt und deshalb nicht blos tönender Klang für's Ohr, sondern zugleich inhaltvolle Gabe für Herz und Gemüth.

In der Titelrolle feierte Frln. Kaufmann einen großen Triumph; sie zeichnete sich nicht nur als Kennerin des dramatischen Gesanges, sondern auch als treffliche Schauspielerin aus. Anfangs bei ihrem ersten Auftreten in der großen Scene mit Oroviſt und dem Chore im vierten Auftritte wollte es ihr nicht gelingen, in ihrer Stimme den imposanten Ton der Seherin zu treffen, die über die kriegslustigen Schaaren der Gallier gebietet. In dem Ausrufe der Norma: „Wer läßt hier Aufruhrstiftsimmen, wer Kriegsruf ertönen" muß das Verdammungsurtheil der Unruhestifter und die Verbrohung mit der Rache der Götter wiederhallen. Groß und majestätisch muß die Prophezeiung

über den Sturz der stolzen Roma sein; Frln. Kaufmann hat diesen Ton nicht getroffen, ihre Stimme war nicht mächtig genug, um diese prophetischen Worte zum rechten Ausdrucke zu bringen; dagegen war sie in den übrigen Nummern ihrer schwierigen Rolle vorzüglich; ihre Stimme erwarmte von Scene zu Scene und erreichte am Schlusse im Duette mit Sever den Höhepunkt. Lebhafter Beifall wurde ihr, desgleichen Herrn Weidemann zu Theil; derselbe hat den Sever recht brav durchgeführt und mit ebenso viel Ausdruck als Wärme gesungen; doch hätte seine Stimme sich hin und wieder etwas moderiren dürfen.

Fr. Steiner hat die mit zahlreichen Schwierigkeiten verknüpfte Rolle der Adalgisa gesungen; sie ist Anfängerin und dieser Aufgabe nicht gewachsen; sie hat offenbar aus Schüchternheit ihre Stimme nicht herausgelassen und dadurch wurde ihr Ton unsicher und gepreßt; ihre Coloraturen lassen noch zu wünschen übrig und ließen deutlich erkennen, daß ihre Ausbildung als Sängerin noch lange nicht beendigt ist. Zur Ermunterung können wir der Fr. Steiner übrigens sagen, daß uns ihre Stimme in den tieferen Lagen angesprochen hat, wir haben ein paar Töne gehört, welche vielen Wohllaut und eine schöne Fülle halten; möge sich deshalb Fr. Steiner nicht abschrecken lassen, sich zunächst in leichteren Aufgaben versuchen und jedenfalls die Befangenheit ablegen, dann wird sich's schon bessern.

Die übrigen Mitwirkenden haben sich gleich den Männer- und gemischten Chören und dem Orchester sehr gut gehalten.

O.

Schauspielbericht.

Würzburg, 11. Oktober.

(+) „Der Ball zu Ellerbrunn", Lustspiel von Blum. Dieses Stück, so wenig es aus der Feder eines Meisters geflossen ist, gab doch Frln. Weigel von Hamburg Gelegenheit, als Hedwig einige glänzende Seiten ihres Schauspieltalentes zu zeigen. Der Uebergang von Schmerz zur Lust, von Freude zu Trauer war ihr besonders gelungen und war wohl der Grund des öfteren Beifalls, der ihr gespendet wurde. Auch hat sie die seltene Gabe, jene Eigenschaft von Salondamen der höheren Aristokratie, auch im Sturme der heftigsten Leidenschaft nach außen eine eisige, unerschütterliche Ruhe zu bewahren, sehr glücklich und natürlich nachahmen zu können; in diesem Genre war ihr „Ade", das sie nach einer Strafpredigt dem Baron voll Kälte, unter der die Hitze der Aufregung bebt, zuruft, einzig und von sofortiger Wirkung.

Ihr zur Seite stand ebenbürtig Herr Emil Hahn als Baron. — Herr Moralt, eine bedeutende Kraft unserer Bühne, spielte, wie immer, seine Rolle voll Verständniß, nur schien er diesmal als Dr. Platanus sich etwas zu sehr von allen Zufällen afficiren zu lassen, obwohl wir mit der sonstigen Auffassung der Rolle vollkommen einverstanden sind. — Herr Ernst (Commissionsrath Zucker) war in der angehängten „Galathe" als Mydas bedeutend besser; denn sein Talent scheint ihn mehr zu lustig-komischen Rollen hinzudrängen. — Herr Schelling kam uns als Eduard sehr eigenthümlich vor; es hatte den Anschein, als habe er sich in die Rolle eines jungen Edelmannes nicht hineingedacht oder als genire ihn die moderne Kleidung; gleichviel — — als Erbprinz von Bayreuth in „Zopf und Schwert" war er viel mehr an seinem Platze. — Frln. Räuber hatte in ihrer undankbaren Rolle (Henriette) wenig Gelegenheit, viele Lorbeeren zu ernten; übrigens war ihre Koketterie mit dem Baron gut durchgeführt. — Fräulein Pögner als Marie spielte ganz artig und auch die kleine Pögner stellte ihren kleinen, ungezogenen Fratzen Rinna recht niedlich vor; es war zu wundern, wie ungenirt und natürlich sich dieses Kind auf den Brettern bewegte, es verspricht für die Zukunft viel.

Der Eindruck des Stückes im Allgemeinen war kein günstiger, wozu eben die manchmal groben Zoten im Lustspiel selbst das Meiste beitrugen.

Literarisches.

John Stuart Mill's gesammelte Werke liegen uns in einer deutschen Uebersetzung vor. Wenn es je ein Bedürfniß war, Werke aus einer fremden Sprache in die Muttersprache zu übertragen, so lag es ohne Zweifel hier um so mehr vor, da Stuart Mill ein Name ist, der einen guten Klang hat und mit fast allen Vorgängen von der größten Bedeutung verwebt ist, welche die Geschichte Englands in der neuesten Zeit ausmachen. Mill ist es eben wieder, welcher bei Commission über die Vertheilung des Grundeigenthums präsidirt und hier zu Gunsten der Pächter für die Verwandlung allen Eigenthums an Grund und Boden in Staatseigenthum mit seiner ihm eigenen Beredtsamkeit spricht. Von der neuen Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke liegen uns 2 Bände, der I. und V. Band vor, wovon der erste die weltbekannte und berühmte Abhandlung über die „bürgerliche Freiheit", dann einen in seiner Art vortrefflichen Aufsatz über das Nützlichkeitsprinzip und eine Rectoratsrede enthält, welche „den ganzen Umfang der Lehrstoffe und Schulungsmittel durchwandert, welche eine Universität als Vorbereitung für die höheren Anforderungen des Lebens darbietet." Der V. Band enthält den ersten Theil seiner Nationalökonomie, oder, wie die Engländer sie nennen, der politischen Oekonomie. Mill's Nationalökonomie hat in England seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1849 sieben starke Auflagen erlebt, während die vorliegende deutsche Uebersetzung bereits auch zum Drittenmal aufgelegt wird. Der große Absatz, den dieses Werk gefunden, entspricht der Vortrefflichkeit desselben; es ist ja eine der hervorragendsten und dauerhaftesten Leistungen auf dem Gebiete der volkswirthschaftlichen Literatur, welche epochemachend und reformatorisch im höchsten Grade war; denn er hat darin die praktischen Erscheinungen der Volkswirthschaft zuerst in ihrem vollen Umfange in ein System gebracht und daraus zugleich die obersten Grundgesetze aufgestellt und neue Lehren deducirt. Daß sein Werk nicht blos theoretischen, sondern auch praktischen Werth hatte, bewies am schlagendsten der Umschwung in der öffentlichen Meinung in Bezug auf die landwirthschaftlichen Zustände Irlands, denen er mehrere Kapitel widmete, und der Anstoß, den er in der Arbeiterfrage gab, und welcher mehrere Schriften, sogar von Arbeitern verfaßt, gegen ihn und seine Lehre hervorrief. Es ist ja bekannt, daß Stuart Mill den Mitgliedern der internationalen Arbeitergenossenschaft keineswegs mit seinen Ansichten als ein befreundeter Mann gilt, obschon er sonst den Interessen des Arbeiterstandes mit Wärme das Wort redet. — Was die Uebersetzung genannten Werkes betrifft, läßt sie nichts zu wünschen übrig; auch die Ausstattung desselben ist eine solche, daß sie dem Verleger Herrn Fues in Leipzig alle Ehre macht.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 80. Mittwoch, den 20. Oktober 1869.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Original-Novelle von L.

(Fortsetzung.)

II.

Kurt's Augen verfolgten den Wagen, der ihm seine Eroberung entführte. Da er nicht wußte, was er jetzt noch länger auf dem Balle thun sollte, ging er nach Hause und begab sich zur Ruhe, die er aber fast die ganze Nacht hindurch nicht finden konnte, denn immer stand das Bild jener räthselhaften Maske vor seiner Seele.

Kaum war der Morgen ergraut, als Kurt auf Mittel sann, seiner Unbekannten auf die Spur zu kommen. Alle Straßen der Stadt wurden von ihm durchzogen, jeden Abend das Theater besucht, kein Concert versäumt. Schon verzweifelte er, nachdem alle seine Versuche erfolglos geblieben waren, als ihm am Morgen des ersehnten Dinstags von seinem Bedienten ein Billet überreicht wurde, in welchem geschrieben stand: „Herr v. M. wird sich erinnern, daß er heute auf der Redoute erwartet wird." Kurt schwamm in Entzücken und konnte kaum den Abend erwarten.

Schon durchstrich er unruhig eine volle Stunde das weitläufige Lokal der Redoute, als endlich der bekannte weiße Domino an ihm vorüberrauschte, ihm ein Zeichen gab, von seiner Gesellschaft zurückblieb und sich an seinen Arm hing. — Man suchte bald dem Gewühl zu entweichen, um in dem bekannten Nebensalon ungestörter sich der Unterhaltung hingeben zu können. Entzückt, die Geliebte wieder zu sehen, in ihrem Anschauen verloren, voller Wünsche und nicht geringeren Hoffnungen, schilderte er ihr mit feuriger Zunge, was er um sie gelitten, seine vergeblichen Nachforschungen, seine Beängstigung, seine Ungeduld.

„So bin ich glücklicher gewesen," erwiderte sie; „denn ich habe Alles erfahren, was ich über Sie, Herr v. M., zu erfahren wünschte. . . ."

„Ueber mich, wie?"

„Ja, Sie haben mir letzthin nichts als Wahrheit gesagt; aber ich weiß nun noch, daß Sie die Liebe Ihrer Kameraden und die Achtung Ihrer Chefs besitzen, daß Sie ein Mann von Ehre sind; der . . . . selbst . . . . einer Frau — bei Männern ist dies viel, sehr viel gesagt — ein gegebenes Wort heilig halten könnte. . ."

„Das würde nur die Pflicht gebieten . . . aber lassen Sie uns von meinem Glücke sprechen. . . . Wie, Sie haben sich also mit mir beschäftigt? Sie nehmen Theil genug an meinem Schicksale, um haben wünschen zu können, daß ich Ihrer Achtung würdig sei . . . . um Nachrichten über mich einzuziehen. . ."

„Allerdings, das war für meine Pläne nöthig. . ."

„Ach, diese Pläne, wann werde ich sie kennen lernen? Schöne Maske, verbannen Sie alles Mißtrauen, es bedarf nur eines Wortes, um mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen und Ihnen mein ganzes Leben zu widmen. . ."

„Das würde mir sehr leid sein; ich würde treulos an mir selbst handeln, wenn ich Ihnen diese Erlaubniß geben könnte," versetzte die Unbekannte lebhaft.

Kurt verstummte. Er begann wieder:

„Hören Sie mit diesem grausamen Spiele auf. . . Warum mich quälen mit diesem Wechsel von Güte und Härte? . . . Die heutige Redoute," fuhr er feurig fort, „ist die letzte . . . Sie werden mir nicht entkommen. Ich werde Sie auf jedem Ihrer Schritte verfolgen, bis ich gewiß sein kann, Sie wiederzusehen, Ihnen mein Herz und meine Gelübde zu Füßen zu legen. . ."

„Nein, nein, mein Herr v. M. Ich muß erst Ihrer Folgsamkeit gewiß sein. Ich werde Ihnen Bedingungen machen — Ihr Ehrenwort erheischen — dieses sogar schriftlich. . ."

„Mein Ehrenwort, und gar schriftlich?" sagte Kurt sehr überrascht über diese Vorsicht bei einem auf der Redoute am letzten Carnevalstage zu schließenden Vertrage. Er betrachtete seine Unbekannte. Ihre Haltung schien ihm befangen, sie schien nachdenklich. Ihr Busen war in sichtbarer Bewegung. Er glaubte fast, sie unter der Larve erröthen zu sehen. Sie ihrer Seits beobachtete Kurt nicht minder, obgleich mit unsicherem Blick und sichtbar mit sich kämpfend.

Kurt, annehmend, daß der Augenblick der Entscheidung da sei, wurde dringend. Mit dem lebhaftesten Ausdruck der Liebe und Ergebung sagte er ihr:

„Theures, unerklärbares Wesen, ja, ich willige in Alles. Ich wiederhole meinen Schwur, den ich dir gleich am ersten Abend gegeben, unterwürfig, folgsam, verschwiegen zu sein; ich nehme im Voraus alle Bedingungen an, welche du mir auflegen willst, wenn ich mich dagegen nur der Hoffnung hingeben darf, dich wieder zu sehen, dich endlich zu besitzen. . ."

„Das wäre nöthig," antwortete sie zerstreut. . . . Kurt fuhr fort:

„Kommen Sie, geliebtes Wesen, setzen Sie meinem Glücke die Krone auf. Lassen Sie uns aus diesem lästigen Gewühl uns entfernen; erlauben Sie, daß ich diese garstige Larve wegnehmen darf, um Ihre Befehle zu erwarten, und Ihnen mit mehr Freiheit meine Schwüre und Betheuerungen meiner Liebe wiederholen zu können. . ."

Mit der der Unbekannten eigenen stolzen Haltung erwiderte sie Kurt's leidenschaftliche Rede kalt und besonnen:

„Sie irren sich nicht wenig, Herr v. M.; Ihre leidenschaftliche Aufregung, Ihre eitlen Betheuerungen verletzen, ja sie beleidigen mich; ich bin nicht, wofür Sie mich zu halten wagen, und ich habe Ansprüche bei Ihnen auf mehr Schonung, Klugheit und Achtungsbezeugung. Verzeihen kann ich Ihnen aber, da mein Betragen gegen Sie allerdings seltsam ist. Allein Sie müssen folgsam sein, sich dem unterwerfen, was ich verlange, oder erwarten, daß ich Sie nie wieder sehe. Morgen werden Sie von mir Nachricht haben. Sie werden meine Bedingungen erfahren. Bis dahin, — Geduld und Ergebung!" — und mit diesen Worten verschwand sie im Maskengewühle.

III.

Man kann denken, mit welcher Ungeduld der nächste Tag erwartet wurde. Der Morgen, der Mittag ging vorüber, der Abend trat bereits ein; schon wollte Kurt verzweifeln, als ihm endlich ein versiegeltes Couvert zugestellt wurde. Dasselbe rasch erbrechend, las er:

„Herr v. M. schien gestern lebhaft zu wünschen, die Dame wiederzusehen, mit welcher er sich zweimal auf der Redoute unterhalten hat; er gelobte, sich Allem zu unterwerfen, was dafür von ihm verlangt werden würde. Folgendes sind die Bedingungen, unter denen er auf Erfüllung seines dringenden Begehrens hoffen darf:

„Morgen um Mitternacht wird ein Wagen bei Herrn v. M. vorfahren. Jemand, der das Vertrauen der Dame besitzt, wird ihn an den Ort der Bestimmung begleiten; Herr v. M. muß sich gefallen lassen, daß ihm die Augen verbunden werden.

„Er darf seinem Führer keine Fragen vorlegen, noch ihn zu gewinnen suchen (was auch vergeblich sein würde).

„Er muß geloben, keinen Lärm zu machen, keinen Streit anzufangen, sich nicht über Dunkelheit zu beschweren, von der Dame, die er sehen wird, nicht zu verlangen, das Schweigen zu brechen, wozu sie sich bestimmt hat.

„Der Führer wird ihn unter den nämlichen Vorsichtsmaßregeln zurückbringen. Herr v. M. verspricht, nichts erforschen zu wollen, was man ihm verschweigen will. Man gelobt ihm dagegen, wenn es dazu Zeit geworden, nähere Mittheilung. Diese hat er geduldig zu erwarten.

„Wenn Herr v. M. diese Bedingungen annimmt, so wird er sie unterzeichnen und sie versiegelt dem Portier übergeben, bei welchem man sie zurückfordern wird."

Kurt, nachdem er diese sonderbare Mittheilung gelesen, war von Erstaunen wie gefesselt. Die verschiedensten Gefühle, die entgegengesetzten Erwägungen bestürmten ihn. Wie ließen sich diese Vorsichtsmaßregeln in diesem sonderbaren Traktate mit dem Versprechen künftiger Aufklärung vereinigen? Wie paßte zu diesem auffallenden dreisten Schritte der stolze, edle und anständige Ton seiner Unbekannten? Er wiederholte es sich beständig, was ihm die Klugheit und Umsicht gebot, daß es thöricht und unbesonnen sein würde, wenn er diese Vorschrift unterzeichnen, wenn er sich auf ein so bedenkliches Abentheuer einlassen wollte — aber seiner Phantasie schwebte nicht minder die himmlische Gestalt der Unbekannten vor —; er erinnerte sich der seelenvollen Unterhaltungen auf den beiden Bällen ... der Contrast dieses Stolzes und dieser Schwäche ... die Seltsamkeit des Verhältnisses ..... die lebhaft erregte Neugierde ... das Romanhafte des Vorschlages ... dies Alles verbunden mit den schmeichlerischen Zuflüsterungen der immer regen Eigenliebe überflügelten alle Bedenklichkeiten.

„Ich nehme alle Bedingungen an. Nur auf der bestehe ich meiner Seits, daß ich mich nicht von meinem Säbel trennen dürfe."

So ward das Billet dem Portier eingehändigt. Es wurde bald abgeholt, und ebenso schnell war die Antwort da:

„Der Säbel ist zugestanden. Herr v. M. hat jedoch nichts für seine Ehre und Sicherheit zu befürchten."

IV.

Nie hatte ein Tag Kurt so lange geschienen, als der folgende. Voll Ungeduld war er schon ein paar Stunden zur Abfahrt fertig im Zimmer auf und nieder geschritten, als mit dem Schlag der Mitternachtsglocke ein Wagen vor dem Hause hielt. Er greift zu seinem Säbel und in wenigen Sekunden sitzt er im Wagen, den der bekannte Mohr ihm geöffnet hat, der ihn auch ehrfurchtsvoll bittet, sich die Augen verbinden zu lassen. Es wird fast eine Stunde im starken Trabe gefahren, dann hält der Wagen und Kurt wird ersucht, auszusteigen. Der Mohr führt ihn. Sie treten in ein Gebäude, wo Kurt hallende Treppen hinaufsteigt und dann durch eine Reihe von Gemächern geführt wird. Endlich befinden sie sich in einem dunkeln Kabinet, wo Kurt die Binde von den Augen genommen wird. Die süßesten Wohlgerüche duften ihm entgegen; eine geöffnete Thür führt ihn in ein von einer Alabasterlampe matt erleuchtetes Boudoir. Der Mohr, in der einen Hand seine Blendlaterne haltend, deutet mit der andern auf die geöffnete Thür. „Honneur et silence", flüstert er ihm zu und verschwindet.

Kurt legt den Säbel ab und — eilt dem Boudoir zu. Eine Dame im einfachsten Negligé, den Kopf mit einem Schleier bedeckt, ruht auf dem Sopha. Es ist seine Unbekannte. Er ist wie verklärt ... er wirft sich zu ihren Füßen. „Wie glücklich machen Sie mich! — Aber wie, immer wollen Sie mir noch den Anblick Ihrer himmlischen Züge entziehen.... es sei kein Geheimniß weiter zwischen uns."

Bei diesen Worten sucht er sich mit einer ungeduldigen Bewegung des Schleiers zu bemächtigen .... er findet keinen Widerstand, aber .... in demselben Moment erlischt wie durch Zauberei die Alabasterlampe. ...

Bald übertraf sein Glück seine Hoffnungen ... wir aber wollen nicht mit unzarten Andeutungen den Wahlspruch „Schweigen und Ehre" verletzen, — der Kurt zum glücklichsten Sterblichen machte .... Schon graute der Morgen. Ein leichter Schlummer hatte die Glücklichen eingewiegt. Eine geheime Thüre öffnete sich. Die Unbekannte verschwand und Kurt befand sich allein.

In demselben Moment war auch der Mohr wieder da. Er bat Kurt ehrfurchtsvoll, ihm zu folgen und sich wie beim Kommen die Augen verbinden zu lassen.

„Nein, nein," versetzte er in Verzweiflung, „ich folge nicht, bis ich dieses himmlische Wesen ..."

„Honneur et silence", schallte es da von einer Frauenstimme herab, „honneur et silence", sagte Othello, — so hieß der Mohr, mit festem Ausdruck, und Kurt ... folgte und wurde zurückgeführt, wie er gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mont-Cenisbahn und der Mont-Cenistunnel nach chinesischen Berichten.

(Aus dem „Daheim".)

Es dürfte noch viel Wasser den Jantsekiang hinunterlaufen, bis die Chinesen über europäische Einrichtungen einigermaßen leidlich unterrichtet sein werden. Ja, man sollte, nach ihren Mittheilungen über gewisse Institutionen in Europa zu urtheilen, entschieden daran zweifeln, daß sie in der Erfindung des Compasses, der Gasbeleuchtung, des Schießpulvers, Papiers, Buchdrucks, der Schnellwaagen, Feuerspritzen, Kettenbrücken, artesischen Brunnen und der Glocken den Europäern vorangegangen. Jedenfalls hat es ein chinesischer Berichterstatter jüngst läuten hören, ohne zu wissen, wo die Glocken hängen. Sein Bericht über die Mont-Cenisbahn und den Mont-Cenistunnel, der unlängst die Runde durch die chinesischen Zeitungen machte, beweist dieses hinlänglich. Die Mont-Cenisbahn, die bekanntlich nach dem System Fell erbaut worden, ist nach chinesischem Bericht eine Fellbahn, das heißt eine Lederbahn und keine Eisenbahn.

„Mit dem schweren Eisen," so sagt der Mont-Cenisbahn- und Mont-Cenistunnelbericht eines Berichterstatters des Reiches der Mitte, „war ein Uebergang über den steilen Mont-Cenis nicht zu bewerkstelligen. Es mußte ein anderes, ein leichteres Bahn- und Wagenmaterial ausgekundschaftet werden. Es mußte auch an ein anderes Zuginstrument gedacht werden, denn eine eiserne Dampfmaschine, die mehr wiegt, wie unsere schwersten Pagoden, kann nur in der Ebene gehen und nicht auf einen Berg hinauflaufen. Nun haben doch die Deutschen endlich ein Mittel gefunden, welches das Eisen bei dem steilen Mont-Cenis ersetzt, nämlich das Leder (Fell). Nicht nur die Schienen der Mont-Cenisbahn sind aus Leder gerollt, sondern auch die Wagen bestehen aus Fell. Diese letzteren, welche die Haare nach innen behalten haben, sind auch insofern von Vortheil, als sie die Reisenden warm halten, denn die Fahrt geht an Schneehängen vorbei und zwischen Schneewänden hindurch. Das Aufziehen des Zuges auf den Mont-Cenis besorgt ein Luftballon, der grade so angespannt wird, wie man eine eiserne Dampfmaschine anspannt. Bei der Abfahrt vom Mont-Cenis aber ist gar kein Ballon nöthig, da der leichte Zug von selbst in die Tiefe hinabgeht. Eisen würde alles in den Abgrund werfen, denn Eisen kann so steil bergab nicht gebremst werden.

„Da Güterzüge der Schwere wegen nie über den Mont-Cenis gehen können, — den Reisenden ist nur leichtes Handgepäck gestattet — so mußte auch ein Weg durch den Mont-Cenis gebrochen werden. Dieser Weg, daran tausende von Arbeitern thätig sind, wird nach der Vollendung den Güterzügen dienen, während die leichte Fellbahn über den Mont-Cenis den Reisenden verbleibt. Wenn wir einmal über die „Wohnung des Schnees" (Himalaya) eine Bahn bauen, müssen wir den Deutschen folgen. Durch den Berg müssen die schweren Güterzüge als Eisenbahn und über den Berg die leichten Passagierzüge als Fellbahn gehen."

L. in Chicago.

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 18. Oktober.

In der vorigen Woche wurde „Dinorah" von Meyerbeer gegeben. Wer die herrlichen Tonwerke kennt, welche wir diesem Meister zu verdanken haben, wird es kaum glaublich finden, daß aus derselben Feder, welcher die „Hugenotten" und „Robert" entflossen sind, auch „Dinorah" hervorgegangen ist. Diese Oper bietet in musikalischer Hinsicht auffallend sterile Stellen; die sonst so reiche Produktionskraft Meyerbeer's ist hier gänzlich ermattet; statt origineller Gedanken stoßen wir auf ausgesuchte Effekthascherei; die sonderbarsten Mittel sind versucht, um über die Inhaltlosigkeit der Composition wegzuhelfen, können aber die geistige Armuth derselben nicht verdecken; wohl tritt in dieser Wüste mitunter eine Oase hervor und wir heben als solche den Chor an die Jungfrau Maria, den Schattentanz sowie die Arie Hoëls im dritten Akte hervor, doch stehen selbst diese hervorragenden Nummern gegen die sonstigen Schöpfungen Meyerbeer's entschieden im Hintergrunde. Wir wollen uns übrigens für heute einer näheren Besprechung der Oper enthalten und zu den Leistungen des Abends selbst übergehen.

In der Ouverture begegneten wir einzelnen Verstößen, welche theils den Clarinetten und der Oboe in dem combinirten Solosatze der zweiten Hälfte, theils den Posaunen, überhaupt den Blechinstrumenten zur Last fallen, letztere haben namentlich durch das zögernde Nachschleppen des Tones unangenehm berührt; auch im Verlaufe der Aufführung fielen erhebliche Schwankungen im sonst tüchtigen Orchester auf.

Fr. Erhart war ziemlich glücklich in der Titelrolle; sie trug das Wiegenlied mit schönem Gefühle vor und hielt sich in den schwierigen Variationen des zweiten Aktes mit obligatem Clarinette sowie im Schattentanze mit seinen zahlreichen Cadenzen und Läufen correct und fehlerfrei; doch trägt ihr ganzer Vortrag noch das Gepräge des Unfertigen an sich; man merkt es der Stimme an, daß sie noch nicht vollständig ausgebildet ist, findet aber auch, daß sie Mittel besitzt, welche bis jetzt nicht benützt worden sind; diese Mittel müssen in Angriff genommen und verwendet werden, dann wird der noch etwas geringe Stimmsond stärker und voller werden, der Ton Klangfarbe und Fülle bekommen und der Vortrag an Abrundung und Wohllaut gewinnen. Herr Tillmetz hatte zum zweiten Male Gelegenheit, sich in einer größeren Rolle zu zeigen; dem „Barbier", worin er zuerst auftrat und, wie wir hören, mit Glück, konnten wir nicht anwohnen, um so erwünschter war es uns, denselben in einer Rolle zu hören, in welcher er seine Mittel einigermaßen zur Geltung bringen konnte. Herr Tillmetz hat eine bühnengerechte Erscheinung und stimmt durch sein imponirendes Auftreten sowie durch sein Spiel zu seinen Gunsten. Freilich konnte sich sein Gesang in der nicht sehr dankbaren Rolle des Hoël nicht zur Geltung bringen, doch wußte er die richtigen Momente auszunützen und hat namentlich die Arie im letzten Akte, wo er die todtgeglaubte Dinorah nach dem Sturze von dem Felsen auf die Bahre bringt, mit tiefem, wahrem Gefühle gesungen und damit die Probe bestanden, daß er seinen Platz im Vortrage elegischer Partieen auszufüllen versteht; wir können deshalb hoffen, daß er genug Stimmsond besitzt, um auch im Uebrigen den gestellten Anforderungen zu entsprechen.

Was die sonntägige Aufführung des „Faust" anlangt, so war sie ein todter Körper ohne Seele; ein todtes Gebilde ohne Lebensfähigkeit; Fräln. Kaufmann schien für die Rolle der Valentine nicht sehr begeistert und dieser Mangel an Sympathie wirkte nicht nur auf sie, sondern auch auf sämmtliche Mitwirkende ungünstig ein; wir behalten uns nähere Erörterung auf die nächste Aufführung bevor und hoffen, daß unsere bis jetzt nicht sehr günstige Meinung gründlich reformirt werde. O.

Miscellen.

(**Karl Ludwig Sand**) war geboren 5. Oktober 1795 zu Wunsiedel in Oberfranken und studirte seit 1817 in Jena und Erlangen Theologie. Als Mitglied der deutschen Burschenschaft glühte er von den Gefühlen für Religion und Vaterland, und durch schwärmerische Begeisterung getrieben, faßte er den Entschluß, den damals in Mannheim lebenden bekannten Schriftsteller und Russlandspielchter A. v. Kotzebue als Feind der akademischen Freiheit, Spion Rußlands und muthmaßlichen Veranlasser der Verfolgung verschiedener deutschen Gelehrten, zu ermorden. Diesen Entschluß vollführte er am 23. März 1819 in Mannheim, verwundete sich hierauf selbst lebensgefährlich, ward nach überstandener Heilung zur Haft gebracht und am 20. Mai 1820 mit dem Schwerte hingerichtet. Obwohl Sand im Verhör standhaft dabei blieb, daß er keine Mitschuldigen habe, hatte seine That doch bittere Folgen für die Ueberwachung der deutschen Universitäten und die Verfolgung und Maßregelung vieler deutschen Studenten. Die Gebeine Sand's ruhen bekanntlich auf dem alten Friedhofe in Mannheim. Als im März dieses Jahres die Ueberreste Kotzebue's nach dem neuen Friedhofe gebracht wurden, faßten einige Einwohner der Stadt den Gedanken, ob nicht auch das Grab Sand's der Vergänglichkeit entrissen zu werden verdiene. Um die angeregte Angelegenheit sofort in Gang zu bringen, haben sich zwei Bürger brieflich an die Verwandten Sand's gewandt. In Folge dieses Schrittes sind zwei Schreiben von einem noch lebenden Bruder des Hingerichteten, Rechtsanwalt Sand in Baireuth, und einem Neffen desselben, Staatsanwalt Max Sand in Hof, bei der Friedhofverwaltung in Mannheim eingelaufen. Beide erklären sich mit der Transferirung einverstanden. In dem Briefe des Bruders heißt es: „Der Ausdruck Ihrer edlen Gefühle in Ihrem Schreiben an mich ermuthigt mich, auf ihre Güte ferner zu rechnen und Ihnen meinen Wunsch mitzutheilen, die irdischen Ueberreste des deutschen Jünglings, meines unvergeßlichen jüngeren Bruders, der an meiner Seite für die große Sache des Vaterlandes focht, gütigst zu vertreten und für die Transferirung besorgt zu sein u. s. w." Das Bezirksamt hat bereits seine Erlaubniß zu der Ueberführung der Gebeine gegeben. Ein Familienplatz ist auf dem neuen Friedhofe erstanden. Um das neue Grab mit einem Denkmal zu zieren, erlassen die Herren Langeloth und Händler jetzt einen Aufruf an ihre Mitbürger, der also schließt: Die Kosten werden sich auf etwa 300 fl. belaufen und wenden wir uns an jene deutschen Männer, die der Pietät für den begeisterten deutschen Jüngling ein Andenken bewahrt wissen wollen, in deren Freundeskreisen Beiträge zu sammeln und uns diese zu überweisen. Ein etwaiger Ueberschuß soll der zu errichtenden Kinderschule in den Neckar-Gärten überwiesen werden.

•

— Dem „Regensb. Tagblatt" ging kürzlich nachstehende Zuschrift über die Art und Weise zu, wie ein **Geistlicher seine Zuhörer** zu erbauen bestrebt ist: Am vergangenen Sonntag den 25. September predigte der Cooperator von P. in der Filialkirche zu W. über das Thema: „Viele sind berufen, wenige aber auserwählt", in einer solchen horrenden Weise, daß die Zuhörer sammt und sonders die Gänsehaut überlief. Der immerwährende Refrain war: „Groß, schrecklich groß, ja unermeßlich groß ist die Zahl der Verdammten und klein, winzig klein, die der Auserwählten." Natürlich mußte die hl. Schrift des alten und neuen Bundes die Beweise liefern. Bei der Sündfluth waren nur 8 Auserwählte, bei dem Untergang von Sodoma und Gomorrah nur 4, beim Einzug in's gelobte Land nur 2 von den Ausgezogenen, bei der Zerstörung Jerusalems durch Nabuchodonosor keiner. Im neuen Testamente mußte der Bischof einer großen Stadt, welche zu den religiösesten gehört und 800,000 Einwohner zählte, herhalten, welcher den Ausspruch gethan haben sollte, daß unter den 800,000 Einwohnern höchstens 100 wären, die zur Seligkeit kämen, und er befürchte, daß selbst die Zahl von 100 noch zu hoch gegriffen wäre.

•

— Für die **Hinterlassenen** der verunglückten **Bergleute** im Plauen'schen Grunde ist die höchst bedeutende Summe von 360,000 Thlr. eingegangen. Das Vertheilungscomitée hat in diesen Tagen seinen Plan festgestellt, und dem Vernehmen nach besteht dieser in Folgendem: Es wird mit der Sächsischen Rentenbank ein Abkommen getroffen, wonach diese die obige bei ihr in Renten angelegte Summe außerordentlicherweise mit 4 oder 4½ pCt. verzinst. Dadurch wird sich das Verhältniß so stellen, daß jedes Kind unter 14 Jahren jährlich 36 Thlr. erhält, bei Erreichung des 14. Jahres 20 Thlr. auf einmal und beim Mündigwerden nach 100—150 Thlr., jede Wittwe lebenslänglich eine Jahresrente von 70—80 Thlr. Außerdem ist für solche Fälle, wo die Verfügbarmachung einer größeren Summe wünschenswerth wäre (z. B. bei beabsichtigter Auswanderung oder dergleichen), eine Ablösung der Renten (Verwandlung in Kapital) vorbehalten.

•

Der neueröffnete **Rathskeller** zu Berlin ist fortwährend von Neugierigen überfüllt. Schon Morgens um 9 Uhr finden sich schaarenweise die Gäste ein, und Nachts um 12 Uhr, zu welcher Zeit der Keller stets geschlossen wird, ist noch kaum ein Stuhl leer. Am Eröffnungstage haben nach der ungefähren Zählung des Wirths gegen 80,000, Menschen den Keller passirt, 81 Tonnen Bier sind ausgeschenkt und 4100 Portionen Essen verkauft worden. Auch der Weinverkauf ist ein sehr starker gewesen. Das aufwartende Personal besteht aus 40 Personen, worunter 5 Köche. Allgemein wird die große Ordnung, welche trotz der Ueberfüllung im Rathskeller herrscht, lobend anerkannt.

•

— **(Einen sehr ergötzlichen Druckfehler)** enthielt kürzlich die Berliner „Volkszeitung", welche über die jüngst in Berlin stattgefundenen Versammlungen wörtlich meldete: „Bezirksverein der Stadtbezirke 167 bis 176, Dr. Gerlach über die Schulfrage in Verbindung mit der Kloster- und Gesangbuchfrage-Angelegenheit, nach der es ermöglicht wird, daß den Mitgliedern Coaks zum Engrospreise geliefert werden."

•/

— **(Alter deutscher Humor.)** Ein Fastnachtsnarr wollte in eines Doktors Haus, der Doktor schrie aus dem Fenster: „Man läßet keinen Narren hinein." Da sagte der Verkappte: „Wo bist denn du hinein kommen?"

•

— Ein **Knecht** fiel mit seinem Essen zur Thür hinein, da sprach der Herr: „Das kann ich auch." — „Ja," sagte der Knecht, „weil Ihr's gelesen habt."

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 81. Sonntag, den 24. Oktober 1869.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Original-Novelle von L.

(Fortsetzung.)

V.

Wer würde Kurt's Unruhe und Beängstigung zu schildern wagen, als Tage, ja Wochen vergingen, ohne daß er irgend eine Nachricht von seiner theuren Unbekannten erhalten hätte. „Wie," sagte er eines Tages, „man hätte meine Ehre, meine Rechtlichkeit durch einen förmlichen Vertrag nur deshalb in Anspruch genommen, um der vorübergehenden Laune eines sinnlichen Weibes ohne Grundsätze und Sitten zu fröhnen? . . . Aber nein, das ist nicht möglich . . . ich bin ungerecht, undankbar . . . ich habe das Klopfen ihres von Furcht geängstigten Herzens empfunden . . . o du geliebtes Wesen . . . warum entziehst du dich meinen Huldigungen? warum mußt du mir den höchsten Gipfel des Glückes kennen lehren, um mich desto tiefer zu stürzen? — Hat denn die Erinnerung an diese beseligenden Augenblicke, welche meine ganze Seele erfüllt, gar keine Gewalt über die Deinige? Warum? . . ."

Noch hatte Kurt die letzte Apostrophe nicht vollendet, als ihm ein Brief überreicht wurde, der Folgendes enthielt:

„Welche Täuschungen werde ich vernichten! welche süße Hoffnungen werde ich zerstören! welcher Zauber wird sich auflösen! — Sie glauben, den größten Sieg davon getragen zu haben und man hat blos über Sie verfügt. Ihre Eigenliebe hat sich geschmeichelt, über ein schwaches Weib eine unwiderstehliche Herrschaft zu üben, und Sie — haben blos ihrem Willen und ihren Berechnungen gedient. Gewiß sehen Sie dem Augenblicke — und wohl mit einiger Ungeduld — entgegen, Ihre Unbekannte wieder zu sehen, sie noch näher kennen zu lernen, Ihre Gewalt über sie durch einen neuen Rausch der Liebe, durch neue Schwachheiten von ihr . . . . noch mehr zu sichern!

„Nichts von dem Allen wird sich aber ereignen; Alles zwischen ihr und Ihnen, mein Herr, ist beendigt.

„Indessen verdient die Rechtlichkeit und die Delikatesse Ihres Betragens einige Erkenntlichkeit meiner Seits. Wie kann ich Ihnen diese aber besser darlegen, als indem ich Ihnen nunmehr dieselben Pläne offenherzig vorlege, welche Ihre Neugierde so vorlaut kennen zu lernen wünschte; wie kann ich Ihnen meine Erkenntlichkeit besser beweisen, als indem ich Sie mit den Beweggründen zu einem Betragen bekannt mache, das seltsam, bizare und gewiß unklug erscheint, das ich aber doch, wie ich mir schmeichle, nicht glaube bereuen zu dürfen.

„Hören Sie. Eine ungleiche Heirath, in der ich nichts als Ungemach, Demüthigung, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit fand, hat in mir die unbezwinglichste Abneigung gegen das Band der Ehe erzeugt, welche mit ihrem Drucke allein den schwächern Theil trifft, nur von dem stärkern gemißbraucht wird und jede Unbill rechtfertigt.

„Ich war jedoch glücklich genug, schon im fünfundzwanzigsten Jahre wieder völlig frei zu werden. Reich und völlig unabhängig that ich das Gelübde, es immer zu bleiben. Bald aber fühlte ich, daß ich diese Unabhängigkeit durch das Entbehren der süßesten Gefühle der Natur erkaufe. Ich blickte um mich her und fand auch nicht ein einziges Wesen, welches meiner Sorgfalt bedurft, meine Zärtlichkeit erheischt hätte, das mich hätte lieben und es mir sagen können. . . . Mein Kopf ist lebhaft, meine Seele empfindet mit Wärme. . . . Wie soll ich es ausdrücken? . . . Ich kam auf den . . . Einfall, des Mutterglücks mich zu erfreuen, ohne darum die Fesseln zu tragen, welche mir ein Aschen geworden, und von denen mich befreit zu erhalten, ich ein feierliches Gelübde gethan. — Glauben Sie aber deshalb nicht, Herr v. M., daß ich den Starkgeist dadurch spielen wolle, daß ich Gesetze und Einrichtungen als Vorurtheil betrachte, die die Ordnung in der Gesellschaft erhalten. Gewiß, ich achte diese und wenn ich mich derselben einmal selbst habe entziehen können, so bitte ich Sie, zu erwägen, daß es nur in diesem einzelnen Falle geschieht, und daß besondere Umstände mir den Vortheil darbieten, dabei meinen Ruf zu erhalten, und die Gesetze der Convenienz nicht zu verletzen.

„Diese Idee, zuerst nur dunkel und furchtsam empfunden, wurde klarer in mir, als ich Sie, Herr v. M., auf der Redoute zuerst sah und kennen lernte; es wurde förmlicher Plan, als ich Sie zum zweiten Male sah.

„Sie wissen, wie ich ihn ausgeführt habe, und Sie erfahren hiedurch zugleich, daß . . . . ich Ihnen das einzige Glück verdanken werde, welches meinem Dasein gebrach.

„Ich war zuerst entschlossen, Ihnen weiter nichts mehr wissen zu lassen. Sie würden das Abenteuer, meinte ich, bei dem Leichtsinne aller Männer, schon vergessen. Ich besann mich anders und beschloß, Ihnen doch einige Aufklärungen zu geben.

„Wo Sie daher auch Ihr Beruf und Ihre Pflicht hinführen mag, so rechnen Sie darauf, daß Sie seiner Zeit die Hälfte eines in seiner Dicke gespaltenen Ringes erhalten werden, auf dessen Breite der Tag der Geburt wird bezeichnet sein; die Fassung mit einem Brillanten wird einen Sohn andeuten, ein Smaragd ein Mädchen. Die andere Hälfte bleibt dem

Kinde, und ich treffe die sorgfältigste Fürsorge, daß, wenn es mich verliert, Sie davon unterrichtet werden. In jedem Falle wird es der Erbe meines ganzen Vermögens.

„Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen: Leben Sie wohl. Alle Mühe, mich zu entdecken, wird umsonst sein. Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich längst abgereist und weit von Wien entfernt. Nochmals, leben Sie glücklich."

„Glücklich . . .", rief Kurt wie ein Rasender aus, indem ihm das unselige Papier aus den Händen fiel. „Glück wünscht sie mir, und kann mir zugleich kalten Blutes ankündigen, daß ich sie nie wiedersehen soll. . . ."

Wir glauben den Lesern die weitere Beschreibung des verzweiflungsvollen Zustandes unseres Helden, sowie die Geschichte aller seiner vergeblichen Nachforschungen ersparen zu können. Wir finden ihn nach einem halben Jahre in einer kleinen Garnisonsstadt an der türkischen Grenze und fassen hier wieder unsere Geschichte auf.

VI.

Während Kurt die Tage in diesem unwirthlichen Lande auf das Traurigste dahinschlichen, lebte seine Unbekannte, zwar auch zurückgezogen, aber auf einem reizenden Landsitze hart an der italienischen Grenze, den süßesten Hoffnungen hingegeben.

Hedwig, Gräfin von Sandoz, war in Neapel geboren. Ihr Vater, der Marquis von Viola, begleitete für mehrere der kleinen italienischen Fürsten einen diplomatischen Posten am neapolitanischen Hofe. Graf Sandoz, aus der bekannten schweizerischen Familie dieses Namens, reich, angesehen, abgeschliffener Weltmann, abgestorbener Lüstling, gesättigt von allen Genüssen, die Ueppigkeit und Sinnlichkeit nur darbieten können, fühlte sich durch die blendende Schönheit der sechszehnjährigen Hedwig erregt; er warb um sie und erhielt leicht ihre Hand. Graf Sandoz war ein Fünfziger; glücklich bei den Frauen in früherer Jugend, in einem der Sinnlichkeit und Ausgelassenheit hingegebenen Zeitalter, das in den höheren Ständen nur darin Beschäftigung und Zweck fand, wurde er der mißtrauischste und eifersüchtigste Ehemann. Als einen solchen zeigte er sich seiner Gemahlin bei jeder auch der unschuldigsten Veranlassung. Verhältnisse führten den Grafen nach Mailand. Im Begriff, auch diesen Aufenthalt mit dem in der österreichischen Kaiserstadt zu vertauschen, übereilte ihn der Tod und Hedwig erhielt — wie wir schon wissen — in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre nach einer neunjährigen unglücklichen Ehe ihre Freiheit.

Aus ihrem Briefe an Kurt, in welchem sie die Veranlassung, zu der sie der leidenschaftliche Wunsch, einem Kinde ihre Liebe und Fürsorge widmen zu können, nicht ohne Zufriedenheit über das Gelingen ihres Planes, offen gesteht, wissen unsere Leser, wie Hedwig ihre erworbene Freiheit benutzte und sich für die Zukunft ein Glück geschaffen zu haben wähnte.

Wir haben nur noch zu erzählen, wie Hedwig nach Wien kam, — wie sie ihren Plan nach der zufälligen Bekanntschaft mit Kurt ausführte, — und wohin sie sich nach dem Gelingen desselben zurückzog. Die Ordnung der Verlassenschaft ihres Gemahls, der sie zu seiner Universal-Erbin eingesetzt, hatte sie zu der Reise nach Wien gezwungen, wo sie zudem in der Gemahlin des . . . schen Gesandten, des Marquis von . . ., eine theuere Jugendfreundin besaß. Diese war auch ihre Begleiterin auf den beiden Maskenbällen, wo wir die beiden Damen mit Kurt gefunden haben.

Ein dreimonatlicher Aufenthalt in der Kaiserstadt hatte es möglich gemacht, daß ihr getreuer Othello, der Mohr, den wir kennen, das Quartier ausfindig, das Hedwig sich nach ihrem Plan zur Gründung ihres Lebensglückes vorgenommen, glücklich einleiten und ausführen konnte, ohne daß eine Spur davon der wachsamen Polizei und den Nachforschungen Kurt's bekannt geworden wäre. Othello hatte es verstanden, in der R.-Vorstadt einen Pavillon aufzufinden und diesen schnell für den Zweck seiner Gebieterin einrichten zu lassen.

Ihre Abreise war längst auf die ersten Tage nach dem Carneval bestimmt. Kurt war übrigens noch zu wenig in den ersten Cirkeln der Hauptstadt eingeführt, als daß er bei der getroffenen Wahl den Namen seiner Unbekannten, ihre Abreise und ihren künftigen Aufenthalt hätte entdecken können.

Diesen verbarg sie selbst ihrer Freundin, der Marquise . . ., indem sie angab, nach Mailand zurückzugehen, sich statt dessen aber nach M. . . wandte und hier schnell einen zwar gelegenen Landsitz erkaufte, wo sie nun, in der Umgegend völlig unbekannt, schon in ihren Hoffnungen glückselige Tage zu erleben hoffte.

Gegen Ende des Herbstes genas Hedwig eines Mädchens. Ihr Entzücken kannte keine Grenzen. „Du wirst mich lieben," rief sie aus, indem sie die Neugeborne zärtlich an ihre Brust drückte, „du gewiß wirst dankbar sein für die Sorgfalt, die ich dir widmen will; für dich allein will ich leben, und von dir werde ich weder verlassen werden, noch zum Preis meiner Hingebung Kränkungen und Verunglimpfungen erdulden. Es ist ein Wesen da, dem ich durch die festesten und innigsten Bande der Natur angehöre, und dessen unschuldige Liebkosungen, dessen kindliches Glück dem meinigen, hoffe ich, für's Leben genug sein werden."

Was war natürlicher, als daß die glückliche Mutter sich Kurt's erinnerte. Sie dachte daran, welche Wonne er als Vater haben werde, wenn er den kleinen Engel sehen könnte, und dieser Gedanke erinnerte sie auch an das gegebene Versprechen, ihm den Zeitpunkt der Geburt anzeigen zu wollen.

Das Standquartier Kurt's war leicht in Erfahrung gebracht. Der Ring wurde bestellt, mit dem Tage der Geburt „22. November 179 ." bezeichnet, mit einem schönen Smaragd im Reifen gefaßt und auf eine sichere Weise Kurt zugestellt.

„Ich bin also Vater — es ist eine Tochter", rief er aus. „Aber ohne Brief, ohne auch nur eine Zeile von ihr . . . vielleicht lebt sie nicht mehr . . . ich werde nie wieder von ihr hören . . . doch nein . . . sie lebt gewiß . . . wer ist aber dieses unerklärbare Wesen, das mein Schicksal fesselt, sogar über meine Zukunft verfügt? . . . welches stets unsichtbar mich bis hierher verfolgt, mich nach Gefallen sucht, findet und wieder verläßt. . . ."

VII.

Ein langes Jahr verlief. Gerüchte von einem wahrscheinlichen neuen Kriege mit Frankreich verbreiteten sich. Jungen Offizieren, die sich in ihren Garnisonen langweilen, und denen ihre Beförderung im gewöhnlichen Wege stets viel zu langsam geht — gibt es nichts Willkommeneres, als Nachrichten dieser Art. Kurt, seines Lebens völlig überdrüssig, wartete mit Ungeduld auf die Marschordre.

Wie angenehm war er daher überrascht, als er zum Adjutanten des Generals P. ernannt wurde, mit der Weisung, sofort seinen neuen Posten in Wien anzutreten. Er konnte diese Ernennung gar nicht begreifen, da er ohne alle Connexionen

war; allein es war ihm seit einem Jahre so vielerlei Wunderbares oder Ungewöhnliches begegnet, daß er sich leicht in sein neues Glück fand und schnell nach der Hauptstadt abreiste. General P. nimmt ihn mit Wohlwollen und Auszeichnung auf. Um ihn stets um sich zu haben, weist er ihm in seinem eigenen Hôtel eine Wohnung an und zieht ihn täglich zur Tafel.

„Wem," wagte er nach einiger Zeit den General, dessen Liebling er geworden war, zu fragen, — „wem verdanke ich zunächst diesen ehrenvollen Posten?"

„Dem Grafen v. St.," war die Antwort. „Sie müssen dem Grafen v. St. noch Ihre Aufwartung machen und ihm Ihren Dank bezeigen. Ich werde Sie selbst bei ihm einführen. Am Dienstag ist große Assemblée bei ihm."

Der Dienstag kam. Es hatte sich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt. Die Gräfin St., nachdem sie einige Spielpartien arrangirt hatte, nahm ihren Platz wieder am Kamin, wo sich ein kleiner Zirkel von drei bis vier Frauen und ebenso viele Herren zusammen gruppirt hatte, der sich sehr heiter mit Anekdoten und Witzspielen ergötzte. Kurt wurde hier der Gräfin St. durch den General P. vorgestellt und auf die freundlichste Weise empfangen. Man nahm den unterbrochenen Faden einer angefangenen Anekdote wieder auf und erzählte sie zu Ende. Jetzt macht die liebenswürdige Wirthin den Vorschlag, um allen Herren des kleinen Zirkels Gelegenheit zu geben, ihren Witz leuchten zu lassen, Jeder von ihnen solle nach der Reihe irgend ein kleines Abenteuer erzählen, sei es nun erlebt oder erfunden. Die Herren sträuben sich. Die Damen bitten, flehen. Der Vorschlag wird endlich angenommen. Man zieht das Loos über die Reihenfolge und Kurt muß den Anfang machen.

Wer wird sich wundern, daß Kurt, der überhaupt nichts Anderes im Kopfe hatte, als sein selbst erlebtes Abenteuer, dieses zum Gegenstande seiner Erzählung wählte. Statt seiner machte er jedoch einen seiner Kameraden zum Helden der Erzählung, die er mit hellenem Takte, auf das anmuthigste und mit der größten Lebendigkeit vortrug. Er ist zu Ende. Lebhafter Beifall von allen Seiten. Gräfin St. überhäuft ihn mit Complimenten. Aber nun erhebt sich eine lebhafte Diskussion über diese Geschichte. Jeder hat eine andere Ansicht. Die Frauen kommen jedoch alle darin überein, daß sie die Unbekannte verdammen, indem sie ihr Benehmen gegen alle Moralität und weibliche Würde finden, schließlich erklären sie die Geschichte für eine Erfindung Kurt's. Kurt verbürgt die Wahrheit mit seinem Ehrenworte. Ganz anders urtheilen die Herren. Sie finden, daß die Unbekannte auf einen ausgezeichneten Charakter schließen lasse, auf eine feurige Einbildungskraft . . . . man ist darüber einstimmig, daß sie ihren Roman mit ebenso viel Witz als Festigkeit ausgeführt habe, kurz, daß sie eine sehr interessante Frau sein müsse. Alle hätten an der Stelle des Offiziers zu sein gewünscht, Alle meinten aber auch, sie würden sich durch keinen Schwur haben hindern lassen, die schöne Flüchtige zu entdecken und sie sich zu unterwerfen.

„Allerdings," versetzte eine Dame von gewissen Jahren, „bedurfte es keiner großen Rücksichten bei einer Person, welche die Achtung vor sich selbst so weit aus den Augen setzt."

„Ich gebe zu," fiel eine jüngere sehr hübsche Frau, die an der Ecke des Kamins im Schatten saß, der älteren in die Rede, „ich gebe zu, daß es unmöglich ist, die Unbekannte zu rechtfertigen. Aber ich behaupte, es ist möglich, daß mächtige Beweggründe ihre so entschiedene Abneigung zu einer zweiten Ehe unterstützen und der bis zur Leidenschaft gesteigerte Wunsch, einem geliebten Kinde ihre ganze Zärtlichkeit zuwenden zu können, das Uebrige gethan hat."

„Sie räumen aber doch ein, meine Gnädige," versetzte einer der Herren, „daß sie dem armen Offizier einen recht blutigen Streich gespielt hat."

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Regierungszeit Kaisers Nikolaus I.

Zur Zeit des Kaisers Nikolaus lebte in St. Petersburg ein alter verdienstvoller General mit seiner einzigen Tochter. Eines Tages will das Mädchen in eine große Gesellschaft zu ihrer Freude fahren. Als der Wagen vorfährt, eilt sie im Vollcostüm, nur mit einem leichten Ueberwurfe versehen, hinunter und steigt ein. Der Wagen fährt im donnernden Galopp davon. Anfangs ist das Mädchen ohne Arg, aber bald fällt es ihr auf, daß die Zeit so lange währt und daß der Wagen fremde, unbelebte Straßen passirt. Endlich hält er vor einem einsam gelegenen, prachtvollen Palais. Ein Diener erscheint und führt sie die Marmorstufen hinauf. Sie fragt bestürzt und bittet um Auskunft, erhält jedoch nur zur Antwort, daß sie oben von ihren Freunden erwartet werde. Als sie in das Zimmer tritt, kommen drei junge Leute, deren Tracht und Benehmen die höheren Stände verriethen, auf sie zu und Einer will sie sans façon umarmen. Sie stößt ihn zurück, und schnell entschlossen, wie sie war, sieht sie sich, im Bewußtsein, daß nur Muth und Geistesgegenwart sie retten können, nach einer Waffe um. Glücklicherweise liegt auf dem Kamine ein Tischmesser, sie ergreift es und droht Jeden niederzustechen, der sich ihr nahen werde.

„Ich bin," ruft sie, „die Tochter des Generals von N. Ich befehle Ihnen, mich augenblicklich zu meinem Vater zurückzusenden."

Die Wüstlinge lachen, zischeln und geben endlich dem Diener Befehl, die Dame wieder in den Wagen zu führen. Als sie geht, will Einer sie rücklings überfallen, aber sie ist auf ihrer Hut und bringt ihm bei der Vertheidigung eine Wunde im Gesichte bei. Darauf stürzt sie die Treppen hinunter in den Wagen, der Schlag wird zugeworfen und die Pferde jagen davon. Mitten in dem verrufensten Stadttheile hält der Kutscher an und zwingt in Begleitung des Bedienten das Mädchen, dort auszusteigen.

Zitternd vor Frost und Angst wankt die Arme durch die Straßen. Glücklicherweise begegnet ihr eine Patrouille, die von einem Offizier geführt wird. Dieser, in dem Glauben, es mit einem verworfenen Geschöpf zu thun zu haben, will sie anfangs mit Schimpfworten fortjagen, aber bald überzeugt er sich, daß hier etwas Anderes vorliege, und bringt das Mädchen nach Hause. Blaß wie eine Leiche und zum Tode erschöpft, kommt sie dem alten Vater entgegen. Dieser legt sofort seine Uniform und Orden an und begibt sich mit ihr nach dem Palast des Kaisers. Es war Nachts um 1 Uhr; der Diener will ihn abweisen, nur die Nothlüge, er bringe wichtige Depeschen aus der Krim, bewirkt, daß der Kaiser, der bereits im Begriffe war, zu Bett zu gehen, ihn vorläßt. Kaiser Nikolaus war anfangs sehr ungnädig, als er die Lüge entdeckte, aber des Mädchens Erzählung machte, daß sein Zorn schwieg.

„Das sind meine Gardeoffiziere!" rief er aus. „Man lasse sie in Zeit von einer Stunde alle hier vor mir erscheinen."

Die Bokes fliegen, die Offiziere teeren ein, und bald ist der Schuldige entdeckt. Es war ein Fürst D... Man hole einen Priester!" ruft der Kaiser. „Das Paar wird sofort getraut. Morgen werdet Ihr geschieden. Sie fährt heim zu Mamachen und erhält einen bestimmten Theil seiner Güter, und du gehst nach dem Kaukasus."

Miscellen.

— (Der Wiener „Presse"-Korrespondent aus Paris) schreibt: Es mag interessant sein zu erfahren, was aus allen den Zeitungen wird, die von der französischen Polizei mit Beschlag belegt werden. Da wohl kein Tag vergeht, an dem Herr Forcade's Beamten nicht die Exemplare von acht bis zehn Journalen inländischen wie auswärtigen, confiscirten, so muß die im Laufe eines Jahres angesammelte Makulatur wohl ansehnlich genug sein, um einen großen Lagerraum zu füllen. Man sollte glauben, daß die ernsthaften Zeitungen ihre vielfachen Vergehen dadurch büßen, daß sie während des Winters dazu dienen, das Feuer in allen kaiserlichen Palästen, Kasernen und Polizeiämtern des Kaiserreichs anzuzünden oder vielleicht loyalen Butter- und Käsehändlern als Verpackung für ihre regierungsfeindlichen Waaren bei den Wahlen gratis überlassen werden. Aber das Loos der Blätter ist im Ganzen ein weniger erniedrigendes. Wenn der Lager-Raum bis zum Uebermaß gefüllt ist, werden die Zeitungen unter Aufsicht des Receveur du Domaine nach einem abgelegenen Platze aufgeschafft und daselbst der Barrière geschafft, dort pilo méle in Kessel mit heißem Wasser gekochtet und zu einem Brei gekocht. Diese Operation, die in Gegenwart eines Detachements Gendarmen vollzogen wird, die mit Argusaugen darüber wachen, daß auch nicht ein einziges der confiscirten Journale entwischt, nennt man „La mise au pilon". Wenn die gesammte Makulatur in eine dicke farblose Masse verwandelt ist, wird sie an Schachtel- und Papier-Fabrikanten verkauft, die daraus machen, was sie können. Bei der letzten Koh-Operation, die vor wenigen Wochen stattfand, wurden außer 160.000 Stück von Rochefort's „Lanterne", alle mit rothen Einbänden, etwa eine halbe Million Exemplare der „Indépendance belge", der „Frankfurter Zeitung", „Mosküer Zeitung" und des „Kladderadatsch" eingestampft. Nächst den oben erwähnten Journalen sind es die italienischen Blätter, die in größter Anzahl in den Dechsel fallen; dann kommen die spanischen, welche namentlich in neuester Zeit in bösem Geruche stehen. Die englischen Blätter, die vor wenigen Jahren Stoff zu Massen-Detonationen lieferten, werden neuerdings in geringer Anzahl zu Brei gekocht.

— (Massenvergiftung.) Aus Althammer, einem im Bezirke Friedek in Schlesien, tief in den Karpathen gelegenen Dorfe, kommt nachstehende Nachricht: Am 3. Oktober l. Js. wurde bei einem Grundbesitzer eine Hochzeit gefeiert und es erkrankten zum Theile noch während des Hochzeitsmahles, alle Personen (etwa zwanzig), welche an dem Hochzeitsmahle theilgenommen hatten, unter offenbaren Erscheinungen einer Vergiftung. Am 12. l. M. erlag der Grundbesitzer Thomas Holub, und es schweben außerdem noch mehrere Personen in Todesgefahr. Erst am 13. wurde dem Bezirkshauptmanne aus Teschen gelegentlich seiner Anwesenheit beim Amtstage in Friedek und dem Bezirksgerichte daselbst über diesen Vorfall Anzeige erstattet, in Folge dessen der Herr Bezirkshauptmann sofort noch am 13. den Bezirksarzt und einen Bezirks-Assistenten nach Althammer entsendete, um die noch möglichste Hilfe zu leisten, während das k. k. Bezirksgericht die gebotenen strafgerichtlichen Erhebungen einleitete. Am 15. wurde bereits die Leiche des Verstorbenen gerichtlich obducirt und sind die Leichenmesser behufs chemischer Analyse aufbewahrt worden. Bis wir vernehmen, ist Hoffnung vorhanden, daß kein weiteres Todesfall eintreten werde. Die gerichtlichen Erhebungen über diesen Vorfall sind im Zuge.

— (Statt der Hochzeit — ein Leichenbegängniß.) Der Wiener „Volksfreund" v. 11. d. erzählt: Ein braves Mädchen, Therese Groß, wohnhaft im Dorfe Ditmannsdorf bei Pulkau, sollte gestern, Sonntag den 10. Oktober zum dritten Male aufgeboten werden, und hatte die Absicht, heute Montag nach Wien zu reisen, um in der Pfarre St. Elisabeth auf der Wieden, dem Wohnorte ihres Bräutigams, morgen Dienstag die Trauung vollzogen werden sollte. Ein junger Bauernbursch, der früher zu diesem Mädchen eine Neigung getragen, aber seiner Rathschläge wegen von demselben abgewiesen worden war, wurde unglücklicherweise in der verflossenen Woche aus seiner Haft, wo er eine Raufereien abgebüßt, entlassen. Als er in seinem Heimatsdorfe hört, daß Theresia Groß Braut sei, nimmt er ein Messer, begibt sich in das Haus der Braut und stößt es ihr durch das Herz. In wenigen Minuten war das Mädchen eine Leiche. Groß ist die Trauer Aller um das brave Mädchen, groß der Schmerz ihrer Mutter, einer armen Witwe, der in Trost und Freude dasselbe war.

— (Das Wärtchen „Er".) Der katholisch französische Hof- und Familien-Demokrat Prinz Napoleon liegt in einem Pavillon seit seinem Schisser. Der Prinz hatte mit ihm aus irgend einer Ursache gebrochen und ihm zu besserer Genugthuung, von seinem Schilde das prinzliche Wappen und den Titel „Hoflieferant" zu entfernen. Der ehrsame Meister kam dem Befehle in der Weise nach, daß er vor das genannte Bezeichnung das Wörtchen „Er" anbringen ließ und so unter der Firma „Er Hoflieferant Sr. Hoheit des Prinzen Napoleon" das Publikum anzulocken suchte. Auf solche schnöde Weise von einem simplen Schuhmacher beehrt zu werden, war dem prinzlichen Gemüthe zu viel, und da in dieser schlimmen Zeit des Umsturzes leider die Lettres de cachet abgeschafft sind, muß sich der erbauste Herr begnügen, auf dem Wege eines gewöhnlichen Civilprozesses sein vermeintliches Recht zu suchen. In den ersten Tagen des November gelangt die cause célèbre zur Verhandlung. Paris zittert vor Erwartung.

— (Rache einer Amme.) Londoner Zeitungen bringen Annoncen, welche dem Wiederbringer eines kleinen Mädchens von vierzehn Monaten eine Belohnung von 100 Pfd. St. zusichern. Das Kind, ein Töchterchen des Obersten Hickle in Maidenhead, ist seit vorigem Freitag mit seiner Amme spurlos verschwunden, und bisher sind alle Anstrengungen der Polizei, sie aufzufinden, fruchtlos gewesen. Man vermuthet, daß die Amme, eine Irländerin von heftigem Temperament, einen Akt der Rache begangen habe, weil ihr wenige Tage vorher der Dienst gekündigt worden war.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 82. Mittwoch, den 27. Oktober 1869.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Original-Novelle von L.

(Fortsetzung.)

„Viele unter Euch Männern," warf die junge Dame leicht und scherzhaft hin, „werden den armen Offizier nur bedauern und sich an seine Stelle gewünscht haben. So gar arg kann ich den Streich nicht finden."

„Wie! nicht so gar arg!" rief Karl jetzt, der darüber ganz Feuer fuhr, ... „ist es nichts für jenen Offizier, wenn er unablässig von der Erinnerung an eine der reizendsten Frauen, deren Geist ihn entzückt, deren Geist ihn namentlich Wonne kennen gelehrt, die ihm die feurigste Liebe eingeflößt hat, — verfolgt wird? Ist es nicht mehr als arg, nachdem sie ihren Zweck erreicht hat, sich seiner nicht mehr zu erinnern, ihn seiner Verzweiflung zu überlassen, und ein Verhältniß mit ihm nur fortsetzen zu können, die sie nicht befriedigen will? — Mein Freund ist Gatte, Vater, und vielleicht kennt er die theuersten Gegenstände seiner Neigungen, die die Natur geheiligt, niemals kennen! Er weiß nicht einmal, daß sie leben, während er scharf beobachtet wird, wenn man ihn braucht, Kabel man ihn und legt ihm Pflichten auf, und, unglücklicher als der dreiste Landmann, bleibt häusliches Glück ihm allein fremd."

„Sie werden zugeben," unterbrach die Dame Karl's feurigen Redestrom, „daß Sie übertreiben. — Was hindert ihn, zu heirathen? Sich eine junge, schöne, reizende Gattin zu wählen? Nach der Schilderung, die Sie von Ihrem Freunde gemacht, wird er sich nicht leicht einen Korb holen."

„Wie ist dies möglich!" rief Kurt aus. „Wenn auch die Zeit den tiefen Eindruck vermindern sollte, so gehört er sich doch nicht mehr selbst an! — So lange die, welche er liebt, frei ist, sonnen sie da aufstehen, als sie sein? Setzen Sie den Fall, daß die bizarre Anregung gegen ein so natürliches Band, als es die Ehe ist, am Ende erlöschte, ... daß ihm dann Hoffnung würde, die von ihm ersehnte Hand sein nennen zu dürfen, was könnte ihn vom darauf trösten, wenn er nicht mehr sie wäre?"

„Sie seinen Ihrem Freunde ein Zartgefühl, das ... sehr selten ist," sagte die Dame, indem sie auf Kurt einen Blick voller Güte und Theilnahme heftete.

„Und dieser Mann, zwischen seinem Kinde und ihm getheilt, ist es nicht ein Band, das Beide fürs Leben an einander bindet? — In welche Lage ihn auch das Schicksal versetzen mag, er muß stets gewärtig sein, daß auf seine Liebe, seine Vaterssorge Anspruch gemacht wird ... man besitzt ihn, er ... besitzt nichts ... und, was das Entsetzlichste ist, er kann sein Kind nur kennen lernen, indem er die Mutter verliert; der erste Anblick dieses geliebtesten Wesens wird ihm sagen, daß es anderes noch geliebtereres nicht mehr ist; nur mit dem Verluste des Glückes, Gatte zu sein, könnte er Vater kennen lernen; nur ..."

„In Wahrheit, Herr v. M.," unterbrach ihn hier der General lächelnd, „Sie machen mir so pathetische Schilderungen von der Lage Ihres Freundes, daß man glauben muß, Sie seinen noch dem Leben."

Die Gräfin St. gab jetzt der Unterhaltung eine andere Wendung. Bloß die schöne Frau an der Ecke des Kamins sagte ihm noch einiges Schmeichelhafte und bedauerte ihn, seinen Freund zu verlieren, nicht ... alle Hoffnung aufzugeben, sich jemand Kinde zu erhalten.

Man brach sich auf. Der General und sein Adjutant nahmen Abschied von den Damen. Sie empfingen die besten Wünsche und man hoffte Beide bald lorbeerbekränzt wieder in der Hauptstadt zu sehen.

VIII.

Von diesem Abende an konnte Hedwig, die man in der jungen Dame am Kamin errathen haben wird, jene sorglose Ruhe und stolze Gleichgültigkeit nicht wieder finden. Sie erkannte den ganzen Umfang ihres Fehlers aus dem strengen Urtheil, das die Frauen über sie gefällt hatten, während die leichtfertigen Aeußerungen der Herren ihr die seltene Delikatesse, mit der Kurt sich betragen, erst recht in's Licht setzten. Diese Erwägung vermehrte die Achtung für ihn; sie machte sich Vorwürfe darüber, daß ein edler Mann, der sie anbetete, und den sie selbst höchst liebenswürdig fand, durch sie unglücklich werde; — das Nachdenken über die Gefahren, die ihn jetzt umringten — ängstliche Besorgniß um ihn, alles dies verwirrte sich, um in ihrem Herzen Gefühle der Zärtlichkeit zu erregen.

Was diesen Augenblick an hatte sie keine Ruhe mehr in Wien. Sie sehnte sich nach ihrem Kinde, nach ihrer Einsamkeit zurück. Von ihrem Abschiedsbesuche in des Grafen St. Hause erfuhr sie, daß General B. und Kurt bereits ihre der Armee in Italien angekommen wären und daß die Feindseligkeiten bereits begonnen hätten. Sie beschleunigte ihre Abreise.

Wie verschieden war ihre jetzige Gestesstimmung von der, mit welcher sie zu Anfang des Winters nach Wien gekommen war. Heiter, glücklich, in der Blüthe ihrer Jahre, auf Vergnügen sinnend, so war Hedwig eingetroffen. Das Haus des

Grafen St. war eines der Häuser, in welches Hedwig eingeführt war. Der Gemahl ihrer Freundin war mit Graf St. sehr genau bekannt und dies hatte Hedwig auf den Gedanken gebracht, durch dessen Einfluß Kurt eine höhere und ehrenvollere Stelle zu verschaffen. Dies war die Veranlassung zu seiner Ernennung als Adjutant bei General P.

Das spätere Zusammentreffen bei Graf St. mit Kurt hatte aber, wie wir schon bemerkten, ihre Stimmung völlig umgeändert. Alle Heiterkeit war von ihr gewichen, und ihre lebhafte Einbildungskraft vergrößerte die Gefahren, denen Kurt ausgesetzt war. Sie malte sich die Zukunft auf das Schrecklichste aus.

So gestimmt kam Hedwig auf ihrem stillen Landsitze an und indem sie ihre geliebte Theodore wieder sah, entdeckte sie eine früher nicht bemerkte Aehnlichkeit mit dem Vater, wodurch sie ihr noch theurer wurde. Sie widmete sich blos der Pflege des geliebten Kindes und wie glücklich war die Mutter, als jeder Monat einen neuen Liebreiz und fortschreitende, geistige und leibliche Entwickelung zeigte: Nur Eins fehlte ihr, . . . die Theilnahme eines andern geliebten Wesens an ihrer mütterlichen Seligkeit — da wurde freilich öfters unwillkürlich Kurt's gedacht.

Die Nachrichten aus dem Felde blieben günstig, die österreichischen Armeen drangen allenthalben vor. Der Abtheilung unter General P. wurde stets rühmlichst erwähnt, namentlich sollte Kurt Wunder der Tapferkeit gethan haben und deshalb auf dem Schlachtfelde zum Major befördert worden sein. Wie das Herz Hedwig's bei diesen Nachrichten schlug! wie sie sich Vorwürfe machte, sich ihm nicht früher entdeckt zu haben! welche Vorsätze, Wünsche, Hoffnungen ihre Seele beschäftigten — dies Alles werden unsere Leserinnen sich selbst sagen.

IX.

An einem schönen Frühlingsabende, als Hedwig in ihrem Parke saß und sich harmlos an den kindlichen Spielen ihres Lieblings ergötzte und dessen gedachte, der ihm das Dasein gegeben, hörte sie in der Ferne von ihrem Kammerdiener Jemandem sagen:

„Die Gräfin ist mit ihrer Tochter im Park."

„Mit ihrer Tochter?" . . . war die Antwort der fremden Stimme, die sie aber sogleich für die ihrer Freundin, der Marquise, erkannte. In wenig Augenblicken war diese selbst da. Die Freude des Wiedersehens nach langer Trennung war der innigen Freundschaft angemessen, welche sie für einander fühlten.

„Ich habe," sagte die Marquise, „meiner Besorgniß um dich nicht länger widerstehen können. Deine Briefe wurden immer seltener und einsilbiger. Ich fand sie so melancholisch, daß ich mich selbst überzeugen wollte, wie es dir ginge und ich komme, um dich zu erheitern und aus deiner Einsamkeit herauszureißen."

Während Hedwig der Marquise ihren innigen Dank ausdrückte, heftete diese ihren Blick voll Erstaunen und Neugierde auf das kleine Wesen, das in seinem kindischen Stammeln immer nach Hedwig als Mutter rief.

„Ich sehe dein Erstaunen," raunte Hedwig der Freundin zu . . ., das Geheimniß soll nicht länger eines für dich sein. Ich würde mich dir schon längst entdeckt haben, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß du mein Betragen mißbilligen würdest. Aber ich muß es jetzt wohl gestehen — dieses Kind, das deine Neugierde so erregt, ist mein Kind, meine geliebte Tochter . . . ich habe Mutter sein wollen, ohne zum zweiten Male ein Joch zu tragen, das einmal so furchtbar auf mir gerudt hat. . ."

Ein lauter Ausschrei des Erstaunens war die Antwort der Marquise. Die Gräfin theilte ihr jetzt Alles mit, was unseren Lesern bereits bekannt ist.

„Welche Sorgfalt, welch' ein Aufwand von Klugheit und Vorsicht, um — eine Thorheit zu begehen! — deinen Ruf, ja, deine Duldung in der Gesellschaft auf eine einzige Karte zu setzen! . . . und wozu alle diese Opfer, diese Gefahren? um ein höchst unvollkommenes Glück zu erringen — ein Glück, das sich verbergen muß — dahin hat dich also ein unsinniges Vorurtheil verleitet. Du mußt dich dem Vater dieses liebenswürdigen Kindes nähern — entzieh' ihm seinen Beschützer — seinen besten Freund nicht — entziehe dich selbst der Seligkeit der Liebe und Gegenliebe nicht, dem einzigen Bande, das das Leben wahrhaft verschönert. — Wer aber ist der Unglückliche, den du geopfert hast?"

„Kurt v. M."

Es erfolgte neues Erstaunen, aber auch Erinnerung an den Abend bei Graf St. — Die Marquise fuhr fort:

„Aber das ist noch nicht Alles, dein Stolz verbirgt es mir vergeblich — auch dein Herz ist nicht mehr dein, du liebst, du bist besiegt. — Vielleicht sind nicht alle Hoffnungen verloren; Kurt lebt, vielleicht entrinnt er den ihn umringenden Gefahren, vielleicht kann Alles noch gut gemacht werden."

Bei diesem Ausdrucke erwachte der Stolz der Gräfin. — „Gut gemacht werden," sagte sie, — „ich weiß nicht, ob ich mich dazu so leicht verstehen möchte, was du gutmachen nennst — einen großen Fehler habe ich begangen — das ist wahr — aber nicht aus Schwachheit, nicht aus Sinnlichkeit — aus Berechnung, aus Ueberlegung ist er entstanden — ich bedaure, ja ich beweine das Schicksal Kurt's, dessen Ruhe ich gestört, dessen Leben ich vielleicht vergiftet habe, — ich kann nicht glücklich sein, als wenn ich erfahre, daß er noch lebt — aber meine Unabhängigkeit opfern — gestehen, daß ich schwach gewesen — inconsequent gehandelt — die Idee aufkommen lassen, daß vielleicht nur Sinnlichkeit mich geleitet oder bestimmt — nein, dies ist nicht möglich, dies kann nie geschehen."

Die Marquise schwieg. Sie kannte den festen Charakter der Gräfin zu genau, als daß sie hätte hoffen können, sie durch bloßes Zureden zu besiegen. Sie hoffte Alles von der Zukunft. Um die Freundin zu beobachten, entschloß sie sich, einige Monate auf dem reizenden Landsitze zu verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Bernhard.

Zur Geschichte der Ampelurgie*) und der Denkmäler.

Kulturhistorische Studie (Original) von Ludwig Storch.

Wenn auch der Weinbau bis in die vorgeschichtliche Zeit zurückreicht, wie die Mythen vom Vater Noah, dem Weinerfinder, vom Bacchus und seinen Zügen und andre beweisen, so datirt doch die eigentliche Weinkultur, die Grundlage der heutigen so sehr ausgebildeten Ampelurgie, erst von den christlichen Mönchen des Mittelalters. Vor allen andern Ländern haben Frankreich und Deutschland diesen trefflichen Männern die ausgebreitete Anpflanzung und vernünftige Pflege des Wein-

*) Ampelurgie = Weinbau.

ſtocks zu verdanken. Es iſt bemerkenswerth, daß die Pflege des Weins (ſowohl am Stocke als auch im Faſſe) mit der Wiſſenſchaften räumlich und zeitlich zuſammenfällt; beide ſind Kinder der Klöſter, und beide halten in der Entwicklung und Ausbildung ziemlich gleichen Schritt.

Unter den fleißigen und ſtrebſamen Kloſterbrüdern des Mittelalters nehmen aber die Ciſterzienſer, zuweilen auch Bernhardiner genannt, die erſte Stelle ein. Was Frankreich und Deutſchland, ja was alle chriſtlichen Länder der einſichtsvollen Thätigkeit in Urbarmachung und Bebauung ihrer, unfruchtbarer Wildniſſe für Viehzucht, Acker- Garten- und Weinbau ſowie der keuſchen treuen Pflege aller Wiſſenſchaft, beſonders der claſſiſchen Literatur von Seiten dieſer herrlichen Menſchen zu verdanken haben, entzieht ſich aller Berechnung, und ihr Verdienſt um die Ausbildung und Be ſchönerung des europäiſchen Kulturlebens wird um ſo größer, je beſcheidener ſie auftreten, je weniger Namen von beſonders ausgezeichneten Perſönlichkeiten aus ihrer Mitte und aufbewahrt worden ſind. Sie ſind eben alle gleich löblich und brav geweſen, dieſe frommen, beſcheidenen Ciſterzienſer, und drehalb weiß die Geſchichte von Einzelnen ſo wenig zu berichten, wie von guten Königen. Sie thaten eben ihre Pflicht im Aufbau des Menſchenthums im materiellen und ideellen Gebiet ohne Streben nach Ruhm, Auszeichnung und beſonderen Genüſſen. Alle Röhrt und Rauheiten, alle Roſtfraßen und Wundheiten der modernen, karikirten Civiliſation, womit heutigen Tags die zweifelhaften und Schmerzbringende der Eitelkeit, Schmeichelkeit und Schwachköpfigkeit angekrönt belohnt werden ſollen, waren ihnen ſchlichten Sinn unbekannt. Sie ſetzten keine lächerlichen Titel vor ihre einfachen Namen; ſie hingen kein lächerliches Abzeichen auf die Bruſtſeite ihrer Gewänder; ſie erhielten weder Belobungen und Penſionen, noch öffentliche Belohnungen In ihrem einfarbigen, grobwollenen Mönchskleide zogen ſie einher, dieſe markigen, tüchtigen Pioniere der Civiliſation, bewaffnet mit den Waffen des Friedens und Glücks, mit Beil, Hacke, Spaten und Pflugſchar. Und wenn ſie am Tage während der drei günſtigen Jahreszeiten auf Feldern und Wieſen und an den Berghängen als Holzſchläger, Roder, Hacker und Gräber, Pflüger, Schnitter und Dreſcher thätig geweſen waren, oder in ihren Werkſtätten als Schmiede und Wagner, als Maurer, Schreiner und Zimmerleute, als Weber, Gerber, Schreiber und Schuſter, ſo ſaßen ſie am Abend und zur Winterszeit über ihren Büchern und führten mit bewundernswürdig geſchickter Hand, die doch ſo hart und ſchwielig war, die Feder und den Malerpinſel und ſchrieben die alten Codices und illuſtrirten ſie mit Sorgfalt und Geſchmack, oder ſie trieben Muſik und allerlei mechaniſche, techniſche und induſtrielle Arbeiten. Und dabei lebten ſie nüchtern, rauh, genügſam, ohne Anſprüche und Begehrlichkeit, in der rechten und echten (beſangenen) Weiſe urſprünglicher Naivetät, weder von den Gedanken Blöße, noch von den Bauches Läſternheit angekränkelt.

Und man darf ja nicht glauben, ſie hätten von der hochzuſpelchtraubten Genußſucht der Sinnlichkeit ganz und gar nichts gewußt und es wäre ihnen deshalb nicht zum Verdienſt anzurechnen, daß ſie die feinern und erſchloſſenen Lebensgenüſſe verſchmäßt. Gerade aus der Verſunkenheit und Verkommenheit in üppiger Schwelgerei, wie ſie im 10. und 11. Jahrhundert in den früheren Mönchsorden, beſonders bei den Benedictinern, eingeriſſen waren, und durch die Kreuzzüge, welche die europäiſche Chriſtenheit mit orientaliſcher Ueppigkeit bekannt machten, genährt wurden, trieben die Gründer und Förderer der neuen ſtrengen Mönchsorden empor, um in ihnen der Fluth ſinnlichen Verderbens einen ſtarken heilſamen Damm entgegen zu ſetzen. Die Zeit war krank, wie die unſrige krank iſt, und es erwachte damals allmälig in allen beſſern Gemüthern die Sehnſucht nach Geſundheit und der Drang, ſie durch eigene Thätigkeit herbeizuführen mit der klaren Erkenntniß, daß dies der einzig mögliche richtige Weg ſei, überhaupt zu ihr zu gelangen, ganz wie auch alle edlen Naturen unſrer Tage dieſe Sehnſucht, dieſen Drang, dieſe Erkenntniß theilen. Wie nun heute der Weg zur Geneſung ein materiell-ſpiritueller, ein kosmopolitiſcher iſt, ſo war er damals ein ſpirituell-materieller, ein chriſtlich-kirchlicher.

Das zwölfte Jahrhundert bildet einen der wichtigſten Knotenpunkte in der Entwicklung des europäiſchen Menſchenthums; da raffen ſich alle Kräfte auf, um einem großen Ziele zuzuſtreben, dem Aufbau der reinen chriſtlichen Kirche. Hier kommt die ſchönſte und erhabenſte Blüthe des katholiſchen Chriſtenthums zur Erſcheinung.

(Fortſetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 25. Oktober.

In den beiden letzten zur Aufführung gekommenen Opern „Zampa“ und „Tannhäuſer“ trat Herr Melms vom Stadttheater zu Mainz in der Titelrolle der erſten Oper und als Wolfram auf, um ſich in die durch den Abgang des Herrn Tillmetz in Erledigung gekommene Baryſtonſtelle einzuführen. Der Grund, weßhalb der Letztere, nachdem er kaum Gelegenheit hatte, ſich dem Publikum bekannt zu machen, von der hieſigen Bühne ausſcheidet, iſt nicht in's größere Publikum gedrungen; es ſteht hierüber der Direktion die endgiltige Entſcheidung zu und drehalb fühlen wir uns nicht berufen, in dieſer Beziehung eine Einſprache zu erheben; doch glauben wir Herrn Tillmetz das Zeugniß geben zu dürfen, daß ſeine Leiſtungen während der kurzen Zeit, wo er Mitglied der Oper war, nicht mißfällig vom Publikum aufgenommen wurden und daß er, wenn auch noch manche frommme Wünſche übrig bleiben, doch im Ganzen ſo ziemlich befriedigt hat. Doch war er noch zu wenig feſtgewurzelt in den hieſigen Bühnenverhältniſſen, als daß ſein Abgang eine empfindliche Lücke hätte werden können; er ſcheint auch um deswillen weniger fühlbar zu werden, weil ſein pedſumtiver Nachfolger namentlich als Sänger ſchätzbare Eigenſchaften beſitzt, ſich in ſeinen bisherigen beiden Gaſtrollen den Beifall der Zuhörer erworben und insbeſondere drei Sachverſtändigen Anklang zu erringen verſtanden hat.

Herr Melms hat eine wohlklingende Stimme, welche ziemlich gut geſchult zu ſein ſcheint und beſonders in getragenen Stellen und im Piano einen weichen ſympathiſchen Zug hat, der von entſchiedener Wirkung iſt; es zeigte ſich dieſes in dem bekannten Liede an den Abendſtern, welches von Herrn Melms in warmer, ſeelenvoller Weiſe vorgetragen und mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurde. Auch im Forte iſt ſeine Stimme ausgiebig und voll, obgleich wir nicht verkennen dürfen, daß hier ſein Vortrag nicht immer egal und abgerundet war; es fielen uns namentlich einzelne Töne im Fluſſe des Forte auf, welche mitten drinnen von einer gewiſſen Heiſerkeit zeugten und die Tonwellen oft unwillkürlich und am unrechten Orte brachen. Im Uebrigen glauben wir Hrn. Melms ein gutes

Prognostikon stellen zu können, wenngleich sein Spiel, was vorzugsweise von seinem Tempo gilt, ein zu kritisirtes, nicht immer in den rechten Grenzen gehaltenes gewesen war.

Was die Aufführung der obengenannten Opern im Allgemeinen noch anlangt, so wollen wir uns mit jener des „Tannhäuser" so leidlich zufrieden geben, von der Aufführung des „Tannhäuser" aber sind wir leider sehr wenig erbaut worden; das war nicht nur ein Sängerkrieg, es war auch ein Krieg zwischen den einzelnen Instrumenten und den Sängern selbst gewesen. So unklar, so ohne allen Zusammenhang und Bindung wie gestern haben wir in dieser Saison wohl noch nichts zu hören bekommen; ein zweiten Akt wurde in dieser Beziehung das Unglaublichste geleistet und so gerne wir mit Rücksicht auf die Mittel Nachsicht üben, so müssen wir doch über diese entschieden mangelhaften Leistungen des Orchesters unbedingt den Stab brechen. Die sonst guten Violinen und Celli waren unrein und wirr, in ihren zahlreichen Figuren herrschte keine Gemeinsamkeit, kein gleicher Bogenstrich; die Blechinstrumente ließen sich auch auf die absichtsige Bahn mitfortreißen und konnten unter sich auch keinen Frieden schließen. Besonders unklar und verstimmt waren sie im Sängermarsche der, nebenbei bemerkt, mit einer Nonenakkorde in Es-dur gesetzt wurde, die eher für die Keilerei als für den Sängerkrieg auf der Wartburg gepaßt hätte; dergleichen Ausschreitungen, welche den feierlichen Aufzug aller Würde entkleiden und ihm das Gepräge eines Gymnasiasten-Aufzuges aufdrücken, müssen entschieden vermieden werden, sonst wird die Sache in den Staub herabgezogen. Unter diesen Umständen konnte es nicht befremden, daß auch der Chor den Marsch recht lockerkasematenmäßig herunterorgelte und sich jedwedes Chorgesanges, welcher seine mittelmäßigen Leistungen im ersten Akte dem wohlbegründeten Tadel der Zuhörer Preis gab.

Was die Träger der Hauptrollen anlangt, so war im „Tannhäuser" auch hier kein rechtes Glück. Frln. Kaufmann, die als Tomiris im „Nampa" bravo gesungen hat, fühlte sich in der Rolle der Elisabeth gar nicht heimisch; sie trug eine auffallende Mode und Steifheit zur Schau und hatte durchweg nicht befriedigt, wenn nicht die letzte Arie im dritten Akte gewesen wäre; diese Arie wurde wenigstens mit Ausdruck und Hingebung gesungen und rettete die erkaltenden Sympathien der Zuhörer für diese als Lieblig sonst mit Recht bevorzugte Sängerin.

Von Herrn Waldemann können wir wenigstens sagen, daß er gelernt hat, was in seinen Kräften stand, doch fanden wir es sonderbar, daß er seine große Arie im dritten Akte, nach der Rückkehr von Rom, in so ungleichem meist langsamem und verschleppten Tempo gesungen hat. Von seinen Kampfgenossen im Wartburgsaale ließe sich auch Manches erzählen, namentlich von der Energie des Biterolf, der mit der linken Hand seine Harfe geschlagen, doch wollen wir für heute die Gebrüder unserer Biser nicht noch länger in Anspruch nehmen und hoffen, daß die Wiederholung des „Tannhäuser" uns nicht veranlassen wird, noch nachträglich zu sagen, was wir auf der Zunge haben. O.

Schauspielbericht.

Würzburg, 22. Oktober.

(+) „Die Journalisten", Lustspiel von G. Freytag. — Freytag's Feder, die so gewandt soziale Conflikte und Parteikämpfe zu schildern weiß, wie in „Soll und Haben" die wirthschaftliche Fähigkeit des Bürgerstandes und der Aristokratie ganz treffend gezeichnet ist, hat auch hier, in den „Journalisten", ein wahres, echtes Bild vorgeführt von den Wahlschlichten unserer Zeit. Das Lustspiel ist gut angelegt und kam bei seiner vollen Effektfülle durch das wirklich künstlerische Spiel einzelner Darsteller würdig zur Aufführung.

Besonders Frln. Weigel (als Anneh) und Hr. Hahn (als Bolz) waren wieder das Künstlerpaar, welches sogar das ganze Stück trug. Hr. Hahn, als echter Lebemann, konnte seinem angeborenen Talente zu kavalliermäßigen, feinen Rollen so recht nachkommen, so daß wir diesmal wieder deutlich erkannten, welch ein Unterschied zwischen Künstlern und gewöhnlichen Schauspielern ist.

Mit großer Freude aber bemerkten wir das nette Spiel des Hrn. Schelling (Oldenhof), dessen ruhiges Benehmen so ganz zu seiner Rolle paßte, da ihn nur seine Ja und seine Wissenschaft kümmert. Auch in „Kabale und Liebe" hatten wir Hrn. Schelling's (Ferdinand) Maßhalten zu bewundern. Ueberhaupt scheint es uns, daß das Talent dieses nicht gewöhnlichen Schauspielers für ruhige Partieen wie geschaffen ist.

Gern gesehen wir Hrn. Morakt (Oberst v. Berg) auch heute wieder das frühere Lob zu; sein Organ war musterhaft.

Freilich läßt sich das Gleiche nicht von Hrn. Hagen (Hollaus) berichten, dessen Vortrag sich bei mehr Studium wohl verbessern lassen dürfte.

Herr Ernst (Prepenbrink) war vollkommen an seinem Platze; auch Hr. Lang (Kurd) zeigte in seiner kleinen Rolle, daß er in einer bedeutenderen sich auch sehen lassen könnte neben Hrn. Mangel und Anderen.

Im Ganzen wurde das Stück ruhig aufgenommen und nur am Schlusse Hr. Hahn mit Frln. Weigel hervorgerufen, was auch vollkommen gerechtfertigt war.

Miszellen.

(Trinksprüche.) Die Weiber und Mädchen des fürWirthschaft neuerdings hergerichteten Berliner Rathhauskellers sind mit Trink- und Stammsprüchen bedeckt. Die „B. Börsen-Z." schlägt in ihren sonntäglichen Plaudereien noch einige Sprüche vor, welche wohl dort am Platze wären, z. B.:

Sorgst du, daß der Steuerschraube
Dein Vermögen soll zum Raube,
Komm, bestrink' das schnöde Geld,
Und der Fiskus sei geprellt;

und

Durch Schuldenmachen wachs dies Haus heran —
Nehmt, liebe Gäste, kein Exempel dran.

— (Amerikanisch und europäisch.) Die Berliner „Mtg.-Ztg." bringt nachstehenden zeitgemäßen Witz: Amerikaner: „Was sagen Sie zu unserer Regierung?" — Europäer: „Nun?" — Amerikaner: „Sie will sortan jede Woche zwei Millionen Dollars Schulden ..." — Europäer (sophistirend): „. . . machen. — Amerikaner: „Nein, abzahlen!" — Europäer (mit offenem Maule): „Wa—a—a—s! Ja, haben denn die Vereinigten Staaten keinen — Kriegsminister?"

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 83. Sonntag, den 31. Oktober 1869.

Die Nebenbuhlerin ihrer selbst.

Original-Novelle von L.

(Fortsetzung.)

X.

Die Schlacht von Marengo vereitelte alle Aufenthaltungen der bis zu diesem Tage siegreich gewesenen österreichischen Armee. Ganz Italien ging verloren und alle Vaterlandsfreunde wurden in tiefe Trauer versetzt. Auch auf dem stillen Landsitze, wo die beiden Freundinnen in süßer Gemüthlichkeit lebten, wurde diese Nachricht um so mehr mit Schrecken vernommen, als man befürchten mußte, daß der Kriegsschauplatz beim weiteren Vordringen der Feinde sich bis in die Nähe ihres Aufenthaltsortes ziehen könnte. Aber noch mehr wurden beide Freundinnen in Aufregung versetzt, als man aus den Armeeberichten erfuhr, daß General P. in dem furchtbaren Kampfe getödtet worden sei, während man seinen Adjutanten, den Major v. M., unter die Vermißten zählte. Es wurde kein Mittel unversucht gelassen, um genauere Nachrichten über Kurt einzuziehen und mit Beängstigung sah man einen Tag auf den andern folgen, ohne daß man etwas Näheres und Beruhigenderes in Erfahrung gebracht hätte, außer daß er weder unter den Gefangenen aufgeführt noch unter den Gebliebenen gefunden worden war.

So wurden mehrere Wochen in der größten Unruhe und Beängstigung verlebt. Scharen von Flüchtlingen eilten in das Innere der Monarchie, Verwundete bedeckten die Heerstraße. Die Gräfin entschloß sich, ihre Freundin, die Marquise, nach Wien zu begleiten. Schon war die Abreise auf den nächsten Tag bestimmt, als gegen Abend Hedwig gemeldet wurde, der Diener eines schwer Verwundeten, dessen Wagen in der Nähe halte, bitte für seinen Herrn, der sehr leidend wäre, um einige Hilfe. Es werde Alles gethan, was erheischt wird und in unsern Kräften liegt, war die Antwort der theilnehmenden Frau. Nach einiger Zeit erkundigte sie sich nach dem Verwundeten und erfuhr, daß der Kranke ohne Gefahr nicht habe weiter gebracht werden können und daß er sich jetzt unter den Händen des gerufenen Arztes befinde. Sie wünscht diesen zu sprechen, um genauere Auskunft zu erhalten. Der Arzt kommt.

„Major v. M.“, sagt er, „ist —“

„Wie, Major v. M.“, rufen beide, die Gräfin und die Marquise, laut aufschreiend, und Erstere sinkt bewußtlos ihrer Freundin in die Arme. Das Geheimniß ist dem Arzte verrathen. Die Pflichten seines Standes gebieten ihm die strengste Diskretion. Man erfährt endlich, daß Kurt von seinem bei Marengo empfangenen Wunden, die jedoch seine Zurückbringung nach Wien zu erlauben geschienen hätten, noch nicht geheilt sei, daß ihn der Transport sehr angegriffen habe und vor der Hand von einem Weitertransport keine Rede sein könne. Alle Anstalten zur Abreise wurden aufgehoben und man hatte nun keine andere Sorge als die Verpflegung des theueren Kranken.

Hedwig's Gesinnung für ihn sprach sich in jedem Worte, in jeder Handlung aus, und ihre Freundin war ihres Sieges gewiß, wenn der Himmel Kurt genesen ließe. Hiezu zeigte sich bald die beste Hoffnung. Die Sorge des Arztes, die Jugend des Kranken, die Pflege der Freundinnen führten schnell einen besseren Zustand herbei und der Arzt erklärte nach einigen Tagen, daß die eigentliche Gefahr vorüber wäre, die völlige Heilung der Wunden aber noch eine lange Kur und sorgfältige Pflege erheische. So sehr Kurt nach dieser Erklärung des Arztes darauf drang, weiter geschafft zu werden, um in Wien seine Kur zu vollenden, so fand er, wie man erwarten wird, bei diesem Vorsatze doch solchen Widerstand und der fernere Aufenthalt wurde ihm mit so edler Gastfreiheit angeboten, daß ihn abzulehnen unschicklich und unritterlich gewesen wäre.

XI.

Durch dieses Verhältniß litt jedoch Theodore. Die Zeit, die sonst ihr allein gewidmet war, wurde jetzt dem theuern Kranken zugewendet und eine Art von Scham und Beängstigung hielt Gräfin Sandoz, sie Kurt vorzuführen. Ja, es wurde Alles vermieden, was ihm die Existenz des Kindes hätte verrathen können, so, man sann auf Mittel, Theodore eine Zeitlang ganz zu entfernen. Die Unsicherheit der Heerstraßen und die allgemeine Unruhe, die jeden Kriegszustand zu begleiten pflegt, verhinderten indeß die Ausführung und es war keine geringe Aufgabe, das lebendige kleine Wesen, das so sehr an der Mutter hing, von ihr entfernt zu halten. Es gelang auch nicht lange. Eines Tages, die Mutter suchend, findet sie die Thür von Kurt's Zimmer offen und tritt hinein. Zugleich furchtsam und neugierig heftet sie ihren schelmischen Blick auf den Fremden, der mit der Mutter so zutraulich spricht. Auch Kurt ist durch die Erscheinung überrascht.

„Wer ist das liebe Kind,“ ruft er, auf sie zueilend, aus; aber schon war es weggerannt. Einmal verrathen, hatte die Mutter es zurück und nicht ohne Herzklopfen und Erröthen wurde es Kurt zugeführt. Er nimmt es auf seine Arme, überhäuft es mit den heißesten Liebkosungen und kann sich vom Anschauen des kleinen Engels nicht trennen.

„Wie alt ist das Kind?“ fragt er mit bewegter Stimme. Die Gräfin, sich schon verrathen glaubend, antwortet verlegen

und gibt ihm ein Jahr mehr. „Ich hätte es für jünger gehalten," ist seine Antwort, indem er zugleich nachdenklich wird. Theodore hatte den fremden Mann schon lieb gewonnen, sie will nicht von ihm, und er — läßt sie auch nicht.

„Und doch muß ich sie Ihnen wegnehmen, Herr v. M.", sagt Hedwig, „denn die Bewegung, worin ich sie sehe, läßt mich bedauern, die Kleine zurückgeführt zu haben."

„Ach, gnädige Frau, Sie würden mir verzeihen, wenn Sie wüßten, welche Gefühle durch den Anblick dieses Kindes in mir erregt werden!"

„Ja, wenn ich Sie selbst," erwiderte sie befangen, „als den Helden jener Geschichte betrachten darf, die Sie uns bei Graf St. erzählten, so wird . . ."

„Wohl bin ich derselbe, der, abscheu verrathen und verachtet von derselben Frau, deren Wohl ich zu sein schien, wider seinen Willen ihr Andenken in seiner Brust bewahrt, der einem Schattenbilde sein Leben widmet, der nicht suchen und doch auch kein Glück finden soll. . ."

„Sie lieben sie also noch immer, Ihre Unbekannte?" versetzte Hedwig mit furchtsamer Stimme.

„Ob ich sie noch liebe, ist mir selbst unbewußt, aber die Erinnerung an sie ist tief in mein Herz gegraben."

„Eine solche Treue verdient Belohnung. Die Reise der Unterwerfung wird auch an Ihre Unbekannte kommen. Sie wird ihr Unrecht gut machen, Ihre Verzeihung erhalten."

„Schwerlich, seit fast drei Jahren hat diese unempfindliche Frau mir auch nicht ein Lebenszeichen gegeben —; gewiß genießt sie ihres Triumphes und lacht über meine Leichtgläubigkeit — aber ich will sie auch vergessen; ich fühle seit Kurzem, daß es mir möglich sein wird."

„Mir, Herr v. M., Sie könnten sie vergessen?"

„Ach, gnädige Gräfin," versetzte er nach einigem Schweigen, „wie theuer ist mir Ihre Theilnahme! Warum hat sie nicht Ihre gefühlvolle Seele? Ihr Gemüth? wie glücklich wäre ich dann jetzt! ich würde meine Tochter, wie diesen Engel, auf meinen Knieen schukeln, und die Mutter," fügte er mit einem tiefen Seufzer, Hedwig anblickend, hinzu, „neben mir, glücklich wie Sie . . ."

„Nein, diese Gemüthsbewegungen sind nicht gut. . . . Wissen Sie die Vorschriften des Arztes? . . . Ich muß Euch trennen," und mit diesen Worten führte sie zitternd Theodore hinweg.

XII.

Der Winter nahte heran und die Marquise, die viel länger bei ihrer Freundin verweilt war, als sie sich vorgenommen hatte, machte Anstalten zur Abreise. Kurt, völlig genesen, konnte sich nicht mehr länger seinen Dienstpflichten entziehen und Lal deshalb die Marquise um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen. Die Gräfin suchte diese schnellen Entschlüsse zu bekämpfen.

„Ach, gnädige Gräfin, lassen Sie mich gehen. Ich koste nur schon zu lange dieses gefährliche Glück; lassen Sie mich lieber Ihre Gegenwart und die dieses lieben Kindes fliehen; der zarten Sorgfalt um mich eher aufweichen, als sie verlängern; lassen Sie mich lieber in die Einsamkeit vergraben, die einmal mein Loos ist."

Die Marquise hatte nicht blos gewünscht, sondern erwartet, daß Hedwig sich endlich gegen Kurt erklären werde. Sie bestand darauf, daß es noch vor der Abreise geschehen solle.

„Es ist klar, daß er fürchtet, dich zu lieben, daß er dich deshalb fliehen will . . . was kann dich noch hindalten, dich ihm jetzt zu entdecken, da du doch entschlossen bist, es überhaupt zu thun, um dein Unrecht zu versöhnen . . . da du ihn anbetest, wie du selbst nicht leugnen willst . . . wie läßt es sich ausdulden; daß du nicht aufbortst, ihn und dich zugleich zu quälen."

„Ach, liebe C . . .," erwiderte Hedwig, „es gewährt mir ein zu schönes Gefühl, die Nebenbuhlerin meiner selbst zu sein — ihm zweimal unter den verschiedensten Formen zu gefallen . . . er bleibt mir getreu in seiner Unbeständigkeit; immer dasselbe Zartgefühl, dasselbe Ehrgefühl; er flieht mich, um . . . mir nicht untreu zu werden — er liebt mich, er liebt mich allein, indem er zwei zu lieben wähnt — wie glücklich bin ich. Mein Plan ist gemacht. Reiset — ich folge bald und wir werden Alle glücklich werden!"

(Schluß folgt.)

Der heilige Bernhard.

Zur Geschichte der Ampelurgie und der Denkmäler.

Kulturhistorische Studie (Original) von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

So klein nun die Anzahl der Namen ist, welche als besonders rühmenswerth, oder aus Zufall aus der Masse dieser verdienstvollen, strebsamen Männer hervorragen, so ist es dagegen einer, der sich wie ein Riesenschemen vom Hintergrunde der Allgemeinheit abhebt und leuchtend vor allen, und alle Gleichstrebenden überstrahlend sonnenhaft durch die Geschichte der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zieht, einen prächtigen Nachglanz und lieblichen Abendroth für alle späteren Zeiten zurücklassend. Es ist der heilige Bernhard von Clairvaux, einer jener großen und kräftigen Zeitärzte und Menschheitshelfer, die immer auftreten, wenn die Menschheit einmal todtkrank geworden ist, und die mit großartigem Scharfblick, mit riesenhafter Umsicht die Wesenheit und Größe des Uebels erkennen, und damit Willenskräfte, Aufopferungstrieb und heiligen Liebesdrang zu heilen verbinden. Als ein ächter Liebes- und Lebensarzt hat dieser Bernhard seiner kranken Zeit auf die zweckmäßigste Art und durch das einzig richtige Heilmittel geholfen, durch die Arbeit und nicht etwa durch den unseligen Dualismus der Arbeit, wie er leider unsern Tagen in so hohem Grade eigen ist, der die eine Hälfte der Menschen verurtheilt, nur mit den Geiste, die andere, nur mit dem Körper zu arbeiten. Welch ein Unsinn, daß die Arbeiter mit der Körperkraft den Geist wenig oder nicht üben und ausbilden, nicht mit dem Geiste arbeiten, und die Arbeiter mit dem Geiste im Gegensatze die Körperkräfte nicht üben und ausbilden, nicht mit Arm und Bein, Hand und Fuß arbeiten sollen! Diese Verkehrtheit hat sich schlimm genug an den Menschen der Neuzeit gerächt. Die Arbeiter mit der Körperkraft wurden dumme Sklaven und Fanatiker, blinde Werkzeuge in der Hand der privilegirten augenverdrehenden Selbstsucht; und die Arbeiter mit der Geistesfrakt wurden siche, früh dem Tode verfallende Genußmenschen.

Der heilige Bernhard hatte tiefere Einsicht in das Wesen des wahren Menschenthums und Menschheitsthums als alle weisen und unweisen Professoren des 18. und 19. Jahrhunderts, und wärmere Liebe und bessern Willen zu helfen und zu beglücken, als alle katholischen und protestantischen Priester unserer Zeit zusammengenommen.

Der strenge, nüchterne Cisterzienermönchsorden ging zu Ende des 11. Jahrhunderts als Gegensatz des üppigen schwelgerischen Benediktinerordens aus diesem hervor und erhielt seinen Namen von dem alten Dorfe Citeaux (Cistercium), Cistera in Burgund, wo der Benediktinerabt Robert aus der Champagne das erste Kloster dieser neuen Religionsgesellschaft erbaute. Fast zu derselben Zeit (1091) wurde in Burgund zu Fontaines in einem adeligen Hause ein Knabe geboren, der dazu berufen war, den neuen Orden zu einer großartigen Blüthe zu bringen. Dieses hochbegabte Kind wurde zwanzig Jahre später Mönch in Citeaux und in seinem 24. Lebensjahre zum ersten Abt der neuerbauten Cisterzienserabtei Clairvaux (Clara vallis, Lichtenthal) bei Langres im innern Frankreich, starb als solcher 1153 und wurde 1174 vom Papst Alexander III. in den Heiligenkanon aufgenommen. Es ist der in der Kulturgeschichte des Mittelalters so hochberühmte heilige Bernhard von Clairvaux. Dieser Mann hat in seiner vierzigjährigen Wirksamkeit unglaublich viel Gutes und Zeitgemäßes gestiftet und so viel edlen Samen ausgestreut, daß wir uns noch heute der wohlthätigen Früchte desselben erfreuen und daß die späten Enkel sich fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht derselben, die Allen herz-, geist- und körperstärkend gleichsam in den Mund wachsen, erfreuen werden. Bernhard's hohe Genialität, gestärkt durch tiefgreifende Studien, verbunden mit strenger Lebensweise, ächter Demuth, edlem Freimuth, gewinnender Beredsamkeit, verbreitete seinen Namen allmälig in der ganzen Christenheit, so daß er endlich den Ruf eines Propheten und eines der weisesten, edelsten und größten Kirchenlichter genoß. Und weit und breit aus allen Landen wurde dieser wackere und einsichtsvolle Mann von geistlichen und weltlichen Großen als allerrechter Ratgeber, Schiedsrichter, Anordner und Begründer neuer Klöster und Lebenseinrichtungen angerufen und berufen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 29. Oktober.

Am vorigen Dienstage wurde die „Regimentstochter" zum Benefice für ein durch Krankheit und sonstige mißliche Verhältnisse schwer heimgesuchtes Orchestermitglied und zwar unter der Mitwirkung der Frau v. Hasselt-Barth, welche die Titelrolle übernommen hatte, gegeben. Aus früheren Jahren von der hiesigen Bühne und seit neuerer Zeit vom Sommertheater her bekannt, hat ihre Betheiligung auf den Besuch günstig eingewirkt, denn Parterre und Sperrsitz waren ziemlich besucht und füllst in den Logen einige Besucher bemerklich. Frau v. Hasselt-Barth hat ihre Stimme gut conservirt, wenn gleich die Klangfarbe des Tones etwas geschwunden und dieselbe nicht mehr so frisch ist wie früher. Dieser Defekt hat sich namentlich in den Coloraturen geltend gemacht, während die getragenen Partieen darunter nicht gelitten haben und voll und abgerundet wie sonst gesungen wurden. Ihr Gesang wurde wesentlich durch ansprechendes Spiel gehoben; sie hatte hier ganz den rechten Ton getroffen und das neckische, sorgenlose, naturfrische Soldatenkind mit Wahrheit und Leben durchgeführt; auch im 2. Akte, wo sie als Salondame auftritt, wußte sie sich gut zu benehmen und verstand es meisterhaft, den schalkhaften Humor des Soldatenkindes unter dem steifen Salonton hervorblicken zu lassen; das Zurückgleiten in die alten Erinnerungen und Soldatenweisen wußte sie im Terzette mit der Marchesa und Sulpiz ohne Uebertreibung zur Geltung zu bringen und fand im Allgemeinen vielseitigen Beifall.

Die zweite Hauptrolle der Oper, der bekannte Sergeant Sulpiz, wurde von Hrn. Breuer so leidlich durchgeführt; der Sulpiz ist allerdings ein ehrwürdiger Graubart, der schon manchen Sturm erlebt hat; aber er hat noch männliche Energie und versteht sein Commando mit Nachdruck und Bestimmtheit zu handhaben; gerade diese Kraftäußerungen des im Militärdespotismus aufgewachsenen Soldaten haben wir bei Hrn. Breuer sowohl im Gesange als in der Declamation und im Spiele vermißt, sein Sulpiz war ein schwacher Schattenriß, ein mattes Bild, dem es an Mark und Bein gebrach, und das nur hin und wieder einmal sich von der Begeisterung anhauchen ließ und dann für Momente Leben und Farbe annahm.

Die Rolle des Tonio hatte Herr Jungmann übernommen, war jedoch nicht besonders glücklich darin; seine Stimme konnte keinen Wohlklang gewinnen und war in den höheren Lagen auffallend schneidend; sein Ton hatte kein Leben und sein Vortrag keine richtige Accentuirung; offenbar war derselbe für seine Rolle nicht besonders eingenommen und konnte deßhalb auch unter den Zuhörern keine Sympathie erwecken. Er spielte den Liebhaber, der sich den größten Opfern unterzieht, um die „Regimentstochter" zu gewinnen und deßhalb sogar seinem Vaterland den Rücken kehrt, so gleichgültig und kühl, als ob ihn die Geliebte im höchsten Grade langweile.

Was sonst noch in den übrigen Rollen geleistet wurde, ist zu geringfügig, als daß wir davon Notiz nehmen sollten; wir konstatiren nur noch, daß das Orchester sich in dieser Oper besser gehalten hat als in ihrer Vorgängerin und hoffen, daß diese Besserung andauernd sein werde.

Gestern wurde eines der lieblichsten Tonwerke, das Nachtlager von Conradin Kreutzer, zur Aufführung gebracht. Wer Sinn und Verständniß für Musik hat und das Gefühl zu würdigen weiß, welches diese herrliche Composition belebt, der wird dieselbe mit Recht unter die werthvollsten Schöpfungen deutscher Kunst zählen und sich immer wieder neu daran erwärmen und erfreuen. Welch tiefer Schatz von Gefühl liegt in den reizenden Arien Gabrielens und den Duetten zwischen ihr und dem Jäger, wie schön ist die Einfagung des Prinz-Regenten in der Ariette: „Ich muß sie einem Andern geben u. s. w." ausgedrückt und wie edel und erhaben dessen große Arie im zweiten Akte gehalten. Doch wie könnten wir auf alle die Schönheiten aufmerksam machen, da ja jede Nummer Perlen von ächtem Gehalte in sich birgt, deren Betrachtung und Würdigung weit über die Grenzen unseres Raumes hinausgehen müßte. Es wird sich schon wieder Gelegenheit bieten, auf das Kunstwerk Kreutzer's selbst zurückzukommen. Wir wenden uns der Aufführung zu und finden uns in der angenehmen Lage, die allgemeine Befriedigung selber aussprechen zu können. Herr Meims war in der Partie des Jägers sehr gut und würde excelliren haben, wenn ihm nicht seine Stimme, die wohl in Folge der Witterungsverhältnisse etwas belegt war, in der zweiten Hälfte des 1. Aktes merklich versagt hätte; im 2. Akte hatte er sich erholt, so daß er die große Scene mit Arie im Mauerschlosse vortrefflich durchführte. Fr. Erhart stand ihm als Gabriele würdig zur Seite; sie hat mit tiefem Verständnisse und warmem Gefühle gesungen und uns namentlich in dem Terzette im Finale des letzten Aktes: „Trenne nicht das Band der Liebe" durch ihren zarten weichen Vortrag angenehm berührt. Herr

Jungmann hat bei seinem ersten Auftreten zu spät eingesetzt und ist mehrere Takte hindurch um einige Schwingungen zurückgeblieben, auch war sein Gesang im Duette mit Gabriele ausdruckslos und hart, in der ersten Scene des zweiten Aktes war er aber besser und in dem vorerwähnten Tercette, getragen von der allgemeinen Begeisterung, welche die herrliche Melodie erzeugte, sogar ganz befriedigend.

Das Hirtenterzett „die volle Börse“ wurde ebenso schön und correct vorgetragen als der Abendchor und verdienen deshalb beide volle Anerkennung. O. –

Schauspielbericht.

Würzburg, 23. Oktober.

(+) „Aus der Gesellschaft“, Schauspiel von Bauernfeld. Daß diese ausgezeichnete Arbeit Bauernfeld's zum ersten Male über die hiesige Bühne ging, resp. von der heurigen Schauspielergesellschaft aufgeführt wurde, merkte man an dem manchmal wenig abgerundeten Zusammenspiele, dessen Fehler aber mitunter auch den besseren Künstlern unserer Bühne verdeckt wurden.

Herr Emil Hahn (Fürst Lübbenau), dessen fein nuanciertes Spiel wir schon oft mit gerechter Bewunderung gelobt haben, zeichnete sich auch in der Rolle des Staatsmannes Lübbenau durch eine glückliche Auffassung derselben aus, indem er sie mehr mit einem heiteren Tone färbte; allerdings mochte Hr. Hahn in manchen Augenblicken etwas mehr als nöthig improvisirt haben.

Unter den anderen Personen haben wir vorzüglich Fräulein Weigel (Magdalena Werner) hervorzuheben. Wir können der Direktion nur gratuliren zu dieser Acquisitio ; denn Frln. Weigel gehört neben Frau Hahn zu den ersten Kräften des hiesigen Schauspiels. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, der in der Rolle Magdalena's liegt, ward von dieser Künstlerin mit soviel Verständniß und effektvoller Wirkung ausgedrückt, daß ihr Hervorruf am Ende des dritten Aktes ganz gerechtfertigt war und man nur unangenehm von dem Contraste berührt wurde, den das Spiel und die Deklamation der Frln. Gaumüller (Flora Feldern) in derselben Scene, sowie überhaupt im ganzen Stücke hervorbrachten.

Frau Hahn (Marie Hohenheim) spielte die liebende Schwester mit gewohnter Virtuosität.

Mit großem Vergnügen hingegen können wir diesmal berichten, daß der Graf Arthur des Hrn. Hagen gegen frühere, sehr mittelmäßige Rollen derselben einen, wenn auch nicht sehr bedeutenden Fortschritt bekundet, was von großem Privatfleiße und der Anleitung eines routinirten Schauspielers zeugt. Wenigstens kann man ihm ein gutes Prognosticon stellen, wenn er so fortfährt, den Rathschlägen hervorragender Künstler Gehör zu schenken.

Herr Pfund (Graf Feldern) führte seine kleine Rolle nett hinaus und erntete verdienten Beifall; auch Frln. Räuber (Gräfin Feldern) zeichnete sich in der Schlußscene aus durch ihre famose Darstellung einer alten, beweglichen Dame.

Zum Schlusse hätten wir noch der neun Rollen zu gedenken, die auf dem Theaterzettel mit den Namen der Darsteller und Darstellerinnen aufgeführt sind, gerade als ob es ganz bedeutende, inhaltsreiche Rollen wären; diese Spiegelfechterei — etwas Anderes soll es ja nicht sein — ist um so mehr verfehlt, als die betreffenden Statisten so ziemlich hölzern sich benahmen oder ihre paar Worte so undeutlich als möglich vorbrachten, so daß man gerade nicht sehr auf ihre Namen begierig war.

Das Stück selbst nahm man von Seiten des nicht sehr zahlreichen Publikums zwar mit mehr Sympathie auf, als die „Journalisten“; allein die Theilnahme am Schauspiel überhaupt, wenn es nicht durch Pariser Produkte vertreten ist, kann man keine erfreuliche nennen. Und sie wäre doch ganz am Platze, wenn Kräfte wirken, wie Herr Hahn, Frau Hahn, Frln. Weigel, welche eine Zierde für jede größere Hofbühne sehr geeignet wären.

Miscellen.

(Fünf Personen in einem Keller erstickt.) Am 19. Oktober Abends begab sich der Wirthschaftsbesitzer Marchhart mit zwei befreundeten Weinbauern aus Lichtenwarth, im Bezirke Feldsberg, und mit den zwei Amtsdienern Schwab und Pfeiffer vom Bezirksgerichte Feldsberg in seinen Weinkeller. Marchhart verfügte sich in den hintersten Raum des Kellers zu einem Faß, worin alter Wein enthalten war, um solchen für seine Gäste zu holen, kamen aber nicht mehr zurück, sondern fand durch Einathmen der angehäuften Stickgase den Tod. Da Marchhart den Zurückgebliebenen wahrscheinlich zu lange ausblieb, machten sie versucht haben, nach ihm zu sehen, begaben sich deßhalb in den hintern Keller, welchst sie sämmtlich erstickten. Am 20. d. Früh begaben sich die Ehegattinnen, da ihre Männer die Nacht hindurch nicht nach Hause kamen, an den Ort; da sie die Preßhausthüre unversperrt und Niemanden anwesend fanden, vermutheten sie irgend ein Unglück und machten Lärm. Als man in den Keller drang, dessen Luft mittels einer Windmühle gereinigt wurde, fand man die fünf Unglücklichen, welche sämmtlich verheirathet und zum Theil mit zahlreicher Familie gesegnet waren, als Leichen.

•

— Bei der Assentirungskommission in Raab wurde unlängst auch ein Kleriker aus J. vorgeführt. „Entkleiden Sie sich, geistlicher Herr,“ sodorte ihn der Oberrieutenant auf. „Mein Herr, ich bin gesund,“ wendete der Kleriker ein, „es ist nicht nöthig, mich zu unterfuchen.“ — „Gut. Also stellen Sie sich unter das Maß, damit ich Sie messe.“ — „Mein Herr,“ erwiderte betroffen der Kleriker, „ich habe schon die kirchliche Weihe erhalten, und muß gegen alles Messen protestiren.“ — „Ich bin überzeugt,“ antwortete der Offizier, „von Ihrer moralischen Größe, und will auch nicht diese, sondern nur Ihre Körperhöhe messen.“ — „Ah, das ist was Anderes,“ sagte der Kleriker nach einigem Nachdenken, und stellte sich unter das Maß.

•

— Aus Baden schreibt man dem „Frankfurter Journal“: Die Regierung verlangt bei einer Verlängerung des Spielpachtes in Baden-Baden bis zum Jahre 1872 von dem Spielpächter, Herrn Dupressoir, jährlich Alles in Allem 600,000 Gulden. Zu einer Million Franken soll sich Herr Dupressoir bereit erklärt haben. Eine Verlängerung auf fünf Jahre, wie Letzterer sie wünscht, dürfte höchst unwahrscheinlich sein.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung
und Würzburger Anzeiger.

№ 84. Mittwoch, den 3. November 1869.

Die Nebenbuhlerin ihrer Selbst.

Original-Novelle von L.

(Schluß.)

Die lärmenden Faschingsfreuden hatten bereits begonnen, als Hedwig ihrem Versprechen gemäß in Wien eintraf. Hier entdeckte sie der Freundin ihren Plan, und obgleich diese denselben, seines romanhaften Anstrichs wegen, nicht billigte, versprach sie doch, zur Unterstützung desselben beizutragen.

Einen Abends hat die Marquise Kurt, der der tägliche Freund des Hauses geworden war, sie auf die Redoute zu begleiten. Dieser ließ sich jedoch erst durch wiederholtes Drängen der Marquise bestimmen, sie zu begleiten, indem ihm dieser Ort, durch sein erlebtes Abenteuer, das für seine Ruhe so gefährlich geworden war, höchst widerlich geworden war.

Sie traten in den Saal. Kurt fühlte sich lebhaft bewegt. Nachdem sie einige Male die Runde gemacht, windet sich die Marquise von Kurt's Arme los, sagt ihm, daß sie sich im — Nebenzimmer Punkt zwölf wiederfinden wollen, und wünscht ihm glückliche Abenteuer.

Kaum hat sie sich entfernt, wird Kurt rücksichts von einer Stimme, die, obgleich sie den bekannten Maskenton annahm, ihn fast erstarren machte, angeredet:

„Da finde ich Sie endlich, Ungetreuer, — mich suchen Sie hier nicht mehr."

Kurt dreht sich um und sieht — seine Unbekannte. Sie ist costumirt wie ehemals, der weiße Domino, die Larve, die Agraffe mit Brillanten, Alles ist gleich. Lebhaft ergriffen faßt er ihren Arm.

„Wie, ich finde Sie wieder, Sie sind nicht für mich verloren, ich sehe Sie, ich fasse Sie . . . durch welch ein Wunder?"

„Wie können Sie erstaunen? Kennen Sie nicht mein Talent für Zauberei. Aber jetzt soll es sich erst recht offenbaren — Sie sind wieder in meine Gewalt gefallen — Ihr Schicksal ist entschieden. . . Machen Sie sich auf etwas Außerordentliches gefaßt!"

Während dieser Rede war man bis zu dem bekannten Kabinet gekommen, wo man sich der Unterhaltung ungestörter hingeben konnte.

Der leichtfertige Ton, den die Unbekannte angenommen hatte, wußte Kurt. Sie hatte, das fühlte er, ein drei Jahre langes Unrecht wieder gut zu machen. Alle Empfindungen, die er während dieses Zeitraums gehabt hatte, und die für sie nicht die günstigsten waren, drängten auf ihn ein.

„Und nun, meine Gnädige," sagte er kalt und fast scharf, „was wollen Sie jetzt von mir? Welch neues Abenteuer bereiten Sie vor? Welche Mittel werden Sie diesmal . . ."

„Aber, wie ein Mann sich in drei Jahren ändern kann," fiel sie ihm in die Rede, — „ist das derselbe Herr v. M., glücklich, sanft, hingebend, der gerade an derselben Stelle — Beständigkeit und vollkommene Unterwürfigkeit gelobte und mit seinen Schwüren besiegelte?"

„Ja, wenn ich verändert bin, wen müssen Sie dessen anklagen. . . . Sind Sie es nicht, welche meine Treue und Beständigkeit zurückzuweisen? Sind Sie es nicht, welche, um mich zu fesseln, erst Alles aufgeboten hat, was das Herz eines Mannes hintreiben kann, um mich dann ohne Reue und Erbarmen zurückzustoßen? . . . Sind Sie es endlich nicht, welche, nicht zufrieden, mich einen Augenblick das höchste Glück des Lebens kennen gelehrt zu haben, mich seit drei Jahren dem Vergessen Preis gibt?"

„Sie sind zu strenge, Herr v. M.; hier bin ich ja, ich will mein Unrecht gut machen . . . ich will Ihnen zurückgeben —"

„Welchen Glauben kann ich Ihren Worten schenken? Muß ich nicht jeden Augenblick fürchten, daß Sie wieder verschwinden!"

„Nein, nein," erwiderte die Unbekannte, „keine Intriguen, keine Geheimnisse weiter — ich habe, wie Sie selbst, gelitten, aber lassen Sie uns die hinter uns liegenden Schmerzen und Thorheiten vergessen . . . erkennen Sie Ihre Geliebte, nehmen Sie mich als — ja, als Gattin auf!"

„Sie haben das nicht sein wollen! . . ."

„Es ist wahr, ich bin strafbar, aber ich ergebe mich Ihrer Liebe . ."

„Sie haben sie verschmäht," versetzte Kurt, „diese treue, innige Liebe, welche mein Herz Ihnen darbieten konnte. Sind Sie sicher, mein Herz jetzt noch frei zu finden? Konnte ich eine unsinnige Leidenschaft für ein mir unsichtbares, unbegreifliches Wesen nähren? für eine Grausame, die mich nur ihren Zwecken brauchbar fand, mich selbst aber verhöhnte und verstieß? Wer sagt Ihnen, daß ich noch derselbe bin; daß jetzt nicht die Reihe an mich gekommen sein kann, eine Verbindung zurückzustoßen, die früher Ihnen gehässig war? daß ich jetzt meinerseits die Unabhängigkeit nicht vorziehe?"

Der Gräfin kamen diese Erklärungen unerwartet; sie fühlte sich tief gedemüthigt; sie erkannte die Gerechtigkeit von Kurt's Vorwürfen und fühlte sich dadurch lebhaft ergriffen. Sie fand keine Worte — Kurt ahnte ihren Zustand, seine Liebe erwachte wieder.

„Vergeihung, gnädige Frau, wenn ich Sie verletzt habe! aber wie konnte ich Sie für liebend halten bei den mir gegebenen Beweisen von Gleichgiltigkeit?“ Er beschwor sie, sich zu demüthigen und ihm zu erlauben, sie begleiten zu dürfen. Einen Augenblick schien Hedwig geneigt, ihre Lorde abzunehmen . . . aber sei es Furcht, an diesem Orte Aufsehen zu erregen, oder nochmals zurückkehrende Liebe . . . schob sie die Maske wieder fester vor die Augen und begann aufs neue mit mehr als je verstellter Stimme:

„Nein, mich begleiten . . . das ist nicht thunlich . . . auch haben Sie mich Klugheit gelehrt . . . Sie wollen, daß ich mich demüthige? Aber wozu soll ich Ihnen meine Züge kennen lehren, da Sie mich nicht mehr lieben, nicht besitzen wollen? Ich kenne die Ursache Ihrer Kälte; ich weiß, wo Sie sich zu Ihrer Wiederherstellung aufgehalten, ich weiß, welche Hände Sie gepflegt haben.“

„Wohl, gnädige Frau, wenn Ihnen dies bekannt ist, so wissen Sie auch, daß meine Dankbarkeit nicht lebhaft genug, meine Bewunderung nicht feurig genug sein kann? Ja! ich will es gar nicht leugnen . . . wie hätten diese drei Monate des glücklichsten Zusammenlebens mit einer der liebenswürdigsten und edelsten Frauen, bei der die Sehnsucht der geringste ihrer Vorzüge ist, einer Frau ebenso gemüthlich als verständig, ebenso heiter als unterrichtet, voller Talente und doch bescheiden und sittsam, wie es ihrem Geschlechte so wohl steht, — wie hätten diese drei Monate, während welcher ich ihrer zärtlichsten und sorgsamsten Pflege genossen, nicht einen tiefen Eindruck in mir hinterlassen müssen?“

Hedwig, voller Entzücken über dies Bekenntniß, fühlte, daß sie, noch länger verweilend, sich verrathen würde. Sie stieg rasch auf:

„. . . . So seien Sie glücklich mit Ihrer Angebeteten . . . . Ihr Glück soll . . . das meinige sein . . . Sie sind frei . . . ich thue Verzicht auf Sie . . . . aber Ihre Tochter, Herr v. M., wünschen Sie vielleicht zu sehen?“

„Ob ich dies wünsche?“

„Gut, so erwarte ich Sie morgen zum Dejeuner . . . im Hôtel. . . .“

„Und der Name? . . .“

„Meine Leute werden Sie zu mir führen.“

Kurt stellte sich pünktlich zum Rendezvous ein. Was ihn überraschte und mit Ahnungen erfüllte, war, daß Othello ihm empfing; es wurde durch eine Reihe prunkender Gemächer geführt. Erblickt befanden sie sich an der Thüre eines Kabinets. Othello öffnete sie und verkündigte den Major v. M. an. Kurt trat ein und sah sich in einem Boudoir, das ihm auf der Stelle das zurückrief, was drei dazwischen liegende Jahre nicht aus seinem Gedächtnisse hatten vertilgen können . . . auf dem Sopha sieht er eine Dame in bemalerischer Neglige, dessen er sich von jener Zeit erinnert . . . auf ihren Knieen spielte ein liebliches Kind.

Sie wendet sich um, und Kurt sinkt zu ihren Füßen.

„Hedwig . . . so viel Glück, wäre es möglich? . . . .

Ach, wenn es wieder ein Spiel wäre . . . erdigen Sie es . . . oder ich sterbe zu Ihren Füßen.“

Jetzt kommt die liebliche Theodore und nimmt sie ihm die eine Hälfte des bezaubernden Dinges zeigt, fragt sie, ob er ihr nicht die andere auch verschaffen könne. . . .

„Wäre es möglich?“ ruft Kurt in Entzücken verloren aus.

„Da, hier ist Ihre Tochter . . . hier Ihre Unbekannte, — Ihre Geliebte, Ihre Freundin . . . Ihre Verrätherin . . . welche unter so vielerlei Gestalten sich mit Ihnen beschäftigte, die aber von jetzt an nichts als die Mutter Theodorens und die glücklichste Gattin sein will.“

In diesem Augenblicke trat die Marquise herein und theilte das Entzücken der beiden Liebenden.

„Aber,“ fügte sie mit weiser Miene am Ende hinzu, „du wirst mir zugeben, Hedwig, daß, wenn du die Bahn nicht verlassen hättest, welche die Pflicht und die Gesetze der Gesellschaft vorschreiben, ihr schon vor drei Jahren auf demselben Punkte hättet stehen können, wohin ihr jetzt erst durch so viele Gefahren, Sorgen und Beängstigungen gelangen seid. Nur auf Kosten ihres Glückes können Frauen es wagen, sich den Gesetzen zu entziehen, welche Sitte und Anstand ihrem Geschlechte auferlegt haben.“

Der heilige Bernhard.

Zur Geschichte der Ampelurgie und der Denkmäler.

Kulturhistorischer Etudie. (Original) von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.) [1]

Der strenge Feind und Eiferrichter säuberlicher und leichtsinniger Dirne und Pfeffen, der liebevollste Freund und Helfer aller guten und braven Menschen, der ehrliche und treuste Rathgeber mehrerer Päpste, der gerechteste Schiedsrichter in den Streitigkeiten der geistlichen und weltlichen Macht, wurde es durch dies Alles und noch mehr durch die von seinem Kloster ausgehenden, mit seinen Grundsätzen ausgestatteten Kolonien einer der größten Wohlthäter der Menschheit. Sein Ansehen war schon bei seinen Lebzeiten so groß, daß Papst Innocenz II. ihm die Ueberfertigung in Teutschland verdankte, daß er der Lehrer und Bildner des Papstes Eugen III. wurde und seine Stimme auf den Kirchenversammlungen als unträglich und göttlich betrachtet, stets entscheidend war. [2])

[1]) Wie klar und richtig Bernhard's Ansichten über die Stellung des Papstes zur Kirche waren, erhellt aus einem Briefe, den er an Eugen III. schrieb und worin er sein Verhältniß zu diesem Papste beweiset, um ihm, was es nicht leicht ein Anderer wagen dürfte, freimüthig die Wahrheit zu sagen. Er forderte ihn zur Aufrechthaltung der vieler durch weltlichen Sinn in der Kirche verbreiteten Mißbräuche auf und äußerte sich dabei folgendermaßen: „Wer wird es mir geben, daß ich noch vor meinem Tode die Kirche Gottes in dem Zustande sehe, wie sie in alten Tagen war, wo die Netze ihr Netz auswarfen, nicht um Silber und Gold, sondern um Seelen zu gewinnen! — Bei allen deinen Werken bedenke, daß du ein Mensch bist! — Kein Gift, kein Schwert fürchte ich mehr für dich, als die Herrschsucht. — Unter Gewalt begleitet sich auf die Sünden, nicht auf die sündigen Personen. Versuche es einmal, beide mit einander zu verbinden, als Herrscher Nachfolger des Apostels zu sein, oder als Nachfolger des Apostels herrschen zu wollen. Das Eine oder das Andere wirst du fahren lassen. Wenn du beides zugleich haben willst, wirst du beides verlieren.“

Wir dürfen aber auch die Schattenseite dieses ausgezeichneten Mannes nicht verschweigen. Und wo viel Licht, da ist auch viel Schatten“. Abt Bernhard hat durch die bewältigende Energie seines Charakters auf dem Felde des Geistes oft und viel verderblich gewirkt, weil seine Ansicht von diesem Felde eine einseitige und beschränkte war. Ganz durchdrungen von jener hierarchisch-theokratischen Idee eines Gottes- (Christus-) Reiches auf Erden, welches die ganze Menschheit umfassen, und dessen sichtbares Oberhaupt der Papst sein sollte, verfolgte er Alle, die sich dieser Idee nicht mehr Lingt unterwarfen wollten, mit fanatischer Heftigkeit. Nun erzeugte aber dies so mächtig aufstrebende 12. Jahrhundert mosenhaft Zweifler am kirchlichen Lehrbegriff, die gegen die geistlichende Hierarchie constraten. Bernhard wurde ihr, ein Mittel zu ihrer Unterdrückung

Und dieser mit Geist und Seele so ungemein thätige Mann war es nicht minder mit dem Körper. Auch in den anstrengenden Arbeiten der Land- und Feldwirthschaft, der Urbarmachung des jungfräulichen Bodens und vorzüglich in der Bereitung und Förderung des Weinbaues war er seinen Mönchen nicht minder Vorbild, wie in der Pflege der Gottesgelehrtheit, den übrigen Wissenschaften, in strenger züchtiger Lebensweise und im frommen gottseligen Wandel. Und alle seine Mönche mußten arbeiten wie er, bald an der einsamen Lampe der Klosterzelle mit der Feder, bald mit Beil, Hacke und Pflug an den wüsten Bergklingen und Rainen, um sie in Weinberge und Obstgärten umzuschaffen und auf Feldern und Wiesen zum Frommen des Ackerbaues und der Viehzucht, bald in den Bauhütten mit Zimmermst und Säge, Hammer und Kelle, bald in den Handwerksstätten mit Hebel und Bohrer, Nadel und Schere, Leisten und Pfriemen.

Und in der ganzen Christenheit glühte eine allgemeine Begeisterung für diesen strengen Arbeiter und Helfer auf. Alle, die die Uebergewalt oder das Gefühl hatten, die kranke Zeit bedürfe der Hülfe, exkornten im Abt Bernhard den rechten Arzt und im Cistercienserorden die rechte Heilanstalt der Zeit, und drängten herzu, um sich darin aufnehmen zu lassen, Bernhard's Schüler zu werden, zu arbeiten, wie er und gesund an Leib, Geist und Seele zu werden, wie er es war. Der Orden kam in kurzer Zeit in außerordentlichen Aufschwung und breitete sich über alle Länder Europa's aus. Wie Bernhard alle Erhebung seiner Personen zu vermeiden geistlichen Würden entschieden ablehnte, so duldete er auch von seinen Schülern keine Einmischung in die Streitsorge und seine Erhebung über die bescheidene Stellung des Arbeiters, seine Pracht in den Klöstern und Kirchen, selbst die goldenen und silbernen Kreuze nicht, seinen Luxus in Speise und Trank, seine verweichlichenden Vergnügungen. Und doch wuchsen diese strengen Arbeitshäuser wie durch Zauber zu hunderten und tausenden aus der Erde; dennoch waren sie alle übersüllt. Es war der heilige Drang in der Menschenbrust nach Erneuung, der neuerglimmte Gottesfunken, der zur Flamme des Heils emporstrebte.

Und ist es in unseren Tagen nicht ebenso? Hat nicht jeder deutsche Jüngling die gleichsam instinktive Ueberzeugung, daß er Turner sein müsse, um der kranken Menschenwelt zur Genesung zu verhelfen? Sieht nicht jeder intelligente Arbeiter ein, daß nur durch die allgemeine Verwirklichung der volkswirthschaftlichen, auf Bildung des Arbeiterstandes hingehenden Grundsätze eine neue kröftige Lebensblüthe hervorgerufen werden könne? Darum dieses massenhafte Drängen in die Turn-

---

scheuender Feind, und Abt Bernhard war sicher allmächtig. Er, den die Kirche später zum „Heiligen" erklärt hat, wurde der Spiritus Rector der „Ketzer", d. h. der Männer von Geist, die sich einer erleuchteten Einsicht in das Wesen der Dinge erfreuten und den Muth hatten, ihre Ueberzeugung offen zu bekennen. Die beiden tüchtigen Denker des Jahrhunderts, und Vorbilder für alle Zeiten, Peter Abelard, der kühne wackere Streiter für Geistesfreiheit und sein fast noch größerer Schüler und Freund Arnold von Brescia, gleichfalls die Väter aller späteren Ketzer, wurden von Bernhard von Land zu Land gehetzt. Die des Pharisäer Saul die Andersgläubigen der jungen Christenlehre, so verfolgte Bernhard mit glühendem Eifer alle Andersgläubigen einer freieren Richtung, an welchen die Prophezeiten des Geistes. Aber es wurde ihm Pontus aus dem Hälte dieser energische Feuerkopf den fühnen großen Geist Arnolds begriffen und sich zu eigen machen können, er wäre der größte Reformator der Welt, der gesteistes Volksbeglücker geworden. So aber stand er sich nicht über das Niveau der beschränkten und verdüsterten Weltanschauung seiner Zeit, und sein Stern erblaßt im

Glorie des Ketzers Arnold.

---

und Handwerkervereine, wie im 12. Jahrhundert zu den Cistercienserm unter Abt Bernhard's Führung. Freilich ging damals die Lebensverjüngung von den Spitzen der Gesellschaft aus — die Massen waren noch fern von jeglichem Selbstbewußtsein —, heute geht sie weit naturlicher von den Wurzeln aus, die täglich an Klarheit und entschiedenem Selbstbewußtsein zunehmen.

Die rheinischen und fränkischen Kirchenfürsten beriefen den Abt Bernhard ebenfalls in ihre Länder zu Rath und That, und hier gründete er eine bedeutende Anzahl neuer Cisterzienserklöster oder gab wenigstens Veranlassung zu ihrer Gründung. Und da er sie fast alle mit einer Anzahl seiner unmittelbaren Schüler versorgte, so kam sein großartiger Reorganisationsgeist den Rheinlanden und dem Frankenlande zu gut und der Aufschwung dieser Gegenden datirt zumeist von jenem Besuche des großen Mannes. Von den Cistercienserklöstern ging auch hier die Vervollkommnung der Landwirthschaft, ganz vorzüglich aber die des Weinbaues aus.

Wir ziehen die Perle aller dieser Klöster am Rhein, die Cisterzienserabtei Eberbach im Rheingau in näheren Betracht, weil sie in jeder Art Musterstatt, ganz besonders aber für die Veredlung und Ausbreitung der Rebe in ihrem kleinen, so unaussprechlich reich gesegneten Stück Erde wurde. Wenn wir den Rheingau als das edelste Weinland Deutschlands preisen und jede gesunde und weinverständige Zunge bei den Namen Johannisberger, Steinberger, Kloster Eibacher (Ebrbacher), Rüdesheimer, Markobrenner, Scharlachberger, Gräfenberger, Rothenberger, Ravenstaler, Asmannshäuser r. schon in ahnungsvollen Entzücken geräth, und wenn vollends die Ahnung in schöne Erzählung geht, so haben wir diese Hochgenüsse dem heiligen Bernhard und seinen Prieseln, den Mönchen von Eberbach, zu verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 1. November.

In der gestrigen Wiederholung der „Jüdin" müssen wir Herrn Weidemann die Palme des Abends zuerkennen, sein Eleazar war eine ganz vorzügliche Leistung, welche unstreitig als das Beste bezeichnet werden darf, was wir bis jetzt von ihm hörten. Diese Partie liegt ganz conform mit den Stimmmitteln des Hrn. Weidemann; er fühlt sich hier vollkommen in seinem Element und hat sich mit voller Hingebung in seine Aufgabe hineingelebt; es ist beinahe bei ihm die Rolle des Eleazar in unserem er nanzlichen übergegangen; er ist in den Charakter des in Folge langer Knechtung und vielfacher Ungerechtigkeiten mit Haß gegen die Christen erfüllten, rachedürstenden, gewinnsüchtigen Juden ganz eingegangen und führt diese Rolle mit ergreifender Wahrheit durch. Die Schlußsätze, die in diesem Charakter grell und scharf hervortreten, wußte Hr. Weidemann mit richtigem Maße ohne Uebertreibung hervorzuheben und dadurch einen entschiedenen Erfolg bei dem sehr zahlreich versammelten Publikum zu erzielen. Seine Stimme war voll und durchgreifend, sein Vortrag korrekt und bis zur kleinsten Note und Silbe verständlich; wir waren mit seinen Gesangsleistungen vollkommen befriedigt, nur wollten uns die Fistelläne in seiner Arie im vierten Akte, bei der Erinnerung an die dem Tode geweihte Recka nicht gefallen; dieselben waren ein gewagtes Experiment, welches zwar noch ziemlich gut ausgeführt

ist, aber das damit verknüpfte Risiko merklich fühlen ließen. Uebrigens ist diese geringe Schattenseite nicht von solcher Erheblichkeit, daß sie bei der Beurtheilung der Gesammtleistung von Einfluß sein könnte und wir konstatiren wiederholt und gerne, daß solche eine allgemein befriedigende war.

Frln. Kaufmann hat als Recha im ersten Akte nicht mit ihrer sonstigen Sicherheit gesungen; ihre Stimme hatte überhaupt in der Tiefe keinen rechten Klang und seine Ausgiebigkeit; ihre beste Nummer war nach unserer Ansicht die reizende Arie im zweiten Akte: „Er kehrt zurück". Hier hatte sich die ganze Größe ihres Gesanges concentrirt, ihr Vortrag war meisterhaft und gehörte zu den besten Leistungen des Abends. Herr Jungmann hatte die undankbare Rolle des Erbprinz Leopold übernommen und solche durch seinen warmen Vortrag und die heute ziemlich glückliche Klangfarbe seines Tones zu Ehren gebracht; nur eine Stelle hat uns Anlaß zu einer Bemerkung gegeben; nämlich das Recitando im zweiten Akte im Duette mit Recha, wo er bei der etwas hüpfigen Orchesterbegleitung viel zu tief einsetzte, was bei den sonstigen Korrektheit störend einwirkte. Frln. Erhart hat in der Eudoxia wiederholt bewiesen, daß sie sich mit Eifer und Strebsamkeit an ihre Aufgabe macht, sie konnte aber doch mit ihrem Part nicht recht fertig werden, sie hat namentlich die Coloraturen in der ersten großen Arie viel zu hastig und unruhig gesungen und sie dadurch verdorben; wir wollen damit keinen Tadel ausgesprochen haben, denn wir wissen recht wohl, daß diese Coloraturen äußerst schwierig sind und auch einer routinirten Sängerin zu schaffen machen; allein wir müssen auf die Unzulänglichkeit gerade in dieser Beziehung aufmerksam machen, damit Frln. Erhart einen richtigen Maßstab für ihre Studien bekömmt und sich ferneren Eifer nicht verdrießen läßt. Den Kardinal hat Herr Rezny gesungen und im 4. und 5. Akte, nachdem er einmal warm geworden, günstige Aufnahme gefunden, während seine erste Arie matt und wirkungslos war.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Orchester und Chöre in dieser auf Massenwirkung berechneten Oper, welche ziemlich große Anforderungen an sie stellt, besser hätten zusammengreifen und in Figuration und Harmonie auf genauere Conturen hätten sehen sollen. O.

Miscellen.

— Wenn im Luxus das Wesen einer Republik läge, so könnte Nordamerika als Musterrepublik gelten. Es geht über alle Beschreibung, was dort für Pracht entfaltet wird, selbst bei Privatspekulationen. Es ist in New-York ein Monstre-Hotel eröffnet worden, das wohl in der Welt einzig dasteht. Der Bau dieses gigantischen Hauses hat acht Millionen Dollars gekostet und das Ameublement 2½ Mill. Doll. Die Eigenthümer sind die Herren Robbins und Lachmeyer und der Pächter Herr Higgins. Letzterer zahlt an jährlicher Miethe die Kleinigkeit von 80,000 Dollars.

•

— Wir lesen in einem norddeutschen Blatte: Vor einigen Tagen war die Gräfin Hatzfeld in Zeitz anwesend, um als Taufzeugin bei der Taufe des Kindes eines Arbeiters zu fungiren. Der Täufling sollte den Namen Lassalle erhalten; der betreffende Geistliche aber weigerte sich, dem Kinde diesen ungewöhnlichen Taufnamen beizulegen, so daß die Handlung nicht vollzogen wurde, da der Vater des Kindes gerade auf diesem Vornamen bestand.

Literarisches.

Von den im Verlage von Ed. Hallberger in Stuttgart erscheinenden populären illustrirten Familienjournalen „Illustrirte Welt" und „Zu Hause" liegt uns bereits das erste und zweite Heft des neuen am 1. Oktober begonnenen Jahrgangs vor. War die Verlagshandlung schon bisher bestrebt, ihren Abonnenten immer mehr Neues, Schöneres und Besseres zu bieten, so ist es ihr diesmal gelungen, selbst die höchsten Erwartungen zu übertreffen! Die Bogenzahl der „Illustrirten Welt" ist bedeutend vermehrt, das Format von „Zu Hause" enorm vergrößert und dies Alles bei der glänzendsten Ausstattung ohne alle und jede Preis-Erhöhung. Der Preis bleibt der gleich billige wie bisher, 5 Sgr. per Heft bei der „Illustrirten Welt", und nur 3 Sgr. per Heft bei „Zu Hause". — Daß die Redaktion redlich das Ihrige gethan hat, die Journale immer reicher, interessanter und gediegener zu machen, wobei sie die bedeutende räumliche Vergrößerung trefflich zu benutzen verstand — dafür sprechen am deutlichsten die uns vorliegenden ersten Hefte. Die „Illustrirte Welt" beginnt mit vortrefflichen, interessanten Novellen von Fr. Gerstäcker, Cornelius Born, Arnold Wellmer, Gustav v. See (B. v. Struensee), M. v. Roskowska und E. A. König, und ebenso gediegenen als unterhaltenden Skizzen aus der Literatur, Geschichte, Kultur, Wissenschaft, von denen wir nur „Das Ende eines Parvenü", „Heinrich Heine's erste Liebe", „Bilder aus dem Pariser Leben", „Der Arzt als Hausfreund" von Dr. H. Klencke nennen. Unter den 24 Illustrationen von künstlerischem Werthe heben wir als besonders interessant hervor: „König Wilhelm vor dem Hermannsdenkmale in Hannover" — „Kaiser Karl's V. Besuch bei Fugger" — „Der Eifersüchtige" von Hohemann, ein prachtvolles Thierbild von Specht, eine ausgezeichnete Holzschnitt-Copie der Stahlstich-Gratis-Prämie „Faust und Gretchen" und die reizenden Illustrationen zu „Deutschen Hausmärchen" und „Gedichten". — „Zu Hause" beginnt mit der gemüthvollen Erzählung aus der Jetztzeit „Die Kartenschlägerin von Gustav Nieritz, und der hochspannenden Kriminalnovelle „Ein Tropfen Blut" von Julius Mühlfeld. Daran reihen sich sehr pikante Skizzen: „Ein Kampf auf Tod und Leben", Erinnerungen eines englischen Polizisten; „Der Herzog von Solferino", eine mystische Gerichtsverhandlung; Lebensbilder aus der Schweiz, aus dem Bähnenleben, aus dem südlichen Amerika u. v. A. m. Nicht weniger als 21 schöne Illustrationen schmücken das erste und zweite Heft. Trotz dieser überreichen Ausstattung erhält noch jeder Abonnent auf „Illustrirte Welt" sowohl als „Zu Hause" als Gratis-Prämie einen so überraschend schönen Stahlstich — „Faust und Gretchen", nach einem Gemälde von Rothbart — wie ein solcher in gleicher künstlerischer Vollendung als Prämie noch nicht da war.

Wir empfehlen das Abonnement auf diese Geist und Herz veredelnden Unterhaltungsblätter jeder Familie auf's Wärmste.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 85. Sonntag, den 7. November 1869.

Constantin Weise.

Eine einfache Criminalgeschichte von C. A. Krach.

I.

Eine kleine Strecke von B . . . entfernt lag dicht an der Landstraße die reizende Wohnung des Commissionsrathes Weise.

Der „Herr Commissionsrath" war ein reicher und angesehener Mann in der Stadt. Aus seiner ersten Ehe waren ihm zwei Kinder entsprossen. Ein Knabe, der den Namen Constantin erhielt und eine Tochter Namens Adelheide. Beiden hatte er eine seinem Stande und seinen Vermögensverhältnissen angemessene Erziehung gegeben.

Adelheide hatte sich sehr früh mit dem Regierungsassessor von Bernard verheirathet; sie zählte kaum 18 Jahre.

Alsbald nach ihrer Verheirathung erkrankte die Mutter und wenige Wochen darauf rief sie der Tod in das bessere Jenseits ab.

Der bereits 54 Jahre alte Commissionsrath, zu sehr an weibliche Pflege gewöhnt, verheirathete sich zum zweiten Male und zwar mit einem Mädchen von kaum 22 Jahren, das ihm zwar kein Vermögen mitbrachte, dagegen aber alle Reize, die einen Mann zu begläcken vermögen.

Sie war die Tochter des verstorbenen Steuerrathes Bender und mit dem Commissionsrathe weitläufig verwandt.

Man hielt die Ehe für eine glückliche, was sie aber in der That nicht war.

Louise — das war der Name des Mädchens — hatte sich bereits vor mehreren Jahren heimlich mit Constantin — dem Sohne des Commissionsraths — verlobt. Sie waren Jugendgespielen zusammen gewesen und als sie erwachsen waren, gestaltete sich das Verhältniß inniger und ging in gegenseitige Liebe über. Auf heimlichen Spaziergängen besprachen sie die Pläne der Zukunft und Alles schien ihnen golden und glücklich entgegen zu lachen.

Nachdem Constantin seine Studien beendigt hatte, ging er nach Italien auf Reisen.

Jahre verschwanden und er kehrte nicht zurück.

Der Vater wurde immer besorgter, aber noch viel mehr grämte sich Louise.

Er war und blieb verschollen. Man betrauerte ihn als todt.

In einer Abendgesellschaft lernte der Commissionsrath Louise kennen und verliebte sich in sie. Lange wies diese seine Bewerbungen trotz der dringendsten Vorstellungen ihrer Verwandten zurück, die freilich nicht die Gründe ihrer Weigerung kannten.

Der Gedanke, die Gattin desjenigen Mannes zu werden, welcher der Vater ihres Geliebten war, ließ sie erbeben und rief eine namenlose Qual in ihrem Herzen wach.

Doch, wo wollte Constantin? Schon seit zwei Jahren hatte sie keine Nachricht mehr von ihm empfangen. Und als abermals wieder so ein Jahr dahinfloß, da begann auch sie der Ueberzeugung zu leben, daß Derjenige, auf den sie ihr ganzes zukünftiges irdisches Glück gestellt, nicht mehr unter den Lebenden sei.

Allmälig wankte sie unter den Vorstellungen ihrer Verwandten und den glänzenden Versprechungen des Commissionsraths und endlich willigte sie in eine eheliche Verbindung mit demselben ein.

Achten konnte sie ihren Gatten, aber lieben nicht.

* * *

Es war ein herrlicher Septembermorgen. Am reinen tiefblauen Himmel stieg majestätisch die Sonne empor. Auf dem Felde waren fleißige Hände beschäftigt, den reichen Segen der Mutter Erde einzuheimsen. Auf der Landstraße rollte ein Wagen der Stadt zu. Vor dem Hause des Herrn Commissionsrathes Weise hielt er plötzlich still und ein junger Mann sprang behende aus demselben und eilte mit hastigen Schritten die Treppe hinauf.

Es war Constantin.

Oben auf der Treppe stand die junge Frau Commissionsräthin. Kaum hatte sie den Ankommenden erkannt, so erschrack sie heftig und Leichenblässe bedeckte ihr Antlitz.

Auch Constantin hatte sie alsbald erkannt und mit dem Ausrufe: „Meine theure Louise!" eilte er auf sie zu und wollte sie mit den Armen umschlingen; sie aber wich ihm aus.

Constantin stutzte.

„Was hast du, liebes Kind?"

„Komm' nur erst in die Stube, Constantin," sagte sie mit leiser Stimme.

Er folgte ihr nach.

„Nun erkläre dich einmal, theure Louise, was ist geschehen seit unserer langen Trennung?"

Die junge Frau schwieg. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Constantin blickte sie fragend an, bange Ahnungen erwachten mit einem Male in seiner Brust.

„So sprich doch, Louise!“

„Nenne mich nicht mehr Louise,“ hauchte sie mit tonloser Stimme. „Ach, allmächtiger Gott, daß es so kommen mußte.“

„Was ist denn geschehen?“

„Es ist zu spät.“

Sie sank in das Sopha zurück und weinte.

Constantin wurde es immer sonderbarer zu Muthe. Er konnte sich dieses Benehmen nicht erklären.

„Mein Gott, Louise, was soll dies Alles bedeuten?“

„Ach, ahnst du es nicht? Muß ich es dir noch sagen? Ich bin nicht mehr deine Braut; ich . . . ich bin jetzt deine zweite — Mutter!“

„Du?“ rief Constantin mit einer entsetzten Stimme aus und taumelte auf einen Stuhl. Seine Hände preßten sich krampfhaft auf die Brust und mit einem unnennbaren Ausdruck hefteten sich seine Augen auf sie.

Die junge Frau bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und weinte bitterlich.

Plötzlich erhob sie sich rasch und verließ die Stube. Sie ging in ihr Zimmer.

Dort sank sie auf die Kniee und blickte stumm mit gefalteten Händen empor zu Dem, der der Herr ist über Alles.

Ein tiefer Schmerz lohte in der Brust. Die Bilder ihrer glücklichen Tage entrollten sich im Geiste vor ihr, eines nach dem anderen. Höhnende Gestalten schienen sie darzustellen, die sich über ihr Unglück freuten, dann wieder Dämonen, die ihr Herz zerfleischten, um sie die Qualen einer verlorenen und jetzt hoffnungslosen Liebe empfinden zu lassen.

Von gottesfürchtigem und frommen Charakter rang sie zunächst im Gebete nach Fassung.

Constantin hatte nach vielen Mühen und Drangsalen und nach langer Trennung die theure Heimath wieder erreicht, an welche sich ja seine schönsten Hoffnungen für die Zukunft knüpften.

Zwei Jahre hatte er bereits Italien durchstreift, da fand er eines Tages in Neapel einen Universitätsfreund, welcher eine Expedition nach den Niquellen vorhatte und ihn einlud, hieran Theil zu nehmen. Constantin willigte ein. Er schrieb sein Vorhaben nach Hause, leider gelangte aber dieser Brief nicht an seine Adresse.

In Neapel schifften sie sich nach Neapyten ein. Nach einer Seereise von einigen Tagen landeten sie in Alexandrien und begaben sich von da nach Chartum, von wo aus sie ihre eigentliche Reise antraten.

Tage, Wochen und Monate schwanden und immer neue und herrlichere Landschaftsbilder wechselten in mannigfachen Gruppirungen ab. Auf einer Giraffenjagd fielen sie in die Hände einer umherstreifenden Truppe von Negern, welche sie als Gefangene tief in das Innere des Landes zu ihrem König schleppten. Dieser ließ sie streng bewachen und brauchte sie an einem in den nächsten Monaten stattfindenden Feste zum Andenken an seinen verstorbenen Vater als Opfer zu schlachten.

Kurz vor Beginn des Festes fanden sie jedoch Gelegenheit, zu entfliehen, und nach vielen Beschwerden stießen sie auf einen Trupp Elephantenjäger aus Chartum, welche sich ihrer auf das Freundschaftlichste annahmen. Nach einigen Wochen traten sie mit einem Theil derselben ihre Rückreise nach Chartum an.

Unterwegs starben mehrere ihrer Begleiter in Folge der strapazenhaften Anstrengungen. Constantin selbst kam krank in Chartum an und es dauerte lange, bis er sich wieder erholte. Allmälig lichten seine Gesundheit und seine Kräfte wieder zurück, er nahm Abschied von seinem Freunde, welcher beabsichtigte, sich noch einer anderen Expedition in das Innere von Afrika anzuschließen, und eilte nun der ersehnten Heimath zu, beseelt von den schönsten Hoffnungen, die nur ein liebendes Herz zu bergen vermag.

Doch welche schreckliche Täuschung harrte seiner, dem längst Todtgeglaubten!

Die für das so hoffnungsreiche Herz ganz unerwartete Nachricht mußte ihn natürlich zu Boden schmettern und ihm die Fassung rauben.

Als die junge Frau die Stube verlassen hatte, sprang er auf. . . . .

„Mein Gott, wache oder träume ich?“ rief er aus. „Ist es möglich! . . . . Sie konnte dies thun! . . . Ja, Weiber! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Bernhard.

Zur Geschichte der Ampelurgie und der Denkmäler.

Kulturhistorische Studie (Original) von Ludwig Storch.

(Fortsetzung.)

Auf Ersuchen des Erzbischofs Albert von Mainz sandte der Abt Bernhard im Jahre 1131 aus seinem Kloster Clairevaux eine Anzahl Mönche unter Anführung seines bevorzugten Schülers Rudhard, den er zum ersten Abte des neuen Klosters geweiht hatte, in den Rheingau, wo ihnen im Walde Hohe in der Nähe des Dorfes Eberbach in einem stillen einsamen Thale ein Haus geschenkt wurde, welches früher regulirte Chorherren, dann Benediktiner vom Johanniskorge inne gehabt hatten. Die Cisterzienser kamen erfüllt vom Geiste ihres Lehrers und begannen unverzüglich in großartiger Thätigkeitsentwicklung davon Kunde zu geben. Zuerst hatten sie ein neues größeres Kloster mit allen für ihre Wirthschaft nöthigen Einrichtungen und Bequemlichkeiten, wozu ihnen die Landschaft des Rheingaues den Platz schenkte. Dann legten sie Wasserleitungen an, bauten Mühlen am Eberbach, errichteten Fabriken und ahmten alle Schöpfungen ihres Mutterklosters nach, welche dort so reichen Segen hervorgerufen und hier nicht geringere versprachen. Noch waren diese Anlagen nicht alle vollendet, als sie an die Rodung und Urbarmachung der ihnen vom Erzbischof geschenkten Waldberge gingen und die Zeugnisse dreier selben zu Weinbergen umschufen. Nicht minder thätig waren sie bei Einrichtung des Gottesdienstes, dessen Einfachheit von ihrem schlichten frommen Sinn zeugte. Ihre Arbeit im Freien begleiteten sie meist mit religiösen und heiteren Gesängen. Bald waren die öden und wüsten Waldstrecken und die mit Dornengebüsch und Steinen überdeckten Raine und Bergabhänge in fruchtbares Land verwandelt und glänzten zumeist im Schmuck der Rebe, welche die fleißigen Mönche aus ihrem Mutterklosster herbeigeholt hatten. Die natürliche Beschaffenheit des Rheingaues mußte die einsichtsvollen Männer ganz vorzüglich auf den Weinbau führen, mit welchem sie in ihrem schönen weinreichen Frankreich von früh so vertraut worden waren.

Zwar verdanken die Rheinberge ihre ersten jedenfalls nur dürftigen Weinanlagen im 3 Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Aufmunterung des römischen Kaisers Probus, jenes tüchtigen Herrschers, der in dem kurzen Zeitraum einer sechsjährigen

gen Regierung so viel Gutes stiftete; aber erst dem umfassenden Genie Karls des Großen gelang die bedeutende Umwandlung der wilden Waldberge am Rheinufer in milde Weinberge im 8. Jahrhundert. Mit den Cisterziensern in Eberbach beginnt vier Jahrhunderte später die rationelle und wissenschaftliche Weinkultur.

Voran steht die Herstellung der unübertrefflich herrlichen Weinanlage des Steinbergs, wie wir sie heute noch sehen und bewundern. Der Steinberg! Wee im lieblichen Rheingau war, hätte ihn nicht in der Nähe des alten Klosters besucht, dessen ehrenwerthe Mönche ihn einst zu dem trefflichen deutschen Weingelände gemacht, das uns fort und fort mit dem edlen Steinberger erquickt! In der Hattenheimer Feldmarkung gelegen, war der Steinberg, als die Cisterzienser aus Frankreich den ersten gesegneten Hackenschlag in die deutsche Erde des Rheingaues thaten, ein wüster, steiniger Berg, wie sein Name schon anzeigt, und nur ein sehr kleiner Theil, etwa 15 Morgen, war mit Reben bepflanzt. Man muß die Weinanlagen des ganzen ausgedehnten Bezirks des Steinberges gesehen haben, um die Mühe und saure Arbeit richtig zu würdigen, welche die braven Mönche jahrelang auf sie verwendet haben. Auch wurde das ganze Berggelände, welches verschiedenen Besitzern gehörte, erst nach und nach durch Kauf, Tausch und Schenkung Eigenthum des Klosters. Darüber verstrich fast ein Jahrhundert. Erst als sie die ganze Wildniß mit Beil und Hacke bemältigt und mit den edelsten Reben ihres Vaterlandes belegt hatten, durften die bescheidenen Mönche sich gestehen, daß sie ein unsterbliches Werk geschaffen, würdig des hohen Geistes ihres Meisters und Bildners. Und wahrlich, der Steinberg wird weder an Größe und Umfang des Areals, noch an Güte und Feinheit der auf ihm erzielten Traube von irgend einer Weinanlage in Deutschland sonderlich übertroffen. Er ist ein König der deutschen Weinberge. Gibt es doch nicht wenige sehr feiner Weinzungen, die das Erzeugniß des Steinbergs dem des Johannisberges gleich zu stellen geneigt sind.

Aus dem reichlichen Weinbau mußte nothwendig der Weinhandel hervorgehen; denn die genügsamen Mönche tranken gewiß nur den kleinsten Theil ihres guten Erzeugnisses. Zuerst verkaufte das Kloster seinen Weinüberfluß an kölnische Kaufleute, aber die spekulativen Religiosen kamen bald dahinter, daß sie größeren Vortheil davon hätten, wenn sie sich selbst ein Weingeschäft zulegten. Sie erwarben schon dreißig Jahre nach der Stiftung des Klosters ein eigenes Wohn- und Lagerhaus in Köln und erhielten dafür im Jahre 1162 vom Papst Alexander III. die Bestätigung. In dieses Besitzthum führten sie nun auf eigenen Schiffen ihre Weine, und von hier aus trieben sie weit und breit einen einträglichen Weinhandel. Wie ihre Thätigkeit aller Welt gefiel, so schmeckte ihr Wein aller Welt, und ihr Handel kam in so guten Ruf, daß Kaiser, Fürsten, Grafen und Heeren, vom Eberbacher Traubengeist begeistert, mit einander wetteiferten, dem in kurzer Zeit so berühmt gewordenen Kloster nicht nur gänzliche Freiheit von allen Rheinzöllen, sondern auch handliche Hülfe und Beistand von ihren Hörigen und Dienstmannen in allen Vorfällen zu gewähren mit Brief und Siegel zusicherten. Die Stadt Köln ging sogar noch weiter und schenkte dem Kloster behufs seiner dortigen Geschäfte und zum willkürlichen Gebrauch eine Rheinpforte, eine Vergünstigung und Auszeichnung, die nicht hoch genug anzuschlagen ist. Durch dies Alles kam nicht nur Eberbach's Weinhandel, sondern auch das ganze Wesen des Klosters in einen Aufschwung und eine Blüthe, die fast einzig in der Geschichte der religiösen Stiftungen dasteht.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 6. November.

Die Wiederholung der „Dinorah" gab einen ganz entschiedenen Maßstab für die Fortschritte ab, welche Frln. Erhart seit der ersten Aufführung dieser Oper gemacht hat; sie war weit unbefangener als sonst und sang frei von der Brust weg; ihr Vortrag war selbständig und kräftig und zeigte in einzelnen Stellen eine bis jetzt noch nicht dagewesene Energie; sie verläßt allmälig den Pfad des ängstlichen Anfängers und geht ihren eignen Weg; es kömmt Ausdruck und Leben in ihren Gesang und die Figuren und Coloraturen bekommen eine feste Gestaltung. Wohl hat Frln. Erhart noch über manche Klippe hinwegzukommen, allein sie wird es fertig bringen und ihr Ziel erreichen, wenn sie in ihrem Streben unbeirrt vorwärts geht und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir ihr ein günstiges Prognostikon für ihre spätere Künstlerlaufbahn stellen. Die große Scene im 1. Akte mit dem Wiegenliede, die schwierigen bizarren Figuren zur Clarinette, der Schattentanz mit seinen vielfachen Läufen und dem grotesken Duette zwischen Dinorah und ihrem Schatten wurde recht gut gesungen und öfteres Heroorufen lohnte die strebsame Sängerin.

Herr Melms hat in der schwierigen großen, mehr kunstals genußreichen Arie des 1. Aktes brav gesungen und auch seine sonstige Aufgabe in gesanglicher Beziehung zur Zufriedenheit gelöst, auch sein Spiel war dramatisch richtig und in den Grenzen der Wahrheit gehalten; seine Deklamation hätte aber deutlicher sein dürfen, ein Mangel, dem wir auch bei Frln. Erhart begegneten und dem je eher desto besser abgeholfen werden muß. Im Uebrigen genügte Hr. Melms den gestellten Anforderungen, was wir auch von Hrn. Jungmann (Coventin) sagen können.

Jäger und Mäher und Hirtenknabe — Personen, die ganz außer allem Zusammenhange zur Handlung stehen und in der Wallfahrt nach Ploermel dieselbe Rolle spielen wie der Pontius im Credo — wurden in den Solis wie im Quartette befriedigend gesungen. Auch die Ziege hat dieses mal ihre Schuldigkeit gethan, und das Lampenfieber, welches sie in der ersten Aufführung so stark befallen hatte, daß sie nicht einmal mit Gewalt über den Steg gezogen werden konnte, überwunden, sie schaute sich das Publikum erstaunt an und war beim Uebergang über den Steg im ganzen Akte noch so in der Anschauung vertieft, daß sie mit einem kühnen Griffe hinter die Coulissen zurückgezogen werden mußte.

Gestern bekamen wir den „Freischütz" zu hören, eine der dankbarsten und populärsten Opern, die es geben kann; gleichwohl hat die gestrige Aufführung keinen so entschiedenen Erfolg gehabt, wie es sich bei der allgemeinen Verbreitung, welche die prächtige Composition des unsterblichen Meisters Karl Maria v. Weber gefunden, hätte erwarten lassen. Frln. Steiner trat in der Rolle der Agathe auf, hatte sie auch trefflich einstudirt, allein in der Durchführung ging es nicht immer befriedigend her. Die recitativartigen Stellen waren undeutlich und vermochten nicht durchzugreifen, dagegen wurden die gezogenen,

gehaltenen Gesangspartieen mit Innigkeit, Wärme und Deutlichkeit vorgetragen; nur hat Frln. Steiner sich ungebührlich lange bei den sogenannten Halt verhalten und willkürlich oft mehrere Takte verzögert. Es war dieses am auffallendsten in dem schönen Gebete des 2. Aktes der Fall, welches sonst sehr gefühlvoll und schön von Frln. Steiner gesungen wurde; im Allegro und im Recitativ konnte man übrigens erkennen, daß ihre Schule noch lange nicht beendigt ist. Frln. v. Hasselt-Barth zeigte sich als Aennchen als gewandte Spielerin, ließ aber im Vortrag Schärfe des Tonbruches und Accentuation der einzelnen Worte vermissen, was dem Bilde der lebendigen, lebensfrohen Freundin der sentimentalen Agathe einigen Abbruch that. Herr Jungmann hat seine Stimme alle Max zu sehr angestrengt und die lyrischen Momente seiner Rolle zu wenig kultivirt. Die bekannte Arie: „Durch die Wälder, durch die Auen" hätte poetischer vorgetragen werden sollen; das unverhältnißmäßige Forciren der Stimme verwischte den weichen zarten Duft, welcher über diese ansprechende Composition ausgegossen ist. Der Kaspar, welchen Hr. Rezny übernommen, wurde nicht markirt genug gegeben; das in ihm verkörperte böse Element, das Dämonische seiner Erscheinung hat Herr Rezny nicht genügend hervorgehoben; sein Kaspar war eine ziemlich harmlose, zahme Figur, welche die geheime Verbindung mit dem Bösen ohne das dienstfertige Erscheinen Samiels nicht hätte ahnen lassen; auch war seine Deklamation ziemlich undeutlich und schwer verständlich.

Unter den Ensemble-Nummern müssen wir eine solche als besonders ungenügend hervorheben; es ist das Terzett im Finale des 2. Aktes zwischen Max, Agathe und Aennchen; dagegen können wir der Chöre und des Orchesters lobende Erwähnung thun.

O.

Schauspielbericht.

Würzburg, 1. November.

(+) „Die zärtlichen Verwandten", Lustspiel von Benedix. „Die zärtlichen Verwandten", ein Stück, das mit Recht Lieblingslustspiel des Publikums, man kann sagen des deutschen Publikums, geworden ist, machte auch diesmal wieder ein volles Haus und erfreute sich der lebhaften Theilnahme der Zuschauer, um so mehr, als es trefflich in Scene ging und in abgerundetem Zusammenspiel vorgeführt wurde.

Besonders bot es Herrn Hahn (Oswald) Gelegenheit, sich von einer neuen Seite seiner großen Darstellungskunst zu zeigen. Sein Oswald, ein gutmüthiger Bruder, der aber doch thut, was er will, war vorzüglich und rief verdienten Applaus hervor.

Daneben zeigte sich Frln. Krey (Ottilie) als eine routinirte Schauspielerin, deren öfteres Auftreten nur wünschenswerth wäre. Sie bewegte sich in ihrer munteren, naiven Rolle so natürlich, daß man sich der Illusion hingeben konnte, sie befinde sich in einer Situation des wirklichen Lebens. Ungezwungen waren alle ihre Bewegungen, ihre Deklamation, aber doch nie über die Gränze des Aesthetischen hinausgehend.

Frau Hahn (Irmgard) spielte in Verbindung mit Fräulein Räuber (Ulrike) und Frau Breuer (Adelgunde) das impotante Zetertergett am Schlusse des 2. Aktes ganz ausgezeichnet, so daß diese Scene stürmisch da capo verlangt und gegeben wurde. Hauptsächlich war Frln. Räuber hier ganz in ihrem Elemente und hat die Hoffnung gerechtfertigt, die ihre Gräfin Feldern in „Aus der Gesellschaft" erregte; möge man ihr nur getrost ergiebige Rollen zutheilen und es wird ihr gelingen, mehr Beifall zu ernten als im „Ball zu Ellerbrunn" (Soubrette).

Herr Bömly (Schummrich) führte seine komische Rolle als halbgebildeter Mensch, der sehr reich ist und deßhalb zu reussiren glaubt, sehr gut durch und obwohl wir diese Rolle schon in anderer Auffassung gesehen haben, so müssen wir doch zugestehen, daß die des Hrn. Bömly uns gelungener erscheint, da er den Schummrich mehr als „dummen Jungen" charakterisirt. Sein Spiel war sehr effektvoll und reicher Beifall lohnte die Bemühungen dieses talentvollen Komikers.

Frln. Weigel dagegen war in ihrer sentimentalen Piece ganz vorzüglich, wie immer, und war das Zusammenspiel mit Herrn Hahn ein wahrer Kunstgenuß.

Herrn Schilling's Dr. Bruno, ein schüchterner Liebhaber, war denn doch zu schüchtern und leblos gegeben; man darf nie eine gute Seite des eigenen Talentes bis zum Extrem ausdehnen: immer die Mittelstraße. Im Allgemeinen jedoch konnte man mit der Durchführung der Rolle zufrieden sein, wenn sich auch seine Hände in Bewegung fehlten, um dies zu bekunden. — Ebenso gaben sich Frln Gaumüller (Joana) und Hr. Hagen (Dietrich) alle Mühe, wobei es Letzterem viel mehr gelang, seinen ungezogenen Buben, den Studenten Dietrich, zur Geltung zu bringen, als Frln. Gaumüller ihre Joana, wenn sie auch etwas besser spielte, denn als Flora Feldern in „Aus der Gesellschaft". — Von Hrn. Pfund aber (Dr. Offenburg) wäre, nach früheren Rollen zu urtheilen, Besseres zu erwarten gewesen; freilich Dr. Offenburg will lebhafter dargestellt sein als ein Eversmann. — —

„Herrmann und Dorothea", Liederspiel von Lang. Die ganz nette Dichtung von Katisch und Weirauch, die an manchen Stellen sehr effektvoll sich gestaltet, ist freilich von einer nicht genügenden Musik umrahmt. Wenn auch im komischen Liederspiel bekannte Melodieen, und besonders ernste, travestirt werden können und sollen, so macht es doch einen widerlichen Eindruck, manche wunderschöne Melodie so ganz unglücklich an einer unpassenden Stelle zu hören; darin hat eben Lang immer Unglück.

Herr Bömly (August) trug seine Couplets gelungen vor, obwohl seine Stimmmittel von untergeordnetem Werthe sind. Besonders der Refrain „Commissrodroknackwurstbriegungsmaschine" und dergl. erregte ungeheure Heiterkeit und regen Applaus.

Frln. Pögner (Dörthe) mit ihrer schönen Stimme, die klangvoll und sonor sich anhört, machte einen guten Eindruck und verband damit ein recht nettes Spiel. — Auch Hr. Lang (Raale), den wir endlich in größeren Rollen finden, gab sich alle Mühe und würde bei kräftigerer Stimme auch mehr reussirt haben; während Hr. Hagen (Herrmann) bedeutend besser spielte, als im vorigen Stücke; nur muß eben das Unbeholfene und Eckige mit der Zeit noch abgestreift werden.

Im Allgemeinen war dieser Schauspielabend einer der genußreichsten seit der trefflichen Vorführung der „Minna von Barnhelm".

* * *

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 86. Mittwoch, den 10. November **1869.**

Ode an Friedrich von Schiller.

Hervor in ihrem allgewalt'gen Drange
Rief einst die Zeit Dich aus dem dunklen Schoos,
Die Welt erscholl von Deinem Machtgesange,
Du rissest sie von ihren Banden los.
Wir feiern Dich und huld'gen dem Geschicke,
Das Dich, den Herrlichen, entstehen hieß,
Und, ach, mit schmerzlich-sehnsuchtsvollem Blicke
Schau'n wir Dir nach, der uns zu früh verließ.

Was Du für uns mit deinem besten Blute
Im steten Kampf errungen hast, erraffte,
Wer fühlt es nicht! Allein zu deinem Muthe
Fehlt, sei es nur gesagt, selbst mir die Kraft.
Wer wagt es wohl, zu Dir sich zu bekennen,
Wenn die Bedrängniß ihm den Geist umnachtet?
Und diese Flammen, die mir jetzt entbrennen,
Entzünden sie sich nicht an Deinem Lichte?

Reich ist die Kunst des deutschen Volks geworden,
Schwand Großes auch mit der Vergangenheit,
Erschlossen sind des Wissens Pforten
Für Jeden, der dem Schönen sich geweiht.
Das reine Licht, das Deinem Seherauge
Die hehre Bahn zum hohen Ziel gezeigt,
Verhüllt bisweilen auch vom Irr'schen Hauche,
Lebt in uns fort und ist noch nicht verbleicht.

Doch hat im Lauf der Zeit ein neues Leben,
Ein weltverschlungenes, sich aufgethan,
Und ruft uns, die wir kaum noch widerstreben,
Hinaus auf seine ungewisse Bahn.
An Kräften reich und reicher im Erfinden,
Als jenes, das an Dir vorüberging,
Sucht es den Erdkreis zu verbinden
Gleichwie mit einem großen Zauberring.

Wie gern verweilten wir auf jenen Höhen,
Wo uns der Dichtung Glanz entgegendringt,
Und keiner Erdgefahr bangs Wehen
Den freien Geist zum Boden niederzwingt.
Umsonst! Es eilt die Zeit im Riesenkreise
Auf Feuerflügeln unbezwungen fort,
Was gleichet ihr, wer singt zu ihrem Preise
Gedankenfesselnd nun den Machtaccord?

Und um es deutlicher und ernster noch zu fühlen,
Was uns der Drang der Gegenwart verjagt,
Muß uns im Kern ein böser Wurm gewühlen,
Der leider! schon zu lange an uns nagt.
Denn was der Einzelne für sich betrauert
Und Allen trübt in's Künftige den Blick —
Was uns im Innern wehmuthsvoll durchschauert,
Ist's nicht das große Allgemeingeschick?

Wie oft sich auch die Kräfte einzeln regten,
Zu einigen den vielgetheilten Sinn,
Der Zwietracht Geist, mit dem sie sich bewegten,
Nahm schöner Hoffnung Keime wieder hin.
Der Wunsch, der einzige und nie erreichte,
Er lebt und starb, ach, wie viel Tausend Mal!
Und was sich sonst als hohe Gunst ergeiget,
Es wird uns oft zu bitt'rer Lebensqual!

Der Du im Kampf mit höheren Dämonen
Des Geistes und des Willens Macht erprobt,
Ein sieges Beispiel gabest Millionen
Vom hohen Ernst, den Du Dir angelobt —
O säbelt Du, erhab'ner Geisteshahne,
Herab auf uns're allgemeine Noth!
Es wankt die Welt, sie zittert vor'm Orkane,
Der schreckensvoll ihr ein Mal schon gedroht.

O stiege doch, den Muth uns zu beseelen,
Der sich im Lebensdrucke fast verlor,
Dem Sterne gleich, dem Kompaß, die uns fehlen,
Ein Geist, ein Held, aus Deinem Geist hervor,
Daß wir, befreit vom tödtlichen Gefühle
Des Zagens auch der dumpfen Bangigkeit,
Siegreich ihm folgten durch des Kampfs Gewühle
Zum Ziel der Freiheit und der Einigkeit!

Allein der Güter höchstes zu erringen,
Das uns zu Allem stark und tüchtig macht —
Der Eintracht Geist, von dem so viele singen,
Er wird uns nur vom Himmel zugebracht.
Wo sich der Mensch von allen and'ren Mächten
Verlassen sieht, wo ihm kein Retter naht,
Da leitet ihn zum Ewigen, zum Rechten,
Der Gottheit hoher, unerforschter Rath.

Dr. Merkl.

Constantin Weise.

Eine einfache Criminalgeschichte von C. A. Krach.

(Fortsetzung.)

In seinem Innern tobte ein schrecklicher Sturm, wilde, verwirrte Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, die Nacht der düstersten Schwermuth bedeckte seinen Geist und finstere Ideen marterten ihn, unheilvolle Pläne tauchten in ihm auf und ließen seinen Körper erbeben.

Der Hausdiener störte ihn in seinem Dahinbrüten auf. „Herr Weise, drüben ist ein Zimmer für Sie hergerichtet. Soll ich Ihre Effekten dahin bringen?"

Er fuhr auf. Sein kranker verstörter Blick traf den Diener und ließ diesen angsterfüllt erbleichen.

Er erhob sich und folgte mechanisch diesem nach auf das für ihn bestimmte Zimmer. Hier schloß er sich ein.

Lange saß er hier stumm und in sich versunken. Plötzlich fielen seine Augen auf ein hölzernes Kästchen.

„Ein freundlicher Geist lenkte meinen Blick!“ rief er aufspringend. „Ja, ihr sollt mich von allen Qualen befreien. Was kann mich noch an diese jammervolle Erde ketten? — Nichts! Nichts! — Die, welche ich so innig liebte und auf die ich mein ganzes Glück baute, hat mich treulos verlassen, und — ihr Götter, kaum kann ich es fassen — wurde die Gattin dreizehnten Mannes, der ich meinen Vater nennen muß. — Warum raffte mich das Fieber nicht dahin? — Warum haben mich nicht die Pfeile der Neger getödtet? — Bin ich etwa bestimmt, um nur zu leiden? — O ihr schönen Tage meiner goldenen Jugend, o ihr schönen Stunden meiner Kindheit, wer hätte mir das an der Wiege gesungen!“ —

Thränen traten in seine Augen; vergebens suchte er sie zurückzudrängen, sie rollten seine braunen Wangen hinab in den Bart.

„Ja, es ist beschlossen! — Wie kann ich länger leben, und das noch hier in demselben Hause, wo sie mir fast jeden Augenblick begegnen muß und das rückliche Schicksal höhnend mir zurufen würde: siehe hier die wahre Gestalt deiner schönen Träume! — Drum, ihr guten Freunde, die ihr mir in der letzten Zeit so viele Dienste geleistet, leistet mir heute den letzten Liebesdienst!“

Er öffnete das Kästchen, in welchem sich zwei große, schöne Pistolen befanden, nahm eine davon und lud sie.

„Ja, Vater, du sollst den Todesgedanken auch todt wiedersehen! — Ein einziger Knall und es ist geschehen!“

Er spannte den Hahn.

„Doch halt, nicht im Hause; draußen im Walde, im dichsten Gebüsche soll es geschehen!“

Er griff nach seinem Hute und wollte die Pistole in seine Rocktasche stecken.

Da wurde an der Thüre gepocht.

Er fuhr auf.

„Wer ist da?“

„Louise!“

Krampfhaft zuckte er bei dem Klang dieser Stimme zusammen. Abermals wurde gepocht. Er öffnete die Thüre.

Louise trat ein. Ein einziger Blick ließ sie sein Vorhaben durchschauen.

„Constantin, um Gotteswillen, was willst du beginnen?“ schrie sie auf und stammerte sich angstersüllt an ihn. „Willst du mich noch unglücklicher machen, als ich es bin? — Bieber Constantin, denke an deinen Vater, an deine Schwester und —“

Sie sprach nicht weiter; Thränen erstickten ihre Stimme, sie ließ ihr Haupt an seine Brust sinken und weinte heftig.

Er blieb stumm, sein Körper zitterte heftig unter dem Drange der Gefühle, aber in seinen Augen schwand allmälig der düstere unheimliche Blick, seine Stimmung schien welcher zu werden, seine Augen schimmerten feucht.

Plötzlich legte die Hand die Pistole von sich und er preßte sie so innig an sich, als wenn er fürchten müßte, sie jeden Augenblick zu verlieren. — — —

Ja, die Thränen der Frauen üben auf die Männer eine magische Gewalt aus!

— — — — — — — — — — — —

Herr Commissionsrath Weise, welcher schon seit einigen Wochen auf einer Visitationsreise weilte, kehrte endlich von derselben zurück und unbeschreiblich war seine Freude, als er seinen längst als todt betrauerten Sohn zu Hause fand.

Er hielt ihn lange an seine Brust gedrückt, während sich auf seinem Antlitz die innere freudige Erregung spiegelte.

„Gott sei, es tausendsach gedankt, daß ich dich wieder habe!“ rief er öfter aus. „Um des Himmels willen, wo hast du nur gesteckt, lieber Junge? Ich hatte schon längst darauf verzichtet, dich je wieder zu sehen!“

Constantin erzählte ihm Alles.

Als im Laufe des Gespräches sein Vater ihm auch bemerkte, daß er ihm eine zweite Mutter in's Haus geführt und dabei freudig mit seiner rechten Hand die Wangen seiner jungen Gattin streichelte, bemerkte dieser nicht deren beherselliges Erbeben und Erbleichen, er war ganz glücklich, daß sein Sohn wieder zu ihm zurückgekehrt und er hatte nur Augen für diesen.

II.

Der Regierungsrath Krämer feierte seine silberne Hochzeit. Unter den vielen eingeladenen Gästen befand sich auch der Commissionsrath Weise mit seiner jungen Gattin und seinem Sohne Constantin.

Der Herr Commissionsrath war ein munterer lebenslustiger Mann und ganz besonders heiter und gesprächig war er an diesem Abend gewesen. Um so mehr überraschte am folgenden Tage die Nachricht, daß er plötzlich gestorben sei. Sein Sohn Constantin überbrachte selbst die traurige Meldung dem Geistlichen.

Man erzählte, daß der Commissionsrath gleich nach seiner Nachhausekunft sich unwohl gefühlt. Gattin und Sohn wollten den Hausarzt rufen lassen, der Kranke selbst aber habe sich dies verbeten, indem er sein Unwohlsein für einen Anfall von Kolik hielt, an der er zuweilen litt. Aber der Anfall wurde heftiger und nach öfterem Erbrechen und heftigen Krämpfen verschied er Nachmittags um 2 Uhr.

Sein Leichenbegängniß wurde mit großem Gepränge vollzogen, da er ebenso wohlhabend als bieder und ebenso geachtet als beliebt war.

Das Testament des Verstorbenen, das bei dem Magistrate der Stadt hinterlegt war, wurde nach Ablauf der Trauerzeit in Gegenwart der Wittwe und Kinder geöffnet.

Constantin erhielt das väterliche Wohnhaus nebst allen Mobilien darin und außerdem noch 20,000 Thlr. Kapital. Adelheide, seine Schwester, die bei ihrer Verheirathung bereits 8000 Thaler empfangen hatte, noch 22,000 Thlr. und die Wittwe 10,000 Thlr. und ein wohleingerichtetes kleines Haus. In die Pretiosen sollten sich die Kinder gleichmäßig theilen.

Die Theilung fand wenige Wochen später statt. Hierbei vermißte Adelheide drei ihr wohlbekannte Brillantringe. Constantin und die Wittwe versicherten, diese Ringe nie gesehen zu haben.

Bei dem Theilungsgeschäfte entging dem scharfen Blicke der Schwester nicht, daß zwischen ihrem Bruder und ihrer Stiefmutter ein Verständniß obwalte, welches sie innerlich erbeben ließ. Beide flüsterten oft mit einander und gaben sich verstohlene Winke.

Man hatte sie, obgleich sie in derselben Stadt wohnte, nicht zum kranken Vater rufen lassen. Erst als er gestorben und die Leiche gewaschen und angekleidet war, hatte man dies gethan.

Etwa drei Wochen später fing Constantin an, die ererbten Kapitalien nach und nach einzuziehen oder anderweitig zu cediren. Das Haus verkaufte er sehr vortheilhaft an eine englische Familie.

Von seiner Schwester und deren Manne hierüber zur Rede gestellt, erwiderte er, daß er beabsichtigte, abermals auf längere Zeit nach Aegypten zu gehen, und daß er dorten oder in Italien wahrscheinlich seinen künftigen Wohnsitz nehmen werde.

Als aber auch die verwittwete junge Commissionsräthin ihre Sachen veräußerte und plötzlich in aller Stille die Stadt verließ, da stieg in Adelheidens Brust Argwohn auf.

Aber sie kannte, liebte und achtete ihren Bruder, und als sie nun gar einen Brief von ihm aus Triest empfing, in welchem er schrieb, daß er sich in den nächsten Tagen nach Griechenland einschiffen werde, um von dort aus weiter nach Aegypten zu segeln, da drängte sie mit Gewalt alle bösen Gedanken zurück.

Bald darauf empfing sie auch einen Brief aus Basel, worin ihr die Stiefmutter mittheilte, daß sie sich auf einige Wochen zu ihrer Tante begeben habe und auch wahrscheinlich für immer dorten ihren Wohnsitz nehmen werde.

Sie war nun vollständig beruhigt.

(Fortsetzung folgt.)

Der heilige Bernhard.

Zur Geschichte der Ampelurgie und der Denkmäler.

Kulturhistorische Studie (Original) von Ludwig Storch.

(Schluß.)

Aber die Mönche Eberbachs verdankten ihren Reichthum und ihr Ansehen nicht blinden Glücksfällen; sie waren die immer rüstigen Schmiede ihres Glückes, und Bernhard's Geist war die treibende Kraft dieses prächtigen Fruchtbaumes. Und wie ächt und nachhaltig dieser Geist war, beweist, daß die Mönche, die ihn empfangen und fortpflanzten, durch den gewonnenen großen Reichthum nicht in Unthätigkeit und Genußsucht verfielen; im Gegentheil war ihnen der Gewinn ein stets neuer Sporn zur erhöhten Thätigkeit. Sie erschlafften auch nicht in der geistigen Thätigkeit und im frommen Wandel. Auch in der häuslichen Frömmigkeit, wie im sittlichen Leben auswärts unterschieden sie sich auf das Vortheilhafteste von den übrigen Klöstern dieses Landstrichs, in welchen klösterliche Ordnung, Eingezogenheit und Religiosität sehr in Verfall gerathen waren.

Die Arbeitslust, die merkantile, industrielle und ökonomische Erwerbsthätigkeit, die Sparsamkeit, Nüchternheit und Eingezogenheit, die häusliche Ordnung, Klugheit und Umsicht, die Frömmigkeit und das wissenschaftliche Streben, mit einem Worte der Geist Bernhard's erhielt sich fast vier Jahrhunderte in Eberbach. Dies ist der Beweis für seine Göttlichkeit. Eberbach schickte seine jungen Mönche nicht allein nach Köln in seine Handelscomptoire, es schickte sie auch nach Paris und Würzburg in die in diesen Städten bestehenden Kollegien (hohen Schulen) der Cisterzienser, und viele gelehrte Männer und Schriftsteller sind aus Eberbach hervorgegangen.

Noch höher anzuschlagen ist der wohlthätige Einfluß, den die Cisterzienser von Eberbach, die eigentlich weit mehr den Namen Bernhardiner verdienen, auf den Rheingau überhaupt ausübten. Ihr so ganz zu Saft und Blut, zu Fleisch und Bein gewordener Kulturgeist verbreitete sich bald genug außer ihren Mauern. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts an wurde Eberbach für den Rheingau ein neues Delphi; alle geistige und materielle Kultur, der ganze höhere Lebenkaufschwung rheinauf- und abwärts strahlte von ihm aus. Sein Beispiel wirkte bewältigend auf die besseren Klöster. Aus üppigen faulen Benedictinern wurden enthaltsame fleißige Cisterzienser. Die innere Zucht, die häusliche Wirthschaft wurden überall verbessert und vor allem der einträgliche Weinbau gehoben. Sogar die Benedictiner-Frauenklöster verwandelten sich in Nonnenhäuser des Cisterzienser-Ordens und stellten sich unter Eberbach. An umfangreichem Landbesitz und Einfluß war Eberbach im fünfzehnten Jahrhundert das angesehenste Kloster am Rhein. Es war ein kleiner gut verwalteter republikanisch-theokratischer Staat.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geriethen die Cisterzienser auf den Einfall, dem heiligen Bernard ein eigenthümliches Denkmal zu errichten. Nicht mehr zu bestimmen ist, ob die originelle Idee von einem französischen oder deutschen weinbauenden Kloster ausgegangen ist; genug, daß sie hier und dort von mehreren Klöstern ausgeführt worden ist. Sie bauten nämlich, jedes Kloster für sich, ein ungeheures Weinfaß, an welchem sie das Bild ihres Heiligen ausschnitzten und das Faß, das sie mit dem besten Wein füllten, zu Ehren ihres alten Meisters „der heilige Bernhard" tauften. Ueber den „heiligen Bernhard" des Klosters Clairvaux und und über den des Klosters Eberbach haben wir einige Nachrichten. Uns interessirt hier nur der Letztere. Er faßte 444 Ohme oder fast 36,000 Maß. Dieses von den Mönchen mit großer Liebe hergestellte Denkmal wurde im Jahre 1500 zum ersten Male mit Wein gefüllt und zwar mit dem Safte der Steinberger Traube. Wie der Heilige im Leben eine große Anzahl seiner Mitmenschen an Tugend und Geisteskraft überragt hatte, so überragte nun das nach ihm benannte Faß weit alle die unzähligen Fässer des Klosters und auch sein Inhalt war dem Geiste Bernhard's analog.

Dieser Dankbarkeitskultus der braven Cisterzienser hat schmackhaften und liebenswürdigen Humor, aber er ist doch eine Andeutung vom allmäligen Ausarten des alten Geistes. Auch sollten sie sich seiner eben nicht lange erfreuen. Die großen Reichthümer des Klosters waren schon längst der Gegenstand des Neides der umwohnenden Bauern gewesen, und der mit dem besten Steinberger gefüllte riesige „St. Bernhard" erregte nun vollends ihre Lüsternheit. Im Bauernkriege 1525 hatten sie also nichts Eiligeres zu thun, als über das Kloster herzufallen, es zu plündern und zu verwüsten und den „heiligen Bernhard" bis auf den Grund auszusaufen. Wie mag ihnen der treffliche Steinberger gemundet haben! Sie mußten ihn gleich darauf mit Blut und Leben bezahlen.

Die zurückgekehrten Mönche stellten das Kloster zwar wieder her und versuchten auch den leeren „St. Bernhard" wieder zu füllen, aber es gelang ihnen nicht. Sie brachten ihn mit Noth und Mühe kaum zum vierten Theile voll. Bernhard's Geist, der Geist der strengen fleißigen Väter, war von ihnen gewichen, und sie erlagen nun allmälig mehr und mehr, wie alle Cisterzienser den verweichlichenden Einflüssen des Reichthums und des Wohllebens, und wurden endlich den faulen und üppigen Benedictinern gleich, aus welchen sie hervorgegangen waren. Nichtsdestoweniger erhielt sich Eberbach in großem Ansehen, Ehre, Einfluß und Reichthum bis zum Jahre der allgemeinen Säcularisation 1803, wo es zum Herzogthum Nassau

geschlagen wurde, dessen Regierung die Gebäulichkeiten zum Landes-Irren- und Zwangsarbeitshaus machte. Seltsames Schicksal! Hier, wo die fleißigsten und ordentlichsten Menschen einst freiwillig so viel gearbeitet hatten, wurden nun faule und unordentliche Menschen zur Arbeit gezwungen. Was dagegen die Irrenanstalt betrifft, so hatte sich die Bestimmung des Hauses wenig geändert; denn faule und üppige Schwelger, die mit geplapperten oder gebrüllten inhaltslosen Gebeten Gott einen Dienst zu thun glauben und sich solchen vermeintlichen Dienst auch noch zum großen Verdienst anrechnen, sind auch Wahnsinnige.

Die lustigen, sonnigen Weinberge des Rheingaues und vorzüglich des Steinberg erhalten aber das gefegnete Andenken der fleißigen wahrhaft frommen Bernhardiner und ihres großen Meisters auch unter der heutigen preußischen Oberherrschaft.

Würzburger Stadttheater.

Schauspielbericht.

Würzburg, 7. November.

(+) Dieser Theaterabend brachte uns eines jener Stücke, die absolut nur für eine bestimmte Person geschrieben scheinen, bei denen man wahrlich anfangen muß, daß nun die Katastrophe kommt. So wenig auch „Gute Freunde", Posse mit Gesang von Salingrés, vom Standpunkte der Aesthetik aus betrachtet, auch in ihrem Genre gut genannt werden kann, ebenso sehr ist anzuerkennen, daß die Rolle des Papa Stübbe Herrn Bömly Gelegenheit bot zur Entfaltung seines vielseitigen Talentes, daß aber auch umgekehrt Hr. Bömly durch seine seine Komik der Rolle vieles abgewann, was der Dichter vielleicht unabsichtlich angedeutet. — Laura, ein schüchternes Pensionatsfräulein, ward, glauben wir, von Frln. Krey denn doch zu naiv, zu schüchtern aufgefaßt; etwas mehr Leben oder wenigstens mehr Beweglichkeit wäre sehr wünschenswerth gewesen, um so mehr, da Frln. Pögner (Caroline) ihrer Rolle gemäß ein so munteres, abgerundetes Spiel entwickelte. Hr. Ernst (als Pätzle) fand sich sehr gut in seine Rolle, so daß wir seine Befähigung auch für ernst-komische Partieen nicht mehr bezweifeln wollen. Nicht minder gut war Herr Lunz als Muffol, obwohl die Stimme besonders beim Singen kraftvoller sein sollte.

Nicht übel war Hrn. Hagens August (Schusterlehrjunge); nur fehlt es ihm noch an der Modulation der Stimme; es ist viel zu sehr derselbe Ton in seiner Deklamation; aber das wird sich Alles geben. Fleiß führt zum Ziele!

Herr Scholling als Karl Loose schien diesmal deshalb besser zu spielen, weil Frln. Krey ihm bei ihrem ruhigen, zu ruhigen Spiel die schönste Gelegenheit gab, ungenirter, überhaupt besser als sonst spielend zu erscheinen.

Was wir neulich von der Musik Lang's sagten, gilt auch von Bial; nur ist eben Letzterer als Possencomponist zu entschuldigen.

Das Stück hat, wie gesagt, nur der Rolle Stübbes wegen einigen Werth; übrigens dürfte diese erste Aufführung auch die letzte sein, obwohl sie im Allgemeinen keine mißlungene und im Speziellen (Bömly) sogar eine sehr gelungene war.

Miscellen.

Im polytechnischen Institut zu London ist gegenwärtig eine interessante Sammlung von Reliquien des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexico zur Schau gestellt. Unter den Gegenständen sind am bemerkenswerthesten: Ein großes Oelgemälde, den Einzug des Kaisers in Mexico darstellend; zwei lebensgroße Porträts des Kaisers und seiner Gemahlin, der Kaiserin Charlotte. (Die drei erwähnten Porträts sind von Santiago Reball, einem berühmten Künstler und Professor der St. Carlo-Akademie in Mexico, gemalt.) Ein Miniatur-Sarkophag mit einer lebensähnlichen Figur Maximilian's. Hüte, die der Kaiser einst getragen; der mexicanische Sombrero, den er bei seiner Gefangennahme trug; der Kaiserin Reitkut und mehrere Manuscriptmanifeste der mexicanischen Junta.

— Der Strike der Pariser Commis hat einen bedeutenden Succurs durch die Bundeskammer der französischen Arbeitergesellschaften erhalten, welche mehr als 100,000 Arbeiter zählen. Die Bundeskammer hat nämlich in einem Aufrufe ihre Mitglieder und Freunde ersucht, nur bei den strikenden Commis, welche sich in corporative Gesellschaften gruppiren und Verkaufsgewölbe öffnen, zu kaufen.

— (Der Akt der Beschneidung) wird bei den Juden noch immer von keinem Sachverständigen ausgeführt, sondern von einem Laien, welcher meist mehr Frömmigkeit als Geschicklichkeit besitzt. Es ist daher sehr natürlich, daß die armen Kinder nicht selten Opfer dieser Procedur werden. Ein solches Opfer brutaler Ungeschicklichkeit befindet sich jetzt in der Behandlung des Geh. Rath Langenbeck. Es ist dies ein sieben Wochen alter Knabe aus Schwiebus, welcher so arge Verletzungen davongetragen, daß der Ausgang sich noch nicht bestimmen läßt, und im günstigsten Falle eine schreckliche Verstümmelung zurückbleibt.

Literarisches.

Ein äußerst tüchtiges und nützliches Werk ist bekanntlich der bei F. A. Brockhaus in Leipzig in zweiter vollständig umgearbeiteter Auflage erscheinende „Bilder-Atlas. Ikonographische Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Ein Ergänzungswerk zu jedem Conversations-Lexikon". Durch Abbildungen wird hier das gedruckte Wort veranschaulicht und ergänzt. Wieviel aber die unmittelbare Anschauung in allen Dingen, in Kunst und Wissenschaft wie im Leben, werth sei, das ist jedermann bewußt. Für den wissenschaftlichen Werth, die planmäßige Auswahl und die Korrektheit der bildlichen Darstellungen bürgen die Namen der Mitarbeiter, welche zu den anerkanntesten und hervorragendsten in ihrem Fache gehören. So wird unter andern die Zoologie von Vogt, die Botanik von Willkomm, die Anthropologie von v. Ehe, die Astronomie von Brunow nach dem neuesten Standpunkte dieser Wissenschaften bearbeitet. Der Atlas ist gegenwärtig bis zur 17. Lieferung vorgeschritten; er soll aus 100 Lieferungen bestehen, jede zu 27 kr. Die äußere Ausstattung steht im Einklange mit dem gediegenen Inhalt. (In Würzburg zu beziehen durch die Stahelsche Buch- und Kunsthandlung.)

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 87. Sonntag, den 14. November 1869.

Prometheus.

Erfüllt von reiner Menschenliebe, freute,
Als einst die Schöpfung war noch wüst und leer,
Der Götterssohn, der ihr sein Leben weihte, —
Prometheus — lichte Funken rings umher. —

Und mit des Lichtes eingeborner Elle
Erhellte er der Schöpfung weiten Kreis;
Daß alles Dunkel sich in Licht verhelle,
Und die Erkenntniß sei des Menschen Preis. —

Da hoben lichte Strahlen, hoch wie Riesen —
Sich zu des Himmels fernsten Bogen hin;
Selbst in der Erde tiefsten Schacht zu fliehen
Gebot die Kraft mit unbeugsamem Sinn. —

Es flelen dann die gleichen lichten Streifen
Auch in der Menschenherzen dunkle Nacht —
Um frei im geist'gen Fluge fortzuschweifen,
Erfüllt vom Drange, der die Wahrheit sucht. —

Schon leuchtet ihnen himmlisches Erkennen,
Schon nah'n sie sich dem fernen Himmelsthron;
Es will der Mensch sich gottgeboren nennen,
Im Erdenreiche — der verbannte Sohn!

Da stößt sie plötzlich von den hohen Stufen
Ein Dämon wieder in den jähen Grund;
Und mächtig dröhnt in ihren Sturz sein Rufen
— „Zu Wandlung nur alleins" — wird Gott Euch kund!

Denn daß sie erst von Euch das-Ird'sche löse —
Ist seiner Schöpfung ewig tiefer Sinn;
Vom Erdenjunge bis zur Gottesgröße —
Des Geistes Schwingen tragen nicht dahin. —

Nur freie Liebe, nicht ein frei Erkennen
Führt durch des Aethers unermeßnen Raum,
Ihr möget hoch Euch gottgeboren nennen,
Doch Euch umschließt des Lebens ird'scher Saum.

Nur in der Liebe ruht der Gottesfunken,
Nur in der Liebe ruht die hell'ge Kraft;
Die, wenn der Leib zum Bunde eingesunken,
Sich frei erhebt aus ihrer engen Haft,

Die mit der Sehnsucht froh bewegtem Drange
Hinauf sich schwingt zum großen Ocean
Der ew'gen Liebe, — wo im Sphärenklange
Eröffnet sich die neue sichre Bahn. —

Und daß nun sichtbar sich das Wort gestalte —
Im Götterssohn Prometheus sel's erkannt, —
Wie sich in ihm der Schöpfung Sinn entfalte;
Denn festgekettet an der Felsenwand

Ist machtlos hier sein Ringen und sein Mühen —
Und ewig bleibt des Erdgeborenen Schmerz;
Doch es verjüngt in reiner Liebe Gluten —
Tagtäglich sich das aufgezehrte Herz. —

Bis es in reinen Flammen überwunden
Den ird'schen Trug, des Wahnes letzten Schein;
Und bis geläutert, jeder Schuld entbunden,
Es ew'ger Liebe wird zu eigen sein.

Dann kann der Schmerz nicht mehr das Auge feuchten,
Der Erdensohn erreicht sein höchstes Ziel,
Die Liebe wird beseligend ihm leuchten,
Geleiten ihn zum himmlischen Asyl; —

Woher entwillt sein paradiesisch Fühlen,
Der neuen Morgenröthe göttlich Weh'n —
Wird das verklärte Antlitz sie umspielen —
Ein Odem Gottes — wonnig mild und schön!

Der Fels, der ihn umfaßt mit ehrnen Ringen —
Es ist der Erde querkanntes Loos;
Und seinem Geiste soll es nie gelingen,
Sich zu erheben mächtig frei und groß.

Unbezwinglam bleibt ihm das Gesetz der Erde,
Im Stoffe kennt die wilde Leidenschaft,
Die mit unbändig thierischer Geberde
Zum Streite stürzt sich auf die geist'ge Kraft,

Die gierig sich um die erhab'nen Zierden
Des Geistes schlingt — ein Unkraut jeder Lust,
Und die im Drange ird'scher Begierden
Mit scharfem Zahne trifft die rege Brust! —

Doch sieh', erhab'ne, lichte Flammen steigen
Vom reinen Gold der Liebe himmelan
Und ihrem Siege wird der Preis zu eigen,
Denn nicht der Geist, das Herz erschließt die Bahn.

So lodert auch in reinen Aether-Flammen,
Nachdem besiegt ihn ird'scher Lebenslauf
Die Schmerzen, die den Heldenleib umspannen,
Der Götterssohn zum Eden hoch hinauf.

O.—

Constantin Weise.

Eine einfache Criminalgeschichte von C. A. Krach.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens ließ sich das frühere Studenmädchen ihres seligen Vaters bei ihr anmelden und bat um eine geheime Unterredung.

In einem abgelegenen Zimmer fiel das Mädchen vor ihr auf die Kniee und weinte.

„Was hast du denn vor, Julie?“ fragte bestürzt die junge Frau.

„Gnädige Frau, verzeihen Sie mir,“ schluchzte diese, „wenn ich Ihnen jetzt erst schreckliche Sachen entdecke.“

Adelheide bebte an allen Gliedern. Was sie hören mußte, sollte sie noch viel mehr erschüttern.

„Ich habe keine Ruhe mehr bei Tag und Nacht,“ fuhr sie fort, „es drückt mir sonst das Herz noch ab. Ich muß Ihnen Alles erzählen:

„Als der junge Herr so ganz unerwartet wieder kam, fand zwischen ihm und Ihrer Stiefmutter eine Scene statt, an die ich heute noch nicht ohne Schaudern denken kann.

„Soviel konnte ich gleich daraus entnehmen, daß zwischen Beiden ein sehr intimes Verhältniß bestanden, ehe sie noch die Gattin Ihres Vaters geworden und daß Beide dann von der größten Verzweiflung erfaßt wurden. Besonders war dies bei dem jungen Herrn der Fall, der sich auf seinem Zimmer erschießen wollte, woran er aber durch die junge Frau Commissionsräthin, die zufällig in sein Zimmer trat, verhindert wurde. Ich hörte sie laut aufschreien und dann heftig und lange weinen.

„Sie blieben lange, sehr lange im Zimmer beisammen.

„Als die Frau Commissionsräthin dasselbe verließ, sah sie sehr verstört und verweint aus, doch suchte sie so viel wie nur möglich kalte Fassung zu gewinnen und zur Schau zu tragen.

„Der junge Herr verließ auch alsbald das Zimmer; er ging aus und als er wieder heimkehrte, machte er die gleichgültigste Miene von der Welt.

„Aber manchmal fiel mir doch sein unstetes Wesen auf. Was sie damals gesprochen und verhandelt hatten, weiß ich nicht.

„So waren einige Wochen dahin geflossen. Der junge Herr war fast immer in der Nähe Ihrer Stiefmutter und einmal hörte ich ihn auch derselben Worte zuflüstern, die nur eine heftige Liebe eingeben kann und die von ihr nicht gleichgültig aufgenommen wurden.“

Adelheide war auf einen Stuhl gesunken und rang die Hände, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Ach Gott, meine Ahnungen,“ rief sie aus, „sie haben mich nicht betrogen! .... fahre fort, Julie, erzähle mir Alles, was du weißt!“

„Am Pfingstmorgen verreiste Ihr Vater und als ich gegen Mittag in das Zimmer trat, überraschte ich Beide bei einer vertraulichen Zusammenkunft. Der junge Herr fuhr erbost auf mich zu, sie aber nahm mich bei Seite, gebot mir Schweigen und drückte mir einen Dukaten und diesen Ring in die Hand.“

Sie übergab mit diesen Worten Adelheide einen kostbaren Brillantring, welchen diese sofort als einen von den fehlenden drei Ringen erkannte.

„Seitdem genirten sie sich nicht mehr vor mir. Eines Sonntags Abends lauschte ich an der Thüre, die zur Schlafstube der jungen Frau führte. Ich hörte leise drinnen sprechen, erkannte aber dennoch die Stimme des jungen Herrn und Ihrer Stiefmutter.

„Ihr Zwiegespräch drehte sich um ihre leidenschaftliche Liebe und daß es anders werden müsse. Der junge Herr schlug vor, sich des Alten zu entledigen und mit dem Vermögen sich in einem fernen Land niederzulassen.

„Mir stiegen die Haare zu Berge!

„Zwei Tage später war Gesellschaft bei dem Herrn Regierungsrath Krämer; der Herr Commissionsrath ging mit seiner Gattin dahin und, so viel ich mich erinnere, auch der junge Herr.

„Der junge Herr kam aber früher nach Hause als Ihre Eltern. Eine gewisse Aengstlichkeit fiel mir an ihm auf. Er ging von einem Zimmer in das andere und besonders oft in die Schlafstube Ihres Vaters. Er selbst stellte das Glas Zuckerwasser an dessen Bett, was ich sonst in der Regel thun mußte. Ich sah, daß er oft das Glas in die Hand nahm und es schüttelte. Hätte er nicht so verstört und ängstlich ausgesehen, so würde mir dies gar nicht aufgefallen sein.

„Gegen Mitternacht kam Ihr Vater mit seiner Gattin nach Hause.

„Der junge Herr wartete auf sie. Er warf Ihrer Mutter einen bedeutsamen Wink zu und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr.

„Sie fuhr heftig zusammen und eilte hastig in das Schlafzimmer.

„Der Herr Commissionsrath trank, ehe er sich zur Ruhe begab, das Glas Wasser auf einmal aus, äußerte aber dabei, daß es sonderbar schmecke.

„Kaum eine Stunde später mußte ich ihm Thee kochen; er klagte sehr über Leibschmerzen und erbrach sich auch einigemal. Sein Unwohlsein verschlimmerte sich rasch; er bekam Krämpfe, ächzte heftig und warf sich im Bette herum.

„Jetzt gebot mir der junge Herr, aus der Stube zu gehen, was ich auch that.

„Aber draußen vor der Thüre horchte ich noch einige Minuten.

„Der alte Herr muß fürchterlich gelitten haben, denn er stöhnte und röchelte so, daß mir schauderte. Plötzlich hörte ich die junge Frau mit weinerlicher Stimme sagen:

„Constantin! Constantin! es ist schrecklich! Gott sei uns gnädig!“

„Beruhige dich, liebe Louise!“ war des jungen Herrn Antwort.

„Am andern Mittag kam die junge Frau zu mir in die Küche und theilte mir unter Thränen mit, daß gegen Morgen ihr „geliebter“ Gatte gestorben sei.

„Eine seltsame, schmerzliche Erregung nahm ich an ihr wahr.

„Den jungen Herrn sah ich erst am Nachmittag. Wo er die übrige Zeit war, weiß ich nicht. Auch er sah sehr angegriffen aus. Als ich an das Sterbelager trat, fand ich die Leiche des Herrn Commissionsraths schon gewaschen und vollständig angekleidet. Niemand als der junge Herr und die Mutter können dies gethan haben, denn ich sah keine fremde Person in's Haus kommen.

„Ich glaube auch, daß sie Ihren Vater vergiftet haben und daß sie zusammen in ein fernes Land entflohen sind.

„Ich hätte Ihnen Alles schon früher erzählt, aber ich fürchtete mich vor dem jungen Herrn und ich hatte auch der Madame vollständiges Schweigen geloben müssen. Und was ich noch erwähnen muß, die Ringe hat der junge Herr genommen; ich habe sie später bei ihm gesehen.“

Adelheide war einer Ohnmacht nahe auf das Kanapee gesunken.

„Julie, rufe doch meinen Mann!“ preßte sie mühsam hervor.

Das Mädchen gehorchte.

Sie strengte ihre ganze Kraft an, um ihrem Collen den Inhalt der Erzählung Julienè mitzutheilen.

Dieser gebot zunächst dem Mädchen das größte Schweigen und als Regierungs-Assessor war er keinen Augenblick unschlüssig, was er nun zu beginnen habe.

Er redete seiner Frau Trost ein und kleidete sich dann an, um dem Gerichte die Anzeige zu machen. Als er die Treppe hinabschritt, eilte ihm Adelheide nach.

„Wo willst du hingehen, Hugo?"

„Ich muß thun, was meine Pflicht ist!"

„Um Gottes willen, lieber Hugo, bleibe hier, bedenke doch, daß es mein Bruder ist," bat Adelheide, „er ist fort, und wer weiß, wo er ist."

„Liebes Kind," erwiderte er, „das vorliegende Verbrechen, mit einer so bestimmten Anklage, unterstützt durch die gravirendsten Umstände, ist der Art, daß es nicht aus Verwandtschaftsrücksichten verborgen werden darf. Die Pflicht gebietet, dem Criminalgerichte die Anzeige hiervon zu machen. Es ist auch ferner Pflicht gegen deinen Bruder, damit, wenn er unschuldig ist, er sich vor einer solchen Anschuldigung rechtfertigen kann. Ist er schuldig, so muß er aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen werden und seine wohlverdiente Strafe erleiden. Seine schwere That hat dann die geschwisterlichen Bande zwischen euch selbst gelöst und du hast ihn nicht mehr als deinen Bruder zu betrachten!"

Er ging und machte seine Anzeige. Schon am Nachmittag wurde das Dienstmädchen Julie Brenner von dem Criminalrichter vernommen und daraufhin verhaftet.

Am nächsten Morgen wurde ganz in aller Stille der Leichnam des Commissionsrathes Meise ausgegraben, von mehreren Personen, die ihn gekannt, recognoscirt und vor vollständig besetztem Gerichte mit Obduction und Oeffnung versehen.

Die Fäulniß hatte den Körper auffallend wenig angegriffen.

Im Magen und den Eingeweiden fand man Spuren von Entzündung, sonst aber nichts Bedenkliches. Bei der am folgenden Tage vorgenommenen chemischen Untersuchung fand man in den Magenhäuten weißen Arsenik. Das Gutachten der Aerzte und Chemiker lief dahin aus, daß der Tod in Folge des beigebrachten Arseniks geforten sei.

So stand denn fest: Der Commissionsrath Meise war vergiftet worden. An einen Selbstmord konnte Niemand denken, denn er war ein notorisch lebensfroher Mann.

Der Regierungsrath Krämer und dessen Gattin behaupteten eidlich, daß er am Abend vor seinem Tode in ihrer Gesellschaft äußerst aufgeräumt gewesen und von einer Reise mit wahrem Enthusiasmus gesprochen habe, welche er im Frühjahr mit seiner jungen Frau nach Italien machen wolle.

Die gewichtigsten Indicien wiesen auf eine bestimmte Thäterschaft.

Die Aussagen der Julie Brenner, die Angaben Adelheids über das herzliche Benehmen ihres Bruders Constantin und ihres Stiefmutter, die übereilten Verkäufe und Einkäufen der Kapitalien Seitens desselben und dessen plötzliche Abreise und daß gleichfalls so schnelle Verschwinden der jungen Mittwe ließen über die Thäterschaft keinen Zweifel mehr übrig.

Endlich, als sich das Gerücht der Vergiftung des Commissionsraths Meise immer weiter ausbreitete, machte der Apotheker eines nahegelegenen Dorfes bei dem Gerichte die Anzeige, daß Constantin Meise bei ihm pulverisirten Arsenik gekauft habe, angeblich zur Vertilgung von Mäusen.

Die Zeit, um welche Constantin den Arsenik gekauft, fiel einige Tage vor den Todestag des Commissionsrathes.

Somit hielt sich das Gericht für berechtigt, Steckbriefe gegen Constantin Meise und Louise, verwittwete Meise, zu erlassen.

Die Steckbriefe blieben erfolglos. Von den Entflohenen war nicht die geringste Spur zu entdecken. Man glaubte allenthalben, daß sie über das atlantische Meer gegangen und in Amerika für immer verschwunden wären.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 10. November.

Herr Weidemann hat zu seinem Benefice die Oper „Fidelio" von Beethoven gewählt, eine Wahl, die ihm alle Ehre macht, und aber nicht sehr befriedigt hat, da die zur Disposition stehenden Kräfte der Oper sich für die Aufführung eines so großartigen Werkes wie „Fidelio" als unzureichend erwiesen, selbst wenn noch mehr Fleiß auf die Einstudirung verwendet worden wäre, wie es bezüglich des „Fidelio" der Fall gewesen ist. Wie sie gegeben worden ist, war die Oper zur Aufführung noch nicht reif. Die Musik, wie sie Beethoven geschrieben, will verstanden sein; es genügt nicht, blos die Noten abzuspielen, es muß das Spiel auch vom Geiste durchdrungen sein, welcher diese großartige, in ihrer Art einzig dastehende Composition durchweht; dazu konnte es aber das Orchester bei der geringen ihm gegönnten Muse nicht bringen, es hatte genug mit den technischen Schwierigkeiten zu thun, von einem Eindringen in den Geist des Tonwerkes war keine Rede; es konnte deshalb nicht zu einem höheren Aufschwunge kommen, blieb vielmehr bei einem mechanischen Abspielen und selbst hiebei ging es noch ziemlich unsicher her. Semper aliquid deest curtae rei; es blieb selbst in Bezug auf die rein technische Seite noch viel zu wünschen übrig, und kaum wird es möglich werden, allen Anforderungen zu genügen, nachdem die Besetzung des Orchesters für die Aufführung einer Oper wie „Fidelio" quantitativ viel zu gering ist. Die großartigen Gedanken, welche der Meister in seinem Kunstwerke niedergelegt hat, wollten auch mit großartigen Mitteln aufgefaßt werden; eine Verstärkung des Orchesters mit einigen tüchtigen Violas und Violoncelli wäre deshalb ein sehr bescheidener Wunsch; es ließe sich noch mancher andere anführen; doch was wird es helfen! wir sprechen nur zu sehr, daß es in diesem Punkte, wo die pekuniäre Seite durch Beiziehung einiger neuen Kräfte in Mitleidenschaft gezogen wird, beim Alten bleiben wird und deßhalb wollen wir uns mit dem einen Wunsche begnügen, dem leichter entsprochen werden kann, als den weiteren, die wir noch auf dem Herzen haben.

Fassen wir die Aufführung näher in's Auge, so entbehrten sowohl die Ouverture als der erste Akt der Tonfülle und Klangfarbe gänzlich, die einzelnen Stimmen waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen und deßhalb verunsicherten sie bei den Zuhörer das unangenehme Gefühl der Unsicherheit und verstimmten so häufig gegen die Partitur.

Frln. Kaufmann hat in der Titelrolle nicht ganz entsprochen; ihre Stimme hat sie im 2. Akte bei dem höher gelegenen Partieen ganz im Stiche gelassen; sie mußte sich sichtlich Gewalt anthun und verfehlte den Zuhörer mitunter in eine

recht unbehagliche Stimmung. Auch ihr Spiel war dürftig und matt; wir konnten nicht finden, daß die richtige Auffassung ihrer Rolle durchgeschlagen hätte; es gehört freilich die Sicherheit einer vollkommen ausgebildeten dramatischen Künstlerin dazu, um aus Fidelio zu reussiren; das wollen wir von Frln. Kaufmann nicht verlangen, doch waren wir mehr zu erwarten berechtigt, als wir gefunden. Noch weniger hat Herr Melms als Pizarro entsprochen; er spielte den Tyrannen eines Puppentheaters in karikirten Zügen; seine Stimme war ganz belegt. Am Besten war der Benefiziat Hr. Weidemann als Florestan; es wurden ihm viele Zeichen des Beifalls zu Theil, den er sich sowohl durch seine Leistungen in dem Benefice als überhaupt im Verlaufe der Saison erworben hat. O.

Schauspielbericht.

Würzburg, 10. November.

(+) „Frauenkampf", Lustspiel v. Olfers. Es ist ein trauriger Fluch so mancher Autoren, welche gerne auch einmal sich literarisch versuchen möchten und doch in sich nicht genug urwüchsige Kraft vorfinden, um etwas Durchgreifendes leisten zu können, — es ist ein trauriger Fluch gerade deutscher Poeten, daß sie in diesem Falle so gerne beim Franzmann einkehren und leider nicht immer das Beste. Das vorgeführte Stück Scribe's gehört zu den weniger guten dieses fruchtbaren und deßhalb leichthin arbeitenden, französischen Schreibers; jedoch muß bei Olfers' Bearbeitung lobend hervorgehoben werden eine fließende Diction und Erhöhung der wenigen Effekte. — Wenn werden die deutschen Dramatiker einmal aufhören, stets nur nach Fremdem zu haschen? — Offen gestanden, sobald die Theaterdirektionen einmal aufhören, nur nach vollen Häusern zu rechnen, statt der momentanen Kassenebbe zum Trotz dem französisch verzärtelten Publikum deutschen Geschmack und deutsche Sitte von der Bühne herab einzuimpfen; — es würde und müßte sich mit der Zeit lohnen. Hat doch das Theater schon manchen solchen Sturm erlebt und will doch in der Gegenwart lieber mehr und mehr der französischen Zote, die sich Dramatik nennt, in die Arme fallen. — —

Das genannte Stück selbst wurde verhältnißmäßig nicht besonders gut vorgeführt, wenn man andere, fast musterhafte Vorstellungen dagegen vergleicht. — Frau Hahn (Aurelval), Herr Morelli (Montichard) und etwa noch Frln. Krey (Jennie) wohl Hrn. Schelling (Grignon) spielten gut. Trotzdem erhielten das Stück und die Aufführung einen Schluß- (vielleicht offiziellen) Applaus. — Was soll man aber zu dem angehängten Genrebild von Schneider sagen? Jedenfalls ist es unter seines Gleichen das geringste Produkt und gewann auch vor dem Publikum nur des Hrn. Bömly und der Frln. Pögner wegen einiges Interesse; sonst ward „Der Kurmärker und die Picarde" mit Recht kühl aufgenommen!

Würzburg, 11. November.

„Die Prosit-Mamsell", Lebensbild mit Gesang von Berg. (Zum ersten Male.) Trotz des großen Erfolges, den dieses gut durchgeführte Stück bereits an anderen, größeren Bühnen errungen hat, wurde es vom hiesigen Publikum ziemlich ruhig aufgenommen.

Frln. Pögner (Fanny) gab den Charakter einer aufopfernden Tochter sehr getreu wieder, so daß wir Frln. Pögner nur ermuntern möchten, auf diesem Wege fortzuwandeln, der aber ja nicht zur Ueberschreitung der Anstandsgrenze oder zur Deklamationseffektion führen möge!

Der Souffleur des Hrn. Bömly war im Ganzen mit Routine und Geschmack vorgestellt; aber er sollte als Geister der Unmoralität der Jetztzeit, den er doch zu spielen hat, nicht eigene, dem Dichter unmögliche, gemeine Witze einflechten, wie der mit jener ominösen Fische war (3. Akt). Damit glauben wir Hrn. Bömly einen Wink gegeben zu haben, was unsere Ansicht von wahrer Komik ist.

Was nun zunächst die Liebhaberrolle des Hrn. Hagen (Hrinr. Federweiß) anlangt, so steht man eben immer noch das Eingelernte mancher Effekthandlungen, wie die des unnatürlichen Weinens ꝛc. Ja, Heinrich Federweiß wird wohl nie die beste Rolle dieses Schauspielers werden. — Dagegen war Herr Pfundt diesmal ganz gut als Baron Schmetterling und Herr Ernst als Grindl füllte seine Rolle vollkommen aus und sang sein Couplet mit guter Textesaussprache und mit ziemlich abgerundet gesanglichem Vortrag.

Frln. Schwarzer's Klatschweib war recht gut, während Frln. Feuerstake und Herr Mänzel diesmal eine gute Schale in eckigem Benehmen zeigten.

Miscellen.

(Heirathslustige Damen) seien auf einen Antrag in der „Chicago-Tribune" hingewiesen, den der Indianer-Häuptling Ka-besh-co-ba-way auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege veröffentlicht. Der große Häuptling hat gegenwärtig nur drei Weiber und wünscht seine besseren Hälften durch eine weiße Schönheit zu vermehren. Auf Häuslichkeit und angenehmen Charakter wird mehr gesehen, als auf großes Vermögen. Der große Vater hat ihr ein großes, warmes Haus erbaut, Ka-besh-co-ba-way will sein Eigenthum mit ihr theilen und sie auf den Händen tragen. Seine drei gegenwärtigen Frauen hat er stets gut behandelt und sie niemals geschlagen. Zur vollständigen Verzückung liebesbedürftiger Gemüther theilt der civilisirte Häuptling mit, er und seine anderen Frauen würden der Auserwählten stets das Schönste und Beste zu essen geben, überhaupt Alles thun, um sie in ihrem Wigwam glücklich und zufrieden zu machen.

— Ein australisches Blatt äußert sich über die Aesthetik weiblichen Putzes folgendermaßen: Was für sonderbare Begriffe von Schönheit muß ein Frauenzimmer wohl haben, das einen großen Chignon anlegen und sich dabei einbilden kann, daß das Ding ein Ornament sei! Sie könnte eben so gut einen falschen Höcker auf dem Rücken tragen und sich dann der Illusion hingeben, daß dadurch die Grazie ihrer Figur erhöht werde. (Ist unterdessen auch schon so weit gekommen, nur daß der falsche Höcker tiefer hinabgesunken ist.) Eine Dame, mit einem Bau von falschen Haaren auf dem Kopfe, erscheint eben so verunstaltet, als ob sie an einer strophulösen Knochenanschwellung litte. Ihr Kopf ist außer allem Verhältniß zu ihrem Körper, was zweifelsohne eben so in entgegengesetzter Richtung mit ihrem Gehirn der Fall ist, denn im Allgemeinen darf man als Regel annehmen: Je größer der Chignon, je kleiner das Gehirn, welches halb schlafend darunter liegt.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 88. Mittwoch, den 17. November 1869.

Constantin Weise.

Eine einfache Criminalgeschichte von C. A. Kruch.

(Fortsetzung.)

III.

In einer der entlegensten Straßen Neapels, in einem kleinen, freundlichen Häuschen, in der Nähe des Hafens, finden wir nach langen, langen Jahren Constantin wieder. Dort lebte er unter dem Namen Carmora.

Wer früher den blühenden jungen Mann gesehen, würde ihn schwerlich wieder erkannt haben.

Sein Haar war fast grau geworden, die tief liegenden Augen hatten einen melancholischen Blick, in die Wangen hatte der Kummer seine Furchen gezogen. Sein Gang war gebückt und schleichend. Das ganze Benehmen und Ansehen Constantin's zeigte eine vom tiefsten innerlichen Unglücksgefühl niedergebeugte Gestalt.

Und die alleinige Ursache hiervon war der so plötzlich erfolgte Tod Louisens.

Unter dem oben angegebenen fremden Namen hatten sie beisammen gewohnt und ein Mädchen war die Frucht ihres verbrecherischen Umgangs.

Letztere ganz das Ebenbild der Mutter, war bereits zehn Jahre alt, als diese starb. Eine alte Hausbälterin hatte die Erziehung zu vollenden.

Constantin's Zustand wurde von Jahr zu Jahr schlimmer und in der letzten Zeit gesellte sich noch eine namenlose Angst hinzu, welche ihm den Schlaf raubte und ihm nirgends Ruhe gönnte. Ueberall wähnte er sich verfolgt, überall sah er Feinde, die ihm seine Tochter rauben wollten.

Ja, das Gewissen, das lange geschlummert, war endlich erwacht und mit seiner furchtbaren Stimme forderte es Rechenschaft für eine That, die zu den schwersten der menschlichen Verbrechen zählte!

„Giftmischer! Vatermörder!“ gellte es ihm in die Ohren; vor seiner Seele stand lebhaft der gräßliche Todeskampf seines Opfers; er hörte dessen Jammern und Stöhnen.

Nachts gaukelte ihm seine Phantasie Traumbilder vor, die ihn angsterfüllt aus dem Schlafe emporschreckten. Dann kniete er nieder vor dem Bilde Louisen's und suchte im Anschauen desselben Beruhigung. Zuweilen verfehlte dies momentan seine Wirkung nicht, aber dann schwebte sie wieder vor seiner Seele, und ihr Verlust bereitete ihm neue namenlose Qualen.

Petronella — diesen Taufnamen hatte das Mädchen empfangen — entfaltete sich zu einer blühenden Schönheit und oft ruhten die Augen des Vaters mit dem Ausdruck der innigsten Zuneigung auf ihr. Ja, ihre Gegenwart, ihr heiteres, fröhliches Wesen wirkte wohlthuend auf ihn und vermochte zeitweise die Wolke des Trübsinns von seinem Geiste zu verbannen.

Früher pflegte er stets regelmäßig gegen Abend, wenn das Wetter auch nur einigermaßen gut war, mit Petronella einen kleinen Spaziergang zu machen.

Plötzlich wurden diese unregelmäßigen, manchen Abend ging er gar nicht aus, machte auch das Wetter noch so schön sein, oder er ging Morgens früh, oder bei einbrechender Dämmerung erst aus.

Der Grund hiervon war der: er bemerkte nämlich seit einiger Zeit, daß in einer kleinen Entfernung stets auf Schritt und Tritt ein junger Mann nachfolgte.

Auch Petronella war dies nicht entgangen und so oft sie [illegible] Auge seinen dunklen, sanften Blick.

Oft mäßigte Constantin so seine Schritte, daß der junge Mann an ihm vorübergehen mußte, oder er nahm auf einer Bank Platz.

Jedesmal verweilte der Blick des jungen Mannes fekundenlang auf Petronella, welche dann leicht erröthete; Constantin dagegen zuckte zusammen und aus seinen Augen schossen wüthende Blicke auf ihn.

Er ging dann oft auf einem kleinen Umweg mit solch eiligen Schritten nach Hause, daß ihm Petronella nur mühsam und keuchend zu folgen vermochte.

Es war einer jener schönen und herrlichen Abende, an welchen Italien so reich ist.

Petronella war auf einem Stuhle an dem durch leichte Jalousien verschlossenen Fenster eingeschlummert. Da durchzitterten die Klänge einer Violine die tiefe Stille der Nacht.

Sie erwachte und lauschte.

Der Künstler spielte ein sehr beliebtes Musikstück Anfangs ganz rein und ungekünstelt in seiner großartigen Einfachheit, dann aber wiederholte er dasselbe mit einigen herrlichen Verzierungen.

In der That, sein Spiel war entzückend! Es waren die melodienreichsten und großartigsten Töne. Es entwickelte sich in ihnen die ganze Kraft einer Jugend in Verbindung mit einem tiefen Gefühle, und den sanften Freuden, der zärtlichen Hingebung und der wehmüthigsten Sehnsucht eines liebenden Herzens.

Petronella blickte zwischen den Jalousien hinab. Unten am Pfeiler der Veranda lehnte der Geiger ganz in sich und

in sein Spiel versunken, und nur zuweilen schweifte sein Blick träumerisch in die Höhe.

Jetzt trat der Mond hinter einer Wolke hervor, und sie erkannte den jungen Mann.

Sie erschrack. Doch im nächsten Moment spielte ein holdseliges Lächeln um ihren Mund, aber dabei fuhr sie halb unbewußt mit der Hand nach dem Herzen.

Ein unbestimmtes Gefühl beschlich sie. Die wundersamen Töne wirkten mächtig auf sie ein. Ihre Stimmung wurde immer wehmüthiger.

Wem dies nächtliche Ständchen galt, darüber war sie keinen Augenblick in Zweifel. Blickte er ja doch zuweilen empor zu dem Fenster, hinter welchem sie, durch die Jalousien verdeckt, stand.

Sie nahm ein kleines Rosenbouquet aus einer Vase und warf es zwischen den Jalousien hindurch hinab.

Es fiel auf die Violine.

Einen Augenblick pausirte überrascht der junge Mann, steckte hastig das Sträußchen an seine Brust und spielte weiter. Jetzt hörte man nichts als sanfte, klagende, schwermüthige Töne. Constantin erwachte durch die Musik aus seinem ohnedies nur leichten Schlafe. Unwillig wollte er das Fenster öffnen und den unberufenen Ruhestörer mit einem kalten Wasserbad abkühlen, in demselben Momente schlugen aber Töne an sein Ohr, welche seinen Vorsatz vereitelten.

Er horchte gespannt.

Der Geiger spielte jetzt das altbekannte wunderschöne Lied: „Ich soll das Mädchen meiden."

Dieses Lied war einer der schönsten Isak'schen Compositionen nachgebildet. Von Alt und Jung hörte man es in den Deutschland singen. Und nicht leicht wird es ein Herz geben, das nicht von der Lieblichkeit und zugleich der Gewalt, welche sich in der großartigen Begeisterung dieser Melodie kundgibt, tief bewegt werden sollte.

Und warum lehnt dort Constantin sich an die Fensterbrüstung und bedeckt das Antlitz mit beiden Händen, während heiße Thränen zwischen den Fingern hindurchrieseln?

Die mächtige Gewalt jenes heerlichen Liedes hat dies hervorgebracht. Die ihm wohlbekannten Töne haben eine Erinnerung in ihm wach gerufen, eine Erinnerung, die ihm noch vor wenigen Jahren ein hellleuchtender Stern auf dem Pfade seines Lebens gewesen.

Sein ganzes Leben zog im Geiste wieder in buntem Gemische an ihm vorüber, glückliche und heitere Stunden und Stunden des tiefsten Kummers und Wehes. Die goldenen Tage einer feelen sorgenlosen Jugend und dann auch die seligsten Augenblicke derselben. Es war ja dasselbe Lied, welches sie einst in einer Gesellschaft, welcher er auch beiwohnte, gesungen und das beide Herzen an einander gekettet. Lebhaft stand wieder vor seiner Seele, wie er im Nebenzimmer vor ihr auf die Kniee gesunken und um ihre Liebe gefleht und sie ihm schüchtern und verschämt die Hand gereicht, während den Lippen ein kaum hörbares „Ja!" entquollen, wie so der schönste Augenblick seines Lebens gekommen und gegangen war.

Mit jedem Tone steigerte sich seine innere Bewegung; die Brust ward zu enge, sie drohte zu zerspringen.

Er ging hinüber in das Zimmer seiner Tochter.

Sie saß auf einem Stuhle und weinte.

„Kind, gehe hinüber in die andere Stube," sprach er mühsam, „ich sehe, die Musik regt dich zu sehr auf!"

„Und dich nicht, Vater? dich hat sie auch bis zu Thränen gerührt?"

Er trat schweigend an das Fenster.

Der junge Mann entfernte sich eben.

Er war froh darüber. Als sein Ohr nicht mehr jene magischen Töne vernahm, schien ihm das gepreßte Herz leichter zu schlagen.

Und Petronella, hingerissen von diesen Tönen, die ihr immer schöner und erhabener klangen, hätte ihnen die ganze Nacht lauschen mögen.

Bei dem Vater hatten sie eine Erinnerung zurückgerufen, durch welche sich jetzt schwarze Fäden schlangen; bei der Tochter feierten sie den Einzug der Liebe in das junge Herz!

Lange floh sie der Schlaf und erst gegen Morgen fiel sie in einen leichten Schlummer.

Einen seltsamen lieblichen Traum zauberte ihr die aufgeregte Phantasie vor.

Sie fuhr einsam und allein in einer kleinen Gondel noch spät des Abends auf dem Golf spazieren.

Der Mond stand am reinen Himmel und versilberte mit seinem Lichte die leicht bewegten Wellen. Die feierliche Stille wurde zuweilen durch die fröhlichen Gesänge einiger fernen Schiffer unterbrochen. Sie fühlte sich so heiter und glücklich, wie noch nie in ihrem Leben.

Da tauchte plötzlich vor ihr aus den Wellen eine dunkle Gestalt auf. Ein leichter Nebel hüllte sie ein. Eine seltsame harmonische Musik ertönte. die Nebel zertheilten sich und schienen plötzlich in eine blendende Helle zu zerfließen, während ein junger Mann mit freundlichen gewinnenden Gesichtszügen sich in die Gondel schwang und an ihrer Seite Platz nahm.

Staunen fesselte ihre Zunge, aber kein Auge konnte sie von ihm [illegible]

Er drückte ihr auf das Haupt einen Kranz bunter schöner Blumen und wußte ihr so viel zu sagen und zu erzählen, daß sie sich immer mehr zu ihm hingezogen fühlte.

Nachdem er die Gondel an das Ufer gelenkt, stiegen sie aus und schritten den Strand hinauf. Sie verließen die Stadt und wandelten Arm in Arm durch lachende Fluren dem väterlichen Hause zu.

Der Vater eilte ihr entgegen und stieß mit harten Worten ihren Begleiter fort.

Sie fuhr zusammen und erwachte; verwundert blickte sie einige Sekunden um sich. Es war heller Tag; die goldene Morgensonne schien zwischen den Jalousien durch in das Zimmer. Sie stand auf. Wie gerne hätte sie weiter geschlummert, weiter geträumt. „Wer es nur sein mag? Schön und lieb sieht er aus. Ob er auch heute Abend wieder kommen wird? Ich würde glücklich sein und mit ganzer Seele seinem Spiele lauschen."

Da flog durch das offene Fenster ein Blumenstrauß, der zu ihren Füßen niederfiel.

Ueberrascht bückte sie sich danach und eilte dann hastig an das Fenster, um nach dem unbekannten Geber zu sehen, allein die Straße wurde eben nur von einigen geschäftigen Handwerkern passirt.

Sie betrachtete das Sträußchen näher. Zwischen Rosen fand sie ein kleines Billet befestigt.

Sie las es durch. Es enthielt nur folgende Strophe:

Ich möchte Dir so gerne sagen,
Wie lieb Du meinem Herzen bist,
Allein ich kann's und darf's nicht wagen,
Weil es so ganz unendlich ist. Giovanni.

Mehrmals las sie diese wenigen Zeilen durch und auf ihrem Antlitz spiegelten sich die ersten Schauer der erwachenden Liebe in dem jungen Herzen.

Als es endlich Abend geworden war, stellte sie sich hinter die Jalousie des Fensters. Sie wollte ihn kommen sehen, denn daß er auch heute Abend wieder kommen würde, bezweifelte sie nicht im Geringsten.

Aber Stunde auf Stunde verrann und er kam nicht. Sie wurde immer unruhiger und als so Mitternacht vorüber war, suchte das in seinen schönsten Erwartungen getäuschte liebende Mädchen mißmuthig und halbgrämend die Ruhe.

Als sie am andern Morgen früh das Haus verließ, stand an der unteren Ecke der Straße ein kleiner Junge, der alsbald auf sie zutrat.

„Sind Sie Signora Petronella Carnora?"

„Ja!"

„Hier, Signora!"

Er übergab ihr mit diesen Worten ein Briefchen und entfernte sich eilig.

Petronella ging zurück in ihre Stube und öffnete vor allem das Briefchen. Es kam von Giovanni, der ihr hierin seine glühende Liebe gestand und um eine Zusammenkunft auf heute Abend in ihrem Garten bat.

Sie verbarg das Briefchen und beschloß, ihn zu erwarten.

Mit einbrechender Dunkelheit schlich sie sich in den Garten. Am unteren Ende desselben, auf einer ganz zwischen Blumengesträuchen versteckten Bank, ließ sie sich nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Allerheilig'nstritzel im Oberlande.

Von P. K. Rosegger.

Im Geiste des Volkes liegt ein unerschöpflicher Quell von Poesie. Er entspringt aus der Religion oder aus den Ueberlieferungen der Urzeit und macht oft die einzige geistige Nahrung des Landbewohners aus. Durch das Volksleben weht eine eigene hohe Dichtung, nicht gemacht und nicht aufgeschrieben, sich selbst erzeugend und fortpflanzend von Geschlecht zu Geschlecht, blühend, oft üppig wuchernd, wie die Rose unter dem Gestein der Wildniß.

Es wohnt ein edles Volk im Hochlande der herrlichen Steiermark, derb und rauh, eigenthümlich in seinen Sitten und Gebräuchen. Der Landmann hat nebst dem Sakrament auf dem Altare sozusagen noch seine Hausgötter, die er feiert, denen er opfert durch alle Zeiten des Jahres. Bestehen diese Feierlichkeiten auch großentheils nur in Gebräuchen, die weder von der Wissenschaft, noch vom praktischen Leben, noch von der Religion begründet sind, sondern nur dem Aberglauben entsprechen, so gibt es doch Zeiten und Gelegenheiten, in welchen die reine Menschenliebe, gehüllt in Poesie, ihre Feste feiert.

Eine solche Zeit bringt das Fest Allerheiligen.

Die Natur ist ernst und düster geworden noch all' dem Grünen und Blühen und Reifen. Jetzt gibt sie nichts mehr; eine wüste Zeit der Unfruchtbarkeit und der Stürme — den Winter hat sie vor sich. Warum hält sie noch ein mit dem Schneewehen und Erstarren, auf wen wartet sie noch? Ja, auf die Wohlthat der Menschen wartet sie. Da gibt es Arme, Kranke, Vergessene, die wanken noch herum auf der frierenden Erde und suchen — sie haben noch kein Brod für den Winter. Der Wohlhabende soll diesen darbenden Brüdern sein Herz und seine Hand öffnen.

Da gibt es nun im Oberlande eine Sitte, welche um diese Zeit zum Wohle der Armen ausgeübt wird — das „Heilig'nstritzelsammeln".

Schon zwei Tage vor Allerheiligen bemerkt man in den Bauernhöfen ein eigenes Leben und Bewegen. Wenn den Mühlen wird Mehl geschafft, in allen Oefen lohet die lustige Flamme und jedes Haus steht einer großen Bäckerei ähnlich. Der Bauer streicht geschäftig durch die Vorrathskammern und die Bäuerin in der Küche herrscht mit besonderer Würde über die Mägde und schafft selbst wacker mit am Kneten und Backen, und das erste Stück des neuen Brodes, welches sie erst am Abend zur Probe in den Mund führt, ist wohl ihr einziges Essen den ganzen Tag über.

Endlich sind die drei- bis fünfhundert Laibchen kräftigen Roggenbrodes fertig — und fertig zum Vertheilen und Verschenken an die Armen. Der dürftige Lastmann macht die Laibe wohl kleiner und gar von Habermehl, oder er bestimmt Gemüse und Obst zum Vertheilen, aber er gibt doch was.

Am Vorabende von Allerheiligen nun ziehen die Armen in ganzen Familien schaarenweise von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und Jedes hat seinen Sack oder seinen Korb. Sind sie an ein Haus gekommen, so bleiben sie an der Thürschwelle stehen und grüßen mit dem allstimmigen Rufe: „Bitt gar schön um an Heilstritzel!"

Da wird nun getheilt. Jedes bekommt sein Laibchen, und wenn es ein Kind ist, das am Rücken der Mutter angebunden trabbelt und keinen Sack und kein Körbchen tragen kann, sondern selbst noch getragen werden muß, es bekommt sein Laibchen wie jedes andere. Hat die Bäuerin im letzten Sommer viel Schmalz und Butter gewonnen, so lodet sie die Stritzelsammler auch noch zu Tisch und setzt ihnen — gleichsam zum Dankopfer für den großen Schmalzvorrath — Sterz oder Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's stets schmecken, und sind sie satt, so legen sie die Hände in die Schüssel und sagen:

„Schmalzkochbäurin, mir wünsch'n Dir
Glück und Sieg'n zu Deine Käuh;
Und Glück und Sieg'n zu Deine Kinda,
— Vergelt's Gott, Schmalzkochbäurin!"

Sind auf diese Weise nun Alle beiseit und befriedigt, so rufen sie wieder im Chor: „Vergelt's Gott, Allaheilin!" und ziehen ab und zur nächsten Thür, bis sie die schwergewordenen Säcke und Körbe in ihren Kammern leeren und wieder von Neuem beginnen.

Der Bauer gibt dieses Almosen gerne, und je mehr Heilig'nstritzelsammler betheilt werden können, desto freudiger leuchtet sein Antlitz; selbst der „Knicker" und der Wucherer gibt diese Gabe freudig, denn es herrscht der Glaube, daß eine große Anzahl Heilig'nstritzelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres sind. — Jedes „Vergelt's Gott, Allaheilin!" — sagt der Landmann — ist für das Kornfeld mehr werth, als eine Fuhr Dünger.

Geschieht es aber, daß aus Mangel an Sammlern etwas vom Vorrathe des Brodes übrig bleibt, oder gar, daß man das Haus übergangen hat, ohne vorzusprechen, so ist der Bauer gar betrübt, und sein stattliches Mahl, das er sich heute auftischt, will ihm nicht munden.

In manchen Gegenden hat sich der Gebrauch des Heilig'nstritzelsammelns so weit ausgedehnt, daß die Bauern — auch die wohlhabenden — gegenseitig ihre Kinder mit dem Korb

schicken, ja sogar selbst gehen, um mit ihrem Sack beim Nachbar — als Bettler anzuklopfen. Und wenn es der reiche Ortsrichter ist, — er bekommt einen derben Stritzel aus braunem Roggenmehl, wie das Kind des armen Taglöhners, und er nimmt ihn mit frommem Danke, denn der Heilig'nstritzel bringt Segen für Geber und Nehmer!

Nun backt die Bäuerin aber auch noch Heilig'nstritzel für das eigene Hausgesinde und jeder Dienstbote kriegt seinen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Da haben Manche einen alten Vater, eine kranke Mutter daheim, aber Viele machen mit dem Brode auch was Anderes. Ja, die Mädchen, die bewahren den Laib in ihrem Schranke auf wie ein Heiligthum, und wenn einmal der Nachbarssohn kommt oder sonst ein schmucker Bursche, der in die Augen sticht, so holt das Mädchen den Heilig'nstritzel hervor und reicht ihn dem Jüngling, daß er ihn anschneide und verkoste. Und dieses Anschneidenlassen bedeutet auch nichts Geringeres, als:

Bäbrel, Dih hon i gern,
Du mußt mein Schatzerl wern!"

Und wenn nun der Erwählte vom Laibe wacker „sein Reanz'n" (sein Stück) herabschneidet, so ist die Sache so viel als abgemacht und jeder spätere Bewerber wird vom Mädchen mit der Bemerkung abgewiesen, daß ihr Heilig'nstritzel schon angeschnitten sei!

Miscellen.

(Die Geständnisse Troppmann's.) Aus zuverlässiger Quelle erfährt heute die „Opinion Nationale", der Mörder von Pantin, Troppmann, habe sich endlich entschlossen, ein vollkommenes Geständniß seiner Schuld vor dem Untersuchungsrichter abzulegen. Er allein ist der Schuldige, und dies umgefähr ist die von ihm gegebene Schilderung des furchtbaren Gemetzels: Nachdem er am 25. August in einer Ebene bei Gueswiller Kinck Vater ermordet und an einem von ihm bezeichneten Orte eingescharrt, dachte Troppmann zunächst daran, auch den jungen Kinck beiseite zu schaffen, welcher, wie man weiß, auf dem Postamte in Gueswiller 5000 Francs, die von Madame Kinck an ihren Mann geschickt worden waren, sich hatte auszahlen lassen. Als nun Gustav Kinck nach Paris kam, wurde er nach Pantin gelockt und zwei Tage vor seiner Mutter ermordet. Am 20. September führte Troppmann in einem Fiaker die Familie Kinck's nach Pantin. In einiger Entfernung von dort ließ er Madame Kinck, ihre kleine Tochter und ihren jüngsten Sohn aussteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Fiakerkutscher ahnte und sah auch wegen der Biegung des Weges nichts von dem Schrecklichen, das sich nun zutrug. Wie der Blitz stürzte Troppmann auf das kleine Mädchen, versetzte ihr mehrere Stiche mit einem Messer und warf sie, noch lebend, in die bereits zur Aufnahme der Leichname vorbereitete Grube, dann stürzte er auf die Mutter zu, mit der sich ein kurzer, aber furchtbarer Kampf entspann, um so schrecklicher anzuschauen, als, nach Versicherung des Mörders selbst, der kleine Knabe sich an die Mutter klammerte und herzzerreißende Schreie ausstieß. Das Geschrei ließ bald nach, und der Mörder holte nun den ältesten und die beiden jüngeren Söhne herbei, die ahnungslos im Fiaker zurückgeblieben waren. Die beiden jüngeren gingen Hand in Hand, wie Troppmann angibt, auf die Grube zu, der älteste befand sich um einige Schritte hinter ihnen. Ueber ihn, den kräftigsten, fiel der Mörder zuerst her. Er warf ihm eine Schlinge um den Hals und erdrosselte ihn; dann schlug er die beiden anderen nieder und machte dann dem ältesten, der noch Lebenszeichen von sich gab, den Garaus. Das Uebrige ist bekannt. Die öffentlichen Verhandlungen dieses Schauerdrama's werden bald beginnen; Troppmann hat sich bereits einen Vertheidiger gewählt.

•

Der in Wien erscheinende „Freimüthige" bringt den Brief eines greisen Weltpriesters, des Pfarrers Alois Anton, der früher in Sarmingstein bei Grein an der Donau lebte und sich jetzt nach Penzing bei Wien zurückgezogen hat. Herr Alois Anton, angeschlossen der verfassungsfeindlichen agitatorischen Haltung des hohen Clerus, angesichts des Concils, „welches Theorien dogmatisiren will, die weder in den beiden Testamenten, noch von Kirchenvätern stichhaltig begründet sind", angesichts des geplanten Cäsaropapismus in der Kirche, erklärt, da es ihm von jeher eine Unmöglichkeit war, sein äußeres Thun mit der heuchlerischen Maske eines kirchlichen Mimen zu umhüllen, dem bischöflichen Ordinariate hiemit pflichtgemäß anzuzeigen, daß derselbe vom 8. November d. J. an auf alle und jede geistliche Jurisdiction, auf die Vornahme aller und jeder priesterlichen und kirchlichen Function, sowie auch — insoferne die k. k. oberennsischen Statthalterei-Genehmigung hiezu erfließt — auf seinen mit der Ordination zum Subdiaconate übernommenen Tischtitel per 210 fl. ö. W. Verzicht leistet und sich in's Privatleben zurückzieht, wozu er in seiner gegenwärtigen Stellung und Lage und laut den bestehenden gesetzlichen Anordnungen das unbestreitbare Recht hat.

•

— Aus Breslau, 11. November, wird berichtet: „Während der Aufführung der „Jungfrau von Orleans" begannen in Zwischenakte zwischen dem vierten und fünften Akte plötzlich die Gasflammen, wie auch in der Stadt geschah, so schwach zu werden, daß es ziemlich dunkel wurde. Da erklang auf einmal der leichtsinnige Ruf: „Feuer!" und es entstand sowohl in den Zwischenräumen, als auf der durch den herabgelassenen Vorhang abgeschlossenen Bühne ein unbeschreiblicher Tumult, in welchem Alles durcheinanderstrebte und Haid über Kopf nach den Thüren stürzte. Im Zuschauerraume glaubte man, es brenne auf der Bühne, auf dieser, es brenne im Zuschauerraum. Sogar die Feuerwehr rückte aus. Endlich wurde die Ruhe durch die Versicherungen des der Vorstellung beiwohnenden Polizeipräsidenten, sowie der Herren Lobe und Simon: „es wäre nichts", wieder hergestellt, und das Stück konnte aufgespielt werden.

•

— In Wien ist ein Haus, genannt „**Zu den zwölf Aposteln**". Unlängst starb in diesem Hause eine Kammerjungfer, die im Todtenregister mit den Worten aufgeführt wurde: „Johanna Schönfeld, 28 Jahre alt, Kammerjungfer bei den zwölf Aposteln.

• • •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 89. Sonntag, den 21. November 1869.

Der treue Freund.

Es lebte in dem grauen Alterthume —
So spricht die Mythe — einst ein tapfrer Held;
Den seiner Kraft und seiner Thaten Ruhme
Durchzog die Kunde wohl die ganze Welt:
Doch überall — sei's in des Kampfes Mitte,
Sei's auf des Friedens weitem Ehrenfeld,
Erblickte man auf jedem seiner Schritte
Ihm einen treuen Freund stets beigesellt;
Ja selbst, — als ihn das Schattenreich empfangen,
Der treue Freund — kam eilig nachgegangen.

Geschlechter sanken hin und andre kamen,
Sie wandern alle — ohne Aufenthalt;
Und doch die Kunde alle gleich vernahmen
Von dieser treuen, freundlichen Gestalt:
Wohl Manchen sucht sie — und verläßt ihn wieder,
Manch' Andrem folgt sie gern von Land zu Land,
Steht mit ihm auf, und legt sich mit ihm nieder,
Ja selbst — es treunt sie nicht der Styx'sche Strand, —
So hat's die Mythe bis zu uns getragen,
Nun sei's erlaubt — den wahren Sinn zu sagen. —

Der treue Freund — der auf des Lebens Wegen
So gerne folgt — es ist die gute That,
Die stets begleitet stets mit ihrem Segen,
Und gern gedeiht als dingetreue Saat.
D'rum zage nicht, wenn feindlich auch umschlungen
Das Schicksal deine reinen Freuden hält,
Es wurde noch kein Sterblicher bezwungen,
Dem dieser treue Freund sich beigesellt;
Und wo du weißt — da steht er dir zur Seite,
Ja selbst in's Jenseits gibt er das Geleite. O.—

Constantin Weise.

Eine einfache Criminalgeschichte von C. A. Krach.

(Fortsetzung und Schluß.)

Giovanni Lara, fiel ihr zu Füßen, bedeckte ihre Hände mit Küssen und bat in den süßesten Tönen um ihre Liebe.

Das bereits liebegluhende Mädchen vermochte sich nicht lange zurückzuhalten und sie sank an seine Brust.

Im Taumel des Entzückens hörten sie nicht die nahenden Fußtritte und sahen nicht den unberufenen Zeugen ihrer Schwüre.

„Petronella!" rief plötzlich eine ernste Stimme. Sie fuhren auf. Vor ihnen stand ihr Vater, dessen Blick durchbohrend auf dem jungen Manne ruhte, der verlegen die Augen zu Boden schlug.

„Wer sind Sie?"

„Giovanni Lara ist mein Name."

„Signor Lara, Sie werden sofort meinen Garten verlassen und ihn nie mehr betreten. Verstehen Sie mich wohl! Schlagen Sie sich ein Bild aus dem Sinne, das Sie nie Ihr eigen nennen werden."

„Komm, unerfahrenes Kind," wandte er sich an Petronella, „du hast hier nichts mehr zu suchen!" Er führte sie in das Haus, dessen Thüre er hinter sich abschloß.

Mehrere Wochen waren seitdem verstrichen. Constantin hatte alles aufgeboten, das Bild des jungen Mannes aus dem Herzen seiner Tochter zu reißen. Doch alle Klugheit, im Vereine mit Liebe und Strenge, vermochte dies nicht. Das sonst so heitere Wesen des Mädchens war gewichen, der Schatten der größten Betrübniß und des Kummers hatte sich auf ihr Antlitz gelagert. Sie suchte die Einsamkeit und die geröthelten Augen zeigten, daß sie viele heimliche Thränen vergossen.

Constantin entging der Zustand seiner Tochter nicht, und oft klickte er ihr mit besorgten Mienen nach; aber er konnte und wollte sich nicht von ihr trennen. Er hatte das zarte Kind, das vollkommene Ebenbild Louisen's, mit der größten Sorgfalt aufgezogen; es war ihm der einzige leuchtende Stern, zu dem er empor blickte und jetzt, gerade in dem furchtbaren Zustand, in welchem er sie am allerwenigsten missen konnte, sollte sie ihn verlassen und ihr Herz, das er ganz für sich in Anspruch nahm, einem unbekannten fremden Manne schenken! Wer bürgte ihm, daß ihre Zukunft eine glückliche sein werde an der Hand dieses Mannes?

Er hatte so seine eigenen Gedanken und dachte, die Zeit wird die Wunde ihres Herzens heilen.

Doch wie sehr täuschte er sich!

Der unglückliche Seelenzustand griff auch den Körper an und warf sie auf das Krankenlager.

Die besten Aerzte, welche er aufbot, verschwendeten hier ihre Kunst umsonst.

Das Leiden seiner dem Grabe langsam entgegenwankenden Tochter schnitt ihm aber endlich immer tiefer in die Seele und brachte ihn fast zur Verzweiflung. Er sah ein, daß er nur der Retter sein könne, aber er beste vor einem Schritt zurück, den er dann thun mußte. Doch etwas mußte geschehen, wenn er sie dem Tode entreißen wollte. Jeder Tag konnte zu spät sein und es kostete ihn einen langen, harten Kampf, den Entschluß zu gewinnen, der hier gefaßt werden mußte.

Er trat eines Morgens zu ihr an das Bett, drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre bleiche Stirne und sagte mit weicher Stimme:

„Kind, ich gehe jetzt, um dir einen Arzt zu holen, der dich dem Leben, der Gesundheit wiedergeben wird!"

Er ging fort und zunächst auf die Quästur, hier aber konnte er gegen alles Verhoffen die Wohnung des Signor Giovanni Lara nicht erfahren. Er zog nun überall, wo er nur einigermaßen bekannt war, Erkundigungen nach ihm und seiner Wohnung ein, doch wie er auch lief und rannte, als es Abend wurde, wußte er so viel wie am Morgen.

Verzweifelt begann er am nächsten Morgen abermals Erkundigungen einzuziehen und heute begünstigte ihn der Zufall. Aus einem kleinen schmalen Gäßchen sah er ihn kommen. Sein Gesicht war auffallend blaß und die Augen mit düsteren Blicken zu Boden gesenkt.

Er redete ihn an.

„Signor Lara, kommen Sie mit mir in meine Wohnung, ich habe Ihnen Eröffnungen zu machen!"

„Sie mir, Signor?" erwiderte kalt der junge Mann, „Sie haben mir untersagt, Ihr Haus zu betreten!"

„Lassen Sie das; es wird sich schon aufklären; kommen Sie nur mit!"

„Ja, was wünschen Sie von mir?"

„Sie werden es erfahren!"

„Können Sie es mir nicht gleich sagen?"

„Nein, nur zu Hause bei mir!"

„Ich muß jetzt in die Orchesterprobe, heute Abend ist Oper."

„Dann erwarte ich Sie um die Mittagszeit!"

„Gut, ich werde kommen."

Er kam kurz nach Mittag.

„Ich habe mich nach Ihnen erkundigt," sprach Constantin, „und man hat mir gesagt, daß Sie ein braver, wackerer junger Mann sind, dem man sein ganzes Vertrauen schenken könne und das will ich auch nunmehr, indem ich Sie als meinen Schwiegersohn herzlich willkommen heiße."

Er reichte dem jungen Manne die Hand, welcher dieselbe freudig küßte.

„Nun aber habe ich noch eine Aufgabe für Sie, die ich gerne von Ihnen gelöst hätte. Nämlich meine Tochter, mein einzig geliebtes Kind, ist sehr krank und Sie sollen ihr die Gesundheit wieder geben, die Sie ihr genommen haben."

Er führte ihn an das Krankenlager Petronella's. Er sah, wie ihre matten Augen aufleuchteten, wie über ihr blasses Antlitz ein flüchtiges Roth flog und wie ihre Mundwinkel ein entzückendes Lächeln umschwebte.

„Kind, nicht wahr, jetzt habe ich dir den rechten Arzt geholt, nun werde recht bald wieder gesund. Die Vorsehung will es so haben. Werdet glücklich, recht glücklich!"

Seine Stimme zitterte bei den letzten Worten; gewaltsam suchte er ein wehmüthiges, schmerzliches Gefühl niederzudrücken, er eilte hinaus und überließ die Liebenden ihrem Glücke. Drüben aber in seinem Zimmer sank er auf einen Stuhl und — weinte. — — — — — — — — — — — —

Petronella erholte sich sehr schnell wieder und schon nach wenigen Monaten sprach der Priester den Segen über sie.

Einige Jahre flossen ihnen in ungetrübtem Glücke dahin. Da erkrankte plötzlich Petronella sehr und schon nach wenigen Tagen war sie eine Beute des unerbittlichen Todes geworden.

Giovanni's Schmerz war namenlos, täglich sah man ihn hinaus auf den Friedhof wanken und eines Morgens fand ihn der Todtengräber entseelt an dem Grabe seiner Gattin liegen. Er hatte sich erschossen.

IV.

Am Tage Peter und Paul trat in der Abenddämmerung ein Reisender in das Haus des Regierungsassessor v. Bernard und erkundigte sich nach Madame v. Bernard. Die Magd meldete ihn an und Adelheide empfing ihn in ihrem Besuchzimmer.

Hier sank der Fremde vor ihr auf die Knie. „Adelheide, liebe Schwester! Du kennst mich nicht mehr?"

Sie stieß einen markerschütternden Schrei aus. „Unglückseliger! Du hier?"

„Still, liebe Schwester! ich werde gleich wieder gehen, doch zuvor mußt du mir verzeihen. Ich komme, um meine schwere Schuld zu sühnen. Willst du, kannst du mir verzeihen?"

Sie nickte bejahend. Es war ihr Alles zu plötzlich gekommen, sie rang nach Worten. Er stand auf, legte stumm ein Packet auf den Tisch, in welchem sich später 90,000 fl. fanden, ergriff ihre Hand und preßte sie heftig an seine Brust und wollte hinauseilen.

„Constantin! Unglücklicher, was willst du beginnen?" rief sie aus und hielt ihn am Rocke.

„Liebe Schwester, ich muß meine Schuld sühnen, ich muß mir Ruhe schaffen. Laß mich jetzt gehen. Du hast mir verziehen und weiter wollte ich nichts." Er riß sich los und eilte fort.

Er ging direkt zum Criminalrichter, legte diesem offen das Geständniß ab, daß er seinen Vater vergiftet habe und verlangte ausdrücklich, daß man ihn in's Gefängniß verbringe.

Schon am folgenden Tage wurde er gerichtlich vernommen und hier wiederholte er mit allen einzelnen Umständen seine Selbstanklage. Es wurden ihm hierauf die Depositionen der Dienstmagd Brenner vorgehalten und er erkannte sie in allen Theilen als vollkommen richtig an.

In dem artikulirten Verhöre blieb er bei allen seinen Aussagen. Er drückte sich noch bestimmter über die Motive seiner That aus.

„Und was trieb Sie zu dem Vatermorde?" fragte der Richter.

„Meine grenzenlose Liebe zu Louise. Wir beide liebten uns zu innig."

„Woraus schlossen Sie, daß Ihre Stiefmutter Sie leidenschaftlich liebte?"

„Nennen Sie Louise meine Stiefmutter. Ich fühle bei diesem Ausdrucke jedesmal einen Stich in meinem Herzen. Ich kannte Louise, wir liebten uns schon, ehe sie meinen Vater heirathete. Das Verhältniß nach meiner Rückkehr in das Vaterhaus war in den ersten Tagen sehr drückend, aber bald vermochten wir nicht mehr unsere leidenschaftliche Liebe zurückzuhalten und wir wurden Verbrecher.

„Lange haben wir gekämpft. Doch umsonst! Die Folgen unseres Frevels konnten nicht ausbleiben.

„Louise war untröstlich; sie wollte ihrem Leben ein Ende machen, falls ein anderer Ausweg nicht möglich sei.

„Ich dachte an meinen Vater. Ein schwarzer Gedanke durchblitzte mein Gehirn. Im ersten Augenblicke bebte ich zurück, aber er verließ mich nicht mehr, er beschäftigte mich Tag und Nacht. Ich äußerte denselben endlich gegen Louise; sie schwieg einige Augenblicke erschrocken still, dann stimmte sie mir bei.

„Wir kamen überein, daß ich den Vater vergiften solle und dann wollten wir mit unserem Vermögen in einem fremden Lande beisammen leben.

„Ich führte die schwarze That aus.“

Er schwieg einige Augenblicke und trocknete die Thränen, welche seine kummerdurchfurchten Wangen hinab in den Bart rollten.

„Am Tage der Verbindung meines unglücklichen Vaters haben ich und Louise uns auf die Knie geworfen und Gott um Verzeihung gebeten, uns aber auch ewig treue Liebe geschworen.

„Als wir unser Vorhaben verrathen hatten, verabredeten wir unsern Weggang. Damit dies nicht auffällig werde, entfernte ich mich zuerst und einige Wochen später folgte mir Louise nach. In Rom vereinigten wir uns und reisten dann nach Palermo. Dort haben wir gewohnt unter anderem Namen.“

„Unter welchem Namen?“ unterbrach ihn der Richter.

„Ernesto Carmoni.“

„Aber wie konnten Sie sich ohne Legitimationspapiere in einem fremden Lande niederlassen?“

„Ich verschaffte mir ein Polizeiamt und fälschte dieses auf den vorhin angegebenen Namen.“

„Wo haben Sie dieses Instrument?“

„Ich habe alle Legitimationspapiere verbrannt, als ich in der Nähe der Stadt angekommen war.“

„Wo haben Sie zuletzt sich aufgehalten?“,

„Hören Sie mir. Nach einigen Jahren verließen wir Palermo und zogen nach Neapel, woselbst ich das Bürgerrecht erlangte.“

„Unter dem falschen Namen?“

„Ja! Da starb plötzlich Louise und ich stand mit meinem Töchterchen einsam und allein da.“

„Hatten Sie ein Kind?“

„Ja, eine Tochter.“

„Ist diese noch am Leben?“

„Nein, sie starb vor einigen Monaten. Ich fühle mich nun so verlassen und elend, wie ich es Ihnen gar nicht beschreiben kann. Mein Gewissen erwachte jetzt und marterte mich mit seinen Vorwürfen. Ich habe viel, viel leiden müssen! Mein Töchterchen wuchs in die Höhe und verheirathete sich vor einigen Jahren. Lange war ich gegen diese Verbindung, ich konnte mich von meinem Kinde nicht trennen. Sie wurde deshalb krank und ich selbst habe ihr den Mann wieder zugeführt, den ich verstoßen und an dem ihr ganzes Herz hing. Es hat mich viel Ueberwindung gekostet, dies zu thun und schon damals ging ich mit dem Gedanken um, mir Ruhe zu verschaffen und mich dem Gerichte zu stellen, um meine That durch eine gerechte Strafe sühnen zu können. Sie ist gut versorgt, sagte ich zu mir selbst, deinen wahren Namen kennt sie nicht, ich verlasse sie unter irgend einer Vorspiegelung und kehre nicht mehr zurück. Sie denkt dann, ich sei einem Unglücksfalle erlegen. Da erkrankte auch sie und der Tod nahm sie fort. Ihr Mann erschoß sich aus Kummer und Gram über ihren Verlust und nun stand ich ganz allein da. Doch nicht ganz allein, ich hatte einen ständigen Begleiter, der mich oft fast zur Verzweiflung brachte — mein Gewissen. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich hin zur Heimath, zu meiner Schwester, um ihre Verzeihung zu erflehen und um mich dann dem Gerichte zu stellen.“

Er schwieg; seine Augen schwammen in Thränen. Man sah, daß sein Geständniß ein wahres sei und aus einem tief bereuenden Herzen komme.

Auf die Schlußfrage des Richters, ob er die Strafe kenne, welche ihm nunmehr bevorstehe, antwortete er: „Ja, ich kenne sie wohl und bitte Sie, dieselbe auch über mich auszusprechen, nämlich das Todesurtheil.“

Der Gerichtshof trat zur Berathung zusammen und einstimmig wurde das Todesurtheil erkannt.

Er hörte die Verkündigung desselben mit Ernst und Ruhe an.

Sein Vertheidiger hatte ohne sein Wissen und nur auf den dringenden Wunsch seiner Schwester hin sich in einem Gnadengesuche an den Landesfürsten gewandt. Dieser aber bescheid dasselbe ablehnend.

Am Tage vor der Hinrichtung besuchte er in Begleitung des Criminaldieners und des Geistlichen das Grab seines Vaters und lange kniete er betend an demselben.

Nachmittags empfing er in seinem Kerker den Besuch seiner Schwester und seines Schwagers. Der Auftritt war herzzerreißend.

Adelheide warf sich ihm schluchzend in die Arme. Kein Vorwurf kam über ihre Lippen; sie suchte ihm fromme Worte des Trostes einzureden und schied endlich nach einer langen stummen Umarmung von dem unglücklichen Bruder.

Sein Schwager hatte kein Wort gesprochen und hatte auch vermieden, ihn anzusehen. Als er ging, reichte er ihm stumm die Hand zum ewigen Abschied.

Der Geistliche, welcher den ganzen Tag bei Constantin zubrachte, um ihn auf den Tod vorzubereiten, hatte sich wiederwendet von der unbeschreiblich schmerzlichen Abschiedsscene zwischen Schwester und Bruder, um seine innere Bewegung zu verbergen.

Constantin schlief die Nacht ruhig, stand früh gegen sechs Uhr auf und schrieb seiner Schwester noch einen rührenden Brief, in welchem er noch verschiedene Dispositionen über sein Vermögen traf.

Um halb zehn Uhr wurde auf dem Marktplatze vor einer großen Menschenmenge die Hinrichtung vollzogen. Er empfing als reumüthiger Sünder mit seltener Standhaftigkeit den Todesstreich.

Die schwere That des Vatermordes war auf der Erde gesühnt und Gott wird sich der tief bereuenden Seele in Gnaden erbarmt haben.

Der Suezkanal.

Obwohl arm an großen politischen Ergebnissen und Kriegs-Katastrophen, wird das Jahr 1869 dennoch in den Annalen der Weltgeschichte mit Ruhm und Ehre verzeichnet stehen, so lange Mannesthatkraft, Unternehmungsgeist, Hingebung an eine edle oder große Sache in den künftigen Geschlechtern noch zur Bewunderung entflammen. Das deutsche Volk gibt ein Zeichen seiner neu erwachten Seelthätigkeit, verbunden mit seinem altbewährten Sinne für die Lösung wissenschaftlicher Probleme, in der Absendung der Nordpolar-Expedition. Großbritannien blickt mit Spannung und Selbstgefühl auf die durch einen seiner kühnsten und jüngsten Entdeckungsreisenden unternommene endgültige Lösung des uralten Problems der Nilquellen; die nordamerikanische Union, kaum wieder durch ungeheure Opfer an Blut und Geld zusammengekittet, hat wie im Fluge das Riesen-Unternehmen der Pacificbahn vollendet und mit französischen Capitalien und Ingenieuren wurde die Verbindung des

Nahen mit dem Mittelländischen Meere und durch sie die Weltstraße vom produktenreichen indischen Ocean in das dampfbelebte atlantische Riesenbassin zwischen der alten und neuen Welt eröffnet. Die germanischen Völker, obschon im Bau kühner Wasserstraßen erprobt, — wir wollen nur an den Eriekanal, an die englischen, holländischen, schwedischen und preußischen Kanäle erinnern, — haben ihr Haupteingenmerk und ihr besonderes Vertrauen auf die Ausbildung der Verkehrswege durch die Eisenbahnen gesetzt, sie haben der von Humboldt und Napoleon III. mit Vorliebe behandelten vierfachen Durchstechung Mittelamerika's (Tehuantepec, Nicaragua, Darien und Atrato) die doppelte Linie der Eisenbahnen vorgezogen, von denen zuerst die Landenge von Panama, sodann der nordamerikanische Continent in schräger Linie zwischen dem 45. und 38. Breitegrade überschritten wurde, und dieser Parallele wird dereinst eine südamerikanische Linie entsprechen, die von der Mündung des La Plata nach und nach bis zu den Ostabhängen der Anden und, wenn möglich, nach dem Gestade des großen Oceans vorgeschoben werden wird. Am 10. Mai d. Js. traf der erste Dampfwagen von San Francisco oder vielmehr von Sacramento von Westen mit seinem östlichen Bruder bei Promontory-Point am Nordgestade des großen Salzsees zusammen. Der Bau ward von Yankees und Chinesen mit solcher Hast vollführt, daß an manchen Tagen zehn, am 27. April sogar siebenzehn Kilometer (zehn englische Meilen) Schienen gelegt worden waren. Es war im Jahre 1850, als Thomas Benton dem Kongresse die erste Bill für eine Bahn nach dem pacifischen Meere vorlegte; 1853 wurden 150,000 Dollars zum Studium für die beste Route bewilligt, dem 1854 drei neue Expeditionen folgten, und am 1. Juli 1862 ward die Bill wegen des Baues von San Francisco nach Omaha (Nebraska) angenommen. Die Union-Pacific-Bahn übernahm die Section von Omaha nach Ogden, welche 1030 englische Meilen lang ist, während die Section der Centralbahn von Ogden nach Sacramento 748 Meilen mit Eisen bedeckt. So in der neuen Welt, während im Herzen von Europa als Ergänzung zu der Sömmering- und Brennerbahn, zwischen Wien und Triest und zwischen München und Verona im Osten, wie im Westen zwischen den Bahnen der Corniche (zwischen Marseille und Genua) und der Bahn, welche künftig durch den Tunnel des Mont-Cenis Lyon und Venedig verbinden wird, in diesem Herbste die Gotthardbahn vertragsmäßig beschlossen wurde, die künftige Haupt-Güter- und Touristenbahn zwischen der Nordsee und dem Mittelmeere. Dazu kommen endlich noch die Bahnen, welche in Rußland vom finnischen Meerbusen nach dem Schwarzen Meere im Bau begriffen sind. Und der Suezkanal, wenn er sich bewährt, oder wenn er durch die Zubuße neuer Mittel an Geld und Kunst dereinst wird, was er werden muß, eine stets offene und sichere Wasserstraße für die Schiffe größten Tiefgangs, erhält erst seinen wahren Werth durch diese Linien, welche die Waaren von schneller Fracht künftig in Triest, Brindisi, Genua, Marseille und Barcelona aufnehmen werden, um sie in die Werkstätten und Handelsplätze des Abendlandes im Fluge zu vertheilen oder durch die Straße von Gibraltar dem Norden wie dem Süden der neuen Welt zuzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

•

Würzburger Stadttheater.

Schauspielbericht.

Würzburg, 18. November.

(+) Der Theaterabend des 17. November, an dem „Adrienne Lecouvreur" in Scene gehen sollte, ward aufgestellt durch das immer nette Schauspiel „Anna-Liese", theilweise auf historischen Vorgängen aus dem Leben des alten Dessauers basirt. Frln. Krey (Anna-Liese) spielte mit wahrem dramatischen Ausdruck, lebhaft und sentimental, wie es die Rolle gerade verlangte; dies sehr gelungene Spiel brachte ihr reichen Beifall ein von dem freilich nicht sehr zahlreich erschienenen Publikum.

Sehr zu bewundern war Herr Hagen (Leopold), wenn es wahr ist, daß ihm die Rolle erst einen Tag zuvor zugetheilt ward. Herrn Hagen's Auffassung war sehr originell und zeigt sein rasches Eindringen in den Geist der Rolle ein entschiedenes Talent für seinen Beruf.

Das Ensemble ließ manchmal etwas zu wünschen übrig; allein im Ganzen war es eine ziemlich gute Vorstellung des beliebten Drama's.

Miscellen.

(Gut aufrütteln.) Die „Tem. Ztg." wird von einem Temesvarer Arzte, welcher dieser Tage zu einem in der Fabrikvorstadt wohnenden Kranken gerufen wurde, folgendes Geschichtchen erzählt: „Ich fand" — schreibt der Arzt — „den Kranken ziemlich bedenklich, doch deuteten alle Symptome darauf hin, daß dem Manne, an dessen Lager noch kein Arzt gewesen und der mit allerlei „Hausmitteln" vollgestopft wurde, bald zu helfen sei. Ich verschrieb ein einfaches Mittel und war überzeugt, daß dem Patienten in wenigen Tagen besser werden müsse. Tags darauf, als ich mich um dessen Befinden erkundigen kam, fand ich den Armen in einem wahrhaft trostlosen Zustande; ich ließ es mir angelegen sein, den Mann genau zu untersuchen, und es ergab sich, daß ihn eine furchtbare Erschütterung getroffen haben müsse. Auf meine an die Frau des Kranken gerichtete Frage, was denn vorgefallen sei, ward mir die Antwort, sie habe Alles gethan, was ich angeordnet, ihrem Manne die Medizin eingegeben, sogar — was ich beim Fortgehen besonders betont haben sollte — ihn dabei alle zwei Stunden gut aufgerüttelt. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. Meine Worte, die Medizin gut aufzurütteln, waren im Jahre 1869 inmitten einer bevölkerten Stadt dahin interpretirt, daß der Kranke, dem Ruhe vor Allem noththat, in einer in dem vorliegenden Falle lebensgefährlichen Weise gerüttelt und geschüttelt wurde."

•

— Eine furchtbare Mordthat wird aus Krajova gemeldet und zwar ist dieselbe von dem dortigen Chef der Polizei Jos. Locustеanu verübt, der einem jungen Mädchen, Namens Thimia Balimaresku, vergeblich wiederholte Heirathsanträge gemacht hatte. Aus Rache tödtete er sie in Gegenwart ihrer Mutter und zwei Schwestern durch einen Revolverschuß, worauf er entfloh. Der saubere Polizeidirektor ist aber bereits dingfest gemacht und harrt seines Urtheils.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 90. Mittwoch, den 24. November 1869.

Gedichte

von Alois Joseph Ruckert.

I.

Was ich wünsche?

Was ich wünsche? — Stets gefüllet
Den Pokal mit edlem Wein,
Der die Wahrheit mir enthüllet
Und zermalmt den Sorgenstein.

Was ich wünsche? — Mir zu eigen
Einen warmen Busenfreund,
Der mit mir des Lebens Reigen
Froh durchjauchzt — und mit mir weint.

Was ich wünsche? — Zu berauschen
Mich in süßer Lippen Fluth,
Liebeschwärmend auszutauschen
Da des Lebens höchstes Gut.

Was ich wünsche? — Gleichen Klanges
Stets mein wonnejubelnd' Lied,
Wie es heute freud'gen Dranges
Jugendfrisch mein Herz durchzieht.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Bibra.

1. Jugendtage.

Mein lieber Freund! Weißt du, wenn ich jetzt mit meinen sechzig Jahren auf meine Jugendzeit zurücksehe, so möchte ich manchmal meinen Leichtsinn und meine Neugier verwünschen, ohne die ich noch recht gut zehn Jährchen leben könnte! — Doch du kennst mich, ich mache mir aus dem lumpigen Leben nicht gar so viel! — Apropos, ich wollte dir ja erzählen, wie ich zu der wundervollen Salbe gekommen bin. Nun, mein Vater, der alte Schwindel, war ein großer medicus, der so allerlei praktizirte, was er seinen Kollegen nicht zeigen durfte, ohne ausgelacht zu werden. — Das muß ich mir selbst zugestehen, ich hatte große Anlagen und begriff bald, daß der Herr Papa etwas Großes vorhatte, weil er stets so tiefdenkend aussah. Dann hatte ich naseweiser Junge nicht versehlt, den medicus zu fragen, was er denn wieder zusammenmische. Da nahm er mich denn auf seinen Schooß, fuhr mit seiner knöchernen Hand durch meine blonden Locken und flüsterte mir in's Ohr: „Aqua clam abeundi!"

Dieses Aqua clam abeundi summte mir stets in den Ohren; aber ich war so klug als zuvor. Doch zwölf Jahre alt und einen unternehmenden Geist haben, war bei mir eins und dasselbe; ich konnte schon etwas wagen. Ich machte den Plan, vor der Präparirstunde, die der Herr Papa ganz regelmäßig einhielt, mich in's Kabinet zu schleichen und ruhig der Dinge zu warten, die da kommen mußten. Einen Begriff, was „aqua clam abeundi" bedeuten möchte, hatte ich auch schon; denn mein lateinischer Hauslehrer hatte mir auf meine Frage bemerkt, es sei wahrscheinlich der Name eines tödtlichen Giftes. — Ich saß recht sicher in meinem Versteck hinter einem großen Kachelofen; die Thüre öffnete sich und der Herr Papa trat ein; ich meinte fast, er sehe heute noch viel gerippartiger aus, als sonst. Seine zehn Falten auf der Stirne kreuzten und zweigten sich ab zu ebenso vielen hundert, als er jetzt einen Folianten nach dem andern herabnahm. Dann notirte er sich verschiedene Zahlen und Zeichen an eine große Tafel, von denen ich nur h gemerkt habe, das am öftesten hingemalt ward. — Er schien ziemlich zufrieden mit dem Resultate seiner Berechnung zu sein; denn nun stellte er verschiedene Flaschen und Fläschchen zurecht; sodann schüttete er aus einem großen Glase eine gelbe Flüssigkeit in eine bereitstehende Schüssel und goß aus einem kleinen Gläschen ein Paar Tropfen hinzu: da begann in der Schüssel eine große blau-gelbe Flamme zu brennen. Doch eilig ließ er den Inhalt einer andern Flasche hineinlaufen und die Flamme erlosch; dafür verbreitete sich aber im Zimmer ein so unangenehmer Geruch, daß ich es beinahe nicht mehr ausgehalten hätte hinter meinem Ofen. Nur die Neugier hielt mich noch vor dem eigenen Verrathe zurück, als ich den Alten ein langes, weißes Gewand eifrig mit der gemischten Flüssigkeit überstreichen sah. Alsdann rollte er aus einer Ecke einen großen Toilettenspiegel herbei und zog das weiße Gewand an, ohne aber die Kapuze über den Kopf zu ziehen. Mir ward es auf einmal ganz wunderlich zu Muthe; denn ich sah vom Herrn Papa nichts mehr, als den vor Freude hin- und herwackelnden Kopf; es war ein grausiger Anblick. Ein Kopf, in Manneshöhe vom Boden entfernt, schwebte im Zimmer umher und nickte seinem Ebenbilde im Spiegel schrecklich lachend zu; jetzt mußte er auch die Kapuze übergezogen haben: man sah nur noch ein menschliches Gesicht umherschweben und Grimassen schneiden. Mir ward es ganz bange, als das Gesicht zu sprechen anfing: „Soweit wäre es gelungen; aber es hält nur fünf Stunden. Schade!" — —

Ich konnte mich nicht mehr halten, sondern lief hinter meinem Ofen hervor und rief: „Papa, was machst du denn?“

Aber da war nichts zu setzen. — — —

Als ich eigentlich wieder so recht zu denken anfing, sah ich den Papa an meinem Bette sitzen und meine erste Frage war, ob das garstig riechende Gemisch „aqua clam abeundi“ gewesen sei. — Er tröstete mich und sagte, ich solle nicht über das tolle Zeug nachdenken, sonst käme das Fieber wieder.

2. Vier Jahre nicht zu Haus.

Ich that den Willen meines Vaters und studirte Medizin, d. h. ich brachte mein Monatsgeld nobel durch und noch mehr dazu, trug eine flotte, goldgestickte Mütze und ließ mir für mein gutes Geld guimütlig das Gesicht auf der Mensur verhauen. Am Abend vor meiner ersten Mensur, da dachte ich recht tehrhaft an den langen weißen Mantel des Herrn Papa; aber diese Gedanken sah ja Niemand und das war das Beste.

In einem Nachmittag saß ich zu Hause (eine Seltenheit, die entschuldbar ist, weil der Leibfuchs vom Leibjuden noch nicht mit dem Gelde zurück war) und rauchte aus einer langen Pfeife und las Jean Paul. Ihn las ich am liebsten, wenn ich überhaupt las, weil ich ihn doch nicht verstand und da konnte ich so glatt forllesen und dabei an allerlei Anderes, wie Wechsel und schiefe Papasgesichter, denken. Der Leibfuchs kam und das Geld auch und nun verstand ich Jean Paul schon besser. Und weil ich gerade Seite 279 in der unsichtbaren Loge die Stelle restituirte: „Auf der Erde kann kein Mensch dem andern sagen, wie er ihn liebe. Die Freundschaft und die Liebe gehen mit verschlossenen Lippen über diese Kugel und der innere Mensch hat keine Zunge“, rief ich meinem Leibfuchsen zu:

„Wir müssen in praxi diesem Herrn Richter zeigen, daß er Unrecht hat; ich schaffe mir jetzt eine Geliebte an. Ich denke, ich nehme die beine. Also, ich tanze nächstens, morgen, die erste Tour mit ihr. Du kannst den Strauß bestellen.“

Die Sache war abgethan.

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner,
Und kaum begrüßt, verlorner,
Unvielerhellter Augenblick.

So ging es mir; denn kaum war mein Leibfuchs in tiefer Betrübniß fortgeschlichen, als der Briefträger mir einen Schreibebrief auf den Tisch legte; er kam von der Frau Mama.

Die gute Frau schrieb ihrem Filius:

„Mein Sohn!

Du bist nun seit vier Jahren auf der Universität in Wien; aber nicht eine Vakanz hat dich im Elternhause gesehen. Ich hoffe, daß die traurige Nachricht, die ich dir mitzutheilen habe, soviel Zugkraft besitzt, dich nach Hause zu bringen. Dein Vater ist auf den Tod krank und verlangt sehr nach dir. Schon in den letzten Jahren war er immer tiefsinnig, indem er meinte, du würdest die Hoffnungen, die er von dir hegte, schlecht erfüllen.

Deine tiefbetrübte Mutter.“

Soviel Leichtsinn ich auch sonst im Herzen hatte, ich legte doch die bunte Mütze weg und ließ die lange Pfeife ausgehen und dachte, es ist doch eigentlich sakramentisch lieblos von dir, daß du acht Semester lang nicht in das Nest geschaut hast. Und schnell schlug ich einige Dichter auf, die das Heimweh so schön besungen haben, um in meiner Brust ähnliche Gefühle hervorzurufen; allein Wien, Wien ist eben auch schön. Dennoch nahm ich mir vor, in acht Tagen abzureisen; denn der Mann muß Charakter haben und sich nicht von plötzlichen Gefühlen hinreißen lassen.

Rasch den Schlafrock herab, die hohen Kanonen herbei, Cerevis auf, Reitgerte in die Hand, — so vollendet! Ich schritt auf das Kaffeehaus zu und brummte das Lied vor mich hin:

„Die weite Welt so schön! Die Menschenbrust so reich!
Und doch, was ist an Euch, du kleines Herz, dir gleich!“

3. Männliche Resignation.

Es waren nun allerdings acht Tage und mehr vorübergegangen und nur Morgens beim moralischen Kakaojammer hörte ich den Herrn Papa nach seinem Sohne rufen; aber der Entschluß zur Abreise war eben auch so schwer und Karoline ein so nettes Kind. „Kleine Thaten sind doch immer besser, als große Entschlüsse,“ las ich bei einem gewissen Habicht und schnell hatte der verderbliche Grundsatz mein schuldloses Herz umgarnt. Ich fluchte dem Schriftstellerthum und schwur, nichts mehr zu lesen, wenn ich heute noch mit Karoline sprechen würde; leider habe ich diesen Schwur nicht gehalten. — Denn in der dritten Woche nach jenem ersten Briefe kam ein zweiter, schwarzgesiegelter, den ich lesen mußte; er zeigte mir das Ableben des wohledlen Baron Dr. Guphrasius Schwindel an.

Ich, sein einziger Leibsohn, fellst medicus, wie er, fing gerade an, etwas Rosses in den Augen zu spüren, als mir noch zur rechten Zeit einfiel, wie schön Hauff das Nichtweinen nennt: „Wie manche stille Brust ist nichts, als der gesunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes.“ Und dazu hatte ich in jener Stunde auch die meinige gereicht und sortan war ich Meister meiner Thränen. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und antwortete meiner lieben Mama:

„Kummergebeugte Mutter!

Wie vom Donner gerührt war ich bei der erschütternden Nachricht. Erst seit ein Paar Tagen vom Krankenlager aufgestanden, trieben mich meine Freunde zur Abreise in die Heimath; ich kannte den Grund nicht! Alles Gepäcke steht nun im Zimmer umher; ich weiß nicht, soll ich reisen oder nicht! — Ich denke aber, du wirst meine Hilfe nöthig haben wegen der Hinterlassenschaft, die ja sehr beträchtlich sein soll. Gott wolle, daß es so ist.

Dein armer Sohn, Baron v. Schwindel.“

Der Brief war expedirt und ich that nun ernstlich dazu, die Koffer zu packen; aber Gott — da fehlte gar manches Stück — (o frag' nicht, laß mich schweigen)! Ich besah drei Koffer und brauchte nur einen halben, um Wien verlassen zu können. Nun der Rath kam schnell, — noch ein letzter Pump, — dann Alles eingetäft, — verschiedenen medizinischen Apparat gekauft und der Doktor kann daheim mit Ehren einziehen. Mit einigen tausend Thaler wäre Alles gethan gewesen; sie kamen auch die blanken Kinder des Silbers. Virtus laudatur et alget. — Gott, was ward mein Geld gelobt und bald war ich arm; doch hatte ich noch das Reisegeld bis in's heimathliche Nest.

(Fortsetzung folgt.)

Der Suezkanal.

(Fortsetzung.)

Es fällt uns nicht ein, den Suezkanal zu unterschätzen. Heute zumal ist der Tag, wo alle Welt sein Loblied singt, in das selbst, wenn er noch lebte, der große Palmerston einstimmen würde, an dem Lesseps sich so oft erdost hat. Wir rufen von ganzem Herzen: Es lebe die Suez-Gesellschaft, und sollte sie selbst an einem Schonen Tage die Geschäfte liquidiren, so wiederholen wir noch einmal: „Es lebe die Suez-Gesellschaft der Zukunft!“ Denn wo wirklichen Weltbedürfnissen gedient wird, da ärnten schließlich die Völker, die Langlebigen den Gewinn von dem Gut und Schweiß der Einzelnen, und die Söhne und Enkel können den Pionieren dann vom reellen Gewinn mit ungetrübter Gemüthlichkeit Statuen votiren.

Die Passagelänber des Globus sind durchweg von besonderer mercantiler und kulturhistorischer Bedeutung; denn durch Handel und Wandel wird Vielseitigkeit der Ideen und Bedürfnisse geweckt, der Bedarf aber ist das mächtige Triebrad des Nachdenkens und Fleißes. Aegypten jedoch ist in dieser Hinsicht das glücklichst gelegene Land der östlichen, wie Mexiko das der westlichen Hemisphäre; beider Verhältnisse entsprechen allerdings in unseren Tagen nicht ihrer Lage, doch ist ihre Vergangenheit Zeugniß genug. Das alte Geschenk des Nils hatte, wie Mexico später, noch den Vorzug, daß es eine selbständige Kultur entwickeln und zu einem besondern Typus ausbilden konnte, ehe ihm der auswärtige Handel über den Kopf wuchs. Der offiziell geschlossene Pharaonenstaat erhielt aber von Außen doch Anregungen und Aufstöße, die seiner Civilisation in hohem Grade nützlich waren. Vom 6. Jahrtausende vor Christo erst datirt die Erschließung Aegyptens, während schon viel früher Einwanderungen wie die der Abrahamiten und Eroberungen wie die durch die Hirtenkönige stattgefunden, ähnlich wie es in Mesopotamien und später in China und Indien sich ereignete; denn der Grundzug dieser potamischen Staaten zum Unterschiede von den vorderasiatischen Eroberer-, phönizischen Handels- und hellenischen Colonisationsstaaten ist feste Abgeschlossenheit und zähe Auffaugungskraft fremden Eindringlingen gegenüber. Mit dem politischen Verfall, mit dem auch die Centripetalkraft schwand, trat nach und nach das Verfallen des potamischen Urstaates ein. Man rieb sich die Augen und merkte, daß auch hinter den Bergen noch Menschen wohnen. Die Umschiffung Afrika's und der erste Versuch, die Landenge von Suez zu durchbrechen, fallen genau in diese Epoche. Damals existirten noch nicht im Morgenlande jene Kunststraßen, wie die Römer sie schufen, die schönen Vorgänger der nützlichern Schienenwege, dieser Errungenschaft unserer Tage: der Nil war die große Straße des Landes, ihr zur Linken war der Josephskanal zu Kulturzwecken erbaut worden, und als Ergänzung auf der rechten Seite, wohl auch als Wasserbarrière gegen die Wüstenstämme, ward der Suezkanal projectirt.

Pharaonen und Priester kannten die Obelisken- und Tempelcolosse errichten, doch Wasserbauten in solchem Umfange gingen über ihre technischen und physischen Verhältnisse; die Inundation des Großkönigs wirkte vollends wie ein Keulenschlag, und der Kanalbau ward zur Mythe. Merkwürdiger ist es jedoch, daß das alexandrinische Zeitalter den Wasserpfad nicht vollendete. Indeß der Großhandel mit dem Südosten war für Alexandria vorzugsweise Karawanenhandel, und dieser liebt die nassen Unterbrechungen nicht. Daß die Cäsaren an die alte Wasserstraße nicht dachten, erklärt sich daraus, daß damals die Handelswege in Vorderasien sich verschoben hatten und die direkten Beziehungen zur See zwischen Indien und Aegypten auf das Minimum herabgesunken waren. Auch unter den Khalifen ward wenig Gewicht auf den Seeweg nach Indien gelegt: die Araber sind von Haus aus „Landratten“ wie die Türken, zudem spielte ihre traditionelle Handelspolitik auf der Bevorzugung Arabiens als Zwischenland für die indischen Beziehungen. Amru, der Eroberer Aegyptens (638—640 nach Christi Geburt), soll zwar den Plan einer direkten Kanalverbindung zwischen dem Mittelländischen und Rothen Meere gehabt, denselben aber auf bestimmten Befehl des Khalifen Omar aufgegeben haben; dagegen soll er in Jahresfrist jene Wasserstraße zwischen dem Nil und dem Rothen Meere wieder praktikabel gemacht haben, die Necho und Darius versucht, die Ptolemäer und Kaiser Hadrian für kleine Nilbarken hergestellt halten, um die heiligen Städte und das Hedschas wohlfeiler mit ägyptischem Weizen verproviantiren zu können. Dieser „Kanal der Fürsten der Gläubigen“ wurde 767 auf Befehl des Abbasiden Abu-Giaffar-al-Mansur zerstört, um das im Aufstande begriffene Medinah durch Hunger zahm zu machen. Eine Belebung für den indischen Handel hatte diese Wasserstraße niemals; Pelusium, Canais und Tennis lagen im Verfall, während die neuen Schöpfungen der Fatimiden Damiette und Rosette blühten und den Beweis lieferten, daß der Handel den festen Weg durch das Nildelta hatte. Mit dem Vordrechen der Türken nach den Gestadeländern der Levante wandte sich das Augenmerk des Abendlandes auf eine Straße, welche von dem Islam nicht beherrscht wurde: es kam die Glanzepoche der ceeanischen Explorationen nach dem Süden und dem Westen, um den Seeweg nach Indien und Kathay zu finden. Als Columbus Westindien entdeckt und Vasco de Gama am 20. Mai 1498 nach der Umschiffung Afrika's Calicut erreicht hatte, wurde das, was man die Kanäle des Necho, des Darius, der Ptolemäer, Trajans und der Khalifen nannte, vollends zur geographischen Mythe: nennenswerthe Bedeutung für den Weltverkehr haben sie nie gehabt.

Der Mann, welcher zuerst mit großem Glücke, der indeß durch eine stark romantische Brille getrübt war, Aegypten und die Smaihalbinsel in seine ehrgeizigen Berechnungen zu ziehen wagte, war General Bonaparte; er ließ während seiner ägyptischen Expedition durch Lepère einen Entwurf zu einer Verbindung des Rothen mit dem Mittelländischen Meere durch Vermittlung des Nils ausarbeiten, doch Nelson zog einen derben Strich durch seine Combinationen. Die Briten, deren indische Interessen nun im Vertaufe des langen Continentalsiebens mehr und mehr auf Aegypten hinwiesen, dachten als praktisches Volk zunächst nur an eine wohlfeile Poststraße: so entstanden die Relaisstationen, denen dann die Eisenbahn folgte, die freilich unter orientalischer Hand weit hinter dem Ideale einer raschen und sichern Verbindung zurückblieb.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 22. November.

„Don Juan“, das unübertreffliche Werk des unsterblichen Mozart, ging gestern vor einem dicht gefüllten Hause über die Bühne und begeisterte die Zuhörer trotz der theilweise mangelhaften und ungenügenden Besetzung zweier Rollen durch den Reichthum und den tiefen Gehalt der Musik in hohem Grade;

diese herrliche Oper gehört unter die Zahl derjenigen Tonwerke, die man immer und immer wieder hören kann, ohne derselben jemals überdrüssig zu werden. Die Composition hat so viel Anziehendes, daß selbst eine mittelmäßige Aufführung ihre Wirkung nicht abschwächen kann; ihr Werth ist so groß und unerschöpflich, daß jeder Zuhörer, in welcher Stimmung er auch sei, sicher einige Anziehungspunkte darin finden wird. Die Ouvertüre allein schon ist ein musikalisches Kunstwerk ersten Ranges; wie edel ist diese Musik gehalten, wie majestätisch ernst ertönt die Stimme des rächenden Geschickes, des Gerichtes neben den Tändeleien und dem Uebermuthe des leichtfertigen Cavaliers Don Juan, wie großartig ist der als nothwendige Consequenz eintretende Untergang des unverbesserlichen und unbeugsamen Helden in der Composition angelegt und durchgeführt. Und in der Oper selbst, wie reiht sich Perle an Perle, wie ergreifend ist das Klagelied Donna Anna's um den erschlagenen Vater, wie glühend ihre Aufforderung zur Rache; wer wird bei den weichen Klageliedern Elvira's und dem Ausdrucke ihrer Hingebung und aufopfernden Liebe ungerührt bleiben; wem wird das freie, wenn auch frivole Auftreten Don Juan's, der dem Geschicke die Stirne bietet und keck den Kampf mit den Geistern der Unterwelt aufnimmt, nicht ein gewisses Interesse abzwingen? Wie fein ist dann in diese großartigen Motive der Elvira und Anna, des Gouverneurs und Don Juan's das Komische in der trefflich charakterisirten Figur des vorlauten, verschmitzten Leporello, einer echten Bedientennatur, und des prächtigen Brautpaares Masetto und Zerline verwoben, wie heben sich diese Elemente in den großartigen Grundgedanken leicht ab, ohne diese in irgend einer Weise zu beeinträchtigen! Das hat nur ein Genie, wie es Mozart besaß, verstanden, nur einer solchen Künstlerhand glückte dieser herrliche Melodienfluß, diese wunderbare Orchestration und dieses unübertroffene Ensemble. Doch wir vergessen in der Betrachtung des Kunstwerkes, das wie ein großer Dom mit seinen hundert Rosetten und Zierrathen in imposanter Majestät vor uns steht, daß Zeit und Raum zur näheren Betrachtung und Bewunderung aller dieser Schönheiten nicht ausreicht und unsere Aufgabe mehr die Würdigung der Aufführung in Ganzen und in den einzelnen Leistungen, als eine Kritik der Oper selbst ist und deshalb wollen wir uns beeilen, dieser unserer Aufgabe im engeren Sinne unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Herr Meims hat in der Titelrolle genügt, sein Gesang war rein und sicher, sein Vortrag correct und sein Spiel leicht und elegant gehalten; wohl hätten wir mitunter einen höheren Aufschwung, mehr Wärme im Vortrage und größere Deutlichkeit in der Aussprache gewünscht, so namentlich in dem begeisterten Champagnerliede; allein sonst waren seine Leistungen gut und posirten in den Rahmen der Aufführung. Gerne würden wir dieses auch von seinem Diener Leporello sagen, der von Hrn. Breuer gegeben wurde, allein wir können das mit dem besten Willen nicht; Leporello ist ein immer beweglicher, gewandter, schwohhafter, leichtblütiger Bursche, Hr. Breuer war in allem das Gegentheil; derselbe bittet in der Arie, die er nach der Entdeckung bei der Donna Elvira in den Kleidern seines Herrn gespielten Betruges singt, dringend um Erbarmen; wir wollen ihn keine Fröhlichkeit gethan haben und in Hinblick auf diese Arie, in der Hr. Breuer unter Andern um einen ganzen Takt zu bald einsetzte, Gnade für Recht ergehen lassen. Frln. Kaufmann hat die großen Arien der Donna Anna sehr gut vorgetragen; in dem Terzette mit Don Ottavio und Donna Elvira hätte sie sich mehr moderiren sollen, ihr Gesang war viel zu laut und vorwärts drängend; dadurch kam es, daß diese schöne Nummer im Takte etwas zu rasch genommen werden mußte, was sie wesentlich beeinträchtigt hat; sonst ein Glanzpunkt der Oper, ging sie ziemlich spurlos vorüber. Der Octavio wurde von Hrn. Jungmann recht brav gesungen, namentlich auch was es die Freundschafts-Arie, die ihm ganz vorzüglich gelungen ist. Frln. Erhart hat die Elvira fleißig einstudirt, bis zur vollen Befriedigung aber noch mehr als einen Schritt zu machen; auffallend war für uns die merkliche Ungleichheit bezüglich der Tonstärke in einzelnen Stellen ein und derselben Arie. Die Zerline war von Frln. Steiner gleichfalls brav vorbereitet; doch muß sie ihren Coloraturen noch mehr Beachtung zuwenden; sie waren zu steif und dünn. Der Masetto des Herrn Rezny war ein ungelenker Bräutigam, der es dem Don Juan leicht machte, ihm die Braut wegzukapern.

Schließlich sei noch auf die Hülflosigkeit der Statisten in der Scene nach dem Tode des Gouverneurs aufmerksam gemacht; sie wußten sich bei dem Hülferuf Octavio's selbst nicht zu helfen, sahen sich verdutzt an und boten dem Publikum während dieser ernsten Scene eine breite Zielscheibe des Spottes dar; möge man sich für die Folge die Mühe nicht verdrießen lassen, diese Leute gehörig zu instruiren. O.

Miscellen.

(Was die Monarchen Europa's kosten, darüber gibt die „Mall Mall Gazette" folgende interessante Aufschlüsse. Die kostspieligste Monarchie scheint die von Rußland zu sein, welche beträchtlich mehr als die von Frankreich kostet, während letztere in eine Kategorie mit der Türkei gestellt werden kann. In Rußland kostet die kaiserliche Familie jährlich 1,700,000 Pfd. St., in Frankreich 1,400,000 Pfd. St. und in der Türkei 1,920,000 Pfd. St. Andere europäische Nationen haben ihre Souveräne mit beschiedenen Civillisten ausgestattet. In dieser weniger kostspieligen Klasse führt Oesterreich den Reigen an, indem es für den Unterhalt der Habsburger jährlich 810,000 Pfd. St. ausbietet. Dann kommt Italien mit 640,000 Pfd. St., Preußen mit 480,000 Pfd. St., während England für seine königliche Familie 470,000 Pfd. St. votirt.

•

— (Amerikanisch.) In einer amerikanischen Kirche — der Prediger war ein Neger und die Gemeinde bestand gleichfalls aus Farbigen — machte der Erstere seinem Auditorium die Schrecken der Hölle und die Wonnen des Paradieses anschaulich. Er schloß folgendermaßen: „Meine theuren Brüder, vergleichet nun einmal. Auf der einen Seite die Hölle mit ihren kalten Winden, fortwährendem Frost und Eisstücken, Baumwollenballen, Kisten mit Zucker und Kaffee, welche ihr unablässig an Bord von Schiffen tragen müßt, deren Ladung nie voll wird; auf der anderen Seite aber die Freuden des Paradieses mit seiner unendlichen Wärme, seinem süßen Nichtsthun und den schönsten und besten Leckerbissen, die ihr euch denken könnt!" — „Ach ja, Speck, viel Speck!" fiel hier einer der andächtigen Zuhörer ein, der seine Wahl schon getroffen zu haben schien.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 91. Sonntag, den 28. November. 1869.

Der sinnende Herbst.

Der sinnende Herbst hat beschlossen den Lauf,
Es galt ihm die Segel zu streichen,
Und wenn bis zur Stund' er geschäftig vollauf,
So muß' er dem Winter doch weichen.

Da nun er vom Amt als Verwalter befreit,
Benutzt er die langen Bakanzen,
Wohl thut ihm die Ruhe in stürmischer Zeit,
Und er prüfet seine Finanzen.

Er rechnet und blicket zufrieden zurück,
Denn gut sind die Kinder geboren,
Und freuen sich alle, versprechen sich Glück;
Freund Lenz übertrug er die Sorgen.

Er steht mit dem Holden im wärmsten Verkehr,
Fest darf er auf ihn sich verlassen,
Der Lenz, der dem Winter so feindlich wie er,
Verspricht, ihn auf's Herbste zu fassen.

Voll Danks ihm der Herbst schenkt köstlichen Wein,
Würzduftend, sobald er vergohren,
Er schickt ihm den besten vom besten und Stein,
Die Beide hochedel geboren.

Der Lenz ist ein Junker aus fürstlichem Stand,
Der Spender der Blumen und Kränze;
Stets ritterlich huldig begrüßt er das Land,
Er kennt nicht der Dankbarkeit Gränze.

Er zaubert für Wein, vom Freunde beschert,
Ihm blühende Matten und Bäume,
Verweilt ihm in Wonnen, wie hoch er ihn ehrt,
Verheißt ihm Erfüllung der Träume.

Er hegt und er pfleget die Kinder mit Luß,
Auf daß sie dem Vater gerathen;
Und daß nicht bedrohe ihn Wirthschaftsverlust,
Empfiehlt er dem Sommer die Saaten.

Würzburg, November 1869.

M. E. z. Bentheim.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Bibra.

(Fortsetzung.)

4. Aqua clam abeundi.

Das war nun Alles Einleitung, Bester, die Geschichte geht eigentlich erst an, wenn ich jetzt nach Hause komme. Ich will dich nicht quälen, guter Bibra, ich bin wirklich nach Hause gekommen, aber ohne Koffer, überhaupt ohne —, du verstehst mich. Doch eine Brieftasche hatte ich bei mir, die legte ich der Frau Mama zur gefälligen Einsicht vor. Die gute Frau erschrack und ich konnte nicht begreifen, warum. Ich saß hin und weh, — statt meiner Briefe waren lauter Rechnungen, Schuldforderungen u. s. w. drinnen.

„Mutter," rief ich entsetzt, „es scheint, daß Vaterhaus übt auf mich Armen wieder den alten Zauber aus. Erinnerst du dich noch meiner Krankheit, als ich zwölf Jahre alt war? O, Mutter, es ist Hexerei!" —

Die gute Frau verstandte verschiedene Geldpäckchen und von der Sache ward nicht mehr gesprochen. Ich war ungefähr vier Wochen zu Hause (Papa war bereits acht Tage begraben, als ich ankam), da gelüstete mich in meiner Langeweile, die nachgelassenen Papiere des Herrn Papa durchzusehen.

Und siehst du, es glückte mir, das Recept zum aqua clam abeundi zu finden! — Lieber Freund, ich war ganz außer mir vor Freude; denn ich glaubte immer noch, ich hätte Alles damals leibhaftig gesehen. Und es war auch so gewesen sein! — Ich arbeitete nun recht fleißig im Laboratorium des verstorbenen medicus und Mama war besorgt, ich könne wieder krank werden, wenn ich so forcirarbeite. Ich aber laborirte an aqua clam abeundi. Täglich kam ich mehr und mehr der Mischung auf die Spur, die ich in meiner Kindheit von so wunderbarer Wirkung gefunden hatte. Auch den weißen Mantel des Herrn Papa fand ich endlich in einer Kiste; also hatte ich doch Recht! Welch' ein Triumph! Glückte mir das Experiment, so konnte ich mich unsichtbar machen! Welch ein Fortschritt in der Wissenschaft! —

Aber es konnte ja auch der gewöhnliche Laborirrock des seligen Herrn Papa sein! Wie dann? — Doch ich dachte:

„Vergebens wird die rohe Hand
Am Schönen sich vergreifen,
Man kann den einen Diamant
Nur mit dem andern schleifen."

Jeder große, erhabene, noch nicht dagewesene Stoff sucht einen Meister, der ebenbürtig, ein Genie ist. — Und du wirst mir nicht ableugnen wollen, lieber Freund, daß ich durch das, was ich gethan, recht gezeigt habe, daß ich ein Genie bin. Freilich die Welt weiß bis zu diesem Augenblicke nichts von dem neuen Genie, aber sie wird den Erfinder einer modernen Tarnkappe kennen lernen durch deine Feder, du glücklicher Homer! Doch höre weiter von dem Achilles der Medizin!

Die Mischung war recht; der Mantel war es auch! Mein erster Versuch in der neuen Tarnkappe galt einem alten, reichen Onkel, der an dem Leben Die lebte — leider schon zu lange —. Abends um die Zeit meines gewöhnlichen Ausgehens schlich ich in's Laboratorium und zog den Mantel an, betrachtete mich im Spiegel aber vielmehr nicht; denn ich sah nichts mehr von mir außer das Gesicht. Vorsichtig, wie immer, schmierte ich auch die Schuhe mit dem mixtum ein und begann zu gehen. Auf der Straße kam mir Alles so seltsam verschleiert vor; natürlich weil ich durch die Kapuze sehen mußte. Um mich aber von meiner eigenen Unsichtbarkeit zu überzeugen, rannte ich einen bekannten Professor (mein Heimathsort war Universitätsstadt) ordentlich an; der Mann ging fort und brummte:

„Hat denn die Luft auch Balken?“

Bald darauf begegnete mir der alte Onkel auf seinem gewöhnlichen Wege zur Philisterkneipe; ich schlich ihm auf fünf Schritt Abstand nach und begann: „Cyprian!“

Der Alte drehte sich um und sah Niemanden. Ich dagegen rief dreimal den Namen; er blieb stehen, ich auch.

„Wer ruft da?“

„Ich, Cyprian!“ entgegnete ich, indem ich noch an ihn heran lief und schnell wieder weg; denn der alte Haudegen erhob seinen Stock und schlug in die Luft, ich aber lachte laut. Dies verwirrte den alten Mann denn auch; er blieb einige Minuten stehen und ging dann weiter; ich verhielt mich still und wischte hinter ihm in's Wirthszimmer hinein und stellte mich hinter seinen Stuhl, indem ich der Kellnerin geschickt auswich. Die alten Herren saßen fröhlich beisammen und Alles fiel es auf, daß Herr Cyprian so still war; endlich erzählte er sein Erlebniß. Sie lachten ihn Alle aus, als er das auf seinen baldigen Tod bezog. Ich ließ die Gesellschaft auslachen und begann dann bei einer Gesprächspause mit hohler Stimme:

„Armer Cyprian, sorg' für deine Seele!“

Kaum hatte ich aber gesprochen, sprang ich von dem Stuhl des Onkels weg hinter den Ofen; denn die Herren fuhren entsetzt auf. Cyprian hatte sich mit bleichem Gesichte nach mir gekehrt und war dann in eine Ohnmacht gesunken, die seinen achtzig Jahren alle Ehre machte. Er kam bald wieder zu sich; aber die Fröhlichkeit war in der Gesellschaft verloren. Alle wollten nach Hause und ich drückte mich ebenfalls aus der Thüre. — —

Am andern Morgen sagte mir Mama, Onkel Cyprian sei gefährlich erkrankt, ich solle ihn besuchen.

Dies that ich denn auch pflichtschuldigst und ich mußte aus dem Munde des Greises die mir schon bekannte Geschichte hören, die bald stadtkundig wurde. Der arme Mann starb drei Tage darauf an einem Gehirnschlag und hatte in seinem Testament ein Spital königlich bedacht, während sein geschickter Vetter nur hundert Thaler erhielt. — Doch ein gutes Honorar, tröstete ich mich, für das Unsichtbarmachen! —

5. Itzig Wüste und Karoline.

Während der nächsten Zeit suchte ich an meinem Tarnmantel noch etliche Verbesserungen anzubringen; denn ich hatte für die nächste Zeit einen großen Plan vor. Ich dachte, es wäre eine Schande, wenn ich bei meiner Erfindung nicht ein reicher Mann würde. Allein bis jetzt sah ich noch keine Möglichkeit dazu ein und beschloß deshalb, wenigstens meine neuen Passiva wegzuräumen.

Mein Herr Papa hatte mir bedeutend weniger hinterlassen, als ich gebraucht hätte, um alle Schulden, die Mama nicht wußte, zu decken. Dieser Nothstande im Finanzpunkte mußte abgeholfen werden. Ich stellte der lieben Mama die Nothwendigkeit vor, auf einige Wochen nach Wien reisen zu müssen; sie sah es auch ein, die gute Frau, und berechnete daß ein Paket oder gar Güterzug um Vieles langsamer fuhr, als ein Eilzug. — Ich wußte auch, daß Itzig Wüste, mein geliebter Gläubiger, am betreffenden Abend abwesend war. Es wurde daher Gepäck auf den Bahnhof geschafft; ich stieg ein und wechselte mit dem Dienst habenden Conducteur einige freundliche Worte. Als es dunkelte, zog ich meinen Tarnmantel an und stieg auf der nächsten Station, fünf Minuten Aufenthalt, aus; da der Conducteur aber Niemanden sah, dem mit allem gehörenden Coupé ausfolgen sah, glaubte er wohl, ich schlafe und schlug die Thür zu. Ich aber kletterte auf einen vorbeifahrenden Eilzug, der zurückfuhr und mich bald in mein heimathliches Nest brachte. Ich eilte nach der Wohnung des vielgeliebten Itzig Wüste und sah seinen Garçon bei offener Vorplatzthüre träumend auf die Rückkunft seines Herrn warten. Ich beugte mich zu dem guten Jungen nieder, ließ ihn an einem Fläschchen riechen und wußte nun, daß er eine Stunde recht gesund schlafen würde. Ich aber ging in's allbekannte Wohnzimmer Itzig's, nahm den Schlüssel zum Sekretär, den er gewöhnlich in eine Diele des Fußbodens schob, welchen Umstand ich früher erlauscht hatte. Schnell waren die Scheine gefunden und in eine Substanz getauscht; ich legte sie nun ruhig auf den Sekretair, schloß und legte den Schlüssel an seinen Ort, worauf ich ging.

Rasch ging es nun nach dem Bahnhof, um den Eilzug nicht zu verfehlen und ich kam gerade recht und stieg mit einem Herrn, der ein eigenes Coupé haben wollte, ein. — In P. wartete mein Güterzug recht gemüthlig auf den Eilzug, der hier eine Minute hielt; ich stieg aus und entkleidete mich, packte meinen Tarnmantel in die Tasche meines Ueberrockes und begab mich in die Restauration. Hier ging ich auf meinen Conducteur zu und rief ihm zu:

„Nun Sie hätten mich auch ewig zuschlafen lassen; ich trinke doch auch gern ein Glas Wein!“ —

Er entschuldigte sich und bald segelte ich mit meinem alten Zuge nach Wien ab. Noch Wien wollte ich aber, um dem Itzig Wüste das schöne Attibi der Welt beweisen zu können; denn auf mich mußte der erste Verdacht fallen. So dann konnte ich in Wien bei Gelegenheit einmal nach Karoline sehen, der ich von meinem Heimathsneste aus stets geschrieben hatte; sie glaubte mich ja reich. — Von Wien aus schrieb ich sogleich an meine gute Mama und beschrieb ihr meine Freud bis P. sehr genau. — Am andern Tage hatte ich ein Telegramm der Mama, das lautete:

„Komm, Itzig Wüste hat dich verklagt, achttausend Thaler!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Suezkanal.

(Schluß.)

Erst zu Anfang der fünfziger Jahre tauchte in dem Kopfe eines unternehmenden französischen Diplomaten der feste Gedanke auf, für große Seeschiffe eine Rille von Suez durch die Bitterseen nach dem See Menzaleh zu graben und an deren

Kopfe eine Stadt ähnlich von Damiette zu gründen, das jetzige Port Said. Es galt, für dieses kühne Unternehmen alle Mittel der modernen Technik und Börsenmanipulation aufzubieten. Die Geschichte dieses Projektes ist vom ersten bis zum heutigen Tage die Geschichte Ferdinand's v. Lesseps, der am 17. Nov. 1805 in Versailles geboren wurde und heute also seinen 64. Geburtstag mit der Einweihung des Kanals begeht. Lesseps wurde 1825 Consulats-Attaché in Lissabon, dann 1827 Beamter im Handels-Direktorium des Auswärtigen, dann 1828 Consul in Tunis, nach Algeriens Eroberung in Constantine verwendet, und 1831 nach Aegypten geschickt, wo er bis Juli 1838 sich durch seine Dienste auszeichnete, und dann als Consul nach Rotterdam, Malaga und Barcelona kam. In letzterer Stadt verirat er im November 1842 während des Bombardements die französischen Interessen so umsichtig und nachdrücklich, daß sein Name oft genannt wurde. Nach der Februar-Revolution ging er als Gesandter nach Madrid, dann nach Bern und folgte im Oktober 1854 einem Rufe des neuen Vizekönigs Mohamed-Said nach Aegypten. Auf einer Fahrt von Alexandria nach Kairo durch die Wüste wußte er in Said Pascha den Funken zu einem Kanalprojekte zu werfen, das er in einer Schrift: „Percement de l'isthme de Suez 1856“, darlegte, die Aufsehen machte, aber in Konstantinopel Unwillen und in London Mißtrauen gegen französische Gelüste erweckte; Palmerston und der Sultan hatten den Lärm von 1840 noch in zu frischem Gedächtnisse, und die Spekulation, 200 Millionen Fr. Kapital an den europäischen Börsen zusammenzubringen, schlug gänzlich fehl. Der Kanal kostet heute schon das Doppelte und er dürfte mit einer halben Milliarde kaum die normalmäßigen 26 Fuß Tiefgang erhalten; heute ist er erst 22 und an gewissen Stellen, wo noch Felsen wegzusprengen sind, kaum 20 Fuß tief. Daß aber ein einzelner Privatmann noch und noch solche Summen flüssig machen und im Orient einen so großartigen Zusammenfluß von Technikern und Arbeitern organisiren konnte, bleibt eine sichere Anwartschaft dieses Mannes auf den Nachruhm.

Die Verhandlungen, die diplomatischen, finanziellen und technischen, zogen sich von 1856 bis 1858 hinaus; erst 1859, nach drei Jahren des Kampfes um Ruhm und Privatvermögen, wurde der erste Spatenstich gethan, und nun begann die zehnjährige Campagne gegen die Natur- und Geldmächte, welche durch mancherlei Wechselfälle, Pausen, Schlummern der Arbeit und kräftigeres Wiederbeginnen denkwürdig war und der europäischen Presse zum Für und Wider reichlich Stoff bot. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Bau des Süßwasserkanals, um den Verkehr mit Aegypten und die Wasser- und Proviantversorgung der Arbeiter zu erleichtern, sodann die jählichen Episode mit den gepreßten Fellahs, sowie die Hebung von Ismailia an der Mitte des Kanals, die Errichtung der Ateliers in Port-Said, die Führung des Süßwasser-Kanals nach Suez u. s. w. eingehender schildern wollten. Nach Abschluß der Verträge mit Unternehmern für das Ganze der Arbeiten begann der erste wirkliche Fortschritt, der die Bauperiode von 1863 bis 1865 bezeichnet. Die zweite Periode von 1866 bis Herbst 1869 zeigte eine stete Steigerung der Energie, das Vertrauen in das Gelingen wuchs in Paris, wo die Kaiserin Eugenie das Suez-Protectorat übernommen hatte, auch in England, Deutschland, und Italien gewann das Unternehmen Sympathie, und nachdem die Einladungen zur Einweihungsfeier zu Tausenden mit orientalischer Splendidität erfolgt waren, erhob sich die Feuerzunge des Begeisterung himmelan. Wer viel von Ueberschwänglichkeit wie von Skepsis ist, der wird nicht Alles für baare Münze halten, was jetzt über das Werk des französischen Geistes, der gegenwärtig wie Cäsar de Corps wirkt, das Papier beschwert, die wird aber mit Genugthuung auf den Geist der Zeit blicken, der so Kühnes unternehmen und für Handelsinteressen so gewaltige Summen in eine Wasserstraße werfen kann.

Die Hauptquelle für die Geschichte des Baues ist die „Geschichte der Landenge von Suez“ von Olivier Rist (Paris bei Hachette), welche mit einem Portrait von Lesseps, mit Plänen und Karten verschwenderisch ausgestattet ist. Rist kam 1861 nach Aegypten, sein Buch ist gut geschrieben, obwohl etwas pompös; pompös ist aber alles, was von Lesseps „inspirirt“ wurde; es schießt mit den Worten: „Bewunderenswürdiger Triumph des Willens, der Wissenschaft und der Arbeit! Ewige Ehre des Mannes, der das große Werk angeregt, der Fürsten, die es begriffen und beschützt, sowie der tapfern Arbeiterarmee, die eine lange, schwere Campagne bestanden, deren Sieg nicht unter denselben Kanonendonner und dem Lärm der Fanfaren errungen wurde, wohl aber die unbestreitbare Ueberlegenheit hat, daß er die Erde befruchtet, ohne sie mit Blut überschwemmt zu haben!“ Der Opfer an Menschenleben sind aber doch nicht wenige gefallen; mehr auch die Eifersucht über die Landenge von Darien hat Tausende und aber Tausende verschlungen, der Mahmudieh-Kanal nicht minder, das ist der Welt Los. Wenn heute, wo die „Suttanin von Feringhistan“, wo ein glänzender Kranz von Fürsten und Fürstenlöchtern, von Gelehrten und Schriftstellern beisammen sind, und wo, denkwürdig nicht minder, nur Einer fehlt, der Souverän des Landes, der Großherr des Khedive, wenn heute Lesseps mit Stolz auf sein Werk blickt, so darf er mit Fug sagen: Was die Pharaonen, Großkönige, Ptolemäer, Cäsaren und Khalifen versuchten, Napoleon I. plante, ich habe es vollführt zu Frankreichs Ruhm und zum Besten der Menschheit. . . Wenn aber der Kanal wirklich zur allgemeinen Wasserstraße der Ostindienfahrer geworden, dann wird die Zeit kommen, wo man in Port Said eine Statue der Cleopatra des Westens neben der des ersten Khedive von Aegypten, in Ismailia dem Herzog von Lesseps ein Denkmal und an den Propyläen zur Wasserstraße in Suez eine Triumphpforte errichten mag mit den Charakterbildern eines Hindu, Chinesen, Fellah, Türken und Albanesen; denn türkisch ist trotz alledem das Land, so lange die hohe Pforte besteht, und albanesisch ist die Dynastie, deren Begründer Mehemet-Ali, der Sohn des Nachtwächter-Aga in dem mazedonischen Städtchen Kavala, war.

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 26. November.

Hohes Interesse bei allen Kunstfreunden erregt gegenwärtig das Gastspiel der Sängerin Aglaja Orgeni; sie ist bis jetzt zweimal und zwar in zwei ganz heterogenen Rollen aufgetreten, im „Barbier“ als Rosine und in den „Hugenotten“ als Valentine. Mit den Antecedentien der Künstlerin unbekannt, stützen wir unser Urtheil auf ihre Leistungen in den genannten Rollen und können ihr im Gebiete der Coloraturen und re volle Anerkennung aussprechen. Fr. Orgeni ist in dieser Beziehung unstreitig eine Künstlerin ersten Ranges; sie besitzt ein hervor-

ragendes Gesangstalent, welches in einer ganz vorzüglichen Schule gereget und ausgebildet worden ist und durch mehrjährige Uebung eine seltene Höhe erreicht hat. Fr. Orgeni überwindet alle technischen Schwierigkeiten mit einer staunenswerthen Leichtigkeit; ihr Vortrag zeugt von einer enormen Sicherheit und Gewandtheit und besticht durch seine Elegang und Kunst; sie wirft mit prachtvollen Trillern nur so um sich, hat einen leichten Anschlag, ein schönes, scharfes Staccato und eine ebenso biegsame als kräftige Stimme. Die reich verzierten Arien der Rosine hat sie mit Rouladen eigner Erfindung über und über noch ausgeschmückt, so daß man in dem üppigen Ueberwuchern der Coloraturen kaum mehr das Thema erkennen konnte. Insoweit es darauf abgesehen war, eine Probe ihrer Kehlfertigkeit abzulegen, wollen wir diese speziellen Zugaben passiren lassen, sind aber sonst von solchen Zuthaten kein Freund, wünschen vielmehr, daß einfach nur gesungen werde, was in der Composition vom Autor selbst hineingeschrieben ist.

Dieser Regen von Läufen und Trillern, der gleich einem sprühenden Feuerwerke sich enthud, konnte uns aber nicht in dem Grade blenden, daß wir auf den Kern des Gesanges selbst vergessen hätten; wir legten an denselben die kritische Sonde und mußten uns gestehen, daß der glänzenden Außenseite mitunter die Seele abging, daß der Vortrag weicher und schmelzender, der Ton runder und frischer hätte sein dürfen. Wohl merkten wir allsbald, daß Fr. Orgeni von dem schädlichen Einflusse der nobilalen Mütterung ergriffen und ihre Stimme dadurch erheblich beeinträchtigt war, doch ging unsere Meinung nach dem „Barbier" dahin, daß der Gast mit dem ungarischen Namen größer in der Form als im Wesen des Gesanges. Diese unsere Ansicht, welche für die Rosine ihre volle Berechtigung hatte, wurde aber durch die wirklich meisterhafte Darstellung der Valentine geändert; Fr. Orgeni liefert durch ihre brillanten Leistungen in dieser Rolle den Beweis, daß sie auch vom Herzen singen könne, daß sie ihren Vortrag mit der Gluth der größten Leidenschaftlichkeit erwärmen und das Herz des Zuhörers begeistern könne.

Das hochtragische Element scheint ihr mehr zuzusagen als das komische, heitere; ihre Valentine ist das beste, was wir seit langer Zeit gesehen haben; wir sind in der That im Zweifel, was wir höher anschlagen sollen, ihren ergreifenden Gesang oder ihr wundervolles Spiel; nach beiden Richtungen gleich ausgezeichnet, leistete Fr. Orgeni in der großen Scene im 4. Akte mit Raoul das Größte, was man von einer dramatischen Sängerin ersten Ranges verlangen kann.

Bei der Erklärung ihrer Liebe in der hinreißenden Arie des dritten Aktes „Ich bin ein Mädchen" schon großartig und entzückend, war ihr Vortrag und Spiel dem Raoul gegenüber in jeder Beziehung klassisch zu nennen. Dieser leidenschaftliche, eigenthümliche Ton, womit sie in der größten Seelenangst den Geliebten Angesichts des ihm drohenden Unterganges zurückzuhalten sucht, ihr Antlitz, das Angst und Schrecken abspiegelt, und ihre selbst im Momente der größten Leidenschaftlichkeit edel und großartig gehaltenen Bewegungen, das war ein Gesammtbild künstlerischer Vollendung, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Gerne stimmen wir deßhalb auch in den allseitigen lebhaften Beifall, welcher der nach obiger Scene dreimal gerufenen Künstlerin zu Theil geworden ist.

* Nach diesem großartigen Eindrucke können wir es wohl unterlassen, der übrigen Leistungen in den oben erwähnten Opern noch zu gedenken; es wäre das keine dankbare Aufgabe, da wir nur spärliches Lob austheilen könnten, wir wollen daher diesmal darüber schweigen; nur können wir die Bitte nicht unterdrücken, daß man sich künftig die Mühe geben wolle, die aufzuführenden Tonwerke auch vollständig zu geben, die kleines Afösteiche in den „Hugenotten" wollen wir uns noch gefallen lassen, wenn aber der Basilio und die Marcelline im „Barbier" ganze Arien ausfallen, wie es neulich der Fall war, so können uns das doch etwas zu bunt vor und veranlaßt uns, gegen solche Nüchsichtslosigkeit gegen das Publikum zu protestiren. O.

Miscelle.

(Brandunglück.) Amerikanische Blätter vom 29. Oktober enthalten herzzerreißende Schilderungen von dem Brandunglücke, welches am 27. Oktober dem Dampfer „Stonewall" auf dem Mississippi zugestoßen. Das Dampfboot, von St. Louis nach New-Orleans bestimmt, gerieth in Brand, als es sich an einem Punkte befand, der 125 Meilen unterhalb St. Louis liegt. Die Zwischendeck-Passagiere hatten eine brennende Kerze ganz nahe an einen Heuballen gestellt, während sie Karten spielten, und das Licht zündete das Heu an. Als das Feuer ausbrach, machte man alle nur möglichen Anstrengungen, um anzulanden, der Dampfer war aber so schwer beladen, daß man ihn nicht näher als bis auf 100 Yards an das Ufer bringen konnte. Schrecken und Verwirrung herrschte an Bord. Es waren über 200 Cajüten- und Zwischendeck-Passagiere, darunter sehr viele Frauen und Kinder, an Bord. Die Flammen griffen reißend schnell um sich, Scharen von Männern sprangen in das Wasser und suchten an das Ufer zu schwimmen, aber beinahe alle gingen unter. Alle erdenklichen Gegenstände, die man sich verschaffen konnte, wurden in's Wasser geworfen und die Passagiere klammerten sich daran fest. — Seit vielen Jahren hat man auf dem Wissisippi eine solche schauderhafte Scene nicht mehr erlebt. Von 252 Passagieren und Dekarbeitern wurden nur 50 Personen gerettet. Der Kapitän, die Schreiber und andere Offiziere sind umgekommen. Die Bücher und Papiere des Boates sind verbrannt, ebenso die Fracht, die Pferde, Maulthiere und das Schlachtvieh, die an Bord gewesen. Eine Anzahl Personen starben, als sie das Ufer erreichten, in Folge der im Wasser erduldeten Erkältung und aus Erschöpfung. Fast alle Frauen und Kinder sind verloren, beinahe Alle sind verbrannt. Das Betragen der Offiziere und der Passagiere soll heroisch gewesen sein. Ein Mann rettete 16 Personen mit seinem Nachen. Wären die Uferbewohner nicht zu Hilfe gekommen, dann würden alle auf dem Schiffe gewesenen Personen ertrunken sein. Ein Herr von Paducah in Kentucky schwamm mit einer Dame auf seinem Rücken an das Ufer, und auf ihre Bitten schwamm er nochmals zurück, um auch ihr Kind zu retten. Während er dem Ufer zuschwamm, wurde er von einem ertrinkenden Manne gepackt und er mußte, um das eigene Leben zu retten, denselben von sich schleudern.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 92. Mittwoch, den 1. Dezember. 1869.

Mutterlos.

Kindlein schlummert in der Wiege,
Wie ein Engel, hold und rein
Und die Mutter, sie auch schlummert —
Draußen unter'm Leichenstein.

Und verlassen in dem Bettchen
Liegt du, kleiner Erdengast,
Wie ein Blättlein, abgerissen
Von dem abgestorb'nen Ast.

Armer Säugling, kaum geboren
Trifft dich schon des Schicksals Fluch,
Denn gewinnen und verlieren
Ist sein harter Richterspruch.

Zwar umgibt dich treue Sorgfalt,
Denn ein Vaterauge wacht,
Aber um die Mutterliebe
Hat das Schicksal dich gebracht.

Mutterliebe ist dem Kinde,
Was der Blume Sonnenlicht;
Blümlein wächst zwar auch im Schatten,
Doch so lieblich blüht es nicht.

C. Frei.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Gibra.

5. Itzig Wüste und Karoline.

(Fortsetzung.)

Ich wußte genug; beobachte aber, so schnell müsse man bei dergleichen Affairen nicht kommen. Ich schrieb demnach Husse:

„Beste Mama! Wer ist denn dieser Itzig Wüste, ich habe von dem Manne schon gehört; nur das nicht, daß ich ihm achttausend Thaler schuldig wäre! Der Alte muß meschugge geworden sein, sag' ihm das! Trifft doch bei dem Itzig wieder das Wort Göthe's ein: „Es nenne Niemand frei und weise sich vor seinem Ende! Jedem kann begegnen, was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint." Sag' das dem lieben Itzig Wüste und eine Empfehlung von mir, daß ich keinen Groschen bezahle, wenn er mir nicht den Schuldschein zeigt; ich weiß sicher, daß ich ihm nichts mehr schulde! — Dein treuer Sohn, Baron v. Schwindel."

Als ich den Brief abgeschickt hatte, kommt ein guter Freund von früherer Zeit zu mir und sagt mir unter Anderem auch, daß Karolinen's Eltern sich sehr darüber moquiren, weil ich nun schon vier Tage in Wien sei, ohne ihr Haus zu besuchen. Ich sagte ihm aber, ich könnte auch heute Abend nicht hinkommen, denn mein Kopf schmerze mich außerordentlich. Der aufrichtige Freund bedauerte mein Ausbleiben um so mehr, als an diesem Abend Gesellschaft dort sei und auch getanzt werde. — Karolinen's Geld wäre mir schon recht gewesen; aber sie selbst hätte ich eben auch in den Kauf nehmen müssen; das war eine zu große Zumuthung. Karolinchen merkte mans es recht sehr an, daß sie eine Tochter dieser Schalle war; doch ich will die den Geschmack nicht verderben. — Abends gegen sieben Uhr warf ich mich in meine Toilette und wartete vor der Corridorthüre in Karolinen's Haus geduldig, bis einem Gaste geöffnet ward, mit dem ich hineinschlüpfte, indem ich der öffnenden Karoline in die Wange kniepte, was sie auf Rechnung des eintretenden, jungen Mannes schrieb. Der Salon war niedlich geschmückt und die Gesellschaft großentheils schon versammelt. Eben ward der Thee von der Köchin hereingebracht; ich muthwilliger Teufel schlesche mich hinter sie, gebe ihr einen gelinden Stoß, so daß die ganze Ladung des chinesischen Trankes reichlich den Göttern floß. Nun kamen obligate Ohnmachten, sodann Zornausbrüche der Hausfrau gegen die ungeschickte Person; die fest behauptete, sie sei von hinten gestoßen worden. Beides sehr wahr; aber diesmal kam die Wahrheit nicht zu Ehren und der wüthende Rückenbruch mußte neuen Thee kochen; ob der auch so gut wird, wie der erste? — Man setzte sich nun um den Tisch und vergehrte Butterschnitten und Spinsen ohne Ziel — — Mein Freund entschuldigte mich nun; ich aber wollte mich in meinem Uebermuthe doch bemerkbar machen und schlich zum Clavier; wo ich einige Akkorde anschlug: Alles sprang erstaunt auf; Niemand saß am Clavier. Man sah sich gegenseitig mißtrauisch an und jedes vermuthete im andern den Thäter; doch kam bald das Gespräch wieder in Fluß und man sprach auch von mir und zwar nicht das Beste. Ja, die Mutter Karolinen's sagte sogar:

„Es ist gut, daß er heute nicht kommt; ich hätte mir die Ausmerksamkeiten verbeten, welche er bisher Karolinen erwieß."

Ich stand gerade hinter dem Stuhle der keifenden Mutter und nahm sie stark beim rechten Ohr. Sie fuhr piquirt nach ihrem rechten Nachbar, der unglücklicherweise eben eine unschuldige Bewegung mit dem linken Arme gemacht hatte und rief laut:

„Das ist doch zu arg, mein Herr, solche Grobheiten laß' ich mir in meinem Hause nicht gefallen!"

Man blickte sich voll Erstaunen an, was denn die so taktvolle Frau wolle; der angeredete Herr kam über diesen Ausbruch höchsten Zornes aus einer Verlegenheit in die andere. Die beleidigte Frau stand erzürnt auf und warf den Stuhl rückwärts; ich hielt den Stuhl, der nun zum Schrecken der Nachbarn auf einem Fuße in einer unnatürlichen Stellung blieb. Madame selbst schien betroffen über das Wunder und der geschimpfte Herr sagte zu ihr:

„Nun sehen Sie, gnädige Frau, daß es heute nicht mit rechten Dingen zugeht; ich bin also unschuldig!"

Während der überkluge Naseweis dies sagte, ließ ich den Stuhl fallen, nahm den Arm des Unglücklichen und löschte selbst die Lampe aus; Alle aber hatten die Armbewegung des armen Sünders gesehen. Die Gesellschaft sprang lebhaft auf und Karoline öffnete die Thüre und rief nach Licht. Währenddem hatte ich beschlossen, zu gehen und benützte daher die Finsterniß, bückte mich überall umher und kneipte die Mädchen in Wangen und Waden und verschwand durch die Thüre. Was sie bei Licht für Gesichter gemacht haben, konnte ich nicht mehr beobachten. Auf der Straße entpuppte ich mich wieder und ging in ein Gasthaus, wo ich stets Bekannte traf; bald darauf kam auch mein Freund, der uns nicht genug von dem erlebten Gesellschaftsabend erzählen konnte; er pries mich glücklich, daß ich nicht hingegangen. Denn zuletzt sei's nicht mehr auszuhalten gewesen bei der Dunkelheit; die Damen seien umhergesprungen und hätten geschrieen, gelacht, geweint, laut geschimpft und getobt. Als wieder Licht gekommen war, hätten die Herren solche Anschuldigungen über Frechheit, Unverschämtheit, Schamlosigkeit hören müssen, daß sie schnell aufgebrochen seien. Eine solche Abendgesellschaft habe er noch nicht erlebt! — — Ich glaub's dem Schelm! — —

Als ich endlich bei Mama wieder ankam, war schrecklicher Jammer im Hause; die gute Mama kam mir mit dem Rufe entgegen:

„Ach, ich unglückliche Mutter, daß ich das von meinem Sohne erleben mußte!"

Ich hörte nun, daß mich Itzig Wüste, der friedsame Mann, beim Gerichte verklagt hatte wegen des Diebstahles der Schuldverschreibung von achttausend Thaler. Ich stellte mich dem Gerichte und sagte aus, ich sei dem Itzig nichts mehr schuldig; die größte Kraft aber hatte mein Alibi; ich war zwei Stunden vor der Zeit des Diebstahls abgereist. Das sah Itzig ein; er zieh mich nun der Mitschuld; ich aber entgegnete, er habe zuerst die Schuld selbst zu konstatiren, ehe ich überhaupt noch Antwort gebe. Es war nichts zu machen und der Sohn Abrahams verlor den Prozeß und mußte mir, dem schlauen medico, noch eine Ehrenentschädigung in Geld geben. — Das war die Geschichte mit dem Itzig Wüste.

6. Ein Bändchen Gedichte.

Vor meiner Promotion zum Doktor der Medizin wollte ich meinen Herren Examinatoren und Professoren auch einen Beweis meiner schöngeistigen Thätigkeit geben; ich wollte ein Bändchen Gedichte herausgeben. Dieser Gedanke hatte sich einmal festgesetzt und ich konnte ihn nicht mehr loswerden. Aber wie sollte ich dichten? Verse von anderen Schmierern kannte ich eine ganze Anzahl und wußte selbst die Regeln ganz genau, wonach man gute Verse beurtheilt und hatte selbst mehr als einmal in Gesellschaft recitirt:

„Gute Witze wollen erdacht sein,
Gute Verse wollen gemacht sein!"

Allein ich brachte doch nichts zusammen und ich glaube schon deswegen, weil ich gar nicht anfing! —

Allein neben diesen Gedanken quälten mich auch andere, weniger liebliche; es ging auf's Examen zu und ich hatte mir in Bezug auf allzu viele Kenntnisse nichts vorzuwerfen. In diesem unbehaglichen Gefühle kroch dein Freund, Baron Schwindel, in einem Fracke bei allen möglichen Professoren herum und empfahl sich demüthigst für's Examen. Trotzdem hatten diese Männer einen ziemlichen Respekt vor mir; denn es war ihnen wohl zu Ohren gekommen, daß ich im chemischen Laboratorium meines seligen Papa tagelang arbeite. Das Alles schien mir recht vortheilhaft, wenn ich nur die Gedichte vergessen hätte.

Endlich bot sich mir eine Gelegenheit dar; in einem Feuilleton las ich Gedichte von einem gewissen Sternberg unterzeichnet. Die Verse gefielen mir und ich faßte den Entschluß, die Früchte der poetischen Produktion Sternbergs zu benützen. Vorerst erkundigte ich mich vorsichtig nach seinen Verhältnissen, wobei ich die erfreuliche Kunde vernahm, daß er bei Professor V. wohne, der mich hauptsächlich zu examiniren hatte. Zwei Fliegen auf einen Schlag!

Jetzt erst freute ich mich recht über die Verbesserungen, die ich an meinem Zaubermantel angebracht hatte, obwohl er auch so noch sehr unvollkommen war; ich hatte nämlich durch Hinzumischen einer chemischen Substanz bewirkt, daß man das Gewand volle 24 Stunden lang gebrauchen konnte und auch dann nur einige Tropfen derselben Masse aufzuschütten brauchte, um ihn für weitere fünf Stunden dienstbar zu machen; das war schon ein ziemlicher Fortschritt.

Nach etwa zwei Wochen hatte ich mich in Sternbergs Verhältnissen soweit orientirt, daß man einen ersten Ueberfall wagen durfte. Ich ging also an einem kalten Winterabend zu meinem poetischen Opfer. Es war mir recht keck zu Muthe und ich klopfte an; ich trat ein und schloß die Thüre. Sternberg saß an seinem Schreibtisch, auf der eine Lampe brannte; er hatte sich jedoch gar nicht umgesehen, wer gekommen war, sondern sagte nur: „Platz nehmen, bin gleich fertig!"

Ich nahm Platz an seiner Seite auf einem leeren Stuhle und schaute ihm in die Arbeit; er schrieb gerade an einem poetischen Vorwort zu einem Bändchen Gedichte. — Welche Wonne mein Herz durchbebte. — — —

Jetzt hatte er vollendet und wandte sich nach dem Eingetretenen um: „Zum Teufel, wo bist du denn?" Niemand war nah und fern.

„Haben die bösen Professorskinder wieder geklopft," brummte er ärgerlich vor sich hin.

Ich war aufgestanden und dachte an das Gedichtenmanuscript. Wie sollte ich es erlangen; der Poet saß davor und hütete, wie ein Drache, sein Heiligthum.

Da fiel mir im Büchergestell ein altes, schweinsledergebundenes Corpus juris auf; ich nahm es und ließ das Gesetzbuch herzhaft zu Boden fallen. Sternberg eilte herzu und sagte mit wehmüthiger Stimme:

„Alter Freund, erinnerst du mich durch deinen Fall an meine vernachlässigten Studien?"

„Ja," antwortete ich aus einer Ecke mit gedämpftem Tone.

Sogleich setzte sich der Jünger Apollo's an seinen Tisch, schob das Manuscript neben hinaus und begann ein Gedicht zu schreiben auf den Fall des Corpus juris, während ich

mit gewohnter Behendigkeit das Manuscript verschwinden lassen wollte.

Aber mit des Schicksals Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Der elende Dichter hatte mit Verwunderung beobachtet, wie sein Bändchen Gedichte sich in dem freien Raum erhob und endlich nach einer Seite schwebte; entsetzt fuhr er auf; „Weich' böser Geist will mir meine Kinder rauben!"

Damit griff er hastig nach dem Hefte und faßte dabei meine Hand unzart an; ich nicht weniger gewandt, glitt mit der andern Hand über seine Dichterwange. Allein es war umsonst; er hatte wohl gemerkt, daß er es mit einem körperlichen Geiste zu thun habe. Er stürzte auf sein Buch zu, das ich noch immer krampfhaft hielt, und begann mit mir eine ehrliche Balgerei, bei der ich bedeutend den Kürzeren zog. Wir schimpften uns während des Kampfes in haarsträubender Weise, so daß sich in Folge des entsetzlichen Lärmes der Herr Professor bewogen fand, zur Thüre hereinzusehen; er erblickte seinen Miether im Kampfe mit der Zimmerluft begriffen und hörte ihn rufen: „Ich lasse sie dir nicht, böser Geist, du sollst sie nicht haben!"

Der Professor schob seine Brille zurecht, um besser zu sehen, mit wem Sternberg denn handgemein geworden; aber es war absolut kein Gegner zu sehen! — Jetzt öffnete B. die Thüre ganz und rief:

„Aber, Sternberg, was soll diese Raserei?"

„Ach," jammerte der Poet, „ich kämpfe mit einem bösen Geiste, der mir meine Gedichte entführen wollte!"

„Sie sind von Sinnen, Sternberg, was soll dieser Lärm! — Sie stören mich in meiner Arbeit; ich soll für den jungen Baron von Schwindel die Examensfragen heraussuchen; es wäre mir recht lieb, wenn Sie nächstens mit mehr Ruhe den bösen Geist bekämpfen wollten."

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 29. November.

Am Samstag wurde nach kurzen oberflächlichen Proben die seit längst als einem Jahrzehnt von der hiesigen Bühne verbannte „Nachtwandlerin" gegeben, um das Auftreten der Frln. Orgeni in der Titelrolle zu ermöglichen. Die „Nachtwandlerin" brachte reichen Segen in die Kasse, denn das Haus war bis auf den letzten Platz ausverkauft und in allen Räumen gefüllt; es war auch der Mühe werth, die geschätzte Künstlerin in dieser Rolle zu hören; sie bezauberte durch den brillanten Vortrag ihrer zahlreichen Nummern — denn bekanntlich hat die Amine zwei Drittel der Oper zu singen — die Zuhörer in hohem Maße und feierte einen Triumph, wie er auf den Brettern der hiesigen Bühne ziemlich selten vorkommt. Wir haben neulich schon von der außerordentlichen Leichtigkeit gesprochen, mit welcher Frln. Orgeni die schwierigsten Passagen vorträgt; wir hatten in der Amine Gelegenheit, die hohe Virtuosität ihrer Schule auf's Neue zu bewundern; in dem Strome der mit Blitzesschnelle ihrer Kehle entgleitenden Töne wird kein einziger vernachlässigt; jedes Nötchen wird berücksichtigt und markirt und es geht selbst im beschleunigten Takte des Allegro und Vivace nichts verloren. Neben dieser in's Minutiöse gehenden Correctheit röthigt uns die Eleganz, die Gefälligkeit und Leichtigkeit ihres Vortrags Bewunderung ab. Wie schön hat sie die prächtigen Cantilenen und Arien der Nachtwandlerin vorgetragen, wie fein war jede Steigerung nuancirt, wie klangvoll das Portament, wie stark der zum Forte übergehende Ton? Und trotz der Schwierigkeit ihrer Aufgabe war die Stimme am Ende noch so ungeschwächt wie im Anfange. Das kömmt von den kunstgerechten Hülfen, deren sich Frln. Orgeni als routinirte Sängerin bedient, von der richtigen Oekonomie im Tone und in der Respiration; sie singt, wo es irgend die Natur der Stelle gestattet, ohne alle Force, mit leichter, mitunter fast leiser Stimme, wird aber doch verstanden, weil ihre Stimme hell und klar ist, wie die Quelle, welche aus dem Fels hervorbricht, weil sie von keiner Schwankung beirrt wird, ungewöhnlich sicher singt und sehr richtig markirt. Kömmt es dann zum Forte, dann kann der geschonte Ton auch anschwellen und ohne übermäßige Anstrengung Effekt machen. Mögen angehende Sänger sich diese Bemerkung beherzigen und aus den Erfolgen, wie sie Frln. Orgeni aufzuweisen hat, entnehmen, von welch unschätzbarem Einfluß eine gute Schule ist.

Die Situation im dritten Akte, eingeleitet durch die hübsche Arie: „Ach nein, ich kann nicht, ich muß erliegen", gab unserem Gaste auch Gelegenheit, ihre Begabung im Vortrage weicher, elegischer Motive zur Geltung zu bringen und hievon sowie von ihrem ansprechenden Spiele begeistert, vergaß man im Publikum der unzureichenden Leistungen des übrigen Personales.

Mit Ausnahme des Hrn. Melms, der in der Rolle des Grafen Rudolph die Arie bei der Erinnerung an die Heimath recht gefühlvoll vortrug und der Frln. Schwarzer, welche die kleine Partie der Therese recht brav durchführte, war Alles matt und hinfällig; der Elwin und die Lisa waren oft kaum zum Anhören und die Chöre nahe daran, ausgezischt zu werden. O.

Miscellen.

(Friedrich Overbeck †.) Der Maler Friedrich Overbeck, dessen in Rom am 13. d. nach längerem Leiden erfolgten Tod wir schon gemeldet, war in einem und demselben Jahre mit seinem nachmaligen Freunde und Gesinnungsgenossen Wilhelm v. Schadow am 2. Juli 1789 zu Lübeck geboren. Carstens, der mit seinem Vater, dem bekannten Fabeldichter, Umgang hatte, ist es wohl zumeist zu danken, daß der Jüngling sich gänzlich der Kunst zuwendete, für die er seit 1806 auf der Wiener Akademie Studien machte. Doch ein Schüler Carstens, Eberhard v. Wächter, der damals eben aus Italien nach Wien zurückgekehrt war, gewann mit seiner Lehre von der „Seelenmalerei" über Overbeck und einige seiner Freunde bald so entschiedenen Einfluß, daß die jungen Leute sich endlich offen von der durch die Akademie vorgeschriebenen klassischen Richtung lossagten und Overbeck, verwiesen von der Akademie, 1810 mit Franz Pforr nach Rom ging. Hier traf er mit Schadow zusammen, den ein ähnliches Schicksal von Berlin hergeführt hatte; im folgenden Jahre gesellte sich Cornelius zu ihnen, noch später Philipp Veit (Friedrich Schlegels Stiefsohn) und Julius Schnorr, und diese Fünf bildeten nun im Verein mit Joseph Koch, Vogel v. Vogelstein, Eggers u. A. jene Kunstbrüderschaft, die, bezeichnend genug, ihr Atelier im Kloster San Isidore aufschlug. Die Tendenz dieser jungen Maler ward durch gemeinsamen Uebertritt beinahe Aller zum Katholizismus charakterisirt, der im Jahre 1814 unter

den Auspicien des Kardinals Ostini erfolgte, der zu früherer schon der Beichtvater Zacharias Werner's gewesen und später noch der Hirter's wurde. Es gelangte nun jenes Nazarenerthum in der deutschen Kunst zur Blüthe, das Goethe nur „schmerzliches Mißfeld" erregte. Overbeck malte nun zunächst mit Cornelius Beit und Schadow die Frescken in der Villa des preußischen Konsuls Bartholdy, welche die Geschichte Joseph's in lebensgroßen Bildern darstellen, und zwar rührten von ihm der „Verkauf Joseph's durch seine Brüder" und „Die sieben mageren Jahre" her; in der Villa Massimi übernahm er dann die Ausschmückung des Zaffonalas mit Bildern aus: „Gerusalemme liberata", überließ jedoch die Vollendung seinem Schüler Föhrich u. s. w. Von seinen Oelgemälden sind die bekanntesten: „Der Einzug Christi in Jerusalem", in der Marienkirche zu Lübeck, und „Der Einfluß der Religion auf die Künste" im Städel'schen Museum zu Frankfurt. Außerdem erwähnen wir mehrere „heilige Familien", „Christus auf dem Oelberge", die „Vermählung der Maria", eine „Grablegung Christi", das „Sacrament der Priesterweihe". Overbeck war wohl der begeistertste der Nazarener, seine Vorzüge liegen in der Innigkeit der Auffassung, in dem Reize und der Anmuth der Linien; seine Farbe war dürftig, die Zeichnung der Körper akritisch; man sah auf seinen Bildern, nach dem Ausspruche eines neueren Kunstkenners, oft genug „müdes, abgewelktes Fleisch", wie es von vielen Kasteiungen herrührt; er wurde — und es entspricht die Bezeichnung auch seinem weiblich frommen Wesen — der Maler des „Marien-Cultus" genannt. Overbeck war Direktor der Akademie von San Lucca und hat beinahe ununterbrochen von 1810 bis zu seinem nunmehr erfolgten Tode in der Ewigen Stadt gelebt.

•

(Soldatenglück.) Unter diesem Titel findet sich in Heine's literarischem Nachlasse ein Gedicht über die preußische Soldatenhölle seiner Zeit. Einige Strophen lauten:

O König von — —, du großer Potentat,
Wie sind wir deines Dienstes so überdrüssig satt!
Was fangen wir nun an in dieser Jammerthal,
Allwo ist nichts zu finden, als lauter Noth und Qual!

Kein Weißbrod ist der Suppe
Nur schwarzes Kommiß,
Muß schlechten Tabak rauchen,
Das macht Soldaten frisch.

O Herr, es ist kein Wunder,
Daß mancher desertiert,
Wir werden wie die Hunde
Mit Prügeln abtractiert.
Bekommen sie mich wieder,
Sie denken mich nicht auf,
Das Urtheil ist gesprochen
Und Gassen muß ich lauf.

Und wenn ich Gassen laufe,
So spielen sie frisch auf
Mit Trommeln und mit Pfeifen,
So geh' ich wacker drauf.
So thun sie mich ja haben
Grenadier und Musketier,
Der eine thut mich hebauern,
Der andere schlägt noch mehr.

•

— In Irland starb jüngst ein Geizhals, der folgendes seltsame Testament hinterließ: „Ich schenke und vermache meiner Schwägerin Mary Duinis drei alte wollene Strümpfe, welche sich unter meinem Bette befanden; meinem Neffen Karl Macartney zwei andere Strümpfe, die in meinem Leinenschrank liegen; dem Lieutenant Johnson im fünften Füsilier-Regiment mein einziges Paar baumwollener Strümpfe und meinen rothen Schlafrock, und der Anna Burke, meiner Dienerin, zur Belohnung für ihre langjährigen und treuen Dienste meinen alten irdenen Wasserkrug." Anna, außer sich vor Zorn, erklärte ihren Miterben, sie wolle nichts von der Erbschaft wissen. Karl stieß den Krug verdrießlich mit dem Fuße, daß er in Stücken flog — aber siehe da, eine Masse Guineen rollten daraus hervor. Dieser Fund versöhnte die anderen Erben, die bezeichneten Strümpfe näher anzusehen, und zu ihrer großen Ueberraschung waren alle mit Goldstücken gefüllt.

•

— **(Religiöser Wahnsinn.)** In einer Ortschaft des Ordenburger Comitats hat es sich im vorigen Monat ereignet, daß ein armes Ehepaar gleichzeitig irrsinnig wurde. Die Frau hatte zuerst die fixe Idee, eine große Sünderin zu sein, und wollte beständig beichten; dann hielt sie sich für eine Tochter Gottes und lief ganze Nächte bei Wind und Regen draußen im Freien herum, ihren Säugling und ein größeres Kind beständig mit sich schleppend. Die Unglückliche ist bereits in das Landes-Irrenhaus gebracht worden. Der Mann beträgt sich ruhig und hofft man, daß er bei guter Behandlung wieder zur Vernunft kommen wird. Graf Ludwig Nicky, Präses des Katholikenvereins der Ordenburger Gespanschaft, hat sich der unglücklichen Familie angenommen und den Säugling einem Nonnenkloster zur Pflege übergeben.

•

— **(Rache!)** Aus Nagy-Palad, im Szathmarer Comitat, berichtet man dem „Sz.", daß ein Knecht, Namens Gabriel T., seinen Herrn, Stephan D., kürzlich im Walde mit einer Axt erschlagen, dann ihm den rechten Arm abgehauen und denselben neben die Leiche mit den Worten gelegt habe: „Hier hast du deine Hand, mit welcher du mich geschlagen hast." Der Mörder befindet sich bereits in den Händen der Gerechtigkeit.

Literarisches.

Im Verlage von Dr. Langmann u. Co. in Berlin erscheint: „H. S. Schilling, Handels-Geographie, Cultur- und Industrie-Geschichte" in ca. 16 Lieferungen à 3 Sgr. Lexikon-Format, engsten aber klaren Druck, in hübschem illustrirten Umschlag à 7½ Sgr. Die erste bereits erschienene Lieferung beweist, daß der rühmlichst bekannte Verfasser ein handliches Werk schaffen wird, aus welchem sich der Geschäftsmann in allen ihm entgegentretenden Fällen auch durch Nachschlagen schnell Raths erholen kann. Das Werk, welches als eine Fortsetzung des von demselben Verfasser herausgegebenen „Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit" betrachtet werden kann, und sich als Lehrbuch für die Aufstellung der Bezugs- und Absatzquellen von Waaren, von Münz-, Maaß- und Gewichtsverhältnissen der Staaten, ihrer Finanzen, Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc. vorzüglich eignet, wird zwei starke Bände umfassen und Ende 1870 ganz vollständig sein. — Die erste Lieferung ist sehr geschmackvoll ausgestattet und in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 93. Sonntag, den 5. Dezember. 1869.

Gedanken-Spähne.

Sagt, ist das nicht ein Edelmann,
Der bieder immer handelt,
Stets, ob die Zeit auch schlimm verrann,
Unadelhaft gewandelt?

Der immer offen, treu und wahr
Für's Wohl des Nächsten strebte
Und, war es gleich nicht wahrnehmbar,
Stets warm den Pflichten lebte?

Der fördernd Kunst und Wissenschaft
Gern seine Gabe spendet,
Dem Vaterlande seine Kraft
In Liebe stets zuwendet?

Der nicht nach Lohn und Vortheil fragt,
Für's Glück der Menschheit sorget
Und, wo ein Hülfebedürft'ger klagt,
Der Christenpflicht gehorchet.

Wenn Solcher solchen Stolz uns weist,
Ich lasse gern ihn gelten,
Da Edelmann ihn Jeder heißt
Gewiß in allen Welten.

Wer nützet, wie und wo er kann,
Nur seinem Vaterlande,
Gepriesen sei der Edelmann
Aus immer welchem Stande!

Wer erzielt die beste Frucht
Auf dem Lebenspfade?
Sicher der die Wahrheit sucht,
Steht bei Gott in Gnade.

In der Wahrheit thront das Glück —
Suche, sie zu hegen;
Wer vor Wahrheit bebt zurück,
Der zerstört den Segen.

M. G. z. Bentheim.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Bibra.

6. Ein Bändchen Gedichte.

(Fortsetzung.)

Ich merkte nun, daß mit den Gedichten vor der Hand nichts war und ging mit dem Professor aus des Poeten Zimmer und setzte mich neben den gelehrten Mann, der mich examiniren sollte. Ich blieb bei ihm, bis er alle Fragen notirt hatte, worauf er sich ein Buch nahm, um zu studiren. Ich dagegen las die Fragen, lernte eine Partie auswendig, zog mich dann in einen Winkel des Zimmers zurück, um sie stenographisch in mein Notizbuch einzutragen. Dies trieb ich fort, bis ich alle aufgezeichnet hatte.

Soweit war ich zufrieden mit meinem Abenteuer; allein jetzt stellte sich ein ungebetener Gast ein bei mir, der Hunger. Und doch war nicht abzusehen, wie ich aus des Professors Zimmer vor dem nächsten Morgen kommen sollte, denn leider war mein Tarnmantel noch zu unvollkommen, um durch verschlossene Thüren zu dringen, eine Eigenschaft, die er auch nie erreicht hat.

Vor der Hand hieß es denn, ruhig warten und Geduld haben.

Da öffnete sich gegen 10 Uhr die Thüre des Zimmers und eine Gestalt schwebte herein auf den Professor zu. Es war ein reizendes Mädchen in Nachttoilette, sie trug ein brennendes Licht in der Hand und bot dem Papa den Gutenachtgruß. — Hier war nun die beste Gelegenheit gegeben, aus dem langweiligen Zimmer zu entrinnen und ich folgte, rasch entschlossen, der Gestalt und dachte nicht mehr an Hunger und Gedichte. Sie ging langsam den Corridor entlang und blieb einmal einige Augenblicke stehen, indem sie ängstlich umblickte, ich mußte unbewußt verliebt geseufzt haben. Ich nahm mir also vor, mich zu bezähmen und huschte hinter ihr in ein Zimmer, das ich leider zu spät als ihr Schlafkabinet erkannte. — Ich geschlagener Mann! — Mich hatte ja Amor bis dahin noch nie mit einem Pfeile verwundet, um so größer war mein Aerger bei dem Gedanken, etwa die ganze Nacht in diesem Kabinet zubringen zu müssen; ach, wäre ich doch mehr Don Juan gewesen, aber so! —

Uebrigens war die Sache nicht so übel und meine schlechte Stimmung hob sich bedeutend, als ich auf einem Seitentischchen etwas weißes Brod und eingemachte Früchte wahrnahm. „Um Gottes Willen," dachte ich, „das Mädchen wird doch nicht die garstige Gewohnheit haben, vor dem Schlafengehen noch dolces zu schmausen!" — —

Sie rückte sich einen Stuhl zu einem größeren Tische und schickte sich an, zu schreiben.

„Ei Donnerwetter," meinte ich, „was hat denn so ein Mädchen vor dem Schlafe noch zu schreiben?"

Ich stellte mich neben sie und wäre beinahe in den Boden gesunken, als ich in ein poetisches Tagebuch blickte. Ei, lauter Poesie in dem unglücklichen Hause!

„Ach, es ist doch schön," lispelte sie vor sich hin, „wenn man so ganz ungestört seinen Gedanken nachhängen kann, von denen Niemand etwas weiß, als nur das eigene Herz."

„Na wart', lieber Engel, ich will schon sorgen, daß Niemand etwas erfährt!"

Sie fing nun an zu schreiben und ich versuchte jedes Wort zu merken:

Clementine an ihn.

Hast du mich lieb, mein theures Kind?
So frag' ich die Blümlein oft;
Doch wie die Blümlein scheimisch sind,
Vergebens hab' ich gehofft!
Und wenn die Sterne herniederschau'n,
Dann mein' ich, sie sagen's mir:
Sieh', wie die Sterne Gott vertrau'n,
Mein Liebster, so traue ich dir!
Ach oft lieg' ich im Bettlein still,
Da denke ich dein, süß' Kind;
Wenn ich die Händchen falten will,
Bei dir die Gedanken sind.

Abends ½11 U. 20. Dezember.

„Ach, wie zart und innig," dachte ich, „nur schade, daß morgen Jedermann dieses duftige Apollogeschenk im Feuilleton lesen wird; was wirst du für Augen machen, süß' Kind!"

Clementine erhob sich und zündete ein Nachtlicht an und verschwand dann im Bettlein, während ich mich in die Nähe des lieblichen Weißbrodes setzte und melancholisch wartete, bis der poetische Engel eingeschlafen sein dürfte. Ich gab mich ganz traurigen Gedanken hin und dachte an Manches, was ich zu Hause besser haben könnte. So harrte ich eine Stunde aus, bis die regelmäßigen Athemzüge der deutschen Sappho mich mahnten, daß sie selig entschlafen sei. Vor Allem kam nun das Todesurtheil über Weißbrod und dolces, sodann notirte ich mir aus dem süßlichen Tagebuch beim Scheine eines trüben Nachtlichtes mehrere Gedichte, um sie den folgenden Tag im Feuilleton einrücken zu lassen.

Hierauf legte ich mich auf einen Divan und deckte mich mit einem Haufen Unterröcke so gut wie möglich zu; denn aus dem Hause konnte ich diese Nacht nicht mehr. — —

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nach einigen Stunden guten Schlafes plötzlich erwachte; ein greller Lichtschimmer fiel mir so blendend in die Augen, daß ich sie öffnen mußte. — Wahrscheinlich hatte ich dem Fräulein zu sehr geschnarcht und sie war aufgestanden, um nach der Ursache zu sehen.

„Gewiß hat sich die Katze wieder hereingeschlichen," murmelte sie, aber meine Kleider waren doch nicht auf dem Divan gelegen!"

„Das geht gut, lieber Baron," dachte ich.

Sie hob die Unterröcke auf und sah natürlich nichts liegen, da ich in meiner Tarnkappe ihren irdischen Augen nicht erschien; doch das kluge Mädchen tastete auf dem Divan umher und fühlte mich an.

„Ach, was ist das?" schrie sie mit gedämpfter Stimme.

Sodann fing sie an, das unsichtbare Ungethüm überall zu befühlen, daß mir ganz behaglich dabei wurde; aber auf die Dauer war die Situation nicht auszuhalten.

Ich sprang daher schnell auf und rief in deklamatorischem Tone, doch mit veränderter Stimme:

„Werthe Clementine! Sei still und ängstige dich nicht, ich bin ein guter Geist, der für dein Wohl sorgt! Du kannst mich jetzt noch nicht sehen, nur fühlen; früher konntest du auch dieses nicht. Aber du hast dich würdig gemacht durch deine apollinarischen Bestrebungen. Ich bin ein Geist, der die Poeten beschützt und je höher sie in ihrer Kunst steigen, desto freier können sie mit mir verkehren. — Gute Clementine, hast du schon von Sappho gehört? — Mit dieser genialen Dichterin lebte ich in bester Freundschaft."

„Von einem solchen Geiste habe ich noch nie gehört!" wagte Clementine, halb überzeugt, halb zweifelnd einzuwenden.

„Nun, du Zweiflerin, hörst du mich nicht reden und siehst mich trotz deines Lichtes, trotz deiner Augen nicht? — Hast du mich nicht gefühlt und gefunden, daß ich wirklich existire? — Du bist noch eine Anfängerin in der heiligen Kunst des Parnasses; später wirst du mehr von mir hören und vielleicht sehen, für diesmal lebe wohl!" — —

Ich schwieg und sie mußte glauben, ich sei entwichen.

„Bist du noch da, hoher Geist?" fragte sie mit zitternder Stimme. „O hinterlasse mir wenigstens ein Merkmal, daß ich es nicht für einen Traum halte!" — —

„Ja," entgegnete ich nach einigem Schweigen, „du verdienst es, ein Zeichen zu besitzen, gib mir Papier!"

„Hier mein Tagebuch!" —

Ich setzte mich und bemerkte, wie sie zitterte, da sie die Feder von selbst über das Papier gleiten sah. Die Worte, die ich ihr in's Buch schrieb, konnten einem jungen Mädchen in solcher Lage schon zu denken geben:

„Das Vergnügen will empfunden
Und nicht erkünstelt sein,
Es ist schon längst entschwunden,
Mischt sich Berechnung ein!"

(h)

„Ist das dein Name?" fragte das Mädchen.

„Ja, Kind, jetzt laß mich aber fort!"

„Kannst du nicht gehen, wie und wann du willst?"

„Nein, meine Freundin, sobald du meine Gegenwart einmal empfunden, gefühlt hast, bin ich an dein Wort gebunden; erst wenn du mir es erlaubst, kann ich hinweg. Aber auch dann mußt du mir die Thüre öffnen; denn nun habe ich alle Macht, jeden Vorzug verloren außer den der Unsichtbarkeit!" — —

„So sollst du auch noch nicht gehen; ich kann ohnehin nicht schlafen, wir wollen plaudern!" —

„Aber, Clementine, du erkältest dich, ich will mich auf dein Bett setzen. So können wir ja auch mit einander reden!"

Sie that, wie ich wollte und ich setzte mich mit behaglichen Gefühlen neben das reizende Wesen in's Bett.

„Wohnt nicht in eurem Hause noch ein poetischer Geist?" fragte ich immer noch mit veränderter Stimme.

„Ja, Herr Sternberg, warum fragst du?"

„Ihn beschütze ich nicht mehr; er ist einem bösen Geiste verfallen!"

„Und warum das? Sternberg ist doch ein liebenswürdiger junger Mann, der sehr hübsche Gedichte macht."

„Pst! Clementine; lobe ihn nicht so laut; es thut mir weh! Er ist kein Poet von Gottes Gnaden, wie ihr sagt, sondern er hat sich eingedrängt in die geheiligte, erlesene Schaar Apollo's. Der Geist der Wissenschaft ist erzürnt über seine Untreue und sucht ihn nun durch einen bösen Geist zu züchtigen; erst wenn er keinen Vers mehr schreibt, hört die Plage auf." —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem heutigen Egypten.

Von H. Wachenhusen.

Egypten trägt dermalen unverkennbar das Gepräge der Europäisirung an sich, ein Zustand, der für dasselbe zu einer Krise werden kann. Ueberwindet sie das gegenwärtige Regime, gelingt es Ismail, der europäischen Kultur die nächste Zukunft hier zu erhalten, so gewinnt das Abendland einen seiner glänzendsten Stapelplätze, das von den Spekulanten nicht aus den Augen gelassen werden sollte. Triumphiren aber die der Kultur feindlichen Elemente, von denen der Vizekönig überall umgeben ist, fällt alles wieder in seinen orientalischen Schlendrian zurück, so lagern sich die Hunde wieder auf die Ruinen halb fertig gewordener Kultur; denn kein Volk ist geschickter, dieselbe mit seinem Schmutze und seiner Faulheit wieder vom Boden zu vertilgen, als gerade das orientalische.

Wir müssen vorausschicken, daß für den Augenblick wenig Hoffnungen an den Suezkanal zu knüpfen sind. Derselbe ist in der That ebenso unfertig wie Alles, was kultivatorisch neben ihm hergeht; in der ganzen Geschichte, wie man sie eben servirt, erblicken Viele einen ungeheuren Humbug, dessen Regisseur nur ein Franzose, wie Herr v. Lesseps sein konnte, einen Humbug, der eigentlich der ernsten Bedeutung der Sache nicht würdig, dessen der Urheber aber bedurfte, um alle die schönen Ziele zu erreichen, welche weniger den Kanal als seine Person betreffen.

Der Kanal ist fertig, sagt man. Gewiß ist er das, insoferne das Wasser hindurchläuft, und auf der Landkarte nimmt er sich vortrefflich aus. Jeder, der ihn auf der Karte sieht, wird sagen: Es ist ja nichts nothwendiger als dieser Kanal; selbst die Amerikaner müßten ja Thoren sein, wenn sie ihn zu ihrer Verbindung mit dem östlichen Asien nicht benützten! Wirklich ist auch schon eine ganze Anzahl von deutschen, französischen und englischen Kaufleuten in Port-Said eingetroffen oder noch auf der Reise dahin, um sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, was aus und namentlich an dem Kanal zu „machen" sei. Jeder Spekulant von einiger Energie und Unternehmungslust sagt sich, er müsse der Erste sein, um die neue Ader auszubeuten; ob er aber selbst bei dem größten Scharfsinn die Tragweite dieses neuen Werkes wird übersehen können, ob er unter allen den Fahnen, Lampen und anderen Dekorationen, mit denen er bei den gegenwärtigen Eröffnungsfeierlichkeiten geziert ist, das Wahre herausfindet, ist sehr zweifelhaft.

Der Kanal ist da, ob fertig oder nicht; man wird ihn im letztern Falle vielleicht fertig machen, und da er es in der That noch nicht sein soll, werden noch Millionen über Millionen daran verwendet werden müssen. Wer diese hergeben wird, das ist der Zukunft überlassen. England, das während der letzten Jahre ruhig der Vollendung des Kanalbaues zugesehen, wird ihm vielleicht durch Eisenbahnen nach Ost-Asien alle und jede Bedeutung nehmen, ihn zu einer egyptischen Gosse machen, auf der allenfalls eine Nil-Barke hin- und herschwimmen kann. Es fragt sich nur, auf wessen Kosten diese Eisenbahn gebaut werden soll.

Man glaube nicht, daß der Vizekönig so einfältig ist, wie er sich bald den Franzosen, bald den Engländern gegenüber präsentirt. Die Rivalität dieser beiden Nationen ist ihm die sicherste Garantie für seinen Thron und für die Ruhe in seinem Lande; er gibt dem Einen heute Recht und morgen dem Anderen, und wenn Beide dann glauben, ihn übertölpelt zu haben, lacht er sich heimlich in's Fäustchen. Wenn er nach Frankreich reist und das Geld mit vollen Händen ausstreut, läßt er seinen Rock in Paris, und wenn er nach England kommt; ziehen sie ihm, mit Respekt zu sagen, die Beinkleider aus, der Vizekönig kommt also nackt nach Hause, das ist wahr, aber er weiß, daß er seine Vortheile zu Hause findet.

Inzwischen hat Herr v. Lesseps die Zwecke und Ziele seines Ehrgeizes erreicht. Er präsentirt den Kanal als fertig der ganzen Handels- und Geschäftswelt; ob, wie man als ganz bestimmt behauptet, der Kanal in der Wirklichkeit noch unfertig; ob, weil das Geld wieder zu früh zu Ende gegangen, die ganze Strecke bei der Quarantaine von Suez so seicht geblieben, daß man selbst die fremden Festlichkeitsschiffe nicht wird in's Rothe Meer bringen, vielmehr eine künstliche Bolte machen wird, um die Gäste durch allerlei lokale Arrangements zu täuschen: ob mit einem Worte der hinkende Bote hinterdrein kommt und das erste größere Schiff selbst mit dem vorgeschriebenen Tiefgang stecken bleiben wird, — das kümmert Herrn v. Lesseps nicht.

Daß der Suezkanal Egyptens Ruin werden wird, ist die Ueberzeugung aller derer, die in diesem Lande überhaupt eine Ueberzeugung haben. Die Verarmung Egyptens begann mit den bons du trésor, und seitdem ist diese anfangs sehr galant erscheinende Finanz-Operation zu einer Lawine geworden. Said Pascha war es, der Herrn v. Lesseps im Jahre 1854 mit den Plänen zu sich beschied, über welchen der Letztere seit 1831 gegrübelt, seit jenem Jahre nämlich, in welchem er, vor Alexandrien in Quarantaine liegend und sich langweilend, den Gedanken faßte, den alten Kanal der Pharaonen wieder aufzugraben. Man sieht, zu was die Langeweile gut sein kann.

Ismail übernahm also nur, was ihm sein Vorgänger hinterließ. Hat Said nebenbei unendlich viel Gutes gethan, war er es, welcher der europäischen Kultur das Land öffnete, der die Kaufleute und Spekulanten in's Land zog, so war Ismail es leider, der den Franzosen die ganze Rennbahn öffnete, der seine eigene persönliche Kultur von den Franzosen bezog, der diesen seinen Pathen das Geld zu Millionen in die Hand drückte und eine ganze Galerie von französischen Abenteurern oder Geschäftsleuten durch Abschluß von Lieferungs-Kontrakten und andere Abschlüsse zu reichen Leuten machte — natürlich zum schweren Verdrusse Old-Englands, das mit seiner Transitpost immer über den französischen Einfluß stolperte und trotz des grimmigen Kriegsschiffes, des „Krokodil", das es im Hafen von Alexandrien stationirt hat, trotz seiner Garnisonen im Rothen Meere ruhig mit ansehen mußte, wie die Franzosen die Geldschränke des Vizekönigs erbrachen, wie, was den französischen Friseuren und Farceuren nicht erreichbar, die Emissärinnen vom Quartier Breda davontrugen und endlich eine finanzielle Sündfluth hereinbrechen mußte, deren Brandung schon an die Mauern der Citadelle schlägt und die Minister sich vergeblich die Köpfe über neue Hilfsquellen zerbrechen läßt.

Die Civilisation ist großentheils barfüßig in's Land gekommen und geht jetzt in Lackstiefeln. Der Egypter ist von ihr beleckt, und dem Vizekönig ist selbst zuzutrauen, daß er im Stande ist, plötzlich Kehrt zu machen, wenn er sieht, daß er mit ihr nicht durchdringt; so lange die Kultur dem Egypter nicht in suecum et sanguinem gedrungen, ist jeder Umschlag zu befürchten, und so lange diese Kultur den Eingebornen hier nur auf der Haut sitzt, ist Alles möglich.

Es ist eine Pflicht der Presse, alle Civilisationsbestrebungen Ismail Pascha's zu unterstützen; wenn er hiezu auch oft schlechte Wege und falsche Mittel wählt, so ist nicht zu ver-

gessen, daß der Orientale auf diesen modernen Tanzboden stets etwas ungeschickt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Operaberichi.

Würzburg, 2. December.

In der Margaretha in „Faust“ hat Frln. Orgdni ihr Gastspiel fortgesetzt und trotz der wie bisher immer noch erhöhten Preise ein zahlreiches Publikum angezogen. Die Künstlerin hat Alles aufgeboten, um diese Rolle ebenbürtig neben ihre übrigen Leistungen zu stellen und sich namentlich durch die eigenartige Auffassung und dramatisch richtige Durchführung einzelner Scenen hervorgethan; es hat uns in dieser Beziehung die Stelle im 3. Akte sehr gut gefallen, wo sie am Spinnrade die Romanze vom Könige von Thule sing' und dazwischen ihren Gedanken an die Begegnung mit Faust, der ihr seine Begleitung angeboten, in träumerischem Sinnen nachhängt. Mit voller Berechtigung legte sie in die Strophen des Liedes etwas Muthwillenmäßiges und hob damit hervor, wie die durch die Erscheinung des galanten Ritters eingenommene Mädchenseele von diesem Gedanken weg und auf die gewohnte, vom Liede begleitete Arbeit hingelenkt werden sollte.

Der Contrast zwischen der aufsteimenden Sympathie und dem Gebote der Pflicht trat durch diese Behandlungsweise recht sprechend hervor. Auch in der Aeußerung der Freude beim Auffinden und Anlegen des Schmucks, sowie in der Durchführung der Kerkerscene im letzten Akte trafen wir auf originell und glücklich aufgefaßte Momente, dagegen hätte die Ueberraschung Margarethens beim Anblicke des Faust im Garten besser hervorgehoben werden dürfen; überhaupt schien uns die Darstellung der minnigen, duftigen Erscheinung Margarethens nicht so recht im Bereiche unseres geschätzten Gastes zu liegen und ihrer Individualität nicht vollkommen zuzusagen; wir geben gerne zu, daß sich Fräul. Orgdni der Poesie dieser Rolle vollständig bewußt und tief in den Geist derselben eingedrungen war, allein es wollte ihr nicht recht gelingen, die feinen Farbentöne dieser zarten, sinnigen Erscheinung deutlich und frisch genug zum Ausdrucke zu bringen.

Der Wegfall der großen Arie im letzten Akte hat befremdet, übrigens hat man das, wie es scheint, in neuerer Zeit beliebte Streichen noch in größerem Maße angewendet und die Scene mit den auf dem Zettel pomphaft angekündigten Fürsten und Fürstinnen der Vorzeit ganz und gar weggelassen. Ad quem finem effrenata so jactabit audacia. Doch vielleicht haben die Zuhörer noch gewonnen, wenn sie von dem Anblicke einer armseligen Balletimitation verschont wurden!

Was die übrigen Darsteller betrifft, so gehört der Faust nicht zu den Rollen, von welchen Herr Weidemann begeistert wird; das hat man zur Genüge an seinem steifen, nichts weniger als gratiösen Spiele gesehen; am besten war er in der ersten Scene; im Uebrigen war sein einziges Verdienst seine deutliche Aussprache; natürlich konnte sie aber den Mangel an Schmelz und Weichheit im Gesange nicht ersetzen. So wenig wie Herr Weidemann war Herr Rezny als Mephisto am Platze; er bedürfte zur genügenden Durchführung dieser Rolle größere Stimmmittel und mehr Gewandtheit im Spiele. Frln. Wagner hat den Siebel sehr mittelmäßig gesungen; ihre Stimme ist nicht so ausgebildet, um einer solchen Aufgabe gewachsen zu sein; die unbedeutendste Leistung war aber unstreitig die der Martha Schwerdtlein; da konnte wohl auch der Mephisto durchkommen, wenn er den Galan einer so wenig anziehenden Erscheinung machen soll.

Hätte nicht Frln. Orgdni die Ehre des Abends durch ihre immerhin vortrefflichen Gesangsleistungen gerettet, wir müßten die Stunden bereuen, die wir im Theater zugebracht haben.

O.

Miscellen.

(Aus dem Gerichtssaale.) Wien, 30. November, Judmilla Betuch, ein schwächliches Weib von fahler Gesichtsfarbe, welches keineswegs den Eindruck der Gefährlichkeit macht, steht wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit, begangen durch gefährliche Drohung, vor Gericht. Die Angeklagte lebt mit ihrem Manne, welcher ein Trunkenbold ist und nichts verdient, in fortwährendem Conflict. Eines Tages nahm die Streitsüchtige des Hausherrn Ruschka bei einem solchen Streite die Partei des Mannes, und die Frau, welche die Behauptung aufstellte, das Fräulein habe sich bei dieser Parteinahme durch zärtliche Empfindungen für ihren Gatten leiten lassen, wendete nun ihren Zorn gegen diese und rief wüthend: „Ich sünd' der Canaille die ganze Baraken an!“ Diese Drohung weberholte sich in verschiedenen Variationen und erschien um so gefährlicher, als das Haus in Zwischenbrüden, wo dieser Vorfall stattfand, aus Holz gebaut ist. Man schickte nun nach der Sicherheitswache und ließ das Weib verhaften. Die Tochter des Hausherrn, gegen welche die Drohung gerichtet worden war, erschien als Zeugin. Präsident: Welchen Ruf genießen die beiden Eheleute in Ihrem Hause? — Zeugin: Er ist ein betrunkener Mensch und sie ist boshaft; aber er ist mit noch hundertmal lieber als sie. (Heiterkeit.) — Präs.: Sie sollen bei jenem Streite ihn zu Thätlichkeiten aufgereizt, Sie sollen ihn aufgefordert haben, „das Weib zu hauen, bis es blau wird?“ — Zeugin: Das ist erfunden. — Präs.: Di: Frau will wissen, daß Sie eine besondere Neigung für ihren Mann haben? — Zeugin: Aber, Herr Präsident — Herr Präsident — wenn ich mir keinen Anderen wüßte, als den .... (Der Nachsatz wird durch gewaltvolle Heiterkeit im Publikum übertäubt.) Der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagte zu zwei Monaten Arrest.

•

— Das statistische Bureau zu Berlin hat eine Untersuchung über den gegenwärtigen Stand des Katholicismus in Preußen anstellen lassen, welche das für Manchen überraschende Resultat ergibt, daß in den letzten neun Jahren in allen Theilen der Monarchie der Katholicismus im Verhältnisse zum Protestantismus abnimmt. In Pommern und Sachsen hat diese Abnahme bereits zu einer Minderheit in der thatsächlich vorhandenen Seelenzahl der Katholiken gegen die nach der Geburtenzahl zu erwarten gewesene, also zu einer factischen Abnahme des Katholicismus geführt. In den andern Provinzen ist zwar die Zahl der Katholiken gewachsen, es hat jedoch auch ein Wachsen der Seelenziffer der Evangelischen stattgefunden.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 94. Mittwoch, den 8. Dezember. **1869.**

Gedichte

von Alois Joseph Ruckert.

II.

Glück und Leid.

Alles strebt und rennt nach Glück. —
Was ist Glück? Man weiß es kaum,
Manchmal nur ein süßer Traum.
Hat man einmal es empfunden,
Will man ewig ihm verbunden,
Nimmer ihm entrissen sein.

Jeder, Jeder flieht das Leid. —
Was ist Leid? Du weißt's, mein Herz:
Endlos banger Kampf und Schmerz;
Und kein Wort vermag's zu sagen,
Leid, wie schwer du zu ertragen,
Wie du unbezwingbar bist.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Bibra.

6. Ein Bändchen Gedichte.

(Fortsetzung.)

„Ach, da wäre ich also eine wahre Dienerin der Musen, mein Freund; wann werde ich so vollkommen sein, dein Antlitz zu sehen?“ —

„O, Clementine, verlange darnach nicht; ich bin häßlich. Doch wenn du eine Bedingung erfüllen wolltest, dann würdest du mein wahres nicht unschönes Gesicht sehen!“

„Eine schwere Bedingung?“ fragte das vor Aufregung glühende Mädchen.

O laß nur,“ sagte ich mit einer Stimme, als sei ich recht traurig.

„Laß mich die Bedingung wissen, guter Geist — — —, ich sehne mich darnach, dir einen Dienst zu erweisen . . . .“

„Ach, ihr Mädchen umarmt eure sterblichen Liebhaber so oft und so gern; — dies ist es, Clementine, — du müßtest mich umarmen und in dem Augenblicke, in dem du mein Antlitz erblickst, einen Kuß auf meine Lippen drücken, damit du ein schönes Gesicht schaust. — Doch schweigen wir davon!“ — —

Sie dagegen kehrte sich gegen mich und umarmte mich leidenschaftlich, während ich langsam die Kapuze meines Mantels nach rückwärts zog, so daß mein Gesicht ihr sichtbar ward. Sie drückte einen feurigen Kuß auf meine Lippen, indem sie leise bebend flüsterte:

„Du bist doch schöner, als ich gedacht!“

Schnell zog ich die Kapuze über und erwiederte ihr:

„Ach, du hast mich recht unglücklich gemacht, Clementine, hättest du mich nur nicht umarmt.“ —

Sie schlang ihre Arme nur um so heftiger um mich und fragte:

„Aber warum, mein Freund?“

„Weil ich jetzt lange Zeit nicht über dich walten darf, bis du wirklich auch in der Poesie den Grad der Vollkommenheit erreicht hast, für den du jetzt schon belohnt worden bist.“

„Wie traurig! — Wann darfst du wieder kommen? — O, weise mich ein in die Geheimnisse der Poesie, damit ich eine würdige Schülerin des Phöbus Apollo werde, o, laß mich Alles wissen, was nöthig ist, um eine große Dichterin zu werden. Sieh', als ich dich zuerst fühlte und doch nicht sah, da rieselte es mir kalt durch den ganzen Körper und meine Haare sträubten sich; es war das Grausen, das uns Sterbliche immer anfaßt, wenn wir mit höheren Wesen zusammentreffen. Aber ich betete in meiner Angst und da du auch beim Beten bliebst, so hatte ich keine Furcht mehr vor dir. Und alles Beben und Zagen ist verschwunden, seit du mir dein Antlitz gezeigt. — Aber sag', wann kommst du wieder?“ — —

„So oft du, von wahrer Begeisterung durchdrungen, deine Gefühle niederlegst in die Sprache des Olymps, so oft bin ich in deiner Nähe; aber ich gebe mich dir nur zu erkennen, wenn du am wenigsten an mich, deinen Schutzgeist, denkst!“

Da ich es nun müde war, mich weiter zu unterhalten, zog ich mich wieder zurück, löschte das Licht und legte mich auf den Divan. Sie sprach noch lange mit sich und schien ungewiß, ob sie gewacht oder geträumt habe.

Als aber die ersten Strahlen des Tages in's Zimmer stelen, trat ich nochmal an's Bett und betrachtete die Schlafende, sodann nahm ich das Tagebuch und löste das Blatt, auf dem ich mich verewigt hatte, ab und legte das Buch geschlossen auf den Platz, wo es zuerst gelegen war. Auch die Kleider brachte ich wieder an ihre alte Stelle. Gerade als ich damit beschäftigt war, das schlummernde Mädchen zum letzten Male zu betrachten, öffnete sich die Thüre. Das Zimmermädchen brachte das Waschwasser. Mit ihr verließ ich das

Kabinet Clementinens. Dennoch mußte ich noch eine halbe Stunde auf dem Corridor zubringen, ehe es der Köchin einfiel, das Kaffeebrod zu holen und mir so die Hausthüre zu öffnen.

Ich hatte gehofft, das Haus mit einem Bändchen Gedichte zu verlassen und nun ging ich heraus mit einem Herzen voll Liebe. Gefühle hatte ich kennen gelernt, für die ich mich nie fähig gehalten hätte. Armer Baron v. Schwindel — platonisch verliebt! — —

7. Philosophie.

Auf meinem Zimmer angelangt, konnte ich eine Zeit lang eigentlich nichts Vernünftiges denken; endlich aber kam mir der Gedanke, es sei nothwendig, daß ich mich im Laufe des Tages Clementinen zeige. — Aber wo und wie waren wieder ganz heikle Fragen. — Gesetzt, ich hätte ihrem Papa, dem Professor V., einen Besuch gemacht, so wäre es mehr als Zufall gewesen, wenn sie mich gesehen, — und daß der Professor mich so aus dem Stegreif zum Mittagessen einladen würde, war gar nicht anzunehmen. — — Mittagessen! — Da ging mir ein Licht auf; jetzt war ich wieder fidel, mein Plänchen war gemacht.

Der gelehrte Professor aß außerordentlich gern Rebhühner; ich besann mich daher kurz und fuhr mit dem nächsten Zug nach der nicht weit entfernten größeren Stadt H., wo großer Markttag war; hier fand ich zwar das Gewünschte nicht mehr, war aber nicht verlegen. Ich begab mich in die einzige Delikatessenhandlung von H., suchte verschiedenes ausländisches Geflügel aus und fuhr ab. — Zu Hause angekommen, sandte ich das Mitgebrachte sogleich zu Professor V. mit einem Billet, des Inhaltes:

„Sie werden es nicht ungütig nehmen, wenn ich Ihnen eine Kleinigkeit, die mir ein guter Freund aus der Ferne zusandte, übermache, indem wir heute zu Hause wegen Abwesenheit der guten Mama keinen Tisch haben. Zugleich gebe ich mir die Ehre, heute meinen Besuch zu machen.

Baron v. Schwindel."

Sobald dieses famose Billet abgeschickt war, dachte ich auch an die Gedichte Clementinen's, die ich boshafter Weise für das Feuilleton bestimmt hatte. Allein es war in meinem Wesen seit gestern eine sonderbare Umwandlung vor sich gegangen; ich sann zum ersten Male in meinem Leben über mich und mein Treiben ernsthaft nach und ich muß gestehen, daß diese Selbstbetrachtungen nicht zum Besten ausfielen.

Ich legte mir in meinem moralischen Katzenjammer die kreuznärrische Frage vor: „Was ist denn eigentlich mein Ziel auf Erden?" — — Eine gescheidte Beantwortung habe ich bis zur Stunde noch nicht gefunden; nur soviel wurde mir damals klar, daß ich vor dem Beginne der Ewigkeit den Beruf eines Arztes ausüben wollte. Daß ich aber dazu bisher gerade so viele Kenntnisse gesammelt hatte, um sämmtliche Patienten zu Tode zu kuriren, das wurde mir auch schrecklich klar. Es wurde in mir bereits der Entschluß geboren, nach Erlangung des Doktortitels sofort das Heimathsnest zu verlassen und die Erfindung meiner geheimen Wissenschaft der Menschheit im Großen nützlich zu machen.

Trotz dieser guten, menschenfreundlichen Entschlüsse, trotz der Reue über so manchen unedlen Tarnstreich blieb doch noch soviel Schalk in mir zurück, um die süßen Gedichte Clementinen's an's Feuilleton zu senden. —

Sodann fing ich an, zu studiren: seit fünf Jahren zum ersten Male. — Die notirten Fragen aus Chemie ꝛc. wurden schön ausgearbeitet und als ich endlich meinen Frack anzog, um in den Wagen zu steigen, der mich zu V. bringen sollte, wußte ich mich um einige Loth Wissenschaft schwerer.

Der hochgelehrte Mann empfing mich äußerst huldvoll, wie zu erwarten war, und lud mich im Laufe des Gesprächs ein, heute seinen Mittagstisch zu theilen.

Wir saßen bei Tisch; Herr Sternberg war mein vis-à-vis, Clementinens Platz befand sich links, und rechts präsidirte Professor V. neben seiner Gemahlin der Tafel.

Nachdem über allerlei genugsam geredet war, fragte Professor V. den schweigenden Herrn Sternberg:

„Sind Sie noch immer so angegriffen von Ihrem gestrigen Kampfe mit dem bösen Geiste?" — —

Clementine blickte den Papa mit offenem Munde an, während Sternberg behauptete:

„Sie mögen sagen und spotten, soviel Sie wollen, Herr Professor, — die Wahrheit ist doch, daß ich mit einem unsichtbaren Wesen zu thun hatte!"

Clementine war ganz erstarrt; es war mir gleich aufgefallen, daß sie bei meinem Eintreten förmlich erschrocken war und mich auch bei Tisch ganz scheu und nur von der Seite ansah. Nun, ich wußte warum.

„Gibt es wirklich solche Geister, Papa?" fragte sie endlich mit etwas unsicherer Stimme.

„Sei doch nicht so närrisch; das sind Dichtergespenster, die nur Narren erscheinen!" — Sie senkte erröthend ihr Köpfchen.

„Hören Sie, Herr Doktor, ich bin doch wohl kein Narr," meinte Sternberg aufgebracht.

„Wenn Sie behaupten, mit einem Geiste um Ihre Gedichte gerungen zu haben, dann sind Sie in meinen Augen ein completer Narr!" — —

Sternberg wollte eben etwas erwiedern, als Clementine ihm das Wort abschnitt:

„Ich glaube doch, Papa, daß es Geister gibt!" — —

Professor V. schaute seine Tochter einen Augenblick an, als zweifle er an ihrem Verstand; dann aber sagte er:

„Wer leugnet denn, daß es Geister gibt? — Hat doch jeder Mensch einen Geist!" — —

„Ich meine Geister, die nie in einem Menschen waren, die nur zuweilen Menschengestalt annehmen . . . ."

„Schweig', Clementine, mit dem albernen Zeug," rief Mama, „was muß denn unser Gast, der Herr Baron, denken!" — —

„Haben Sie je schon einem so verrückten Tischgespräche beigewohnt. Apropos, Ihr Geflügel ist ausgezeichnet," setzte V. hinzu.

„Warum soll man darüber nicht reden, Herr Professor," entgegnete ich, „es ist interessant, wie aufgeregte Nerven oft die Vernunft des Menschen fesseln können. So sagen Sie ja selbst in Ihrem berühmten Buche über das Leben der Nerven." — —

„Ja, ja," sagte V. zerstreut und aß von meinem Geflügel weiter, „Sie wollen Examen machen, Herr Baron, — nun, Sie sind ja stark in der Chemie?" — —

„Habe viel von Papa gelernt," entgegnete ich mit gerechter Bescheidenheit. — —

Nach Tisch zog sich Papa in sein Schlafkabinet zurück; Mama hatte in der Küche Anordnung zu treffen und Sternberg ging unter Komplimenten zu seinen Geistern.

Clementine aber begann mich rasch in's Vertrauen zu ziehen bezüglich ihres Nachterlebnisses. Ich hörte staunend zu und ward absichtlich verlegen, als ich die Aehnlichkeit erfuhr, die das Gesicht des Geistes mit dem meinen haben sollte.

Nachdem sie so ihr Herz ausgeschüttet, fing ich an, die Möglichkeit einer solchen Erscheinung zuzugeben, und schilderte ihr ein schnell erfundenes Abenteuer ähnlicher Art, das mir kurz vor dem Tode meines seligen Papa passirt sei.

Meine Erzählung gefiel ihr und sie wollte gerne wissen, welche Bedeutung ihr Abenteuer etwa haben könne. Ich sann und sann und ließ mir all die schon erzählten Scenen nochmal wiederholen, wobei ihr das Errathen allerliebst stand. Sodann rieth ich ihr, das Abenteuer Niemanden zu erzählen, weil man es doch nicht glauben und sie nur verspotten würde; endlich sprach ich die Ansicht aus, daß die Erscheinung des Geistes wohl auch eine baldige, glückliche Liebe bedeuten möchte. — —

„Aber die Aehnlichkeit?“ fragte sie rasch.

„Meine Bescheidenheit verbietet mir, hier zu urtheilen; denn ich wüßte nicht, wie ich würdig werden sollte, ein solches Herz . . . .“ —

Mama kam. — Clementine nickte mir freundlich, ja freudig zu, als ich mich empfahl.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem heutigen Egypten.

Von H. Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

Kairo selbst, die Residenz, ist ein Zeugniß hiefür. Kairo vor Allem hat sein Gesicht verändert. Wo sind die schönen Nächte Kairo's, von denen so viel Poeten gesprochen? Was ist aus der Esbekieh geworden, auf der man einst so wonnige Nächte verträumt! Damals war Alles noch so ganz arabisch; die Poesie leuchtete aus Mond und Sternen herab, des Himmels wunderbare Nachtbläue übergoß den Ort mit einem Zauberschleier so schön, wie ihn keine Peri um ihr Rabenhaar gewunden. Des Orients unverfälschte Staffage umgab uns vor zehn Jahren noch. Aber jetzt? Moderne Boulevards laufen über die Esbekieh, hohe Eisengitter umziehen die Sykomoren und Akazien, Rohrgeflechte umgeben leere Stätten, an denen Schwarz auf Weiß ein Zettel die Schrift trägt: „A vendre“, und Gaslaternen werfen den Glanz der Sterne in die vom Staub der Wagen geschwängerte Luft zurück. Wohl ziehen die Kameele hin und her, wohl sitzen wie heute die Neger vom Sudan und von Nubien, die braunen Abyssinier und die Grenzer von Assuan auf dem Bock der Arabieh und rufen uns mit ihren dummen Gesichtern ihr „Mossiu“ entgegen. Wohl keucht der Sais noch heute vor der Carrosse der Konsuln und hohen Würdenträger, aber dazwischen jagt die Pariser Kokette, der Stockjobber der Börse, der Eisenbahn-Lieferant und der Geldwechsler, Alle den Sais voran. Wohl sind heute noch die Esel von Kairo in ihren alten Vorrechten, und die schwarzen Jungen, die Eselstreiber, sind noch von demselben urkomischen Humor, aber der europäische Schwindel durchwächst das Alles, verwischt den poetischen Charakter des ganzen Getriebes und hat seit lange selbst diejenigen Eingebornen inficirt, die uns sonst in ihrer einfältigen Industrie so vielen Spaß verursachten.

Heute hat Alles den unverkennbaren Stempel der Frechheit, der Corruption, und die Einfalt paart sich mit einer eckelhaften Zudringlichkeit, welcher die bekannte Anstelligkeit und Gelehrigkeit des Arabers eine wirksame Lehrmeisterin und Erzieherin gewesen sind.

Wie sehr der Eingeborne hier den Eindringling verachtet, sucht er doch ihm in seine Fußstapfen zu treten. Er weiß, der Fremde bereichert sich auf Kosten des Landes, er weiß, daß er selbst ihm unterlegen, und deshalb lauscht er ihm gern seine industriellen Geheimnisse ab. Selbst der Beduine, der es sonst vorzog, als Nomade jede dauernde Berührung mit dem Europäer zu vermeiden, hat der eindringenden Civilisation bereits alle die Vortheile abgelauscht, die er aus ihr zu ziehen vermag. Der Beduine wird Trödler und Antiquitäten-Händler; er wühlt an den Stellen, die ihm der Fremdenbesuch als historisch merkwürdig bezeichnet; er rafft zusammen, was er findet, und bietet es zum Verkaufe, oder er wird Cicerone und Lohnlakei wie jener junge Wüsten-Scheik, der bei dem kürzlichen Besuche des österreichischen Gesandten in Ober-Egypten einer jungen Dame seiner Familie eifrig den Hof machte und sie mit den ausgesuchtesten Artigketten umgab, so daß diese sich auf eine Liebeserklärung gefaßt machte. Die Sache war aber nicht so schlimm, wie sie aussah, denn als die Familie sich von dem jungen Häuptling trennte, warf derselbe der Dame seiner Verehrung einen warmen flehenden Blick zu, streckte die Hand aus und bat um — ein Bakschisch, um ein Trinkgeld! Bakschisch ist ja das Losungswort aller dieser Leute des Orients, von der Donau bis in's tiefste Asien hinein, soweit sie im Stande sind, einen Europäer anzubetteln.

Des Vicekönigs Galanterien, die chevalerésken Gewohnheiten, welche man ihn namentlich in Paris entfalten sah, haben natürlich ihre Wirkungen auf Egypten geübt. Die Frauenwelt befolgt allerdings die Vorschriften des Koran, aber weiß damit schlau zugleich alle die Koketterie zu verbinden, welche der Himmel in die Natur des Weibes gelegt hat.

(Schluß folgt.)

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 6. Dezember.

Bei der gestrigen Aufführung des „Robert“ war Herr Weidemann, welcher die Titelrolle übernommen hatte, glücklich disponirt und leistete in dieser Partie das Beste, was wir seit geraumer Zeit von ihm gesehen haben; er hat zur vollen Zufriedenheit gesungen, sich in den höheren Lagen sicher gehalten, die sog. Kopftöne richtig angeschlagen und gehalten und in seinem Vortrage Wärme und Leidenschaftlichkeit entwickelt, ohne dabei in's Extrem umzuschlagen; nur einmal hätte der Situation mehr Rechnung getragen sein dürfen, in dem Duette mit Isabella im 4. Akte; Herr Weidemann hätte die Stelle, wo er die um Gnade flehende Prinzessin zurückweist, mit größerer Raschheit und im Tone gesteigerter Erregtheit singen sollen. Im Uebrigen hat er sich ganz brav gehalten und verdient für seine auch durch gehaltvolles Spiel gehobene Leistung alle Anerkennung. Mit ihm theilte sich Fräulein Kaufmann, welche in Folge des Gastspieles der Fräulein Orgeni für einige Zeit in ruhende Aktivität versetzt war, in die Palme des Abends. Abgesehen von einzelnen Tönen,

namentlich in den tiefern Lagen, die nicht recht klar und rein, und eingelnen im höchsten Stimmregister, die etwas gepreßt waren, hat Frln. Kaufmann recht brav gesungen und namentlich in den schwierigen Staccatis des zweiten Aktes und dem Höhepunkt der Oper, der Gnadenarie, sich rühmlichst hervorgethan. Das Publikum that ihr auch Gerechtigkeit an und rief sie mehrmals hervor.

Der Bertram des Herrn Rezny war ein gedrückter armer Teufel, dem es in dem betreßten Sammtgewande gar nicht wohl zu sein schien, weshalb er auch so häufig mit gesenktem Haupte umherging und mit der Stimme nicht recht herauswollte; doch hatte er einige glückliche Momente, wo er mit Starker, mächtiger Stimme sich Bahn brach und einzelnes Gute leistete; es war das besonders in der Beschwörungsscene des 3. Aktes der Fall, wo seine Stimme markig und voll klang und ganz im Gleichgewichte zu den vollen Posaunentönen der Begleitung stand. Doch hielt dieser Aufschwung nicht lange an, sein Gesang wurde bald wieder matt, wie es auch sein Spiel war; dasselbe hätte in dem Terzette des letzten Aktes zwischen Robert, Bertram und Alice nicht steifer sein können; gerade hier ist Bertram auf dem Culminationspunkte angelangt, er muß den Robert für sich gewinnen, da sein eigener Untergang auf dessen Verlust steht, mit Todesbangen klammert er sich an ihn, er ist im höchsten Stadium der Aufregung und sucht den schwankenden Robert um jeden Preis herüber zu sich zu ziehen. Dieses Ringen und Drängen, dieser äußerste Kampf muß versinnlicht werden und die prächtige Composition macht diese Aufgabe dem Sänger leicht; allein Herr Rezny blieb unberührt von den mächtig einwirkenden physischen Motiven und auch die Alice, welche von Frln. Steiner gegeben wurde, konnte sich nicht auf die Höhe der begeisternden dramatischen Situation dieser Stelle erschwingen. Es war überhaupt für Frln. Steiner ein großes Risiko, die Alice zu übernehmen; diese Rolle macht einer routinirten Sängerin zu schaffen; Frln. Steiner ist aber erst eine angehende Sängerin, bei der von Routine noch keine Rede sein kann; ihr Vortrag ist ohne Ausdruck und ohne Begeisterung; es fehlt ihm der dramatische Schwung, die Stimme ist noch zu dünn und hat noch keine rechte Klangfarbe; die Coloraturen sind noch unklar und die Schattirungen im Gesange zu wenig beachtet. Es konnte deshalb ihre Alice auch nur ein matter Abdruck dessen sein, was sie eigentlich sein soll.

Herr Jungmann hat als Raimbaud im Duett mit Bertram auffallend forcirt und in dieser Scene ein ganz unpassendes Costume getragen; er kam in Hemdärmeln zu einem Rendezvous.

O.

Miscellen.

Ueber den **Einfluß der Wohnung auf die Sittlichkeit** gelangt eine moralstatistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt Paris von Dr. E. Laspeyres, ord. Professor der Statistik an der Universität, zu folgenden Resultaten: „Gute Wohnung bewirkt unter sonst gleichen Umständen gute Aufführung, und zwar bei den Männern etwas mehr als bei den Frauen". Sehr schlechte Wohnung wirkt sehr schlecht auf das Betragen, aber bei Männern in viel höherem Maße als bei Frauen. Die gleiche Wohnungsart wirkt bei beiden Geschlechtern in der Art gleich, nur ungleich in der Stärke. Es bewirkt das Wohnen in fremden Möbeln bei Männern sowohl, wie bei den Frauen schlechtes Betragen, bei diesen jedoch mehr als bei jenen. Von den Männern in Chambregarnis haben 13 Prozent, von den Frauen hingegen 23 Prozent zweifelhaftes und schlechtes Betragen. Das Wohnen beim Meister ist von dem wohlthätigsten Einfluß für die Sittlichkeit der Männer, wirkt dagegen nicht so ausgesprochen günstig auf die Frauen. Von den männlichen Meisterwohnern benehmen sich nur 4 Proz., von den weiblichen 10 Proz. schlecht und zweifelhaft. Das Wohnen in eigenen Möbeln wirkt auf das weibliche Geschlecht in stärkerem Maße gut als auf das männliche. Von den männlichen Eigenmöblern benehmen sich 9 Proz., von den weiblichen nur 7 Proz. schlecht und zweifelhaft. Das Zusammenleben Vieler in demselben Hause wirkt auf ihr Betragen ungünstig und deshalb ist „das wirthschaftlich allerdings zweckmäßigere Kasernen-System für Arbeiterwohnungen aus moralischen Gründen zu verwerfen. „Eine gute Wohnung treibt den Menschen mehr zum guten Betragen, als ein gutes Betragen ihn zu einer guten Wohnung führt". Bei der Vergleichung der jetzigen Wohnungsverhältnisse und der Sittlichkeit der Pariser Arbeiter mit den Zuständen im Jahre 1847 fand der Verfasser, daß der Gang der Sittlichkeit in Paris für das männliche Geschlecht ein aufwärts, für das weibliche ein abwärts strebender ist. Wichtiger sei daher für Paris die Arbeiterinnen-, als die Arbeiterfrage.

— **(Eine pikante Stadtschilderung.)** Im „Journal de Paris" wird Rio de Janeiro (die Hauptstadt von Brasilien) in folgender Weise beschrieben: „Rio ist die Hauptstadt von Brasilien. Sein Boden bringt im Ueberflusse Journalisten, Advokaten, Zahnärzte, Photographen und Staatsmänner hervor. Zufällig entdeckt man auch verheirathete Leute; sie bilden aber inmitten der gewöhnlichen Bevölkerung eine so winzige Minorität, daß sie über ihre Stellung gar erröthen schreinen und diese damit zu entschuldigen suchen, daß sie bei der nächstschlechtesten Gelegenheit mit den lockersten Sitten Staat machen und ihre Frauen verlassen. Der Ursprung von Rio verliert sich in die Nacht der Zeiten. Diese Stadt hat nach einander den Lopinambour, Portugiesen, Holländern u. s. w. gehört. Derzeit ist sie das Eigenthum einer aus Advokaten und Aerzten zusammengesetzten Municipal-Kammer. Rio ist der Sitz der Regierung und einer Menge von in den Provinzen unbekannten Geschäften. Man treibt dort einen starken Handel mit sogen Gewissen und liederlichen Dirnen. Das Klima ist veränderlich wie die Meinungen des jetzigen Staatsministers."

Literarisches.

(Empfehlenswerthe Jugendschrift.) Von den rühmlichst bekannten „Jugendblättern", herausgegeben von Isabella Braun, mit Beiträgen von den bedeutenden Jugendschriftstellern Deutschlands, liegt der soeben vollendete Jahrgang 1869 in sehr geschmackvollem Einbande vor uns. Derselbe reiht sich in seiner großen Mannichfaltigkeit an vortrefflichen Erzählungen, Gedichten, Biographien, Reisebeschreibungen, naturgeschichtlichen Darstellungen, Illustrationen u. s. w. ganz den früheren Jahrgängen an und verdient als zweckentsprechendes Festgeschenk für die Jugend wieder besondere Empfehlung.

* * *

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Anemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 95. Sonntag, den 12. Dezember. 1869.

Gedanken-Spähne.

Frühzeitig hat bestellt Quartier
Der Winter, der Gestrenge;
Eintraf der Nordwind als Kurier
Und brachte Schnee in Menge.

Der Hagel kam, des Winters Sohn,
Und fuhr darein mit Tücken,
Glöckelein, Raubfrost schlugen schon
Die blankkrystall'nen Brücken.

Der Rabe trächzt und sucht sich Schutz
Im Thurm, im Mauerkranze,
Stark schafft man am Redouten-Putz
Zum wilden Faschingstanze.

Die Faschingsluft für's neue Jahr
Ist nicht von langer Dauer,
Wir bleicht darum nicht mehr das Haar,
Noch trag' ich darum Trauer!

M. G. z. Beutheim.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Bibra.

(Fortsetzung.)

8. Sarah's Vater.

Jetzt hieß ich (nach einem halben Jahre) Dr. Schwindel und war verlobt mit Fräulein Clementine L. Meine herzensgute Mama war nicht gegen die Verlobung gewesen, da sie selbst nicht adelig war und unser Adel nur vom Großvater her datirte, der ihn kaufte. Die Promotion war mir nicht schwer geworden; denn meine Tarnkappe hatte vorher wacker für mich promovirt à la V. — —

Clementine war damals ganz starr vor Erstaunen, als wenige Tage nach dem Erscheinen ihres Schutzgeistes einige ihrer Gedichte im Feuilleton standen. Dadurch wurde das verständige Mädchen noch mehr in ihrem Geisterglauben bestärkt: ein lieber Umstand für den Geist-Bräutigam.

Nach meiner Promotion, die mich viel Geld gekostet, reiste ich nach Wien, um mich noch weiter zu bilden, d. h. ich wollte durchin reisen, besuchte aber vorher M., wo ich mit Schrecken bemerkte, daß der nervus rerum ganz bedeutend nachließ.

In meinem Quartiere zu M. hatte ich drei Zimmer, wovon ich das eine nur zum Präpariren meiner göttlichen Tarnsubstanz bestimmt hatte; auch einen neuen Tarnmantel mußte ich mir hier fertigen, da der alte ziemlich mürbe war. Aus Zufall kam mir eine andere, sonst nie beigemischte Tinktur in die Substanz und ich bemerkte in Folge dessen, daß mein Zauberkleid die Eigenschaft hatte, daß man in ihm Thüren aufmachen konnte ohne das geringste Geräusch; so, daß man glauben mußte, die Thüre sei schon offen gewesen oder von selbst aufgesprungen.

So sehr mich diese neue Erfindung freute, so wenig hatte sie mir Geld eingebracht und ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich selbst der Welt zu erhalten und anderen Menschen das abzugewinnen, was zum Leben nöthig war.

In meiner unmittelbaren Nähe, nämlich nur einen Stock unter mir, wohnte ein alter Jude, den ich jeden Tag zu meinem großen Verdruße mit seinem Golde klimpern hörte.

Zudem hatte der alte Hebräer die üble Gewohnheit, mit seiner einzigen Tochter Sarah zu prunken. An dieses ebenso häßliche, als dumme Mädchen hängte der Alte viel Geld in Form von kostbaren Kleidern, Ketten und Armspangen. Zugleich hatte ich in Erfahrung gebracht, daß ein bescheidener Christen- und Handlungsjüngling der reichen Sarah den Hof, aber beim Alten sich wegen Geldmangels sehr unbeliebt gemacht hatte. Den edlen Jüngling tröstete ich einmal, als er ganz traurig aus des Juden Wohnung gekommen war.

Wenige Tage nach Erfindung der neuen Tinktur zog ich aus und machte bei dem Vater Sarah's meinen Abschiedsbesuch, wobei ich ihn gerade beim Sortiren von Banknoten fand, die er vielleicht für einen hohen Schuldenmacher parat hielt. —

In meinem neuen Logis engagirte ich sofort einen Diener, den ich als Dienstmann sehr brauchbar gefunden hatte. Dem armen Kerl zahlte ich den Monatslohn voraus, denn lieben Baron blieb nicht halb so viel übrig.

Ich sagte ihm dann, daß er mich zu einem Baden begleiten solle, wo ich Verschiedenes kaufen wolle; er wartete indeß in einem nahen Wirthshaus bis zur bestimmten Stunde; ich aber ging durch den Gang im Hause auf die gegenüberliegende Straße und begab mich eilig nach meinem alten Logis, zog im Hausgang, der sehr finster war, meinen Tarnmantel an, stellte mich vor des Juden Thür, lugte links und rechts und öffnete endlich. Die Thüre des Juden ging leise auf, ich schlüpfte hinein; Sarah's Vater war zu Hause. Er erhob sich schnell vom Stuhle und murmelte, während er die Thüre schloß: „Das verdammt schlechte Schloß!“

Von dem Zimmer aus konnte man durch ein kleines Fensterchen in die Küche sehen; ich ging vorerst dorthin und überzeugte mich, ob Sarah in der Küche war (ihre Mutter war schon lange todt). Dann klopfte ich leise am Fenster; Sarah eilte in's Zimmer, ich an des Juden Seite, der Banknoten zählte. In dem Augenblicke, da er nach Sarah hinschaute, annectirte ich ein Päckchen, nach meiner Meinung im Werthe von 10,000 fl. — —

Sehr leicht hätte ich nun mit Sarah wieder zur Thüre hinausschlüpfen können; allein ich war dazu aufgelegt, des Juden Lamentation anzuhören. Im ersten Augenblicke merkte er nichts; aber dann knickte der Alte zusammen wie eine vom Blitze getroffene Pappel, so daß Sarah laut aufschreiend sich auf ihn stürzte. — Doch den guten Mann hatte der Schlag getroffen, es war nichts zu machen. —

Die Leute aus dem Hause liefen herbei und jammerten, so daß es mir zu voll ward im Zimmer und ich das Weite suchte. Erst zu Hause wollte ich mich entkleiden. Auf der Straße begegnete mir mein Diener mit ein paar zweifelhaften weiblichen Individuen; ich schritt an seine Seite und brachte ihm einige rothe Striemen auf die Wange, indem ich ihm zurief: „Das sag' ich deinem Herrn!" Sein verblüfftes Gesicht gaudirte mich einige Sekunden, dann eilte ich weiter. Da kam mir gerade der Herr Staatsminister entgegen, dem sagte ich so im Vorbeigehen: „Exzellenz, Sie sind exzellent dumm." — Frappirt drehte er sich nach der Seite. Ich sagte zu ihm: „Lassen Sie mich arretiren, Exzellenz! — Hören Sie mich? Sehen Sie mich? Wissen Sie, ich bin der Graf Artori, den Sie haben einsperren lassen; ich bin gestorben in meinem Kerker; bald kommen Sie zu mir in die Unterwelt. Hüten Sie sich vor Dolchen. Adieu, auf Wiedersehen in vier Wochen!" — —

Ich ging meiner Wege; der dicke Herr aber bestieg eine Droschke, in deren Rücklehne er sich ohnmachtähnlich fallen ließ.

Die Sache mit dem Grafen Artori aber war Volkssage; man glaubte, daß in einem geheimen Gefängnisse in der großherzoglichen Residenz der Graf noch gefangen sitze, der vor dreißig Jahren mit einer Dame auffallend viel getanzt hatte, der auch der damalige Großherzog Aufmerksamkeit schenkte. Artori war bei Seite geschafft worden hauptsächlich, wie man sagte, mit Hilfe eines Günstlings, welcher es später zum Minister gebracht hat.

„Auch der Menschheit einen Gefallen erwiesen," dachte ich bei mir.

Zu Hause warf ich allen Zauber von mir und bewahrte mein Geld wohl; sodann machte ich mich auf, zu einer armen Frau zu gehen, die schon zweimal zu mir geschickt hatte; obwohl ich keine Praxis ausübte.

Der alte Jude drückte mich doch im Gewissen und so wollte ich durch eine gute That gleichsam die böse vertreiben.

Bei der Frau, die im Hause neben meinem alten Logis wohnte und mich daher kannte, war nichts mehr anzuwenden, als der Kaiserschnitt, denn ich glücklich vollendete. Von da ging ich in den Laden und gleich nach mir kam mein Diener; ich wählte verschiedene Sachen und gab sie dann meinem Felix mit dem Bedeuten: „Er solle Alles *ohne Begleitung* nach Hause tragen!"

Ich selbst ging in ein Café, um Zeitungen zu lesen; es war indeß Abend geworden und um meine Augen nicht zu verderben, las ich nicht, sondern lauschte dem Gespräche einiger Herren, die vom Staatsminister redeten. Der Eine meinte, „die Krankheit des hohen Herrn komme von seinem hohen Alter," der Andere, „man sage, ein Gespenst sei ihm auf der Straße begegnet; er würde schwerlich von diesem Krankenlager aufstehen!" —

Auch von Sarah's Vater sprach die kleine Gesellschaft, wovon ich entnahm, daß der Mann wirklich gestorben war und während seines Sterbens zehntausend Gulden abhanden gekommen seien. Es wäre auch kein Wunder gewesen, der Alte wäre während des Geldzählens gestorben; da hätten die vielen Leute im Zimmer ja nur zugreifen dürfen. Damit war ich recht wohl einverstanden.

Nur ein Umstand betrübte mich: daß man nämlich eine arme Wittwe in jenem Haus des Juden als des Diebstahls verdächtig gefänglich eingezogen hatte, weil man bei ihr einige Banknoten zerknittert in der Tasche fand. Wahrscheinlich war dem armen Weibe beim Anblicke des vielen Geldes der Gedanke gekommen, einige Papiere zu nehmen; nun sollte sie für mich büßen.

Allein so gerne ich etwas für sie gethan hätte, ich mußte sagen: non possumus. „Man kann nicht Alles, was man will, daher thut man wohl, wenn man nicht mehr will, als man kann," tröstete ich mich mit Fichte und suchte die Wittwe zu vergessen.

(Schluß folgt.)

Aus dem heutigen Egypten.

Von H. Wachenhusen.

(Schluß.)

Der Jaschmak verschleiert nach wie vor das Gesicht aber er wird so dünn, daß er nur wie ein leichter Nebel die Züge deckt und der Gesichtsfarbe ganz denselben Duft gibt, welchen unsere Damen durch die poudre de riz leider herzustellen gewohnt sind. Das große schwarze Auge der Orientalin gewinnt dadurch an Tiefe, an Glanz; jener klagende Ausdruck des orientalischen Frauenauges, der uns für das ganze Sklaventhum des weiblichen Geschlechtes verantwortlich zu machen scheint, tritt deutlicher und beredter hervor, und was Niemand sehen und wissen sollte, was die Religion dem profanirenden Auge des Vorübergehenden verheimlicht, wird doppelt süßes, weil nur halb entschleiertes Geheimniß, denn der Jaschmak hat zugleich den Beruf, die Brust zu verdecken, und der Indiscretion werden natürlich Thür und Thor geöffnet.

So schöne Neuerungen, wie sie zuerst in Konstantinopel aufkamen, konnten natürlich selbst ohne ein Modenjournal den Egypterinnen nicht entgehen, und tagtäglich begegnen wir also auf der Promenade der Schubra-Allee den geschlossenen Equipagen der vornehmen Damen des Landes, hinter deren leicht zurückgebogenen rothen Vorhängen ein von einer leichten Gaze übernebeltes zartes Frauengesicht neugierig herausschaut. Es ist immer das große dunkle Auge; vom Kohol sind Brauen und Wimpern gefärbt, die Lippen haben künstlich die Farbe der Walderdbeere, denn vom Orient kamen uns ja alle die Geheimnisse der Schönheit, aus denen wir eine Akademie gemacht haben; da sitzen sie zu Dreien und Vieren hinter den rothen Vorhängen, alle die Zulmas, die Zuleikas und wie sie heißen. Verlangend blickt das mandelförmig umrahmte Auge über den Schleier hinweg zu den übrigen Carossen hinüber,

in deren sich die Pariser Kokette oder die Aktrice des kürzlich eröffneten französischen Theaters paradefahrend zurückkehnen.

Aber auch diese letzte dünne Gaze wird ja überwunden werden! Der Koran freilich gibt kein Tüpfelchen über dem i her; mit dem Koran läßt sich nicht handeln, wohl aber mit den Konsequenzen der Gewohnheit, und wenn einmal ein Stein herausgebröckelt ist, da fallen die anderen von selbst hinterdrein. Es gilt hier, wie gesagt, nur die Frage, ob Ismail's Regiment von Dauer sein wird. Die Gläubigen hassen ihn, die Fanatiker verdammen ihn, weil er die Europäer und den Unglauben in's Land schleppt; sie sehen den Teufel selbst in der von ihm eröffneten französischen Komödie, und in wenigen Tagen wird der Teufel sogar Opern singen und Ballet tanzen. Sie sehen die höchste Frivolität in dem Circus, denn sie wissen, daß ein großer Theil der den Kaufleuten und den Fellahs abgepreßten Steuern der Danae in den Schooß geworfen wird. Es wäre sogar in dem gegenwärtigen Konflikte des Khedive mit seinem Lehensherrn nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil der egyptischen Armee von dem Vizekönig abfallen würde, wenn es wirklich zu Thatsachen kommen sollte; daß der größte Theil des egyptischen Volkes aufstehen und wie einst in Dschedda über die Europäer herfallen werde. Aber Ismail kennt ja die Schwäche des kranken Mannes; er weiß, daß keiner der europäischen Großstaaten eine militärische Operation von Seite des Sultans zugeben, daß sofort sowohl Frankreich als England ihre Truppen debarquiren würden. An Ismail selbst liegt es also, ob er selbst europäische Farbe halten, oder, wenn Nubar Pascha vielleicht nicht am Ruder bleiben würde, nicht selber plötzlich Kehrt machen wolle und alle seine schönen modernen Einrichtungen, sein Straßenbau, seine Squares und Boulevards wieder ein Raub des orientalischen Schlendrians, der schnödesten Faulheit und der Verlumpung werden.

Wie es in Egypten augenblicklich steht, ist's schwer, etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Der Eingeborne verarmt, das ist unläugbar; er ist der Paria, der Lasten- und Steuerträger seiner Heimath geworden, während der Fremde, namentlich aber das Franzosenthum, sich bereichert. Das Geld wird mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen; einzelne Spekulanten pressen dem Vizekönig ungeheure Summen ab, der Hofstaat ist ein Sumpf, in welchem Millionen verschwinden, und die Diamantenhändler machen die glänzendsten Geschäfte, während der Bauer die letzte Kraft am Pfluge verwendet, um dem Steuereinnehmer zu genügen, natürlich erst, wenn dieser mit der Bastonnade droht oder dieselbe in Anwendung gebracht hat, denn es ist nicht anständig, ohne solche die Steuern zu zahlen. Der Beamte endlich murrt, denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß er plötzlich anstatt zwanzig Pfund Sterling des Monats nur zehn erhält, weil kein Geld da ist. Der Beamte selbst murrt, denn er, für den kein Geld vorhanden, sieht, daß es für Andere in Millionen aufgetrieben wird; er sieht es für Illuminationen und allerlei Festlichkeiten verschwenden, wie sie vor einigen Tagen zu Ehren der Kaiserin Eugenie in Kasr-el-Ali stattfanden.

Seit Said Pascha's Tode ist der Wohlstand der Nation einer schnellen Verarmung entgegengegangen, und der Moment ist nahe, wo das Schiff einen Leck bekommt. Aber wenn die Erbfolge in der Familie Mehemet-Ali bleiben soll, wäre mit Mustapha Fazyl Pascha, dem Bruder, etwas gewonnen gewesen? Dieser Herr hat seinen letzten längern Aufenthalt in Paris mit Versteigerung seiner ganzen Habe geendet; hat kürzlich erst in einem rheinischen Bade sein Geld (die Millionen, die er von Ismail erhielt) an der Spielbank vergeudet und den Koketten geopfert; auf dem Throne Egyptens würde er es also schwerlich anders getrieben haben. Für Egypten ist demnach einstweilen kein Heil, denn seit seine Baumwollenkultur auf dem europäischen Markt eine Rolle spielt, darf diese nicht wieder in die egyptische Faulheit zurückversinken; und was Ismail selbst anbetrifft, so scheint es um des Friedens mit der Pforte willen das Klügste zu sein, er opferte von allen den Millionen, welche er nutzlos ausgibt, noch einige an den Bruder Mustapha, der sie zwar auch nicht nutzbringender placiren, aber dann wenigstens mit ihm an einem Strange ziehen wird.

Würzburger Stadttheater.

Operubericht.

Würzburg, 11. Dezember.

„Fidelio", die einzige Opee, welche wir von Ludwig v. Beethoven besitzen, ging am vorigen Mittwoch zum zweiten Male in dieser Saison über die Bühne; es zieht sich ein eigenthümlicher, melancholischer Zug wie ein rother Faden durch diese herrliche Composition und selbst die wenigen humoristisch gehaltenen Nummern sind davon nicht frei; zwischen den tändelnden Stellen des Duettes der Marzelline und Jaquinos sieht Ernst und Trübsinn hervor; es sind die Schatten, welche dem Unglücke, von dem der Meister später betroffen worden ist — er hat bekanntlich das Gehör verloren und wurde in Folge dessen verschlossen und menschenscheu — vorhergegangen sind. Diese trübe Stimmung ist übrigens dem Sujete mit seinen düsteren Situationen vollständig entsprechend und schlägt erst am Schlusse in feierliche Jubeltöne um, nachdem Leonore das höchste Opfer gebracht hat und der rachdürstende Pizarro entlarvt worden und gefallen ist.

Wohl kann dieses immense Tonwerk hier nicht in wünschenswerther Vollendung aufgeführt werden, doch erschließt uns auch eine minder gelungene Aufführung die reichen Schätze, welche das große Talent Beethovens in seiner Oper niedergelegt hat und deshalb bereitet uns die Aufführung „Fidelio's", wenn keine auffallenden Verstöße vorkommen, immerhin einen genußreichen Abend. So war es auch am vorigen Mittwoch; die Oper wurde befriedigend, wenn gleich nicht frei von jedem Anstande aufgeführt; an einzelnen Stellen wurde sogar ganz trefflich zusammengewirkt; das war namentlich in dem großen Quartette im ersten Akte, einer der gefühlvollsten und schönsten Nummern der Oper, der Fall; Frln. Kaufmann hat in der Titelrolle ihre große Arie mit tiefem Verständnisse gesungen und in ihrer Deklamation den Ton ernstester Bekümmerniß und Befürchtung in angreifender zum Herzen eingehender Weise getroffen; dem Seelenkampfe und Konflikte im 2. Akte wußte sie den rechten Ausdruck zu geben und befriedigte überhaupt im Spiele.

Der Rocco des Hrn. Rezny war brav, ebenso die weiteren Nebenrollen der Marzelline (Fr. Erhart) und des Jaquino (Hr. Jungmann). Hr. Melms hat den Pizarro dieselbe besser als bei der ersten Aufführung gegeben, war aber nicht im Stande, die stark mit Blech instrumentirten Stellen seiner großen Arie zu bewältigen. Besondere Anerkennung müssen wir den Mitgliedern des Männerchores für den trefflichen Vortrag des Gefangenen-Chors aussprechen; er wurde mit Wahrheit und innigem Gefühle gesungen und mit Recht allgemein applaudirt.

Der gestrigen Aufführung des „Nachtlagers“ merkte man es an, daß die energische Führung des Taktstabes des ersten Kapellmeisters abging; es war im Orchester kein rechtes Zusammenhalten, wir vermißten die sonstige Präcision und Sicherheit öfters in auffallender Weise; es scheint auch keine oder nur eine sehr oberflächliche Probe stattgefunden zu haben; es ist nur dem Werthe eines so lieblichen und ansprechenden Tonwerkes, wie das „Nachtlager“ von Konradin Kreutzer ist, zu danken, daß man in der Hauptsache befriedigt das Theater verlassen konnte.

Die dankbare Rolle des Prinzregenten wurde von Herrn Melms im zweiten Akte glücklich durchgeführt, er hatte mit der großen Arie im Mauerschlosse entschiedenes Glück, während seine Stimme im ersten Akte öfters detonirte, nicht ausgab, deßhalb bedeutend forcirt wurde und dadurch ihre Klangfarbe verlor und effektlos blieb; so kam es, daß selbst eine der schönsten Stellen, die Ariette: „Ich muß sie einem Andern geben“, besonders bei der mezza-voce gesungenen Wiederholung wirkungslos verhallte.

Frl. Erhart hat als Gabriele vollständig befriedigt; sie ist dieser, nicht auf große Gesangsmittel berechneten Rolle gemachten und für dieselbe vermöge ihrer Individualität wie geschaffen; sie konnte deßhalb ihre Aufgabe glücklich lösen. Im ansemble hätte mehr Schwung und Zusammengreifen sein dürfen, das Hirtenterzett wurde nicht correkt gesungen und berührten öftere Mißtöne das Ohr; mit den Chören, welche wegen ihrer Popularität und Fasslichkeit ohnehin keine Schwierigkeiten bieten, konnte man zufrieden sein. Befremdet hat nur der geringe Besuch des Publikums bei einer so reizenden und gediegenen Composition wie das „Nachtlager“.

O.

Miscellen.

Die belgische Polizei hat die Verübung eines schrecklichen **Raubmordversuchs** in Ouargenon verhindert. Auf einem isolirt liegenden Gute wohnten zwei steinalte Frauen, Schwestern, nebst dem blödsinnigen Sohn der Einen und einem Dienstboten, der jedoch stets von Samstag Abend bis Sonntag Morgens abwesend ist. Diese Zeit wollte eine Rotte von Verbrechern zu einem Ueberfall benützen; die Polizei jedoch erhielt Wind davon und legte sich in Hinterhalt. Am Samstag Abends klopfte es an der Hausthüre der gedachten Wohnung. Eine der Frauen öffnete, wurde aber sofort niedergeworfen und schrie um Hilfe. Nun stürzten die in der Nähe versteckten Polizeiagenten hervor und ein heftiger Kampf entspann sich, da die Verbrecher trotz der augenblicklichen Ueberraschung bald energischen Widerstand leisteten. Nur mit großer Mühe gelang es, dieselben zu überwältigen. Nun war aber die Ueberraschung auf Seiten der Polizei, denn zwei der Räuber entpuppten sich als — verkleidete Weiber aus dem benachbarten Orte Wasmes. Ein Dritter, der, durch eine Eisenstange niedergeschlagen, auf dem Platze blieb, war zwar ein wirklicher Mann, dagegen hat ein vierter Spiessgeselle, der entwischt war und erst später aufgefunden und verhaftet wurde, ebenfalls als ein Weib sich erwiesen. Das ganze Complott war von diesen verwegenen Verbrecherinnen ausgeheckt und unternommen worden.

•

— (Ein Vater, der sein Kind selbst tauft.) Dem „Pesti N.“ wird aus Erlau geschrieben: In unserer Stadt bildet gegenwärtig der Fall des Schneidermeisters Alex. Szabo das Tagesgespräch. Herrn Szabo wurde ein Mädchen geboren, und zur Taufpathin ersuchte er Frau Emilie Korn-Altmann, eine Israelitin. Er zeigte dies in der Pfarre an, doch hier verweigerte man die Taufe. Die Anzeige machte der Vater selbst, diesen Rückkauft aber zu Hause nicht erwartet werden konnte, und so war man inzwischen mit dem Kinde in die Kirche gegangen. Dort begann der Kaplan bereits den Taufakt und fragte eben, wer die Pathin sei. Als er ihren Namen hörte und ferner, daß sie Israelitin sei, verweigerte auch er die Taufe und sagte dem Vater, er solle sich eine andere Pathin suchen. Da der Vater dies bestimmt zurückwies, unterbrach der Geistliche die Taufe. Da trug der Vater sein Kind zum Weihwasserbehälter und sagte: „Ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Emilie Cielia“, und küßte innig sein Kind. Dann trug er es zur Pathin, damit sie es auch segne, was sie auch that. Alle, die zugegen waren, waren gerührt. Hierauf wurde die Geburt des Kindes dem Bürgermeister angezeigt, und ohnmar man aus der Pfarre am ahderen Tage den Messner zum Schneider schickte, daß er sein Kind ordnungsgemäß taufen taufe, Dies dieser doch bald, daß das Kind schon getauft sei. Der Fall hat große Sensation gemacht, und man ist begierig, was der Erzbischof, dem es angezeigt wurde, dazu sagen mird.

•

— Saphir, ebenso häufig als witzig, fuhr auf der Post mit zwei Männern, die Ehre über seine Nase zc. machten. Saphir machte sein dümmstes Gesicht und schwieg. Wer sind Sie? fragten die Herren. — Ich bin Literat und heiße Saphir; und mit wem habe ich die Ehre zu reisen? — Wir gehören zur Gesellschaft Jesu. — Zu welcher? zur ersten oder zur letzten? — Die Jesuiten stutzten und fragten: wie meinen Sie das? — Nun, das ist doch einfach, die erste Gesellschaft Jesu waren Ochsen und Esel, denn er wurde in einem Stalle geboren; die letzte Gesellschaft waren zwei Spitzbuben, die mit ihm gekreuzigt wurden. Nun frage ich nur, zu welcher Gesellschaft gehören Sie?

•

— (Auch nicht übel!) In einem deutschen Witzblatte findet sich folgende Annonce: Für das reisende Publikum, namentlich für Engländer, empfehlen sich die Hotels in Großgeran. Zimmer comfortable, Bedienung freundlich, Erbstöße zu jeder Tageszeit in beliebiger Stärke. Ganz starke mit einfallenden Schornsteinen, tanzenden Möbeln und wackelnden Häusern (besonders von Engländern gewünscht), zu verschiedenen Gängen Mittags bei der Table d'hôte und Abends einzeln nach der Karte; schwächere mit weniger Effekt und singendem Geräusch (für gemüthliche deutsche, namentlich Leipziger Gäste) zu jeder Tageszeit. Preise billig. (Großgeran befindet sich im Mittelpunkte von Europa, nahe bei Homburg und Wiesbaden.)

•

— (Freimaurer in den Vereinigten Staaten.) Die Zahl der Freimaurer in den Vereinigten Staaten beträgt 454,555; davon kommen 74,079 auf den Staat New-York, 30,229 auf Illinois, 29,840 auf Pennsylvanien, 28,866 auf Massachusetts u. s. w.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 96. Mittwoch, den 15. Dezember. 1869.

Das Rad der Zeit.

Vor dem Zeltportale hangen
Manche wie vor'm hohen Gitter,
Weil sie noch am Alten hangen,
Das in Trümmer fank zersplitt.

Wo wir hin die Blicke wenden,
S.'s in Land, in Nachbarreich,
An den aller-fernsten Enden
Rollt das Rad, der Sonne gleich.

Rollend über Finsternissen
Zieht es seine helle Spur,
Rings bestraht es Kunst und Wissen,
Erntelustig blüht die Flur.

In der Werkstatt das Gewerbe
Schwingt sich auf in kund'ger Hand,
Für ein segen-schweres Erbe
Sorgt ein tüchtiger Lehrstand,

Durch den Dampf sind fernste Länder
Wie durch Zauber nah' gerückt,
Durch die Gutapercha-Bänder
Ist im Meer die Post geglückt.

Durch das Kabel der Gedanke
Weitbin blitzt sein Telegramm;
Yankee, Hindu, Mohr und Franke
Alles ist ein Bruderstamm.

Vorwärts! was im Weg, nicht schonen
Kann das rasche Rad der Zeit,
Es zermalmt, was Millionen
Aus dem alten Bann befreit.

Lassen Flutben sich auch dämmen?
Jeder Strom folgt seiner Bahn.
Vorwärts! ruft es Völkerstämmen, —
An den Stillstand glaubt nur — Wahn!

Vorwärts heißt es! höh'rer Wille;
Sehr's im Wechsel der Natur:
Ruht sie auch; sie steht nicht stille,
Werdelust ist Gottes Spur.

Wer dies prüft, wird nicht verzagen
Bei dem Fortschritt neuer Zeit,
Sich der Bangigkeit entschlagen
Bei des Zeitrads Rührigkeit.

Eine moderne Tarnkappe.

Nach mündlichen Mittheilungen des sog. Baron Schwindel.

Original-Novelle von Ferdinand Stbra.

(Schluß.)

9. Prinzessin Alexsandra.

In den Mittagsstunden ging ich gewöhnlich im Residenzgarten spazieren. Zwar standen an dem großen, eisernen Eingangsthore zwei Hellebardiers, aber ich und mein Mäntelchen kamen stets hinein.

So kam ich denn auch an einem wunderschönen Frühlingsnachmittag (es war ohngefähr eine Woche nach des Juden Hinscheiden) in den Garten und schlenderte gesangweilt in den Laubgängen weiter. An einem Rokokopavillon kam ich ebenfalls täglich vorbei und trat nur heute ein, weil die Thüre gerade offen war. — Doch er war bereits mit zwei Besuchern versehen, die mit einander ein interessantes Gespräch führten. Eine junge, hohe Gestalt rief:

„Können Sie das auf Ihre Ehre behaupten, Herr v. Knieren?"

„Ja, Hoheit, auf mein Wort; ich habe selbst gesehen, wie die Prinzessin den Fürsten empfangen hat!"

„Daran liegt nichts! Hört Er? — Aber ob sie all' das gesagt hat, was Er mir referirt?" —

„Ich stehe mit meinem Kopf dafür!" — —

„Gut, verlaß' Er mich!" — —

Der Hofmann verschwand unter tausend Bücklingen.

„Ach," seufzte der regierende Herr, als er sich allein wähnte, „wenn man nur die Prinzessin Alexsandra einmal belauschen könnte, wenn sie dem Fürsten Audienz gibt! Es ist entsetzlich, diese Eifersucht vergällt mir alle Herrscherfreuden. O, könnte ich nur einmal unsichtbar bei ihr sein. . . ." — —

„Sehr leicht zu machen," ließ ich mich vernehmen.

„Ich glaube gar, es hat sich Jemand hier eingeschlichen!" rief der Großherzog zornig und ging in der Richtung meiner Stimme hin.

„Geister haben überall Zutritt," antwortete ich aus einer andern Ecke des Pavillons.

„Ein Bauchredner, der mich zum besten hält; will den Pavillon nach dem Geiste einmal durchsuchen lassen."

Er ging nach der Thüre; ich schlüpfte hinter ihm hinaus, worauf er zuschließen konnte, so oft er wollte. Als er langsam den Laubgang hinauswandelte, trat ich hinter ihn und sprach:

„Hoheit, Geister lassen sich nicht einschließen!“

Er schaute sich um und zog den Degen, dem ich respektvoll auswich; da er aber nichts mehr hörte, steckte er die Waffe wieder ein. Ich schlich ihm dreist nach und flüsterte:

„Ich will Euch unsichtbar machen, Hoheit!“

„Zum Teufel, was soll denn das; sind meine Wächter so schlaftrunken?“

„Geister sieht man mit dem besten Willen nicht, Sire!“ —

„So möchtest du einen Geist vorstellen?“ lachte die Hoheit.

„Ich habe für diesen Augenblick Körpergestalt angenommen und doch seht Ihr mich nicht!“

Zugleich ergriff ich seine Hand, ließ sie aber schnell los, weil er schon wieder nach dem Degen griff. Ich retirirte, indem ich rief:

„Der Degen hilft nicht! — Ich bin Euch gewogen und wünsche, daß Ihr Alessandra kennen lernt, wie sie ist!“

„Ah bah! Du bist ein Schwindler!“

„Wie Hoheit wollen; ein andermal mehr. Mein Schutz hat Euch verlassen. Euer Staatsminister wird sterben; Ihr werdet die Sünden Eures Vaters büßen. Graf Artori im Kerker hat Euch und Euer Geschlecht verflucht!“ — —

Da kam eilig die Allee herab ein Lakai, den Großherzog zu suchen, und ich hörte die Worte flüstern: „Se. Exzellenz liegen im Sterben!“

Ich sah, wie die Hoheit jäh zusammenfuhr und dem Diener folgte. Auch ich folgte den Beiden und trat bald in ein Sterbezimmer. Da lag die Exzellenz, der ich vor Wochen auf der Straße begegnet war, im seidenen Bette und eine Menge Hofherren um ihn her. — Der Großherzog kam an's Bett und blickte feuchten Auges auf seinen Staatsminister, der sich mit aller Kraft im Bette erhob und matt keuchte:

„Hoheit, eine Gnade — —, daß ich ruhig sterbe; — lassen Hoheit . . . den Grafen Artori — — — befreien, Residenzthurm 4.“ — —

Ich stand nahe bei der Gesellschaft und rief nun mit starker Stimme:

„Das hat dir Gott gerathen, alter Sünder!“ —

„Das ist seine Stimme,“ stöhnte der Kranke, während jedes andere Herz ein furchtbares Grausen faßte; ich verschwand, als ich sah, wie dem Großherzog unwohl ward. — Der Staatsminister starb denselben Tag. Am folgenden Morgen sollte Graf Artori befreit werden; schnell hatte sich die Kunde verbreitet und ziemlich viel Volk hatte sich versammelt. — Ich dagegen war beschäftigt gewesen, einen zweiten Tarnmantel zu fertigen, um dem Großherzog dienen zu können und führte ihn auch an diesem Morgen bei mir. — Der Großherzog ward von der Menge still empfangen; man öffnete den Kerker und fand den Grafen, aber nur als halbverwitterte Leiche. — — Da ging ein drohendes Murmeln durch die Volksmenge, das sich bald zu lauten Verwünschungsrufen erhob, die der Hoheit galten. Ja, bereits sah man sogar einige Steine fliegen. — Hoheit war verwirrt, seine Höflinge verließen den Herrscher; schnell trat ich herzu, warf ihm den Mantel über, zog die Kapuze fest, nahm ihn beim Arm und sagte leise:

„Sire, folgen Sie Ihrem Schutzgeist, weisen Sie heute seine Dienste nicht von sich; jetzt kann Sie kein Mensch sehen.“ —

Wir waren bald in Sicherheit; doch die Hoheit wollte den Tarnmantel nicht wieder hergeben; doch ich erklärte ihm, daß er nur 24 Stunden diese Eigenschaft besitze und man deswegen noch kein Geist sei. —

„So wollen wir jetzt nach Alessandraberg gehen!“

„Ganz nach Wunsch, kgl. H:heit!“ — —

Wir machten den nicht weiten Weg zu Fuße und traten in der Prinzessin Gemach gerade, als sie dem Fürsten Wallmar einen Kuß gestattete.

Der Großherzog sah dies und stürzte mit blankem Degen auf den Fürsten zu. Ich warf mich dazwischen, ward an der Hand verwundet und sah den Fürsten entseelt zu Boden fallen. Prinzessin Alessandra mußte keinen schlechten Schrecken haben, als sie nur den Degen ohne Mann ihren Liebhaber tödten sah. Zur Gemahlin hat die Hoheit die Prinzessin wohl nicht gemacht. —

Als ich nach Hause kam, ward ich überrascht von Clementine. — Sie erklärte mir, ich solle sogleich mit ihr abreisen, sie müsse das als meine Frau verlangen.

„Seit wann sind wir denn verheirathet, Clementinchen?“ — —

„Ach, er ist ein compleier Narr?“ weinte das gute Kind.

10. Der Autor erzählt selbst.

Soweit war mein Jugendfreund in seiner sonderbaren Erzählung gekommen, als er plötzlich abbrach, auf mich zusprang, mich bei der Kehle packte und rief:

„Und weil du lachst, glaubst du auch, ich sei ein Narr; wart', Leibfuchs!“ — —

Nur mit Mühe ward ich von ihm befreit.

* * *

Jetzt trat ich aus einer Irrenanstalt und nahte einer schwarzgekleideten Dame.

„Nicht wahr, Sie haben sich überzeugt, daß er unheilbar ist?“ — —

Ich konnte keine Antwort geben; denn der Athem circulirte noch nicht recht in mir. Im Wagen erzählte mir dann die Dame noch Folgendes:

„Dr. Schwinder (nicht Schwindel, wie er sich jetzt immer nennt), mein Gatte, war ein sehr weit bekannter Arzt; hatte aber leider die Leidenschaft für alte chemische Werke, wo allerlei Tinkturen angegeben sind, wie man den Stein der Weisen bereiten könne und mehr dergleichen.

„Schon vor einigen Jahren machte er mir die Mittheilung, er habe eine Salbe gefunden, die unsichtbar mache; er vertiefte sich wirklich in das unsinnige Vorhaben, unsichtbar zu werden und erzählte mir einmal, er sei mir schon vor der Verlobung als Geist erschienen. Damals merkte sich leider, daß sein Geist eine schiefe Bahn abwärts gehe; ich zog Aerzte zu Rathe, die mich abwarten hießen. Allein seine fixe Idee nahm immer mehr überhand. — Vor etwa dreiviertel Jahr reiste er nach M., wohin ich ihm schleunigst folgte. Dort hörte ich zu meiner großen Verwunderung, daß er in seinem Zustande sogar den Kaiserschnitt glücklich gemacht hatte. Doch er wollte gar nicht wissen, daß wir verheirathet seien und nur mit Gewalt konnte man ihn in's Irrenhaus bringen. Seine brave Mutter ist aus Kummer gestorben.“ — —

Hier endete die Dame, da wir am Hause angekommen, und ich kehrte traurig nach meiner Wohnung zurück, indem ich gehofft hatte, meinen lieben Schwinder seit den Wiener Studentenzeiten wieder einmal zu sehen.

Das ist eine traurige Geschichte mit der modernen Tarnkappe, so lustig sie scheint.

Amerikanisches Schulwesen.

Die Stadt Philadelphia im Staate Pennsylvanien, deren gegenwärtige Bevölkerung auf 800,000 Seelen geschätzt wird, hat im Jahre 1867 eine Zählung aller Kinder und jungen Leute im Alter von 6 bis 18 Jahren veranstaltet. Die Zählung ergab 142,517, wovon 70,674 männlichen und 71,843 weiblichen Geschlechts, und von diesen besuchten öffentliche Schulen 39,156 Knaben und 37,263 Mädchen, Privatschulen 5938 Knaben und 6861 Mädchen, Kirchen- und Konfessionsschulen 5782 Knaben und 6081 Mädchen, in regelmäßiger Beschäftigung standen 11,750 Knaben und 9152 Mädchen (davon 6733 Knaben und 5258 Mädchen im Alter von 15 bis 18 Jahren), und 20,534 (8048 Knaben, wovon 4678 im Alter von 6 bis zu 12 Jahren, und 12,486 Mädchen, wovon 6185 im Alter von 6 bis 12 Jahren) besuchten weder eine Schule, noch standen sie in regelmäßiger Beschäftigung.

Die amerikanischen Schulen haben einen großen Vortheil dadurch, daß von der Gründung einer Ortschaft an ein Schulfonds von vornherein gesichert ist: eine bestimmte Parzelle des Landes, welches, sei es der Bund, sei es der Einzelstaat, für neue Ansiedlungen anweist, ist als Schulgut vorbehalten. Aber trotz dieser Erleichterung, welche nur ein an verfügbarem Grund und Boden so reiches Land gewähren kann, ist in Amerika die Volksbildung keineswegs so allgemein, wie in der Schweiz und denjenigen deutschen Staaten, wo der Schulbesuch obligatorisch erklärt ist; obige Ziffern für Philadelphia beweisen, wie selbst in einer großen, an Stiftungen, Opferwilligkeit und Hilfsmitteln aller Art reichen Stadt, der zweiten in den Vereinigten Staaten nächst New-York, ohne Schulzwang ein allgemeiner Besuch der Schulen nicht zu erzielen ist. In den Südstaaten war, schon nach dem letzten Census von 1860, unter der weißen Bevölkerung der Bildungsstand am tiefsten; nun sind dazu noch die Massen freigegebener Neger und Farbiger hinzugekommen, welche bisher gar keinen Unterricht genossen, ja denen nach den früheren Sklavengesetzen gar kein Unterricht ertheilt werden durfte. Man hat eingesehen, daß, wenn diese gänzlich ungebildeten Massen in die politische Stimmberechtigung einrücken, darin eine Gefahr für die Demokratie liegt, und die Bundesregierung wie freiwillige Vereine sind daher seit Beendigung des Secessionskriegs eifrig bemüht gewesen, im Süden Schulen für die Farbigen, Erwachsene wie Kinder, zu errichten.

Philadelphia besitzt zwei höhere Schulen: eine für Knaben und eine für Mädchen — die beide als Musteranstalten angesehen sind; jene, die „Central High School", zählt 464, diese, die „Girl's Normal and High School", 355 Zöglinge: jene kostet die Stadt jährlich 33,963, diese 12,763 Dollars. (Die Zahlen beziehen sich sämmtlich auf das Jahr 1867.) Der Vorsteher des Knabengymnasiums bezieht einen Gehalt von 2475 Dollars, die Lehrer 1650—1980 Dollars, der Vorsteher des Mädchengymnasiums 1980 Dollars, die Lehrerinnen je 660 Dollars.

Wie verschieden die amerikanischen von den europäischen Gymnasien sind, zeigt schon ein Blick auf den Studienplan der Central High School von Philadelphia. Sie zerfällt in acht Halbjahrsklassen; die Schüler treten aus den Grammar-Schools (unseren früheren Lateinschulen entsprechend) und aus den Sekundarschulen in das Gymnasium ein. Griechisch wird nicht gelehrt, Latein nur in den sechs oberen Klassen; statt der alten Sprachen steht im Unterrichtsplan voran: Aufsatz und Redeübungen in der Muttersprache, Rhetorik und Logik. Von neueren Sprachen wird nur deutsch gelehrt, und nur in den fünf unteren Klassen; der Staat Pennsylvanien zählt bekanntlich eine sehr starke, deutschredende Bevölkerung, so daß selbst die Verhandlungen der gesetzgebenden Behörden u. s. w. sowohl deutsch als englisch veröffentlicht werden. Französisch hat man in jüngster Zeit aus dem Unterrichtsplan gestrichen, um mehr Zeit für andere Fächer, die man für wichtiger hielt, zu gewinnen. Geschichte wird nur im ersten Jahre getrieben; die in den beiden unteren Klassen für den Geschichtsunterricht zu Gebote stehenden Stunden werden im folgenden Jahre auf Nationalökonomie, im dritten Jahre auf „Moralwissenschaft", im vierten auf „Geisteswissenschaft" (wohl Psychologie und Metaphysik) verwendet. Sehr hoch wird die Mathematik getrieben: in den obersten Abtheilungen wird Differential- und Integralrechnung, Uranographie und Astronomie gelehrt. Dazu kommt ein mit Naturgeschichte und physischer Geographie beginnender Cursus der Naturwissenschaften: ein Jahr Naturgeschichte, $1^1/_2$ Jahre physische Geographie, $2^1/_2$ Jahre Chemie, 3 Jahre Physik, 2 Jahre Anatomie, 2 Jahre Physiologie. Von praktischen Fächern wird ein alle Stufen durchlaufender Zeichnenunterricht gegeben, außerdem in den unteren Klassen während $1^1/_2$ Jahren Buchhaltung und im letzten Jahre Civilbaukunde (civil engineering) gelehrt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

(Wie man auf wohlfeile Weise zu einem Sperrsitze kommt.) Die „Liberté" erzählt Folgendes: An einem Theater-Festtage, in dem das ganze Haus schon ausverkauft ist, kommt ein Freund zum Direktor. „Ich brauche nothwendig zwei Sitze," sagt er. — „Unmöglich, ich habe nur mehr ein Tabouret. Noch gestern habe ich die Hälfte des Souffleurkastens an einen Senator verkauft." — „Das kümmert mich nicht, du mußt mir doch meine Sperrsitze verschaffen." — „Laß' mich ein wenig nachdenken, vielleicht geht es so. Wenn du heute Abends um neun Uhr kommst, kann ich dir vielleicht zwei Orchester-Fauteuils verschaffen. Das ist nämlich so: ich habe die Nummer 23 an einen Rothen und den Neben-Fauteuil an einen Weißen vermiethet. Sie vertragen sich zusammen wie Wasser und Feuer, wie Hund und Katze; um es kurz zu sagen, ich habe Cassagnac und Rochefort neben einander gesetzt. Binnen fünf Minuten werden sie sich mit Blicken messen, und bald wird es zu einem flegelhaften Wortwechsel kommen. Das Haus wird folgerichtig Protest erheben, die Stadtsergeanten werden interveniren, man wird die Störenfriede entfernen und die zwei Plätze werden frei sein, sie gehören dir, nimm sie und halte reinen Mund über das Geheimniß."

— **(Mord und Selbstmord.)** Vor einigen Tagen erschien in der Redaction des „Debreczen" ein junger Mann aufgeregt

und verlangte, es solle der Name seiner ihm untreu gewordenen Geliebten veröffentlicht und diese so an den Pranger gestellt werden. Die Redaction verweigerte ihm dies, und der junge Mann ging fort. Am Abend des verflossenen Sonntags verübte derselbe junge Mann einen schauderhaften Mord, über den „Debr." Folgendes mittheilt: „Anton Sz., Schustergeselle und Sohn einer achtbaren Familie, hatte eine Verwandte, ein junges Mädchen, Namens J. B., öfter mit Liebesanträgen bestürmt, wurde jedoch immer zurückgewiesen. Am 4. d. Abends erschien er wieder bei dem Mädchen und bat um Gegenliebe; nachdem er jedoch abermals zurückgewiesen worden, zog er eine doppelläufige Pistole heraus, schoß erst nach dem Mädchen und machte mit dem anderen Schusse seinem eigenen Leben ein Ende. Das Mädchen lebt noch, wird jedoch schwerlich aufkommen. Der junge Mann ging mit dem festen Entschlusse hin, um den Mord und Selbstmord auszuführen, denn man fand bei ihm ein scharf geschliffenes Messer, welches er ohne Zweifel gebraucht haben würde, wenn die Pistole versagt hätte."

•

— Man schreibt aus Rom: Unter den Päpsten der Neuzeit hat keiner so viele außerordentliche Mittel, die katholische Liebesopfer waren, wie Pius IX. zur Verfügung gehabt. Das Conzil scheint die Vergangenheit darin noch übertreffen zu wollen, denn kein Bischof kommt mit leeren Händen, die amerikanischen aber mit den vollsten. Erwähnt sei nur der Erzbischof von Lima, welcher seines hohen Alters wegen nicht kommt (er ist ein Greis von 94 Jahren), aber zu seiner Entschuldigung einen Hirtenstab aus gediegenem Gold, 10,000 Scudi werth, einsandte. Der Generalvikar der Minoriten in Peru überbrachte von einem Damenverein in Lima einen silbernen Korb mit Silberblumen und 7000 Frcs., der Erzbischof von Quito einen goldenen, mit Perlen geschmückten Kelch und seitens des Präsidenten der Ecuador-Republik mehrere Kleinodien, der Erzbischof von Caracas legte dem Papste 80,000 Francs zu Füßen. Die Amerikaner des Südens sind stolz darauf, daß Pius IX., der einzige Papst war, der (als Canonicus Mastei) Amerika besuchte. Capitän Gordon übergab im Namen des Londoner katholischen Comité's 72,000 Francs.

•

— (Wie man in Paris Chignons macht.) All das Haar, welches als das Gewächs zweifelhafter Köpfe angekauft, hie und da und überall aufgelesen, im Spitale abgeschnitten, aus den Kämmen gesammelt, auf die Straße geworfen und von dem Haken des Lumpensammlers aufgerafft wurde, wird zuerst nach der Farbenschattirung, dann nach der Länge sortirt und nach einem Reinigungsprozesse, der es nicht viel reinlicher macht, schickt man es nach St. Pélagie, wo die Gefangenen ihre Tage damit verbringen, das Haar auf Seidenfäden zu befestigen und es kunstgerecht zu flechten. — Es muß ein kühner Mann sein, der es wagt, eine Modeschönheit um eine Liebeslocke ihres Haares zu bitten, welche vielleicht in einem Spitale abgeschnitten oder aus dem Straßenkehricht herausgefischt wurde. Der alte Witz, daß die Cholera im Haare steckt, kann in der eleganten Welt zur schrecklichen Wirklichkeit werden und eine Reihe von Krankheiten, so tödtlich wie die Gehirnentzündung, kann möglicherweise durch Chignons herbeigeführt werden, deren Rohstoff stückweise aus einem Rinnsal aufgelesen und in einem Gefängniß zu Flechten verarbeitet wurde.

•

— Aus Budweis, 26. November, wird der „Boh." erzählt: Vorgestern setzte sich ein hiesiger Gewerbsmann mit seinen Angehörigen Mittags zu Tische. Mit dem Zerlegen des Fleisches beschäftigt, schrie er plötzlich das Gesicht zur Zimmerthür und rief mit lauter Stimme „Herein!" Als nun Niemand in's Zimmer trat, wiederholte er denselben Ruf. Auf die Bemerkung der Angehörigen, daß ja kein Klopfen hörbar sei, erwiderte er, es müsse Jemand an die Thür klopfen, wobei er aufstand und zum dritten Male mit starker Stimme „Herein" rief. In demselben Momente aber stürzte er vom Schlage getroffen todt zu Boden. Der in den besten Jahren stehende Gewerbsmann, ein Nagelschmied, welcher sich einer kräftigen Körperkonstitution erfreute und in lustiger Gesellschaft öfter einen Eimer Bier oder 18 bis 20 Seidel Wein vom Flecke weg austrank, hatte dem Tode „Herein" gerufen.

•

— (Wann ist eine Heirath abgeschlossen?) Einer Entscheidung eines der New-Yorker Gerichtshöfe zufolge gilt es bereits als Heirath, wenn ein Mann einer Frau erlaubt, seinen Namen zu führen, ohne daß irgend welche Trauungs-Ceremonie vorhergegangen zu sein braucht.

Literarisches.

„Zeitschrift für bildende Kunst." Die beiden letzten Hefte Nr. 11 und 12 des mit dem Septemberhefte zu Ende geführten 4. Jahrgangs enthalten u. A. folgende Artikel: Drake's Schinkelmonument für den Bauakademieplatz in Berlin, von Bruno Meyer, mit 3 Holzschnitten; einen Essay von Schnaase über die Renaissance in Frankreich mit Holzschnitten; die Fortsetzungen der Meisterwerke der Braunschweiger Galerie in Radirungen von W. Unger u. zwar 12. Bildniß eines niederländischen Edelmanns von Franz Hals und 13. eine Dünenlandschaft von Jan van der Meer d. Aelt., von Haarlem, von welchem Meister auch eine Waldlandschaft aus der Galerie Suermondt in Aachen in Holzschnitt beigefügt ist, mit Text von W. Bode; Leon Battista Alberti, von Jul. Meyer; Michelangelo und die Reformation, von Moriz Carriere, mit Holzschnittvignetten; die Beziehungen der Pariser Künstler zur französischen Reformation von 1789 bis 1795, von S. Lungershausen; einen Bericht über die Ausstellung älterer Gemälde in München, von W. Schmidt; Recensionen neuer kunstliterarischer Werke. Das Beiblatt „Kunstchronik" Nr. 20 bis 23 bringt Korrespondenzen aus Berlin, Stockholm, München, Innsbruck und Berichte und Notizen über die neuesten Erscheinungen des Kunstlebens und Kunstschaffens der Gegenwart.

Aus einer Ankündigung der Verlagshandlung geht hervor, daß den mit so vielem Beifall aufgenommenen Radirungen von W. Unger nach Gemälden der Braunschweiger Galerie eine Reihe ähnlicher Reproduktionen von demselben verdienstvollen Stecher nach Werken der Kasseler Galerie folgen werden. Auch werden mit Holzschnitten und Stichen illustrirte Berichte über die internationale Kunstausstellung zu München für die ersten Hefte des neuen Jahrgangs, der soeben begann, in Aussicht gestellt. (In Würzburg zu beziehen durch die Stahel'sche Buch- und Kunsthandlung.)

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 97. Sonntag, den 19. Dezember. 1869.

Gedichte

von Alois Joseph Ruckert.

III.

Verstumme, Lied der Freude!

Verstumme, Lied der Freude,
Der Liebe und Liebesluft;
Lieb' läßt sich nicht ertragen
Hinein in des Menschen Brust!

Sie kommt als wie die Rose,
Die während der Nacht erblüht;
Als wie die Sonn' am Morgen
Schnell über dem Berg herzieht.

Und wie die Ros', gebrochen,
Verwelket und schnell verweht,
Und wie die Sonn' sich trübet,
Wenn die Wolke drüber geht:

So geht es mit der Freude,
Mit Liebe und Liebesluft;
Es zieh'n gar viele Wolken
Hin über des Menschen Brust.

Das Blumenbouquet.

Von Horaz Raisson.

Den Tag vor dem St. Ludwigs-Feste des Jahres 1758, kam ein armer Handarbeiter, ein Bohner, keuchend in das Hotel des Polizeilieutenants zu Paris, und verlangte den Beamten zu sprechen. Es war aber gerade um Uhr, die damalige Tischzeit, und die Dienerschaft, an welche sich der Mann wandte, wagte es nicht, den Herrn v. Bellisle, eines Arbeiters halber, zu stören. Er bestand indeß nachdrücklich darauf; man sagte ihm in's Gesicht; er bat flehentlich; man stieß ihn gehen; er wurde heftig und faßte die Anmeldung zu erzwingen; man faßte ihn nun bei der Schulter und wollte ihn eben auf der Thüre werfen, als er schrie: „Weiset mich nicht ab! Ich will den Herrn v. Bellisle sprechen! das Leben des Königs steht auf dem Spiele!“ Bei diesem Ausruf hielt die Dienerschaft inne, und ein Gefreiter, betroffen von dem Tone von Aufrichtigkeit und Wahrheit des braven Mannes, unterrichtete den Polizeilieutenant von dem dringenden Verlangen des Bohners, der nun sogleich in das Kabinet geführt wurde, wo der Beamte ihn mit einer ausforschenden strengen Miene empfing.

Dieser Mensch hatte, während er in seinem schweren Berufe in einem der damaligen berühmten Vergnügungshäuser arbeitete, durch eine schlecht verwahrte Scheidewand zwei Personen vom Hofe leise sprechen hören. Der häufig genannte Name des Königs hatte ihn aufmerksam gemacht; er hatte sein Ohr an die Wand gelegt, und die Worte, die er vernommen, waren von der größten Wichtigkeit. Unter den Bouquetten, welche denselben Abend noch dem Könige auf Veranlassung seines Festes überreicht werden sollten, wollte man vorher eines bereitet, dessen Blumen in ein dermaßen feines Gift getaucht wären, daß, wenn der König daran röche, er todt niedersinken müsse. Im Besitz dieses furchtbaren Geheimnisses hatte der Bohner seine Arbeit unvollendet gelassen und war, so wie er war, in seinem Arbeitsanzuge gleich in das Hotel des Polizeilieutenants gelaufen, um die zu bewerkstelligende Schandthat zu entdecken.

Seit den vorgeblichen Komplotten Latudes und einiger wenigen berühmten Mördeschmiede war die Polizei bei den Entdeckungen dieser Art sehr ungläubig; die ungewöhnlich starke Gemüthsbewegung des Bohners und seine Miene von Aufrichtigkeit und Ueberzeugung bewirkten indeß'm, daß Berlin de Bellisle ihm Zutrauen schenkte.

„Habt Ihr,“ sagte er zu dem Arbeiter, „auch gewiß gehört, was Ihr mir saget? Bedenkt es, setzet wohl zu, denn triebe Euch blos die Hast, eine so entsetzliche Fabel zu erfinden, so würdet Ihr Euer unbesonnenes Verfahren theuer bezahlen; mehr als einer hat sich auf solche Art schon die Thüre der Bastille geöffnet . . .“

„Sie mögen mich auf die Folterbank werfen lassen, und ich werde nicht anders sprechen,“ versetzte der Bohner schnell; „ich höre, was ich hinterbrachte. Behalten Sie mich hier, bis Sie Gewißheit haben; ich verbürge von Herzen gern mein Leben für die Wahrheit meiner Worte.“

„Das ist genug, ich glaube Euch, ich werde Euch mit mir nach Versailles nehmen.“

Eine Stunde nachher kam der Herr v. Bellisle in der königlichen Residenz an und gelangte auf der Treppe vom Oeil-de-Boeuf in die kleinen Gemächer, um durch seine Anwesenheit den Verdacht Derjenigen nicht zu wecken, hinter deren böses Geheimniß er kommen wollte.

Er hatte mit Ludwig XV. eine lange Unterredung. Gegen acht Uhr, in dem Augenblick erst, als der König in den Tractaten-Saal zu gehen im Begriff war, um die Huldigungen des Hofes und der fremden Botschafter zu empfangen, verwies er sich in einen anstoßenden Saal, in welchem sich der Bohner unter Aufsicht von zwei Wächtern des Obergerichts bereits befand.

Ludwig XV. setzte sich mit heiterem Gesicht auf den im Hintergrunde des Saales stehenden Prunkstuhl; vor ihm stand der prächtige runde Mosaik-Tisch, den Ludwig der Große ehemals von der Republik Venedig erhalten, und der an diesem Tage die Bestimmung hatte, die von der königlichen Familie, den Großoffizieren des Hauses und den Mitgliedern des diplomatischen Corps überreichten schönen Bouquette zu empfangen. Ludwig schien gar nicht unruhig zu sein, er wechselte selbst von Zeit zu Zeit freundliche Blicke mit seiner Geliebten, der Frau von Pompadour, und streichelte mit der Hand seinen Lieblingshühnerhund, den er auf ein Tabouret zu seinen Füßen hatte legen lassen.

Die Feierlichkeit nahm ihren Anfang: der König nahm, wie jedes Jahr, die ihm dargereichten Bouquette eins nach dem anderen an. Als wenn er mit dem Hühnerhunde spielen wollte, dessen unmanierliche Liebkosungen ihm Vergnügen zu machen schienen, hielt er jeden Blumenstrauß dem Hunde vor die Nase, und legte ihn hierauf auf den Mosaiktisch.

Die Mitglieder des diplomatischen Corps hatten Seiner Majestät ihre Huldigung zuerst dargebracht, nach ihnen kam die königliche Familie, die jenen bei dieser Gelegenheit höflich den Vorrang gelassen hatte. Beim ersten der von derselben überreichten Bouquette fiel der Hühnerhund todt zu Boden. Frau von Pompadour erblaßte, ein Schrei wollte eben ihrer Brust entgleiten:

„Es ist nichts," sagte Ludwig leise, „thun Sie sich Zwang an und bedecken Sie mit den Falten Ihres Kleides den Leichnam dieses armen Thieres: es stirbt," sagte er, leise zwischen den Zähnen murmeln, „um die zum Sprichwort gewordene Redensart zu rechtfertigen: Königs Sohn, Königs Bruder, Königs Vater; niemals König."

Ein solches Ende nahm die Ceremonie. Als sich Ludwig wieder in seinen Zimmern befand, ließ er den Polizeilieutenant rufen.

„Sie waren gut unterrichtet, Herr v. Bellisle," sagte er, „voriges Jahr Damens Dolch, dieses Mal ein Bouquet, und Alles aus derselben Quelle. Aber ich kann und will nicht strafen. Ich verbiete Ihnen, diesem Geheimnisse nachzuforschen. Was den Mann betrifft, der mich gerettet hat, so will ich ihn sehen."

Es muß hier bemerkt werden, daß Berlin so rechtlich gewesen war, Ludwig die obscure Quelle seiner Rettung zu entdecken. Es war ein schönes, den künftigen Beamten gegebenes Beispiel, das sie aber sehr wenig befolgt haben. Denn gewöhnlich bringt ein kupfernes Rad einen goldenen Zeiger in Gang, und allein sichtbar, erhält dieser nur Lob und Bewunderung.

„Ich habe den braven Mann mitgebracht," antwortete Berlin, „er ist hier, Sire, sehr beunruhigt, ganz bestürzt, und nur ärmlich mit seiner Arbeitsjacke bekleidet."

„Desto besser, desto besser; das Arbeitskleid ist das Ruhmkleid des Volkes. Bringen Sie diesen Bohner her, Herr von Bellisle; ich werde ihn besser empfangen, als einen Hofmann."

Der Polizeilieutenant ging und kam bald wieder aus dem Saale der Garden mit seinem zitternden Schützling an der Hand zurück, der die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Ludwig hatte gute Seiten: eine Thräne quoll in seinen Augen, und zum Arbeiter gekehrt, sprach er:

„Umarme deinen König, braver Mann; das sei deine erste Belohnung."

„O! Sire," sagte der Mann und suchte sich ihm zu Füßen zu werfen, „bin ich so vieler Güte, so großer Ehre werth?"

Der König schloß ihn hierauf in seine Arme und küßte ihn auf die Stirne.

Das wäre ein Sujet zu einem Gemälde für Greuse gewesen; ein König von Frankreich, elegantes und prunkvoller König von Versailles und von Marly, welcher einen armen, schlecht gekleideten Handarbeiter an sein Herz drückt; der König dankbare Thränen vergießend, der Arbeiter weinend vor Ueberraschung und Rührung.

„Was verlangst du?" fragte Ludwig nach diesem ersten Augenblicke der Rührung.

„Nichts, Sire, nichts! ich bin glücklich."

„Fordere, ich werde gewähren, was du verlangen wirst."

„Wohl denn, Sire, ein kleines Häuschen, hier, in Ihrer Nähe, im Parke."

„Ist das Alles?"

„Ja, es ist Alles; und wenn Sie mir erlauben, Sie zuweilen zu sehen, so werde ich für immer glücklich sein."

„Es bleibt dabei, das Haus anlangend, braver Mann; in vierzehn Tagen soll es in der Nähe von Trianon fertig sein, und du sollst mir j den Morgen ein Bouquet bringen..., das wird mir deine Hingebung in's Gedächtniß rufen. Herr v. Bellisle," fuhr der König fort, „ich behalte diesen Mann bei mir; er soll vorläufig im Hotel des Obergerichts wohnen; ich gebe ihm jährlich hundert Louisd'or aus meiner Caffette, und Ihnen wiederhole ich den ausdrücklichen Befehl, das Geheimniß zu bewahren."

Was der König versprochen hatte, wurde vollzogen. Nach Verlauf von vierzehn Tagen stand das Haus im Park fertig da, und der Eigenthümer, der den König nur um einige Monate überlebte, bewohnte es noch 1770.

Amerikanisches Schulwesen.

(Schluß.)

Der Amerikaner will auf allen Sätteln gerecht und so früh als möglich zum Eintritt in eine praktische Berufsthätigkeit befähigt sein. Sein Gymnasium kennt nicht die europäische Abtheilung in Literatur- und Realgymnasium; es will Jeden gleichmäßig für diese wie für jene Richtung vorbereiten, und da im amerikanischen Geiste der Realismus vorherrscht, kann das amerikanische Gymnasium den alten Sprachen, der Geschichte ꝛc. nicht ebenso viel Zeit widmen, wie das europäische Gymnasium und muß insofern hinter den Leistungen des letzteren zurückstehen. Ueberdies will der Amerikaner mit achtzehn Jahren auch ein fertiger Mann sein; deshalb muß sein Gymnasium eine Menge Unterrichtsstoff in sich aufnehmen, zu dessen Bewältigung wir in Europa erst den auf die Universität übergetretenen Studenten für reif erachten. Das amerikanische Gymnasium arbeitet in die Breite, das europäische in die Tiefe (multum, non multa); jenes hält, in einseitiger Uebertreibung, den Blick auf die äußeren praktischen Lebenszwecke gerichtet, dieses hat nur den inneren Menschen und seine geistige Veredlung im Auge und, wenn es dabei vielleicht auch jene andere Seite zu sehr ignorirt, so möchten wir doch nicht unser System um das amerikanische tauschen.

Wo bleibt in diesem Lehrplan die Verfassungskunde, welche doch in einer viel zitirten Stelle der große amerikanische Staatsmann Jefferson als den wichtigsten Unterrichtsgegenstand, und als einen Hauptgrund, weshalb in der Demokratie der Staat für den Volksunterricht sorgen müsse, bezeichnet hat? Wir wissen es nicht, vermuthlich haben die Knaben schon in den Grammatik- und Sekundarschulen Unterricht darin erhalten. Aber an der Mädchen-Normal- und Hochschule von Philadelphia, an welcher außer dem Vorsteher und dem Musiklehrer nur Lehrerinnen angestellt sind, gibt Frln. Sarah W. Smith einen Kurs über die Verfassung der Vereinigten Staaten und diejenige des Staates Pennsylvanien. Ist es zu verwundern, wenn die amerikanischen Frauen auch in das politische Stimmrecht aufgenommen zu werden verlangen und hie und da, wie z. B. im Staate Kansas, diese Forderung auch schon durchgesetzt haben? Indessen hat die Aufnahme dieses Gegenstandes in den Lehrplan auch einen praktischen Grund. Der rechnende Yankee hat schon längst herausgefunden, daß es wohlfeiler kommt, an den Volksschulen Frauen anzustellen; immer mehr verdrängen auch an den Knabenschulen die Lehrerinnen die Lehrer, und da jene Mädchenhochschule von Philadelphia namentlich auch Lehrerinnen bildet, müssen diese natürlich in den Stand gesetzt werden, in den Volksschulen auch Verfassungslehre zu unterrichten. Das ist zum Theil auch der Grund, weshalb in dieser Anstalt auch Physiologie, Gesundheitslehre, Grundzüge der Anatomie (am Skelett), Physik und Geologie gelehrt werden, und alle diese Fächer sind — eine Vielseitigkeit, welche einiges Mißtrauen erweckt! — jener gleichen Miß Smith übertragen, welche die Verfassungskunde gibt.

In dem amtlichen Bericht, welchem wir diese Angaben entnehmen, findet sich auch eine Vergleichung der Jahresausgaben einer Anzahl amerikanischer Städte für das Schulwesen (Alles inbegriffen, auch Ausgaben für die Schulhausbauten). Wir stellen die Zahlen hier zusammen und fügen bei, daß jeweilen die erste Zahl die Bevölkerung nach dem Census von 1860, die zweite sodann die Gesammtausgabe der Stadt für ihr Schulwesen in Dollars (1 Dollar gleich 5 Fr.) während des Jahres 1867 bezeichnet, und daß die dritte Zahl angibt, wie viel es in Dollars und Cents von jener Gesammtausgabe auf einen Schüler trifft. New-York: 813,668; 2,333,993; 30_{82}; Philadelphia: 565,531; 1,501,620; 21_{52}; Brooklyn: 266,664; 449,384; 17_{89}; Baltimore: 212,419; 534,718; 33_{88}; Boston: 177,481; 781,281; 29_{75}; New Orleans: 168,472; 253,642; 21_{37} (?); Cincinnati: 161,044; 417,587; 24_{12}; St. Louis: 151,780; 404,785; 40_{36}; Chicago: 109,263; 432,028; 28_{03}. Bessere Vergleichungspunkte wie die Zahl der Bevölkerung, die sich auf das Jahr 1860 bezieht, bietet indessen die Zahl der in jeder dieser Städte im Jahr 1867 vorhandenen Kinder, welche sich im Alter befinden, während dessen ihnen die öffentlichen Schulen offen stehen; diese Zahlen sind (für New-York und Baltimore fehlen die Angaben): Philadelphia (6—18 Jahren) 142,617; Brooklyn (5—21) 108,099; Boston (5—15) 36,030; New-Orleans (weiße, 6 — 18) 43,769; Cincinnati (5—21) 100,782; St. Louis (5—21) 66,880; Chicago (6—21) 53,100.

Würzburger Stadttheater.

Opernbericht.

Würzburg, 18. Dezember.

So wenig musikalischen, moralischen und poetischen Gehalt das im Laufe dieser Woche in Scene gesetzte Offenbach'sche Werk „Die Großherzogin von Geroldstein" hat, so kann man ihr doch eine pikante Seite nicht absprechen, nämlich den scharfen Sarkasmus, der seine Spitzen gegen die Auswüchse eines duodezstaatlichen Regimes, gegen die Abnormitäten eines Weiber-Regimentes, gegen Pallastintriguen, servile Kammerherren und militärischen Kamaschendienst richtet. Diese Verhältnisse sind mit ätzender Ironie gegeißelt und dem Spotte der Menge preisgegeben. Bei aller Schärfe ist über das Ganze dadurch, daß Alles in's Extrem gestellt ist, eine gewisse Harmlosigkeit gebreitet, weshalb die Großherzogin sogar auf Hofbühnen Einlaß gefunden hat. Man glaubt, stereotype Figuren aus der besseren Zeit der Fliegenden Blätter vor sich zu haben und nimmt an den stark karrikirten Figuren keinen Anstand; wenn etwas Grund zur Beanstandung gibt, so sind es die eingestreuten schlechten Witze, denn Pointe die deutsche Sprache zum Glück nicht so genau wiederzugeben vermag wie die an Wortspielen u. s. w. reichere französische, in welcher bekanntlich das Original geschrieben ist, und der Cynismus, welcher so weit geht, daß er mit exquisiter Frivolität die edelsten Gefühle und großartigsten Leidenschaften travestirt und in's Lächerliche zieht.

Eine Travestie, die auf eine gewisse Berechtigung Anspruch macht, darf nicht in's Gemeine heruntersteigen; sie darf sich über die menschlichen Schwächen, das Tölpelhafte und Gemeine mit unerbittlicher Schärfe werfen, aber nicht in's Schlüpfrige und Lascive herabsinken. Die Großherzogin Irene kennt aber keine Rücksicht für Decenz, sie läßt ihrer Leidenschaft den Zügel schießen und das ist es im Vereine mit den possenhaften Zuthaten und den Sprüngen des Prinzen Paul und seiner Verschworenen, was uns nach einmaligem Verkosten den Appetit nach einer Wiederholung verdirbt.

Abgesehen von der Lascivität und den Harlequinaden, dann der Gehaltlosigkeit der Musik, ist die Form mitunter gelungen und erweckt Bewunderung für das entschiedene Talent Offenbach's für Arrangirung und Inscenirung; so müssen wir die Gruppirung der drei Verschworenen einerseits und des liebenden Paares Fritz und Wanda andererseits, in der Mitte die Großherzogin, als eine gelungene Zusammenstellung bezeichnen und das Septett derselben im Finale des ersten Aktes als eine glückliche Imitation der Situation in mancher großen Oper.

Es ist dies aber auch so ziemlich das einzige Gute in der von Uebertreibungen, Plattheiten und schlechten Witzen strotzenden sogenannten Oper, über welche ein weiteres Wort zu verlieren wahrlich der Mühe nicht lohnt.

Unter solchen Umständen können wir uns mit einer Kritik der Aufführung nicht befassen und gehen um so leichter darüber weg, als die Darstellung mit Ausnahme jener des Generals Bum-Bum, des Typus eines militärischen Eisenfressers, in sämmtlichen Rollen mehr oder weniger zu wünschen übrig ließ.

O.

Miscellen.

— Wie sich Orient und Occident am Kanal berühren, schreibt ein Correspondent der „D. Allg. Ztg.“, sahen wir bei einem Gange durch die Stadt: eine Kutsche des Vicekönigs mit acht Kameelen bespannt, kreuzte sich mit einem modernen vierspännigen Omnibus; der die Verbindung zwischen den Hotels und dem Bahnhofe am Vereinigungsplatze unterhielt; das arabische Kaffeehaus stand neben der deutschen Bierstube; die weißen Mützen der russischen und die pyramidalen Vatermörder der britischen Seeoffiziere mengten sich mit den Fes der Türken, den Turbans der Araber und der Kuffieh der Beduinen; man vernahm Arabisch, Deutsch, Französisch, Englisch, am meisten Italienisch. Der Esel, dieses so kluge und im Orient so muntere Thier, das den Reisenden die größten Dienste erweist, wurde von seinen verdienstflüchtigen Treibern in allen Sprachen als donkey, ane, burrito, sommaro angebolen; ja auch hier hörte ich den in Alexandria und Kairo so verbreiteten und selbst bis Assuan in Nubien vorgedrungenen Ruf: „Gut Esel! Berliner Esel!“ Ein junger pfiffiger Araber rief sogar, als dies nicht mehr zog, um sein edles Thier auf's höchste anzupreisen: „Gut Esel! Berliner Esel! Bismarck!“ worauf er bei uns denn auch seinen Zweck erreichte. Es ist dies in der That kein geringes Zeichen, fügt der obige Correspondent hinzu, wie weit der Ruhm unseres großen Staatsmannes gedrungen ist.

•

— Ein römischer Correspondent entwirft von den asiatischen Bischöfen, die beim Concil anwesend sind, nachfolgende Schilderung: „Sie sind fast alle von schreckenerregender Magerkeit und von unreinlichem Aussehen. Vorben sah ich einen von ihnen, Mr. Matha, Bischof von Genf in Mesopotamien, welcher sich mit einem Fiakerkutscher wegen des Fahrpreises herumstritt. Dagegen tragen diese Asiaten mit Würde und Stolz ihre langen Talare und prachtvollen Bärte; imposante, mit Fez oder Turban bekleidete Wüstensöhne gehen hinter ihnen her und tragen an ihrem Gürtel den Tabaksbeutel ihrer Herren. — Man muß, sagte mir mit Salbung ein römischer Prälat, keinen Anstoß nehmen an der Verschiedenheit der Hüte, der Sutanen, der Sitten und Sprachen im katholischen Episcopat; es ist dies ein Bild jener Mannigfaltigkeiten der Einheit, welche eines der charakteristischen Merkmale der katholischen Kirche ist. Das mag sein; aber neun Zehntel dieser Orientalen verstehen weder lateinisch noch italienisch, die beiden Sprachen der Kirche und des Hofes. — Sie hängen mit der Einheit der katholischen Kirche nur durch einen sehr dünnen Faden zusammen und geniren sich auch gar nicht, gegen Menschen und Dinge in Rom jene Art von herablassender Ueberlegenheit zur Schau zu tragen, welche zum großen Theil ethnographisch begründet ist und von jeher unmöglich gemacht hat, die Schafe des Orients und des Occidents in dieselbe Hürde einzuschließen. Welche Figur werden bei dieser Lage der Dinge die orientalischen Bischöfe beim Concil spielen?“

•

— Ein in Chester erscheinendes Blatt erzählt eine lustige Kindstaufgeschichte, die sich auf dem in dortiger Nähe liegenden Dorfe Kingsley zugetragen hat. Eine Arbeiterfamilie wurde mit einem Zuwachse gesegnet und schickte, da der neue Weltbürger Anstalten machte, sich nicht bleibend hier niederlassen zu wollen, sofort nach einem Geistlichen. Dieser kam bald und noch ehe die Eltern — wie dies bei ähnlichen Obliegenheiten öfter geschieht — über den Taufnamen einig geworden waren. Die Wahl fiel ihnen so schwer, daß sie einige „geistige“ Erquickung zu Hilfe nahmen, und als sie sich genugsam gelabt, kamen sie überein, das Kind „Friedrich“ zu taufen. Kurz darauf stattete eine Nachbarsfrau der Wöchnerin einen theilnehmenden Besuch ab und entdeckte zu ihrem Schrecken, daß der junge Friedrich eine — Friederike war.

•

— (Eine Sommernbute.) Die erwachsene Tochter wohlhabender Bürgersleute in Berlin litt in der Jugend an Krämpfen, die sich nach und nach in Starrkrämpfe verwandelten, so daß sich die Kranke in letzter Zeit im Stadium des Somnambulismus befand. Dieselbe spricht in einem halb wachenden, halb schlafenden Zustande und gibt dann Antwort auf Fragen, die in Erstaunen setzen. Die junge Dame verläßt des Nachts ihr Bett, um im Mondschein zu wandeln, weshalb die sorgsamen Eltern während der Zeit des Neumonds Nachts ihrer Tochter größere Beachtung angedeihen und auch fremde Personen möglichst wenig mit ihr in Berührung kommen ließen. Vor einigen Tagen war sie des Nachts leise aus dem Bett gestiegen, ohne daß die schlafenden Angehörigen etwas gemerkt hatten, und war, nur mit dem Hemd und Pantoffeln bekleidet, nach dem Hofe promenirten gegangen. Die Kälte wirkte jedoch so heftig, daß sie zu Boden fiel. Von einem spät nach Hause kommenden Hausbewohner bemerkt, ward sie wieder zu Bette gebracht. Eine furchtbare Erkältung hat das Mädchen auf das Krankenlager geworfen und man fürchtet für ihr Leben.

•

— Vor einigen Wochen starb in St. Gilgen der Bote, welcher den Frachtenverkehr zwischen St. Gilgen und Salzburg vermittelte. Auf seinem Grabkreuze ist wörtlich folgende Inschrift angebracht:

„Hier ruht in Gott
Der verstorbene St. Gilgner Both
Sei Ihm gnädig o Herr
So wie Er's auch Wär
Wenn er wär Gott
Und Du der St. Gilgner Both.“

•

— In einer amerikanischen Zeitung befand sich kürzlich folgender Aufruf: „Eliza! Kehre zurück zu deinem treuen Gatten! Ich vergebe dir! Die beiden Beulen und meine zerschlagene Nase sind jetzt wieder geheilt!“

•

— Pater Hyacinthe stammt von einer Familie Loisson (nicht Lasson), die sich schon durch mehrere Mitglieder schriftstellerisch und künstlerisch ausgezeichnet hat. Sein Vater war Rector im südlichen Frankreich und sein Bruder ist Professor der Theologie.

•

— Aus Prag berichtet man einem Wiener Blatte, daß eine irrsinnige Carmeliternonne von Prag nach Wien transportirt worden sei und zwar wegen der an ersterem Orte zirkulirenden Gerüchte über geheime Einsperrungsmotive.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 98. Mittwoch, den 22. Dezember. 1869.

Gedichte

von Aloys Joseph Ruckert.

IV.

Reichstes Glück.

Die Welt ist arm, die Welt ist reich,
Macht Wangen roth und wieder bleich —
Ein Jeder hoffet vom Geschick
Den huldvoll reichsten Gnadenblick.

Und Keinem gibt die Welt genug,
Dem Reichen nicht, dem Mann an Pflug.
Es rennet stets bei Ernst und Spiel
Ein Jeder nach dem gleichen Ziel.

Und wer gelangt an dieses Ziel
Durch's enggedrängte Weltgewühl?
Und wen beschaut bei all' dem Fleiß
Der ehrenvolle, höchste Preis?

Was schaut ihr auf- und niederwärts?
Fragt nur ein junges Mutterherz!
Das kennt des Weltalls reichstes Glück
In lieben Kindes Angeblick.

Ja, junge Mutter, du bist reich,
Kein Glücksstrahl ist dem Deinen gleich.
O, mög' des Glückes gold'nes Glüh'n
Die, junge Mutter, nie verblüh'n!

Der erste Aderlaß in Rußland.

Peters des Großen Vater, der Kaiser Alexis, ging an diesem Tage spazieren, er setzte sich wechselsweise, widersprach, murrte, schimpfte auf die Hofleute, welche zitterten, als sie seine Augen funkeln, und sein Gesicht purpurroth werden sahen. Auf einmal überzog ein dichter Nebel Alexis Augen, sein Kopf wurde schwer, seine Beine zitterten; halb ohnmächtig schien es ihm, als stürze der Kreml ein; sodann, als ihn die Kräfte völlig verließen, verlor er das Bewußtsein, und er sank ohnmächtig auf den Fußboden des Saales nieder.

Dem Czar wurde die schleunigste Hilfe geleistet; der Hofarzt wurde gerufen.

Als der Doktor zum Sopha trat, auf welches man Alexis gelegt hatte, erschrack er: fast kein Pulsschlag .... Dieses eben noch so rothe Gesicht war blau und die Lippen blaß geworden; die kräftigen Reagentien wurden ohne Erfolg angewendet, das Blut stieg heftig nach dem Gehirn, das Leben wurde unerträglich. Der Arzt erklärte jetzt, daß, um den Kaiser zu retten, auf's Schleunigste ein Aderlaß unvermeidlich sei.

Es wurden daher die den Dienst habenden Leute gerufen; er entblößte den Arm des Czar's und war eben im Begriffe, den Schnepper auf die Cyderader zu drücken, als Alexis, plötzlich wieder zu sich kommend, die gewöhnlichen Vorbereitungen gewahr werdend, heftig aufsprang, und zornig zu dem Arzte sagte:

„Was willst du machen?"

„Sire, da das zu starke Wallen des Blutes nachtheilig werden könnte, so ist das sicherste Mittel dagegen ein Aderlaß."

„Was sagst du? Ich verstehe dich nicht."

„Dieses Instrument hier," fuhr der Arzt fort, „macht einen so leichten Einschnitt, daß er weniger schmerzt, als ein Nadelstich . . . sodann fließt Blut heraus, wodurch die Masse im Fließen eine freie Circulation bekommt."

„Wie! du willst mich mit Bedacht verwunden . . . und mein Blut vergießen?"

„Es ist wahr, Sire, in den weiten Ihrem Scepter unterworfenen Ländern ist der Aderlaß noch nicht bekannt.... Aber in Polen, in Deutschland, in Frankreich ist dieser Gebrauch ganz gewöhnlich, und er hat oft die wunderbarsten Erfolge. Ich würde es nicht wagen, bei Ew. Majestät ein solches Mittel anzuwenden, wenn ich nicht die Nothwendigkeit davon erkennte, und den besten Erfolg erwartete."

„Ich will meinen Leib nicht verwunden, noch mein Blut vergießen lassen."

„Ändern Sie Ihren Entschluß, Czar Alexis," fuhr der Arzt im ernsten Tone fort. „Wenn ich Ihnen ein wenig Blut werde abgenommen haben, was Ihnen übrigens keinen Schmerz verursachen wird, so werden Sie wieder gesund werden und freier athmen; im entgegengesetzten Fall wird Ihre Krankheit zunehmen, die Symptome werden sich verschlimmern, und dann könnte Das, was nur eine leichte Unpäßlichkeit gewesen sein würde . . . vielleicht gefährlich werden."

Durch diese Worte wurde der Czar so betroffen, daß er beinahe das Bewußtsein verloren hätte.

„Gibt es kein anderes Mittel?"

„Mir ist kein besseres bekannt."

„Ist der Aderlaß durchaus nöthig?"

„Durchaus."

„Schadet ein Aderlaß einem Gesunden nicht?"

„Alles, was geschieht, ohne daß es nöthig ist, tritt aus den von der Natur bestimmten Gränzen; ein Aderlaß indeß

bei Jemand, der seiner nicht bedürfte, kann nicht schädlich oder gefährlich sein, er ist aber wenigstens unnütz."

„Mit einem Worte, kann einem Gesunden zur Ader gelassen werden, ohne daß er davon stirbt?"

„Zuverläßig."

„Nun wohl! Zeig' mir an deinem Arm, wie es geschieht."!

„Sehr gern, Sire; allein dann kann ich mein Geschäft nicht versehen. Nach einem Aderlaß bedarf der Arm Ruhe, die Hand verliert einen Augenblick ihre Fähigkeiten, so, daß wenn ich mir selbst eine Ader öffne, ich Ihnen nicht mit der erforderlichen Sicherheit würde zur Ader lassen können. Sobald ich Sie aber werde verbunden haben, will ich Ihr Verlangen erfüllen."

Der Czar sah den Doktor scharf an, wiederholte seine Frage wegen der Dringlichkeit eines Aderlasses, und auf die Antwort, daß es das einzige Mittel sei, von einer gefährlichen Krankheit wieder aufzukommen, ließ Alexis zornig die Bojaren rufen. Ilia Miloslawski, sein gewesener Schwiegervater, Narischkin, der Fürst Dolgorucki, Tolstoy, Labanoff, Scheremetoff, Godunoff, und viele andere hohe Personen erschienen zu gleicher Zeit. Sie mußten sich vor dem Czar in einer Reihe aufstellen, und er befahl hierauf dem Arzte, einem nach dem anderen zur Ader zu lassen.

Dieser erschrack erst, vollzog aber sodann den Befehl bestens. Die Bojaren begriffen nichts davon, jedoch im blinden Gehorsam gegen den Willen ihres Herrn gaben sie sich zu der Operation her, die sie nicht kannten, und sahen bestürzt ihr edles Blut fließen.

Als die Reihe an Streschneff, einem von Alter gebeugten, durch seine langen Dienste geschwächten Greis, kam, der mit der regierenden Dynastie durch Alexis Mutter verwandt war, hielt der Arzt ein und sah den Czar an, gleichsam um zu sagen: Hier würde es gefährlich sein! Da sagte Streschneff im unterthänigsten Tone zu Alexis:

„Sire, Ew. Majestät wollen geruhen, meine Dreistigkeit zu entschuldigen, wenn ich Sie, gebeugt durch mein hohes Alter und meine langen Leiden, demüthig bitte, mir das wenige Blut, das Gott noch in meinen Adern gelassen hat, denselben nicht zu entziehen. Was für andere Jüngere von Nutzen sein kann, dürfte für mich nachtheilig sein."

Der Arzt machte ein bejahendes Zeichen.

„Was unterstehst du dich zu murmeln, alter Hund," sagte Alexis, mit geballter Faust nach dem Greise hinstürzend. „Wolltest du dein Blut behalten, da ich doch, dein Herr, das meinige vergieße? Gehorche und schweig."

Der aufgebrachte Czar vergaß sich aber so sehr, daß er sogar diesen ehrwürdigen Greis schlug . . . Zur Sühne dieser Handlung hat die Geschichte das Andenken daran bewahrt. Streschneff bot seinen Arm dar.

Der Arzt stand an . . . . allein er ward gezwungen, zu gehorchen.

„Jetzt, Sire, ist die Reihe an Ihnen."

„Es ist gut," antwortete er finster. „Spute dich."

Er wendete seinen Kopf ab, um nicht zu sehen.

Merkwürdig, Alexis konnte sein Blut nicht fließen sehen, und Flüsse und Meere hätte das Blut seiner Unterthanen, das er vergoß, färben können.

Würzburger Stadttheater.

Theaterbericht.

Würzburg, 20. December.

„Die Stumme", welche am Sonntage zur Aufführung kam, wurde so schlecht aufgeführt, wie schon lange keine andere Oper; das Sonntagspublikum mag sich daran amüsirt haben und es gab auch, manchmal an ganz unpassender Stelle seinen Beifall zu erkennen; den Sachverständigen aber konnten die unharmonischen, schrillen Töne, die man bei jeder Scene zu hören bekam, zum Saale hinaustreiben; wir hielten demungeachtet bis zum Ende aus, um uns zu überzeugen, ob nicht eine günstigere Wendung in diesem musikalischen Chaos eintrete; allein nur hin und wieder fiel ein kärglicher Sonnenstrahl herein, der nur zu bald wieder von düsteren Wolkengebilden verdrängt wurde; es blieb so ziemlich bis zum Ende, wie es am Anfange war, auf den Brettern wie im Orchester, Alles wüst und leer.

Wohl wird es Niemand Wunder nehmen, wenn ein Tonwerk wie die „Stumme", welches vorzugsweise auf Massenwirkung berechnet ist, an einem Theater wie dem hiesigen, dessen Mittel so sehr eingeschränkt sind, sich nicht in entsprechender Weise entfalten kann, und man wird, wenn demungeachtet die Aufführung dieser Oper von der Direktion riskirt wird, nicht mit großen Erwartungen und Ansprüchen den Saal betreten; wenn die Aufführung aber auch noch weit hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleibt, hat man gewiß allen Grund, seinem Unmuthe laut Luft zu machen. So war's bei der sonntägigen Aufführung! Die Hauptschuld trifft die Chöre, welchen bekanntlich eine hervorragende Rolle in der Oper zugetheilt ist; wir haben schon manches Mangelhafte von ihnen gehört, so ungenügend wie gestern haben sie aber noch nicht gesungen; es fehlte ihnen nicht nur die Melodie, sondern oft sogar der Text; das genirte aber den größeren Theil der Chorsänger wenig, sie schrieen auf Geradewohl in den Lärm hinein oder waren ganz still; vergebens bemühten sich die Chorführer, namentlich beim weiblichen Chor, die Ehre zu retten und die planlos herumirrenden Stimmen zu einigen, wie es wohl sonsten geglückt war; es half Nichts; die meisten Chöre erlebten eine totale Niederlage; nur eine Ausnahme müssen wir zulassen; der großartige, effektvolle Gebetchor wurde vortrefflich vorgetragen und bildete dadurch einen wohlthuenden Contrast zu dem Loose, welches den übrigen Chören bei der Aufführung zugefallen war.

In früheren Jahren wurden Sänger aus einem oder dem anderen der hiesigen Gesangsvereine oder aus Privatzirkeln zur Verstärkung des Chorpersonals herbeigezogen und dadurch ein großartiger Effekt erzielt; ließe sich das nicht wieder bewerkstelligen? Wir glauben, die betreffenden Gesangskräfte würden sich gerne dazu verstehen, bei der Aufführung größerer Opern mitzuwirken; es scheint uns nur eines Anstoßes zu bedürfen und den wollen wir hiemit im Interesse der Direktion sowohl als der hiesigen Opernfreunde gegeben haben. Möge die Sache betreffenden Orts gewürdigt und geeignet berücksichtigt werden!

O.

Miscellen.

(Parlament der Wiener Wäscherinnen.) Seit einiger Zeit versammeln sich die Wiener Wäscherinnen, um Ideen

über ihre sozialen Übeln auszuwinden. Zur gestrigen Versammlung waren viele Wäscher und auch einige Sozial-Demokraten erschienen. Herr Baumann eröffnet die Versammlung, indem er bemerkt, daß sich seit der letzten Versammlung nichts geändert habe, als daß etwas mehr geschimpft werde als früher. (Bravo!) Er erörtert die Lohnverhältnisse der Wäscherinnen, welche mit 50 bis 65 Kreuzer per Tag nicht ihre Bedürfnisse befriedigen können, und wenn gar einer ledigen „das Malheur passirt", daß sie für ein Kind zu sorgen hat (mehrere Mädchen rufen: Wahr ist's! Heiterkeit), so muß sie dafür täglich 30 kr. zahlen. Er fordert sodann die anwesenden Wäscherinnen und Wäscherherren auf, nur von 6 Uhr Früh bis 6 Uhr Abends arbeiten zu lassen. Herr Bondi legt eine Resolution vor, in welcher eine zehnstündige Arbeitszeit, Aufhebung der Sonntagsarbeit und eine entsprechende Lohnerhöhung verlangt wird. (Bravo!) Most (Sozial-Demokrat): Die Wäscherinnen haben gedroht, daß sie es uns „abageigna" werden (Gelächter). Wir fürchten uns aber nicht. Tauscher (ebenfalls Sozial-Demokrat) beginnt: „Meine Damen!" (Die Wäscherfrauen rufen: „Tös is a Red! U je!") Der Vorsitzende: Frau Kehle hat sich bereit erklärt, zu sprechen (stürmischer Applaus: Frau Kehle betritt die Tribüne. Rufe: Bravo! Ah! Ah!) sie fordert die Arbeiterinnen mit wenigen Worten auf, an ihren Forderungen festzuhalten. Sie selbst sei, obwohl keine Wäscherin, doch auch eine Arbeiterin, die mit den Händen ihr Brod erwirbt. — Nach Schluß der Versammlung machte eine der Wäscherfrauen ihrem Unmuthe über die ausgedrückten Forderungen Luft. Laßt's mi aus, rief sie, dö ganze Plauscherei ist für die Katz, mehr als 65 kr. zahlen, dös gibt's ja gar nit! Worauf ihr ein Mädchen erwiderte: Na, dös wern ma segn! Da bleiben mer halt acht Tag z'haus, nachher werns uns schon mehr geb'n, daß mer wieder kummen.

•

— Aus Kairo, 1. Dez., berichtet man der „Triest. Ztg.": Die Eingeladenen des Khedive haben, nachdem sie Gastfreundschaft und Freuden in Fülle genossen, zuletzt um das Bild voll zu machen, auch etwas von orientalischer Energie erfahren. Nämlich eines schönen Morgens erhielten ihrer Siebenzig, denen das Klima Kairo's so herrlich zusagte, zumal der Khedive für jeden in dem Hotel 65 Fr. des Tages zahlte und 50 Fr. für den Wagen, von Nubar Pascha jeder einen Brief, dessen Inhalt war: „Morgen Abend geht das Schiff, das Sie nach Europa zurückbringen wird, von Alexandria ab. Sie haben also um 4 Uhr an Bord zu sein. Im Falle Sie länger hier verweilen wollen, ist die Gastfreundschaft des Khedive mit morgigem Tage zu Ende." Bestürzung! Verwirrung! Entrüstung! Man hatte noch Einkäufe zu machen, man hatte nicht Alles gesehen, man hatte Besuche zurückzugeben. Die Siebenzig schickten also eine Abordnung an Nubar Pascha, um Sr. Exzellenz die erwähnten unübersteiglichen Hindernisse bekannt zu geben und an's Herz zu legen. Se. Exzellenz in gerechter Würdigung der vorgebrachten Gründe nahm die 70 Briefe zurück und gewährte den 70 Empfängern noch einige Tage Frist, ihre Geschäfte abzuthun, und den Gasthöfen Gelegenheit, ihre 65 Fr. für den Kopf und Tag noch länger einzustreichen. Allseitige Befriedigung.

•

— (Eine versunkene Stadt) Aus Konstantinopel, 10. Dezbr., wird geschrieben: Die seit geraumer Zeit in fortwährender Thätigkeit befindlichen unterirdischen vulkanischen Kräfte im Bassin des nordöstlichen Theiles des mittelländischen Meeres führten eine wiederholte furchtbare Katastrophe herbei. Die Stadt Uia, Distrikt Mentesche (Provinz Aidin, nächst Smyrna), existirt heute nicht mehr; dieselbe wurde im wahren Sinne des Wortes von einer sich plötzlich öffnenden Erdspalte verschlungen. Mittwoch, den 1. d. M., 6 Uhr Abends, wurden die dortigen Einwohner durch ein starkes unterirdisches Getöse plötzlich aufgeschreckt, ein zweites donnerähnliches, begleitet von einem starken Erdbeben, folgte kurz darauf und veranlaßte zum Glück, daß sich die gesammte Bevölkerung in's Freie flüchtete. Der dritte Stoß endlich, mit der stärksten Detonation, vernichtete die Stadt. Drei Personen, die sich in ihren Wohnungen verspäteten, fanden dabei ihren Tod. Marmaritza und Mula, kleinere Ortschaften desselben Distriktes, sollen durch dieses Naturereigniß bedeutend gelitten haben.

•

— Ein haarsträubender Vorfall ereignete sich am 9. Dezbr. in einer Musikhalle zu Leeds. Dort produzirte sich ein Akrobat, welcher sich der „afrikanische Blondin" nennt, auf einem nur wenige Fuß von der Decke der Halle befestigten Trapez. Während er, mit nur einer Hand und einem Bein an dem Seile hängend, in mächtigen Schwingungen sich hin und her bewegte, riß plötzlich das Seil und der Mann stürzte in das Parterre, eine Distanz von 25 bis 30 Fuß, hinab. Glücklicherweise verletzte er sich nur unerheblich, brach aber mit seiner Balancirstange einem Zuschauer die Nase, fügte mehreren anderen leichte Beschädigungen zu und veranlaßte durch seinen jähen Fall, daß fast alle anwesenden Frauen in Ohnmacht fielen.

•

— (Vertragsmäßige Ohrfeige.) In der Goldenen Gasse der Josephstadt zu Prag entstand vorgestern Mittags ein großer Zusammenlauf von Menschen, hervorgerufen von einem Arbeiter, der dem Commis eines Kleiderhändlers eine Ohrfeige gegeben hatte und dem nun die übrigen Händler hart zusetzten. Um dem Exzesse ein Ende zu machen, führte ein Sicherheitswachmann den Arbeiter dem Bezirksleiter der Josephstadt vor. Dort stellte derselbe keineswegs in Abrede, daß er den Ladendiener geschlagen habe, nur behauptete er, daß er dies mit vollem Rechte habe thun können, indem zwischen ihm und dem Ladendiener während des Feilschens um ein Kleidungsstück ausgemacht worden sei, daß, sollte der Kauf nicht zu Stande kommen, der Arbeiter dem Ladendiener eine Ohrfeige appliziren könne, was er, als der Kauf wirklich nicht zu Stande kam, vertragsmäßig auch gethan habe.

•

— (Ein Surrogat für Tabak.) Es gibt wenige Raucher, die sich nicht über den hohen Preis ihrer Cigarren oder ihres Tabaks beklagen, und die zahlreichen Versuche, ein Ersatzmittel zu finden, sind bisher mit den Forschungen nach dem „Perpetuum Mobile" in eine und dieselbe Klasse gefallen. Endlich dämmert ein Hoffnungsschein aus Indien herüber; es theilt nämlich Jemand in eine Zeitung Calcutta's die Ergebnisse seiner Experimente in dieser Richtung mit. Die kürzlich angeblich von einem Pariser Chemiker gemachte Entdeckung, daß Wasserkresse ein vollständiges Gegengift für Nicotin sei, brachte ihn auf den Gedanken, einige Blätter zu trocknen und zu rauchen. Mehrere Tage lang setzte er eine Portion Wasserkresse der indischen Sonnenhitze aus, füllte sich dann sein Pfeifchen und siehe da: Geschmack und Geruch des besten

Cadenbiß. Das Experiment verdient von den europäischen Bauchern wiederholt zu werden.

•

— Wir haben wohl schon mit Staunen gehört, daß auf die Rechnung des Congreß-Guts in Washington einige Tausend Dollars für Federmesser zu Nutz und Frommen der Congreßmänner verausgabt wurden; daß aber die Corsets auf ihm figurieren, ist uns noch ganz Neues! Und doch ist es wahr; wofür die Dutzende von Schnürleibern gebraucht werden, davon schweigt die Rechnung. Noch ein anderer interessanter Posten ist benennt. Es passirt dort so gut wie anderwärts, daß die Congreßleute die Temperatur zu heiß, die Debatte langweilig und das Caféhaus angenehmer finden; wird nun ein Call of the house gehalten, so hat der Sergeant des Hauses die Abgeordneten zusammen zu holen und erhält „Stück für Stück" 5 Dollars; an manchem Abende hat der Mann schon 500 Dollars verdient.

•

— In den zwischen Heidelberg und Wiesloch gelegenen alten Römerbergwerken haben die starken Erderschütterungen zu Anfang des vorigen Monats zu einem reichen Fund geführt. Sie haben eine mächtige Kalksteinwand eingestürzt und dadurch einen von Niemand geahnten uralten Gang eröffnet, in dem sich nicht blos die unverkennbaren technischen Spuren des altrömischen Bergwerksbetriebes, sondern auch eine Menge kohlensaurer Zinkerze (Galmai) vorfanden, welche die Römer unbenutzt liegen gelassen hatten. Sie bauten nur auf silberhaltige Zinkerze um des Silbers willen, andere schienen ihnen werthlos zu sein.

•

— (Definitionen.) Die „Liberté" theilt einige Stellen aus einem von Madame de Treacy hinterlassenen, noch nicht herausgegebenen Katechismus mit. Es befinden sich darin Gedanken, wie sie skepsischer kaum sein können: Was ist ein Patriot? Ein Mensch, der eine Stelle haben will. — Was ist Politik? Die Kunst, diese Stelle zu erhalten. — Was ist Wissenschaft? Die Kunst, die Fehler Anderer zu erfahren. — Was ist Tugend? Ein guter Gegenstand der Unterhaltung. — Was ist Geist? Ein Mittel, um sich verhaßt zu machen und Das nicht zu erlangen, wonach Andere trachten.

•

— (Eine Fliege als Controlor.) Die Zigeuner im „Hopfengarten" zu Pesth geben Demjenigen von ihnen, der mit dem Geldeinsammeln betraut ist, eine lebendige Fliege in die linke Hand, während er den Sammelteller in der rechten hält. Die Fliege muß er so, wie er sie bekommen, lebendig wieder mitbringen, zum Zeichen, daß er vom Gelde nichts weggenommen hat. Fehlt die Fliege, so bekommt er keinen Antheil.

•

— In Florida lebt jetzt ein Neger als Richter, der sich dem verehrten Publikum zu Scheidungen „für den gewiß mäßigen Preis von fünf Dollar das Stück" bestens empfiehlt! Wie mancher civilisirte Sohn Europens sehnt sich wohl nach Florida, um seine Gattin dem ehrwürdigen Neger für ein so Billiges — vorzustellen.

•

— Der Name „deutscher Michel" verdankt seine Entstehung dem Generallieutenant Johann Michael Obentraut, welcher in dänischen Diensten. Er focht den Spanierin in den Jahren 1620—1622 großen Schaden zu, und diese sprachen nur mit Schrecken von dem deutschen Michel. Er fiel 1625 in einem Treffen bei Hannover.

•

— Linz ist nach Wien das erste „Pensionopolis" der österreichischen Monarchie. In Linz und Umgebung, besonders in dem gegenüber liegenden Urfahr leben 1700 Militärpensionisten.

•

— (Der älteste aller Schneider.) Im Distrikte Ilfov, nahe bei Bucharest in der Walahei, starb dieser Tage ein Greis im Alter von 139 Jahren, der sich noch bis zum letzten Augenblicke mit seinem Schneiderhandwerke beschäftigte.

•

— In einem Pariser Modemagazin sind die Communisten angewiesen, beim Eintritt von Kunden, über deren Absichten man zweifelhaft ist, sich rasch einander zuzurufen; Zwei auf zehn, das heißt zwei Augen auf zehn Finger.

Literarisches.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint die „Schiller-Halle". Es ist ein alphabetisch geordneter Gedankenschatz aus Schiller's Werken und Briefen; erscheint in 6 Lieferungen zum Subskriptionspreis jeder Lieferung von 10 Groschen. Ueber dieses Werk sprechen sich die Herausgeber in dem Vorwort folgendermaßen aus:

„Alle Strahlen des Schiller'schen Geistes, die in seinen Werken zerstreut leuchten, sollen in der „Schiller-Halle" wie in einem Mittelpunkte gesammelt und zu einer Sonne vereinigt sein; sie soll einem Sonnentempel gleichen, in dem der reiche und erhabene Geist Schiller's strahlt und erwärmt. Wer könnte in diese Halle treten ohne Andacht und Erhebung, wenn er da versammelt, was Schiller über Freiheit und Frieden, über Mann und Frau, über Liebe und Freundschaft, Gott und Religion, Kunst und Schönheit, Wahrheit und Würde sagte. Welcher Redner, welcher wissenschaftliche Forscher wird der „Schiller-Halle" entwaiten können, da er hier die kraftvolle geistige Anbauung, sowie die trefflichsten und treffendsten Beweisstellen findet, mit denen er seine Arbeiten ausstatten kann? Welcher Besitzer der Schiller'schen Werke wird nicht dieses Werk als nothwendigen Ergänzungsband und als einen willkommenen Wegweiser begrüßen, der ihn recht eigentlich erst in Schiller's Werke einführt und in denselben heimisch macht?

„Mit gerechtem Stolze nennen wir Deutsche Schiller den Unsern, nennen wir ihn unsern Liebling. Daher ist er denn auch vor allen Dichtern uns bekannt; daß aber diese Bekanntschaft bei den meisten doch nur eine stückweise und lückenhafte ist, das wird, glauben wir, die „Schiller-Halle" allen Verehrern unsers großen Dichters zum klaren Bewußtsein bringen.

„So möge denn die „Schiller-Halle" eine allseitige Kenntniß des Schiller'schen Geistes verbreiten und eben dadurch kräftig dazu beitragen, daß er immer mehr von unserm Volke verehrt und geliebt werde als ein Hauptträger und Hauptförderer des deutschen Geistes!"

•

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 99. Sonntag, den 26. Dezember 1869.

Gedichte

von Alois Joseph Ruckert.

V.

Schmeichler.

Stets waren mir die widrigsten Gestalten
Der Schmeichler aalgeschmeidige Naturen,
Gelenkig, beobbar, sklavisch als wie Ruthen,
Mit glatter Stirn jetzt — dann mit hohlen Falten.

Im Dienste bald der finstern Gewalten,
Bigott dann wieder auf scheinheil'gen Spuren,
Treuelustig, thatvoll jetzt, gleich Dioskuren,
Doch auf Protektors Wink die feigen Alten.

So schleichen sie auf ränkevollen Wegen
Wie Rattern auf dem Bauche und entgegen,
Den Reib im Herzen, wo sie Liebe bieten.

Und kaum da ahnungslos dich hingegeben
Den Räsirenden — ach, fliebt auf deinem Leben
Der Seele Lust und Ruh', des Herzens Frieden.

Die Gamins in Paris.

(Von einem Engländer.)

Leichter ist es, sich von der Brut eine Vorstellung zu machen, welche aus der Drachensaat des Kadmus erwuchs, als von derjenigen, welche auf den Straßen von London oder Paris ihr Wesen treibt. Die zu Menschen heranwachsenden Drachenzähne müssen ohne Frage ein seltsames Schauspiel gewährt haben. Gleich seltsam ist das Schauspiel der aus dem Bodensatz der Bevölkerung beider Hauptstädte emporwuchernden wilden, ungezügelten Jugend. Die Vergleichung der Pariser mit den Londoner Straßenjungen hätte Sieff zu interessanten Bemerkungen. Die Straßenjugend Londons besteht aus einer vollerwogenen und ekelhaften Race. Sie bekommen als ständige Besucher der Bier- und Branntweinschenken vollkommen den unternehmenden, frivolen Vagabundengeist, den Shakespeare in seinem Falstaff so unnachahmlich zu schildern wußte. Den englischen Gamins geht jenes einnehmende, gewinnende Air des edlen Patriotismus durchaus ab, welches dem ärmlichen und wirren Aussehen der Pariser Gamins einen so interessanten Reiz verleiht.

Seit es in Frankreich Mode wurde, den sieben Todsünden Altäre zu errichten und Weihrauch zu streuen, fehlt es auch dem wilden Treiben Pariser Taugenichtse an Lobrednern. Wir haben Theaterstücke gesehen und Novellen gelesen, worin der Gamin mit seiner Blouse (einem blauen Kittel, von einem schwarzledernen Gürtel umschnallt) und seiner Cokquette (der Mütze, die er humoristisch auf dem Ohr sitzen hat), keine unbedeutende Rolle spielt. Doch scheint mir, keinem eingeborenen Franzosen, eine unbefangene, charakteristische, treue Schilderung des eigenthümlichen Wesens der Gamins möglich, da — mit aller Achtung vor Ludwig Philipp sei es gesagt — die ganze Nation von den Stufen des Throns bis auf die steinernen Treppen vor den Hausthüren etwas von der Natur der Gamins an sich hat.

Welch eine drollige, humoristische Figur bleibt aber trotz all seinen Schelmenstreichen der Pariser Taugenichts. Mit welch' klugem, verteufelt keckem Gesicht geht er jeden Morgen auf seine Abenteuer aus, seine Taschen zwar voll von Kupferstücken, um welche er mit seinen Kameraden Karte spielt, aber dabei jeden Mittels entblößt, womit er den kommenden Tag sein Leben fristen könnte. Gewöhnt, sich auf Kosten des Publikums sein tägliches Brod zu verschaffen, verschmäht er keine sich bietende Gelegenheit, wo es etwas zu erbetteln, zu borgen oder zu stehlen gibt. Das Zehnsousstück, um welches er euch einen Gang gethan, oder einen Griff in die Tasche, verwendet er zu seinem Dejeuner, welches auf einer ansehnlichen Masse Branntwein oder schlechtem Wein besteht, wozu er höchstens für einen Kreuzer Brod verzehrt.

Die Talente des französischen Straßenjungen blühen besonders in dem Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren; ein Jahr später sind die Kräfte schon, durch häufigen Genuß des Branntweins, zu gewöhnlicher Ueberreizung gekommen; ein Jahr früher beginnt sich die Straßenberedsamkeit kaum zu entfalten. — Die Gamins bieten in jenem Alter von zehn und fünfzehn Jahren jedenfalls das Schauspiel einer interessanten Entfaltung der französischen Nationalität. Es ist nicht so leicht über den Ursprung des Gamin zu entscheiden, als über den endlichen Ort seiner Bestimmung, das Zuchthaus zu Brêtte, die Galeeren zu Brest oder Toulon; er hat nicht selten alle Nuancen correctioneller Strafen durchzumachen, bis er auf der Galeere seine ruhmvolle Laufbahn beschließt. Was indeß ihre Abstammung betrifft, so finden sich selten solche, welche zu der Vater- oder Mutterschaft sich zu bekennen Lust bezeugen; so daß man sich oft die Vermuthung erlauben möchte, sie schössen aus der Hefe der Hauptstadt so auf wie die Giftschwämme aus alten, verfaulten Wäldern oder wie die Frösche und Fliegen, welche die Gäste Pharaos plagten, aus dem Schlamme des Nil.

Ehe jedoch der angeborne Hang zum Bösen in vollendete Verderbtheit ausartet, ist der Gamin die unterhaltendste, interessanteste Figur der öffentlichen Jugend von Paris. Um dem Leser, welcher noch nicht durch Reisen eine eigene Anschauung gewonnen hat, eine richtige Vorstellung von jenem harmlosen Mittelzustande zu verschaffen, will ich einen Vorfall erzählen, welcher vor Kurzem den Gegenstand einer Gerichtsverhandlung bildete.

Drei Gamins, die, allem Vermuthen nach, des Morgens mit Diebesplanen zu ihren ireenden Fähnlein hatten stoßen wollen, warteten der Gelegenheit, indem sie, um einen umgestürzten Schubkarren placirt, sich die Zeit mit Kartenspiel vertrieben. Nachdem sie einige Spiele gemacht, wurde ihre Aufmerksamkeit plötzlich durch den Anblick eines Stücks Papier abgelenkt, das aus der Tasche eines Vorbeigehenden fiel.

„Sacredi," schrie der älteste des Kleeblatts, Jean Pierre, „seht, dort fällt eine Banknote!"

„Ja, fehlgeschossen! gerade so gut könnte es eine Waschrechnung sein," — entgegnete Jacquot, ein kleiner pfiffiger Schelm, eilf Jahre alt.

„Cornichon!" sagte der dritte mit höhnendem Gelächter, „du bist mir der rechte, der eine Waschrechnung zu erkennen im Stande ist, da du ein seidenes Hosenband kaum von einem Galgenstrick unterscheiden kannst, auch wenn du sie vor der Nase hast! Nein, der Zettel ist wahrscheinlicher eine Assignate. Wir wollen damit spekuliren, oder (denn durch ein falsches Manöver gegen die Börse laden wir uns die Strafe des Hochverraths auf den Hals) wir zeigen den Fall, geschickter auf der Börse an und verdienen uns so eine artige Belohnung. — Doch, Pardieu! steht auf dem Wisch ja nichts, als das Recept eines vertrakten schriftigen Kerls von Doktor."

Nach einer solchen Täuschung der Erwartung hätte der Taugenichts von London oder Dublin das Papier in den Kanal geworfen, oder es in Stücke gerissen; die Pariser Taugenichtse strengten all ihren Scharfsinn an, auf welche Art sie von dem Fall einigen Vortheil ziehen könnten.

„Es wäre ja Jammerschade, wenn uns der ganze Fund zu gar Nichts nützte; wißt Ihr was? ich setze das herrenlose Papier bei einem Apotheker um," sagte Jean Pierre.

„Umsetzen? Das nicht, bei der Kinnlade Robespierres!" rief Jacquot, „ein gutes Frühstück hielte ich jetzt für das beste Heilmittel aller Infirmitäten, wie es kein medizinisches Laboratorium in der Welt zu liefern vermag."

„Und, wenn wir das Papier bei einem Apotheker umgesetzt haben, was fangen wir dann mit dem Plunder an?" fragte der Jüngste, der in seinem klugen Sinn weitere Absichten des Gamins argwohnte.

„Das sollt Ihr sehen," antwortete Pierre, indem er aufsprang und das Air eines soliden Auslaufers annahm; in wenigen Minuten stand er schon in der nächsten Apotheke der Boulevards.

(Schluß folgt.)

Die Einrichtung der Zimmer-Aquarien.

Von Karl Ruß.

Während eine derartige Naturanstalt bis dahin gleichsam nur als Spielerei oder doch als Luxusgegenstand reicher Leute anzusehen war, ist dieselbe neuerdings fast allenthalben bereits in die wohlhabende bürgerliche Häuslichkeit gedrungen, so daß man wohl nur selten noch eine gebildete Handwerkerfamilie findet, welche nicht wenigstens ein Goldfisch-Aquarium besitzt.

Wir genügen daher unserem Leserkreise gern, indem wir nachfolgend die Anleitung zur Einrichtung eines Süßwasser-Aquariums bringen. Obwohl recht geschmackvolle Gefäße für die Aquarien jetzt bereits fast allenthalben zu haben sind, so ist doch beim Einkauf eines solchen auf einige Erfoedernisse ganz besondere Rücksicht zu nehmen. Das Glas soll klar, weiß oder vielmehr ungefärbt sein. Eine möglichst gleichmäßige und gute runde Form ist in Hinsicht des Pflanzenwuchses am vortheilhaftesten. An allen Topfgewächsen kann man nämlich die Beobachtung machen, daß sie stets dem Lichte zustreben, und um einseitiges schiefes Wachsthum zu verhindern, ist es nothwendig, daß das Gefäß von Zeit zu Zeit umgedreht wird. In die unmittelbare Nähe eines von der Morgen- oder Mittagsonne erhellten Fensters bringen wir nun das Gestell, welches, gleichviel in einem Ständer, Tischchen oder dergleichen bestehend, mit einem voll Sand, Moos oder Heu gefüllten passenden Polster bedeckt wird, um auf diesen das Aquariumgefäß zu stellen.

Das Süßwasser-Aquarium wird nun in folgender Weise gefüllt: Auf den Boden bringt man eine etwa 4 Zoll hohe Schicht von reiner guter Moorerde, die man aus einer Wiese, von einem Teichrande oder Sumpfe entnimmt, und die im Nothfalle auch aus aufgeweichtem gutem Torf bestehen kann. Ueber dieselbe kommt 1 Zoll hoch reiner Flußsand, den man auch durch sorgfältig gewaschenen und geschlämmten Stubensand ersetzen kann. In der Mitte des Gefäßes erbaut man aus sorgfältig gereinigten Stückchen Kalktuff, Lava, Metallschlacken oder kleinen Flußsteinchen nach Geschmack und Belieben kleine hohle Felsen, welche grotesk aussehen und zugleich die nöthigen Schlupfwinkel für das kleine Gethier bieten. Dieselben sind auch, aus Porzellan, Korallen, Tuff oder dgl. gefertigt, käuflich zu haben. Von allen Pflänzchen, wie Hornblatt, Tausendblatt, Armleuchter, Entenfalt oder kleinem Steinen Vergißmeinnicht, Wasserfenchel, Wiere, sog. Wasserpest u. a., suche man aus den nächsten Sümpfen eine möglichst große Mannigfaltigkeit zu gewinnen, beachte aber die Vorsicht, von jeder Pflanzenart nur eins oder wenige Exemplare hineinzusetzen, um ohne zu große Beengung des Raums eine geschmackvolle Anordnung und mannigfaltige Abwechselung zu ermöglichen. Das Einpflanzen geschieht in der Weise, daß man den Grund möglichst wenig aufrührt und an Stellen, wo die Moorerde bloß geworden ist, wieder sorgfältig Sand darüber breitet. Schließlich wird der ganze Boden mit einer dünnen Schicht erbsengroßer sauberer Steinchen aus einem Bache gleichmäßig überschüttet. Hierauf nimmt man die Wasserfüllung mit Fluß- oder Landsee oder schlimmsten Falls auch mit Brunnenwasser vor, indem man dasselbe vermittelst eines Rohres langsam an einer Innenwand hinablaufen läßt. Dann schöpft man an einem kühlen Tage einige Hände voll Schlamm aus einem Graben oder Pfuhl in eine Schüssel voll reinen Wassers und fängt daraus mit feinem Gazenetzchen die mancherlei sich zeigenden kleinen Thiere in das Aquarium. Von größeren Thieren bringt man Wasserasseln, Käfer, Spinnen, Schnecken, Fische u. s. w hinein. Zwei Beobachtungen sind es insbesondere, die dies Aquarium interessant machen: Einmal die verschiedenen Eigenthümlichkeiten der thierischen Bewohnerschaft in Hinsicht ihrer Feindschaften, welche zunächst eine fortwährende Erneuerung der Aufgefressenen nothwendig machen, so lange bis man die Störenfriede kennengelernt und zu entfernen vermag, oder bis man eine ebenbürtige Gesellschaft zusammengefunden hat. Sodann ist aber eine

außerstarke Belegung der lästigen Verwandlungs-Erscheinungen der zahllosen, im Wasser sich entwickelnden Thiere, von den Mücken und Libellen (zwei bis zu den Salamandern, Molchen und Fröschen, vorzugsweise interessant. Wenn das Wasser nach längerer Zeit faulig und stinkend wird und sich am Glase ein grüner Anflug bildet, so muß man das Gefäß ausräumen, alles sorgfältig reinigen und neu füllen. Dann ist es zweckmäßig, den Boden mit einer Schicht von ausgeglühten Stückchen frisch ausgeglühter Holzkohlen zu belegen, darüber ein fein durchgesiebtes Bleich- zu decken und darauf eine neue Füllung zu bringen.

[illegible]

[Mittel gegen Straßenstaub.] In England wurde im vorletzten September ein Patent auf die Anwendung einer Zusammensetzung gegen[illegible] Salze genommen, mittelst welcher man den Straßenstaub unterdrücken könnte. Verschiedene Somen wurden dann auch praktische Versuche gemacht, die Erfindung zu erproben, und sind dieselben allenthalben zur größten Zufriedenheit ausgefallen. Die Composition besteht aus 1/2 bis 1 Pfd. Chlorcalcium (sogenannten salzsauren Kalk) und Chlornatrium (Kochsalz) und ein Gallon (10 Pfd.) Wasser. Die Salze werden in den Kartenblasen gewogen und dann das Wasser darauf gegossen. Die Lösung soll nach den Berichten über die Versuche, welche in London angestellt worden sind, besonders wirksam sein auf macadamisirten Straßen, indem sie das Material so verhärtet und sich anhäufen macht, daß, wenn es vollkommen trocken ist, durchaus kein Staub bei gewöhnlichem Verkehr entstehen kann. Der leichte Staub, den man immer auf der Oberfläche von Straßen sieht, welche blos mit Wasser besprengt zu werden pflegen, fehlt hier ganz und gar. Die Oberfläche bleibt fest und ist nichts von der Kothlösung zu sehen. Die Straßen werden daher viel dauerhafter gemacht, und da diese Chlorverbindungen keiner Fäule unterworfen sind, so wird zugleich mit der Wasserersparniß sogar eine sanitäre Wirkung auf die Luft erreicht, was für größere Städte von größter Bedeutung ist. Die absorbirenden Chlorverbindungen sind wohlfeil und kann man sie in großen Quantitäten erlangen; mithin scheint kein besonderes Hinderniß in der Anwendung dieses Mittels zu bestehen, den lästigen Staub zu unterdrücken, und Versuche können daher allenthalben leicht angestellt werden.

— [Schlangenverehrung in den Pyrenäen.] Von dem alten Schlangenkultus, der weit über die Erde bei Völkern sehr verschiedener Racen verbreitet ist, lassen sich heute noch viele Spuren nachweisen. So werden z. B. zu Luchon in den Pyrenäen am St. Johannistabend lebendige Schlangen im Feuer geopfert. Ein Augenzeuge erzählt (im „Athenäum“ vom 24. Juli), wie es dabei im Jahre 1869 gehalten wurde. „Man verfertigt eine inwendig hohle Säule aus Flechtwerk; sie ist etwa 60 Fuß hoch und wird in der Mitte der Hauptvorstadt aufgestellt. Man bringt an ihr allerlei grünes Gezweig bis zum Gipfel hinauf an; am untern Theile prangen die schönsten Blumen und Zweige von blühenden Sträuchern. Nachdem der hohle Raum mit allerlei brennbaren Stoffen angefüllt worden ist, findet um 8 Uhr Abends eine große Prozession statt, an welcher die Geistlichkeit Theil nimmt; die jungen Leute beiderlei Geschlechts sind festlich angeputzt; sie ziehen singend auf der Stadt heraus, und stellen sich um die Säule herum auf. Auf den umliegenden Höhen brennen nun die Johannisfeuer. Die Leute haben eine Menge lebendiger Schlangen zusammengebracht, und nachdem diese in die Säule hineingeworfen worden sind, wird diese in Brand gesteckt. Dabei tanzen etwa fünfzig Knaben und Männer um die Säule herum und geberden sich dabei sehr excentrisch. Die Schlangen kriechen, der Hitze wegen, mehr und mehr in die Höhe, bis sie ganz oben sind und dort an den Seiten des hier noch ganz dichten Geflechtes hervorkommen. Während sie im Kampfe um das Dasein vergeblich ringen, jubelt das versammelte Volk. Diese Lieblingsceremonie der Leute in Luchon und den Umgegend findet alljährlich statt und kommt gerade aus dem hohen Alterthume.“

— [Ein Soldat als Brautmuster.] In Algier sollte vor Kurzem bei dem Civilrechte eine Heirat vollzogen werden; der Bräutigam verlangte die Einwilligung der Mutter und fragte, ob diese anwesend sei. Ein lautes, mit einer Verbeugung ausgesprochenes „Ja!“ ließ sich vernehmen. Der Maire blickte sah einen Soldaten von hohem Wuchse vor sich und sprach: „Gut, so lasse man die Mutter holen, ihre Zustimmung und ihre Unterschrift sind hier durchaus nothwendig.“ — Wie erstaunten die Anwesenden, als der Soldat sich mit festen, ruhigen Schritten dem Beamten näherte, auf militärische Weise salutirte und sprach: „Sie verlangen die Mutter der Braut, sie steht hier vor Ihnen.“ — „So treten Sie doch zurück, mein Herr, ich brauche keinen Vermittler, ich will die Mutter, sage ich Ihnen, die Mutter!“ — „Und ich sage Ihnen, sie steht hier vor Ihnen, ich nenne mich Maria L. . . . , bin 36 Jahre im Dienste, habe Feldzüge mitgemacht und den Rang eines Sergeanten errungen, hier sind meine Papiere, meine Anwerbung, die Erlaubniß, die Uniform tragen zu dürfen und meine Ernennung zum Sergeant-Major.“ — Der Maire, welcher sich nicht genug über die Dasselbe wundern konnte, untersuchte die Dokumente genau, fand Alles in der besten Ordnung und vollzog die ehelich Verbindung des Brautpaares.

— Kürzlich wurde vom Kaiser Napoleon dem Herrn Johann Heinrich Hope, einem Sohne des reichen Handelsherrn Adrian Hope in Amsterdam, die Erlaubniß ertheilt, den Namen und Titel des Grafen Napp, seines Großvaters von mütterlicher Seite, annehmen zu dürfen. Anläßlich dieses Gnadenaktes frischt ein englisches Blatt einige Reminiszenzen aus dem Leben des Grafen Napp auf, der, 1771 in Colmar geboren, sich von einem gemeinen Soldaten zum Range eines Generals und Pairs von Frankreich hinaufgeschwungen. Napp war bekanntlich der Einzige in der nächsten Umgebung Napoleons, der sich den Launen des großen Mannes nie unterwarf, und seinem kaiserlichen Herrn manchmal derb die Wahrheit sagen durfte; der Kaiser schätzte ihn dieserhalb nur um so mehr. Einst spielte er mit Sr. Majestät Cards und war stark im Glücke. „Aha!“ bemerkte der Kaiser, als der General Adjutant die Gottstücke einstrich, „Sie scheinen die kleinen Napoleons gern zu haben!“ „Lieber als die großen!“ erwiderte Napp und klopfte seine Taschen zu. Bei einer andern Gelegenheit, als der Kaiser einem Italiener Audienz ertheilte, erschien Napp jeden Augenblick an der Thüre und fragte, ob Se. Majestät ihn gerufen habe. Als der Fremde sich entfernt, fragte Napoleon seinen Adjutanten etwas ärgerlich, warum er ihn so oft gestört habe. „Sire“, erwiderte der biedere Napp,

„das Gesicht dieses Menschen gefiel mir ganz und gar nicht, und ich hielt es nicht für rathsam, Se. Majestät mit ihm allein zu lassen. Ich hatte ihn jeder schurkischen That für fähig, denn — er ist ein Forstcaaner!“

— (**Sicherheitsorgane als Räuber.**) Gegen Ende November kam ein Mann, der ein Taglöhner zu sein schien, in Groß-Kikinda in ein Gasthaus und ließ sich dort ein Nachtmahl geben. Nachdem er gegessen hatte, ging er zu Fuß zum Bahnhof, um mit dem Nachtzuge nach Szegedin zu reisen. Der Wirth hatte bei dem'selben eine größere Summe Geldes bemerkt und zeigte ihn als verdächtig beim Sicherheits-Commissär an. In Folge dessen gab der Commissär dem Wirthe zwei Sicherheitswächter mit, damit sie den Mann arretiren, und die Drei hatten den Verdächtigen ein. Anstatt ihn jedoch zu verhaften, nahmen sie ihm sein Geld, ungefähr vierhundert Gulden, und Wäsche weg und ließen ihn laufen; dem Commissär aber zeigten sie an, daß sie den Mann nicht mehr gefunden haben. Der Beraubte machte zwar seinerseits keine Anzeige, später aber erfuhr der Commissär dennoch von der Sache und ließ den Mann holen, und dann erst sagte dieser, daß er beraubt worden sei. Das Geld gab er vor, gefunden zu haben. Da er jedenfalls verdächtig ist — schlicht ein Pester Blatt diese erbauliche Mittheilung — so wurde der Fremde in Haft behalten und sitzt nun mit dem Wirthe und den beiden Sicherheitsorganen, die ihn beraubt haben, zusammen im Gefängnisse.

•

— (**Eine komische Ueberraschung.**) Bei der ersten Aufführung von Mosenthal's „Isabella Orsini“ in München ereignete sich folgender Zwischenfall: „Bei den Worten des Herzogs: „Willst du dein Liebchen holen, nimm sie hier“, schlug Herr Herz (der Herzog) den Vorhang zurück, hinter welchem der Anblick auf die gemordete Frau erschrecken sollte. Alles zitterte, bebte und hielt den Athem an sich, der Vorhang hob sich, die todte Herzogin zu zeigen. Doch welche Ueberraschung; an ihrer Stelle stand ein profaischer Zimmermann in seinem Arbeitskleid, eben beschäftigt, eine Leiste anzunageln! Man kann sich denken, in welches homerische Gelächter das ganze Publikum bei diesem Anblick ausbrach — der beschämte Zimmermann entfloh, so schnell er konnte.

•

— (**Die beste Pfarrei in England**) ist die von Upwell St. Peter in der Nähe von Wisbeach, mit einem Jahreseinkommen von mehr als 20,000 Thalern. Das Vergebungsrecht besitzt eine Familie Townley, die ihre Familienangehörigen natürlich stets zuerst bedenkt, so daß der Oberpfarrer von Upwell St. Peter seit Jahr und Tag den Namen Townley führt. Die Pfarreien von Doddington und Stanhepe, welche früher die einträglichsten waren (erstere mit 8000 Pfd., letztere mit 5000 Pfd. Jahreseinkünften) sind unlängst nach dem Ableben ihrer Inhaber getheilt worden.

•

— (**Geldknappheit an den deutschen Handelsplätzen.**) Aus den größeren deutschen Handelsorten, insbesondere aus Berlin und Frankfurt, wird uns übereinstimmend gemeldet, daß die dortigen Geldmärkte unter dem Drucke eines nicht gewöhnlichen Geldmangels leiden. Fast alle Nachrichten führen die Geldknappheit auf die Thatsache zurück, daß alle Aktien-Gesellschaften für die Einlösung des Januar-Coupons größere Baarbestände anhäufen. Unterstützt wird diese Angst dadurch, daß die Ausweise der Banken, insbesondere jener der Preußischen, auf einen größeren Geldabfluß und in Consequenz desselben auf eine Zinsfuß-Erhöhung nicht hindeuten.

•

(**Trauriges Verhängniß.**) Auf dem Berliner Artillerie-Schießplatze fand am 6. d. M. ein siebenzehnjähriger Bursche eine nicht explodirte 72pfündige Granate, die, als er dieselbe umwendete, zersprang und ihm das linke Bein wegriß. Der Verletzte ist noch an demselben Tage gestorben. Sein Bruder, der auch aus dem Kugelsuchen ein Gewerbe gemacht hatte, war im vorigen Jahre auf demselben Schießplatze erschossen worden.

•

— In Mainz sind großartige „Mißverhältnisse“ in der Verwaltung des städtischen Aufschlags entdeckt worden, welche die Steuerzahlenden Bürger unangenehm belasten. Etwas Humor ist übrigens auch bei der Sache, z. B. ist ziffermäßig nachgewiesen, daß 352 Rehe und 864 Welschhähne mehr — aus der Stadt aus- als eingeführt wurden, und wachsen werden sie doch nicht darin! Die Untersuchung wird wahrscheinlich sehr schauzige Geschichten enthüllen.

Ein Lorbeerblatt

auf den Weihnachtstisch des Herrn Dr. G . . . . l von.

Zu Würzburg lebt ein Ehrenmann
Schon fast ein halb Jahrhundert,
Der seiner Kunst viel Gunst gewann.
Gerühmt und hoch bewundert.

Es ist ein Arzt, gar weit bekannt,
Geschätzt von jedem Stande,
Der freudig stets sich zugewandt
Den Armen in Stadt und Lande.

Der forschend in der Wissenschaft,
Nur dem Berufe lebte,
Stets mit der Liebe, Muth und Kraft
Des Kranken Heil erstrebte.

Ein bied'rer Sinn, ein treu Gemüth,
Sind dieses Edlen Zierde,
Zu Leisen immerdar bemüht,
Entfernt von schnöder Gierde.

Wenn ich ihn ehre durch ein Lied,
Ist nur gering die Gabe,
Die ihm ein alter Reimenschmied
Darbringt für Trost und Labe.

Sein Name soll in Ehren steh'n,
Der immer unverdrossen,
Giebt für And'rer Wehklagen'n, —
Ihm soll der Lorbeer sprossen.

M. G. z. Bentheim.

• •

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.

Mnemosyne.

Beiblatt zur Neuen Würzburger Zeitung und Würzburger Anzeiger.

№ 100. Mittwoch, den 29. Dezember. 1869.

Gedichte

von Alois Joseph Ruckert.

VI.

Herbstlied.

Ist das der Wald, ist das die Flur —
So muß ich klagend fragen —
Wo ist des frischen Lebens Spur
Aus jüngsten Lenzestagen?

Die lächelnd jüngst mir zugenickt,
Die Blümchen all', die lieben,
Wer hat sie strenge umgeknickt,
Daß keines frisch geblieben?

Wo sind sie all', die Vögelein,
Die feelen, hingezogen,
Die jüngst voll Lieb' noch über'm Hain
Frohlockend hingeflogen? . . . . .

Der Herbst macht Alles still und kahl,
Was brauchst du lang' zu fragen —
Auch dir wird, jubelnd' Herz, einmal
Dein herbstlich' Stündlein schlagen!

Die Gamins in Paris.

(Von einem Engländer.)

(Schluß.)

„Machen Sie doch, verehrter Herr, gefälligst die hier angegebene Arznei," wandte sich der Schelm an den Apotheker; „und schicken Sie dieselbe meiner gnädigen Frau mit fünf Flaschen Selzerwasser."

Der Apotheker las das Recept, welches die gewöhnlichen Ingredienzen zu einem Schlaftrunke enthielt.

„Zur Bereitung des Trankes, mein Freund, ist aber mindestens eine Stunde Zeit nöthig."

„Eine Stunde! Sacrebleu! Dann hätt' ich die Geschichte besser anderswo fabriziren lassen, etwa in der Officin, aus welcher die Gräfin auch zu Zeiten ihre Medikamente bezieht."

„Bleibe, Kleiner! Du sollst die Arznei bekommen, so schnell, als wir vermögen."

„Nein, nein, ich sehe schon an der ganzen Anstalt . . . meine Gräfin liebt schnelle Befriedigung. Zudem hat sie ein wahnsinniges Verlangen nach Selterswasser. Adieu!"

„Nur noch einen Augenblick, Herzensjunge," fiel die Apothekersfrau ein, die in einer Ecke des Ladens saß und strickte; „du kannst einstweilen das Selzerwasser mitnehmen; den Trank werden wir, sobald als er fertig, nachschicken."

„Wie? ich sollte . . .?"

„In der That, du kannst nichts Klügeres thun, da hast du eine Handvoll Pomeranzenschalen für deinen Gang; besorge nur so schnell und geschickt als möglich die fünf Flaschen Selzerwasser zur gnädigen Frau Gräfin! Wo wohnt sie? Wie heißt sie?"

„Erinnert Ihr Euch nicht der Gräfin Vas-y-voir. Sie hat, wenn ich nicht irre, hier schon öfters ihre Arzneien machen lassen. Sie wohnt auf der Straße Cléry, Nr. 5."

„Ja, ja, . . jetzt entsinne ich mich. Eine schlanke Dame, mit schwarzem Haar?"

„Ja, ganz richtig."

„Sage deiner Frau Gräfin, sie erhielte ihr Verlangtes in mindestens einer halben Stunde; — mache, daß du bei Zeit nach Hause kommst, Gott behüte dich, Kleiner! Ich will die Thüre hinter dir zumachen. Adieu, mein Schatz."

Jean Pierre eilte weg zu seinen Genossen, die noch auf dem Schubkarren Karte spielten. Das Selzerwasser kam bei der großen Hitze wie gerufen. Sie tranken in corpore auf die Gesundheit der charmanten Gräfin, welche Doctor Slop in der Kur hatte.

„Doch wenigstens besser als Nichts," sagte Jacquot, als er mit der zweiten Flasche fertig geworden; — „eine Bouteille Wein indessen oder eine artige Dosis Branntwein mundete besser."

„Auch das soll dir werden, du Schlauch!" rief Jean Pierre.

„Du beziehst es doch nicht etwa auch aus der Niederlage des Apothekers?"

„Ja, aus derselben Niederlage!" sagte der routinirte Gamin.

„Bah, eitle Spiegelfechterei!" sagte der Novize. „Du hast uns zum Besten."

„Höre, Jacquot: Du trägst diese fünf leeren Flaschen in dieselbe Apotheke, von welcher die Etiquette darauf steht, und verlangst fünfundzwanzig Sous für dieselben, die gewöhnliche Bezahlung für wieder zugestellte Flaschen. Sag' dem Apotheker, du hättest verwichenen Juli von ihm für einen englischen Gentleman ein halbes Dutzend gekauft (die Engländer ertränken sich in den Hundstagen fast in Selzerwasser), die sechste dieser Flaschen wäre dir zerbrochen gegangen."

Jacquot führte seinen Auftrag mit meisterhafter Unverschämtheit aus; mit den fünfundzwanzig Sous, um welche der alte Dupe auf eine so grausame Art gebracht wurde, eilten

die Drei ſogleich in die nächſte Weinſchenke, in der ſie dem edlen Saft weiblich zuſprachen. Der Apotheker hatte nicht ganz einen Monat nach dieſem Freudentanken einen der Scheime, Jean Pierre, wieder zu Geſicht bekommen, auf dem Pont neuf (wo er ſich einen Sou verdiente, indem er bei der Schur eines Pudels dem Scherer ſecundirte) und hatte den armen Teufel nach ihrer Wahrnehmung arretiren laſſen.

„Meine Herren Richter, es ſchmerzt mich nicht ſowohl der Verluſt des Selterswaſſers," ſagte der reſpectable Apotheker, — „nicht der Verluſt meiner fünfundzwanzig Sous beſtimmt mich, den jungen Frevler arretiren zu laſſen; — allein mein Weib, meine wirdige Hälfte. . . . ." Der alte Mann vollendete nicht — ſeine Thränen floſſen. Der Gerichtshof ſah ihn überraſcht an; die drei Gamins aber ſtanden, ohne eine Miene zu verziehen, als ruhige Beobachter.

„Als der Schlaftrunk, nach Vorſchrift, bereitet war," begann wieder der Apotheker, „ſetzte mein treffliches Weib, welche die Gräfin Vas-y-voir nicht lange warten laſſen wollte, ihre Haube auf, um in Abweſenheit unſeres Burſchen das Medikament an die Adreſſe abzugeben, welche der kleine Taugenichts vor mir ſo lecker Stirne angegeben hatte. Meine Herren, noch jetzt ergreift mich äußerſte Wuth, wenn ich Ihnen erzähle, wie damals meine harmloſe, brave Hälfte unter lautem Gelächter und Hohn der Dienerſchaft die Treppen hinab durch die Hauksthüre eskortirt wurde; nur für dieſe meiner Haushehre widerfahrene Schmach verlange ich volle Genugthuung von Seiten der Inculpirten."

„Meine Herrn Richter," begann Jean Pierre mit der größten Faſſung und Gravität, „ich oppellire ſelbſt an das geſunde, unbefangene Urtheil der Herren Richter. Ich begreife nicht, wie die in Frage ſtehende Dame auf rechtliche Weiſe zu den Prügeln kommen konnte, da ſie durchaus jeder Zurechnung unfähig, und gegen ſie jeder Angwehn eines unwilligen Streichs grundlos bleiben muß, iſt ſie denn nicht ſo alt, als eine Großmutter und übertrifft an Häßlichkeit ſelbſt die Hexe von Endor?"

Die Delinquenten wurden freigeſprochen und entfernten ſich unter ſchadenfrohem Gelächter auf Koſten des Apothekerpaars. Jean Pierre, über deſſen volle Streiche und Schelmereien wir jetzt nur noch lachen, wird wahrſcheinlich nach einigen Jahren uns nicht mehr Gegenſtand des Lachens ſein; waren doch bei der Hälfte der ſo geprieſenen Großthaten, bei faſt allen Grauſamkeiten der Julirevolution 1830 beſonders Pariſer Straßenjungen thätig. Wir wollen nur ein einziges Beiſpiel anführen, welches aber zu manchen weiteren Schlüſſen führen kann.

Den 28. Juli lief ſpät am Abend ein auf den Elyſeiſchen Feldern aufgeſtelltes Linienregiment baldigen Abfall befürchten. Eine Abtheilung beſonders, die zur Abwehr des Pöbels der Vorſtadt du Roule aufgeſtellt war, der von der Straße Malignon herſtröme, gab nicht unbedeutliche Zeichen des Verlangens, ſich mit den Bürgern zu vereinigen. Vergeblich erinnerte der ſie beſtelligende Anführer, ein ſchöner männlich ausſehender junger Mann von 25 Jahren, die in ihrer Treue Wankenden an ihren Eid, an die ſchuldige Dankbarkeit gegen den König. Sie ſtreckten die Waffen und weigerten ſich, auf die Inſurgenten Feuer zu geben.

„Nun denn," ſagte der junge Mann, „ſo bleibt mir nur noch eine Pflicht zu erfüllen. Ich ſocht mit euch in Spanien, Kameraden, wo ihr mein Blut auf dem Schlachtfelde fließen ſahet; nie will ich den Ruf haben, als hätte ich die Empörung wider meinen König geſtilligt." — Mit dieſen Worten übergab er ſeinen Degen dem nächſten, nicht verpflichteten Offizier. — „Seien Sie mein Zeuge," wandte er ſich an denſelben, daß ich ſo lange meine Pflicht erfüllte, als der Gehorſam meiner Leute es möglich machte; und daß ich es verſchmähte, meinen Degen zum Kampfe gegen meinen König zu mißbrauchen."

Dieſe männliche Erklärung machte ſeine Leute ſtutzen; der Sergent zauderte, das Schwert zu nehmen. Alle liebten ihren Hauptmann, und konnten ihn nicht ohne Schmerz von ſich ſcheiden ſehen. Auch der kühnſte Liberale hätte es nicht gewagt, Hand an ihn zu legen; als er zum zweiten Male ſein Schwert anbot, bekannte das ganze Regiment ſich zum Gehorſam gegen ſeine Befehle bereit mit dem dreimal aus voller Kehle wiederholten Rufe: Es lebe der König! In demſelben Augenblick begann der junge Held zu wanken und ſank todt zu Boden. Ein vierzehnjähriger Gamin hatte ſich unbemerkt herangeſchlichen, und dem Unglücklichen ein ſcharfes Meſſer in die Seite geſtoßen. Die Soldaten würden den Meuchelmörder in Stücke gehauen haben, hätten ſie ſeiner habhaft werden können; doch pfeilſchnell verlor der kleine Republikaner ſich in dem dichteſten Gedränge des Volks.

Der Hundetransport auf Eiſenbahnen.

Barmherzigkeit gegen Thiere wird ſeit den älteſten Zeiten für ein Gebot Gottes gehalten; davon zeugen Bibel und Koran. Es iſt gewiß einer der ſchöneren Züge unſerer Zeit, daß ſie der hilfloſen Kreatur geſetzlichen und moraliſchen Schutz gegen Rohheit, Muthwillen und Eigennutz zu ſichern bemüht iſt. Um ſo verwunderlicher, ja nahezu unbegreiflich iſt's, daß alle hiezu beſtehenden Anſtalten und Vereine ſchon Jahrzehnte lang ruhig zuſehen, wie die Eiſenbahnen ganz unmotivirte Thierquälereí treiben und ſich obendrein dafür bezahlen laſſen. Wenn man einem mit den traglichen Einrichtungen ganz unbekannten Menſchen das, höhniſcher Weiſe, Hundstroops benannte Loch zeigte, um ſich über deſſen wahrſcheinliche Beſtimmung vernehmen zu laſſen, ſo käme er ſchwerlich ohne Nachhilfe auf den Gedanken, daß dieſer Marterkaſten ohne Licht, Luft und Raum, zum Transport des intelligenteſten, zivilſirteſten, in der Regel verwöhnteſten und gerade deßhalb für ſchlechte Behandlung empfindlichſten Thieres beſtimmt ſei. Daß ſich das im Punkte der Bequemlichkeit ſonſt ziemlich tägliche Publikum dieſen Mißbrauch ſo lange ohne Proteſt gefallen läßt, gereicht ihm gerade nicht zur Ehre, wird aber dadurch erklärt, daß Hunde verhältnißmäßig ſehr wenige und meiſt nur kurze Strecken tranſportirt werden, und ihre Beſitzer, froh, der Quälerei los zu ſein, ſich höchſtens mit einigen Brummeleien und Schimpfreden rächen. Noch mehr wird das lange Stillſchweigen darüber durch den Umſtand begreiflich, daß die Einſicht und Nachſicht der Exekutive durch eine vernünftige Progis das unverſtändige Geſetz paralyſirt, wie dieß in der Regel bei unſeren unſinnigen Anordnungen der Fall iſt. Man findet wohl kaum einen ſo bärbeißig pedantiſchen Condukteur, der es über das Herz brächte, einen kleinen Schooßhund von ſeiner Herrin zu trennen; der nicht ein Auge zudrückte, wenn er einen förmlich darauf eingeübten Pinſcher unter den Sitzen verſchwinden ſieht; oder der gegen ein freundliches Wort einem Jägersmann nicht geſtatten ſollte, mit Genehmigung der Mitreiſenden einen wohlgezogenen Hühnerhund eine kurze Strecke zwiſchen den Knieen beherbergen zu dürfen! Selbſtverſtändlich, wenn dafür ein Billet richtig

gelöst ist. Zuweilen zwingt auch die Unmöglichkeit, einen Hund von etwas ansehnlicher Größe in dieses Angstloch zu zwängen, zur Aufnahme desselben in einen Packwagen. Immerhin bleibt aber noch eine ziemliche Anzahl bedauernswerther Köter ohne Connexion und durch die Umstände nicht begünstigt, übrig, welche sich ohne allen vernünftigen Grund für ihr gutes Geld eine tyrannische Behandlung muß gefallen lassen. Wenn überhaupt zugegeben werden will, daß ein Hund durch Mißhandlung, Angst, Aufregung, fehlenden Schutz gegen Hitze und Kälte krank oder gar toll werden könne, so ist diese Reisegelegenheit ganz und gar dazu angethan, und es ist geradezu unfaßlich, daß nicht längst von Sanitätspolizei wegen eingeschritten wurde. Die ganze Einrichtung dieser Nothställe ist zudem für die Eisenbahnen eine ganz überflüssige und hat deshalb nicht einmal einen finanziellen Entschuldigungsgrund. So gut es Waggons gibt, wo geraucht werden darf, so gut kann es welche geben, wo man Hunde aufnimmt; wen dies genirt, der bleibt eben draußen. Es ist erlaubt, Kinder gratis in einem Alter mitzunehmen, in welchem sie die doppelte Aufsicht erfordern und wo häufig Ereignisse eintreten, welche für die Mitreisenden weit unangenehmer sind, als ein wohlgezogener Hund, und in der Regel kommen doch nur solche vor, für die man ja gerne eine erhöhte Taxe, als die bisherige, sich gefallen ließe. Von Gefahr für die Reisegesellschaft zu reden, wäre lächerlich. Jedenfalls hat man außer der Eisenbahn tausendmal mehr Gelegenheit, gebissen zu werden, als darin. Möchten diese wenigen Zeilen für die Betheiligten eine Anregung geben, sich zu rühren, und vor Allem den vielen dazu berufenen Thierschutzvereinen eine Mahnung sein, dem klugen, treuen Hunde wenigstens gerade so viele Aufmerksamkeit zu schenken, als rohen, dem Tode geweihten Schweinen und Kälbern!

Miscellen.

— Daß der Tabak in Holland eine große Rolle spielt, dürfte wohl zur Genüge bekannt sein, aber daß die Cigarre von jungen Männern als Organ für Heirathsanträge benützt wird, wissen wohl die Meisten nicht. Wenn ein junger Mann in Holland in ein Mädchen verliebt ist, so klingelt er an der Thür des Hauses, in dem die Angebetete wohnt, und bittet um Feuer, seine Cigarre anzuzünden. Dieser erste Schritt macht die Eltern blos aufmerksam. Aber wenn er sich zum zweiten Male unter dem Vorwande des Feuerforderns meldet, dann wissen sie, woran sie sind und treffen ihre Maßregeln, um bei dem dritten entscheidenden Besuche den entsprechenden Bescheid, je nachdem ihre Erkundigungen lauten, ertheilen zu können. Dieser dritte Besuch erfolgt gewöhnlich sehr bald nach dem zweiten. Ist der Freier nicht genehm, so wird ihm das Feuer ab- und die Thür vor der Nase zugeschlagen. Es ist das ein Korb in bester Form. — Ist die Werbung aber willkommen, so wird ihm artig Feuer gereicht, er zündet seine Cigarre an und tritt diesmal in's Haus, wo ihn die Familie empfängt. — Jetzt kommt es zur Erklärung. Der Werber macht, der Form wegen, den Eltern diejenige ihrer Töchter namhaft, auf welche seine Wünsche sich richten. Sobald dieser Punkt aufgeklärt ist, tritt ihm das Mädchen entgegen und sie geben sich die Hände. Hat er dann seine Cigarre ausgeraucht, so wird ihm die nächste von seiner Braut gereicht und sie gibt ihm auch Feuer dazu. — Es ist bis jetzt nicht Ein Beispiel vorgekommen, daß eine Verlobung, welche mit der zweiten im Braut-Elternhause geraucht Cigarre zu Stande gekommen, jemals von der einen oder der anderen Seite aufgelöst worden sei.

•

— [Wölfe.] In einer Nacht der vergangenen Woche wurde der in seiner im Gebirgswalde beim Rothenthurmpaß befindlichen Hütte schlafende Heger durch ängstliches Meckern seiner Ziegen geweckt. Der Mann ergreift seine Flinte und sieht nach der Ursache des Lärmens. Ein riesiger Wolf war eben im Begriffe, bereits die vierte Ziege zu zerfleischen. Der Heger zielt auf den blutdürstigen Gast, verwundet ihn aber nur, worauf der Wolf heulend davonrennt. Der Heger verfolgt, während des Laufens wieder ladend, die Bestie, verliert sie aber im Dunkel der Nacht und des Waldes aus dem Gesichte. Wer beschreibt aber sein Entsetzen bei der Rückkunft! Während seiner kurzen Abwesenheit hatten sich vierzehn Wölfe über seine Ziegen und Schafe hergemacht. Durch einen Schuß verscheuchte er die unheimlichen Besucher, die beinahe sein ganzes Hab erwürgt hatten. Der arme Mann mag sich trösten. Berühmteren Jägern, als er ist, widerfuhr noch komischeres Mißgeschick. Die Herren v. Vadaty, drei Brüder und bekannt als die berühmtesten Jäger im Unter-Albenser Comitate, gingen auch auf die Wolfsjagd. Pferde und Wagen ließen sie unter der Obhut des Kutschers im Thale, während sie selbst die Höhe hinanstiegen. Oben fanden sie nichts zum Schießen; sie stiegen also wieder in's Thal, um weiterzufahren. Sie fanden den Kutscher im Schragen schnarchend, von ihren Pferden aber nur die Knochen. Während sie oben die Wölfe suchten, hatten diese unten die Pferde aufgefressen.

•

— (Ein Leichenbegängniß ohne Leiche.) Vor einigen Tagen, so erzählt der „Nappel", starb in Nantes ein bekannter Hagestolz, der Bruder eines ehemaligen Maire von Nantes, Hr. Favre, ganz plötzlich, ohne daß seine Familie den letzten Augenblicken anwohnen konnte. Ein Diener besorgt allein die Bestattung. Die Todtengräber kommen. Der Diener führt sie in's Haus, entfernt sich für einen Augenblick; dann folgt er dem wenig zahlreichen Zug, der sich in die Kirche und von da auf den Friedhof begibt. Der Diener kehrt nach Hause zurück, und als er in das Zimmer seines Herrn tritt, stößt er einen furchtbaren Schrei aus. Der Leichnam liegt da, in sein Leichentuch eingehüllt. Der unglückliche Kammerdiener glaubt, er sei wahnsinnig und nähert sich; aber nein, er hat sich nicht getäuscht; es ist in der That der Leichnam des Verstorbenen, den er erblickt hat. Die Todtengräber hatten ihn vergessen. Diese Männer, die wahrscheinlich betrunken waren, hatten den Sarg zugenagelt und den Leichnam, den Niemand bewachte, liegen gelassen. Der leere Sarg war in die Kirche und auf den Friedhof getragen und mit Weihwasser bespritzt, Gebete darüber gesprochen worden. Alles war von vorn anzufangen!

•

— Ein Pariser Arzt wird zu einer jungen Dame im Quartier des Champs-Elysées gerufen. Die vornehme Kranke beklagt sich über heftiges Reißen in der einen Schulter. Unser Aeskulap untersucht den leidenden Theil — eine Schulter, weiß und rund, geeignet, einen Carpeaux zu einer neuen Statue zu begeistern. Er fühlt, tastet, findet keine Verletzung und schließt auf Rheumatismus. „Das hat nicht viel zu sagen", meint er, und verordnet irgend ein Mittelchen. Dann geht

er an die Toilette, gießt Wasser in das Waschbecken und wäscht sich die Hände. Es ist dies ein alter Gebrauch der Aerzte, aber — sich die Hände waschen, nachdem man eine solche Schulter berührt! Man kann sich die Gefühle der Dame vorstellen. Am folgenden Tage erscheint der Arzt wieder; er nähert sich der Kranken und will seine Inspektion beginnen. — „Ach," sagte die Dame, „haben Sie die Güte, sich die Hände vorher zu waschen!"

•

— An einem Abend der letzten Tage betrete ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme bei den Besuchern eines Pariser Café. Unter den eleganten Besuchern befand sich auch ein Stutzer von tadelloser Haltung, behandschuht geschniegelt und gestriegelt nach der neuesten Mode. Als die Bettlerin auf ihrem Rundgange zu ihm trat, entblödete sich derselbe nicht zu sagen: „That mir leid, aber ich habe nur Goldstücke zu hundert Francs bei mir. Wenn Sie mir herausgeben können?" ... Er lächelte höhnisch und starrte in das Gesicht der Bettlerin, deren Züge sich hiebei bitter verzogen. Plötzlich reichte aber ein älterer Herr der Unglücklichen ein Billet von fünfzig Francs mit den einfachen Worten: „Geben Sie dem Herrn heraus!" Um sich nicht ausgelacht zu sehen, mußte der schöne Herr ein Goldstück hingeben, ohne nur das Bankbillet annehmen zu können, das ihm angetragen worden war.

•

— **(Ein ergötzliches Chignon-Histörchen)** erzählt ein schottisches Blatt. Ein Pächter in Fifeshire machte von Zeit zu Zeit die Entdeckung, daß die Schwänze seiner Kühe ihres Haares beraubt wurden. Lange sann er hin und her, wem er diesen Schabernak zu verdanken habe, bis seine Gattin eines Tages in der Kammer ihrer Milchmagd einen aus Kuhhaaren verfertigten Chignon fand. Das ländlich sittliche Modedämchen wurde in's Verhör genommen und gestand, auf Kosten der Kühe nicht allein sich, sondern fast sämmtliche Dorfschönen mit Material zu dem modernen Haarputz versehen zu haben, mit dem sie beim nächsten Tanzvergnügen zu glänzen gedachten.

•

(Ein Verhungernder.) Vor die Ofener Stadthauptmannschaft ward vorgestern ein anständig gekleideter Mann gebracht, welcher auf der Gasse vor Hunger ohnmächtig zusammengesunken war. Derselbe ist ein israelitischer sog. Zehngebotschreiber, konnte in Pesth nichts verdienen und genirte sich, seine Noth liegend Jemandem zu entdecken. Die Stadthauptmannschaft ließ demselben sogleich Nahrung reichen und wird ihn, sobald er sich erholt haben wird, in seine Heimath nach Preßburg senden.

•

— **(Handel und Wandel.)** Fremder (in einem Einspänner unter dem Thore): „Können Sie mir nicht sagen, Herr Thorschreiber, wo finde ich hier wohl ein gutes Wirthshaus zum Uebernachten?" — Thorschreiber: „Fahren's nur gleich die erste Gasse da links 'runter in'n rothen Ochsen, mit dem sin's g'wiß z'frieden, es is mei Sohn!"

•

— Dieser Tage wurde in München ein **Taglöhner wegen Katzendiebstahls** arretirt und bei demselben ein kleines Magazin von Katzenfällen vorgefunden; seit langer Zeit hatte derselbe die Entwendung von Katzen förmlich gewerbsmäßig betrieben, dieselben mit seiner Familie regelmäßig verspeist und die Felle an die Pelzhändler verkauft.

•

— Ein Dieb schlich sich neulich in eine Vermischtwaaren-Handlung und entwendete ein Packet mit fünf Pfund Kaffee. Gerade wie er damit den Laden verließ, begegnete ihm der Herr. Dieser glaubte, er habe den Kaffee im Laden gekauft und sagte zu ihm sehr freundlich: „Besuchen Sie mich bald wieder."

•

— Lord Canikton, ein großer Sonderling, hatte in seiner Trunkenheit den Aufwärter eines Gasthofes getödtet. Der Wirth kommt ganz erschrocken zu ihm und sagt: „Mylord, wissen Sie, daß Sie den Aufwärter getödtet haben?" — „Sehr wohl!" antwortete der Lord, „setzen Sie ihn auf meine Rechnung."

Literarisches.

„Ewiger Friede!" Pax vobiscum — Friede sei mit euch! In allen Gauen Deutschlands, im ganzen zivilisirten Europa sehnen sich Millionen nach einem gesunden Frieden, nach einem politischen Zustand, welcher der Arbeit ihrer Gedanken und Hände ein stetiges Gedeihen verbürgt. Kann es eine Sehnsucht geben, die natürlicher, berechtigter, sittlicher wäre? und wenn das Verlangen so allgemein ist, warum verwandelt es sich nicht in Wollen und in That? Weil ihm ein Wald von Bajonnetten den Weg verlegt; weil Eigennutz, Ehrsucht und herkömmlicher Hochmuth auf der einen Seite, durch Gedankenlosigkeit, Unterwürfigkeit und gewohnte Indolenz auf der andern geschützt werden. Aber je fühlbarer es wird, wie die stehenden Heere an den Wurzeln des Völkerwohls fressen, desto ernster gestaltet sich die Friedensfrage, desto lauter erheben die Volksfreunde, bald einzeln bald verbündet, ihre Stimmen, um die Schäden vor allen Augen bloßzulegen und auf die sichersten Mittel zur Abhilfe hinzuweisen. Ein solches Mahnruf, von Herz zu Herzen, ist die gefügelte Rede für den Frieden von Jakob Benedey. Wen dieses Thema interessirt (und wer möchte auch nur den Schein des Gegentheils auf sich laden?), der lese die feurige Rede im 4. Hefte des „Buchs der Welt" (Stuttgart bei Carl Hoffmann), eines illustrirten Journals, das wir wegen seines Gehalts und verstrebenden Freimuths allen Klassen von Lesern wiederholt zur Anschaffung (à Heft 5 Sgr. = 18 kr. S., wofür es jede Buchhandlung oder Postanstalt liefert) empfehlen.

Zur gefälligen Notiz.

Mit Beginn des nächsten Jahrganges wird die Redaktions-Commission dieser Zeitung dem Unterhaltungsblatte „Mnemosyne" erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden und insbesondere Original-Novellen bringen, welche das Interesse ihrer Leser in spannender Weise beschäftigen werden. Die erste Nummer beginnt mit „Das Gewissen", Original-Novelle von Emilie Heinrichs und „Das Neujahrsblasen", Originalhumoreske von Th. Drobisch. Diesen folgen Beiträge von Dr. Wilhelm Andreae, J. Brachvogel, André Hugo (Elm), Jul. Hagen, Phil. Galen (Dr. Langer), Dr. Alfred Meißner, A. Schrader, Hans Wachenhusen, Louise Mühlbach, Ernst Willkomm und anderen berühmten Schriftstellern.

Verantwortlicher Herausgeber: Anton Memminger.